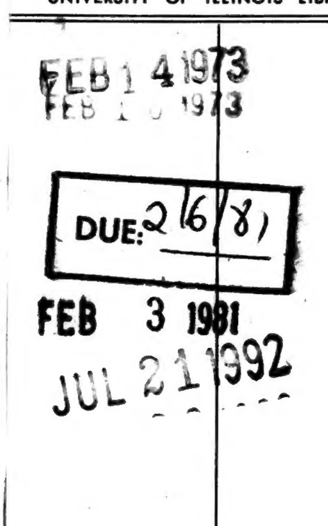
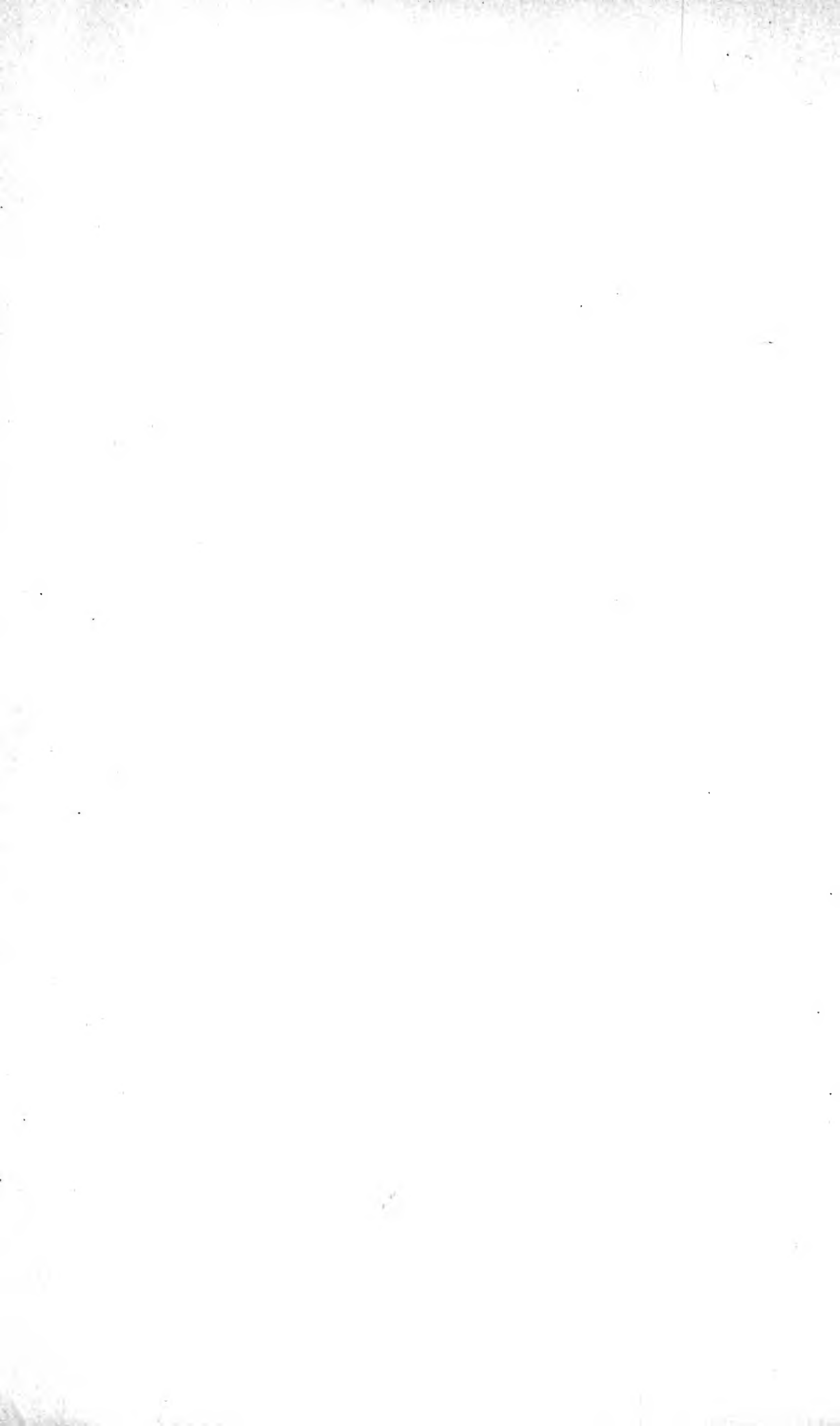
MAX DAUTHENDEY

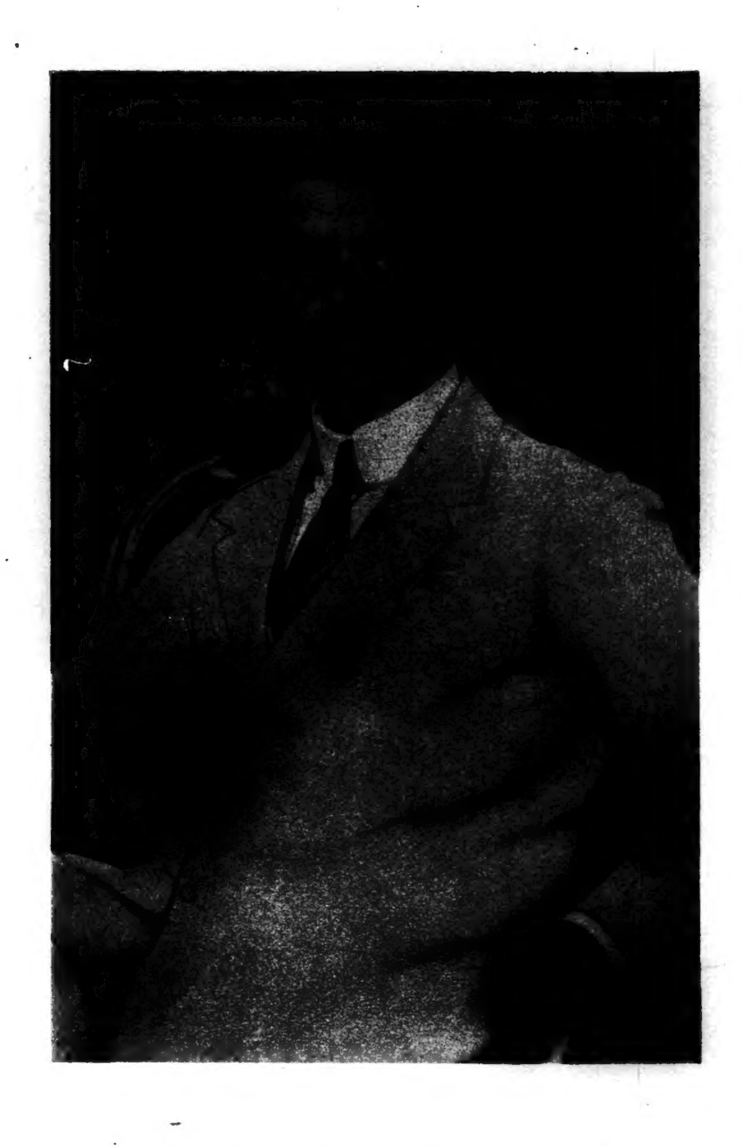
GESAMMELTE WERKE


FEB 14 1973
FEB 1 1973
DUE: 2/6/81
FEB 3 1981
JUL 21 1992



Max Dauthendeys Werke

Band 1



Max Dauthendey

Max Dauthendey

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Erster Band:

Autobiographisches



Albert Langen / München



Max Dauthendey

Max Dauthendey

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Erster Band:

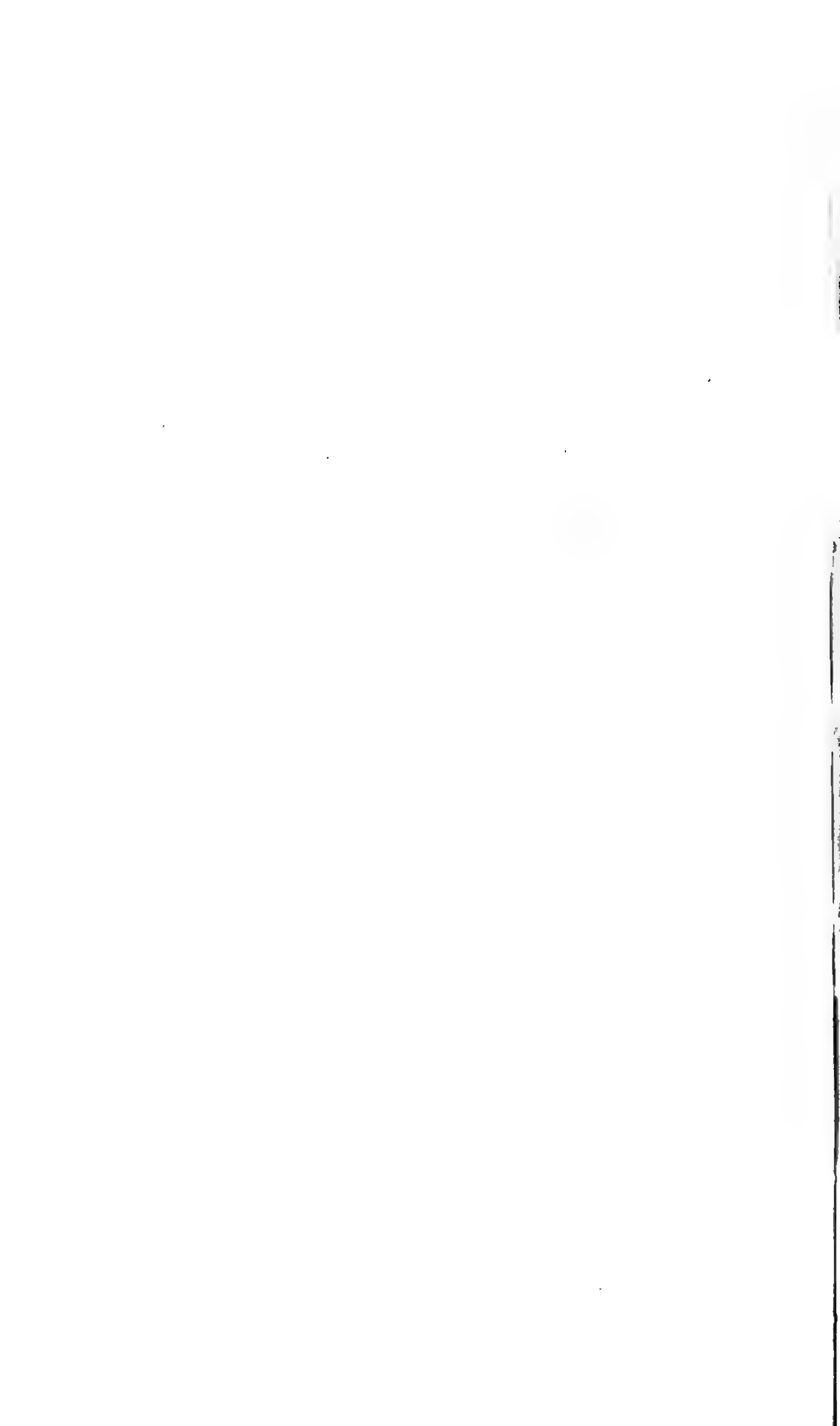
Autobiographisches



Albert Langen / München

Der Geist meines Vaters

Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert



Heute war ich am Grabe meines Vaters.

Das Eis stockt, und der Fluß steht still,
Ein Rabe hockt dort schwarz im Weiß,
Im Winternebel, der nicht weichen will.

Das Jahr, es wandert rund im Kreis;
Es bringt den Schnee zu seiner Stund'
Und winkt jetzt mit beeistem Reis.

Vom Tode kommt uns manche Kund';
Die Worte werden doppelt heiß,
Hängt sich sein Frost an unsern Mund.

Unsere Familiengruft, in welcher mein Vater und meine Mutter begraben liegen, suche ich manchmal auf, um mich zu überzeugen, daß der Gärtner, dem das Grab in Obhut gegeben ist, seine Pflicht tut. Ich kaufe dann in der Gärtnerei, die neben dem Kirchhof liegt, ein paar blühende Blumenstöcke und lasse sie von einem Gärtnerburschen an das Grab tragen.

Wenn der Gärtner am Grabstein die Blumentöpfe niedergestellt und sich wieder entfernt hat, lese ich gern die Jahreszahlen der Geburts- und Sterbetage auf der schwarzen Marmortafel.

1819 wurde mein Vater geboren, 1896 starb er. Also liegt nahezu ein Jahrhundert mit ihm hier unter dem Efeu begraben. Dieser kleine Erdenfleck hat Herz, Augen und Gedanken in sich aufgenommen, die einmal, so wie ich jetzt, durch Millionen Meilen hindurch im Weltraum die ferne Sonne fühlen konnten und durch Millionen Meilen hindurch nachts die Sterne betrachten konnten.

Mein eigenes Herz aber und meine Augen und Gedanken können, wenn sie vor diesem Grabe stehen, die Gestalten der Toten nicht unter diese paar Fuß Erde zwingen. Meine Toten gehen mit mir hin zum

Grabe und gehen mit mir vom Grabe fort. Nur wenn ich auf die Nebengräber sehe, die in langer Reihe den Weg säumen, an dem unsere Gruft liegt, nur dort in den anderen Gräbern sehe ich im Geist tote Menschen liegen. Aber wenn ein Trauernder in der Ferne auf den Friedhofwegen daherkommt, an einem Grabe stehen bleibt und, so wie ich, seine Verstorbenen besuchen will, dann fühle ich: auch die anderen, wenn sie an ihre Gräber treten, können keine Angehörigen sich ins Grab hineindenken. Die Toten sind auferstanden aus jedem Grab, sobald an dasselbe ein Trauernder ehrfurchtsvoll hintritt.

Ach, aus diesen kleinen Erdenzellen, die da in langen Reihen, in unzähligen Straßen durch den Kirchhof nebeneinander eingegraben sind, strömen aus jeder Zelle Welten von Erinnerungen. Die kleinen eingezäunten Blumenäckerlein enthalten oft Königreiche und Weltteile voll lebender Erinnerungen.

Auf unserer Grabtafel lese ich, in goldenen Buchstaben, St. Petersburg 1837 am 11. Mai! An einem Maitag an der Newa, als die Sonne auf der goldenen Kuppel der Isaakskathedrale glänzte, und das Newawasser die letzten Eisschollen aus dem Ladogasee zur Ostsee hintrieb, wurde meine Mutter geboren. Sie war ein Kind deutscher Kolonisten, die zur Zeit Peters des Großen aus Süddeutschland, aus Hanau, kamen und sich in Petersburg niederließen. Die Eingewanderten waren ihrem Beruf nach Wollenweber und Orgelbauer. Ich selbst hörte noch im Jahre 1889, als ich zum ersten Male in Petersburg war, eines Sonntags in der holländischen Kirche dort, die Orgel, welche mein Urgroßvater mit seinen Händen gebaut hatte.

Die Familie meiner Mutter war streng religiös. Alle ihre Mitglieder gehörten der frommen Herrnhutergemeinde an. Als einziges Erbteil dieser Familie besitze ich noch eine Bibel, in welcher die Jahreszahl 1796 eingeschrieben ist. Der Vater und die Brüder meiner Mutter hatten eine Klavierfabrik, und als mein Großvater gestorben war, besaß meine Großmutter noch Säle voll Klaviere; diese Instrumente

verlieh sie in Petersburg gegen einen monatlichen Entgelt.

Eine kleine Welt von fleißigen Arbeitern, Handwerksleuten und Meistern in ihrem Beruf, tritt beim Ablesen der Geburtsjahreszahl meiner Mutter und ihrer Sterbejahreszahl 1873 aus dem Grabe vor mich hin ins Leben. Die Sorgen, die Nöte, die Familienfreuden, die religiöse Ergebenheit, die Demut des Arbeiterfleißes — alles dieses durchlebe ich, während ich Namen und Jahreszahl am Grabstein betrachte, und friedlich, wie im Grunde das Leben der Familie meiner Mutter war, friedlich wird mir im Herzen, sonnig und einfach. Pflichtgetreu und bescheiden sehen mich aus der Umgebung meiner Mutter Reihen von Augen an; mutige Augen, die an ihrem Deutschtum zwei Jahrhunderte lang festhielten und mitten in der russischen Hauptstadt deutsche Sitten, deutsche Sprache, deutsche Ehrbarkeit und deutsche Arbeitsamkeit pflegten.

Weltgrößer, europäischer möchte ich es nennen, wird aber mein Geist, wenn ich die Geburts- und Sterbejahreszahl meines Vaters: 1819—1896 betrachte. Der stolze Aufschwung, den das neunzehnte Jahrhundert in technischer Beziehung und auch in geistiger Aufklärung genommen hat, spiegelt sich kräftig wider im siebenundsiebzigjährigen Leben meines Vaters. Dieser hatte Mechanik und Optik erlernt und führte die Daguerreotypie in Petersburg ein. Durch eine Empfehlung der Herzogin von Dessau an die Kaiserin von Rußland kam er mit dreiundzwanzig Jahren nach Rußland.

Seines zwanzigjährigen Aufenthaltes unter der slawischen Rasse endlich überdrüssig, außerdem von plötzlichen Unglücksfällen verfolgt, trieb meinen Vater die Sehnsucht nach Deutschland aus Petersburg fort. Er kam mit seiner zweiten Frau, meiner Mutter, in die Heimat zurück und ließ sich, durch einen Zufall geführt, in Süddeutschland, in Würzburg 1864 nieder, wo er wieder ein Atelier baute, aber in den letzten Jahren seines Lebens hauptsächlich photographischen Erfindungen, chemikalischen Experimenten und chemischen Studien seine alten Tage widmete.

Hier in Würzburg wurde ich geboren, als mein Vater achtundvierzig Jahre alt war. Und heute, da ich dieses niederschreibe, stehe ich selbst im fünfundvierzigsten Lebensjahre.

Nach vielen Fahrten, die ich durch Europa und über Europas Grenzen hinaus machte, und nach meiner letzten Reise rund um die Erde, habe ich mich hier niedergelassen. Die Fenster meiner Wohnung sehen auf den alten Fluß hinaus, auf den sanften Main, der am Fuße des Marienberges unter steinernen Brücken leicht rauschend hingleitet. Auch mein Vater hatte hier einst bei einer der Brücken, vor mehr als fünfzig Jahren, als er aus Petersburg kam, an der „alten Mainbrücke" seine Wohnung genommen, und dort sehe ich noch heute, wenn ich am Kai spazieren gehe, das Atelier, den kleinen Glaskasten, den er an der Rückseite eines großen Wohnhauses anbauen ließ.

Wohl sind in der Stadt einige Straßen seitdem erweitert worden. Die Ringparkanlagen, die sich rund um die Stadt ziehen, die ich als neunjähriger Knabe anpflanzen sah, und die jahrelang wenig Schatten gaben, sind jetzt dunkel schattig geworden, und hohe gewölbte Alleen führen dort an reichen Gebüschen und Blumenpflanzungen vorbei. Aber dem Innern der Stadt merke ich es kaum an, daß ich fünfundvierzig Jahre mit seinen Häusern älter geworden bin.

Nur die hohen Bäume der Glacisanlagen, die mit den Jahren zum Himmel wuchsen — und ihre Zweige und Wipfel gewaltig ausstrecken lernten, wie der älter werdende Mensch seine Gedanken — hauptsächlich an diesen Bäumen kann ich es sehen, daß ich bald ein Menschenalter die fränkische Luft, den fränkischen Boden und die fränkischen Laute meine Heimat nenne.

Immer wieder bin ich vom Auslande zu dieser Stadt zurückgekehrt. Ich besaß keine Erde und kein Gut hier, das mich hätte anlocken können, stets wieder von neuem das Mainufer aufzusuchen. Das einzige Gut, das einzige Stückchen Erde, das ich mein nannte, als ich wiederkam, war das kleine Viereck Erde des Familiengrabes da draußen im Friedhofgrund.

Fühle keine Kälte sehr,
Wenn die Nebel sich vereisen;
Denn mein Herz geht vor mir her,
Will mir Heimatwege weisen.

Aus den Fenstern durch die Nacht
Glänzen deutsche Weihnachtskerzen,
Und die deutsche Tanne lacht,
Und sie lacht zu meinem Herzen.

Nenne nichts auf Erden mein
Von dem großen Heimatgrunde,
Als den Regen nur allein
Und den Nebel in der Runde.

Graues Heimatnebelland,
Bin dir immer treu geblieben.
Nirgendwo ich Ruhe fand,
Heimweh hat mich heimgetrieben.

Die Blumen, die im Sommer hier auf dem Grabe stehen, haben mich mit ihrem Duft rund um die Erde verfolgt, und die Toten, die hier unter dem Efeu zur Erde werden, sind noch heute meine treuesten Begleiter, meine unterhaltendsten Erzähler in den wenig veränderten Straßen der alten fränkischen Stadt.

Efeu

Der immer dunkle Efeu, der sich klammernd rankt,
Der gern bei Schatten lebt und treu
Dem Schatten, kühl und ernst, sein Leben dankt,
Ich seh' ihn niemals an ohn' ein Gefühl von Scheu.
Er kennt, was dauern kann, und weiß zu trauern.
Nichts ist ihm alt, nichts ist ihm neu,
Und seine Blätter tief in sich erschauern.

In den letzten Jahren seines Lebens — ehe mich die Wanderlust von zu Hause forttrieb — sehe ich meinen siebzigjährigen Vater Abende und Vormittage an seinem Schreibtisch in seinem Zimmer sitzen und sehe den immer ernsten Mann eifrig und tief gedankenvoll Notizen zu seiner Lebensgeschichte aufzeichnen. Viele Papierbogen hat er beschrieben. Aber sei es, daß über dem zähen Ausfeilen der deutschen Sätze und bei seiner haarscharfen Gewissenhaftigkeit ihm der Faden der Erzählung entglitt, oder daß den feurigen Mann das Niederschreiben nicht so befriedigte wie das mündliche Erzählen, in welchem er ein Meister

war — kurz: von den vielen Stunden, die er seinen Aufzeichnungen widmete, fand ich als Endergebnis in seiner Ledermappe nach seinem Tode nur einige wenige, mit großem Fleiß und großer Klarheit niedergeschriebene Seiten und außerdem einen Papierbogen, auf welchem Hunderte von Kapitelüberschriften aufgezeichnet stehen. Aber zur Ausarbeitung dieser Kapitel ist es nie gekommen.

Bei meinem letzten Besuch vor seinem Tode legte mein Vater seine große starke Hand auf meine Schulter und sagte:

„Mein Junge, siehst du, mit dem Niederschreiben meiner vielen Geschichten und meiner vielen wechselvollen Lebensschicksale komme ich doch nicht zurecht. Es fehlt mir etwas: die Begabung, die Worte in der Niederschrift so stark zu gestalten, daß sie den Eindruck des selbstverständlich Erzählten machen. Nur ein paar Seiten sind mir gelungen. Vielleicht, wenn ich noch dreißig Jahre zu leben hätte, würde die Arbeit, die ich vor mir sehe, vollendet werden können. Aber ich bin jetzt ein Mann von mehr als siebzig Jahren" — und er unterbrach sich plötzlich und lachte — „ich glaube, auch wenn ich hundertfünfzig Jahre alt würde, und das Buch endlich fertig wäre, — ich wäre nicht damit zufrieden. Wenn ich euch euer Leben lang, dich und deine Schwestern und alle, die uns besuchten, stundenlang mit meinen Erzählungen fesseln konnte —, bei der Niederschrift fehlt mir das Packende, das ich in die Stimme, in den Klang legen kann, das Nachdrückliche, das ich durch den Gesichtsausdruck euch geben konnte.

Aber du, glaube ich, du wirst einmal mein Buch schreiben können. Ich staune, wie leicht dir das Wort in die Feder fällt. Versprich mir also, wenn du einmal Muße und Lust haben wirst, daß du dann meinen Lebensroman schreiben willst."

Er schüttelte meine Schulter kräftig, daß mir fast die Knochen knackten, und während ihm die Tränen in die grauen Augen kamen, schloß er:

„Es tut mir nur leid, daß, wenn du das Buch geschrieben haben wirst, ich es nicht werde lesen kön-

nen, weil ich dann meine Augen längst für immer zugemacht haben werde." —

Heute ist Schnee gefallen, viel Schnee. Um nachzusehen, ob das Grab ordentlich imstande ist, war heute eigentlich keine Veranlassung. Denn der Schnee hatte das Grab schön gepflegt und ebenmäßig zugedeckt. Sauberer konnten keine Hände das Grab pflegen.

Der Gedanke, meine Toten zu sehen oder ihnen nahe sein zu wollen, hatte mich auch nicht an das Grab hingeschickt. Denn meine Toten begleiten mich ja immer durch alle Straßen Würzburgs; es ist dort für mich keine Straße von Toten leer.

In der alten Stadt, wo ich geboren,
Flüstert stets Totes vor meinen Ohren.
Auf alten Wegen, bei jedem Schritt,
Da wandern auch alte Tote mit.
Sie wollen sich nicht zur Ruhe legen,
Sie müssen gemeinsam Gewesenes pflegen.
Und Altgesprochenes wiedersagend,
Und Abgetanes mit sich tragend,
So nahen sie tags aus wankenden Fernen
Und starren des Nachts mit in die Laternen.
Sie gehen im Winterschnee wie vor Jahren
Auf Weihnachtsstraßen in Heeren und Scharen.
Ich kann mich kaum aller Toten erwehren,
Der Toten, die sich ja jährlich mehren.
Vom Leben und seinen Äpfeln, den roten,
Seh' ich den Wurm nur, den Todesboten.

Doch ein Weg ist von Toten mir freigegeben.
Der ist dort, wo sich zwei Augen heben,
Zwei Lippen locken mich zu sich fort
Und der Liebsten wortloses Wort.

Als ich auf dem lautlosen schneeweißen Friedhof vor dem lautlosen schneeweißen Grabe stand, fragte ich mich immer wieder: welcher Gedanke hat dich eigentlich heute hierhergeführt? Heute hatte ich zwischen dem Efeu und den Blumen kein Unkraut zu jäten, keine welken Blätter aufzuheben. Der Schnee hatte alles fein säuberlich umhüllt. Auf alle Gräber war der reine papierweiße Schnee ausgeteilt worden. Was wollte ich denn hier?

Ich konnte den Gedanken nicht finden, der meinen Füßen gesagt hatte: Geht heute zum Grabe!

Und so wie es mich mein Vater früher gelehrt, wenn wir dieses Grab zusammen besuchten, in welchem damals meine Mutter allein lag, so nahm ich auch jetzt meinen Hut einen Augenblick in die Hand und neigte zum Abschiedsgruß vor dem Stein des Grabes meinen entblößten Kopf. Auf meine Frage: warum bin ich hierher gekommen? — gab mir auch der Grabstein keine Gedanken zur Antwort. Nur die Geburts- und Sterbezahlen, Namen und Jahre sahen mich mit goldverblichener Schrift vom schwarzen Marmor an.

Da ich ein Zahlenfanatiker bin, das heißt, mit Vorliebe auf Glücks- und Unglückszahlen am Wege achte, ebenso bei meinen Reisen gerne in den numerierten Eisenbahnabteilen oder in den Schiffskabinen, die ich benutze, die Quersumme der mir begegnenden Zahlen addiere und gern an verhängnisvolle und glückbringende Zahlen glaube, — so habe ich auch hier am Grabstein oft schon die Jahreszahlen verglichen und freute mich immer über die Zahl Elf, die bei den Zahlen meiner Mutter immer wiederkehrt, und welche von den Indiern als die größte Phantasiezahl erklärt wird. Außerdem ist die Quersumme der Geburtsjahreszahl meiner Mutter Neunzehn, ebenso die Quersumme ihres Sterbejahres. Auch die Quersumme der Geburtsjahreszahl meines Vaters ist Neunzehn. Solches Vergleichen der Zahlen hat mich oft geheimnisvoll berührt.

Meine, mich durch das ganze Leben begleitende schicksalsschwere Zahl ist die Zahl Dreiundzwanzig. Dreiundzwanzig Jahre nach dem Tode meiner Mutter starb mein Vater, und ich kann sicher sein, daß immer der Dreiundzwanzigste jedes Monats mir irgendeine schwerwiegende Nachricht, eine Schicksalswende, einen besonderen Glücksfall oder außergewöhnlichen Unglücksfall bringt.

Trete ich eine Reise an, so will es der Zufall, daß das meist am Dreiundzwanzigsten des Monats geschieht. Und habe ich Verträge zu unterschreiben, die

wichtiger Natur sind, so ist es sicher am dreiundzwanzigsten Monatstag, an welchem ich meine Unterschrift geben muß. Das Haus, in welchem ich wohne und dieses niederschreibe, trägt die Nummer dreiundzwanzig, und an dem Dreiundzwanzigsten eines Monats wurde die Wohnung bezogen. —

Der Grabstein aber, den ich jetzt fragend ansah, gab mir auch heute keinen neuen Zahlenaufschluß. Darum setzte ich meinen Hut wieder auf den Kopf und ging über den lautlosen Schnee und kam zum Ausgange des Kirchhofs. Hier befindet sich im Sommer, zu beiden Seiten des Weges, je ein Beet mit einer Teppichpflanzung. Auf das eine Beet hat der Friedhofgärtner rechter Hand vom Eingang, aus Blattpflanzen und Blumen den griechischen Buchstaben Alpha gebildet, auf das andere Beet den Buchstaben Omega, was, wie jeder weiß, Anfang und Ende versinnbildlichen soll. Heute waren die Buchstaben verschwunden. Von jedem Beete sah mich eine weiße Schneefläche an. Wie zwei riesige Bogen unbeschriebenes weißes Papier leuchteten diese Flächen, ein wenig Wintergras säumte die Ränder.

Kein Vogel fliegt im leeren Strauch.
Das Gras, das gelb beim Erdreich liegt,
Ist tags noch weiß vom nächt'gen Hauch.

O, armes Gras, du tust mir weh,
Bist müde gleich dem Vogelvolke;
Die Winterwolke spricht von Schnee.

Den Weg des Todes zieht die Welt,
So wie das Blut das Herz einst flieht,
Und der Gedank' in nichts zerfällt.

Ich trat zum Friedhof hinaus. Überall Schneeflächen in den Stadtanlagen, überall große, weiße unbeschriebene Papierbogen, auf denen die schwarzen, laubleeren Bäume mit ihren geraden Stämmen wie schwarze Griffel standen, als ob da, unsichtbar, Hunderte von Geistern Hunderte von großen Schreibgriffeln hielten und sich bedachten, was sie auf die großen weißen Flächen schreiben wollten.

So senkrecht wie die Bäume im Schnee standen,

so senkrecht stand immer der Federhalter meines Vaters in seiner Hand auf dem Papier still, wenn er am Schreibtisch nicht weiterschreiben konnte. Neben ihm lag dann am Schreibtischrand seine gewohnte Zigarette, die dort für sich allein weiterrauchte. Und wenn ich zufällig durchs Zimmer ging und die einsam rauchende Zigarette neben dem weißen Papierbogen ansah, so wünschte ich dem alten Mann, daß er die Zigarette wieder in den Mund nehmen möchte oder zwischen die Finger, wo sie hingehörte, und daß der so lange Zeit stillstehende Federhalter sich an Stelle der Zigarette auf den Schreibtisch legen sollte. Es stand dem alten lebhaften Mann nicht gut an, daß er mit dem Federhalter in der Hand nachdachte. Denn er erzählte uns immer seine schönsten Geschichten mit der glühenden Zigarette in der Hand, und er konnte wundervoll erzählen, aber nur mit der Zigarette in der Hand.

Mit den Zigaretten meines Vaters hatte es eine eine eigene Bewandtnis. Diese Zigaretten, die er vom frühen Morgen bis spät nach Mitternacht ununterbrochen rauchte, waren, weder der Form, noch dem Inhalt nach, alltägliche Zigaretten, und nicht solche, wie man sie in den Zigarrenläden kauft. Sie wurden eigens in unserem Hause, jede Zigarette einzeln, mit Sorgfalt von meinen Schwestern, von mir, oder von einer weiblichen Verwandten für meinen Vater täglich frisch angefertigt. Sie waren dick und lang wie ein Zeigefinger, und ihre Papierhülsen wurden in einer besonderen Fabrik für meinen Vater hergestellt, und auch der türkische Tabak wurde uns aus Konstantinopel in kleinen Kistchen geschickt. Die Papierhülsen wurden, nachdem sie mit Tabak gefüllt waren, an beiden Enden zugedreht.

Es gehörte zum Bild unseres Familientisches, daß Sommer und Winter, fast jeden Abend oder Nachmittag, einer von uns vor einem ausgebreiteten Papierbogen saß, auf dem ein angenehm duftender, honiggelber Tabakhaufen lag, aus dem er stundenlang für meinen Vater Zigaretten verfertigte. Mit einiger Übung konnte man an einem langen Abend hundert

Zigaretten herstellen. Dieser Vorrat reichte aber kaum drei Tage, denn mein Vater war ein starker Raucher, und seine verschiedenen großen Zigarettentaschen, deren er viele aus Schildkrot und Leder besaß, mußten ihm, immer gefüllt, in seinen Paletot oder in die Taschen seiner Haus- und Ausgehröcke gesteckt werden. Er war unglücklich, wenn er seine Zigaretten einmal vergaß, oder wenn man vergessen hatte, ihm die Zigarettentasche zu füllen, und er nichts zu rauchen bei sich trug. Beim Schachspielen, beim Briefschreiben, beim Spazierengehen, auf der Jagd im Spessart, beim Essen, beim Einschlafen und beim Aufstehen war die brennende Zigarette seine Begleiterin. Nicht bloß wir, niemand in der ganzen Stadt konnte sich meinen Vater ohne Zigarette vorstellen. Und diese große seltsame Zigarette, die nur für ihn angefertigt wurde, die er in Petersburg zu rauchen sich angewöhnt hatte, und die er immer russisch „Papyros" nannte, habe ich seit dem Tode meines Vaters bei keinem Menschen wieder gesehen. Diese Zigarette ist mit meinem Vater wie in die Erde verschwunden. Ich selbst rauche fast nie, aber noch lange, nachdem mein Vater gestorben war, müßte ich öfters eine türkische Zigarette in meinem Zimmer anzünden, um mir dieselbe Luft zu verschaffen, die meinen Vater immer umgab, und die blau voll Zigarettenrauch war. Ebenso erging es meiner jüngsten Schwester. Sie mußte sich in den ersten Jahren nach dem Tode meines Vaters das Rauchen angewöhnen, um sich manchmal vorzustellen, daß mein Vater noch um sie lebte.

Etwas Seltsames ist mir am Todestag meines Vaters passiert, das auch beweisen kann, wie stark der Duft der Zigarette von dem Wesen meines Vaters unzertrennlich war.

Es war am fünften September 1896. Ich lebte damals, jung verheiratet, in Paris. Ich hatte in der Rue Boissonnade von einem amerikanischen Maler, welcher aufs Land gereist war, möblierte Atelierräume gemietet, in die ich mit meiner jungen Frau, nachdem wir in England auf der Insel Jersey im Mai desselben Jahres geheiratet hatten, im Juni einzog.

Da wir den Monat Mai hindurch die Flitterwochen am Meer und auf dem Lande verbracht hatten, gefiel es uns, im Sommer in Paris zu bleiben, und weil die Rue Boissonnade auf dem Montparnasse in guter Luft lag, fühlten wir uns nicht zu sehr von der sonst unerträglichen Pariser Sommerhitze gequält.

Fast alle unsere Bekannten waren aber aufs Land gereist, und nur ein amerikanischer Bildhauer mit seiner Frau, die auch Amerikanerin und Malerin war, pflegte uns öfters zu besuchen. Diese beiden hatte ich einige Jahre vorher bei einem Aufenthalt in London kennen gelernt. Sie waren Anhänger des Okkultismus, und damals war der mystische englische Maler und Dichter William Blake ihr idealistisches Vorbild. Sie waren es, die mich zuerst auf die Bedeutung der mystischen Zahlenwerte im Leben aufmerksam machten, ebenso wie auf die tiefe Bedeutung der alten Astrologie. Sie konnten Horoskope stellen und taten nichts, ohne okkultistische Gelehrte und Astrologen zu befragen. Außerdem waren sie begeisterte Verehrer der Kunst Michelangelos, Leonardo da Vincis und des damals von neuem hochgepriesenen Botticelli und fanatische Verehrer Albrecht Dürers. Dieser Amerikaner hieß mit dem Vornamen James und seine Frau Theodosia.

Am fünften September, Mittag gegen zwölf Uhr, kam Theodosia zu meiner Frau und mir in das Atelier in der Rue Boissonnade. Sie wollte nur einen Augenblick hören, wie es uns gehe. Aber ehe wir es uns versahen, waren wir, wie immer, mitten in okkultistischen Streitgesprächen. Ich konnte mich nur schwer den Gedankengängen der überzeugten Okkultistin anschließen, und mit meiner achtundzwanzigjährigen Erfahrung, und auferzogen im Deutschland der exakten Wissenschaften, versteifte ich mich gerne, wenn von übersinnlichen Dingen die Rede war, auf eine starre Ungläubigkeit. Im Laufe jenes Gespräches, erinnere ich mich, Frau Theodosia eine deutsche Sternkarte gezeigt zu haben. Die Karte bestand aus zwei kreisrunden Scheiben, eine Scheibe etwas größer als

die andere, beide aus schwarzem Karton. Auf der kleineren Scheibe befanden sich die Sternbilder und die Milchstraße aufgezeichnet. Die Peripherie der anderen, der größeren Scheibe, war in die 365 Tage des Jahres eingeteilt. Stellte man einen Tag auf den Meridian der Sternkarte ein, so konnte man daraus die Stellung der Sterne jenes eingestellten Tages ersehen. Ich muß hinzufügen, daß ich damals seit Wochen keine Nachrichten von meinem Vater hatte. Mein Vater war ein wenig über meine plötzliche Heirat im Auslande überrascht gewesen, hatte sich aber doch im Grunde darüber gefreut. Ich hatte aus einem Brief meiner Schwester erfahren, daß er nur förmlicherweise mit mir schmolle, und daß er augenblicklich auf einer Reise wäre und eine meiner verheirateten Schwestern in Norddeutschland besuche. Diese Nachricht aus dem Brief meiner jünsten Schwester war die letzte, die ich über meinen Vater empfangen hatte. Ich hatte auch keinen Grund zur Besorgnis für seine Gesundheit und sein Leben und dachte, als ich die Sternkarte nahm und während des Gespräches die eine Scheibe auf den Geburtstag meines Vaters, auf den ersten November, einstellte, an nichts Außergewöhnliches. Ich stellte dann auch die Sternkarte auf meinen eigenen Geburtstag, den fünfundzwanzigsten Juli, ein und fand nur das eine Erstaunliche daran, daß die Milchstraße am ersten November die entgegengesetzte Stellung am Himmel einnimmt, als in der Nacht des fünfundzwanzigsten Juli. „Wie seltsam!" sagte ich zu Frau Theodosia, „die Stellungen der Milchstraße an den beiden verschiedenen Geburtstagen kreuzen sich. Ob das irgendeine Bedeutung hat in bezug auf unsere beiden Naturen? Ist die Natur meines Vaters so sehr im Kontrast mit meiner eigenen, daß beide ein Kreuz bilden würden, wenn man sie in Linien ausdrücken könnte?" — Ich weiß nicht mehr, was die okkultistische Amerikanerin mir antwortete. Ich weiß nur, als sie mittags fortging, daß es halb ein Uhr war, und daß sie sagte, sie müßte eilen, um rechtzeitig nach Hause zum Lunch zu kommen. Diese Zeit —

2*

halb ein Uhr — ist hier notwendig festzustellen, da sie bedeutungsvoll ist für das, was sich darnach ereignete. Kaum war die Amerikanerin gegangen, so verabredeten meine Frau und ich, ebenfalls auszugehen, um in der Stadt einige notwendige Einkäufe zu machen. Meine Frau ging in ihr Zimmer, das neben dem großen Atelier lag; ich trat hinter einen Wandschirm, wo sich eine Wasserleitung befand, und wollte vor dem Ausgehen meine Hände waschen. Ich hatte weder geraucht, noch befanden sich Zigaretten im Hause, aber seltsamerweise schien es mir, als ob während des Waschens Seife, Wasser und meine Hände plötzlich stark nach bitterem türkischen Tabak rochen. Es war jener, mir von Hause aus so wohlbekannte, aromatische Tabakgeruch, wie ich ihn zeitlebens nur bei meinem Vater in seinem Zimmer und bei seinen Zigaretten eingeatmet hatte. Ich schüttete das Wasser fort, wusch meine Hände von neuem zwei-, dreimal. Aber der Zigarettengeruch haftete durchdringend an der Haut meiner Hände, so daß ich sehr erstaunt in das Zimmer meiner Frau eintrat und ihr sagte: „Seit ich vorhin von der Sternenstellung am Geburtstag meines Vaters gesprochen habe, haftet ein aufdringlicher Zigarettengeruch an meinen Fingern, und kein Wasser und keine Seife können ihn fortbringen."

Meine Frau, welche meinen Vater nie gesehen hatte und nie in unserem Hause gewesen war, meinte, daß ich mir den Zigarettengeruch einbilde. Sie konnte keinen Tabakgeruch an meinen Händen bemerken. Wir sprachen dann nicht mehr darüber, gingen in die Stadt und kehrten gegen drei Uhr nach Hause zurück. Nicht lange darnach rief unten im Vorgarten des Ateliers die Hausmeisterin herauf: „Ist Herr D. zu Hause? Hier ist ein Telegramm." Nun geschah das Seltsame: meine Frau und ich sahen uns an und sagten uns, wie von einem und demselben Gedanken getroffen: das Telegramm bringt uns eine Todesnachricht! — Und so war es auch.

Mein Vater war an demselben Mittag um halb ein Uhr in Würzburg gestorben. Dieses telegraphierte

mir meine jüngste Schwester. Ich dachte jetzt nicht nur an den Zigarettengeruch, der mich um halb ein Uhr so deutlich in die Nähe meines Vaters gebracht hatte, — ich dachte hauptsächlich auch an eine Traumstimme, die ich in einer Juninacht zwischen Wachen und Schlafen in demselben Atelier gehört hatte.

Es war eine warme Nacht gewesen. Meine Frau und ich fanden die Luft im Nebenraum des Ateliers zu drückend, und wir hatten abends unsere Betten in den großen Glasraum, der sonst unser Wohnraum war, hineingestellt. Die Sterne sahen durch die Glasscheiben groß auf uns herab. In der Straße des Ateliers, in der Rue Boissonnade, die damals noch eine Sackgasse war, war es lautlos still wie auf dem Lande. Ein weiter Klostergarten mit rauschenden Ulmen befand sich hinter der Atelierwand, und als ich beim Einschlafen durchs Glasdach die Sterne, herrlich nah, über mir sah und dazu die Klosterbäume rauschen hörte, war mir, als läge ich nicht in einem Hause, sondern als hätte ich mich auf freiem Felde zum Schlafen niedergelegt.

Es mochte lange nach Mitternacht sein, da fuhr ich auf und fand mich auf dem Rücken liegend, wie ein Leichnam ausgestreckt, die Hände über der Brust gefaltet, in unbequemer Stellung, wie ich sonst nicht zu schlafen pflege. Zu gleicher Zeit hörte ich deutlich eine Stimme, dicht um mich; diese sagte vernehmbar und klar auf deutsch: „Im September stirbt dein Vater".

Erstaunt richtete ich mich auf, weckte meine Frau, deren Bett neben meinem stand, und erzählte ihr von der Stimme und der Prophezeiung, die ich eben gehört hatte. Dabei war ich gar nicht erschrocken. Eine große Feierlichkeit hüllte meinen ganzen Körper wie eine Wolke ein. Ich fühlte mich wie getragen und noch immer feierlich von der Stimme umgeben und hätte nur gerne gewünscht, mehr zu hören, als nur dieses: „Im September stirbt dein Vater".

Kein Schmerz, keine Angst, keine Trauer, nichts von allen diesen, selbstverständlichen Gefühlen drang

in mich. Die Hoheit jener Stimme und die Hoheit des ausgesprochenen Satzes, den ich immer wiederholen mußte, überwogen jeden Schauder vor der Todesbotschaft. Meine Frau war nicht im mindesten erstaunt über dieses seltsame Ereignis. Alles Wunderbare schien ihr von jeher selbstverständlich, und sie sagte nur einfach: „Es wird sich zeigen, wenn es September wird, ob die Stimme wahr gesagt hat."

Am nächsten Tage schrieb meine Frau das Nachterlebnis in ihr Tagebuch. Der Sommer verging, und wir sprachen fast nie mehr von jener Prophezeiung. Nur am ersten September, als wir morgens erwachten, richtete sich meine Frau im Bett auf, und ihr erster Satz war: „Weißt du, daß heute der erste September ist?"

„Ja, ich weiß es," sagte ich, „aber es ist schrecklich, daß du mich daran erinnerst. Wir werden jetzt jeden Tag daran denken, daß mein Vater sterben kann."

Eigentümlicherweise dachten wir aber auch nach diesem Morgengespräch nicht mehr daran. Die nächsten vier Tage bis zum fünften September vergingen, ohne daß wir uns an die Prophezeiung erinnerten. Erst im Augenblick, als die Hausmeisterin vom Garten unten heraufrief und das Telegramm gemeldet wurde, sagten wir uns beide mit einem Blick: das ist die Todesnachricht! —

Wir sind dann noch in derselben Nacht von Paris nach Würzburg gereist. Als ich am nächsten Tag vor dem Sarge meines Vaters stand, und ich sein altes, starkes energisches Gesicht so feierlich und vornehm und mit den friedlich geschlossenen Augen, vor mir wiedersah, und er mit gefalteten Händen in dem steifen Sarge auf dem Rücken lag, war mir, als hätte ich in jener Juninacht an mir selbst den Tod erlebt, damals, als ich aufgewacht war und mich in einer Lage wie in einem Sarge gefunden, und eine Stimme gesprochen hatte: im September stirbt dein Vater!

Da die Voraussage jener Traumstimme jetzt eingetroffen war, fühlte ich mich seltsam festlich und

fast in einer gehobenen Stimmung, so daß ich in der ersten Zeit keine Trauer und beinahe kein Weh über den Verlust empfinden konnte. Erst in dem Augenblick, da ich mit vielen Leidtragenden am offenen Grabe stand, und der geschlossene Sarg hinabgesenkt wurde, und man mir eine kleine Schaufel in die Hand drückte, damit ich als Erster drei Schaufeln Erde in die Gruft werfen sollte, da erst, als ich Erde, wirkliche Erde auf den hohlen Sarg auffallen hörte, dann erst brachen Schmerz und Tränen hervor und machten mir den Verlust und Fortgang eines geliebten Menschen irdisch bewußt. Aber einige Tage später schon hob mich wieder jene Feierlichkeit empor, die seit der Vorahnung vom Tod meines Vaters in mir wach geworden war, und ich sagte mir: Wenn ich es genau bedenke, so ist mir mein Vater, nachdem er tot ist, eigentlich näher als sonst ein Lebender. Denn gerade so, wie die Ahnung seines Todes um mich gewesen ist, ehe er gestorben, so kann auch jetzt mein Vater, seit er jetzt ausschließlich Erinnerung ist, stündlich und überall und mehr als im Leben, um mich sein.

Noch einmal hörte ich dann, einen Monat später, eine Stimme im Traum. Es war in Sizilien in Taormina, wohin ich mit meiner Frau gereist war. Ich hatte die geerbte goldene Uhr des Toten, welche ein feines klingendes Schlagwerk hat, nahe auf dem Nachttisch liegen. Und während die Uhr wie das Herz eines Menschen neben mir tickte, sprach meines Vaters Stimme im Schlaf zu mir: „Halte deine Hände nur immer fest in meiner Hand“. Ich fühlte nach diesem Traum seinen Geist immer um mich.

In späteren Jahren sah ich noch oft im Traum meinen Vater zu verschiedenen Zeiten. Stets erschien er mir liebevoll und freundlich. Aber Worte von größerer Bedeutung habe ich ihn nie mehr im Traume zu mir sagen hören. Desto deutlicher fühle ich, je älter ich werde, aus meinen eigenen Handlungen seine Handlungen wieder. In den Straßen meiner Heimatstadt Würzburg und auf den Spaziergängen um die Stadt höre ich ihn seine Geschichten erzählen und seine Reden halten, und an manchen Orten, an denen

er besonders eifrig von seinem Leben gesprochen hat, höre ich ihn immer wieder stundenlang von seinen Schicksalen unermüdlich berichten.

Die ganze Stadt Würzburg und ihre Umgebung hat für mich noch eine unsichtbare Stadt in der Stadt: die Stadt meiner Toten, der Toten, die unter den Lebenden, von alter Zeit erzählend, umhergehen.

Ganz kleine Anlässe können mir plötzlich einen meiner Gestorbenen aufwecken. Wie ich vorher schon sagte: beim Zigarettenrauch, bei türkischem Tabak sehe ich unfehlbar meinen Vater vor mir. Meine Mutter sehe ich, trotzdem ich ihr Bild kaum noch in der Erinnerung trage, — da ich sechs Jahre alt war, als sie starb —, wenn beim Westwind über den Main herüber, an dem ich wohne, die Trompetensignale der sich übenden Trompeter und auch die Trommeln von der Rückseite der Festung herübertönen.

Meine Mutter lag mehrere Sommer lang krank auf einem Gute, das am Nikolausberg, hoch oben am Leutfresserweg liegt. Da sie in Petersburg, im frischen Norden, geboren war und erst, als sie bald dreißig Jahre alt war, nach Süddeutschland in die Kalkstaubluft Würzburgs kam, begann ihr Kehlkopf bald zu kränkeln, und sie hüstelte fortwährend. Man schickte sie nach Meran, und dazwischen lebte sie mehrere Monate auf jenem Gute draußen vor der Stadt Würzburg, wo am Berg die Luft frischer und gesünder ist, als im heißen Maintal unten. Dort verbrachte ich als kleiner Knabe manche Tage bei ihr, und alle Spiele, die ich mit ihr spielte, und alle Stunden, die ich in ihrer Nähe dort zubringen durfte, waren durchhallt von den Übungen der Trompeter, die, über den Kühbachsgrund herüber, vom Morgen bis zum Abend mit Trommelwirbel und Marschsignalen auf dem Festungsberg „Marienberg" die Luft erfüllten.

Heute noch, nach vierzig Jahren, üben die Trompeter dort weiter, und ganz plötzlich, wenn der Wind sich wendet, kommen auch die Trompetenstöße in meine Zimmer über den Main. Dann verjüngt sich alles. Dann rollt das Zeitrad in einer Sekunde vierzig Jahre

zurück, und ich sehe meine Mutter, wie in alter Zeit, in einem sonnigen Zimmer herumgehen, und immer steht in diesem Zimmer, seit vierzig Jahren, ein unverwelkter, feuerroter Mohnblumenstrauß.

Meinen Vater aber, mit dem ich noch dreiundzwanzig Jahre nach dem Tode meiner Mutter das Leben teilte, sehe ich noch bei unendlich vielen kleinen Anlässen, und er geht beinahe wie ein Lebender bei mir aus und ein. —

Nächst der Liebe zu seiner Frau war meinem Vater der Ahnenkult das Heiligste im Leben. Das Bild eines alten Kasparus Dauthendey, der im siebzehnten Jahrhundert als Gelehrter und Mathematiker am Hofe des Herzogs von Braunschweig gelebt hat, und von dem noch einige Bücher, die er geschrieben, sich bis auf den heutigen Tag in der Wolfenbütteler Bibliothek erhalten haben, war meines Vaters Familienheiligtum. Dieser alte Ahnherr im blauen spanischen Wams, mit großem weißen Spitzenkragen, mit Spitzbart und langem, aus der Stirn gestrichenem Haar, der in der rechten Hand einen kleinen Maßstab hält, und unter dessen Bild der Herzog damals das griechische „Heureka" — Ich habe es gefunden — hatte schreiben lassen, war meines Vaters größter Stolz.

Diese Liebe zu den Vorfahren ist auch auf mich übergegangen. Außer der Liebe zu meiner Frau, bei welcher ich Gegenwart und Zukunft erlebe, und außer der Liebe zu meinem Beruf, der Dichtkunst, die mir Natur- und Menschenbetrachtung gibt, kenne ich kein süßeres Sichversenken, als in die Vergangenheit unterzutauchen, in den Kreis der Toten und ihrer Taten.

Die Nebel fallen in das Land.
Ach, mit dem Tode Wand an Wand
Wohnt jeder, der das Leben fand.

Nur, wenn wir uns die Lippen reichen,
Ist das der Nacht ein Feuerzeichen,
Und auch die letzten Nebel weichen.

Am ersten November, am Allerheiligentag, an welchem hier in Würzburg, im katholischen Lande Bayern, die Gräber mit Blumen und Kränzen geschmückt werden, und am Abend alle Grabampeln angezündet wer-

den, und um die Grabhügel kleine Talgnäpfe gestellt sind, die, zur Dunkelheit angezündet, Lichterketten bilden, so daß es aussieht, als sei der weite Friedhofboden ein einziges beleuchtetes Transparent geworden, an diesem Tage, der so festlich der Toten gedenkt, trug ich vormittags in Begleitung meines Vaters immer einen Kranz an das Grab meiner Mutter. Manchmal war dann schon der erste Schnee gefallen. Die Wege waren dann von einer dünnen wässerigen Schneeschicht bedeckt, in der man die Fußabdrücke der kleinen und der großen Stiefelsohlen sah, die in der frühen Vormittagsstunde alle nach dem Eingang des Kirchhofes hinmündeten.

Grau wolkenerfüllt die Himmelsräume,
Geschwärzt von Nässe die kahlen Bäume.
Der Morgen ist wie der Abend verlassen,
Und nur der Regen lebt auf den Straßen.

Die Leute, die hinaus sich wagen,
Die seh' ich Totenkränze tragen.
Und alle hin zu den Friedhöfen gehen,
Wo für Stunden die Toten heut auferstehen.

Und höre ich nachts den Regen gießen,
So sehe ich Gräber, die sich nicht schließen:
Herzwünsche, die wir lebend begraben,
Die zu verschütten wir nicht genug Erde haben.

Auf dem Heimweg vom Friedhof erzählte mir mein Vater manches Mal, wie er meine Mutter kennen gelernt hatte. Er begann diese Erzählung, nachdem er mit Tränen in den Augen sich vom Grabe abgewendet hatte und eine Weile schweigend neben mir hergegangen war. Vorher wischte er sich mit einem Taschentuch, das immer so weiß wie der Neuschnee war, die Augen, und während ich jetzt heute daran denke und wieder in Gedanken neben ihm in der kühlen Schneeluft gehe, rieche ich auch den frischen Kölner Wohlgeruch, den immer sein schneeweißes Taschentuch ausströmte. Mein Vater haßte alle Riechwasser, nur „Kölnisches Wasser" mochte er leiden.

Nachdem er das Taschentuch wieder in die äußere Brusttasche gesteckt hatte, so daß ein weißer Zipfel keck aus dem Taschenschlitz hervorsah, zog er, ehe er

seinen Pelzmantel über dem Rocke schloß, seine Zigarettentasche heraus, blieb einen Augenblick stehen und zündete sich eine seiner großen Papyros an.

„Junge," sagte er, „deine Mutter war die sanfteste Frau der Welt. Ich bin oft heftig zu ihr gewesen, aber nie gab sie mir ein heftiges Wort zurück. Sie schwieg dann. Ich war cholerisch und mußte mich oft in Heftigkeit austoben, wenn mich Leute in meinem Beruf geärgert hatten, oder wenn irgendeine Sache nicht so ging, wie ich es mir vorgestellt hatte. Deine Mutter aber legte mir sanft beruhigend die Hand auf meine Schulter, und ihre Augen — ach, ihre großen stillen Rehaugen, sie waren besänftigender als irgendein Wort.

Wenn du einmal heiratest, mein Junge, dann sieh nicht aufs Geld. Sieh auf die Augen und auf die Art der Frau, die du wählst. Wenn ihr Charakter sich dir fügt und anschmiegt, so hast du fürs Leben davon mehr Glück, als wenn du eine reiche widerspenstige und verwöhnte, unbescheidene Frau heiratest.

‚Wie du willst, Karl,' das war der stete Ausspruch deiner Mutter. Nachgiebig, ergeben und gottesfürchtig war sie. Solch eine Frau wünsche ich dir einmal, mein Junge." Und er fuhr fort: „Ich sehe noch deiner Mutter Augen, wie sie mir zum erstenmal begegneten, als ich bei einer Abendgesellschaft in Petersburg im Hause des Bruders deiner Mutter war. Da ich nicht Karten spielte, saß ich im Spielzimmer mit eben diesem meinem zukünftigen Schwager an einem kleinen Tisch und spielte Schach. Ich war Witwer und schon ein hoher Dreißiger und tanzte nicht wie die Jüngeren der Gesellschaft, die draußen in einem großen Saal bei Klaviermusik walzten. Meine Teetasse, die neben meinem Schachbrett stand, war, so oft ich sie auch leerte, von irgendeiner aufmerksamen Hand immer wieder durch eine gefüllte Tasse ersetzt worden.

Ich hatte über dem Schachspiel jedesmal versäumt, aufzusehen, um mich für die Liebenswürdigkeit zu bedanken. Als ich dann aufschaute, trat ein junges achtzehnjähriges Mädchen mit einem silbernen Tablett

zu mir und fragte, ob ich Zitrone zum Tee nähme. Vor Staunen über die großen, dunkelbraunen, sanften, jungen Mädchenaugen konnte ich mich nicht gleich zu einer Antwort sammeln, und die junge Dame wiederholte leise und ein wenig lächelnd ihre Frage. Mit diesem einen Blick hatte ich deine Mutter gefunden.

So unbedeutend diese kleine Begegnung war, so nachhaltig bestimmend war sie für mein ganzes späteres Leben. Ich hatte oft im Hause deiner Großmutter verkehrt, ohne jemals diese jüngste Tochter beachtet zu haben, und als ich in der Nacht nach diesem Gesellschaftsabend immer an die wunderbar sanften, braunen Mädchenaugen denken mußte, schlug ich mich erstaunt vor die Stirn und fragte mich: wo hatte ich bis heute meine Augen, daß ich dieses anziehende Mädchen nicht bemerkt habe!

Bald darauf waren wir verlobt; ein Jahr darauf verheiratet; aber niemals in allen Jahren der Ehe habe ich mich in der Sanftheit und Ergebenheit deiner Mutter getäuscht oder betrogen gefühlt."

Nachdem mein Vater dieses erzählt hatte, gingen wir schweigend nebeneinander nach Hause, und als wir in die Haustüre getreten waren, umarmte er mich und sagte:

„Du hast die Augen deiner Mutter, was mir manches Mal Sorge macht. Denn ein Mann sollte harte Augen haben. Versuche aber dein Herz zu stählen. Dann wird es dir wohl nie schlecht gehen."

Nach dem Mittagessen an diesem ersten November, an dem zu Ehren von Vaters Geburtstag die Mahlzeit reicher und festlicher war, kam mein Vater bei der Zigarette sofort in aufgeräumteste Stimmung, und irgendein kleiner Anlaß brachte ihn mitten ins Erzählen seiner Schicksale. Gewöhnlich war es an diesem Tage der Schnee, der in ihm Heimatserinnerungen weckte, der Schnee, der draußen in der Kaiserstraße vor den drei hohen Erdgeschoßfenstern des großen Wohnzimmers unaufhörlich niederwirbelte und die Geräusche der Straße dämpfte. Sonst rasselten während der Mittagsstunden, da dann viele Züge

am Bahnhof eintrafen, alle Hotelwagen der Stadt unter betäubendem Geratter an unsern Fenstern vorbei. Aber am ersten November waren die Winterfenster eingehängt worden. Das Straßengeräusch war dadurch fast ganz hinausgesperrt, und wir genossen den Frieden dieser ersten Winterstille, und wir ließen den Erzählenden die oft erzählten Lebensgeschichten gern wieder berichten.

Beim Anblick des ersten Schnees schwärmte mein Vater in Wintererinnerungen vom Harz, wo er in Aschersleben geboren war und später in Ermsleben zur Schule ging.

Leicht verächtlich sprach er von uns verweichlichten Stadtkindern von heute, die den Schnee nur vom Hörensagen kannten, während bei ihnen den ganzen Winter der Schnee meterhoch gelegen und die Knaben damals auf kleinen fußhohen Schlitten, die sie Kurren nannten, an den Abhängen der Berge hinabgesaust waren.

Die erste größere Reise, die ich mit meinem Vater machte, war in den Harz, um mit ihm das Grab seiner Eltern auf dem Ermslebener Friedhof aufzusuchen. Ich war neunzehn Jahre alt, und es war während einiger Oktobertage, daß wir seine alten Heimatstätten besuchten. Vom Zuge aus zeigte er mir in Sandersleben ein altes Pfarrhaus, und er war erstaunt und erfreut, daß sich das Haus gar nicht verändert hatte. Dort hatte sein Onkel, der Superintendent Happach, gewohnt, der Bruder seiner Mutter. Meine Großmutter entstammte einer alten Predigerfamilie, und wenn mein Vater von diesen Predigern sprach, vergaß er nie hinzuzufügen, daß ein alter Pastor Happach ein Buch über die Seele und den Scheintod geschrieben habe. Denn der Scheintod beschäftigte diesen lieben alten Herrn sehr. Er hatte öfters bei Umgrabungen der Gemeindekirchhöfe feststellen können, daß viele Leute scheintot begraben worden waren. Manche hatte man mit in den Sargdeckel eingekrallten Fingernägeln gefunden. Und manches Skelett fand man, anstatt auf dem Rücken, auf der Seite liegen.

Wo ist die Seele in der Spanne des Scheintodes hingeraten? fragte sich ernstlich der nachdenkliche Pastor. Sie kann nicht zu Gott eingegangen sein, denn dann wäre der Mensch tot. Sie kann aber auch nicht mehr im Körper sein! Dann würde sie sich betätigen, und dann könnte der Körper keinen Augenblick leblos sein. Von diesen Zwiespaltfragen handelte das Buch, das dieser mein Ahne geschrieben hat.

Wie stark der Gedanke an den Scheintod diesen Mann beschäftigte, geht außerdem aus der Tatsache hervor, daß er in seinem Testamente anordnete, die Gemeinde müsse ihm ein Rohr aus Eisen in das Grab und in den Sarg einlassen, damit, wenn man ihn scheintot begraben hätte, er aus dem Grabe rufen könne.

Und wirklich zeigte man allen Fremden in Sandersleben noch viele Jahre die Eisenröhre auf dem Grab des Predigers als eine Art Sehenswürdigkeit der Stadt.

Auch mein Vater teilte die Furcht vor dem Scheintod mit so vielen andern Menschen, und wir Kinder haben ihm öfters das Versprechen geben müssen, ihm nach seinem Tode eine Ader öffnen zu lassen, damit man sich überzeugen könne, ob das Blut geronnen und er wirklich tot sei. Ich habe mich dieses seines Wunsches erinnert, und es wurde, als ich an seinem Sarge stand, ein Bader geholt. Dieser machte einen Schnitt in die Fußsohle.

Daß sich einer meiner Ahnen so sehr nach dem Verbleib der Seele im Falle eines Scheintodes umtat, erinnert mich an eine Frage, die ich an meinen Vater als sechsjähriger Knabe stellte, als er mich auf dem Arm in das Sterbezimmer meiner Mutter trug und mich zu ihrem Leichnam, der auf dem Bette lag, brachte. Ich hatte noch niemals einen Toten gesehen.

„Warum spricht meine Mutter nicht?" fragte ich.

„Sieh, mein Junge, deine Mutter ist tot. Sie kann nie mehr mit dir reden und hört dich nicht mehr, wenn du zu ihr sprichst," antwortete mir mein Vater.

„Warum ist sie tot?“ fragte ich erstaunt.
„Weil ihre Seele den Körper verlassen hat.“
Und als Wirklichkeitskind unseres Wirklichkeitszeitalters fragte ich weiter:
„Wo ist das Loch im Kopf, wo die Seele hinaus ist?“
Ich glaube, daß darauf mein Vater unter Tränen lächelte und mich aus dem Zimmer forttrug. —
Ich habe meine Erzählung von unserer Harzreise in Erinnerung an die Scheintodfrage meines Großvaters einen Augenblick hier unterbrochen und will nun weiter erzählen.
Mein Vater und ich fanden dann im Ermslebener kleinen Friedhof das Grab meiner Großeltern. Es war stark mit Gebüsch überwachsen und die Marmorplatte war grau und brüchig, aber man konnte die Namen noch gut aus der eingegrabenen Schrift entziffern. Es stand da: Heinrich Salomon Lebrecht Dauthendey, königl. preuß. Aktuar. Gestorben zu Ermsleben am 12. Dezember 1839. Geboren im Jahre 1775. — Seine Frau Dorothee Dauthendey, geborene Happach, geb. im Jahre 1786, gestorben im Jahre 1847.
Dieser Salomon Lebrecht war der Sohn eines Offiziers, welcher als Regimentsauditeur unter Friedrich dem Großen die preußische Armee auf vielen Feldzügen begleitet hatte. Auch seine Brüder waren Offiziere gewesen, und der König hatte einem von ihnen, als Dank für seine Verdienste, ein Gut in Pommern geschenkt. Dieses Gut war ein Fideikommiß und hatte sich noch bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in jenem Dauthendeyschen Familienzweige immer auf den Ältesten fortgeerbt. In den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts starb die männliche Linie jenes Zweiges aus. Ein Bruder meines Vaters und später mein Vater selbst hätten die rechtmäßigen Erben jenes pommerschen Gutes werden müssen. Aber beide befanden sich damals in Rußland, in Petersburg. Dort entging ihnen das Ausschreiben, das in einem pommerschen Kreisstadtblatt gedruckt war, und welches die männlichen Dau-

thendeyschen Erben aufgefordert hatte, sich zu melden und die Erbschaft des Fideikommisses anzutreten. Viel später erst, als das Gut, da sich niemand gemeldet hatte, in die Hände der weiblichen angeheirateten Nachkommen übergegangen war, erfuhren mein Vater und sein Bruder von ihren verloren gegangenen Ansprüchen. Sie strengten zwar von Petersburg aus einen Prozeß an, welcher einige Jahre geführt wurde, dann aber ergebnislos im Sande verlief.

Heinrich Salomon Lebrecht, der Vater meines Vaters, hatte Jurisprudenz studiert, aber mitten im Studium wurden ihm die Mittel zum Weiterstudieren versagt, da sein Vater, der Regimentsauditeur, plötzlich gestorben war und nichts hinterlassen hatte als Schulden, die die Söhne bezahlen mußten.

Der Vater meines Großvaters hieß Heinrich Lebrecht D. und war der Sohn des Justizrats Heinrich Dauthendey zu Aschersleben, der dort Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte. Der Justizrat aber war der Sohn des Kasparus Dauthendey, meines Ur-Ur-Urgroßvaters.

Der vorhergenannte friederizianische Regimentsauditeur, also mein Urgroßvater, hatte, wie es damals in der Rokokozeit allgemein üblich war, flotte Offiziersfeste gegeben, von jüdischen Wucherern Wechsel aufgenommen und fröhlich in den Tag gelebt. Nach seinem Tode mußte das reiche Familiensilber verkauft werden, damit man die notwendigsten Schulden bezahlen konnte. Mein Großvater mußte klagenden Herzens seinem geliebten Studium der Jurisprudenz entsagen und wurde ein einfacher Aktuar, der von seinem kleinen Gehalt jahrelang die Schulden seines Vaters bezahlte und mit dem übrigen seine Familie ehrlich und schlicht ernährte. Diesen Schlag aber, daß er es nicht weiter als zum Aktuar bringen durfte, hat mein Großvater sein Leben lang nicht verwunden. Er, der in einem prunkvollen Hause aufgewachsen war, verbitterte und zeigte sich fast nie mehr in Gesellschaftskreisen. Mein Vater wies mir in Ermsleben das Fenster, an welchem sein Vater mit Rauchen und Lesen seine Mußestunden verbracht hatte,

denn Spazierengehen kannte man in der Großväterzeit kaum. Die Leute sahen zum Fenster hinaus, wenn sie sich Luft und Erholung gönnen wollten, und wenn sie in der Kleinstadt zu menschenscheu waren, um Verkehr zu suchen. Ich weiß von diesem Großvater nur noch, daß er mit seiner Papierschere aus alten Aktenbogen wunderbare springende Pferde auszuschneiden verstand, und ebenso, daß er zu jeder Weihnachtszeit aus Goldpapier einen prachtvollen Hahn ausschnitt. Denn einer alten Familienüberlieferung nach soll auf der Spitze des Dauthendeyschen Weihnachtsbaumes kein Stern, keine Christpuppe und kein anderer Flitter als ein großer Goldhahn aufgesteckt werden. Mit unserem Wappenvogel kann dieser Hahn nichts zu tun haben, da unser Wappen einen aufrecht stehenden Kranich zeigt, der mit einer Halskette an eine freistehende Säule gebunden ist. Die lateinische Umschrift dieses Wappens, über welchem die Pallas Athene mit einer Eule, einem Speer und im Helm, mit drei Straußenfedern geschmückt, dasitzt, lautet in deutscher Übersetzung: im Glücke Mäßigung, im Unglück Geduld.

Dieses Familienwappen findet man in der Wolfenbütteler Bibliothek auf den Titelblättern der Bücher des Kasparus Dauthendey, jenes Mathematikers und Baukünstlers aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ob die Familienüberlieferung von dem goldenen, zum Krähen aufgerichteten, stolzen Weihnachtshahn aus England und Frankreich mit herübergebracht worden ist — man sagt, daß die Familie als Emigranten 1572 nach der Bartholomäusnacht zur Zeit der Hugenottenauswanderung, als adelige Familie über England nach Deutschland an den Hof des Herzogs von Braunschweig gekommen sei — weiß ich nicht zu sagen. Mein Vater erzählte mir, die Familienerinnerungen gehen dahin zurück, daß der Vater des Wolfenbütteler Gelehrten und Mathematikers eines Duelles halber aus England flüchten mußte und zugleich seinen Adel wegen Verarmung abgelegt hatte. Aber Sicheres, Schriftliches über die ausländische Abstammung ist nicht vorhanden. —

Im Hause meines Großvaters in Ermsleben wurden auf der Bodenkammer meinem Vater, als er Kind war, noch alte Sextanten, Zirkel, Globen und metallene altmodische Meßinstrumente gezeigt, die von dem Wolfenbütteler Ahnen herstammten.

Als mein Vater und ich nach Ermsleben kamen, in jenem Herbst 1886, war er von seinem Besuch in der alten Heimat doch mehr enttäuscht als erfreut. Er fand kaum noch einen lebenden Bekannten in der Stadt, aber desto mehr bekannte und vertraute Namen auf allen Kirchhofsteinen.

Im Orte selbst hatte sich fast nichts verändert. Vor allem war es eine abschüssige Straße, die ihn noch fröhlich machte, wenn er sie betrachtete. Dort war er im Schlitten, auf den Harzer Kurren, täglich in den Wintermonaten, nach der Schulzeit, über den Schnee herabgesaust.

Nachdem mein Vater eine neue Marmorplatte mit Inschrift für das Großelterngrab angeordnet hatte, besuchten wir noch die Falkenburg, die auf einem Berg mitten im Wald verborgen liegt. Sie schaut über Gipfel hoher, schlanker Buchen. Vom Herbstwald buntscheckig umkleidet und steil aufragend wie eine kleine Gralsburg, so sehe ich sie in meiner Erinnerung und höre zugleich im Geist aus den nassen Schluchten des herbstlichen Harzwaldes die Brunstschreie der Hirsche heute noch, nach sechsundzwanzig Jahren.

Ein kleines Flüßchen, das unten in den Wiesengründen floß, war weiter fort, gegen Aschersleben, kein reines Waldwasser mehr, da große Färbereien dort angelegt waren. Diese Wiesen und der kleine Fluß lagen dicht hinter dem Garten meines Großvaters. Auf einer Wiese dort hatte das Dienstmädchen einst meinen Vater als dreijährigen Knaben einen Augenblick unbeaufsichtigt gelassen. Da hatten Zigeuner, denen wahrscheinlich das kräftige Kind gefallen hatte, und die zufällig in der Nähe lagerten, meinen Vater ergriffen, hatten ihr Lager schleunigst abgebrochen und das gestohlene Kind schon eine Weile mit sich geschleppt, bis der Verlust bemerkt

wurde und nachsetzende Soldaten die Zigeuner einholten, sie verprügelten und ihnen das Kind wieder abnahmen.

An dem Ufer dieses kleinen, jetzt so schmutzigen Flüßleins hatte mein Vater sich zum ersten Male als Erfinder betätigt. Hier stellte er als Knabe ein kleines Schaufelrädchen auf, das mit einem kunstvollen hölzernen Mechanismus versehen war, welcher, vom Wasser getrieben, die Strähnen der Strumpfwolle meiner Großmutter zu einem Knäuel aufwickelte. Hier schwamm auch die Geige meines Onkels Eduard, des jüngsten Bruders meines Vaters, von meinem Vater zum Dampfschiff bearbeitet, mit zwei Seitenrädern, Steuer und heizbarem Dampfkessel versehen, von einem Ufer zum andern. Das Höchste, was mein Vater in der damaligen Zeit als Spiel kannte, war das Bauen von kleinen Dampfmaschinen. Was heute für uns die Erfindung der Flugmaschine an Neuheit bedeutet, das waren damals um das Jahr 1830 die ersten Dampfmaschinen. Er erzählte oft, wie ihm der Kopf geglüht hatte, und wie er sich mit seinen Hantierungen in die fernsten Lauben und Winkel des Gartens verstecken mußte, um ungestört am Bau einer kleinen Dampfmaschine arbeiten zu können. Mehrmals zerbarsten ihm die kleinen Dampfkessel, die er sich zusammengelötet hatte, und er arbeitete trotzdem unter Lebensgefahr ohne jede Hilfe weiter. An Stelle der Schwungräder setzte er alte Uhrenräder, die er für seine ersparten Pfennige einhandelte. Beim Schlosser sowohl wie beim Uhrmacher machte er sich gut Freund und war in den Werkstätten als bescheidener und aufmerksamer Zuschauer gern geduldet.

Das Modell zu einer Dampfmaschine aber fand er in einem Preisbuch, das er in der Schule erhalten hatte, worin die Erfindungen der damaligen Neuzeit anschaulich vorgeführt waren.

Seine Begierde für Mechanik war so groß, daß er es endlich als vierzehnjähriger Knabe bei seinem Vater durchsetzte, zu einem Mechaniker in die Lehre geschickt zu werden. Aber das kostete lange Kämpfe,

3*

bis er die Zustimmung des Aktuars erreichte. Dieser wollte nichts von einem Handwerkerberuf wissen, denn seit Hunderten von Jahren, solange man zurückdenken konnte, waren die Vorfahren Juristen oder Offiziere gewesen und hatten dem Staate gedient.

Trotzdem der arme Aktuar kaum die Mittel zum Studium auftreiben konnte, wollte er doch lieber seinem Sohn Stipendien verschaffen und ihn nach der alten Vorväter Weise zum Studieren veranlassen. Seine Natur sträubte sich gegen alles, was praktisches Geldverdienen hieß. Er hatte auch meinen Vater öfters in den Ferien nach Sandersleben zu Besuch des verwandten Superintendenten geschickt, vielleicht mit der Absicht, in dem Knaben die Liebe zum Pastorenstande zu wecken.

Aber nicht der Pastor dort in Sandersleben konnte den Willen des Knaben beeinflussen, sondern der Knabe beherrschte mit seiner Vorliebe für Dampfmaschinenbauten bald das ganze Pfarrhaus, und der Onkel Superintendent ließ sich von den Jungen eifrig über die Kunst der Verwendung der Dampfkraft unterrichten. Dem Zuspruch dieses Herrn verdankte dann auch mein Vater, ebenso wie der Fürbitte der Mutter, daß mein Großvater, Heinrich Salomon Lebrecht, endlich dem Verlangen des Knaben nachgab und diesen in die Werkstatt eines Mechanikers eintreten ließ.

Die Mutter meines Vaters hatte mit Vorliebe den, für die Maschinen und alles, was Technik und Mechanik hieß, begeisterten Sohn lebhaft mit ihrem eigenen Wissen, wo sie konnte, unterstützt. Es kam ihr dabei zugute, daß sie in der Jugend Latein, Mathematik und Physik mit ihren Brüdern zugleich bei ihrem Vater, dem Prediger Happach, studiert hatte, denn mein Urgroßvater mütterlicherseits bereitete seine Knaben im Hausunterricht jeden Abend für das Abiturientenexamen selbst vor. An diesem Unterricht in den langen Winterabenden pflegte meine Großmutter sich wie ein wißbegieriger Knabe zu beteiligen. An ihr hatte mein Vater einen Anwalt lebhaftester Art, als der standesherrliche Aktuar nichts

davon wissen wollte, daß zum erstenmal ein Dauthendey einen geschäftlichen Beruf ergreifen sollte. Sie selbst brachte den Knaben, da in Ermsleben kein Mechaniker zu finden war, nach Magdeburg in die Werkstatt eines solchen Meisters, den man, ich weiß nicht auf welche Weise, ausfindig gemacht hatte.

Der vierzehnjährige Karl Dauthendey kam mit hochfliegenden Plänen, das Gehirn voll Maschinenbaugedanken, in die Lehre zu einem sehr groben Mann, und ein Jahr lang mußte er am Schraubstock stehen, und zu seiner größten Enttäuschung durfte er nichts anderes lernen, als Schrauben und Schraubenmuttern zu feilen. Viele Tränen des Zornes und der Ungeduld mußte der lebhafte und geweckte Knabe verschlucken. Denn seine Eltern hatten keine Ahnung, welchen Lehrweg man dem Knaben, der immer Dampfmaschinen bauen wollte, zu weisen hatte. Sie meinten es auf ihre Weise ausgezeichnet, und der Junge war zu stolz, als daß er jemals in einem Brief sich darüber beklagt hätte, daß er am Schraubstock immer nur Schrauben und Schraubenmuttern feilen mußte.

Einmal deutete er wohl leise in einem Brief an die Mutter an, daß er, Maschinenbauer und Mechaniker zu werden, sich anders vorgestellt hätte. Er fände, die Zeit verginge, und es schiene ihm, als ob er nichts dazu lerne, und beim Leben am Schraubstock könne er sich nicht vorstellen, wie er jemals eine richtige Maschine bauen werde.

Die Mutter hatte Karl, als sie ihn nach Magdeburg gebracht, auch in die Familie ihres Verwandten, des Regierungsrates Mellin, eingeführt. Dort war der Knabe während seiner ganzen Lehrzeit jeden Sonntag zu Mittag geladen und bewahrte durch diesen angenehmen Verkehr seine gute Art und Sitte, welche leicht in der Werkstatt des Mechanikers, beim rauhen Verkehr mit Gesellen und Lehrlingen niederen Standes, gelitten hätten.

Aber noch etwas Besonderes kam ihm durch diesen Verkehr zugute und machte ihm das Andenken an die Stunden bei Mellins für sein ganzes Leben unvergeßlich.

Er lernte nämlich vom Onkel Regierungsrat das Schachspiel, das Königsspiel unter allen Spielen, und ich will gleich hier bemerken: von seinem fünfzehnten bis zu seinem siebenundsiebzigsten Lebensjahr, das zugleich sein Todesjahr war, verbrachte mein Vater den größten Teil seiner Mußestunden, besonders in den älteren Jahren, mit der Pflege dieses edlen Spieles.

Er besuchte in seinen reifen Jahren auch verschiedene Schachturniere und gewann Ehrenpreise. Aber das Spiel selbst ergötzte ihn nicht bloß, er gewann sich durch die Kenntnis des Schaches viele ernste Freunde und knüpfte Freundschaften am Schachbrett an, die bis an sein Lebensende währten. Einmal hat das Schachspiel meinen Vater aus Feuersnot gerettet. Das kam so:

Er war ein Sechziger, als ihn ein hartnäckiges Nierenleiden elf Monate ans Bett fesselte. Das größte Zimmer des Hauses, das sonst unser Wohnzimmer war, war in jener Zeit für ihn zum Schlafzimmer eingeräumt worden, und da er das Bett monatelang nicht verlassen konnte, besuchten ihn abends seine Schachfreunde und spielten oft bis Mitternacht mit ihm Schach. Manchmal aber spielte er, wenn kein Besuch da war, auch für sich allein und zog Meisterpartien nach und vertiefte sich in die Lösung von Schachproblemen, so daß oft bis zwei, drei Uhr nachts die Lampe neben seinem Bette brannte.

In einer Nacht hatte er wieder bis drei Uhr allein über einem Schachproblem nachgegrübelt und legte sich dann in die Kissen zurück, ein wenig erschöpft vom vielen Nachdenken, konnte aber nicht einschlafen. Immer wieder sah er, auch bei geschlossenen Augen, die Figurenstellung des ungelösten Problemes. Er lag mit dem Gesicht gegen die Wand, welche eine hellgraue Tapete hatte.

Auch in dem Ziermuster der Tapete sah er zuletzt mit offenen Augen immer wieder das Schachbrett, die Springer- und die Turmstellung, die ihn beschäftigten.

Allmählich erschien es ihm, als tanzten alle Schach-

brettfiguren an der Wand auf und ab, wurden größer und schrumpften wieder zusammen. Mein Vater starrte mit weitgeöffneten Augen, nicht mehr an das Spiel denkend, sondern nur die Tapete betrachtend, auf die seltsame Figurenbildung, die sich zuletzt wie eine lebende Masse über die ganze Tapete bewegte.

Plötzlich war ihm, dem der Kopf vom hitzigen Nachdenken glühte, als beginne auch die Luft um ihn, wie von seinen Gedanken erhitzt, heiß zu werden. Er fuhr im Bett auf und sah, wie ein großes wallendes Feuer, das den Tisch bedeckte, von der Tischplatte neben seinem Bett bis zur Decke schlug und an der Tischkante auf Diele und Teppich heruntertropfte. Der Petroleumbehälter der großen Stehlampe auf dem Tisch war geborsten. Das Petroleum hatte Feuer gefangen und lief hellbrennend nach allen Richtungen und wollte eben auch mit seinem Flammenwirbel das Bett meines Vaters fassen. Dieser sprang auf und erstickte die nächsten Flammen mit seiner Bettdecke. Er mußte dann, um sich zu retten, über das Fußende seines Bettes hinausspringen. Er, der immer Geistesgegenwärtige, ließ sich von der Feuersäule nicht erschrecken und schleifte aus dem Nebenzimmer Tischdecke und Teppich herbei und wurde bald Herr des ziemlich starken Zimmerbrandes. Das Feuer war wahrscheinlich dadurch entstanden, daß mein Vater an den grünseidenen Lampenschirm mit dem Ellbogen gestoßen war, als er ermüdet das Schachbrett auf dem Tisch vom Bett aus zur Seite geschoben hatte. Die dünne Seide hatte an dem heißen Zylinder Feuer gefangen und brannte, und von der Hitze des Schirmbrandes zersprang der Glasbehälter der Petroleumlampe.

Wäre mein Vater fest eingeschlafen und hätte nicht mit offenen Augen die Tapete an der Wand betrachtet und dem ungelösten Schachproblem nachgegrübelt, so hätte sich die brennende Petroleumflut vom Tisch, der dicht ans Bett geschoben war, unfehlbar über den Schlafenden ergossen, und er wäre im Schlaf verbrannt oder hätte wenigstens schwere Brandwunden erlitten. So machten ihn die seltsam tanzenden Schach-

figuren an der Wand aufmerksam, und die Hitze der Flamme riß ihn im Bett hoch, ehe die Flammen ihn selbst erreicht hatten. —

Beim Regierungsrat Mellin klagte der junge Mechanikerlehrling eines Sonntags seine Not, und der Regierungsrat selbst schrieb für ihn nach Hause, und auf sein Bitten nahm man endlich meinen Vater von dem Mechaniker fort und brachte ihn zu einem Optiker in die Lehre, da ein Feinmechaniker nicht aufzufinden war.

In die Zeit der Jahre 1835—40 fielen die mannigfachsten Erfindungen, die das Jahrhundert verwandelten und einen ungeheuren Umschwung in Lebensweise und Gedanken mit sich brachten. Die Eisenbahn, die erste auf Schienen laufende Dampfmaschine, war in England erfunden. Bald darauf lief von Nürnberg nach Fürth der erste Dampfkraftwagen. Dieses war das umwälzende Ereignis im Verkehrswesen, das die tausendjährigen Reisegewohnheiten mit nie dagewesener Schnelligkeit verdrängte. Und in der Optik trat die Daguerreotypie, die Vorläuferin der heutigen Photographie, in die Welt, und mit Staunen konnten die Menschen ihr wahres leibhaftiges Spiegelbild zum erstenmal festgehalten sehen.

Dies alles war im Anzuge, als mein Vater bei dem Optiker, wo er Fernrohre zu bauen gedachte, zuerst einfache Brillengläser schleifen mußte, was ihn nicht weniger langweilte, wie es die Arbeit am Schraubstock und das ewige Feilen von Schrauben und Schraubenmuttern getan hatten.

Endlich waren die Lehrjahre vorbei. Ich weiß nicht mehr, welcher Zufall meinen Vater dann gerade nach Leipzig kommen ließ, jedenfalls war dieses ein Glücksfall für ihn. Dort in einem optischen Geschäfte, draußen in Lindenau bei Leipzig, arbeitete mein Vater einige Zeit und fing beinahe an, sein Leben, das sich ewig nur mit dem Zusammensetzen von Fernrohren und Herstellung von optischen Instrumenten beschäftigen sollte, trostlos zu finden, da seine Tatkraft und sein Ehrgeiz nicht genügende Aufgaben erhielten. Dort bei diesem Lindenauer Optiker wurde aber eines

Tages das Pariser Modell einer Camera obscura gezeigt, und der Reisende, der diese Kamera mitbrachte, erzählte, daß man mit diesem optischen Apparat der Menschen Spiegelbilder festhalten könne. Zugleich zeigte er einige solche neuartige Bilder vor, welche, da sie auf Quecksilberplatten gearbeitet waren, hin und her gewendet werden mußten, bis man in richtiger Beleuchtung ein zartgraues Bild darauf erkennen konnte.

Der Besitzer der optischen Anstalt schüttelte weniger erstaunt als zweifelnd den Kopf über die neuen, sogenannten Wunderbilder, die, nach dem Erfinder Daguerre, Daguerreotypien genannt wurden. Trotzdem die handgreiflichen Beweise dem Herrn und Meister des optischen Geschäftes zugleich mit dem neuen optischen Apparat vorgezeigt wurden, lächelte er hochmütig und sagte, zwar nicht gleich öffentlich, aber sofort nachdem der Apparat ihm zur Verfügung gestellt worden war und er nichts damit ausrichten konnte: die ganze Sache sei ein Pariser Schwindel.

In den ersten Tagen, als die neue Camera obscura noch nicht mit dem Wort Schwindel vom Meister des Geschäftes abgetan war, gingen in den Nachmittagspausen die Angestellten, die Ältesten der optischen Anstalt, um den geheimnisvollen Kasten herum und konnten sich nicht versagen, ihre Witze über das neue französische Wundertier zu machen. Kaum einer betrachtete die Kamera als eine ernstzunehmende wichtige und fortschrittliche Angelegenheit. Das neue unverstandene Geschöpf eines geistvollen Erfinders stand dann nach acht Tagen, nachdem vom Oberhaupt der Anstalt das Urteil „Pariser Schwindel“ gefällt worden war, in einer Ecke halb vergessen und begann zu verstauben.

Mein Vater, der jüngste Angestellte dort, hatte sich immer in der Nähe des neuen Apparates zu schaffen gemacht, und es war ihm hinter dem Rücken des Geschäftsherrn an jenem Tage, als der Reisende die neue Erfindung erklärte, kein Wort der Auseinandersetzung verloren gegangen. Er hatte am selben Abend zu Hause in fieberhaftester Erregung jeden gehörten

Satz aufgezeichnet, der ihm über die Behandlung der Kamera und der dazu gehörigen Quecksilberplatten Aufschluß geben konnte.

Als nun die Kamera, von niemandem mehr beachtet, in einem Winkel wartete, wieder abgeholt zu werden, geriet mein Vater, welcher mit Eifer an die Möglichkeit der Herstellung der Wunderbilder glaubte, auf den Gedanken, den Apparat zu kaufen und eigene Versuche mit der verschrieenen Kamera anzustellen.

Als er dem ältesten Angestellten Andeutungen seiner Absichten machte, lachte man ihn aus und sagte, er würde doch nicht klüger sein wollen als das Oberhaupt und die Ältesten des ersten optischen Institutes. Man stellte ihm auch noch vor, er könne gewärtig sein, sofort seine neue Anstellung zu verlieren, wenn er sich anmaßen würde, ein Besserwisser sein zu wollen.

Von all diesen nicht aufmunternden Entgegnungen ließ sich der junge Feuerkopf nicht abschrecken. Er hatte bereits, ohne in der Anstalt davon etwas zu erzählen, einem Onkel nach Dessau geschrieben, und er erbat sich von diesem zur Anschaffung der Kamera, welche ihm für seine spätere Lebensbahn nützlich werden könnte, dreihundert Taler. Er beschrieb in großen Zügen die französische Erfindung und gab in begeisternden Sätzen Hoffnungen und Plänen Ausdruck und suchte den Onkel für die seltsame und wunderbare Erfindung zu gewinnen.

Dieser Verwandte, in welchen er jetzt die einzige Hoffnung setzte, um in den Besitz der Kamera zu kommen, war Kammerherr am Anhalt-Dessauschen Hofe. Einmal hatte dieser Onkel meinen Vater auf einer Reise durch Leipzig in Lindenau besucht und seinem Neffen gesagt, sollte er sich in irgendeiner Notlage befinden, so möge er sich an ihn wenden. Denn dem Kammerherrn hatte der junge Mann, welcher so glühend für Technik und Maschinenwesen schwärmte, nicht bloß durch seinen Eifer und seine Arbeitslust gefallen, sondern es hatte ihn auch besonders gerührt, daß zum erstenmal ein junger Dau-

thendey mit dem Jahrhunderte alten Herkommen der Familie, nach welchem jeder Sohn studieren oder Offizier werden sollte, gebrochen hatte. Diese Selbsterniedrigung, die sich den Gesetzen einer neuen Zeit mutig anschloß, und nach neuen, in der Famile noch nie gekannten Zielen griff, sollte nicht von den Familienmitgliedern verachtet, sondern unterstützt werden. Und aus diesem Vorsatz heraus hatte der Dessauer Kammerherr den jungen Familienabtrünnigen persönlich in Augenschein nehmen wollen, hatte der Onkel seinen Neffen in Lindenau besucht und ihm beim Abschied freundlichst seine Unterstützung angeboten.

Vor heilloser Angst, daß die Kamera abgeholt werden könne, ehe die Antwort aus Dessau gekommen war, konnte mein Vater nicht essen und nicht schlafen, bis endlich wirklich mit nächster Post die erbetene Summe anlangte. Und noch am selben Tag trat mein Vater vor den Herrn der Anstalt und fragte zum Erstaunen der auflauschenden anderen Angestellten, ob jene Kamera, jener französische „Kasten", wie der neue Apparat von allen verächtlich genannt wurde, gekauft werden könne.

Höchst erstaunt sah der gefragte Meister den jungen Mann von Kopf bis zu Fuß prüfend an und sagte:

„Verkäuflich ist der Kasten schon, und ich bin froh, wenn mir der angepriesene Pariser Schwindel, der immer noch da im Wege herumsteht, sobald wie möglich aus den Augen kommt. Wissen Sie einen Käufer?"

„Ja," sagte mein Vater mit hochklopfendem Herzen, „ich wüßte einen Käufer."

Der Geschäftsinhaber meinte:

„Das ist mir lieb, wenn Sie einen Käufer wissen. Dann wird mir viel Schererei erspart. Das Ding taugt nichts und ist keinen Schuß Pulver wert. Erhalte ich einen Käufer, so erspare ich mir die Unannehmlichkeit, meine Anzahlung von hundert Talern zurückfordern zu müssen, denn die zweihundert Taler, die ich noch dazulegen soll, um den Schwindelkauf abzuschließen, würde ich niemals anwenden. Ich

würde lieber die hundert Taler Anzahlung dreingeben und den Kasten, wie er ist, abholen und nach Paris zurückschicken lassen. Wer ist der Käufer, den Sie mir empfehlen wollen?"

Als mein Vater sich selbst als denjenigen nannte, der die Kamera zu kaufen wünsche, lachte der große berühmte und allbekannte Meister der Optik hell auf, klopfte meinem Vater gutmütig auf die Schulter und sagte:

„Mein lieber junger Mann, Ihr Eifer, den Sie für die Sache hegen, wäre ja ganz lobenswert, wenn er sich auf eine würdigere Aufgabe werfen würde. Diese Kamera habe ich mit meinem ältesten Angestellten untersucht, und es ist weder mir noch den andern maßgebenden Herren gelungen, ein Bild noch die Ahnung von einem solchen auf die beigegebenen Quecksilberplatten zu zaubern. Humbug, nichts als Humbug ist das Ding da! Sie können sich bei mir bedanken, daß ich Ihnen nicht wie der Franzose das Geld abfordere und Sie dafür einen Schwindel, mit dem nichts anzufangen ist, eintauschen lasse."

„Ich möchte aber den Kasten doch haben," wagte mein Vater mit hochrotem Kopf zu sagen.

„Sind Sie närrisch," lachte ungläubig der erfahrene Meister.

„Würden Sie ihn mir geben," beharrte seinerseits mein Vater, „wenn ich Ihnen sofort den vollen Kaufpreis von dreihundert Talern zahlen würde?"

„Nun, wenn Sie durchaus Ihr Geld los sein müssen und sich nicht warnen lassen von einem, der die Optik sein Leben lang getrieben hat! Dann müßte ich ja ein schlechter Geschäftsmann sein, wenn ich nicht wieder zu meiner Anzahlung, die ich schon verloren glaubte, kommen wollte."

Während der „Alte", wie die Angestellten den Geschäftsherrn unter sich nannten, noch verwundert den blutjungen Mann von Kopf bis zu Fuß betrachtete, zog dieser seinen Geldbeutel und zählte zum allgemeinen Erstaunen dreihundert harte Taler auf den Tisch.

Der Meister lachte, machte den jungen Mann noch

einmal aufmerksam, daß es nicht seine Schuld sei, wenn er die dreihundert Taler zu Luft gemacht habe, denn mit der Kamera sei niemals ein Geschäft zu machen. Und als mein Vater trotzdem darauf beharrte, den Versuch wagen zu wollen, wurde ihm zur Antwort: „Es soll mich freuen, wenn Sie mehr Glück bei einem Versuch haben würden als ich und meine anderen Angestellten."

Aber, als nach Monaten harter eigensinniger Arbeit meinem Vater die ersten Daguerreotypbilder wirklich gelangen, war der betreffende Meister durchaus nicht erfreut, sondern fühlte sich dadurch, daß er vom jüngsten Angestellten in einer so großen Erfindung übertrumpft wurde, derart beleidigt, daß er ihm sofort die Stellung in der optischen Anstalt kündigen ließ, mit der Begründung: wenn ein Angestellter so viel Aufmerksamkeit auf eine zweifelhafte ausländische Neuheit, wie die Daguerreotypie es sei, verwende, könne ihm unmöglich noch genug Zeit für ehrliche deutsche Arbeit übrig bleiben.

Trotzdem mein Vater sich niemals anders als an seinen freien Sonntagen und freien Wochenabenden mit der Behandlung von Quecksilberplatten und der Kamera abgegeben hatte und keine seiner verpflichteten Geschäftsstunden versäumt hatte, wurde ihm doch aus Neid und Gehässigkeit dieser unverdiente Vorwurf der Unaufmerksamkeit im Beruf gemacht, wenn ihm auch niemand eine einzige Nachlässigkeit nachweisen konnte.

Sofort nach Ankauf des mit dreihundert Talern barbezahlten Apparates war natürlich der junge strebende Mann von seiten der anderen Angestellten der Mittelpunkt täglicher Hänseleien geworden. Doch zugleich hatten alle auch eine größere Achtung und ein größeres Zutrauen zu dem bisher fast unbeachteten jungen Menschen.

Nachdem an jenem, für meinen Vater so bedeutungsvollen Kauftage der Meister die dreihundert Taler schmunzelnd und achselzuckend angenommen hatte, war mein Vater am Abend mit der sorgfältig in ein Tuch eingepackten Kamera in seine Wohnung

geeilt und hatte, getrieben von der Angst, es könne ihm jemand nachgeschickt werden, der den Kauf rückgängig machen würde, nicht rechts und nicht links gesehen, bis er in seiner Wohnung angekommen war, wo er sein Eigentum gut einschloß, nachdem er den optischen Apparat von jedem Stäubchen gesäubert hatte.

Seine Ungeduld, sich sofort an Versuche und Aufnahmen zu machen, mußte er, so schwer es ihm ankam, bis zum nächsten Sonntag bezwingen. Auch sagte er sich, daß sein jetziges Zimmer, das in einer Straße lag, wahrscheinlich nicht genug Licht hätte, um darin Versuche anstellen zu können. Er mußte also nicht bloß bis Sonntag mit den ersten Aufnahmen warten, sondern er mußte sogar den Sonntag dazu benützen, ein anderes Zimmer ausfindig zu machen.

Bei einer Witwe, die ein Landhaus bewohnte, das in einem großen Obstgarten an der Lindenauer Landstraße lag, traf es sich, daß in der Gartenecke ein kleines Gartenhaus frei stand, und dieses bezog mein Vater noch am nächsten Sonntagabend.

Es verging aber noch geraume Zeit, ehe er ans Ziel kam und wirkliche Bilder mit der neuerworbenen Kamera in dem Garten, den ihm die Wirtin für seine Versuche freigiebigst zur Verfügung stellte, anfertigen konnte. Und viele verzweiflungsvolle Stunden trieben dem jungen Mann Angsthitze ins Herz und in den Kopf, so daß er oft nahe daran war, den Kasten, wie es der Meister der optischen Anstalt getan, verächtlich in eine Ecke zu stoßen und für immer von den Versuchen abzustehen. Aber nicht bloß der Gedanke an den Hohn, der ihm dann allgemein von seinen Kameraden und nicht zuletzt vom Herrn des Geschäfts zuteil werden würde, schreckte ihn davon ab, die Flinte ins Korn zu werfen und die Versuche der Daguerreotypie aufzugeben. Sondern vor allem war es das große Vertrauen, das ihm von seiten seines Onkels, des Kammerherrn in Dessau, geschenkt worden war, das ihn mutig machte. Die dreihundert Taler sollten nicht zur Luft gewor-

den sein, wie der Meister in Lindenau gesagt hatte. Nein, er wollte mit Zähigkeit und Ausdauer das erreichen, was man ja in Paris auch zustande gebracht hatte, nämlich: wirkliche Bilder von lebenden Menschen.

Aber niemand konnte ihm raten, wenn er an den langen Sommersonntagen jetzt im Garten stand und Versuche um Versuche erneuerte, und bei aller sorgfältigster Behandlung der Quecksilberplatte in der Kamera doch kein Bild zustande kommen wollte.

Der Gärtnerbursche sowohl als die Besitzerin des Landhauses, die den jungen eifrigen Mann gern bei der Arbeit beobachteten, beide ermüdeten nicht, sich stundenlang vor die Kamera hinzusetzen, wenn sie auch bis jetzt noch niemals den Erfolg irgendeiner Aufnahme erlebt hatten. Die guten Menschen wurden so vom Fiebereifer meines Vaters angesteckt, daß sie es waren, die ihn trösteten, wenn er verzweifelte, trotzdem sie stundenlang wie Leichname vor der Kamera stillsitzen mußten und alle erdenklichen Qualen, das brennende Sonnenlicht, die Insekten des Gartens und die drückende Sonnenhitze bereitwilligst und ohne zu murren ertrugen. Man sah es ihnen an, sie wollten mithelfen und danklos den jungen Menschen mit ihrer eigenen Ausdauer zur weiteren Ausdauer anspornen.

Mein Vater erzählte später immer: man verstand damals noch nichts Genaues von den Grundbedingungen, die bei den Daguerreotypaufnahmen für den Erfolg eines Quecksilberbildes notwendig waren. Die ersten Bilder Daguerres waren zur Hälfte Zufallsbilder gewesen. Man wußte noch nichts vom Zeitmaß, von der Wichtigkeit der Lichtkraft und von den Wärme- und Kältegraden, welche die dazu verwendeten Chemikalien haben mußten. Von allem diesen war bei der Gebrauchsanweisung der Kamera nichts Näheres angegeben. Die Vorschrift lautete ungefähr so: um ein Bild mit der Kamera zustande zu bringen, setze man die betreffende Person, deren Aufnahme man machen will, in helles Tageslicht, stelle die Linsengläser der Kamera vermittels der Schraube an

der Messinghülse so, daß auf der matten Scheibe ein scharf gezeichnetes Bild wahrnehmbar ist. Die hergerichtete Platte setze man an Stelle der matten Scheibe. Je nach Lichtstärke des Tageslichtes nehme man die Platte nach einer oder zwei Stunden mit sich in die Dunkelkammer, wo sie über Quecksilberdämpfen geräuchert werden muß. Die Zeitdauer des Räucherns muß ausprobiert werden.

Nur wenige Zusätze noch erläuterten das Verfahren, das damals noch dem Erfinder in Paris bald glückte, bald mißglückte.

Die wenigen Bilder, die bisher von Paris aus versandt worden waren, wurden nur von Geschäftsreisenden in den optischen Geschäften vorgezeigt und wieder mitgenommen. Chemikalien, Platten, Kameras nebst optischen Linsen wurden von diesen Reisenden für eine Anzahlungssumme den großen optischen Instituten zu Versuchen überlassen. Aber niemand bekam ein Bild in die Hand, da in Paris selbst kaum zehn Bilder vorhanden waren. Der Reisende, der im Auftrag eines optischen Pariser Geschäftshauses die Kameras in Deutschland zum Verkauf bringen sollte, hatte als Beweis höchstens zwei solcher Bilder bei sich, die wie Kleinodien angesehen wurden und selten und unbezahlbar waren, ungefähr so, wie es in unseren Tagen noch das Radium ist.

Man kann sich leicht vorstellen, da in Deutschland noch niemand ein wirkliches Daguerreotypbild besaß, daß man immer noch an der Dauerhaftigkeit und Echtheit der Daguerreotypbilder zweifelte, weil man ein solches Bild nur für Sekunden in den Händen jenes Pariser Reisenden betrachten durfte. Sobald der Reisende fort war und das Bild mit sich genommen hatte, und man mit dem Apparat, den er dagelassen, und mit Chemikalien und Platten kein Bild sofort erzielen konnte, neigten die leicht zweifelnden Gemüter zur Annahme, daß hier nichts als ein französischer Schwindel, womit man den gutmütigen Deutschen das Geld aus der Tasche locken wollte, ausgespielt würde.

Selbst die Zeitungen stellten sich der neuen Erfin-

dung zweifelnd gegenüber. Und eines Tages brachte der Leipziger Anzeiger eine Erklärung. Darin hieß es unter anderem:

„Der beste Meister der Optik, der in Lindenau und Leipzig und über ganz Sachsen höchste Achtung genießt und als Erster in seinem Fach in allen deutschsprechenden Landen gekannt ist, außerdem auch Leipziger Bürger ist, hat sich vergeblich mit der neuen französischen Erfindung befaßt. Aber es ist ihm trotz sorgfältigster Arbeit mit jener Camera obscura kein Bild gelungen. Man muß annehmen, wenn ein so großer deutscher Meister der Optik eine neue Erfindung gründlich untersucht hat und dabei nichts herausgekommen ist, daß hier ein böser Pariser Schwindel vorliegt. Man warnt also alle diejenigen, die beabsichtigen ihr Geld für eine Kamera fortzuschicken, dieses Geld lieber in deutschen Landen zu belassen, wo es bessere Verwendung finden kann."

Und jener Zeitungsschreiber fügte noch in salbungsvollem Tone der damaligen bibelfesten Zeit hinzu:

„Flüchtige Spiegelbilder festhalten zu wollen, dies ist nicht bloß ein Ding der Unmöglichkeit, wie es sich nach gründlicher deutscher Untersuchung herausgestellt hat, sondern schon der Wunsch, dies zu wollen, ist eine Gotteslästerung. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und Gottes Bild kann durch keine menschliche Maschine festgehalten werden. Höchstens der göttliche Künstler darf, begeistert von himmlischer Eingebung, es wagen, die gottmenschlichen Züge, im Augenblick höchster Weihe, auf den höheren Befehl seines Genius, ohne jede Maschinenhilfe wiederzugeben. Eine Maschine aber, die den Genius ersetzen will und die der Mensch allein mit seiner Berechnung entstehen lassen möchte, solch eine Maschine herzustellen, kommt der Anmaßung gleich, das Ende aller Schöpfung erreichen zu wollen. Dann muß der Mensch, der solches beginnt, sich klüger als der Schöpfer der Welt dünken.

Gott hat zwar bisher in seiner Schöpfung den Spiegel, der eitles Spielzeug des Teufels ist, großmütig geduldet. Wahrscheinlich aber übt er diese

Nachsicht, damit insbesondere die Weibspersonen im Spiegelglase ihre Einfalt und ihren Hochmut sich vom Gesicht ablesen können. Aber kein Spiegel, weder dessen Glas, noch dessen Quecksilber hat von Gott bisher die Erlaubnis erhalten, Menschengesichter in seiner Fläche festzuhalten. Gott hat niemals des Teufels Künste, die im Spiegel liegen, sich zu einer solchen Anmaßung versteigen lassen, so daß sie das Ebenbild Gottes, das Menschengesicht, so leichten Kaufes in ihre Gewalt bekämen.

Nun: und derselbe Gott, der seit Jahrtausenden es nie geduldet hat, daß eines Menschen Spiegelbild unvergänglich bestehen bleibt, dieser selbe Gott soll plötzlich seinen urewigen Grundsätzen ungetreu werden und es zulassen, daß ein Franzose in Paris eine Erfindung teuflischster Art in die Welt setzt! Man muß sich doch klarmachen, wie unchristlich und heillos eitel die Menschheit erst werden wird, wenn sich jeder für seine Goldpatzen sein Spiegelbild dutzendweise anfertigen lassen kann. Es wird eine Massenkrankheit von Eitelkeitswütigen ausbrechen, denn wenn sich jedes Gesicht billig dutzendweise verschenken und bewundern lassen kann, so macht das die Menschen gottlos oberflächlich und gottlos eitel. Und wenn jener Musje Daguerre in Paris" — so schloß der Artikel — „hundertmal behauptet, mit seiner Maschine menschliche Spiegelbilder auf Silberplatten festhalten zu können, so ist dieses hundertmal eine infame Lüge zu nennen, und es ist nicht wert, daß sich deutsche gediegene Meister der Optik von dieser frechen Behauptung betören lassen."

Am Ende dieses Artikels folgte noch ein klein gedruckter Nachsatz:

„Die Erfindung der Revolution und die Idee Napoleons, Europa zu einem einzigen Brüderreich machen zu wollen — alle diese Überspanntheiten will jetzt Herr Daguerre übertrumpfen, da er den Schöpfer der Welt überbieten möchte. Wenn dies überhaupt möglich wäre, so hätten längst in alter Zeit namhafte Männer wie Archimedes oder Moses ähnliches vor ihm getan. Aber wenn diese klügsten Männer nichts

von festgehaltenen Spiegelbildern wußten, so darf man dem Franzosen Daguerre, der sich solch unerhörter Dinge rühmen möchte, von vornherein einen Narren aller Narren nennen, wie jeder in Deutschland, welcher der unsinnigen Erfindung Glauben schenkt, ein Esel aller Esel genannt werden muß."

So warnte der Leipziger Stadtanzeiger seine Leser ernstlich vor der Camera obscura.

Solche und ähnliche Zeitungsberichte fand mein Vater öfters, seit er die Kamera gekauft hatte, auf seinem Arbeitsplatz vor, wenn er morgens in das optische Institut kam, um seiner verpflichteten Beschäftigung nachzugehen. Die Angestellten dort, aufgestachelt von seinem hartnäckigen Festhalten an den Daguerreotypversuchen und nachdem sie sich durch Hänseleien und Witze genügend gesättigt, hatten sich jetzt darauf verlegt, ihn von allem, was über Daguerreotypie geschrieben wurde, auf dem Laufenden zu halten. Und daß das nicht sehr ermunternd war, kann jeder aus obigem Zeitungsbericht ersehen. War der Meister in den Arbeitsräumen anwesend, so hielten sich alle, wie auf Verabredung, auffallend von meinem Vater zurück, und die, die gerade einer Arbeit wegen in seiner Nähe sein mußten, beschränkten sich auf die knappeste Anrede. Alle hielt die bedrückte Furcht nieder, sie könnten sich in den Augen des Meisters schaden, wenn sie sich nicht vor demselben den Anschein gäben, als mißbilligten sie im Grunde, wie der Geschäftsherr selbst, die Anmaßung des jüngsten Angestellten, der sich immer noch mit Versuchen abgab, die längst von Berufeneren in Lindenau und Leipzig als Schwindel und Tollhaushandlungen erklärt worden waren. War der „Alte" nicht anwesend, so kamen einige und forschten meinen Vater über seine letzten Ergebnisse aus, und er wußte ganz genau, daß sie bei nächster Gelegenheit dem Meister jedes seiner gesprochenen Worte hinterbringen würden.

Wären aber außerhalb des Geschäftes, im Garten in Lindenau, meinem Vater nur kleine Erfolge gelungen, so hätte er sich leicht über das kleinliche Benehmen seiner Arbeitskameraden im optischen Institut

4*

hinwegsetzen können. So war es ihm doch ein bißchen sauer, jeden Tag mit lächelnder harmloser Miene auf seinem Arbeitsplatz sein zu müssen, immer umlauert von Mißgunst und Neid, und dafür nicht einmal zu Hause bei seinen Versuchen Ruhe zu finden, denn die Unruhe, daß mit der Kamera und mit den Platten vielleicht wirklich nichts für ihn zu erreichen wäre, wuchs mit jedem Sonntag mehr. Mein Vater hatte nicht einen Menschen, mit dem er sich aussprechen konnte, und er mußte bei allen Niederlagen, die er Sonntags bei den Versuchen erlebte, während der ganzen Woche im optischen Institut den Glücklichen und Hoffnungsvollen spielen, um sich nicht vollständig dem allgemeinen Hohngelächter auszuliefern.

Die kostspieligen Daguerreotypieversuche verschlangen außerdem sein kleines Einkommen. Er mußte der Frau, die ihm das Gartenhaus vermietet hatte, die Miete schuldig bleiben. Er mußte auch den Onkel in Dessau nochmals um ein Darlehen zur Fortsetzung der Versuche angehen. Alles in allem war es ein Weg voll geheimer Bitternisse und hätte schwächere Naturen längst zum Verzicht des Vorhabens gebracht. Nur der Eifer, der meinen Vater für Maschinen und Maschinentechnik beseelt hatte, ließ ihn nicht am endlichen Gelingen des Daguerreotypieverfahrens gänzlich verzweifeln.

Den Leuten auf der Lindenauer Landstraße, deren Geschäftsweg täglich oder wöchentlich mehrmals an dem Garten vorbeiführte, in welchem sich mein Vater eingemietet hatte, war längst das seltsame Gebaren jenes jungen Mannes aufgefallen, der da hauptsächlich Sonntags, aber auch manchmal ganz früh morgens an den Werktagen, beim Sonnenaufgang schon, hinter einem kleinen Kasten sich zu schaffen machte. Dieser Kasten stand auf drei Holzbeinen vor ihm, und an demselben war vorn ein kurzes Messingrohr, ähnlich einer kleinen Kanone, befestigt. Nicht weit von diesem geheimnisvollen Gestell saßen, zehn bis zwanzig Schritte entfernt, der Gärtner, ein Dienstmädchen oder die Dame vom Hause selbst. Diese Sitzenden starrten, ohne mit der Wimper zu zucken,

mit stieren Augen nach der Richtung jener geheimnisvollen Maschine hin. Regungslos, sprachlos, wie mit offenen Augen eingeschlafen, konnte man oft nach langer Zeit, wenn man wieder vorüberkam, die Person, die da gesessen, immer noch in derselben gebannten Stellung wiederfinden.

Ebenso stand der junge Mann, der immer bei dem geheimnisvollen Apparat blieb, mit der Taschenuhr in der Hand, noch dort am selben Fleck.

Daß da irgendeine geheime Beziehung zwischen dem jungen Mann, dem Kasten mit dem kurzen kanonenartigen Messingrohr und der Person bestand, die jeweils in einiger Entfernung auf dem Stuhl wie versteinert saß, das begriffen alle, die bei dem schönen Sommerwetter draußen vor dem Gartenzaun vorübergingen oder fuhren. Denn selbst den Leipziger Postillonen, die mit der Abend- und Morgenpost auf der Landstraße vorbeikamen, war das fremdartige Gebaren der Menschen in jenem Garten aufgefallen. Viele von ihnen fuhren langsamer und zeigten mit der Peitsche den Reisenden in ihren Postkutschen den geheimnisvollen Apparat und die, noch geheimnisvoller sich benehmenden, dazu gehörigen Leute im Garten. Denn oft sah man den jungen Mann, den niemand in Lindenau kannte, mit dem Kopf unter einem schwarzen Tuch verschwinden, das er hinten über den seltsamen Kasten gedeckt hatte. Einigen Bekannten hatte der Gärtnerbursche auf vieles Befragen endlich antworten können, daß jene geheimnisvolle Maschine von dem jungen Herrn eine „Camera obscura" genannt wurde.

Die Kinder von Lindenau, die den ganzen Sonntag über nicht vom Gartenzaun wichen, hielten sich, während sie ihre Nasen durch den Zaun steckten, mit beiden Händen die Ohren zu, in der Erwartung, daß aus dem kanonenähnlichen Messingrohr des Kastens vielleicht einmal ein Schuß ertönen könnte.

Mein Vater erzählte auch, daß viele Kinder gedacht haben müßten, er beschwöre unter dem schwarzen Tuch vielleicht einen Geist, und da ihm, wenn er mit dem Kopf unter dem schwarzen Tuch hervorkam,

die Haare zu Berge standen, so mußte es wohl den Kindern erscheinen, als habe er unter dem Tuch mit dem geheimnisvollen Geist gerungen. Denn sie flohen immer alle mit entsetztem Geschrei jedesmal, wenn er wieder unter dem Tuch hervor am Tageslicht erschien.

Während dieses Frühjahrs und Sommers spielten die Kinder von ganz Lindenau immer nur Camera obscura. Aber auch in den Lindenauer Köpfen der Erwachsenen spukten die sonderbarsten Wahnvorstellungen über diese Kamera. Die einen meinten, daß mein Vater das Sonnenlicht einfangen wollte, um Gold daraus zu machen; die anderen vermuteten, daß von dem Apparat vielleicht eine heilende Wirkung für bestimmte Krankheiten ausginge, eine magnetische oder eine elektrische Wirkung. Eines Tages brachte man sogar einen Kranken, einen Gelähmten, zu meinem Vater in einem Rollwagen an die Gartentür. Dieser Lahme wollte durchaus vor den Apparat, der das Licht einfing, hingesetzt werden. Er wollte stunden-, ja tagelang stillsitzen und hoffte bestimmt, daß jene Glaslinsen des Apparates, die das Licht einsammelten, ihn mit ihrer Kraft heilen und ihm den Gebrauch seiner Glieder wieder zurückgeben würden. Er ließ sich nur schwer überzeugen, daß dieses unmöglich sei, und mein Vater hatte alle Not, die unglaublichsten Fragen, die die ganze Nachbarschaft an ihn stellte, zu beantworten.

Da der Sommer dürr und heiß war, behaupteten einige, an der Dürre sei die verfluchte Kamera schuld, die in dem Garten dort stehe und wahrscheinlich viel zu viel Lichtstrahlen auf die Erde locke. So kämpfte auch hier, wie zu allen Zeiten, die blinde Torheit der Menschen gegen die harmloseste Erfindung der Welt an, so lange sie sich dieselbe nicht erklären konnte und das Dasein derselben ihr noch nicht zur Gewohnheit geworden war.

Eines Tages, mein Vater nannte ihn, noch nach fünfzig Jahren, einen der schönsten und erhebendsten Tage seines Lebens, gelang es ihm, einen kleinen dreieckigen Fleck auf der Quecksilberplatte hervorzu-

bringen, ein kleines haarscharfes Dreieck. Er betrachtete mit Verwunderung diese kleine Zeichnung, die nicht ein zufälliger Fleck in der Platte selbst zu sein schien, sondern der man ansah, daß sie der zugehörige Teil eines sonst noch verborgenen Bildes war. Nach langem scharfen Betrachten und Grübeln erkannte mein Vater, daß dieses Dreieck den Hemdausschnitt am Halse des Gärtnerburschen darstellte, den die Platte als den grellsten Fleck zuerst wiedergegeben hatte. Die Freude bei dem jungen eifrigen Arbeiter war außerordentlich groß. Das erste Anzeichen, daß es also möglich war, wenn auch bis jetzt nur in einem winzigen Stück, die Wirklichkeit festzuhalten, war ihm nun gegeben.

Die Maschine schwindelte also nicht! Man mußte nur Geduld und Sorgfalt anwenden und mit peinlichster Genauigkeit Belichtungsdauer der Platten, Einfluß der Wärmegrade und alle möglichen, bisher nie bedachten, zartesten Zustände bei Mischung und Handhabung der Chemikalien beachten. Mit stürmischer Ungeduld oder einfältiger, oberflächlicher Behandlung ließ diese Wundermaschine nicht ihre Seele zum Reden in Bildern zwingen. Sie wollte behandelt sein zarter als der zarteste keusche Sinn eines jungen weiblichen Geschöpfes.

Nichts ähnlich Empfindliches hatte es jemals vorher im Männergewerbe gegeben wie diese neue Kunst, die bei der Ausübung nicht bloß weiseste Geduld, sanfteste Behandlung, zugleich aber auch schärfste peinlichste Beobachtung vom Manne forderte. Hier handelte es sich bei jedem darum, erst das eigene Ich in Zucht zu nehmen, um das Ich dieser neuen Lichtmaschine beherrschen zu können. Man hatte es ja erstlich mit der Handhabung der optischen Linse zu tun, die bis auf den kleinsten Teil eines Millimeters vor oder zurückgeschraubt, die Schärfe oder Unschärfe eines Bildes bedingte. Das allein wäre aber nichts weiter Besonderes gewesen, und der Hand, welche hastig arbeiten wollte, die Ruhe zur Einstellung der optischen Gläser zu geben, hätte vielleicht jeder noch zustande bringen können. Aber, daß zur opti-

schen Arbeit sich dann auch noch die Chemie gesellte, in Form der zubereiteten Silberplatten, daß zwei, sonst ganz auseinanderliegende Gebiete, sich plötzlich hier vereinigen sollten und beide zusammenwirken sollten zur Herstellung eines Bildes, das war die Schwierigkeit der neuen Aufgabe. Doch selbst die chemische Zubereitung der Platten hätte man vielleicht auch noch zur Not mit einiger Geduld bald ergründen können. Aber die Einwirkung der Lichtstrahlen auf die chemisch zubereitete Platte — diese Berechnung der ewig schwankenden Einflüsse von hellen und dunklen Wetterstunden, von deren Einfluß mein Vater noch keine Ahnung hatte, außerdem das Feuchthalten und Verhindern des Eintrocknens der mit chemischer Lösung behandelten Platte, die an trockenen Tagen in ihrer Lichtaufnahme ganz verschieden arbeitete als an feuchten Tagen, alle diese ungekannten Hindernisse stellten sich wie finstere Berge im dunklen Raum, in welchem die Quecksilberplatten zubereitet werden mußten, der Willensanstregung des jungen Mannes entgegen.

Man kann sich denken, daß nun der Anblick des dreieckigen Ausschnittes eines Vorhemdes auf der Silberplatte meinen Vater, nach langen Wochen fieberhafter Tätigkeit, in die größte Freude versetzte.

Er fiel dem Gärtner um den Hals und hob die Witwe an den Hüften in die Luft und drehte sie wie zum Tanz auf den Gartenwegen herum, nachdem er ihnen beiden das bedeutungsvolle Dreieck auf der Platte gezeigt und erklärt hatte. Die guten Leute, die viele Sonntage ihre freie Zeit dem Stillsitzen vor der Kamera geopfert hatten, konnten zwar nicht gleich recht begreifen, warum erst ein Stückchen weißes Hemd auf der Platte erschien. Sie hätten, wie es natürlich war, auch die zu dem Hembfleck gehörige Person gern als Bild bewundern wollen.

Und wieder wurde versucht und versucht, bis endlich eines Sonntags ein kleines Dienstmädchen, das mit ihrem Soldaten draußen am Gartenzaun der Arbeit an der Kamera zugesehen hatte und auf den Wunsch meines Vaters zur Aufnahme hereingekommen war, in ganzer Person auf der Platte erschien. Sie

bekam ein glänzendes Talerstück von dem beglückten jungen Lichtarbeiter zur Belohnung und wußte gar nicht, wofür sie eigentlich belohnt wurde. Auch ihr Soldat wurde vor die Kamera gestellt, und auch er erschien als Bild auf der Platte. Das waren die ersten Daguerreotypbilder in Deutschland.

Mein Vater selbst hatte ja noch nie andere Daguerreotypbilder gesehen als die wenigen französischen Bilder, die im optischen Institut in seiner Nähe herumgezeigt worden waren. Nun erlebte er staunend, winzige, haarscharfe, kleine Menschenspiegelbilder vor sich zu sehen, die die Gesichter mit allen kleinsten Falten und Fältchen in entzückender Naturtreue wiedergaben. Die Bilder waren nur so groß wie gewöhnliche Visitenkarten. Darauf war der ganze Mensch wie ein Zwerglein scharf wiedergegeben. Die Kleidernähte, die Knöpfe, am Boden ein paar herabgefallene Blätter von den Apfelbäumen, der Garten mit dem Gewimmel von winzigen Blättchen hinter der aufgenommenen Person — alles das mußte man erst lernen zu sehen, denn Holzschnitte, Kupferstiche oder Gemälde, die man bis dahin als Abbilder der Welt gekannt hatte, zeigten niemals mit so zierlicher Sorgfalt die haarscharfen Linien der Baumäste. Man sah jetzt die Schlagschatten und Lichter an jedem kleinsten Laubblatt. Man wunderte sich nur, nachdem man mit der Naturtreue der kleinen Spiegelbilder vertraut geworden war, daß die Personen und die Bäume, die auf diesen naturgetreuen Bildern zu sehen waren, sich nicht bewegten. Man erwartete, daß sie, wie alle Spiegelbilder, wie alle Menschen, die in einen Spiegel hineinsahen, sich auch bewegen müßten. Man getraute sich auch zuerst nicht, so erzählte oft mein Vater, die ersten Bilder, die er anfertigte, lange anzusehen. Man scheute sich vor der Deutlichkeit der Menschen und glaubte, daß die kleinen winzigen Gesichter der Personen, die da auf dem Bilde waren, einen selbst sehen könnten, so verblüffend wirkte die ungewohnte Deutlichkeit und die ungewohnte Naturtreue der ersten Daguerreotypbilder auf jeden, der noch nie ein solches Bild in der Hand gehabt hatte.

Wenn bei uns schon in Deutschland, bei der Nachahmung des Verfahrens, die ersten Bilder ein derartiges Erstaunen erweckten, daß man auf der Quecksilberplatte Menschen aus Fleisch und Blut zu sehen meinte und nicht glauben konnte, vor einem toten Bild zu stehen, wie mußte da erst in Frankreich, in Paris, das Erstaunen über Daguerres Erfindung ein grenzenloses gewesen sein und beim ganzen französischen Volke. Und es war auch wirklich nicht zu viel, wenn Ludwig XVIII. Daguerre auf seine Akademiebroschüre hin eine Ehrengabe überreichen ließ.

Es ist bewunderungswürdig, welche Ausdauer der Erfinder hatte, wenn man bedenkt, daß jener Mann, Daguerre, vom Jahre 1814 bis 1828 mit Niepe zusammen und dann, nach dessen Tod, bis 1838, also im ganzen vierundzwanzig Jahre, am Zustandekommen jener kleinen Spiegelbilder, die man vermittelst der Camera obscura herstellt, arbeitete. Welch eine Fülle von Sorge, Unruhe, Zeit- und Geldkosten und Aufwand von riesenhafter Ausdauer und Zähigkeit steckte in dieser Arbeit, als sie endlich nach vierundzwanzig Kampfjahren von Erfolg gekrönt wurde. Niepe ist darüber gestorben und hat die Früchte des Gelingens nicht mehr erlebt. Seine Erben erhielten vom Staat eine jährliche Pension von 4000 Fr. zugesagt und Daguerre eine solche von 6000 Fr. Aber es mußten vom Jahre 1839, wo die erste Denkschrift über die neue weltbewegende Erfindung der französischen Akademie überreicht wurde, nochmals zwei Jahre vergehen, bis die erste Kamera samt Platten und Angabe des Verfahrens nach Deutschland in das große Lindenauer Taubertsche optische Institut kam. Es ist dann verblüffend zu hören, daß der Meister dieser optischen Anstalt, nach oberflächlichen mißlungenen Versuchen, mit einfacher Handbewegung kurz und bündig die ganze zeitbewegende Erfindung für einen Pariser Schwindel erklärte.

Natürlich hätte sich, wenn mein Vater nicht gewesen wäre, früher oder später irgendein anderer Mann in Leipzig, ernstlicher als des optische Institut, mit dem neuen Daguerreotypverfahren beschäftigt.

Denn es gibt immer genug ernste junge Männer in Deutschland, die mehr Eifer für die Einführung neuer Verfahren an den Tag legen, als altgewordene, sich unfehlbar fühlende Meister.

Daß mein Vater einer dieser ernsten jungen Deutschen war, die begeisterte Ergründer neuer Werte sind, dieses und nicht mehr will dieser Bericht bezeugen. Mein Vater hat sich nie in den Augen seiner Kinder auf den Platz eines großen Erfinders stellen wollen. Er wollte uns nur die Geschichte seiner Jugendzähigkeit berichten und uns mit seiner glühenden Begeisterung für alle Erfindungen, auf den Gebieten der Technik und des Maschinenwesens, zur Bewunderung hinreißen, die jeder bei einem Rückblick auf das neunzehnte Jahrhundert dem großen Aufschwung des menschlichen Geistes zollen muß.

Wer hätte das gedacht, sagte er immer, daß die Menschen einmal das Licht in ihrem Dienste arbeiten lassen würden! Ebenso den Dampf und die Elektrizität! Große Riesen, die seit ewigen Zeiten nach ihren eigenen Gesetzen taten, was sie wollten, hat der Mann des neunzehnten Jahrhunderts unter seine Gesetze gezwungen. Sie, die ehemals freien Riesenkräfte, müssen jetzt dem Zwerg, dem Menschen, dienstbar sein. —

Mein Vater war knapp einundzwanzig Jahre alt, als ihm im Frühjahr 1841 die erste Daguerreotypkamera unter die Augen kam. Im Juni 1841, als die Tage am längsten waren und das Jahr seinen Lichtgipfel erklommen hatte, gelang es ihm an einem Sonntag, die ersten Bilder nach dem Verfahren Daguerres in jenem Garten an der Lindenauer Landstraße herzustellen. Ein Jahr darnach, im Mai 1842, zeigte er dann auf der großen Leipziger Ostermesse, in der Handelsbörse, einen Rahmen, gefüllt mit seinen ersten Bildern, öffentlich den erstaunten Leipzigern.

Bei solchen Berichten, wie der obige, der von dem Kampf eines jungen Menschen und von seiner Willenskraft und Ausdauer handelte, — und weil dieser junge Mensch auch noch unser Vater war —, hörten wir

immer wieder, jeder tief in sich versunken, den Geschichten über jene „Lindenauer Zeit" zu, wie mein Vater jene atemlosen Wochen seines Lebens nannte. Und es konnten, wenn die Erzählungen mittags um zwei Uhr nach dem Essen beim Kaffee begonnen hatten, die Stunden bis zum Abend durchs Haus gehen, wir fühlten sie nicht. Wir lebten in anderen Zeiten und Jahreszeiten. Wir merkten nichts mehr von der Gegenwart, und wenn mein Vater vom Sommer im Lindenauer Garten erzählte, wo die Kamera mitten im Sonnenschein aufgepflanzt gestanden, und er und die Maschine glühend heiß geworden waren, so daß er oft fürchten mußte, der Leim, der den Kamerakasten zusammenhielt, könne in der Sonnenglut weich werden, dann — wenn zufällig unser Blick durch eines der drei großen Fenster des Wohnzimmers fiel, wo draußen am ersten Novembertag, an des Vaters Geburtstag, weiße, große, wässerige Schneeflocken durch die Straßen taumelten — staunten wir und dachten: ist es denn nicht Juni? Und wo ist denn der Garten, und wo die Lindenauer Landstraße? —

Draußen war dann Novemberzwielicht, und die Hotelwagen rasselten wie immer vom Bahnhof durch die Kaiserstraße. Wir waren in Würzburg und nicht in Lindenau. Es war bald Winter und nicht Sommer, und das Dienstmädchen kam mit dem Kohleneimer und füllte frische Steinkohlen in den hohen, braunen Kachelofen, der bei der Tür in der Zimmerecke stand.

Mein Vater, welcher während des stundenlangen Erzählens seine großen Papyros geraucht hatte, und der seine Zigarettentasche jetzt leer fand, schickte mich in sein Schreibzimmer, um sie aus dem Vorratskasten auf seinem Schreibtisch frisch zu füllen und sie ihm dann zu bringen. Denn zum Weitererzählen mußte er Rauchvorrat haben.

Drinnen in meines Vaters Schreibzimmer, über einem Sofa, hing ein Bild von ihm aus der alten Zeit, umrahmt von einem altmodischen krausen Goldrahmen, wie diese um 1850 dem Zeitgeschmack gefielen. Es war ein Ölbild und zeigte meinen Vater als fünfundzwanzigjährigen, schlanken, jungen Mann

in einem Sessel sitzend, den linken Arm auf einen Tisch gestützt, den Kopf in die Hand gelehnt. Auf dem gleichen Tisch neben ihm steht der kleine viereckige Kasten, die Camera obscura, der erste Daguersche Apparat, der nach Leipzig gekommen war.

Ich muß mir das Bild genauer ansehen und vergesse darüber ganz, daß ich die Zigarettentasche füllen soll. Mein Vater trägt auf jenem Bilde an seinem vornehmen schmalen Leib einen schwarzen Rock, tief ausgeschnittene schwarze Weste und hechtgraue Beinkleider. Eine handbreite, hohe, schwarze Krawatte ist unter dem Kinn in breiter Schleife gebunden. Die Ärmel des Rockes sind sehr eng, und die Weste sitzt eng um die schlanken Hüften. Die Kleidung sieht gewählt, aber nicht stutzerhaft aus.

Das junge, etwas bläßliche Gesicht auf dem Bild, mit dem feinen Schnurrbart und dem dunkelblonden, auf der rechten Seite des Kopfes gescheitelten Haar und auch die blaugrauen Augen unter der breiten hohen Stirn, scheint mir so gut, mit dem nachdenklichen Ausdruck, zu der Kamera zu passen, die mir mit ihrem blitzenden kleinen Messingzylinder so vertraut und bekannt, aus dem Bilderrahmen heraus, zublinkt. Und wenn ich dies Bild, das heute im zwanzigsten Jahrhundert über meinem eigenen Schreibtisch hängt, wieder betrachte und mich hineinvertiefe, so bin ich bald nicht mehr in meinem Schreibzimmer im Sanderring 23, sondern im Geist in der Kaiserstraße 9, in unserem ehemaligen Hause, das mein Vater 1873 gebaut hat. Mein alter siebenundsiebzigjähriger Vater sitzt dort in jenem Hause für mich im Geiste immer noch im Lehnsessel am Eßtisch, und vor ihm auf der Tischplatte steht ein schwarzer Aschenbecher, der die Gestalt einer auf dem Rücken liegenden Fledermaus hat. Der Becher ist angefüllt mit Asche und Zigarettenresten, und auf der Tischplatte trommelt die linke, mächtige Hand meines Vaters, an welcher der goldene Schlangenring, mit dem großen, schön geschliffenen Diamant, in der Dämmerung des Zimmers funkelt. Und seine Hand erwartet ungeduldig trommelnd, daß ich bald aus dem Nebenzimmer mit den

Zigaretten zurückkehren soll, damit er weiter erzählen kann. —

Aber es war nicht in diesem Zimmer allein, wo uns mein Vater breit und eingehend von seinen Schicksalen zu erzählen pflegte; es war in der schönen Jahreszeit, im Frühling und Sommer, auf den Sonntagmorgenspaziergängen, die er über alles liebte, und die für mich voll seiner Geschichten sind. Um sechs Uhr morgens traten wir gewöhnlich schon die Spaziergänge an, und in den frühsonnigen Straßen, in denen noch alles schlief, begegneten wir nur den Milchwagen, den Bäcker- und Metzgerburschen und einigen frommen katholischen Kirchgängern, die bereits aus der Frühmesse kamen, in die sie schon um fünf Uhr gegangen waren.

Man muß sich dazu das Bild der alten sauberen fränkischen Stadt Würzburg vergegenwärtigen. Die Straßen sind vom Samstagabend her blank gekehrt, und die Morgensonne liegt weit gedehnt auf unserm Weg, auf der Theaterstraße und auf dem Residenzplatz. Die Schaufenster sind alle geschlossen. Kein Wagen fährt noch, und Trambahnen gab es nicht zu meiner Knabenzeit.

Aus der neumodischen Kaiserstraße, in der wir wohnten, und die das geschäftstätige neunzehnte Jahrhundert in ihren Häusergesichtern zeigte, kamen wir in die Theaterstraße, in welcher die Rokokobauten vorherrschen. Und wir wandelten an den reizvollen geschweiften Türen und Treppen des achtzehnten Jahrhunderts entlang und kamen an zwei großen Standbildern von Heiligen vorbei, die damals den Eingang in die Eichhornstraße schmückten. Sie trugen die bewegte Linie des achtzehnten Jahrhunderts zur Schau, jener Zeit, die den Faltenwurf der Gewänder ein wenig theatralisch behandelte. Man vergaß beim Anblick dieser Standbilder, daß sie aus Stein waren. Man glaubte den Wind in den Gewändern rauschen zu hören. Die beiden Heiligen waren in Größe und Darstellung den zehn Heiligenbildern ähnlich, die heute noch die Brückenpfeiler der alten Mainbrücke prächtig schmücken.

Weiter im Morgen sah ich zur linken Hand das lange, schlichte und schmucklose Haus des Spitals „Zum heiligen Geist“, einen mittelalterlichen, ernsten, ehrwürdigen Bau, der nach der Theaterstraße hin nur eine einfache Wand mit zwei Reihen Fenstern zeigt. Vor den meisten Fensterscheiben stehen dort im Sommer altmodische Blumen in Töpfen, rote Geranien, getreulicher Efeu und vielleicht dazwischen ein Rosenstock.

Hinter den Scheiben wohnen alte arme Würzburger Bürger, siebzig- und achtzigjährige Leute, die im Spital, außer ihrer Kammer und ihrer einfachen Kost, täglich ihren Schoppen Wein von der berühmten Heiligengeistkellerei der Stadt Würzburg erhalten. In der frühen Morgenstunde öffnet hie und da ein weißhaariger Alter sein Fenster und füttert die Tauben, die vom altbraunen Ziegeldach des Bürgerspitals herunterflattern und pickend und gurrend in dichter Schar auf dem menschenleeren Pflaster sich's wohl sein lassen.

Dann am Theatergebäude entlang, das auch ein alter fürstbischöflicher Bau ist, und mehr einem Stiftshaus als einem Theater ähnelt, leuchtet in der Ferne, über dem gepflasterten Residenzplatz im Morgenlicht, silbrigblau das Dach des ungeheuren und herrlichen Residenzschlosses, das das größte und schönste Schloß in Deutschland ist.

Und hinter dem Schloß, draußen vor der Stadt, am Ende des Rennweges, hinter dem großen Schloßpark mit seinen Terrassen, seinen Rokokolauben, Freitreppen und seinen Ulmengängen auf hohen Wällen, lagen in dem Ringpark, welcher an Stelle der früheren geschleiften Festungswerke der Stadt Würzburg entstanden ist, ganz im Tau die hohen Wiesen, besät mit gelbem Löwenzahn und weißen Margaretenblumen.

Immer, wenn ich an diesen Morgenweg jener längst vergangenen Sonntage denke, sehe ich unter den weiß- und rosablühenden wilden Kastanienbäumen, unter feingefiederten und süßduftenden schlanken Akazien und bei üppigen breitblättrigen lila- und weißblühenden Fliederbüschen, jene blankgrünen Wiesen wieder,

auf denen unter der lieblichen und keuschen Morgensonne ein Gewoge von Blumenkelchen glänzte.

In die Taufrische des Morgens regnete das Morgenlicht in die Laubgänge, und da war eine Wiese, die sich weithin sanft senkte, und in deren Mitte heute noch ein mächtiges weißsteinernes Bild eines prächtigen Herkules steht, der, mit dem Löwenfell umgürtet, hochaufgerichtet, die sausende Keule schwingt, um die neunköpfige nemeische Schlange, die sich zu seinen Füßen ringelt, zu zerschmettern.

Diese liebliche, sich so fraulich und minniglich gebärdende blühende Wiese, auf welcher fußhoher, warmblauer Salbei seine Stengel zwischen den weißen Margaretenblumen reckte, voll nickendem rosa Türkenklee und umtönt vom Arbeitsgesumm der Bienen, die im frühesten Morgen zu singen schienen —, diese Wiese stach mit ihrem Frieden stark ab von der Kampfarbeit des steinernen Herkules, der die Manneskraft, den Mannesmut und die Mannesmühe mit seiner drohenden Gebärde, hoch über den Blumen stehend, verkörperte.

Noch ein paar Minuten durch einen Seitenweg weiter endete der Frühspaziergang in einem Garten, wo weißgedeckte Tische standen, und einige wenige Frühaufsteher schon saßen und ihren Kaffee einnahmen. Diese Morgenspaziergänger hatten sich alle seit Jahren gewöhnt, sich wie eine kleine Stammgesellschaft von Morgensonnenanbetern Sonntags hier zu sehen. Beim Niedersetzen oder Aufstehen grüßten sie sich freundlich von Tisch zu Tisch.

Etwas so Huldvolles wie diese Morgenspaziergänge in Würzburg, im Mai und Juni, habe ich nur wieder bei einem Frühlingsaufenthalt in Japan erlebt, wo die wohlgesitteten japanischen Familien, schweigend und liebenswürdig lächelnd, sich morgens sechs Uhr zur Blütezeit der Päonien, im Mai, in einer bei Tokio gelegenen friedlichen Gärtnerei trafen. Leise wispernd saßen sie, zu zweien und dreien, mit taubenblauer und mausegrauer Seide angetan, sauber frisiert, auf breiten Holzbänken, die mit roten einfachen Wolldecken belegt waren. Sie nippten ihren

Tee aus winzigen Teeschälchen und bewunderten still die langen Reihen der kopfgroßen Päonienblüten. —

Viele Male, wenn ich neben meinem Vater diesen frühen Sonntagmorgenweg machte, oder wenn wir in jenem Garten waren, und er die Zeitung, die er nach dem Morgenkaffee gelesen, zurückgelegt hatte, und ich vom Zaun des Gartens zurückkam, wo auf einem begrasten Eisenbahndamm draußen ein Schnellzug donnernd vorübergesaust war, dem ich reisebegierig nachgesehen hatte, fand ich ihn bei meinen Schwestern bereits wieder mitten im Erzählen, wozu ihn wahrscheinlich das Geräusch des Eisenbahnzuges angeregt hatte, der an dem sonnigen Frieden des Gartens wie ein eiserner Herkules vorbeigesprungen war.

Jeder Maschinenlaut, jede Dampfpfeife begeisterte meinen Vater, Vergleiche anzustellen zwischen der stillen Postkutschenvergangenheit, die er noch so gut gekannt hatte, und der mit Eisen und Dampf und Eile arbeitenden Gegenwart, die erst in der zweiten Hälfte seines Jahrhunderts sich zu voller Kraft entwickelt hatte.

Er erzählte, wie er mit der ersten blumenbekränzten Eisenbahn die Fahrt von Leipzig nach Dresden, in zu jener Zeit noch zugigen offenen Wagen, in höchster Begeisterung mitgemacht habe. Die hohen Zylinder, die alle Herren damals als Kopfbedeckung trugen, und die großen runden Kapottehüte der Damen, flogen bei dieser ersten Fahrt aus den Wagen ohne Dächer in die Felder. Der reichliche Rauch aus der Lokomotive drohte die Reisenden während der Fahrt zu ersticken. Man konnte wegen der umherfliegenden glühenden Kohlenteilchen kaum die Augen öffnen, und bei dem schrecklichen Luftzug, der die Köpfe abzurasieren schien, war an keine Unterhaltung während der Fahrt zu denken. Und trotz dieser Qualen überwog das Vergnügen die Schrecken, besonders das Vergnügen an der unerhörten Zeitersparnis. Eine Reise, zu der man sonst einige Tage gebraucht hatte, in einigen Stunden zurücklegen zu können, das war ein berauschendes Hochgefühl. Die fremdesten Men-

schen, die da zusammengepfercht, halb erstickt und schwarz berußt, ohne Hut, vom Luftzug heiser und von der Erschütterung des Fahrens — da die Wagen noch keine Federung kannten — halbtot und wie in tausend Stücke zerbrochen am Reiseziel ankamen, fielen sich dort vor Aufregung und Entzücken um den Hals und erklärten, daß das Wunder der Schnelligkeit, das Durchfliegen der Meilen, so lebenskräftigend wäre, daß alle erlittenen Schäden unfühlbar würden. Die Feuerwagen, wie man die ersten Lokomotiven nannte, mit all ihrer ersten Unbequemlichkeit, rüttelten damals das Bürgertum auf, das nahe daran war, in bequemlicher Biedermeierei zu verstocken. —

Wenn die Sonne höher gestiegen war, und wir um elf Uhr aus jenem Morgengarten nach Hause gingen, nahmen wir manchmal unsern Weg durch den Hofgarten, das ist der Schloßgarten von Würzburg. Finken, Goldammern, Rotkehlchen, Drosseln und Zeisige, alle Vögel, die da in den Büschen hüpften und sich unter dem Strahl des großen Springbrunnens ab- und zufliegend badeten, lehrte mich mein Vater kennen. Alle hatte er als Knabe im Harz in aufgestellten Sprenkeln im Garten gefangen und hatte sie sich in Käfigen gehalten.

Wenn ich heute wieder in jenen Schloßgarten durch eines der verschnörkelten schmiedeeisernen Tore eintrete, die Wunder der Schmiedekunst sind — da ihr Eisen nicht zu Gittern, sondern zu mächtigen rankenden Blumenhecken verarbeitet wurde, die den herrlichen Garten würdevoll abschließen —, dann fällt mir immer, beim Anblick der gestutzten runden Orangenbäumchen, die mit gelben Früchten in ihrem dunklen Laub, in grünen Kübeln an der Front des Schlosses entlang und rund um den großen Springbrunnen aufgestellt stehen, die alte zugestutzte Art und Sitte ein, die noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zugleich mit französischen Umgangsformen, an kleinen deutschen Höfen gepflegt wurde. Bei dem Duft, der aus den tiefdunklen Taxushecken der Gartengänge kommt und bei dem Wohlgeruch des Buchsbaums, der die Tulpenbeete mit niedriger

Hecke geradlinig einfaßt, entstehen in mir die Vorstellungen, als öffne ich alte Schatullen, aus welchen alte Papiere, Aufzeichnungen und Bilder jener Zeit mich ansehen. Und ich stelle mir besonders in dem langen Gartenweg ein Erlebnis meines Vaters vor, das sich im herzoglichen Schloßgarten von Dessau abspielte, das ich aber immer deutlich, wie auf einer freien Naturbühne, hier in den Würzburger Hofgarten hinverlegte, sobald mein Vater uns seine Dessauer Hofgeschichte erzählte.

Es war im Juli 1843, als mein Vater in Dessau von der herzoglichen Familie und den Prinzen Friedrich und Albrecht von Preußen, samt Gefolge, Daguerreotypbilder herstellte. Aber ehe ich weitererzähle, muß ich noch einfügen:

Zwei Jahre waren seit der aufregenden Zeit seiner ersten Daguerreotypversuche in Lindenau verflossen. Jene angstdurchlebten Sonntagsstunden im Lindenauer Garten hatten für meinen Vater, nachdem der Sommer 1841 vorbei war, im Oktober ein unangenehmes Nachspiel. Die Überanstrengung, die wochenlange Sorge und Nervenanspannung und zuletzt die schmähliche Behandlung, die ihm von dem Meister des optischen Instituts zuteil wurde, der ihm eines Morgens, ohne jeglichen stichhaltigen Grund, die Anstellung gekündigt hatte und damit den jungen Mann brotlos gemacht hatte — alles dieses zusammen bewirkte mit einigen Erkältungen, die mein Vater bei Aufnahmen im Freien, in dem herbstlich kühlen und nebelfeuchten Gartengelände sich zugezogen hatte, den Ausbruch eines heftigen Nervenfiebers, das ihn zwang, drei Monate zu Bett zu liegen. Die Besitzerin des Gartenhauses und ihr Gärtnerbursche pflegten den so gefährlich Erkrankten in aufopferndster Weise. Wochenlang schwebte mein Vater zwischen Leben und Tod. Endlich war die Kraft des Nervenfiebers gebrochen, aber nun ergriff das ansteckende Fieber auch den armen Gärtner, der sich so rührend an der Pflege beteiligt hatte, und als mein Vater im dritten Monat gesund wurde, brachte man den andern Kranken in ein Spital nach Leipzig.

5*

In der langen Krankenzeit hatte jene Dame, in deren Garten die ersten Daguerreotypbilder gemacht worden waren, aufs mütterlichste und uneigennützigste für meinen Vater gesorgt.

Die Genesung nach jener heftigen Nervenerschütterung dauerte bis zum Frühjahr.

Und als die ersten Störche mit dem Frühlingswind über die Ebene von Leipzig flogen und die Windmühlen, die dort zerstreut stehen, und die mein Vater von seinem Krankenbett aus sehen konnte, sich wieder lebendiger drehten, und die lange Lindenauer Pappelallee sich im Frühlingssturm bog, da durfte er seinen ersten Spaziergang machen. Der galt aber dem Kirchhof von Leipzig, wohin er tiefbetrübt, mit einem Kranz am Arm, dem Trauerwagen folgte, welcher den treuen Gärtner, der im Spital gestorben war, zu Grabe fuhr.

Im Mai 1842 hatte dann mein Vater durch seine erste Ausstellung in der Handelsbörse auf der Leipziger Ostermesse, mit einer Sammlung von ihm hergestellter Daguerreotypbilder, einen so großartigen Erfolg gehabt, daß man ihn dazu gedrängt hatte, gegen Bezahlung, Aufnahmen vom Bürgermeister, von Magistratspersonen, Leipziger Professoren und Handelsherren zu machen. Die vorher in seinem Sammelrahmen in der Handelsbörse auf der Ostermesse ausgestellten Bilder waren meistens Aufnahmen von Vorübergehenden der Lindenauer Landstraße gewesen, die aus Neugier in den Garten gekommen, und die mein Vater in Ermangelung eines anderen Publikums auf den ersten Bildern den Leipzigern gezeigt hatte. Da waren Sonntagsspaziergänger, Soldaten, Dienstmädchen, Leipziger Studenten und Postillone auf den ersten Platten zu sehen gewesen, und der Eindruck dieser Bilder war manchmal ein sehr belustigender.

Nun aber erhielt mein Vater Bestellungen von allen Seiten und aus allen Kreisen der Stadt. Er wurde eingeladen nach Chemnitz, Magdeburg und Halle zu kommen, was er auch tat. Auch hatte er auf Veranlassung verschiedener Professoren der Chemie in

der Aula der Leipziger Universität als erster deutscher Lichtarbeiter einen Vortrag über die neue Lichtkunst halten müssen. Im Juli 1843 führte ihn dann die Einladung seines Onkels, des Kammerherrn, nach Dessau an den herzoglichen Hof.

Meinem Vater kam diese Einladung gerade recht, denn er hatte immer eine Sehnsucht ins große Weite. Und da in Leipzig, wohin er von kleinen Reisen zurückgekehrt war, ihm jetzt alles so glatt von der Hand gegangen und ihm, dem einzigen Lichtarbeiter der Stadt, alle Welt nachgelaufen war, um Bilder zu erhalten, so hatte er, der in seinem Fach oder auf Reisen Neues zu erleben wünschte, eben gründliche Langweile, als der Brief des Onkels eintraf.

Da er noch nicht vierundzwanzig Jahre alt war, also noch blutjung, zog er wie jeder mutige Jüngling lieber die Siebenmeilenstiefel an, als daß er schon gemächliche Hausschuhe austrat.

Die ersten Daguerreotypaufnahmen waren ihm von den Auftraggebern mit fünfzig und hundert Talern bezahlt worden, denn manche, die noch nie ein Bild von sich gesehen hatten, überkam beim Anblick der haarscharfen Wiedergabe ihres Selbst und bei deutlicher Wiedergabe sogar ihrer Kleidernähte und der winzigen Busennadel in der großen Halsbinde, ein Taumel von Überraschung und Beglücktheit, der sich in eine außergewöhnliche Freigiebigkeit umsetzte.

Da mein Vater noch keine festen Preise für seine gelieferten Bilder anzusetzen verstand, waren einige entzückt über seine geschäftliche Unbeholfenheit und überhäuften den jungen Mann mit Geldbeträgen, die sie ihm aufdrängen mußten.

Ermüdet von diesem plötzlichen Glück, sehnte sich mein Vater aus Leipzig fort, hinaus in größeres Leben, wo noch so viele unbegangene Meilen vor ihm lagen, die er sehnsüchtig ins Auge faßte.

Es war an einem Julinachmittag in Dessau, als er, an den herzoglichen Hof eingeladen, im Schloßgarten neben seiner aufgestellten Kamera stand und den alten Herzog zur Aufnahme erwartete. Und an diesen Nachmittag aus dem Leben meines Vaters er-

innert mich immer die lange Wandelpromenade, die sich an der Rückseite des Würzburger Schlosses im Würzburger Hofgarten hinzieht. Mein Vater erzählte uns, daß vom Schloß her, wo der Herzog kommen sollte, lange Teppichläufer in den Garten gelegt waren und an allen Ecken und Enden überflüssige Diener in glänzender Dienertracht aufgestellt standen.

Von seinem Onkel, dem Kammerherrn, der natürlich äußerst stolz auf seinen Neffen war, begleitet, sah er mit Verwunderung auf die vielen und zeitraubenden Vorbereitungen, die mit höfischer Umständlichkeit vom Grafen Strachwitz, dem Haushofmeister, geleitet wurden.

Es war ein schwüler Sommernachmittag und der Himmel füllte sich mit schwer aufsteigenden Gewitterwolken. Mein Vater hatte die Aufnahme zuerst im Schloß vornehmen sollen, hatte aber das Licht in den Sälen zu ungünstig gefunden, da dunkle Stoffvorhänge und dunkle Wandbekleidungen die Räume in vornehme Dämmerung hüllten und dadurch Lichtaufnahmen vollständig unmöglich machten. Bei dem damaligen Zustand der Platten, die schon in der Sonne eine lange Belichtungsdauer nötig hatten, hätte der Herzog, um eine Aufnahme im Zimmer zu bekommen, vom Morgen bis zum Abend vor der Kamera stillsitzen müssen, woran natürlich nicht zu denken war.

So einfach die Sache auch lag, da der Herzog zur Aufnahme nur in den Garten kommen mußte, weil die Kamera nur im freien Licht gute Bilder arbeitete, so schien es doch im ersten Augenblick, als verlange mein Vater mit diesem einfachen selbstverständlichen Wunsch Unmögliches.

Der Haushofmeister schüttelte, tief erschüttert von der Zumutung, entsetzt den Kopf und meinte, eine Aufnahme vom Herzog im Garten zu machen, davon könne gar nicht die Rede sein. Man könne unmöglich Seine Durchlaucht bemühen, wegen einer Aufnahme das Schloß zu verlassen und sich ins Freie zu begeben. Der Herzog wolle sich ja in großer Fest-

tracht aufnehmen lassen, und es wäre niemals dagewesen, daß der Herzog zu Fuß in Festtracht das Haus verlassen hätte. In einem Wagen könne man ihn auch nicht zu dem Rasenplatz herbringen, da auf den Gartenwegen keine Wagen fahren dürften und könnten. Seine Durchlaucht dürfe auch nicht in Schuhen zu Fuß, über den Gartensand daherkommen. Das ginge durchaus nicht an, denn es verstieße gegen jede hergebrachte Sitte. An eine Gartenaufnahme zu denken, wäre also ganz unmöglich. Der Herzog würde auch selbst niemals auf einen so anmaßenden Vorschlag eingehen.

„Gut," sagte mein Vater, „dann tut es mir äußerst leid, daß Seine Durchlaucht auf ein Daguerreotypbild verzichten muß. Ich möchte meiner Kamera sehr gern befehlen, daß sie im Zimmer ebenso schnell arbeitet wie im Freien. Aber die chemischen und optischen Vorgänge, die bei einer Daguerreotypaufnahme in Frage kommen, haben ihre ebenso unerschütterlichen Gesetze, nach welchen sie handeln, ebenso wie der Hof seine Sittengesetze hat. Da die Kamera mir bei den Aufnahmen ihre Gesetze vorschreibt, muß ich mich nach meiner Kamera richten und nach der Kraft der Sonnenstrahlen, die mir ebenfalls ihre Vorschriften machen.

Will der Herzog nicht diese Naturgesetze, ohne welche keine Aufnahme möglich ist, anerkennen, so tut es mir leid, daß ich umsonst nach Dessau gekommen bin."

Nach langen Beratschlagungen des Hofmeisters mit dem Hofe war endlich vereinbart worden, da die eigensinnige Kamera ihre eigensinnigen Gesetze habe, die vom Sonnenlicht vorgeschrieben würden, daß man sich doch mit dem Gedanken einer Gartenaufnahme befassen müsse. Damit aber der Herzog in großer Festtracht, unbeschadet seiner Würde, zu Fuß den Garten betreten könne, müßten auf dem ganzen Weg, den er bis zum Rasenrund zu machen hätte, wo ein vergoldeter und roter Samtsessel aufgestellt war, Teppichläufer über den Gartensand gebreitet werden.

Dieses war nun auch geschehen, und mein Vater

erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Aufnahme.

Man kann sich nun wohl sein Unbehagen vorstellen, als Gewitterwolken den Himmel immer mehr und mehr verdunkelten, so daß es unter den hohen Ulmengewölben auf dem Rasenplatz bald noch dämmeriger war, als in einem Zimmer. Und er mußte sich sagen: der Herzog, der kaum zu bewegen gewesen, in den Garten zu kommen, wird jetzt sehr ungnädig bei der Nachricht werden, daß nun auch eine Aufnahme im Garten unmöglich ist. — Deshalb wandte sich mein Vater an den Grafen Strachwitz und bat, man möge den Herzog nicht erst in den Garten bemühen, da das aufsteigende Gewitter und der dadurch verdunkelte Himmel eine Aufnahme in diesem Augenblick ganz unmöglich machten.

Der Haushofmeister war außer sich. Er rief, er könne sich nicht die Ungnade des Herzogs zuziehen, der von der ganzen Daguerreotypangelegenheit nichts verstünde und dem, da er halb taub wäre, man jetzt keine langen Erklärungen und Auseinandersetzungen mehr machen könne, weil er bereits fertig angekleidet sei und jetzt jeden Augenblick auf der Schloßplattform erscheinen müsse.

„Wir können jetzt nichts mehr rückgängig machen," schloß der erregte Herr. „Solange es nicht in Strömen regnet, wird Seine Durchlaucht nicht begreifen können, warum, wenn er sich endlich entschlossen hat, in dem Garten zu erscheinen, man nicht die Aufnahme vornehmen wolle."

„Gut," sagte mein Vater, „ein Bild wird niemals bei diesem dunklen Wolkenlicht möglich sein. Um den Herzog aber nicht zu beleidigen, wenn er kommt, werde ich eine Scheinaufnahme machen müssen, und an einem andern Tag bei besserem Wetter muß dann Durchlaucht bewegt werden, unter irgendeinem Vorwand, sich nochmals zu einer wirklichen Aufnahme herbeizulassen. Zu diesem Zweck muß sich aber dann der Herzog zu mir ins Hotel bemühen, denn dieser Schloßgarten hier mit seinen uralten dunklen Baumgängen gibt mir keine Sicherheit für das vollständige

Gelingen eines Bildes, während hinter dem Gasthaus, in dem ich wohne ein neuangelegter Garten ist, dessen junge Bäume fast keinen Schatten geben und breite Sonne hereinscheinen lassen.

Wenn man mir verspricht, daß der Herzog dorthin kommen wird, werde ich nicht darauf bestehen, die Gartenaufnahme jetzt abzusagen und will jetzt eine Scheinaufnahme vornehmen."

Graf Strachwitz war entzückt über den Ausweg, den mein Vater gefunden hatte, und versprach von seiner Seite alles zu tun, damit der Herzog in den nächsten Tagen zu ihm in den Gasthofgarten käme, wenn nur mein Vater seinerseits sich jetzt nichts merken lassen wolle und immer dem Herzog lächelnd erklären wolle, daß das Licht ausgezeichnet sei und die Aufnahme vorzüglich gelungen, damit man nicht durch augenblickliche Enttäuschung den herzoglichen Unmut heraufbeschwöre. Denn der alte Herzog habe sich wie ein Kind auf die Aufnahme gefreut und habe sich sorgfältig dazu herrichten lassen. Da er wisse, daß die Lichtbilder die kleinsten Fältchen und Kleidernähte wiedergeben, hätten die Friseure und Diener seit Stunden an der Aufmachung des herzoglichen Äußern gearbeitet.

„Wenn es nur regnen würde!" seufzte mein Vater und bat den Himmel eindringlich um einige Regentropfen.

Da erschien endlich der lange hagere Herzog, die Prinzessin Agnes am Arm, aufgeputzt in großer Galatracht, auf der Plattform. Pagen hinter ihm trugen die Enden seines feierlichen Mantels. Er betrachtete einen Augenblick durch ein Lorgnon den Himmel und streckte die Hand in die Luft aus, um zu fühlen, ob es regne.

Eben fielen ein paar große Tropfen, und die mußte der Herzog auf seiner großen Nase gespürt haben. Mein Vater war glücklich.

Graf Strachwitz hatte für alle Witterungsfälle einen roten zusammengeklappten Regenschirm in der Hand. Diesen spannte er jetzt eifrigst auf und ging dem Herzog und der Prinzessin entgegen und gab den

Schirm einem Diener, der ihn über die herzoglichen Herrschaften halten mußte. Diese schritten auf dem Teppich, da es nicht weiter regnen wollte, vorwärts, und der Onkel Kammerherr beeilte sich, meinen Vater dem Herzog zuzuführen und vorzustellen.

Die schwerhörige Durchlaucht hatte sich öfters beim Näherkommen zur Prinzessin Agnes herabgebeugt, und diese hatte mit lauter Stimme die Worte des Grafen Strachwitz vermittelt, welcher zur Seite der Prinzessin ging und auf die Regentropfen nachdrücklich aufmerksam machte.

Die Prinzessin, die in hellblauem Samtkleid erschienen war, und einen Kranz aus weißen Rosen im Haar trug, war munter, und wie man sehen konnte, eifrig bemüht, den Herzog bei guter Laune zu erhalten. Dieser machte ein etwas grämliches Gesicht und wollte auf alle Fälle, da man einmal gekommen war, zur Aufnahme niedersitzen. Seltsamerweise kam die Sonne mit grellem scharfen Licht in diesem Augenblick in den Garten. Wolkenschichten hatten sich zerrissen, und wie sich eben mein Vater dem Herzog vorstellte, setzte der Donner ein.

Das helle Licht gewahrend, sagte mein Vater mit gutem Gewissen, als ihn der Herzog fragte, ob es denn ganz unmöglich sei, eine Aufnahme zu machen:

„Nein, durchaus nicht, Durchlaucht. Es ist ja wunderbares Licht.“ Worauf der Herzog sich die Antwort meines Vaters zuschreien ließ, dabei aber behauptete, er habe sehr gut gehört. Er hatte den eben rollenden Donner, den er noch hören konnte, für die Stimme meines Vaters gehalten.

Nichts hätte diesen bei dem Herzog besser einführen können als dieser Donner, wiederholte später oft Graf Strachwitz. Denn sobald es donnerte, war der Herzog immer in bester Laune, da er dann glaubte, daß ihm sein Gehör wieder vollständig zurückgegeben sei.

Mein Vater, der alles bereit gestellt hatte, benützte gewandt die plötzliche Helligkeit, mit der die Sonne durch die Gewitterwolken in den dunklen Garten eingebrochen war. Der Herzog setzte sich, neben ihm

stand die Prinzessin Agnes, und mein Vater machte rasch eine Aufnahme.

Graf Strachwitz, welcher glaubte, es handle sich nur um eine Scheinaufnahme, war nachher äußerst erstaunt und mit der Eigenart der Daguerreotypie versöhnt, als er hörte, daß mein Vater doch eine wirkliche Aufnahme trotz des schlechten Wetters gemacht hatte, und daß das Gartenbild wider Erwarten wohlgelungen war.

Mein Vater betonte oft, wie komisch der Anblick gewesen, als der Herzog beim Näherschreiten die zwischen zwei Ulmen aufgestellte Camera obscura entdeckt habe. Eine Unruhe vor dem unbekannten Apparat habe sich über sein Gesicht verbreitet. Aber besonders unruhig sei er geworden, als mein Vater, nachdem der Herzog Platz genommen, den Apparat auf Seine Durchlaucht richten mußte. Und da dieser nicht wußte, daß ihn der junge Lichtkünstler unter dem schwarzen Tuch hinter dem Apparat durch die optischen Linsen beobachten konnte, fragte er durch Zeichen den Grafen Strachwitz, ob der Apparat gefährlich werden könne. Worauf der Graf wieder durch Zeichen ihm genügende Beruhigung einflößte. Denn den kleinen Kasten mit dem kurzen Messingrohr konnte man, wenn man wollte, für eine Höllenmaschine ansehen.

Mit sichtlicher Erleichterung stand der Herzog nach der Aufnahme vom Sessel auf. Aber das Ganze hatte ihm doch soviel Spaß gemacht, daß er den Erbprinzen rufen lassen wollte und die Damen und Herren seines Gefolges zur Aufnahme veranlaßt hätte, wenn nicht jetzt der Gewitterregen plötzlich eingesetzt hätte und dadurch weitere Aufnahmen unmöglich geworden wären.

Man kann sich heutzutage kaum noch vorstellen, welches Aufsehen es in der kleinen Residenzstadt erregte, daß ein fremder blutjunger Mann von dreiundzwanzig Jahren im Handumdrehen die Gunst des schwer zugänglichen Herzogs und seines Hofes erlangte. Jedermann in der Stadt Dessau verwöhnte nun meinen Vater, und der Andrang derjenigen, die

gleichfalls Daguerreotypaufnahmen von ihm wünschten, war bald derart gewachsen, daß der junge Lichtarbeiter nicht alle Wünsche befriedigen konnte.

Mein Vater war im ersten Gasthof der Stadt abgestiegen, und da die Dessauer Zeitungen geraume Zeit vorher lange Besprechungen über die neuen Daguerreotypbilder und über die zu erwartende Ankunft meines Vaters und seine Einladung an den herzoglichen Hof gebracht hatten, so war der Besitzer des großen Gasthofes entzückt, die junge Berühmtheit bei sich im Hause zu haben. Als mein Vater zum erstenmal zu Hof fuhr, hat jener Gasthofsbesitzer es sich nicht nehmen lassen, mit Zylinderhut und weißen Handschuhen angetan, neben dem Kutscher am Bock Platz zu nehmen und mit dem jungen Mann ins Schloß zu fahren, um ihm dort den Kasten der Kamera durch die Schloßräume und durch den Garten mit seinen weißbehandschuhten Händen nachzutragen.

Meinem Vater, der aus der großen Stadt Leipzig kam, erschien dieses Gebaren sehr kleinstädtisch und lächerlich, und er schämte sich etwas für den einfältigen, reichen Gasthausbesitzer, der es gar nicht nötig gehabt hätte, den Diener des dreiundzwanzigjährigen jungen Mannes zu spielen, wenn er nicht in hündischer Demut bei Hofe seine Bücklinge hätte anbringen wollen.

Es war kein Stolz im Bürgertum jener Zeiten mehr, und wenn die Fürsten und Adeligen vor solch kriechenden Geschöpfen, die nicht mehr den Namen Menschen verdienten, keine Achtung haben konnten, so war es auch zu verstehen, und daß sie alle Bürger hochmütig und als Canaille behandelten. Es lag das meist an dem unwürdigen, feigen und augendienernden Benehmen, welches die Bürgerschaft von damals kennzeichnete. —

Einige Tage nach jenem ersten Hofbesuch stürmte dieser Wirt, als mein Vater gerade mit vielen anderen Gästen im Speisesaal an der Mittagstafel saß, wie ein Närrischgewordener herein und packte zwei Kellner. Diese mußten meinen Vater, der ruhig aß

und nicht wußte, wie ihm geschah, samt dem Stuhl, auf dem er saß, aufheben und auf den Rücken des Wirtes setzen. So beladen rannte dieser, immer noch närrisch jubelnd, mit dem verdutzten jungen Mann rund um die besetzte Tafel, bis er ihn endlich niederließ und ihm und allen Gästen unter Luftsprüngen die laute Mitteilung machte: soeben habe sich der Herzog samt dem Erbprinzen mit Gefolge angemeldet und wolle seinem Hause die unerhörte Ehre antun, heute nachmittag im Garten zu erscheinen, um von Herrn Dauthendey weitere Aufnahmen machen zu lassen.

Die Gäste, welche ältere angesehene Dessauer Herren waren, beglückwünschten meinen Vater lebhaft zu der Freudenbotschaft.

Dieser arbeitete in Dessau freudig und gern und um so lieber, da er sah, daß seine Arbeit begehrt und geschätzt war.

Seine Aufnahmen gelangen ihm jetzt fast immer. Wenn der Herzog und der Hof jetzt öfters zu Aufnahmen in dem hellen Gasthausgarten erschienen, lief der vierzehnjährige Erbprinz immer hinter meinem Vater her, folgte ihm ins dunkle Laboratorium, wollte alles und jedes über die Herstellung der Platten und über die Aufnahmen wissen, machte dazwischen Witze über den Grafen Strachwitz, und verlangte zuletzt, daß mein Vater ihm täglich Unterweisungen im Daguerreotypverfahren geben möchte, damit er, der Erbprinz, selbst Aufnahmen am Hofe machen könne.

Das tat mein Vater auch einige Male. Den ganzen Hof schien das Daguerreotypfieber gepackt zu haben. Es wurden Aufnahmen in der Reitschule von Prinzen und Prinzessinnen zu Pferde gemacht. Der Herzog ließ sich in allen möglichen Stellungen und Uniformen aufnehmen, und es war den ganzen Tag vom Hofe her ein eifriges Gefrage, ob und wann man die nächsten Bilder sehen könne. Immer waren Diener unterwegs, welche Anfragen machten oder Anmeldungen brachten. Und trat mein Vater morgens auf die Altane, die an der von ihm bewohnten Zimmerreihe entlang lief, so konnte er oft im gegenüberliegenden

Schloß der Herzogin-Mutter, drüben auf der Schloßaltane die alte Dame, den Erbprinzen und Prinzessin Agnes bemerken, welche die kleinen Spiegelbilder seiner Daguerreotypaufnahmen sich gegenseitig zureichten, sie im Morgenlicht hin- und herwendeten und meinem Vater dann freundlich zunickten, sobald sie ihn bemerkten.

Man konnte an allen Gesichtern am Hofe täglich von neuem sehen, daß mit der Daguerreotypie eine Befreiung vom Kleinlichkeitsgeist eingezogen war. Alle Hofleute standen ihren ungeschminkten Abbildern gegenüber und hatten nicht mehr schmeichlerische Ölbilder oder glatte Elfenbeinmalereien vor sich. Die ermüdende Verhimmelung schien jetzt mit einem Mal ein Ende zu nehmen, als die ehrliche Lichtarbeit der Daguerreotypie jetzt allen Fürstlichkeiten aufrichtige Bekenntnisse über ihr bisher nur verklärt gezeigtes Ich machte. Die sonst in Unnahbarkeit Entrückten sahen sich zum erstenmal ungeschmeichelt als irdische Wesen im Bilde auf den kleinen Silberplatten dargestellt. Sie freuten sich alle, als wären sie von einem Bann erlöst und durch die Aufnahmen meines Vaters aus einer Verzauberung befreit worden.

Man wollte den jungen Lichtkünstler nicht mehr vom Dessauer Hofe fortlassen. Er sollte wie der Onkel Kammerherr dort bleiben. Aber das war gar nicht nach meines Vaters Sinn, welcher sich sehnte, den kleinen herzoglichen Hof mit einem größeren Arbeitsfeld zu vertauschen.

Er sann gerade über einen schicklichen Grund nach, um der Verwöhnung, die ihm in Dessau täglich zuteil wurde, baldigst zu entkommen, als ihm ein Zufall den Grund zur Abreise von selbst in die Hand spielte.

Mein Vater hatte sich eine große, graue, dänische Dogge angeschafft. Bei seinen Spazierfahrten, die er manchmal zu seiner Erholung unternahm, saß dieses prachtvolle Tier immer neben ihm, stolz aufgerichtet auf dem Wagenkissen. Er hatte den Hund sehr lieb gewonnen, und er konnte später noch nach vielen Jahren niemals verstehen, welcher Schurke ihm den

harmlosen Besitz dieses Tieres mißgönnt haben konnte. Wohl fanden sich jetzt in Dessau manche Leute, die dem jungen Glückspilz die Hofgunst neideten. Aber niemals hätte man annehmen können, daß der Neid sich so weit versteigen würde, meinem Vater den schönen Hund zu mißgönnen. Und als die Dogge eines Tages auf geheimnisvolle Weise vergiftet wurde, kannte meines Vaters Abscheu gegen die kleinstädtischen Neider keine Grenzen. Keine Bitten, keine Vorstellungen von seiten des Onkels und keine Aufforderungen von seiten des Hofes konnten meines Vaters aufgebrachtes Herz von seinen Abreisegedanken abbringen.

Er machte seine Abschiedsbesuche. Sein plötzlicher Abreiseentschluß wurde tief bedauert. Da er sich aber von seinem Vorsatz, Dessau zu verlassen, nicht abbringen ließ, wollte man ihm wenigstens die Wege in die Zukunft ebnen, so gut man konnte. Die Herzogin versprach meinem Vater beim Abschied ein Empfehlungsschreiben an ihre Schwester, die Kaiserin von Rußland, nachzusenden. In diesem Brief wollte sie, für den Fall, daß mein Vater nach Petersburg kommen sollte, ihn und seine Daguerreotypie aufs wärmste der russischen Kaiserin empfehlen. Ein offener Brief an einen General Chambeau in St. Petersburg war dann auch dem versiegelten Brief an die Kaiserin beigegeben. Darin empfahl die Herzogin den Überbringer und den Brief der Sorge des Generals, welcher den jungen Mann mit dem herzoglichen Schreiben bei der Kaiserin von Rußland einführen sollte.

Zuerst hatte mein Vater gar nicht im Sinn, die Reise nach Rußland zu unternehmen. Als ihm aber dieser Brief in Aussicht gestellt wurde, der den Weg zur Kaiserin öffnen sollte, entschied er sich, kurz entschlossen, für die Fahrt nach St. Petersburg.

Aber sicherlich hat er nicht geahnt, als er endlich den reichversiegelten Brief der Herzogin in der Hand hielt, daß dieses Schreiben seinen Lebensweg auf zwanzig Jahre hinaus und noch weiter bestimmen sollte. Und wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er

wohl mit diesem Brief nach Petersburg kommen würde, aber daß der Brief, trotz der Adresse, welche eine Herzogin eigenhändig geschrieben, und welcher, wie schon erwähnt, einer bedeutenden Vermittelungspersönlichkeit des Petersburger Hofes, einem General, übergeben werden sollte — und wenn man noch dabei bedenkt, daß die Adressatin, die Kaiserin von Rußland, die Schwester der Herzogin von Dessau war —, so würde es kaum möglich gewesen sein, vernünftigerweise anzunehmen, daß dieser Brief niemals in die Hände der Kaiserin kommen sollte. Dieses traf aber leider wirklich später zu.

Nicht durch jene herzogliche Empfehlung, welche niemals an ihre Adresse gelangte, kam mein Vater an den kaiserlichen Hof. Seinen aufsehenerregenden Arbeiten, seinem wachen Arbeitseifer, seinem jugendlichen Mut, und nicht Empfehlungen verdankte er später die großen Auszeichnungen, die ihm vom russischen Kaiserhause und den höchsten russischen Fürstlichkeiten zuteil wurden.

Zweimal hat sich mein Vater in Petersburg verheiratet. Zwei Frauen, die dort geboren, aber von deutscher Abkunft waren, machte er sich nacheinander zu Lebensgefährtinnen. Sieben Kinder wurden ihm von beiden Frauen in Rußland geboren. Ich, sein achtes Kind, bin der Einzige, welcher nach dem zwanzigjährigen russischen Aufenthalt meines Vaters und nach seiner Rückkehr nach Deutschland, im dritten Jahre nach seiner Ankunft, hier in Würzburg auf deutschem Boden geboren wurde.

Ich erinnere mich aus meiner ersten Jugendzeit, daß es mir nie richtig klar wurde, ob ich eigentlich nach Rußland oder nach Deutschland gehörte, denn unser ganzer Haushalt war von russischen Einflüssen und russischen Sitten immer stark durchsetzt. Alle großen Festtage wurden nicht gerade doppelt gefeiert, aber doch war immer das Fest russischen Datums, welches zwölf Tage später fällt, eine Art Erinnerungstag bei uns. Wir ließen zu Weihnachten oder beim Osterfest das später fallende Fest, im Gedenken an die vielen Petersburger Verwandten und zu Ehren meiner

Petersburger Großmutter, nicht unbeachtet vorübergehen.

Auch spielten das Teetrinken und der Samowar in unserem Haus eine große Rolle. Ebenso wurden zur Fastenzeit die russischen Speisen gegessen, Blinis mit russischem Kaviar, der aus Petersburg kam, Pirogen — das sind verschiedenartig gefüllte russische Pasteten — und die Tschisuppe, eine Weißkohlsuppe, wie sie zur Winterzeit im russischen Volke gebräuchlich ist. Außer den Papyros, den russischen Zigaretten, die mein Vater sich in Petersburg zu rauchen angewöhnt hatte, und ohne die er uns undenkbar war, war es vor allem das tägliche Teetrinken, das, weil es damals in Deutschland noch nicht so gebräuchlich war wie jetzt, mich jedesmal nach Rußland versetzte.

Auch die russische Sprache, die mein Vater und meine Mutter vor den Dienstboten sprachen, wenn diese den Inhalt des Gespräches nicht verstehen sollten, wirkte zu meinem Fremdgefühl mit. Ebenso das Russischsprechen meiner Stiefschwestern untereinander, welche sich in dieser Sprache in meiner Gegenwart laut ihre Mädchengeheimnisse mitteilen konnten, ohne daß ich den Inhalt begriff, — dies alles umgab mich nicht russisch sprechenden Deutschen in der Familie mit einer fremden Luft, so daß ich in den ersten Kinderjahren mich nicht so in Deutschland zu Hause fühlte, wie meine andern deutschen Spielkameraden.

Trotzdem kein Tropfen russisches Blut in meinen Adern ist, hat es mancher Jahre bedurft, bis ich mir völlig klar wurde, daß nicht Rußland, sondern Deutschland meine Heimat war. Denn man hatte mich, als ich im vierten oder fünften Lebensjahr hier in Würzburg in eine Kinderspielschule geschickt wurde, auch in russische Kleider gesteckt. Ich trug immer Stulpstiefel, weite russische Pluderhosen, darüber einen schräg geknöpften Kittel, der um die Hüften von einem Gurt zusammengezogen wurde. Im Winter war ich in einen langen russischen schwarzen Samtmantel gekleidet, der war mit winzigen Goldknöpfchen schräg auf der Schulter geknöpft, mit Pelz verbrämt, mit dunkelroter Seide gefüttert, und außerdem war der

Mantel von einem schmalen, gestickten, echten russischen Seidengürtel zusammengehalten. Dazu trug ich eine schwarze Samtmütze mit Pelzbesatz und rotem Seidenfutter.

Mein Vater und meine Mutter freuten sich, an mir Jüngstem russische Erinnerungen zu pflegen. Für meine Mutter, die in Petersburg geboren und auferzogen war, war meine russische Tracht ein so altlieber und gewohnter Anblick, daß sie daran kaum etwas Fremdes finden konnte.

Aber ich hatte in der Schule, unter den Würzburger Kindern, viel Pein und Befremdungen zu ertragen. Ich war wie ein weißer Sperling, den alle andern mißtrauisch umhüpfen durften, von einigen bestaunt, von den andern verhöhnt.

Ich selbst aber ahnte gar nicht, daß meine Kleidung mir diese peinliche Sonderstellung errang. In meinem vierten und fünften Lebensjahr waren Kleider für mich nur notwendige Umhüllungen, und ich hatte keine Ahnung, da doch alle Kinder verschieden gekleidet waren, daß meine Kleidung so grundverschieden von den andern war. —

Auch gab es viele Dinge in unseren Zimmern, an die sich russische Erinnerungen knüpften.

Die Totenmaske des Kaisers Nikolaus des Ersten hing weißleuchtend in meines Vaters Schreibzimmer über einem Bücherständer und darunter an einem Nagel ein sogenannter Totschläger, eine fußlange Waffe. Dieser Totschläger war aus Rohren zu einem baumdicken Stab geflochten, und an beiden Enden waren in ein feineres Geflecht eigroße Bleikugeln fest eingearbeitet. Diese Waffe hatte mein Vater nachts auf der Straße in Petersburg bei sich getragen, um gegen Überfälle gesichert zu sein; denn kleine Taschenrevolver kannte man damals noch nicht.

Außerdem waren da Jagdgeräte über den Türen angebracht: eine russische Jagdtasche aus hellfarbenem Leder, ein Pulverhorn und alte Jagdflinten, die mit Ladestöcken geladen wurden, welche Dinge alle, wenn ich sie ansah, mich sofort nach Rußland versetzten, an den russischen Hof, auf die Petersburger nächt-

lichen Straßen, in russische Troikas und in russische Urwälder, wo mein Vater, der in seinen Mußestunden auch ein leidenschaftlicher Jäger gewesen, mich oft mit seinen Erzählungen hingeführt hatte.

Zwischen all den Rußlanderinnerungen trat aber als lebhaftester Zeuge vergangener Zeit von der Wand das Ölbild meines Vaters hervor, auf dem er an einem Tisch sitzt, den Kopf in die Hand gestützt, neben ihm die kleine Kamera, deren Messingrohr wie eine winzige Kanone leuchtet, und die meines Vaters ganzes Leben bestimmte. Diese Kamera und nicht der herzogliche Brief, wie ich schon sagte, bahnte ihm seinen Weg an den russischen Hof und brachte ihm die wechselvollsten Schicksale, machte ihn reich und arm, angesehen und verfolgt, brachte ihm Liebe und Haß ein und war sein Kummer und sein Trost bis an sein Lebensende. —

Nachdem mein Vater den Entschluß zur russischen Reise gefaßt hatte und vom Onkel Kammerherrn dazu beglückwünscht worden war, nahm er von seiner Mutter und von seinem Onkel, dem Oberprediger Happach in Sandersleben, Abschied.

Von allen Seiten wurde ihm von dieser Reise abgeraten, und niemand glaubte, daß er jemals wieder lebendig aus Rußland heimfinden würde. Denn in den Gehirnen der besorgten Verwandten spukten damals die Vorstellungen, daß Rußland Sommer und Winter tief im Schnee stecke, und daß in Petersburg die Wölfe auf den Straßen herumliefen.

Mein Vater ließ sich aber nicht von derartigen Befürchtungen erschrecken und reiste nach Lübeck, um dort ein Schiff zu besteigen und kam im Oktober 1843 in St. Petersburg an.

Er hatte noch niemals das Meer gesehen und machte diese Auslandsreise auf einem großen Segelboot. Wohl gab es schon Dampfschiffe für den Verkehr zwischen Rußland und Deutschland, aber er hatte den Abreisetag des letzten Dampfschiffes versäumt und entschloß sich, den Segler zu nehmen, der gerade am nächsten Tage abgehen sollte.

Von dieser Reise prägten sich eine Menge kleiner

6*

Zufälle in sein Gedächtnis ein, die er fünfzig Jahre später noch genau behalten hatte, und die er uns immer wieder, wenn die Rede auf seine erste Meerfahrt kam, eingehend schilderte, so daß ich mich verpflichtet fühle, aus Hochachtung vor den Zufällen des Lebens, auch einige dieser kleinen Ereignisse zu erzählen.

Im Gasthof in Lübeck hatte mein Vater den Kapitän jenes Segelschiffes bei Tisch kennen gelernt, und dieser war es, der ihn überredet hatte, nicht auf das nächste Dampfschiff zu warten, sondern mit ihm auf dem Segelboot zu reisen.

Auch hier war es wieder die Kamera und der neue Beruf, die Daguerreotypie, die dem jungen Mann sofort die Achtung des Älteren verschafft hatte. Er machte vom Kapitän eine Aufnahme, und dieser gab das Bild seiner Frau.

Als die Abreisestunde gekommen war, erstaunte es ihn, daß der Kapitän, dieser große Hüne, seine winzig kleine Frau zu sich hochhob und küßte, und daß dieser wetterharte Mann dabei Tränen in den Augen hatte, Tränen, die dem Seemann am Bart herab rollten. Mein Vater konnte sich nicht enthalten zu bemerken, daß dieser Abschied einem Abschied auf Nimmerwiedersehen gleiche. Worauf der Kapitän erzählte, seine Frau habe schon zwei Männer auf dem Meere verloren, und er habe sie als Witwe geheiratet.

Später hörte er in Petersburg, daß dieser selbe Kapitän auf der Rückfahrt mit seinem Schiff untergegangen und mit Mann und Maus ertrunken war. Mein Vater hatte also ahnungsvoll diesen Abschied einen Abschied auf „Nimmerwiedersehen" genannt. Und der Gedanke, daß die kleine Frau, die nun den dritten Mann auf dem Meere verloren hatte, wenigstens ein Daguerreotypbild von dem letzten Manne von ihm erhalten hatte, war ihm wohltuend.

Am dreiundzwanzigsten September segelte das Schiff von Lübeck ab, dreiundzwanzig Passagiere waren an Bord, aber statt der fünf Tage, welches bei gutem Wetter gewöhnlich die Reisedauer war, mußte mein

Vater dreizehn Tage auf dem Schiff verweilen, da große Windstillen eintraten. Er erzählte oft, daß in der spiegelglatten See, weithin in der warmen Septemberluft, viele Segelfahrzeuge mit schlaffen Segeln auf der Meeresfläche still, wie festgeankert, lagen und wie schmerzlich und niederschlagend es gewesen war, wenn dann mitten über die tote See ein Dampfschiff eiligst herangefahren kam und brausend an ihnen vorüberzog.

Den Triumph, den die neuzeitliche Technik des Dampfes so sichtbar über die althergebrachten Segeleinrichtungen feierte, erlebten mein Vater und die Mitreisenden solchergestalt hier am eigenen Leibe. Das neumodische Dampfboot verschwand geschwind in der Ferne, nachdem es flott mit seiner Fahne gegrüßt hatte, indessen die alten Segelkasten viele Tage an demselben Fleck im offenen Meere liegen mußten und Muße hatten, sich untereinander mit verschiedenen Flaggenzeichen über ihr Reiseziel zu unterhalten.

Da auf dem Schiff, auf welchem mein Vater fuhr, auch eine Sendung wilder Tiere, Bären, Löwen, Tiger, Schlangen und Affen an Bord war, die von London nach Petersburg gebracht werden sollte, so gab es immerhin noch einige Unterhaltung, und der Kapitän erlaubte sich besonders mit dem Tierhändler viele derbe Späße, die man ihm gern gönnte, da dieser Händler zum Ärger der Mitreisenden immer in den Brusttaschen seines Rockes einige übelriechende neugeborene kleine Affen herumtrug und sich auch so affenbeladen bei den Mahlzeiten an den Speisetisch setzte.

Drei Witze des Kapitäns zeichneten sich besonders durch ihre Seederbheit aus. Einmal bei Tisch schlug er vor, er wolle an dem Reisenden, der dies wünsche, sechs Hühnereier so verstecken, daß niemand dieselben finden könne. Sam, so hieß der Tierhändler, erbot sich sofort, und der Kapitän schob ihm sechs Eier unter die Reisemütze. Die Mitreisenden, welche inzwischen aus der Kajüte gegangen waren, wurden herbeigerufen, und der Kapitän verständigte hinter Sams Rücken die andern durch Zeichen über das

Versteck der Eier. Man untersuchte scheinbar einige Augenblicke Sams Taschen, bis einer plötzlich mit breiter Hand zum Schlage ausholte und dabei ausrief:

„Unter der Mütze müssen sie stecken!"

Dabei traf die große Hand mit wohlgezieltem Schlag die Mütze auf dem Kopfe des Händlers. Die gelbe Brühe der zerschlagenen Eier lief dem gefoppten Tierhändler über das Gesicht und über seine Kleider, und er hatte zum Schaden der verlorenen Wette und der beschmutzten Kleider auch noch das Hohngelächter aller Mitreisenden zu ertragen.

Ein andermal wettete der Kapitän wieder, er könne auf seinem Schiff, wenn er wolle, einen Menschen so verstecken, daß ihn auch die Matrosen nicht finden könnten. Der vorwitzige Sam hatte nicht genug von der letzten Wette und wollte durchaus versteckt werden. „Aber nur, wenn Sie sich still verhalten," hatte der Kapitän gesagt, „und Ihr Versteck nicht verraten, will ich Ihnen den Platz anweisen, wo Sie niemand findet."

Der Kapitän ließ darauf den Tierverkäufer in ein leeres Faß steigen, das auf Deck stand. Danach stellte er um das erhöhte Faß eine Reihe Matrosen auf, von denen jeder einen Kübel voll Seewasser in den Händen bereit halten mußte. Nachdem die übrigen Mitreisenden sich wieder so gestellt hatten, als ob sie eine Weile nach dem Versteckten suchten, schütteten plötzlich alle Matrosen zu gleicher Zeit auf ein Zeichen des Kapitäns das Seewasser aus ihren Kübeln in das Faß, aus welchem der durchnäßte Sam natürlich mit großem Geschrei herausfuhr. Wieder hatte er Schaden und Spott und die Wette verloren.

Zum drittenmal spielte der Kapitän dem Vorwitzigen dadurch einen Streich, daß er den Matrosen erlaubte, als Sam einmal in den Mastkorb des Hauptmastes geklettert war und von oben auf den Kapitän und die Mitreisenden geschimpft hatte, die Strickleitern zu verwirren, so daß der Hinaufgekletterte den Rückweg abgeschnitten fand und demütig werden mußte

und gezwungen war, sich durch ein Trinkgeld von den Matrosen, die ihn so im Mastkorb gefangen hielten, loszukaufen.

Derartige Witze wären ziemlich nebensächlich, wenn nicht durch jene Person, der sie gegolten hätten, durch jenen Tierhändler Sam, meinem Vater ein wichtiger Dienst geleistet worden wäre. Er bedauerte nämlich den Tierverkäufer, welchen der Kapitän zu sehr hänselte. Wenn auch jener Mann einige Zurechtweisungen für seinen Vorwitz verdiente, dachte mein Vater, so war dieser Gefoppte doch immerhin ein Reisender, der seinen Reiseplatz so gut wie die anderen bezahlt hatte. Und der ewigen Hänseleien des sich wichtigmachenden Kapitäns müde, nahm er den armen Mann in Schutz und erklärte, wenn demselben noch ein Schabernack gespielt würde, so fühle er sich davon beleidigt und würde sich zu rächen wissen.

Das wirkte. Und da dem Tierhändler manch edles Tier seiner Sendung auf der langen Seefahrt verendet war und über Bord geworfen wurde, waren jetzt die Mitreisenden, und bald auch der Kapitän, geneigt, den Händler, der durch den Tod der Tiere große Geldverluste hatte, zu bedauern.

Kurz vor der Ankunft in Rußland, als von der Tierladung beinahe die Hälfte der kostbaren Tiere verendet war, wurde selbst der Kapitän dem armen Sam gegenüber ganz von Mitleid erfüllt und war zu jeder Abbitte bereit, und er war es auch, der unter den Mitreisenden zuerst eine Sammlung zugunsten des schwer Beschädigten veranstaltete.

Dieser Sam gab meinem Vater später den Namen einer Familie an, an die sich der junge Mann wenden sollte, wenn er in Petersburg nicht mehr im Gasthaus wohnen und ein stilleres Zimmer haben wolle. Und in dieser Familie fand mein Vater dann sonderbarerweise in der Tochter des Hauses seine erste Frau, die er liebte und heiratete.

Hätte er diesen gehänselten Sam nicht in Schutz genommen, so würde er wahrscheinlich niemals in jenes Haus gekommen sein und würde jenes Mädchen,

das seine erste Frau wurde, niemals kennen gelernt haben. —

Als die russischen Zollbeamten in Kronstadt an Bord kamen, um die Pässe nachzusehen, fragte auch einer, ob die Reisenden versiegelte Briefe bei sich hätten. Als mein Vater den großen versiegelten Brief der Herzogin von Dessau an die Kaiserin von Rußland vorzeigte, staunte der Zollbeauftragte nicht wenig, machte eine tiefe Verneigung, gab den Brief zurück und sagte, den dürfe er nicht öffnen.

Ganz anders benahm sich später der Geheimsekretär der Kaiserin, jener General Chambeau, der diesen Brief übermitteln sollte. Der tat, als ob dieses Empfehlungsschreiben einer Herzogin an ihre Schwester überhaupt wertlos sei.

Der junge Auswanderer, welcher noch von der ehrenvollen Aufnahme am Dessauer Hof verwöhnt war, glaubte nur das herzogliche Schreiben vorzeigen zu müssen, damit sich ihm unbedingt Tor und Tür in allen kaiserlichen Schlössern Petersburgs öffnen würden. Gleich sehr erstaunt war er aber, als bei seinem ersten Besuch in der Kanzlei des Generals, der Kanzleidirektor ziemlich verstimmt wurde, als mein Vater verlangte, den Brief der Herzogin Seiner Exzellenz selbst überreichen zu wollen. Da der General nicht zu Hause war, mußte er einen zweiten Besuch machen und wurde dieses zweitemal dann Herrn von Chambeau vorgestellt.

Mein Vater beschreibt diesen Herrn als einen kleinen schwächlichen Mann mit scharfen wachsbleichen Gesichtszügen, unruhigem Blick und mit einem höfischen Schmunzeln um die Lippen. Er konnte kein Vertrauen in seine Person fassen.

Er erzählt in seinen Tagebuchblättern von dieser Begegnung: „In einen blauen Samtschlafrock gehüllt, kam der General aus seinem Kabinett mir entgegen, nahm das Schreiben in Empfang, erkundigte sich, wie ich zu demselben gelangt sei, und welchen Erfolg ich mir davon verspräche. Ich erwiderte, daß ich infolge dieser fürstlichen Empfehlung wohl mit Sicherheit auf Aufträge bei Hof rechnen könne und

die Reise nach Petersburg zu diesem Zwecke unternommen habe.

Darauf antwortete mir Seine Exzellenz in höhnischem Ton:

‚Das sind Luftschlösser, mein Lieber, die Sie sich da gemacht haben. Die russische Kaiserin ist nicht die Herzogin von Dessau, und man kann hier nicht so leicht wie dort vorgelassen werden. Im übrigen ist die Kaiserin jetzt unwohl. Da kann ich mit solchen Nichtigkeiten nicht kommen. Lassen Sie Ihre Adresse in meiner Kanzlei. Wenn Ihnen etwas von Belang auf Ihr Schreiben zu antworten ist, werde ich Ihnen Mitteilung darüber machen lassen.‘

Mit diesen Worten kehrte der General in sein Kabinett zurück und ließ mich stehen!" —

Solch ein beleidigender Empfang und diese kurze Abfertigung, in einer für den jungen Mann so wichtigen Angelegenheit, berührte diesen beinahe, als wäre er ein Bettler, und als hätte er um eine Unterstützung nachgesucht. Seine deutsche ehrliche Gesinnung konnte es nicht fassen, daß sein Vertrauen auf das Empfehlungsschreiben und seine Hoffnungen, die damit zusammenhingen, nur Luftschlösser gewesen sein sollten. Er ahnte nicht, daß jener russische Beamte immer erst alle Briefe auf ihren goldenen Inhalt prüfte. Später sagte er sich oft: hätte er dem Empfehlungsschreiben einige Hundertrubelscheine beigefügt, so wäre dasselbe auch erledigt worden, und die Luftschlösser wären zu wirklichen Schlössern geworden. Aber wie konnte ein junger Deutscher, der in ordnungsrichtiger und unbestechbarer Umgebung aufgewachsen war, auf den Gedanken kommen, einem Geheimsekretär der Kaiserin ein Geldgeschenk anzubieten! Er kannte noch gar nicht die russischen Verhältnisse und wußte nicht, daß die Bestechungsform in allen Beamtenkreisen so selbstverständlich war, wie die Steuerform dem deutschen Volke selbstverändlich ist. Hätte mein Vater aber von dem Bestechungswesen auch gewußt, so glaube ich trotzdem nicht, daß er sich dazu verstanden hätte, eine so allgemein gemeine Einrichtung zu unterstützen. Sein grunddeut-

scher gerader Sinn sträubte sich, so lange er in Rußland war, dies schändliche Treiben mitzumachen, und natürlich hat er sich immer durch diese Sonderstellung gründlich geschadet. Ja, zuletzt war sogar dieses der Grund, da er den Generalgouverneur und Oberpolizeimeister nicht bestechen wollte — wie diese ihm deutlich zu wissen taten — daß mein Vater sich sein Haus überm Kopf eines Tages abreißen ließ und nach zwanzigjährigem Aufenthalt Petersburg plötzlich den Rücken wandte, angeekelt von der niederen Denkungsart höchster Beamter, die nur denen Recht zusprachen, welche den Gesuchen an die Behörden die meisten Rubelscheine beifügten.

Unter anderen Umständen hätte mein Vater wohl niemals Rußland verlassen. Aber Ungerechtigkeit und die stillschweigende Forderung, bei einflußreichen Beamten Bestechungen ausüben zu sollen, wenn er mit einem Baugesuch oder mit anderen Geschäftsgesuchen durchdringen wollte — an dieses konnte sich der ehrliche Mann, auch nach zwanzigjährigem russischen Aufenthalt, nicht gewöhnen, und er trennte sich dann von Verwandten und einem langjährigen Freundeskreis und gab den Platz seiner reichen Tätigkeit auf und wanderte in die ihm fast fremdgewordene Heimat zurück, angewidert von diesem in Rußland so unausrottbar eingebürgerten Übel, das alle Schichten des Beamtentums dort wie eine ekelhafte Verseuchung belastet. —

Mein Vater hatte aber nach jenem zweiten Besuch beim General Chambeau nicht sofort so leichter Hand alle Hoffnungen auf die Wirkung des Empfehlungsschreibens bei der Kaiserin aufgeben können. Er ahnte ja noch nicht, daß die Exzellenz den Mut zur Frechheit haben würde, den Brief der Herzogin von Dessau an ihre Schwester gar nicht abzuliefern.

Die letzten Worte des Generals, daß der Überbringer des Briefes auf alle Fälle seine Adresse hinterlassen sollte, ließen meinen Vater noch immer Luftschlösser bauen, und in seiner jugendlichen Treuherzigkeit malte er sich immer noch den Empfang am russischen Kaiserhofe aus und konnte an gar nichts an-

deres glauben, als daß man seiner Arbeit ebenso dringend hier in Petersburg bedürfe, wie dies vorher in Dessau der Fall gewesen.

So sprang er immer zu Hause in seinem Zimmer auf, wo er täglich mit Spannung die Antwort erwartete, und lief ans Fenster, sobald sich ein Wagen in der stillen Straße hören ließ. Denn jemand hatte ihm irgendmal erzählt, daß alle Befehle und Nachrichten aus kaiserlichen Kabinetten durch Kuriere überbracht würden. Sechs Wochen lang horchte er auf jedes Wagenrollen, immer tief erschüttert, wenn ein Wagen ankam, und immer tief enttäuscht, wenn derselbe am Haus vorbeifuhr, ohne zu halten und ohne die ersehnte Nachricht zu bringen. Er erzählt darüber:

„Inzwischen hatte ich meine Barschaft aufgezehrt und hatte schon manches Kleidungsstück verkaufen müssen, um meinen Unterhalt zu bestreiten. In dieser traurigen Lage trug der strenge russische Winter noch viel dazu bei, mich mut- und hoffnungslos zu machen, und so versuchte ich durch einen erneuten Besuch bei dem General Chambeau eine Entscheidung über Hoffen oder Verzichten herbeizuführen. Wiederum mußte ich zweimal meinen Besuch wiederholen, bis mich die kleine Exzellenz empfing.

‚Was wollen Sie denn schon wieder? Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Ihnen nötigenfalls Nachricht zugehen lassen würde!' war die Antwort Seiner Exzellenz auf meine Bitte, mir doch sagen zu wollen, ob ich überhaupt noch auf Aufträge bei Hofe rechnen könne. Dann erging sich der General in lästernden Äußerungen über einen jungen Mann, der einstens ebenfalls von der Herzogin von Dessau als Kunstgärtner empfohlen worden war. ‚Diesen jungen Mann,' sagte er, ‚habe ich in Peterhof angebracht und habe ihm zu seiner Ausrüstung noch achthundert Rubel vorgestreckt, ohne Anerkennung und Lohn dafür zu bekommen. Wie soll man da Lust haben, ferner solche Ankömmlinge zu unterstützen!'

Als ich auf diesen Schlußsatz seiner Erzählung erwiderte, daß ich nicht gekommen sei, um eine Unter-

stützung zu erbitten, sondern die Vermittlung meines Empfehlungsschreibens erwarte, antwortete er mit höhnischem Lächeln:

‚Was warten Sie denn auf Hofarbeiten! Machen Sie hier ein Geschäft auf. Verschaffen Sie sich einen Ruf. Vielleicht erhalten Sie dann Aufträge bei Hofe!‘ —

Mit diesem Ausspruch wurde meinem Vater der letzte Hoffnungsschimmer, der für ihn am Empfehlungsschreiben an die Kaiserin haftete, ein für allemal ausgelöscht. Der kaiserliche Sekretär hatte ihn damit verabschiedet, und nun war ihm klar, daß er auf nichts zu rechnen hatte, auf keine kaiserlichen Aufträge. Er war von jetzt ab ganz allein auf seine eigene Kraft und Findigkeit angewiesen.

Wie schwer muß dem jungen Mann dieser Tag gewesen sein! Er, der in Deutschland samt seiner Arbeit gesucht, begehrt und verwöhnt worden war, stand hier auf russischem Pflaster, hatte bei dem monatelangen Warten sein erspartes Geld in der teuren Stadt zusetzen müssen, war arbeitslahm herumgegangen, tagelang, wochenlang, hatte wahrscheinlich die Paläste betrachtet, die Schildwache davor, den Hofwagen auf dem Newsky nachgesehen, die an den in scharlachrot gekleideten Kutschern und Dienern schon von weitem erkenntlich waren, hatte, wenn die Fensterreihen des Winterpalastes abends an der Newa entlang leuchteten, sich hinaufgeträumt in die spiegelnden Säle, sah sich empfangen und begrüßt und fühlte schon Ordensabzeichen an der Brust.

Er mußte vielleicht auch dabei an einen Tag in Dessau denken, als er eine Aufnahme der Prinzessin Agnes machte. Sie war eines Tages in schwarzem tiefausgeschnittenem Samtkleid bei ihm vorgefahren und ihre linke Brust schmückte ein großer brillantener Ordensstern. Dieses war der einzige Schmuck des schwarzen Kleides gewesen.

Da die Daguerreotypiebilder aber Spiegelbilder waren, so wäre der Orden auf dem Bilde nicht auf der rechten, sondern auf der linken Brust von der Daguerreotypplatte wiedergegeben worden. Um dieses

zu vermeiden, näherte sich mein Vater während der Aufnahme der Prinzessin, um den Orden von der einen Brustseite auf die andere Seite zu bringen. Er war so eifrig und mit solchem Ernst in seine Arbeit, ein gutes Bild zu erreichen, vertieft, daß er gar nicht daran dachte, daß er zuerst die Erlaubnis erhalten müsse, den Orden von der Prinzessin abzunehmen und ihn an einen andern Platz zu stecken. Er hatte nur der Prinzessin eine kleine Erklärung gegeben, warum der Orden auf dem Bild, wenn er das nicht abändere, an die falsche Seite zu sitzen käme. Dann hatte er äußerst zart und behutsam die Änderung vornehmen wollen. Aber kaum näherte er zu diesem Zwecke seine Hände der Brust der jungen Prinzessin, so fuhren die anwesenden Hofdamen, die diese begleitet hatten, entsetzt dazwischen, so daß mein Vater ganz betroffen zurücktrat. Die Prinzessin jedoch rief den Hofdamen zu: „Meine Damen, lassen Sie doch Herrn Dauthendey selbst tun, was nötig ist. Dem Künstler muß man Vertrauen schenken und Freiheit im Handeln gestatten!"

Dieses und viele andere Bilder seiner glücklichen Arbeitstage in Deutschland fielen ihm jetzt hier in den russischen Straßen ein, als er, vom General Chambeau plump abgefertigt, durch Petersburg irrte und auf die russischen Ladenschilder hinstarrte, deren Lettern er nicht lesen konnte. Er hörte fremde Worte rufen, die er noch nicht verstand, Rufe der russischen Straßenverkäufer, die am Fahrdamm entlang standen und teils in Kästen, die sie an Riemen vor der Brust hängen hatten, teils auf Brettern, die sie auf den Köpfen trugen, Äpfel, Hosenträger, Hemden, Stiefel, Kuchen und Schnaps feilboten. Er sah sie ihre Waren zur Schau halten und hörte sie diese mit lauten Ausrufen in einer Sprache anpreisen, die ihm unverständlich ins Ohr hallte und ihn von neuem hin zu deutschen Erinnerungen fliehen ließ.

Es war ja nicht bloß der Dessauer Hof gewesen, der ihn verwöhnt und ausgezeichnet hatte. In Halle, Chemnitz, Magdeburg und Hamburg, in all diesen Städten, die er vor der Reise nach Lübeck noch flüch-

tig besuchte, und wo er überall Aufträge erhalten hatte, waren Grafen, Landräte, Regierungspräsidenten von dem jungen Lichtkünstler entzückt gewesen. Er war auf Gütern eingeladen und in vierspännigen Wagen abgeholt worden. Manche hatten ihn, nachdem die Aufnahme gelungen war, mit hundertjährigem Wein bewirtet. Er mußte auch der Abschiedsbesuche bei den Verwandten vor seiner Reise nach Petersburg gedenken. Der Oberprediger Happach in Sandersleben hatte das Auswendiglernen seiner Sonntagspredigt aufgegeben und die Predigt einem Hilfspastor übertragen, um diesen Sonntag zu einem Fest zu machen für meinen Vater, seinen Neffen, den er nicht genug ausfragen konnte über den Herzog, seinen Landesherrn, und den Dessauer Hof. Und die vornehmsten Bürger waren am Abend bei jenem Onkel eingeladen worden, als mein Vater zu Besuch war, und fühlten sich beglückt, einen Mann in ihrer Nähe zu haben, der eben hochgeehrt aus der kleinen Landeshauptstadt kam und ein wenig Hofluft mit sich brachte.

Auch jene Stunde fiel meinem Vater hier in den Petersburger Straßen ein, als er in Dessau am Bahnhof angekommen war, und ein Herr vom Hof, ein Professor Schwab, welcher mit der Herzogin Astronomie studierte, den jungen Mann in einem Hofwagen vom Zuge abgeholt und ihn auf Wunsch der Herzogin empfangen hatte, um ihn in das Hotel „Erbprinz" in der Kavalierstraße hinzufahren.

Und mein Vater mußte mitten auf der Straße, während er dies alles bedachte und unter den Russen wildfremd und einsam in der großen Barbarenstadt wanderte, leicht auflachen. Den Ärger über den General Chambeau hatte er fast vergessen über die Erinnerung an ein Vorkommnis, das er mit seiner schönen dänischen Dogge in Dessau erlebt hatte, und das ihm hier im russischen Menschengedräng jetzt einfiel.

Bei seiner Ankunft in Dessau, als ihn der Professor im Hofwagen zum Hotel fuhr, hatte er damals seine Dogge, die in einem Hundekasten befördert war,

auf dem Bahnhof vergessen. Ins Hotel kam bald darauf ein Bahnbediensteter zu ihm, der wünschte, der junge Herr möge schleunigst auf den Bahnhof kommen. Die Dogge, welche man aus dem Hundekasten herausgelassen, hatte sich auf einen großen Haufen Koffer gelegt, darunter sich auch der Koffer meines Vaters befand. Der Hund lag knurrend auf dem Gepäck und wies jedem die Zähne, der sich den Koffern nähern wollte. Bis sein Herr sich endlich auf dem Bahnhof zeigte und das treue Tier ihm freudig entgegensprang. — Diese und ähnliche Erinnerungen machten dem jungen Ausgewanderten jetzt die rauhe Fremde vergessen.

Er fühlte sich auf einmal nach der niedrigen Behandlung von seiten des Generals bei den Heimatserinnerungen wieder stark werden. Er ging nach Hause in sein Zimmer, das er von jener Familie, die ihm der Tierhändler Sam empfohlen, seit Wochen gemietet hatte, denn das Leben im Gasthaus auf Wasiliostroff, im Kaufmannsstadtteil von Petersburg, war ihm zu teuer geworden. Mit Schrecken hatte er nach der ersten Woche bemerkt, daß auf der Rechnung fabelhafte Preise standen, und daß seine dreihundert Dukaten, die er bei sich hatte, solchen Angriffen nicht lange standhalten würden.

Die Leute, bei denen er jetzt wohnte, lebten in sehr dürftigen Verhältnissen. Es war eine deutsch-holländische Familie. Die fleißigen Söhne unterstützten die Eltern. Die Familie war in Mitau eingewandert. Eltern und Kinder waren dann als Israeliten nach Petersburg gekommen und hatten, da damals das Gesetz galt, daß Juden nicht länger als vierundzwanzig Stunden in der russischen Hauptstadt verweilen dürften, sich teils griechisch-katholisch, teils protestantisch taufen lassen und dadurch das Aufenthaltsrecht in St. Petersburg erworben. Die Söhne in der Familie waren wohlhabende Geschäftsleute geworden.

Bei diesen alten Leuten, welche Olschwang hießen, war mein Vater sehr gut aufgehoben. Er hatte sie über den Zweck seiner Reise aufgeklärt, und der Alte

hatte ihm auf seinen Wunsch die Adresse des Generals Chambeau verschafft und ihn selbst zur Wohnung des Generals hingeführt. Jetzt aber, da der letzte Hoffnungsschimmer erloschen war, und das Empfehlungsschreiben keinen Sinn und keinen Wert mehr hatte, nachdem es in die Hände des Generals gekommen war, vermied mein Vater sich bei der Familie, bei der er wohnte, über seine Notlage auszusprechen. Er lebte eingeschlossen in seinem Zimmer und schrieb, um sich zu zerstreuen, die Erinnerungen seiner ersten Seereise nieder.

Als sein Geld ausgegangen war, hatte er manches Kleidungsstück verkaufen müssen und sich nur von trockenem Brot genährt. Am Tage des letzten Besuches beim General Chambeau besaß der junge Mann nur noch ein Stück Schwarzbrot zu Hause und wußte sich augenblicklich kein Geld mehr zu verschaffen, denn er konnte der großen Kälte wegen keine Kleidungsstücke mehr entbehren. Er hatte sogar einmal versucht seine geliebte Kamera zu verkaufen, aber niemand wollte ihm das fremdartige Instrument abnehmen.

Auch Versuche, in mechanischen oder optischen Geschäften Arbeit zu finden, hatte er unternommen. Aber nach tagelangem Suchen wurde ihm überall der Bescheid, daß die Russen, wenn sie auch nicht so sorgfältig arbeiteten wie die Deutschen, billigere Arbeitskräfte wären.

Und nun saß mein Vater in düsterer Stimmung, von aller Welt verlassen, zu Hause in seinem Zimmer. Vor ihm lag der angefangene Bericht seiner Seereise. Viele Tage des langen Wartens hatte er sich mit dem Niederschreiben der kleinen Reiseerlebnisse die Zeit verkürzt. Er, der gewöhnt war, nie untätig zu sein, hatte so viele Wochen, des ganz wertlosen Empfehlungsbriefes wegen, seine Zeit und sein Geld verlieren müssen.

Vor ihm auf dem Schreibpapier schaukelte in seinem Geist das große Segelboot, das ihn hergebracht, voll mit Passagieren — das aber in dieser Stunde, ohne daß er davon wußte, längst untergegangen war

und als Wrack auf dem Meeresgrund lag. Er ahnte nicht, daß der hünenhafte Kapitän, dessen Lebenskraft unversiegbar schien, als Leichnam draußen im Meer trieb und nur noch den Fischen eine Nahrung war.

Mein Vater machte, vor dem Schreibpapier sitzend, in Gedanken viele Male die Seereise, auf welcher alle Dinge für ihn Flügel gehabt hatten, wogegen jetzt in der Not rund um ihn allen Dingen die Flügel gebrochen schienen, und er selbst ähnlich einem verlassenen Schiffswrack in dem Menschenmeer der großen russischen Hauptstadt sich hoffnungslos verloren vorkam. Er erinnerte sich seufzend, über die weißen Papierbogen gebeugt, so gut des Tages, da die erste russische Stadt, die alte Seefestung Kronstadt auftauchte. Mast an Mast standen dort ungeheuere russische Flottenschiffe im Hafen — wie ein Wald ohne Blätter, so schrieb er es hier in die Erinnerungen nieder. Während das Schiff in Kronstadt still gelegen und die Zollbeamten erwartet hatte, machte ihn und alle Passagiere ein seltsamer Anblick staunen.

Auf all den im Hafen friedlich verankerten russischen Kriegsschiffen lagen lange Reihen von Matrosen, einer mit dem Kopf im Schoße des andern. Diese langen Menschenketten zogen sich in dieser seltsamen Stellung unübersehbar über die ganze russische Flotte hin. Durch die Fernrohre konnten die verwunderten Deutschen beobachten, wie die russischen Matrosen in der lagernden Stellung einer dem andern den Liebesdienst des Lausens taten. Die ganze Bemannung der russischen Flotte war hier in gemächlicher Weise mit dem Suchen von Läusen emsig beschäftigt.

Auch ohne die Wimpel und Flaggenzeichen, welche von allen Masten die russischen Farben verkündeten, hätte jeder Fremde bei dem Anblick der sich lausenden Flotte gleich wissen können, daß man russisches Fahrwasser erreicht hatte und sich nicht mehr in deutschen Gewässern befand.

In der Ferne auf bewaldeten Hügeln lag das Lustschloß Peterhof. Der Verkehr von unzähligen kleinen

und großen Booten wurde ungemein lebhaft, als das Schiff in der Newa stromaufwärts fuhr. In der Ferne tauchte das Kennzeichen Petersburgs, der blanke Goldpunkt der ungeheuren goldenen Kuppel der Isaakskirche, auf. Und noch einmal landete der junge Mann jetzt im Geiste an der Nikolaibrücke auf Wasiliostroff.

Dann aber war es, als riß jede Stunde seinen Hoffnungen eine und mehrere Schwungfedern aus. Als ob ein Fluch auf ihm laste, seit er die fremdartige Stadt betreten, so verfolgte ihn Enttäuschung über Enttäuschung. Und er fand sich mit seinem jugendlichen geraden Sinn nicht mehr in den Verwicklungen des Schicksals zurecht und verstand nicht, weshalb ihm von jedem neuen Tag die Hände geknebelt wurden, warum er nicht Arbeit finden konnte, wo er doch gern arbeitsam gewesen wäre.

Er fragte sich: was ist denn aus dem Segen geworden, den meine Eltern mir gaben? Warum hat sich dieser Segen in Fluch verwandelt? — Und er ging in seiner trostlosen Verlassenheit und Verzweiflung auf Jahre in seiner Erinnerung zurück, sah auf das Jahr 1839 hin, als er nach fünfjähriger Lehrzeit aus Magdeburg wieder nach dem kleinen Städtchen Ermsleben heimgekommen war, als die Hochzeit der ältesten seiner beiden Schwestern gefeiert wurde und sein Vater gleich nach dieser Hochzeit gestorben war. Er erinnerte sich des Polterabends, da Freunde dem Brautpaar unter dem Fenster ein Ständchen brachten, das mit einem Choral anhub. Da war mein Großvater ans Fenster getreten, hatte wie von einer Todesahnung getrieben das Fenster geschlossen und zu meinem Vater gesagt:

„Karl, das ist keine Hochzeitsmusik. Das ist Begräbnismusik."

Aber dann war der alte Herr doch mit seinen Universitätsstudiengenossen, dem Regierungsrat Bobbe und dem Oberprediger Happach, welche zur Hochzeit geladen waren, sehr vergnügt gewesen.

Doch nach der Abreise des Brautpaares befiel ihn bald die Gesichtsrose. Während er im Fieber lag,

platzte ein überheiztes Ofenrohr im Krankenzimmer. Der dabei erlittene Schrecken beschleunigte den Tod. Die Ärzte behaupteten, die Entzündung der Gesichtsrose habe sich durch die Erschütterung des Schreckens auf Nieren und Unterleib geworfen. Kurz ehe er das Bewußtsein verlor, zeigte man ihm ein paar gemalte Bilder der Neuverheirateten, deren Hochzeit er neulich erst gefeiert hatte. Er küßte sie und sagte: „Lebt wohl!" Dann legte er die Hand segnend auf den Kopf meines Vaters, verlor das Bewußtsein und verschied.

Bei der Beerdigung war der Leichenzug unter strömendem Regen auf dem Ermslebener Kirchhof angekommen. Aber als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde und der Pastor Bäse die Leichenrede sprach, kam die Sonne wunderbar leuchtend durch die Wolken und schien bis ins Grab hinein und füllte die dunkle Grube mit ihrem versöhnlichen Licht an.

Vier Wochen später, im Januar, war mein Vater mit seinem ältesten Bruder nach Leipzig gewandert, wo er kurze Monate in einigen mechanischen Werkstätten gearbeitet hatte, bis er in das optische Institut von Tauber in Lindenau kam, wo ihn ein Jahr danach die Daguerreotypie zu einem Helden des Tages machte.

Bis dahin und bis zu seiner Ankunft in Petersburg hatte ihn immer der Segen seines toten Vaters begleitet, so sagte er sich jetzt. Und er hatte ja auch nicht gegen den Willen der Mutter gehandelt, als er nach Petersburg gereist war. Wohl hatte sie gemeint, als sie von seinem Auslandsplan hörte: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich." Aber als sie gesehen, wie sehr es meinen Vater in die Ferne zog und wie er sich am russischen Kaiserhof im Geist aus und ein gehen sah, da hatten Mutter und Sohn verabredet, die Reise vom Eintreffen des Dessauer Empfehlungsbriefes abhängig zu machen. Zwar hatte die Herzogin von Dessau vor meinem Vater zu ihren Hofdamen gesagt: „Erinnern Sie mich daran, für Herrn Dauthendey ein Empfehlungsschreiben für meine Schwester, die Kaiserin von Rußland, abzufassen."

7*

Aber das Schreiben war nicht sofort eingetroffen. Die Herzogin war nach Karlsbad gereist, und die Hofdamen hatten vielleicht vergessen, die Herzogin an ihr Vorhaben zu erinnern.

Vom Eintreffen dieses Empfehlungsschreibens wollten Mutter und Sohn die Reise nach Rußland abhängig machen. Kam das Empfehlungsschreiben, so wollte die Mutter dies als eine Fügung Gottes ansehen und den Sohn in die Ferne ziehen lassen, in das Land der Bären und des Schnees.

Dann war mein Vater nach Lübeck gereist, hatte dort Aufnahmen gemacht und auf das herzogliche Schreiben gewartet. Bis ihm eines Tages die Mutter den Brief der Herzogin zuschickte, ihm zugleich ihren Segen gab und ihm zu der Reise Glück wünschte und sagte, daß sie, wie er, hochfliegende Hoffnungen auf seine Zukunft am russischen Kaiserhof setze. —

Sollte er nun, nachdem die Blicke aller Freunde und Verwandten mit Spannung auf seine russischen Erfolge gerichtet waren, seine großen Enttäuschungen nach Deutschland melden und sollte er kleingemacht und hilfesuchend in die Heimat schreiben, wohin man ihm natürlich gern zurückgeholfen hätte?

Nein, dazu war er zu stolz. Bis der Brief nach Deutschland gekommen wäre, und bis er wieder Rückantwort erhalten hätte, müßte er ja doch auch hier Hilfe finden können. Denn, wenn das letzte Stück Brot verzehrt war, das er sich eben anschickte, als einzige Mahlzeit heute zu essen, mußte ihm doch der Himmel endlich einen Ausweg gezeigt haben. Und er faltete die Hände und wiederholte sich immer wieder: Ich habe doch den Segen meiner Eltern! Ich habe doch die Reise begleitet von allen Segenswünschen der Mutter angetreten. Wo bleibt jetzt Gottes Hilfe?

Und immer wiederholte er sich, was ihm seine gute Mutter eingeprägt hatte: „Verzweifle nicht, wenn es dir schlecht gehen sollte. Wo die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ —

Mein Vater beschrieb uns oft besonders lebendig

diesen Augenblick der Schicksalswende, die, ohne daß er es ahnte, jetzt eintrat.

„Oft schon hatte ich Gott um Hilfe angerufen," erzählte er. „Meine Not war aufs höchste gestiegen. Ein Stückchen Schwarzbrot war der letzte Rest meiner Nahrung. Soweit mußte es aber erst kommen, wenn sich die Trostworte erfüllen sollten. Die Not war jetzt am größten und Gottes Hilfe am nächsten. Auf eine ganz unerwartete Weise trat jetzt die Wendung meines Schicksals ein.

Es war um die Mittagsstunde. Ich hatte eben den Rest meines Brotes verzehrt und war mit der Beschreibung meiner Seereise beschäftigt, welche ich zu meiner Zerstreuung begonnen hatte, als mein Hauswirt in mein Zimmer trat. Ich dachte nicht anders, als daß er, wie öfters schon, um ein Pfeifchen ‚Varinas' bitten würde, einen Tabak, den ich aus Deutschland mitgebracht hatte. Doch, als ich ihm denselben zureichte, dankte er mit den Worten:

‚Das ist nicht der Zweck meines Kommens, mein lieber Herr Dauthendey. Ich habe heute ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden.'

Diese strenge Anrede führte mich auf den Gedanken, daß er die Zahlung der noch rückständigen Miete fordern werde und zu allem Unglück nun auch noch die Kündigung der Wohnung kommen würde. Ich sagte daher:

‚Sie werden mir Vorwürfe über die rückständige Miete machen wollen?'

‚Auch das nicht,' erwiderte er. ‚Ihr Mangel an Vertrauen als Deutscher zu uns Deutschen ist es, worüber ich Ihnen Vorstellungen machen muß. Sie sind in Not, in bitterster Not. Wir wissen alles! Ihre entbehrlichsten Sachen haben Sie schon verkauft, essen seit Wochen schon kein Mittagessen mehr, leben nur noch von Brot und Wasser und sitzen und grübeln und grämen sich ab über den Mißerfolg Ihrer Empfehlung. Halten Sie denn unverschuldete Not für Schande, weil Sie sich nicht mit uns aussprechen und beraten wollen? Haben Sie doch Vertrauen zu uns! Ich werde Sie mit meinen Söhnen bekannt machen, denen

es wie vielen andern anfangs hier nicht besser ergangen ist.'

Nach dieser Rede des guten Alten, welcher ich zuerst mit bangem Herzen gefolgt war, fühlte ich mich wie von einem Banne befreit, und im Vorgefühl nahender Hilfe dankte ich ihm herzlich. Als er sich hierauf verabschiedete, sagte er dann noch:

‚Für diesen schweren Gang, lieber Herr Dauthendey, würde ich nun doch noch ein Pfeifchen Varinas annehmen.'" —

Das war also die Hilfe in der Not. Und die Hilfe kam reichlich und vielseitig. Die Söhne des alten Olschwang, welche von meines Vaters Empfehlungen an den Hof Kenntnis hatten, fanden zwei Kapitalisten, von denen der eine ihm Geld zur Ausstattung eines Daguerreotypateliers vorstreckte, indes der andere den Bau des Ateliers in die Hand nahm mit der Abmachung, daß sie ein halbes Jahr den Gewinst, den das Geschäft tragen würde, mit meinem Vater teilen und sich von diesen Einnahmen nach einem halben Jahr bezahlt fühlen sollten. Außerdem statteten sie meinen Vater, gleich nach dem Besuch des Alten, mit einem Gesellschaftsanzug und Wäsche aus und luden ihn auf das Hochzeitsfest ihrer Schwester ein, welches Fest am nächsten Abend stattfand. Auf dieser Hochzeit, knapp vierundzwanzig Stunden, nachdem mein Vater weltverlassen und verzweifelt einsam auf seinem Zimmer gesessen und keinen Ausweg gesehen hatte — vierundzwanzig Stunden nach diesem denkwürdigen harten Augenblick der Verzweiflung, tanzte er schon champagnerfröhlich zum erstenmal mit seiner zukünftigen Frau. Natürlich wußte er bei diesem Feste noch nicht, daß jenes siebzehnjährige, schöne und geistvolle Mädchen, die zweite noch unverheiratete Tochter des alten Olschwang, seine Frau werden würde, aber es verstrickten sich doch schon an diesem Abend die jungen Herzen der beiden.

Solch schnellen Umschwung bringt das Schicksalspiel fertig, und viele Male hat uns mein Vater noch nach fünfzig Jahren diesen Wettersturz seines Lebens,

vom Frost zum Frühling, begeistert geschildert. Immer schloß er mit dem Ausruf: „Seit ich dieses erfahren, darf man mir nie mehr etwas Schlechtes über Juden sagen. Es gibt unter Juden und unter Christen, wie unter allen Menschen der Welt, natürlich auch Leute mit niederer Gesinnung. Aber so edel wie diese jüdische Familie an mir gehandelt hat, so großmütig wie sie mich als Fremden in ihre Familie gezogen, mich, der ich gar nichts mehr besaß, als meine Ehrlichkeit und Jugend, das findet man selten. Daran können sich viele christliche Familien ein Beispiel nehmen, viele, die immer von Mitleid reden und mitleidlos handeln. Denn wenn auch die Familie getauft war, so verändert der Jude natürlich dadurch nicht seine Volksabstammung und seine Zugehörigkeit zum jüdischen Volke, sowie kein getaufter Franzose und kein getaufter Italiener ein Deutscher oder ein Russe werden kann. Darum spreche ich von der jüdischen Familie und muß sagen, daß diese sich zu mir christlicher benahm, als jener General Chambeau, der von mir eine Geldbestechung erwartete, ohne die er seine Vermittlung nicht zur Verfügung stellen wollte."

Von nun an war der Glücksstern meines Vaters auch in Rußland im Aufsteigen begriffen.

Ein halbes Jahr, nachdem er sein Atelier dort gegründet hatte, und da sich sein junges Herz nach der Arbeit einsam fühlte, verlobte er sich und heiratete bald darauf Anna Olschwang. Er beschrieb sie uns eingehend:

„Sie war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, von schönem Wuchs und feinen Körperformen, geistreich und redegewandt und von so edlem Charakter und guter Gesinnung, daß ich in der Verbindung mit ihr mein Lebensglück erblickte. Daß sie aus armen Verhältnissen kam, das hielt mich nicht ab, sie zur Frau zu nehmen, da ich mich auf meine Arbeitskraft verließ und eine Ehre darin suchte, ohne jede Beihilfe einen Hausstand zu gründen, um damit die uneigennützige Liebe zu meiner Frau zu beweisen."

Mit Vorliebe erzählte uns mein Vater auch von

einem heftigen Gespräch, das er kurz nach seiner Verlobung mit dem Petersburger Pastor Dr. Fromann hatte. Er nannte diese Begebenheit meistens launig ein Pfaffenstückchen, und ich erinnere mich, daß immer, wenn bei einem Gänsebraten das beste Stück, das sogenannte Pfaffenstück, für ihn abgeschnitten wurde, er dann oft das Petersburger Pfaffenstück aus seiner Erinnerung zum besten gab.

Es war bei seiner Anmeldung zum kirchlichen Aufgebot, als er in Petersburg nach seiner Verlobung den Pastor Dr. Fromann besuchte. Dieser machte ihm die Hölle heiß, daß er ein griechisch-katholisches Mädchen zur Frau nehmen wolle. Da er doch Protestant sei, müsse er eine Protestantin heiraten. Und der Pastor führte allerlei biblische Sprüche an, aus denen hervorgehen sollte, wie sündhaft es wäre, wenn man eine Andersgläubige zur Ehefrau begehre.

Mein Vater erwiderte ihm ruhig, er habe sich die Angelegenheit reiflich überlegt, habe seiner Braut das Wort gegeben, und er selbst halte jede Religion für gleich seligmachend.

Der Pastor fuhr auf und wetterte und schrie und schilderte die Verdammnis, die auf allen Mischehen ruhe, und sagte ihm, welches Unglück es zwischen die Eltern bringen müßte, wenn die Kinder nicht im Glauben beider Eltern aufwachsen würden, und er meinte, daß mein Vater die Folgen gar nicht voraussehen könnte, die daraus entstünden, wenn seine Kinder griechisch-katholisch erzogen werden müßten, und er Protestant wäre. Darauf antwortete mein Vater:

„Herr Pfarrer, daß Sie mich wortbrüchig machen wollen, das ist noch viel sündhafter als mein Vorhaben."

Darauf nahm er seinen Hut und wollte das Zimmer verlassen. Der Pfarrer erschrak, als er den Mann so fest entschlossen sah, und verstand, daß dieser sich nun wahrscheinlich gar nicht in der protestantischen Kirche trauen lassen würde. Das wollte er aber doch nicht durch seine Rede erreicht haben. Darum lief er meinem Vater nach und bat um Nach-

sicht und entschuldigte sich damit, daß sein Amt es ihm zur Pflicht mache, jeden, der eine Mischehe eingehen wollte, mit eindringlichen Vorstellungen zu ermahnen.

Lebhaft erzählte uns mein Vater: „Am zwanzigsten August 1844 wurden wir nach allen Regeln der kirchlichen Wissenschaft und Kunst griechisch-katholisch getraut. Die Äußerlichkeiten hierbei, das Halten goldener Kronen über unseren Köpfen während der Trauung und die tanzähnlich ausgeführten Rundgänge um den Altar, hätten mich zum Lachen verleiten können, wenn mich nicht die Gedanken an den Ernst und an die Bedeutung meines Schrittes davor behütet hätten."

Mein Vater war ein durch und durch gottesfürchtiger Mensch, aber er hat sich niemals um die Formen und Vorschriften der Religionen gekümmert und hat nichts davon wissen wollen, daß Äußerlichkeiten dazu gehören sollten, um Zwiesprache mit seinem Gott zu führen. Er stellte sich Gott auch nicht als menschenähnlich vor, sondern er betete die Weisheit, die Güte, die Kraft der Welt als eine Art Dreieinigkeit an, die in den verschiedensten Formen und Zuständen ihn zur Bewunderung und Hingabe auffordern konnte. So erzählte er uns auch, daß einmal bei einer Schweizer Reise, auf dem Rigi-Kulm vor Sonnenaufgang, das herrliche Alpenglühen ihn so hingerissen hätte, daß ihn die Bewunderung gezwungen habe, sich vor der lauten Zuschauermasse der Hotelgäste, die auf ein Glockenzeichen zum Alpenglühen in Morgenkleidern herbeigeeilt war und vor dem Hotel stand, zu trennen, um sich auf die Knie zu werfen und in seiner Erschütterung zu Gott zu beten. Er hatte sich unter ein paar Bäume in ein dichtes Gebüsch geschlichen und war dort in die Knie gesunken. Die Tränen waren ihm aus den Augen gestürzt, und er hatte nur einige Worte heißen Dankes dem Weltgeist für die Schönheit, die dieser im Alpenglühen über den Morgen ausgebreitet, stammeln können. Die in der grauen Frühdämmerung rotleuchtenden Alpenspitzen hatten ihn mit solcher Seligkeit erfüllt,

daß er noch nach Jahren Tränen in die Augen bekam, wenn er von jenem festlichen Naturschauspiel sprach. —

Mein Vater las niemals Romane, und von Gedichtbüchern hatte er nur Schiller und Goethe im Hause. Er verachtete alle weichlichen Unterhaltungsbücher und hielt nur technische Zeitschriften, die ihn über die Fortschritte der Elektrizität, des Maschinenbauwesens, der Photographie und Chemie auf dem laufenden hielten.

Ich erinnere noch wohl einen Nachmittag, als mich mein Vater, wie ich Knabe war, in eine Fabrik auf dem Wege nach Zell bei Würzburg mitnahm, nachdem kurz vorher die Erfindung des künstlichen Eises die Welt in Staunen gesetzt hatte. In dieser Fabrik war soeben eine Einrichtung zur Anfertigung von Kunsteis dem Betrieb übergeben worden. Ich sehe noch die großen Rohre vor mir, in welchen durch Verwendung von Glyzerin das Kunsteis hergestellt wurde, und der Anblick der viereckigen, schönen geglätteten undurchsichtigen weißen Eisbalken, die eben angefertigt worden waren, machte auf mich den kindlichen Eindruck, als müßten es Stücke aus säuerlichem Eiszucker sein. Mein Vater aber ging, umgeben von den Werkführern und den Arbeitern, umher und ließ sich alle Einzelheiten erklären, und seinen gespannt lauschenden Ohren entging kein Wort. Ich sehe noch, wie er beim Fortgehen an alle Arbeiter Trinkgelder austeilte, und wie er entzückt war über den wunderbar arbeitenden Motor, den er gesehen hatte. „Welch ein Fortschritt, welch eine Zeit!“ sagte er zu mir. „Junge, das kannst du gar nicht verstehen, wie mich das erschütterte, was ich eben hier sah, mich, der ich die Uranfänge der umständlichen schwerfälligen Dampfmaschinen noch miterlebt habe und jetzt eben den ersten Motor in Tätigkeit sah, der einfach und selbstverständlich, lautlos und sicher und im Gleichtakt arbeitete, als wäre er das stählerne Herz aller stählernen Maschinen. — Das redet mir keiner ein, daß sich Gott nur in der Kirche finden läßt. Wie ich eben den Motor sah, sah ich ein Gotteswunder, sah ich

Gottes Geist, der sich dem verständigen Menschen nach schwerer Gehirnarbeit in großartigen Erfindungen auch auf dem Maschinengebiet offenbart. Nicht bloß Menschen, nicht bloß Tiere, nicht bloß Blumen und Bäume — auch Maschinen sind herrliche Gottesgeschöpfe." Diese Bewunderung der Maschinen hörte ich von meinem Vater hunderte Male aus seinem Munde. Nur war ich damals nicht alt genug, um mit ihm gleicher Ansicht sein zu können, und er schloß gewöhnlich solche Gespräche mit den Worten: „Ich weiß, daß du noch nicht die Schönheit von Maschinen verstehen kannst, und ich nehme dir dies auch gar nicht übel. Du hast noch mit deiner eigenen Entwickelung zu tun, und man kommt in meinen Jahren erst dazu, den Menschengeist als einen Gottesgeist zu bewundern." —

Niemals zwang uns mein Vater in die Kirche zu gehen. Er sagte nur manches Mal: „Es ist dazwischen auch gut, in großer Menschengemeinschaft Gott zu besuchen, wenn man das Bedürfnis dazu empfindet, mit andern verbrüdert, von einem guten Prediger sich bedeutungsvolle tiefe Worte aus der Bibel wiederholen zu lassen. Das kann nicht schaden, wenn die Menschen, die sich sonst nur im Alltag des Geschäftsverkehrs kennen, sich auch einmal friedlich ohne Zweck und Eigennutz an einem Gott geweihten Platze zusammenfinden und sich einmal mit andern Augen als nur mit Geschäftsaugen betrachten."

Es kam aber vor, daß mein Vater uns Sonntags zu großen Waldausflügen mitnahm, und daß ich der Kirchenpflicht, die mir als Schulknabe oblag, nicht nachkommen konnte. Wurde dieses gerügt und meinem Vater schriftlich vom Religionslehrer mitgeteilt, daß ich wieder einmal den Sonntagsbesuch der Kirche versäumt hatte, so regte sich mein Vater nicht darüber auf. Ich erfuhr später, daß er einmal dem Religionslehrer zurückgeschrieben hatte, daß der Wald ein ebenso erhebendes Gotteshaus sein könne wie die Kirche, und daß die Natur ihn immer erhebend und gottesfürchtig gestimmt habe. Deshalb sehe er keinen Grund ein, seinem Sohn die Waldspaziergänge, die

außerdem noch gesundheitlich notwendig seien, Sonntags bei schönem Wetter zu versagen.

Ich selbst war nicht wenig stolz über diese vernünftige Ansicht meines Vaters, denn mir war der Kirchenbesuch und das Anhören der Predigten, von deren Inhalt mein junges Gehirn nichts begriff, — ebenso wie das Absingen klagender Kirchenlieder, während zu den Kirchenfenstern die herrlichste lebenskräftigste Sommersonne hereinschien — eine unverständliche Einrichtung von seiten der Erwachsenen. Statt in der Kirche offensichtliche Heuchelei zu treiben, atmete ich natürlich lieber Waldluft ein und ließ mir von meinem Vater die verschiedensten Waldbäume erklären und nach ihren Stimmen die Namen der Vögel nennen. Gleiche Liebe für die Natur hege ich heute erst recht, wo sich mir fast jeder Spaziergang beim Heimkommen in seinem Echo in ein Gedicht verwandelt. —

Ehe ich nun weiter erzähle, wie mein Vater nach der Verheiratung in Petersburg im Jahre 1844 endlich an den kaiserlichen Hof gerufen wurde und geschäftlich mit vielen russischen Fürstlichkeiten zu tun bekam, muß ich hier noch voraus bemerken, welche Entwicklung die Daguerreotypie nahm, und wie mein Vater diese Entwicklungsstufen fortgesetzt im Auge behielt und nicht bei dem Anfangsverfahren stehen blieb, keine Kosten und keine Auslandsreise scheute und sich alles Neue in seinem Beruf, wenn er es oft auch schwer erringen mußte, anzueignen bestrebt war.

Schon ehe er nach Petersburg reiste, war er vom damaligen Privatdozenten Hankel in Leipzig mit einem Professor Böttger aus der Schweiz bekannt gemacht worden. Von diesem lernte er für dreißig Reichstaler das Isenringsche Verfahren, das darin bestand, die silbernen Daguerreotypbilder mit Farben zu schmücken. Dabei spielte von seiten des Professors B. ein leichter Betrug mit, denn dieser hatte angegeben, das Farbenverfahren, das er lehren würde, sei ein chemisches Verfahren. Aber dann entpuppte es sich später als ein höchst einfaches mechanisches Verfahren, in dem die Farben nur in Pulverform mit feinen

Pinseln auf die Platten aufgetragen wurden. Der Herr „Professor" Böttger hatte seine Neuheit vom Maler Isenring in Zürich gelernt und lehrte sie jetzt auf seinen Reisen weiter und ließ sich diese Belehrung über alle Maßen gut bezahlen.

Die Daguerreotypie, bei welcher der Besteller nach jeder Aufnahme nur ein Bild erhalten konnte und immer wieder für das nächste Bild eine neue Aufnahme machen lassen mußte, bürgerte sich aus dem Grunde, daß die Bildaufnahme zeitraubend war, schwer ein. Als der erste Reiz der Neuheit geschwunden war, erlahmte die Lust des Publikums an diesen Bildern, so daß mein Vater sich schon mit dem Gedanken trug, wieder zu seiner von Jugend an so geliebten Mechanik zurückzukehren und zu diesem Zweck neben seinem Atelier in St. Petersburg bereits eine mechanische Werkstatt einzurichten begann. Denn die Erfindungen in der Mechanik waren in jener Zeit neu und wunderbar, und nur das fortschrittliche Neue hatte für den lebhaften jungen Mann Lebensreiz. Zugleich aber drangen aus Zeitungen und Zeitschriften die Nachrichten nach Petersburg, daß sich ein Engländer mit Versuchen befasse, Daguerreotypbilder auf Papier anzufertigen, aber dies sei ihm noch nicht vollständig gelungen. Mein Vater begann mit ähnlichen Versuchen, als ihn eines Tages ein Deutscher aus Leipzig besuchte, ein Silhouettenschneider, den er zufällig einmal kennen gelernt hatte. Dieser zeigte ihm die ersten wohlgelungenen Talbottypien, wie man damals nach dem Erfinder Talbot die neuen Papierbilder nannte, und die heute Photographien heißen. Diese Bilder hatte nach Talbots Verfahren ein Freund meines Vaters, namens Wehner, in Leipzig angefertigt. Sofort schrieb ihm mein Vater, und dieser antwortete, daß er das Verfahren für sechshundert Reichstaler lehren würde. Aber Geld war damals in den Händen meines Vaters noch nicht wie Spreu vorhanden. Er gab alles, was er einnahm, für Atelierabzahlung und neue Einrichtungen aus; auch im Hausstand war noch alles dürftig bestellt. Die sechshundert Taler, wodurch er die neue Photographie

hätte lernen können, waren weder bei Verwandten noch bei Freunden aufzutreiben.

Da kam eines Tages seine junge Frau von ihren Markteinkäufen stürmisch nach Hause, stürzte noch im Hut und Mantel auf meinen Vater zu und verlangte, daß er ihr einen Kuß gäbe. Als er dies getan, verlangte sie einen zweiten und dritten Kuß, und dann jubelte sie auf:

„Karl, ich habe dir das Geld verschafft!"

Der junge Ehemann war verblüfft und von freudiger Überraschung überwältigt und wollte natürlich die näheren Umstände der plötzlich zustandegekommenen Hilfe schleunigst wissen.

Meines Vaters erste Frau war als junges Mädchen gezwungen gewesen, sich und ihren Angehörigen zu helfen, und man hatte sie einige Zeit als Vorstandsdame in einem großen Modegeschäft verwendet. Ihre große Gewandtheit und ihr sicheres Auftreten hatten ihr diese verantwortliche Stelle trotz ihrer siebzehn Jahre verschafft.

Nun erzählte sie freudig erregt, sie habe auf dem Markt eine Dame getroffen, die früher sehr oft in das Modegeschäft gekommen war, und die sich dort immer gern mit ihr unterhalten und über Kleiderfragen beraten hatte.

Kaum hatte diese Dame, welche Madame Funk hieß, erfahren, daß sie jetzt verheiratet sei, habe diese sie zum Frühstück eingeladen, und sie habe mit ihr fahren müssen, um ihr von ihrem jungen Eheleben zu erzählen. Dabei habe sie auch berichtet, wie glücklich es für sie und meinen Vater wäre, wenn er im Auslande die Photographie lernen könne, aber daß ihnen die Mittel dazu fehlten.

Während die junge Frau noch erzählt hatte, war der Mann der Dame eingetreten, welcher, sobald er von der Angelegenheit hörte, sich bereit erklärte, die sechshundert Taler vorzustrecken.

Am gleichen Abend noch war mein Vater mit seiner Frau bei jenen liebenswürdigen Leuten zum Tee geladen, wo er sich aufs herzlichste für die große Hilfsbereitschaft bedanken konnte. — Er erzählte später

noch immer: eine seiner glücklichsten Lebensstunden wäre es gewesen, als er nach einem Jahre die ganze Summe schon zurückzahlen konnte, da das neue Photographieverfahren, das er in Deutschland lernte, ihm wirklich dann in Petersburg das erhoffte Glück brachte.

Es war im dritten Jahre seiner Ehe, als mein Vater, welcher im achtundzwanzigsten Lebensjahr stand, nach dreijähriger Abwesenheit von Deutschland, die Heimat wiedersehen sollte. Statt des erhofften Goldes, das er durch jenen herzoglichen Empfehlungsbrief in Rußland ernten zu können geglaubt hatte, war ihm die Liebe einer hingebenden Frau in Petersburg beschert worden — etwas, das er am wenigsten von seiner russischen Reise erwartet hatte.

Viele Deutsche waren in diesen drei Jahren in seinem Hause aus und ein gegangen. Sie waren meistens wie er mit großen Hoffnungen nach Petersburg gekommen, und er nennt in seinen Aufzeichnungen einen Porzellanmaler, einen Schauspieler, einen Klavierlehrer, welche die langen Winterabende mit ihm und seiner jungen Frau verbrachten, und denen er versucht hatte, Stellungen zu verschaffen und Verdienst. Aber diese drei Jahre hatten geschäftlich nicht mehr die großzügige Art, die sein erstes Auftreten mit der Daguerreotypie kennzeichnet. Dafür lernte er aber die Liebe und ein häusliches Leben kennen, Verinnerlichungen, die er vorher noch nicht an sich erlebt hatte.

Nun aber trat mit der Auslandsreise, die er zur Erlernung der Photographie unternehmen mußte, seine Arbeitstätigkeit wieder in größere Bahnen.

Diese Reise, die er am achtundzwanzigsten Februar 1847 im Schlitten mit der Fahrpost nach Deutschland antrat, denn Eisenbahnen gab es zwischen Deutschland und Rußland noch nicht, diese Reise muß eine wahre Folter gewesen sein, denn er brachte neun Tage und neun Nächte im Postschlitten zu, und es ist ein wirkliches Wunder, daß er all diese Qualen und Gefahren überstanden hat und bei dieser neuntägigen Fahrt über russischen Schnee, durch russische Wälder nicht Gesundheit und Leben einbüßte.

Er schilderte diese Reise also:

„Da wir in Petersburg achtundzwanzig Grad Kälte hatten, und mir warme Reisekleider fehlten, so versorgten mich die guten Funks auch noch mit einem Pelz, einer Pelzmütze und Pelzstiefeln und steckten mir bei der Verabschiedung sogar eine Flasche Kognak und eine große Schlackwurst in den Schlitten. Der einzige Mitreisende war ein englischer Kurier, welcher von Rotschild in London eine Fuhre Gold an den Bankier Stieglitz in St. Petersburg abgeliefert hatte, um die damals niedrig stehenden Staatspapiere anzukaufen. Dieser Kurier war ein ebenso lustiger als welterfahrener Mann. Im Auftrage seines Bankhauses hatte er schon ganz Europa bereist und manches Abenteuer erlebt. Seinem Mut und seiner Ausdauer hatte ich es zu verdanken, daß ich die neuntägige beschwerliche Schlittenreise von Petersburg bis Berlin aushielt.

Meine ersten Klagen wurden durch die schiffsartig schaukelnden Bewegungen des Postschlittens hervorgerufen, denn die Wege waren durch das in Rußland so beliebte Schnellfahren wellenförmig ausgehöhlt worden. Es war nicht möglich sich im ruhigen Stillsitzen behaupten zu können, denn der Oberkörper wurde bald nach rückwärts bald nach vorn geschleudert, und um die Stöße einigermaßen abzuhalten, mußte man im Schlitten eine halb stehende, halb sitzende Stellung einnehmen. Als ich zu meinem Mitreisenden äußerte, daß ich eine solche Fahrt unmöglich neun Tage aushalten könne, lächelte und spottete der abgehärtete Engländer und stellte mir vor, daß ich mein Reisegeld bis Berlin bezahlt hätte und an den wichtigen Zweck meiner Reise denken solle. Die Schlittenfahrt würde höchstens vier Tage bis zur Grenze dauern, und von Königsberg ab würden wir dann wahrscheinlich in einem Wagen nach Berlin fahren können. Diese Mahnungen und das Beispiel des widerstandsfähigen alten Engländers ermutigten mich dann trotz der Rippenstöße, welche der Schlitten fortgesetzt austeilte, weiterzufahren.

Am zweiten Tage machte ich den Versuch mich endlich einmal in eine andere erträgliche Lage zu bringen

Ich hatte bemerkt, daß man einen kleinen offenen Schlitten mit Poststücken an den unserigen hinten angebunden hatte, und bat den Schirrmeister, mir eine Erholung dadurch zu verschaffen, daß er mich bis zur nächsten Station in diesem kleinen Schlitten fahren lassen möchte. Doch dabei war ich von einer Folter in die andere gekommen. Dieser langangebundene Schlitten wurde auf den glatten ausgefahrenen Wegen in weiten Kreisen so hin und her geschleudert, daß ich jeden Augenblick befürchten mußte, hinausgeworfen zu werden. In dieser angstvollen Lage schrie ich, daß man anhalten sollte, damit ich umsteigen könne. Allein man konnte oder wollte mein Rufen nicht hören und ließ mich diese vermeinte Erholung bis zur nächsten Station genießen. Die große Kälte von achtunddreißig Grad Reaumur und die Schneemassen in den Wäldern, durch welche wir zu fahren hatten, steigerten die Qualen und Gefahren unserer Reise stündlich. Die Pelzkleidung bot gegen die ungeheuere Kälte nicht Schutz genug, und der Schnaps, den wir, um uns warm zu halten, wie Säufer vertilgten, war uns nach eintägiger Fahrt schon ausgegangen. In der Gefahr, jetzt zu erfrieren, ermutigte mich der alte Engländer wieder und sagte: ‚Bis morgen früh müssen und werden wir es noch aushalten. Dann kommen wir nach Riga, wo es den guten Kümmel gibt, von dem wir uns dann eine Batterie Flaschen mitnehmen werden.'

Mit vier Pferden, nach russischer Art breit gespannt, waren wir von St. Petersburg abgefahren. Diese Zahl mußte aber später verdoppelt und verdreifacht werden, denn in den Wäldern lag der Schnee so hoch, daß er den Pferden bis an die Bäuche reichte, so daß wir bei einem Gespann von zwölf und sechzehn Pferden noch stecken blieben und von herbeigeholten Bauern ausgeschaufelt werden mußten. Dieses geschah zwischen Dorpat und Königsberg dreimal, davon einmal mitten in der Nacht, wo uns hungernde Wölfe umlagerten und Appetit auf unsere armen abgerackerten Pferde zeigten. Es waren drei angstvolle Stunden, die wir hier im Walde zu-

bringen mußten, bis der berittene Postillon vom nächsten Ort mit den Schneeschauflern zurückkehrte. Er hatte, ehe er Hilfe holend fortritt, die Pferde von den Zugsträngen befreit, und diese, die Wölfe witternd, stellten sich sogleich alle mit den Köpfen zusammen, um mit den Hinterhufen ausschlagen zu können. Wir tauten mit unseren Zigarren in den dickgefrorenen Fensterscheiben kleine Löcher auf und erwarteten jeden Augenblick den Angriff der Wölfe auf unsere Pferde. Wir zählten die im Dunkeln funkelnden Wolfsaugen und fanden, daß nur vier Wolfsbestien herumstrichen, welche den Kampf mit unseren sechzehn Pferden wohl nicht aufzunehmen wagten. Unser alter russischer Postschirrmeister, der zu uns in den Wagen gestiegen war, um hier die Rückkehr des Postillons abzuwarten, vermahnte uns immer: ‚Meine Herren, nur nicht schlafen! Dann sind wir verloren. Wir wollen erzählen, singen, saufen, damit wir nur wach bleiben.' Diese Ermahnung war nicht nötig. Denn unsere Besorgnis, daß sich die Wolfsgesellschaft vergrößern könnte, ließ kein Schlafgefühl bei uns aufkommen.

Als wir endlich erlöst wurden, freuten wir uns auf die Ankunft in Königsberg, wo wir nach ausgestandener Angst und voll großer Müdigkeit nach dieser qualvollen Fahrt, die erste Nachtruhe zu halten hofften. Doch auch diese Erquickung wurde mir versagt. Meine Füße waren durch die lange Fahrt so angeschwollen, daß ich die Stiefel nicht ausziehen konnte und bei Schmerzen und Übermüdung eine jammervolle Nacht verbrachte.

Die Beschwerden dieser Reise hatten den englischen Kurier weniger angegriffen als mich. Er erzählte, daß bei seinem letzten Geldtransport von London nach St. Petersburg er noch weit mehr Gefahren für Gut und Leben ausgesetzt gewesen sei. Von Rotschild in London habe er den Auftrag gehabt, mit seinem schwer beladenen Postwagen nach zwölf Tagen in St. Petersburg einzutreffen. Seine Postkutsche war, außer den Fässern voll Gold, noch mit großen Ballen Brabanter Spitzen beladen gewesen,

welche als Konterbande durchgeschmuggelt werden mußten, und die dem Millionär auch einen erklecklichen Nebenverdienst eintragen sollten. ‚Jetzt versetzen Sie sich in meine Lage,‘ erzählte der Engländer. ‚Ich war der alleinige Begleiter dieses Schatzes, dessen Vorhandensein ich, um möglichen Raub- und Mordgelüsten vorzubeugen, vor jedermann verschweigen mußte. Meine Ladung wurde vom Zollamt an der russischen Grenze als eine Sendung an den Kaiser bezeichnet, welche Behauptung von Mund zu Mund und Ort zu Ort weiter verbreitet wurde. Als ich mich an der Grenze von dem reich belohnten Zolldirektor verabschiedete, überreichte er mir noch die Uniform eines kaiserlichen Kabinettkuriers, welche ich auf meiner Weiterreise tragen und damit den Schein einer kaiserlichen Sendung wahren sollte. Außer den Anstrengungen, Hindernissen und Gefahren auf der Weiterfahrt durfte ich auch Tag und Nacht nicht schlafen, um die Neugierde von meiner Wagenladung abzuhalten und kam deswegen wie abgeschlachtet am zwölften Tag in St. Petersburg an.

Herr Stieglitz erwartete mich schon unter der Pforte seines Palastes und rieb sich schmunzelnd die Hände, als er mich mit der englischen Geld- und Spitzensendung in seinen Hof einfahren sah. Daß ich nach diesen übermenschlichen Leistungen auf eine reiche Entschädigung gerechnet hatte, wird doch wohl jeder gerechtfertigt finden. Doch was meinen Sie, lieber Herr Dauthendey, womit der Herr Baron meine Mühe und Verantwortlichkeit belohnte? — Eine silberne Zigarrentasche war es, womit er mich abspeiste.‘ —

Unsere Reise von Königsberg nach Berlin wurde in einem Postwagen fortgesetzt. Die Kälte hatte nachgelassen, die Wege waren ziemlich schneefrei, und hier und da erblickten wir schon grünende Wiesen und Felder. Wir fuhren von Königsberg aus mehr bergab als auf ebenen Wegen und hatten auch auf dieser Fahrt noch Gefahren zu überstehen, die uns das Leben hätten kosten können.

Es war morgens gegen acht, als wir von einem

8*

Berg herunter zu fahren hatten, wobei der Postillon aus Vorsicht den Hemmschuh angelegt hatte, ohne zu bemerken, daß die Landstraße mit Glatteis überzogen war. Der einseitig angelegte Hemmschuh bewirkte, daß die stillstehenden Wagenräder wie eine Schlittenkufe rutschten. Die Pferde konnten dem ungeheueren Wagendruck nicht widerstehen, und die Postkutsche drehte sich im Halbkreis gegen einen Abgrund, und nur dadurch, daß der Wagen sich an einem einzelstehenden Baum festhakte, wurde ein Absturz verhütet. Aber vom herumgeschleuderten Wagen hatte die Wucht der Schleuderkraft das Wagenverdeck abgerissen, und alles darauf befindliche Gepäck war in den Abgrund gestürzt. Auf der nächsten Station ging dann das Verhör los, wobei der Postillon und der Landstraßenwärter, welcher letztere bei Glatteis hätte Sand streuen müssen, sehr schlecht weggekommen sein mögen.

Dieses war nur eine Kleinigkeit und kann sich überall ereignen, aber eine weit größere Gefahr drohte uns bei der Überfahrt über das Eis der Weichsel bei Dirschau. Dieser Fluß war im Auftauen begriffen. Der für die Winterzeit über den zugefrorenen Strom für Schlitten und Wagen hergestellte Weg, der aus Reisig und Schnee besteht, war eben noch auf dem tauenden Eise sichtbar und schaukelte sich wie eine Schiffsbrücke im Wasser. Die Überfahrt war schon seit einigen Tagen verboten worden; doch da am diesseitigen Ufer keine Wache stand, wagte unser Schirrmeister dieselbe. Die Vorstellungen, die wir ihm gemacht hatten, um ihn von dem Wagnis abzubringen, waren nutzlos gewesen, und da wir noch tagelang auf den Aufgang des Eises hätten warten müssen und dabei unser Reisegeld verloren hätten, so entschlossen wir uns, mitzufahren. Noch einige hundert Schritte war der Weg ziemlich fest. Dann aber kamen Senkungen mit Wasser angefüllt. Wir wollten durchaus aussteigen. Aber der Schirrmeister machte uns darauf aufmerksam, daß die Pferde schon im Wasser gingen. Das Wasser würde weiterhin noch tiefer werden, und wir würden

uns zu Fuß einer Gefahr aussetzen, die nicht geringer wäre, als die Weiterfahrt im Wagen. Wir zweifelten angstvoll an einer glücklichen Überfahrt und mußten dennoch diesem Wagehals nachgeben. Der schwer beladene Postwagen wankte bald nach links, bald nach rechts und schnitt oft so tief in das morsche Eis ein, daß ihn unser Gespann von acht Pferden nur mit größter Anstrengung weiterziehen konnte. Dabei wateten die Pferde bis zu den Knien im Wasser und hatten Mühe, selbst fort zu kommen.

In unserer Aufregung, daß unser Wagen beim kürzesten Stehenbleiben weiter einsinken und durchs Eis brechen könnte, schrien wir alle aus Leibeskräften auf die armen Pferde los, die außerdem mit gräßlichen Peitschenhieben angetrieben wurden, und so gelangten wir über die gefährlichsten Stellen fort und kamen endlich, von Angst, Schreien und Aufregungen erschöpft, an das jenseitige Ufer. Hier hatten sich viele Leute angesammelt und unsere waghalsige Fahrt wurde mit Schrecken beobachtet. Zugleich erwarteten uns aber auch am Ufer die Polizei und die Flußbeamten und fluchten und wetterten auf uns los, weil wir gegen das Verbot die Überfahrt erzwungen hatten. Der Schirrmeister wurde ins Verhör genommen und wird wohl später für seine Keckheit haben büßen müssen.

Nach diesen vielen Ängsten und Martern trafen wir am neunten Tage unserer Reise in Berlin ein. Von der sitzenden Stellung steif, in der ich neun Tage hatte verharren müssen, kamen mir meine Beine jetzt wie Stelzen vor. Ich konnte nur mit Mühe ein Hotel erreichen. Meine Waden waren so geschwollen, daß ich die Stiefelschäfte herunterschneiden mußte. Nachdem ich mich ausgeruht und ein wenig erholt hatte, reiste ich nach Leipzig, um mir bei Wehnert das Talbottypieverfahren (Photographie) zeigen zu lassen, dessentwegen ich diese Reise unternommen hatte. Dann fuhr ich am ersten Mai auf einem Dampfschiff wieder, voller Hoffnungen, nach St. Petersburg zurück." —

Oft in den späteren Jahren, als die Bahn schon nach Petersburg führte, lachte mein Vater über die Menschen, die ihm „die gute alte Zeit" preisen wollten. Er sagte: „Ich brauche mich nur an die Umständlichkeit, an die Qualen und Todesängste jener Winterreise im Postschlitten von Rußland nach Deutschland zu erinnern und dagegen jetzt das blanke Schienengeleise, die glatte stählerne und kraftvoll arbeitende Lokomotive zu betrachten und an die Wagen zu denken, in welchen die Reisenden jetzt gut gewärmt in Schlafabteilen, Zigaretten rauchend und Tee trinkend, vor Wölfen und Eisschollen und Unbequemlichkeiten sicher, von Berlin in einem Tag und einer Nacht Petersburg erreichen — um mich niemals in meinem Leben ‚nach der guten alten Zeit' zurückzusehnen." —

Auf dieser Reise nach Deutschland machte mein Vater auch einen Besuch in Sandersleben und sah seine Mutter zum letztenmal. Sie starb ein paar Jahre später. Ein Aquarellbild, das die alte gute Frau Dorothee Dauthendey, welche 1786 geboren war, in weißer Haube und schlichtem braunen Hauskleid zeigt, hängt in meinem Schreibzimmer, und ich betrachte es gern. Die Frau mit den starken Augen, dem guten, etwas breiten Mund und den kernigen Backenknochen, war immer die tüchtige Mutter und Kameradin ihres Sohnes gewesen. Mit ihren Kenntnissen von Physik und Mathematik hatte sie den Knaben bei seinen kleinen ersten Maschinenbauten lebhaft unterstützt, und in späteren Jahren war es ihre erworbene Lebensweisheit, die ihr für das Geschick ihrer Kinder immer den richtigen Ratschlag geben ließ. —

Zurückgekommen nach Petersburg hatte mein Vater zuerst bei seinem neuen Atelierbau und bei einem Patentgesuch noch manchen Widerstand zu bestehen. Es handelte sich um ein Patentgesuch, das ihm das alleinige Ausübungsrecht der Photographie in Petersburg sichern sollte. In dieser letzten Angelegenheit wandte sich mein Vater an den Herzog von Leuchtenberg.

Der Herzog von Leuchtenberg hatte sich in Katharinenhof bei Petersburg eine galvanoplastische Fabrik gebaut, in der der Bronzeschmuck und die Riesenfiguren der im Bau begriffenen Isaakskirche hergestellt wurden. Der Herzog war auch Vorstand der Kunstakademie. Er war Künstler und Techniker zugleich. Er, der Schwiegersohn des Zaren Nikolaus, ging wie ein schlichter Arbeiter mit aufgestreiften Hemdsärmeln in seiner Fabrik umher. An ihn wandte sich mein Vater bei seiner Rückkunft. Er zeigte dem Herzog bei einem Besuch in der Katharinenhofer Fabrik einige der neuen Photographien, die sich von den Daguerreotypbildern dadurch unterschieden, daß sie nicht auf Silberplatten, sondern auf Papier hergestellt waren.

Der Herzog betrachtete die neuen Bilder eingehend, sprach ohne Umstände freundlich und einfach zu meinem Vater, wie ein Arbeiter zu einem Arbeiter, und riet ihm wegen des Patentes eine Eingabe niederzuschreiben und diese Schrift im Leuchtenberger Palast in Petersburg abzugeben. Dieses tat mein Vater dann auch. Der Kabinettsbeamte dort sagte ihm, daß er in acht Tagen sich Bescheid holen möchte. Nach acht Tagen aber, als mein Vater wiederkam, wurde ihm zur Antwort, daß die Papiere verlegt worden seien.

Mein Vater hatte vergessen, einige hundert Rubel für den Beamten in dem Briefumschlag beizufügen. Er hatte sich als Deutscher immer noch nicht in die selbstverständliche russische Bestechungssitte hineinfinden können. Der Herzog von Leuchtenberg war inzwischen seiner Gesundheit wegen nach Palermo gereist. Mein Vater wollte des Herzogs Rückkehr abwarten, um weitere Schritte zu tun, aber der Herzog starb in Sizilien, und nur seine Leiche kam nach Petersburg zurück.

In dieser Zeit der Enttäuschung starb auch meinem Vater ein kleines Töchterchen, das Olga hieß, und erst ein Jahr alt war. Unglücke kommen nie allein, sagt man, aber jedes Unglück wird endlich doch vom Glück abgelöst, und unser alter Familienspruch auf

dem Dauthendeyschen Wappen: Im Glücke Mäßigung, im Unglück Geduld, hielt den Betroffenen in diesen schweren Stunden aufrecht, bis ein plötzlicher Glücksumschlag in seinem Schicksal eintrat. Eine große Glückswelle machte jetzt alle früheren bitteren Stunden schnell vergessen.

Mein Vater hatte in den Petersburger Zeitungen Ankündigungen erlassen, daß er das Talbotsche photographische Verfahren als einziger und erster in Rußland ausübe, und es waren manche gekommen, die jene neuen Bilder machen ließen. Aber noch war das „Sichphotographierenlassen" nicht allgemein geworden.

Da fuhr eines Tages die Generalin Buturlina am Atelier vor. Sie war die Geliebte des Kaisers Nikolaus. Sie sah sich die Bilder der neuen Erfindung an und sagte zu meinem Vater:

„Ich habe vor, dem Kaiser ein großes Album zu schenken, das mit den Bildern aller fürstlichen Personen, aller Hofleute und aller höchsten Staatsbeamten angefüllt werden soll. Da bei den neuen photographischen Bildern Uniformen und Verdienstauszeichnungen bis in die kleinsten Kleinigkeiten sichtbar gemacht werden können, und da man ja auch die Bilder mit Farben schmücken kann, so hoffe ich, dem Kaiser mit diesem Album eine große Freude zu bereiten."

Die Generalin schrieb sofort die Namen von sechzig Personen auf; und die Namen von anderen, von mehreren Hundert, versprach sie zu schicken.

Als die Dame fortgegangen war, war mein Vater wie betäubt von diesem plötzlichen Auftrag für den Hof. Daß seine erste große Arbeit dem Kaiser gelten sollte, zu dem er nun doch, auch ohne Bestechung der Beamten und ohne Empfehlung, nur durch seine eigene Arbeit gelangen würde — dieses Bewußtsein machte seine Freude ganz gewaltig anschwellen.

Die Generalin Buturlina beherrschte damals noch das Herz des Kaisers unumschränkt, und nur sie durfte sich, mit oder ohne dessen Einwilligung, erlauben, den ganzen Hof und die höchsten Beamten in das Atelier meines Vaters hinzubefehlen. Die

Fürsten, Grafen, Minister und Generäle fuhren nun täglich in langen Reihen am Hause vor und gaben die Karte der Generalin Buturlina dort ab. Leibjäger und Adjutanten begleiteten die Herren. Eine Abteilung von Polizeisoldaten mußte sechs Wochen lang in der Straße, in der meines Vaters Atelier lag, an der Haustüre unter den Kutschern die Ordnung aufrechthalten, denn das Vorfahren der vier- und sechsspännigen Hofwagen hemmte den Straßenverkehr, und die hochmütigen Hofdiener und Kutscher stritten um die Rangordnung und um das Vorrecht beim Vor- und Abfahren.

Das Atelier meines Vaters barg in diesen Wochen Schätze von Millionenwert, denn die mit Brillanten besetzten Orden wurden zu Hunderten in Kästchen zurückgelassen, ebenso die schweren goldbestickten Hofkostüme und Uniformröcke.

Zwanzig junge Maler der kaiserlichen Akademie hatten den Auftrag, im Hause meines Vaters die bestellten Photographien mit Farben zu schmücken, und vor ihnen standen auf Tischen die Orden aufgereiht und hingen über Stühle gebreitet die Hoftrachten und Uniformen.

Der kaiserliche Hofmarschall, Fürst Wolkonsky, erschien eines Tages zur Aufnahme, begleitet von einem Kammerdiener, welcher aus einer Kiste Haufen von Orden auskramte. Obgleich schon die Brust des Fürsten dicht ordensbesetzt war, wollte er doch, daß noch irgendwo an ihm Orden angebracht werden sollten. Als mein Vater die Ordensüberladung für unschön erklärte, ließ der Fürst die übrige Ordensmasse auf einen Tisch neben sich ausbreiten, damit sie doch noch auf das Bild mit aufgenommen würde.

Nach zwei Monaten war das Album fertiggestellt. Bevor aber die Generalin Buturlina dem Kaiser dasselbe überreichte, ließ sie meinen Vater zu sich kommen, sprach ihre Freude über das gelungene Werk aus und riet ihm freundlichst sein Atelier nach der Hauptstraße Petersburgs, auf die Newskyperspektive, zu verlegen, damit das Gedränge der Hofwagen, das in der Seitenstraße mit viel Aufregung verbunden

war, in Zukunft vermieden würde. Die Generalin selbst bewirkte sofort beim Gouverneur Schulgin die baupolizeiliche Erlaubnis, so daß der Neubau auf dem Nevsky gleich in Angriff genommen werden konnte. Das Atelier befand sich dort in einem großen Prachthaus am Alexanderplatz, dem Alexandertheater gegenüber.

Von jetzt ab besaß mein Vater, kaum dreißig Jahre alt, zwei große Ateliers in Petersburg. Er selbst leitete das eine an der Spitze vieler Angestellten am Nevsky, und für das andere in der Großen Stallhofstraße stellte er sich einen Geschäftsführer an. In allen Hofkreisen und in allen Zeitungen wurde das Album, das er für den Kaiser angefertigt hatte, bewundernd besprochen. Die älteste Tochter des Kaisers Nikolaus, spätere Königin von Württemberg, die Großfürstin Olga Nikolowna, empfing daraufhin meinen Vater im Winterpalast, und diesen Empfang beschrieb mein Vater in seiner scharf beobachtenden Art folgendermaßen.

Er erzählte:

„Im Auftrag der Großfürstin Olga Nikolowna kam eines Tages unter Mittag ein vielbesternter General, der Kabinettssekretär der Großfürstin, bei mir vorgefahren. Er forderte mich, hochmütig aufgeblasen, ein wenig von oben herab, auf, mit ihm sofort nach dem Winterpalast zu fahren. Er sagte, die Großfürstin wolle sich aufnehmen lassen, und ich müsse heute noch im Schloß den geeignetsten Saal dazu aussuchen.

Meine Empfangszimmer waren im Augenblick dicht besetzt von Offizieren, Ministern und Hofherren, und ich deutete auf die Anwesenden und erwiderte dem General, daß ich augenblicklich nicht frei sei, aber daß ich mich am nächsten Tag einfinden würde. Darauf warf sich derselbe Herr in die Brust und rief: ‚Ich habe unbedingten Befehl, Sie mitzubringen, und ich darf keine Entschuldigung annehmen!‘

Vor dem derben Auftreten dieses Grobians erschraken die bei mir anwesenden Hofleute derart, daß sie sich sofort alle schleunigst empfahlen und am nächsten

Tag wiederzukommen versprachen, trotzdem sie lange gewartet hatten und Tage vorher angemeldet gewesen waren. Niemand wollte den General in der Ausführung seines hohen Befehles hindern. Nur ich selbst war von diesen barsch gesprochenen Worten so erregt, daß meine Arme zuckten, und ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen wollte. Aber ich beherrschte mich und sagte nur: ‚Ich glaube kaum, daß Ihr rücksichtsloses Befehlen hier in meinem Hause die Billigung der Großfürstin finden wird.' Damit deutete ich ihm an, daß ich mir bei Hof Genugtuung für sein schroffes Benehmen verschaffen wollte.

Ich kleidete mich rasch um und bestieg dann mit dem General den kaiserlichen Schlitten, mit dessen prachtvollem Dreigespann wir in kürzester Zeit im Winterpalast ankamen.

Der Novembertag war düster. Weit über der Stadt lagerte ein dicker, gelbgrauer Nebel. Das Tageslicht war so schwach, daß es kaum für Atelierarbeiten ausreichte und gar nicht für Zimmeraufnahmen geeignet war. Nachdem ich über eine Stunde lang durch alle Räume, durch die kaiserlichen und die prinzlichen Gemächer geführt worden war und weder in diesen noch in den angrenzenden Balkons genügende Helle für eine Bildaufnahme gefunden hatte, mußte ich vorläufig eine Aufnahme der Großfürstin im Winterpalast für unmöglich erklären.

Dieses entrüstete den Kabinettssekretär, welcher natürlich keine Ahnung hatte von den physikalischen und chemischen Wirkungen, mit denen ich rechnen mußte. Er rief aus:

‚Aber Sie müssen doch wenigstens einen Versuch machen, um die Großfürstin von der Unmöglichkeit zu überzeugen.'

Ich entgegnete ihm: ‚Wenn man der Sonne befehlen könnte, bei der Aufnahme mitzuwirken, so würde ich keinen Versuch scheuen. Aber da sich die Sonne nicht zu Hof befehlen läßt, würde jeder Versuch jetzt aussichtslos sein, und ich möchte die Großfürstin nicht unnütz bemühen!'

Der General führte mich noch auf einen nach der

Newaseite hin gelegenen Balkon. Aber auch dieser war im Nebellicht zu schwach beleuchtet. Auf dem Rückweg durch die Säle bemerkte ich in einem großen Gemach eine aufgestellte Staffelei, auf welcher ein angefangenes Ölbild stand. Ich blieb einen Augenblick stehen, um das Bild zu betrachten. Währenddessen hörte ich, daß im Hintergrund des Saales eine Tür geöffnet wurde, und als ich mich umwandte, sah ich eine junge Dame in prunkloser Toilette auf mich zukommen.

‚Die Großfürstin!' schrie mich jetzt der Kabinettssekretär an, und er kroch seiner Herrin entgegen, um mich ihr vorzustellen.

Aus dem aufgeblasenen Menschen schien plötzlich ein geducktes Tier geworden zu sein, das auf allen vieren ging.

Ein Zufall hatte die Großfürstin in das Zimmer geführt, und sie war sichtlich erfreut, mit mir über ihr Vorhaben zu sprechen. Während ich einfach aufgerichtet wie ein Mensch zu einem Menschen mit der Fürstin sprach, war der Kabinettssekretär in eine so tiefe Verbeugung zusammengeknickt, daß sein Hinterteil höher in die Luft stand als sein Kopf. Maschinenmäßig drehte und senkte er sich, wenn die Großfürstin eine Frage an ihn richten mußte, und so lange unsere Unterhaltung dauerte, verharrte er in dieser Stellung der Selbsterniedrigung.

Ich staunte über diese Dressur bei Hof und ergötzte mich zugleich daran, daß der dünkelhafte Sekretär ein solches Dressurstückchen vor mir ausführen mußte. Auf Wunsch der einsichtsvollen Großfürstin, welche sehr wohl verstand, daß ich die Sonne nicht in meiner Kamera mitbringen konnte, wurde die Bildaufnahme bis zum hellen Frühjahr verschoben. Ich hatte dann das Vergnügen auf ihr Landgut nach Zarskoje-Selo zu kommen, wo die Großfürstin sich in Schweizer Bäuerinnentracht als Kuhmelkerin von mir aufnehmen ließ. Sie war immer sehr liebenswürdig und plauderte im reinsten Deutsch mit mir. Sie erzählte mir, daß sie male, und wenn sie nach Petersburg zurückkäme, wolle sie Unterricht bei mir in der

Photographie nehmen. Über mein Album für den Kaiser war sie begeistert, und seit sie die wohlgelungenen Bilder darin gesehen, mache ihr das Ölmalen keine Freude mehr." —

Unter den vielen Aufnahmen, die mein Vater mit der Zeit am Petersburger Hof zu machen hatte, war noch eine besonders eigentümliche, die des Grafen Tscheremetjeff. Dieser war der „blaue Graf" genannt. Nach dem Tod seiner Gemahlin war ihm jede andere Farbe als Blau zuwider, und er und seine Umgebung kleideten sich stets himmelblau. Alle Gemächer, die er bewohnte, alle Gegenstände, die er benutzte, mußten blaue Farbe zeigen. Sein ganzer Haushalt, seine Diener mußten sich in Blau kleiden. Niemand wurde vorgelassen, der in einer andern Farbe erschien. Er besaß die schönsten Schlösser in Kathrinenhof und Peterhof, aber er bewohnte sie nie. Er blieb im Sommer immer in der Stadt. Er hatte über achtzig Pferde im Stall, aber er ging fast immer zu Fuß. Furchtsam und ängstlich ging er stets mit zwei Stöcken und zwei Dienern spazieren. Jeden Morgen machte er einen Gang durch alle Zimmer und Säle seines Palastes, um die dort aufgehängten Thermometer zu prüfen, die immer fünfzehn Grad Reaumur zeigen mußten. Von diesen Eigenheiten abgesehen, war der Graf ein herzensguter Mensch, wohltätig und vaterlandsliebend. Im Krimkrieg stellte er dem Kaiser Nikolaus ein vollständig ausgerüstetes Husarenregiment zur Verfügung, das er während der ganzen Kriegszeit verpflegen ließ. Graf Tscheremetjeff war einer der reichsten Adeligen in St. Petersburg. Er besaß Gold- und Silberminen und hatte Ländereien mit achtzigtausend Leibeigenen. Von allen Leibeigenen ließ er sich den gleichen Obrok (Erbzins) zahlen, gleichviel, ob sie reich oder arm waren, denn manche von ihnen waren Millionäre geworden. Alle seine Leibeigenen verehrten den Grafen, wie Kinder einen guten Vater verehren. Wenn er einmal zufällig am großen Basar in der Stadt vorüberkam, wo viele von ihnen Handel trieben, so stürzten die Leibeigenen, auch wenn sie schon reiche Kaufleute geworden waren,

heraus auf die Straße, um den Grafen fußfällig zu begrüßen.

Einer der Vorfahren des Grafen Tscheremetjeff war Küchenjunge bei Peter dem Großen gewesen und hatte sich dadurch beliebt und verdient gemacht, daß er dem Zaren einen gegen ihn in der Küche geplanten Giftmord verriet. Als Belohnung dafür ließ ihn Peter zum Soldaten heranbilden. Nachdem er sich im Feldzug gegen Karl den Zwölften in der Schlacht bei Pultava ausgezeichnet hatte, ernannte ihn Peter der Große zum Feldmarschall und schenkte ihm Güter und Ländereien.

Mein Vater erzählte weiter, wie ihn die Ängstlichkeit des Grafen Tscheremetjeff dazu gebracht hatte, im Palast des Grafen drei Wochen zuzubringen, bis der Graf sich zur Aufnahme entschließen konnte, die der Kaiser Alexander der Zweite befohlen hatte. Denn nach der Krönung des Kaisers Alexander in Moskau sollte der ganze Krönungszug mit allen fürstlichen Gästen und Würdenträgern, die sich daran beteiligt hatten, auf Wunsch des Kaisers gemalt werden. Das geplante Riesenbild wurde von der Petersburger Kunstakademie ausgeführt. Alle, die sich an dem Festzug beteiligt hatten, mußten sich dahin begeben, um ihr Bild dort zuerst von meinem Vater aufnehmen zu lassen. Hierzu wurde auch der Graf Tscheremetjeff eingeladen. Obwohl dieser aus Ängstlichkeit und Schüchternheit weder an der Krönung in Moskau, noch am Einzug in St. Petersburg teilgenommen hatte, so wollte der Kaiser doch, daß diese bei Hof so beliebte Persönlichkeit mit auf das Krönungsbild aufgenommen werden sollte. Das große Bild war bereits fertig, nur der Kopf des Grafen Tscheremetjeff fehlte darauf. Er konnte sich nicht entschließen, in die Kunstakademie zu einer Aufnahme zu kommen. Endlich gelang es dem Maler des Bildes, Professor Ladernier, den Grafen zu überreden, sich in seiner Wohnung photographieren zu lassen. Der Graf Tscheremetjeff schickte daher seinen Haushofmeister zu meinem Vater, um diese Angelegenheit näher zu besprechen. Es wurde verabredet, daß mein

Vater täglich einige seiner Angestellten in den Palast des Grafen schicken sollte, welche alles zur Aufnahme herrichten mußten, damit in der Stunde, in welcher der Graf sich photographieren lassen wollte, alles bereit wäre. Man nahm an, daß es Wochen dauern könne, bis der ängstliche Graf sich zur Aufnahme entschließen würde.

Mein Vater, blau gekleidet, ebenso seine Angestellten in blauer Kleidung, mit der photographischen Kamera, die blau bemalt war, stellten sich nun täglich im Tscheremetjeffschen Palais ein. Mein Vater sah sich öfters die Säle und die Kunstwerke des Schlosses an, und so wie er vorher im Winterpalais herumgewandert war, wanderte er jetzt stundenlang in diesem Schloß herum und bewunderte die Pracht desselben.

Die gräfliche Hauskapelle glich einer Schatzkammer für Gold, Silber und Edelsteine. Die Stallungen, die mit achtzig Rossen der Orloffschen Rasse besetzt waren, waren mit Granit, Marmor und Messing ausgestattet — für die damalige Zeit ein unerhörter Aufwand. Im Hof wurden täglich auf langen Tischen Haufen goldenen und silbernen Tafelgeschirrs aufgestellt und gereinigt.

Den zur Aufnahme geeignetsten Platz hatte mein Vater auf einem Balkon gefunden, wo eine fünf Meter hohe Marmorgruppe stand, welche, da sie ein wenig im Wege war, trotz des Sträubens des Haushofmeisters fortgeschafft werden mußte.

Mehrere Wochen hatte man bereits den Grafen auf diesem Balkon erwartet, ohne daß er erschienen wäre. Da hörte mein Vater eines Tages die Orgel in der Hauskapelle spielen, und neugierig begab er sich dahin. Er sah darin einen kleinen untersetzten Herrn vor dem Altar knien. Dieser trug einen blausamtenen Schlafrock, und mein Vater schloß daraus, daß der einsame Beter der Graf sei. Er mochte das Bedürfnis gehabt haben, sich innerlich noch für die Aufnahme vorzubereiten, denn kurz darauf erschien er auf dem Balkon zur Aufnahme. Er zeigte eine große Ängstlichkeit vor dem Messingrohr der Kamera,

und er bekreuzigte sich dreimal, als dasselbe auf ihn gerichtet wurde.

Um den Grafen ein wenig zu beruhigen, erklärte ihm mein Vater den ganzen Verlauf der photographischen Bildaufnahme und nahm eine solche erst an einem seiner Angestellten vor, worauf sich dann der Graf zur Sitzung entschloß. Die schnelle Aufnahme entzückte den Grafen Tscheremetjeff dann so, daß er nachher meinen Vater einlud, mit ihm in sein Arbeitskabinett zu kommen, bei ihm eine Zigarette zu rauchen und ihm über die neue Erfindung ausführlich zu erzählen. Die Aufnahme seines Bildes bezahlte er mit dreitausend Rubeln.

Diese und ähnliche Aufnahmen und die Einnahmen aus zwei großen Ateliers machten meinen Vater rasch zu einem reichen Mann. Er konnte sich Diener und Reitpferde halten und seinen Töchtern französische und englische Erzieherinnen. Außer dem Reiten war die Jagd sein Hauptvergnügen in jener Zeit. In den Sümpfen, draußen in den Urwäldern bei Lachta und bei Kalamega jagte er Wildenten, Wölfe, Bären und Füchse. Aus dieser Zeit wußte er später eine Unmasse Geschichten zu erzählen, Reitergeschichten und Jagd- und Jagdhundgeschichten, von denen ich einige behalten habe und hier berichten will.

Mein Vater ist immer leichtbeweglich, mutig und Gefahr verachtend gewesen. — Mehrmals in der Woche ritt er aufs Land. Denn er wohnte im Sommer mit seiner Familie in verschiedenen Landhäusern, mal in Pargola, mal in Kalamega, mal in Peterhof. Bei diesen Ritten sind ihm mehrere Abenteuer begegnet.

Auf seinem Weg aufs Land mußte er eines Sommers auf der Isaaksbrücke die Newa überschreiten. Diese Brücke wird bei der Durchfahrt großer Schiffe in der Mitte geöffnet, so daß drehbare Brückenbogen zur Seite gewendet werden, und die Schiffe mit ihren hohen Masten und Schornsteinen die so entstandene Durchfahrt benützen können. In dieser Stunde der Durchfahrt müssen Wagen, Reiter und Fußgänger auf dem Brückenbogen zusammengedrängt

warten, bis die Brückenlücke wieder geschlossen ist und die Brücke von neuem dem Verkehr übergeben wird.

Mein Vater hatte eines Tages von einem Tscherkessen ein sehr mutiges Pferd gekauft. Er kam mit seinem neuen isabellenfarbenen Pferde scharf auf die Brücke gesprengt, im Augenblick, als eben die Brückenwärter eine Kette quer über den Brückenweg spannten. Dieses war das Zeichen, daß die Brücke nicht mehr gangbar sei. Der bewegliche Brückenbogen war bereits in Pferdelänge von dem gegenüberliegenden Brückenpfeiler abgedreht worden. Auf dieser und auf jener Seite der Brücke standen die Equipagen und die Fußgänger in breiter Reihe dicht gedrängt hinter der vorgespannten Kette. Aber das lebhafte Pferd, das mein Vater an diesem Tage zum erstenmal ritt, wollte nicht gehorchen und sprengte hochaufgebäumt über die Kette fort. Mit einem Ausruf des Entsetzens glaubte die Menschenmenge, daß Pferd und Reiter hinunter in die Newa stürzen würden. Aber das Tscherkessenpferd hatte eine wunderbare Schwungkraft in den jungen Gliedern und kam sicher auf die andere Seite des weit geöffneten Abgrundes hinüber. Nun verwandelte sich der allgemeine Schrecken in einen allgemeinen Beifallsausbruch. In allen Equipagen klatschten Herren und Damen Beifall zu dem Reiterkunststück, denn mein Vater hatte dem edlen Tier, als es sich vor dem Abgrund gebäumt und unfehlbar mit ihm hinuntergestürzt wäre, die Sporen derart in die Weichen gedrückt, daß das schäumende Pferd vor Schmerz den Sprung über die Brückenlücke gewagt hatte. —

Ein andermal ereignete sich ein Zwischenfall komischer Art. Mein Vater hatte rückwärts am Sattel seines Pferdes seinen zusammengerollten Regenmantel angeschnallt, und in demselben lag, eingewickelt in einem Packpapier, ein großer roher Kalbsbraten, den er mit hinaus aufs Land bringen wollte. Denn es war Samstagabend, und der Diener hatte vergessen, den Braten mitzunehmen. Mein Vater ritt vergnügt durch die Abendlandschaft und war durch mehrere

Orte gekommen, als er merkte, daß die Leute am Wege stehen blieben und mit erschreckten Gesichtern sein Pferd anstarrten. Er sah an sich und seinem Pferd hinunter und konnte nichts Ungewöhnliches finden. Den Kalbsbraten hatte er ganz vergessen. Dieser aber war durch die Erschütterungen während des Rittes herabgeglitten, wurde aber immer noch vom Riemen gehalten. Das Papier hatte sich gelöst, und der Braten baumelte als blutige Fleischmasse unter dem Bauch des Pferdes. Auf dem „Sehnsuchtshügel", wie eine kleine Anhöhe am Eingang des Dorfes Kalamega genannt wurde, saßen abends gewöhnlich in Gruppen alle Damen, die in dem Dorf zur Sommerfrische wohnten, und erwarteten ihre Männer aus der Stadt zurück. Ein allgemeines Gelächter empfing meinen heranreitenden Vater und den jetzt im Staub nachschleifenden Kalbsbraten. —

Die Jagdlust hegte mein Vater noch bis in seine ältesten Tage. Noch in Würzburg hatte er jahrelang eine eigene Jagd gepachtet, und bis zu seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahr, bis zwei Jahre vor seinem Tode, ging er noch auf den Anstand und machte beschwerliche Treibjagden im Spessart mit.

Als ich ein Knabe von zehn Jahren war, nahm er mich oft auf seine Jagdausflüge in die Nähe von Würzburg mit. Ganz frühmorgens, vor Sonnenaufgang, saßen wir dann nebeneinander in einer Waldecke und warteten auf einen wechselnden Rehbock oder auf äsende Hasen, oder saßen am Waldrand, wo in den Kohlrübenstauden eines Ackers plötzlich die langen Löffel eines Hasen auftauchten. Manchmal war auch eine ganze Hasenfamilie zu sehen. Die kleinen jungen Häschen schlugen Purzelbäume, indessen die alte Häsin auf den Hinterpfoten saß und argwöhnisch gegen den Wind schnupperte.

Ich erinnere einmal, es war eines Spätnachmittags am Waldrand von Eßleben. Mein Vater hatte wie immer aus abgeschnittenen Buchenzweigen eine kleine Laube hergestellt, in welcher wir von den Blättern verdeckt saßen. Die Mücken, die zur Abendstunde

schwärmten, setzten sich auf meine Hände und sogen mein Blut. Doch ich wagte mich kaum zu rühren und ertrug die Stiche ruhig, um meinen aufmerksam lauschenden Vater nicht zu stören. Er erwartete einen wechselnden Bock, der aber nicht kam, wahrscheinlich weil in der Ferne noch Bauersleute auf einem Acker arbeiteten.

Plötzlich duckt sich mein Vater, der auf einem aufklappbaren Sitzstock hockte, zog mich zu sich heran und zeigte mir eine spielende Hasenfamilie, die sich mit Purzelbaumschlagen vergnügte. Es war mir, als sah ich ein kleines graues Zwergvolk, das da aus dem Wald in der Ackerfurche erschienen war. Doch als mein Vater das Gewehr an die Wange legen wollte, um den Hasenvater abzuschießen, ergriff mich ein entsetzliches Leid.

„Ach, schieße doch nicht!" wagte ich zu sagen. Mein Vater nickte, ließ das Gewehr sinken und meinte: „Du hast recht. Sie spielen zu schön. Aber du wirst niemals ein Jäger, mein Junge." Und er küßte mich, stand auf, und wir gingen heim ohne Jagdbeute. Dieses war das letztemal, daß er mich mitgenommen hat. Seine Weidmannslust schien in meiner Gegenwart, durch mein Mitgefühl für die Tiere, nicht in dem Grad in ihm aufkommen zu können, als es nötig war, um die Flinte kaltblütig abzuschießen.

Wenn er von der Jagd heimgekehrt war und seine Jagdsuppe gegessen hatte, welche aus einer Kalbsbrühe mit geschnittenen Nudeln bestand, dann konnte er stundenlang die fränkische Jagd mit seiner früheren russischen Jagd vergleichen. Eine kleine Geschichte aus Rußland ist mir wegen des Schreckens, den mein Vater dabei ausgehalten, besonders in Erinnerung geblieben.

Es war in einem mächtigen, fast undurchdringlichen russischen Urwald, wo er mit einigen Jagdfreunden jagte. Die Herren hatten sich im Wald zerstreut, um einen Fuchsbau zu umkreisen. Mein Vater war allein und mußte über einen schmalen Wassergraben springen, und er stützte zu diesem Zweck sein geladenes Gewehr mit dem Kolben auf den Boden auf,

9*

so, daß der Lauf des Gewehres unter seinen rechten Arm zu stehen kam. Während des Sprunges streifte seine Jagdtasche den Gewehrhahn so unglücklich, daß der gespannte Hahn zuschnappte und der Schuß losging. Mein Vater war beim Hinüberspringen über den Graben ausgeglitten und in die Knie gefallen und hielt das Gewehr während seines Sturzes fest an sich gedrückt. Als der Schuß krachte, sank er vor Schreck vollends zu Boden. Er griff unter seinen Arm und bekam die Hand voll Blut. Er war jetzt sicher, daß die Kugel ihm unter der Achselhöhle in die Brust gedrungen war. Er war so erschrocken und erschüttert, daß er sich nicht aufzurichten wagte, denn er glaubte, der Blutverlust würde ihn dann derart schwächen, daß er nicht weiterkommen könne.

Er erwartete die Wirkung der eingedrungenen Kugel bald zu spüren. Da er von Geschossenen gehört hatte, daß der Schmerz der Wunde sich erst nach einigen Minuten einstelle, so rechnete er schon mit dem Leben ab und empfahl seine Frau und seine zurückgelassenen Kinder der Gnade des Himmels.

Nach einigen Minuten, welche ihm natürlich wie Jahre dünkten, untersuchte er zum zweitenmal eingehend die Wunde und merkte, daß die Kugel, als sie den Lauf verlassen, ihm nur eine Streifwunde im Fleisch beigebracht hatte, daß sein Rock unter dem Arm zwar versengt und verbrannt war, daß er selbst aber keine nennenswerte Verletzung davongetragen hatte.

Wie neugeboren richtete er sich auf. Es war in ihm schon eine fest abgeschlossene Sache gewesen, daß er hier jetzt im Urwald, fern von den Seinen, umkommen müsse. Unvergeßlich für alle Zeiten war ihm deshalb der Augenblick, als er merkte, daß er unverletzt geblieben und leben durfte.

Oft erzählte er uns auch von russischen Entenjagden, die er mitgemacht hatte auf Böten, die mit Birkensträuchern am Rand besteckt waren, dahinter die Jäger die Enten erwarteten. Man hatte einige künstliche Entenpuppen aus Lack rund um das Boot ausgesetzt. Sobald die vorüberziehenden Wildenten

die schwimmenden Lackenten sahen, ließen sie sich nieder und wurden geschossen.

Mein Vater hatte einen sehr schönen Jagdhund, einen Setter, der „Fock" hieß. Dieser war aus der kaiserlichen Hundezüchterei und ein ausgezeichneter Vorsteh- und Treibhund, ein vorzüglicher Taucher und, was selten bei einem Jagdhund ist, ein treuer Wächter im Hause. Bei einem Einbruch, der einmal nachts in Petersburg in der Wohnung verübt wurde, verjagte er durch sein Gebell die Diebe, die bereits zwei Türschlösser ausgesägt hatten. Der arme Hund starb leider später an der Tollwut. Er war von einem tollen Hunde bei einer Rauferei gebissen worden. Mit Schaum vor dem Maul, und mit tollen, irren Augen, verkroch er sich unter die Möbel. Niemand durfte sich ihm nähern. Er, der vorher die Kinder des Hauses auf seinem Rücken hatte spielen lassen und sie herumgetragen, lag jetzt von Fieberfrost geschüttelt und wies jedem, der sich ihm näherte, die Zähne. Sein prächtiges schwarzseidenes weiches Fell klebte im Fieberschweiß naß um seinen Leib. An den Möbeln hing der Schaum der Tollwut, und niemand wagte sich in die Zimmer. Man rief meinen Vater, der in der Stadt war, schleunigst in die Landwohnung hinaus. Mein Vater sagte sich, als man ihn abhalten wollte ins Zimmer zu gehen, in dem der Hund versteckt lag: das Tier wird mich kennen und mir nichts tun. Und er hatte recht. Der treue schöne Fock kam zitternd unter dem Sofa hervorgekrochen, als er meines Vaters Schritte hörte. Er konnte kaum noch gehen; die erstarrten Hinterbeine schleifte er nach. Mein Vater, welcher nicht glauben wollte, daß der Hund toll sei, streichelte ihn, bis der irre Blick und die geröteten Augäpfel des Tieres ihn aufmerksam werden ließen. Er setzte dem fiebernden Hund Wasser zum Saufen vor. Aber trotzdem dem Tiere die Zunge lechzend und dampfend aus dem Maule hing und der Schaum ihm aus den Kiefern triefte, rührte er das ihm gereichte Wasser nicht an. Er verkroch sich wieder. Mein Vater lockte endlich den kranken Hund, der nur ihm noch gehorchte, in

einen hingehaltenen Sack. Darin wurde Fock verschnürt und zum Tierarzt gebracht. Dieser stellte die Tollwut fest. Mit Tränen in den Augen mußte mein Vater sein treues Tier verlassen. Er besuchte es noch am nächsten Tag und kam gerade in den Augenblicken hin, als der Hund in den letzten Zuckungen lag, die Augen nochmals öffnete, meinem Vater die Pfote reichen wollte und dann verendete.

Die Möbel, alles was der Hund in seiner Tollwut berührt hatte, mußten verbrannt werden, und mein Vater, welcher Fock gestreichelt, gewaschen und gepflegt hatte, fürchtete eine lange Zeit, daß er vielleicht eine kleine Wunde am Finger gehabt haben könnte und vom Tollwutgift selbst angesteckt worden wäre. —

Außer einer Bärenjagd, die mein Vater einmal auch mit dem Kaiser Alexander II. und einem französischen Gesandten mitmachte, waren es Elentierjagden und Wolfsjagden, die den Höhepunkt seiner Weidmannslust bildeten. Bei den Wolfsjagden hatten die Jäger meistens in ihren Schlitten ein Ferkel in einem Sack, das sie mit leichten Fußtritten zu Quietschlauten reizten. Das jämmerliche Ferkelgeschrei lockte den hungrigen Wolf aus dem Dickicht. Gewöhnlich wendeten die Bauern eines Ortes, wenn Wölfe gesichtet waren, sich an eine Jagdgesellschaft in der Stadt, an jene Herren, die im Sommer in ihren Dörfern Landhäuser bewohnt hatten, und diese kamen dann zur Wolfsjagd hinaus.

Auch Taubenschießen wurden veranstaltet. Da die Taube als Bild des Heiligen Geistes von den Russen nicht getötet und nicht gegessen werden darf, waren es nur die deutschen Eingewanderten, die der Jagd auf Tauben oblagen, um sich diese begehrten Braten zu verschaffen. — Auch der Hase als Osterzeichen wird von den Russen nicht gegessen. Die Jäger mußten oft mit Schneeschuhen um das Lager eines Hasen kreisen, da im Winter der Schnee so hoch lag, daß man nicht zu Fuß gehen konnte. — Auch auf Birkhuhn und Schneehuhn wurde Jagd gemacht. Mein Vater erzählte uns, daß die weißen Schneehühner

sich tief einschneien lassen, und von den Jagdhunden ausgegraben werden. — Der Bauer, der den Jägern einen Bären meldete, bekam fünfundzwanzig Rubel, wenn man auf den Bären stieß. Aber das Aufstöbern eines Rudels Elentiere wurde mit fünfzig Rubeln bezahlt. —

Das gesellige Leben in Petersburg beschränkte sich aber nicht nur auf Jagd, Reiten und Landaufenthalt. Es waren hauptsächlich die Zusammenkünfte in den langen Winternächten, die das Leben angenehm machten.

Doch die treuesten Freundschaften schloß mein Vater nicht an solchen Gesellschaftsabenden. Immer war es in der Arbeit seines Berufs, daß sich Männer zu ihm hingezogen fühlten, die sich dann für das ganze Leben mit ihm befreundeten.

Ein junger Maler Möbius kam arbeitsuchend nach Petersburg und lernte von meinem Vater die Photographie. Ebenso kam ein junger Optiker, namens Richter, eines Tages arbeitsuchend zu ihm. Mein Vater half ihm nach Kräften den Arbeitsweg in der Stadt ebnen. Dieser Mann blieb auch, noch als er Millionär geworden und später in Deutschland von seinem Vermögen lebte, der treueste Freund meines Vaters.

Nicht nur Jagd und Reitsport und nicht bloß das Geschäftsfieber und die Sorge um die Familie bewegten Geist und Herz meines Vaters. Er liebte es, mit eifrigem Sinn Freunden zu nützen und hätte gern das Letzte hergegeben für Freunde, die er treu befunden hatte. —

Außer dem kleinen Mädchen Olga und einem Knaben, der Konstantin hieß, die beide sehr früh starben, hatte die erste Frau meinem Vater noch vier Töchter geboren.

Ich habe schon erzählt, daß diese Frau jüdischer Abstammung war, und so kam es, daß öfters ein jüdischer Professor im Hause meines Vaters verkehrte. Dieser war ein eigentümlicher Mann. Er behauptete, daß es blaue und graue Geister gäbe. Doch war dieser Geisterglaube nicht das Eigentümlichste an ihm.

Professor Levy besaß ein fabelhaftes Gedächtnis. Er hatte im Auftrag der Kaiserin die Bibel, die damals nur in griechischer Sprache in Rußland vorhanden war, ins Russische übersetzt. Es war ihm möglich, jede Bibelstelle, nach der man ihn fragte, auswendig herzusagen. Mein Vater und seine Frau vergnügten sich oft stundenlang damit, ein Taschenmesser blindlings zwischen die Seiten der Bibel zu schieben und den Professor nach der Bibelstelle zu fragen, auf welche die Spitze des Messers zufällig deutete. Niemals, sagte mein Vater, sei dem Professor, wenn man ihm Kapitel, Vers und Namen des Prophetenbuches oder der Evangelisten nannte, die betreffende Stelle nicht eingefallen. Professor Levy kam meistens zum Schachspiel in das Haus meines Vaters, welches Spiel mein Vater sowohl wie seine Frau leidenschaftlich liebten. —

Nach der Geburt des sechsten Kindes traf meinen Vater eine der schwersten Erschütterungen seines Lebens. Ein Unglück brach herein, das er wohl in seiner Ungeheuerlichkeit kaum jemals vorausgesehen hatte.

Mein Vater war feurig begeistert für alles, was seinen Geist zur Bewunderung oder zum starken Nachdenken hinriß, aber seine Feurigkeit ging, wenn ihn etwas heftig störte oder reizte, in Jähzorn über, und so leidenschaftlich zärtlich er sonst sein konnte, so leidenschaftlich heftig wurde er dann.

Das siebzehnjährige Mädchen, das er geheiratet hatte, war zur achtundzwanzigjährigen Frau herangereift, und die damalige, etwas romantische Zeit brachte es wohl mit sich, daß auch die Ehefrauen gerne von dem Ehemanne immer umschwärmt sein wollten. Aber mein Vater, der mit Geschäftsgedanken und mit Berufssorgen überbürdet war, konnte der jungen Frau nicht der schwärmende Liebhaber bleiben. Es kam vielleicht auch der Rassenunterschied dazu, der sich mit den Jahren geltend machte und ihn ein wenig ermüdete. Der für Erfindungen und Sport heftig begeisterte Mann konnte sich nicht dazu verstehen, auch für Gedichte, Blumen und Romane Auf-

merksamkeit zu haben, für welche seine Frau schwärmte. Vielleicht verglich dieselbe auch unbewußt die gedankenvolle, leise und sich immer gleichbleibende Gelehrtenart des weisen jüdischen Professors Levy mit der trutzig deutschen und unruhig sich begeisternden Art meines Vaters, dessen Lebhaftigkeit und seelische Schwungkraft nicht ruhte und immer von Neuem zu Neuem griff. Die Photographie genügte meinem Vater damals bald nicht mehr. Er beschäftigte sich neben seiner Atelierarbeit auch noch mit der Erfindung der Photolithographie und später mit der Mikrophotographie. Sein Geist ging täglich, wie die Sonne, neu auf, konnte sich plötzlich verfinstern bei trüben Erfahrungen, konnte zu Tode verzweifeln und dann wieder aufleuchten wie Sonnenstrahlen aus Gewitterwolken. Er wußte nie, wenn er heftig gewesen, daß er andere verletzen oder beleidigen konnte. Seine Heftigkeit galt dem Zweck, dem Ziel einer Angelegenheit, aber nicht dem Menschen. Wenn seine Frau sich auf Vergleiche zwischen dem weisen, aus stiller Gelehrtenstube kommenden Professor Levy und meinem von Erfindungseifer und Geschäftslärm beunruhigten Vater einließ, so mußte natürlich bei ihr, die für Geistesruhe, Poesie und Blumenstille schwärmte, bei solchen Vergleichen vielleicht das Urteil zuungunsten meines Vaters ausfallen. Aber mehr, als ich hier andeute, habe ich auch von meinem Vater über das Verhältnis zu seiner ersten Frau nicht klagen hören. Ganz unerwartet trat das Unglück an ihn heran. Kurz nach der Geburt ihres sechsten Kindes, ihrer jüngsten Tochter, fand man die junge Mutter eines Tages in ihrem Schlafzimmer mit aufgeschnittenen Pulsadern, verblutet und tot. Mein Vater, welcher sich eben mitten im Geschäftsgetriebe in seinem Atelier aufhielt, wurde — es war zur Mittagsstunde — in das Vorderhaus, in die Wohnung gerufen, die mit einer langen Reihe Zimmer mit den Fenstern nach dem Newsky hin lag. Vor der Wohnungstür fand er bereits zwei Polizisten aufgestellt, die ihn kaum hineinlassen wollten. Der Hausmeister war auf das Geschrei der Amme und der Hauslehrerinnen,

die vergeblich an die verriegelte Tür ihrer Herrin geklopft hatten, zuerst zu einem Schlosser gelaufen. Als die Tür erbrochen worden war und man die Frau des Hauses in ihrem Bett verblutet und tot gefunden, glaubte man zuerst an einen Mord und hatte hilferufend im ersten Schrecken Polizisten von der Straße geholt. Endlich besannen sich die tief erschrockenen Dienstboten, daß man meinen Vater benachrichtigen müßte. Aber niemand getraute sich dem Ahnungslosen die Nachricht zu überbringen, bis eine der Hauslehrerinnen es übernahm und unter dem Vorwand, daß seine Frau unwohl geworden sei, meinen Vater aus dem Atelier rief.

Diesen schweren Schicksalsschlag hat uns mein Vater nie ganz erklärt, und ich fühle mich als sein Sohn nicht berechtigt, zu versuchen, durch Anklagen oder Vermutungen eine Aufklärung dieses Familienunglückes zu geben, da mein Vater noch in spätesten Jahren es offensichtlich vermieden hat, eingehend über jenen Schreckenstag zu sprechen.

So sehr gesprächig er sonst über alle seine Lebensereignisse war, über dieses berichtete er auch in den spätesten Jahren nur mit wenigen Worten, und sein Gesicht verdüsterte sich dabei, als wäre ihm ein tiefes Leid angetan worden, das er nie ganz verwunden hatte. Wir hörten von ihm nur, daß, als er ins Sterbezimmer getreten, das jüngste Kind wimmernd in der Wiege neben der Mutter gelegen hätte, die sich selbst den Tod gegeben. — Jener jüdische Professor ist der Taufpate dieses Kindes gewesen.

Welch ein Schmerz muß in dieser Frau getobt haben, bis sie, die Mutter des hilflosen Kindes, sich entschloß, freiwillig aus der Welt zu gehen und dieses hilflose neugeborene Kind und die andern Kinder und einen Mann, der sie liebte, zurückzulassen.

Die jüngste meiner Stiefschwestern besitzt noch ein Bild, das jene junge Frau, ihre Mutter, auf der Veranda eines russischen Landhauses zeigt. Das Haus ist in Blockhausart aus schweren Stämmen gebaut. Mein Vater steht in ledernem Jagdanzug außen am Geländer der Holzaltane. Er hat Ge-

wehr und Jagdtasche um, seine Beine stecken in hohen Jagdgamaschen. Er steht sehr schmal und lang da, während die junge Frau im weiten Rock der Krinolinentracht, den Arm auf einen kleinen Nähtisch gestützt, auf der Veranda sitzt und ihn mit klugen Augen betrachtet.

Auf diesem Bilde ist noch kein Zeichen des späteren Unglücks vorauszusehen, nur daß meines Vaters etwas finsterer starker männlicher Blick eine jugendliche Härte verrät, die der ihn horchend prüfenden Frau weh tun konnte. —

Von nun an bricht das Leben meines Vaters in zwei Teile. Eine andere Frau, meine Mutter, lernt er nach dem Tod der ersten Frau kennen, und nach der Hochzeit mit ihr im Jahre 1857 bleibt er nur noch wenige Jahre in Rußland. Geschäftsunglück über Unglück bricht über ihn herein, und der vorher so reiche Mann wird beinahe zum armen Mann. Nur sein Mut bleibt ihm und seine Arbeitskraft, als er im Jahre 1862 nach zwanzigjährigem russischen Aufenthalt nach Deutschland zurückkehrt, wo er noch vierunddreißig Jahre tätig ist.

Mit der Heirat meiner Mutter tritt für ihn die deutsche Zeit seines Lebens ein. Die russische und ausländische Zeit tritt zurück und wird zum Hintergrund, der aber mit seinen starken Erinnerungsfarben immer noch in die nächsten vierunddreißig deutschen Jahre hereinwirkt. —

Nachdem mein Vater nach dem Tod seiner ersten Frau im Jahre 1855 ein Jahr lang Witwer gewesen, ersehnte er wieder für sich eine Frau und für seine vier Töchter eine Mutter. Er war ein viel zu lebhafter Mann, als daß er in noch so jungen Jahren ohne die Liebe einer Frau und ohne eine Lebensgefährtin, die mit ihm Freude und Leid teilte, hätte auskommen können. Er hielt Umschau unter den jungen Mädchen der deutschen Eingewanderten, und da er Jagdfreund der Familie Friedrich war, lernte er, wie ich eingangs dieser Aufzeichnungen schon erzählt habe, bei einer Abendgesellschaft im Friedrichschen Hause meine Mutter kennen, die ihm Tee

reichte, während er mit seinem zukünftigen Schwager beim Schachspiel saß.

Mein Vater verliebte sich beim ersten Blick in sie, aber sie war mit ihren neunzehn Jahren scheu und zurückhaltend, und der vermögende und angesehene Mann erschien ihr viel zu gewichtig in seiner Petersburger Stellung, als daß sie als vermögensloses Mädchen je an die Möglichkeit einer Heirat mit ihm gedacht hätte. Vielleicht mag auch der Gedanke, daß mein Vater ein Witwer war und vier Töchter hatte, und daß seine Frau sich getötet, es bewirkt haben, daß sie meinen Vater nicht blindlings in ihr Herz schloß.

Aber die Liebe macht kühn, und mein Vater, der wohl einsehen mochte, daß er nicht sofort auf Gegenliebe rechnen konnte, machte sich folgenden Plan zurecht. Er sagte sich klar: da ein Altersunterschied von achtzehn Jahren zwischen ihnen beiden bestände, und da er Töchter hatte und nicht mehr ein alleinstehender junger Mann war, so könnte es möglich sein, daß er, wenn er im Friedrichschen Hause um die jüngste Tochter anhielt, sich einen Korb holen würde, nicht bei der Mutter, aber bei der Tochter dort. Denn daß meine Großmutter zu einer Heirat ihrer Tochter mit ihm nicht abgeneigt wäre, hatte er durchgefühlt.

Das Frühjahr war gekommen, und die Friedrichsche Familie war nach Kalamega aufs Land gezogen. Mein Vater hielt es nicht länger in der Ungewißheit aus, ob er das Jawort von Fräulein Friedrich erhalten würde oder nicht. Aber er wollte sich auch nicht die Hoffnung durch eine plötzliche Anfrage und eine mögliche Abweisung mit einemmal zerstören; und so beschloß er, mit seinem Freunde Richter, welchem er nichts von seinen Heiratsplänen gesagt hatte, eine Reise nach Paris zu unternehmen, da dieser Freund geschäftlich in Paris zu tun hatte. Auch mein Vater wollte wegen der Prüfung neuer Erfindungen gerne das Ausland aufsuchen. Aber er wollte diese Reise abhängig machen von der Antwort, die er auf seinen Heiratsantrag erhalten würde. Wurde

er abgewiesen, so wollte er reisen, wurde er angenommen, so wollte er bleiben.

Er schrieb zu diesem Zweck zwei Briefe nach Kalamega, den einen an seine zukünftige Braut, den andern an ihre Mutter. Die Briefe waren abgegangen, und er wartete auf Antwort. Zwei, drei Tage vergingen. Keine Antwort kam. Mein Vater war schlaflos. In höchster Erregung suchte er sich mit Arbeit im Atelier zu betäuben. Immer wieder aber lief er in seine Wohnung und fragte nach der Post.

Als am vierten Tage keine Antwort eingetroffen war, sagte er seinem Freunde Richter bestimmt zu, daß er mit ihm nach Paris reisen würde, und er hoffte, daß die Zerstreuung der Reise ihn von dem grimmen Verzichtgedanken ablenken würde. Aber er sprach immer noch nicht von seinen gescheiterten Hoffnungen zu diesem Freunde. Er packte seine Koffer, traf seine Anordnungen und ließ die beiden Ateliers in den Händen von zwei sicheren Geschäftsführern. Er hatte bereits ein Schiffsbillett gekauft und sollte in zwei Tagen abreisen.

Schwermütig geworden durch die schweigende Abweisung, die er aus der Nichtbeantwortung seiner Briefe ersah, sehnte er den Abreisetag dringend herbei und ging gepeinigt in seiner leeren Stadtwohnung umher; denn seine Kinder mit den Hauslehrerinnen waren schon auf dem Lande.

Da trat bei ihm ein Freund namens Seemann ein. Ich muß bemerken, daß mein Vater in seinen Mußestunden, nach dem Tod seiner Frau, ein eifriger Violinspieler geworden war. Mit drei Freunden kam er öfters abends zusammen, und sie spielten dann Quartette. Dieser Freund Seemann, der ihn nun aufsuchte, war einer der Mitglieder beim Quartett. Er wohnte in diesem Sommer gleichfalls in Kalamega, wo die Friedrichsche Familie ihren Sommeraufenthalt hatte. Mein Vater war erstaunt, ihn am hellen Tage plötzlich bei sich zu sehen. Freund Seemann aber lud ihn ein, unbedingt noch denselben Abend mit ihm aufs Land zu fahren, da die anderen Herren zu einem Quartettabend zugesagt hatten.

Lange sträubte sich mein Vater unter allerlei Vorwänden, mitzugehen, denn er fürchtete, in Kalamega die Familie Friedrich, die er jetzt vermeiden wollte, zu treffen. Er hatte niemandem, auch dem Freunde Seemann nicht, etwas von seinem Heiratsantrag erzählt. Da es aber nicht sicher war, daß er die Familie Friedrich in Kalamega treffen müßte, entschloß er sich endlich zur Fahrt, zu der ihn Seemann eingeladen hatte. Groß war aber sein Erstaunen, als der Wagen, in welchem die beiden Herren saßen, im Ort Kalamega, nach einem kleinen Umweg, am Friedrichschen Landhaus vorbeifuhr, während er, ohne vorher etwas zu merken, mit Seemann im tiefsten Gespräch über seine bevorstehende Pariser Reise war. Aber noch größer war seine Verblüffung, als der Wagen immer langsamer fuhr und mein Vater auf der Veranda des Friedrichschen Hauses die ganze Familie in Sonntagskleidern versammelt sah. Der Samowar dampfte auf dem Tisch, Blumen und Kuchen standen dabei, und die Brüder meiner Mutter, ihre Schwestern und die Großmutter selbst, erhoben sich überrascht, traten ans Altangeländer und riefen den beiden Herren zu, doch herein in den Garten zu kommen und mit ihnen eine Tasse Tee zu trinken. Mein Vater wurde davon verwirrt und wollte zuerst nicht aussteigen. Aber da die Brüder meiner Mutter, seine Jagd- und Schachfreunde, bereits an den Wagen gekommen waren und der Freund Seemann schon ausgestiegen war, blieb ihm nichts anderes übrig, als der lebhaften Einladung Folge zu leisten.

Seine zukünftige Braut war nicht anwesend. Aber ihre Mutter kam ihm mit einer Herzlichkeit und Aufgeräumtheit entgegen, daß mein Vater sich gleich fragte: das ist doch nicht die Art, wie man einen abgewiesenen Freier empfängt? — Er merkte nun auch bald, daß die jüngeren Leute ihn mit der Mutter allein ließen, und er war voll erregter Erwartung, denn er fühlte jetzt, daß hier ein Mißverständnis vorliegen müsse.

„Wir erwarten Sie seit drei Tagen, Herr Dau-

thendey," sagte die alte Dame. „Was hat Sie denn abgehalten, gleich nach Ihrem Brief bei uns vorzusprechen?"

„Ich bin es, der drei Tage auf Antwort gewartet hat," entgegnete mein Vater verwundert.

„Aber das ist ja ein großes Mißverständnis," fuhr meine Großmutter fort und schlug ihre Hände zusammen. „Wir ziehen seit drei Tagen immer unsere Sonntagskleider an und erwarten täglich den Bräutigam! Ihr Brief war ja so abgefaßt, daß wir annahmen, er sei die Anmeldung Ihres Kommens. Denn Sie schrieben, Sie würden am nächsten Tag kommen und sich das Jawort holen."

Mein Vater hatte es aber in der Aufregung ganz vergessen, daß er um keine schriftliche Antwort ersucht hatte.

„Und nun hören wir zu unserem Erstaunen," sagte die alte Dame, „daß Sie plötzlich ins Ausland reisen wollen! Wir konnten uns den Umschlag Ihrer Stimmung gar nicht erklären."

Die junge Braut war inzwischen aus dem Hause geholt worden. Die Mutter legte die Hände der Verlobten ineinander, und als sie sich küßten und die Verlobung so plötzlich gefeiert wurde, war mein Vater wie aus den Wolken gefallen und jetzt der glücklichste Mensch. — Der Freund Seemann erzählte ihm später, daß er als Abgesandter der Familie Friedrich in die Stadt gekommen war, um nach dem ausbleibenden Bräutigam zu suchen. Und nun verstand auch mein Vater, warum die Familie Friedrich so festlich auf der Veranda gesessen, und warum der Wagen den Umweg gemacht hatte und plötzlich langsamer gefahren war.

Der erste Gedanke des Bräutigams war jetzt natürlich der, die Auslandsreise aufzugeben und dazubleiben. Aber bei genauer Überlegung sagte sich der reife Mann, es sei besser für das im Alter so ungleiche Paar sich durch Briefschreiben einander näher zu kommen, da die junge Braut von Natur ungemein scheu und schweigsam war.

Meines Vaters Entschluß blieb also für die Ab-

reise. Er schickte am nächsten Tag einen Abschiedsbrief aus der Stadt und zugleich ein großes Blumenbukett, in welchem als Brautgeschenk ein schönes Armband, eine Brosche, Ohrringe, Uhr und Verlobungsring verborgen waren. Diese Schmuckstücke waren aus Gold und kostbare russische Emailarbeit; in die blaue Emailkruste waren Ornamente aus Diamanten eingesetzt. Das Armband ist schwer und breit und trägt in einer goldenen Kapsel die Photographie meines Vaters. Außer diesen Geschenken sandte er, wie es damals unter Brautleuten Sitte war, noch Stoffe zu sechs Sommerkleidern mit.

Auf dem Schiff, als die Anker gelichtet und mein Vater mit seinem Freund Richter auf Deck allein war, gestand ihm dieser, daß er die Auslandsreise hauptsächlich deswegen unternähme, weil er sich aus Deutschland eine Braut holen wolle. Er wollte um seine Nichte, die Tochter eines Superintendenten in Thüringen, freien. Darauf erzählte ihm mein Vater, daß er selbst eben, am Tag vor der Abreise, sich mit Fräulein Friedrich in Kalamega verlobt habe, daß man aber in der Familie verabredet hätte, die Verlobung bis zu seiner Rückkehr aus dem Ausland geheim zu halten. Die beiden Freunde waren sehr vergnügt über ihre gegenseitigen Geständnisse, und mein Vater begleitete, in Deutschland angekommen, seinen Freund in das Thüringer Pfarrhaus. Dort waren, als sie eintrafen, die Töchter des Hauses mit den Mägden und Knechten beim Heumachen beschäftigt, und die tüchtige, rührige Superintendententochter wurde vom Felde hereingeholt und gab dem Freier ihr Jawort.

Danach reisten die beiden Freunde weiter nach Paris. Dort waren soeben große Feste anläßlich des Geburtstages des Kaisers Napoleon des Dritten. Mein Vater beschrieb uns oft ein Feuerwerk, das er eines Abends am Place de la Concorde gesehen hatte. Ein riesiges Leuchtbild, in der Form eines Adlers, stieg in die Nachtluft auf, von einem Luftballon, den man im Dunkeln nicht sehen konnte, in die Höhe gehoben. In seinen Klauen hielt der Adler

eine glühende Kaiserkrone und darunter den glühenden Buchstaben N. Der Adler hob sich über dem Arc de Triomphe in die Luft und verschwand in dem Nachthimmel.

Eine begeisterte, viel tausendköpfige Menschenmenge, die die Avenue des Champs-Elysées und den Place de la Concorde anfüllte, klatschte jubelnden Beifall, indessen viele Musikkorps die Kaiserhymne spielten. Die großen Springbrunnen auf dem Platz waren bengalisch beleuchtet, und an allen Ecken und Enden prasselten Feuerwerke. Aber das Gedränge der Zuschauer wuchs, als die kaiserlichen Wagen aus dem Tuileriengarten im langen Zug zum Arc de Triomphe fuhren, und mein Vater wurde in der Menschenmenge von seinem Freund getrennt und an eines der Springbrunnengitter gepreßt. Um nicht auf das spitzige Eisen aufgespießt zu werden, mußte er, wie viele andere, über das Gitter springen und kam unter den breiten Springbrunnenstrahl. Er war vom Gedräng und von dem heißen Sommerabend erhitzt, und als der eisige Strahl so plötzlich über ihn ging, fühlte er sich einer Ohnmacht nahe. Später wollte er nach Hause gehen, wurde aber von einem heftigen Schüttelfrost gepackt, und da er auch seine Wohnung und die Straße nicht mehr genau wußte, begab er sich auf ein Polizeiamt, weil bereits das Fieber heftig einsetzte, so daß man ihn sofort in ein Spital bringen mußte. Hier lag er sechs Wochen am Nervenfieber krank. Nur mit großer Mühe und Not machte sein Freund Richter das Spital ausfindig, in welchem sich mein Vater befand, und besuchte ihn täglich.

Mitte September kamen beide Freunde endlich nach Petersburg zurück, wo am fünfundzwanzigsten desselben Monats meines Vaters öffentliche Verlobung gefeiert wurde. Am ersten November 1857 wurde er mit meiner Mutter getraut. Die Trauung war im Hause, in der Wohnung am Newskyprospekt, abends sieben Uhr. —

Fünf Jahre, bis 1862, war mein Vater dann noch in Petersburg tätig. Es war meist die Photolithographie, die ihn damals zu Versuchen reizte. Die

Photographie hatte sich wenig weiter entwickelt. Man war nur von den Papiernegativen zu den Glasplattennegativen übergegangen. In diesem neuen Verfahren hatte sich mein Vater bei seinem Besuch in Paris vervollkommnet. Auch die Erfindung der Farbenphotographie beschäftigte ihn lebhaft. Er hat viele Versuche in dieser Richtung unternommen, viel Zeit und Geld geopfert. Einmal gelang es ihm sogar, eine Blume, die er photographiert hatte, in natürlichen Farben festzuhalten. Noch dreißig Jahre später zeigte er mir das gelungene Versuchsbild, das er immer noch in seinem Schreibtisch aufbewahrte. Es war ein kleines Bild, in Größe einer Visitenkarte. So viel ich mich erinnere, war es auf glänzend weißem Papier hergestellt. Die Blume auf dem Bild war eine rote Gartenrose in Größe einer großen Erbse und zeigte deutlich die natürliche rote Färbung, bläuliche Schatten und grüne Blätter. Er erklärte mir, daß das Bild sich nicht am Licht halte und von Lichtstrahlen zerstört würde, und daß er es deshalb in einem Umschlag aus schwarzem Papier verwahren müsse. —

Um das Jahr 1860 traf meinen Vater das erste große geschäftliche Unglück in der Reihe von Unglücken, die über ihn hereinbrachen und ihn zur Rückkehr nach Deutschland zwangen. Der Geschäftsführer, der in der Stallhofstraße sein erstes Atelier führte, war ein Trinker geworden und hatte sich große Unterschlagungen zuschulden kommen lassen, so daß mein Vater, der keinen Ersatz für ihn augenblicklich hatte und nicht in zwei Ateliers zugleich anwesend sein konnte, genötigt war, das eine Atelier aufzugeben, was natürlich einen Verlust seiner Einnahmen bedeutete.

Die Leibeigenschaft, die mein Vater bei seiner Ankunft in Petersburg noch herrschend gefunden, war seit einigen Jahren abgeschafft, aber die von ihren Herrn so plötzlich Freigelassenen wußten sich in diese Freiheit in der ersten Zeit noch nicht hineinzufinden. Jener Geschäftsführer, ein durchaus gebildeter Mann, war auch ein früherer Leibeigener gewesen, und die

Freiheit war ihm derart zu Kopf gestiegen, daß er nicht bloß seine Einnahmen, sondern auch die Einnahmen vom ganzen Geschäft, das er zu verwalten hatte, für sich verbrauchte. Auch manche Diener, die in ihrer Jugend noch der Leibeigenschaft angehört hatten, und die mit der russischen Peitsche, der Knute, aufgezogen worden waren, begannen nun in ihrer Freiheit sich zu den schändlichsten Dieben zu entwickeln.

Ein alter Kammerdiener, der meinen Vater jede Nacht, wenn er von Gesellschaften nach Hause kam, im Vorzimmer zu erwarten hatte und ihm beim Auskleiden behilflich sein mußte, war eines Morgens, nachdem er in der Nacht den Dienst wie immer still und gehorsam getan hatte, in Begleitung der Köchin verschwunden. Als meinem Vater dieses im Atelier mitgeteilt wurde, und er in seine Wohnung eilte, fand er, daß die Rückwand seines Schreibtisches herausgesägt war, und daß eine große Summe Geldes, die an diesem Tage zur Bank gebracht werden sollte, gestohlen war. Ebenso fehlten in den Schränken meines Vaters beste Kleider und sein Pelz. Er selbst durfte noch froh sein, daß in der vorhergehenden Nacht, in welcher der Diebstahl vor sich gegangen war, — als er mit meiner Mutter aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen, — ihn der Diener nicht erschlagen hatte.

Solche Verluste, wie diese Diebstähle, hätte er immerhin noch verschmerzt, und sie wären natürlich nicht der Grund zum Verlassen Rußlands geworden. Aber eines Morgens, als mein Vater beim Ankleiden war, kam einer der Hausdiener an die Zimmertür und verkündete in größter Bestürzung, daß Arbeiter damit beschäftigt seien, das Dach des Ateliers herunterzureißen, und zwar im Auftrag des Polizeiinspektors. Als mein Vater sich sofort ins Atelier begab, fand er bereits eine unerhörte Zerstörung in vollem Gange. Alle Möbel, alle Apparate waren mit einer dicken Lage herabfallenden Kalkes bedeckt, und trotzdem es regnete, war eine Anzahl Arbeiter immer noch dabei, die Scheiben des großen Glas-

10*

daches aus ihren Eisenrahmen herauszuschlagen, wobei sie nicht einmal beachteten, daß die Scherben auf Teppiche und Möbel schlugen und die Polsterungen zerrissen.

Mein Vater glaubte natürlich, es müsse ein Mißverständnis obwalten, und obwohl er aufs tiefste erschrocken war, faßte er sich und fragte in möglichst ruhigem Ton, was die fremden Arbeiter zu dieser Vandalentat veranlasse. Der älteste Arbeiter sagte, daß auf Befehl des Stadtgouverneurs und der Polizei am selben Tage noch das Atelier abgerissen werden müsse, da Anzeige erstattet worden sei, daß mein Vater einen Meter über die vorschriftliche Baulinie ohne polizeiliche Genehmigung gebaut hätte.

Nur mit Mühe und Not konnte mein Vater die Arbeiter bewegen, das Zerstörungswerk so lange einzustellen, bis wenigstens Möbel und Apparate entfernt worden waren, und einige Stunden zu warten, bis er selbst mit der Polizei gesprochen habe. Er fuhr sofort zum Polizeiamt, wo ihm gesagt wurde, daß tatsächlich eine geheime Anklage gegen ihn vorliege, weil er vor Jahren über die Baulinie gebaut habe, und daß er froh sein dürfe, wenn er nur mit der Niederreißung des Ateliers davonkomme und nicht mit einer Verhaftung oder einer Versendung nach Sibirien bestraft würde.

Man zeigte meinem Vater den Brief, der ihn anklagte, und er erkannte die Handschrift des entlassenen Geschäftsführers, denn nur diesem und dem längst verstorbenen Architekten war bekannt gewesen, daß er das Atelier über die Baulinie habe bauen dürfen. Und dieses war ihm damals deshalb erlaubt worden, weil sich die Generalin Buturlina beim Generalgouverneur persönlich für den Atelierbau verwendet hatte. Die Generalin Buturlina aber, an welche mein Vater sich jetzt hätte hilfesuchend wenden müssen, war mit dem Tode des Kaisers Nikolaus und bei der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten in Ungnade gefallen. Man hatte sie auf jede Weise vom Hof entfernen wollen und behauptete deshalb, daß sie viele ihrer Leibeigenen zu Tode gequält habe. Unter ande-

rem sagte man ihr nach, sie hätte die Gewohnheit gehabt, wenn sie während des Ankleidens ungeduldig geworden war, Stecknadeln in die Busen ihrer Kammerjungfern zu stecken, statt in die Nadelkissen. Auch habe sie Leibeigene, die bestraft werden sollten, auf die glühende Herdplatte setzen lassen. Auf diese Anklagen hin war diese vorher so allmächtige Frau nicht bloß vom Hof verwiesen, sondern zur Strafe nach Sibirien geschickt worden und befand sich nun längst nicht mehr in Petersburg.

Jener Generalgouverneur, der auf Veranlassung der Generalin Buturlina den Atelierbau vor Jahren erlaubte, hatte abgedankt und lebte irgendwo auf seinen Gütern, und der neue Gouverneur, der an seine Stelle gekommen war, wußte, als mein Vater ihn jetzt aufsuchte, nichts von jener Angelegenheit. Trotzdem mein Vater die Papiere mitgebracht hatte, in welchen ihm vom Vorgänger des jetzigen Gouverneurs die Bauerlaubnis erteilt worden war, zuckte dieser mit den Achseln und behauptete, der frühere Gouverneur habe kein Recht gehabt, solche gesetzwidrige Erlaubnis zu erteilen. Und als mein Vater sagte, daß er schon so lange Jahre unbehelligt in diesem Atelier gearbeitet habe, so wurde ihm die derbe Antwort: wo kein Kläger gewesen, konnte auch kein Richter sein. Da er aber jetzt angeklagt worden war, die Baulinie verletzt zu haben, müsse er sich auch gefallen lassen, daß ihm sein Atelier abgerissen würde.

Aufs Äußerste aufgebracht über diese gewalttätigen russischen Zustände und sich vollständig in seinem Recht fühlend, da er doch die Baubewilligung vom früheren Gouverneur schriftlich in der Hand hatte, kehrte mein Vater wie gebrochen nach Hause zurück. Er und meine Mutter machten darauf zusammen eine Eingabe an den Kaiser und an die Kaiserin, wozu ihm der General Souwaroff geraten hatte.

Der Kaiser befand sich in Peterhof und die Kaiserin in Gelagin. Die Großfürstin Olga, die in dieser Angelegenheit bei Hof am meisten meinem Vater hätte nützen können, war nicht mehr in Petersburg. Sie

war bereits Königin von Württemberg. Und so hatte mein Vater kaum viel Hoffnung, daß die beiden Gesuche zum Kaiser und zur Kaiserin vordringen würden. Es war, als fordere das Schicksal von ihm, daß er nach zwanzigjährigem russischen Aufenthalt wieder in die Heimat zurückkehren sollte. Denn noch ein neuer unglücklicher Umstand trat an ihn heran, und dieser war ausschlaggebend, daß mein Vater alles, was er besaß, verkaufte und Rußland den Rücken wandte.

In den Tagen dieser Aufregung, als meinem Vater das Atelier so plötzlich und widerrechtlich von der Polizei eingerissen wurde, trat abends in einer Gesellschaft der Pastor, der ihn mit meiner Mutter getraut hatte, an ihn heran und sagte:

„Ich habe gehört, Herr Dauthendey, daß Sie Ihre beiden ältesten Töchter, welche griechisch-katholisch getauft sind, ins Ausland auf eine Höhere Töchterschule geschickt haben, wo sie in protestantischer Religion erzogen und jetzt konfirmiert worden sind. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß, wenn Sie sich mit dem Gedanken tragen, Ihre Töchter jetzt nach Rußland zurückkommen zu lassen, Sie sich und diese in eine schwierige Lage bringen. Das wenigste, was Ihre Kinder zu erwarten haben, ist, daß die russische Geistlichkeit dieselben von ihrem Vater fortnimmt und in ein russisches Frauenkloster steckt. Welche Unannehmlichkeiten es Ihnen persönlich außerdem noch bringen kann, weiß ich nicht genau zu bestimmen. Jedenfalls wird man auch Ihre beiden jüngeren Töchter aus dem Hause holen, und dieses kann jeden Tag geschehen, sobald die russische Geistlichkeit davon Wind bekommen hat, daß Sie Ihre älteren Töchter, die eine griechisch-katholische Mutter hatten und griechisch-katholisch getauft worden sind, nicht in dem ihnen zugeschworenen Glauben haben erziehen lassen. Hätten Sie sie griechisch-katholisch erzogen, und die Mädchen wären nach ihrer Großjährigkeit freiwillig zum protestantischen Glauben übergegangen, so hätte ihnen dies niemand wehren können. So aber haben Sie Minderjährigen einen anderen Glauben, als den bei

der Geburt bestimmten, aufgenötigt. Und dafür sind Sie, dem russischen Religionsgesetz nach, strafbar."

Mein Vater war von dieser Mitteilung tief betroffen. Er hatte keine Ahnung von der Strenge russischer Religionsgesetze gehabt, und da er selbst protestantisch und seine zweite Frau auch protestantisch war, so hatte er des Familienfriedens wegen, um die Töchter nicht der neuen Mutter zu entfremden, die beiden Ältesten, die nach Preußen auf eine Höhere Töchterschule geschickt worden waren, protestantisch erziehen lassen.

Seine Verblüffung war unbeschreiblich, als er nun hören mußte, daß er eine strafbare Handlung begangen hatte. Er, der immer freidenkend über Kirchen und Formelkram stand, der immer über der ganzen Menschheit einfach nur einen gütigen Gott sah, zu dem jeder still in seiner Kammer beten konnte, ohne die Kirchenumständlichkeit nötig zu haben, glaubte, daß vernünftiges Handeln auch das allgerechte Handeln sein müsse. Er konnte in seinem klaren Sinn nicht begreifen, daß er sich einer Strafe schuldig gemacht habe, wenn er Kinder und Eltern in gleichen, friedlichen Gottesbahnen sehen wollte, und daß er deshalb jetzt vor weltlichen Gesetzen zittern müsse.

In derselben Gesellschaft, in welcher ihm der protestantische Geistliche diese erstaunliche Mitteilung gemacht hatte, befand sich auch der preußische Gesandte Graf von Golz. Mein Vater wandte sich nun sofort hilfesuchend an ihn, aber dieser mußte leider alles, was der Pastor Warnendes gesagt hatte, bestätigen.

„Nur, wenn Sie Ihre Kinder im Ausland lassen," sagte der Gesandte, „kann Ihnen nichts geschehen, vorausgesetzt natürlich, daß die russischen Popen von der protestantischen Erziehung nichts erfahren. Denn dann würde man Ihnen allerdings auch Ihre beiden kleinen Töchter, aus Furcht, daß Sie dieselben auch protestantisch erziehen würden, aus der Familie fortnehmen."

Nach dieser Unterredung mußte sich mein Vater gestehen, daß er keinen Augenblick mehr sicher war, wegen Religionsverletzung, die in Rußland damals

äußerst streng bestraft wurde, nicht vielleicht sogar nach Sibirien geschickt zu werden. Jedenfalls aber konnte er seine Töchter aus erster Ehe an russische Klöster verlieren.

Als nun auf sein Gesuch an den Kaiser lange keine Antwort eintraf, und die Angst um seine Kinder ihn täglich peinigte, und zugleich die Möglichkeit einer Bestrafung von seiten der russischen Kirche über ihm selbst schwebte, entschloß er sich kurzerhand, das Feld seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit aufzugeben. Er war gründlich aufgebracht über die Willkür der russischen Polizei, die ihm erst den Atelierbau erlaubt hatte und dann den Atelierbau nicht bloß abzureißen gebot, sondern ohne vorhergehende Mahnung einfach in sein Haus einbrach und ihm eines Morgens das Dach über dem Kopf abriß.

Dieser Akt russischer Tyrannei, dem er vielleicht durch große Bestechungen die Spitze hätte bieten können, machte ihm mit einem Male klar, daß er älter geworden war, und daß er sich als Deutscher nach deutschen gesitteten Verhältnissen sehnte, und daß er die gerühmte russische Großzügigkeit lieber wieder gegen deutsche Engherzigkeit vertauschen wolle, gegen jene Engherzigkeit, die ihn als jungen Mann gereizt hatte, als er in Leipzig, in Lindenau, im Taubertschen Institut, die ersten Kameraversuche gemacht, und der Meister ihn verlacht und entlassen hatte, und die im Grunde auf eifriger Ehrbarkeit und deutscher unerschütterlicher Abneigung gegen schädliche Neuheitssucht fußte. Nach dieser, ihm selbst im Blute angeborenen deutschen Ehrbarkeit, sehnte sich jetzt der reife, vierzigjährige Mann zurück.

Großzügiges Glück und russische Freimütigkeit hatten ihn in Petersburg zu einem vermögenden und angesehenen Mann gemacht. Aber russische Unbeständigkeit, slawische Untreue und slawische Verschlagenheit entrissen ihm binnen kurzer Zeit das Erworbene. Und nicht bloß der Besitz, sondern auch Lebensmut und Lebensfreude waren in ihm zum erstenmal wirklich wankend geworden. Er sah sich plötzlich als deutscher Mann wie in einer Wildnis slawischer Begriffe.

der Art eines ganzen Landes, die ihm fremd blieb, war er nicht gewachsen, und so mußte er sich entschließen, um seine deutsche Art zu bewahren, den wechselreichen Glücks- und Unglücksboden für immer zu verlassen.

Er ließ nur einige photographische Apparate einpacken, darunter auch die kleine alte Kamera, mit welcher er seine Laufbahn als Lichtarbeiter begonnen hatte, und die nun wieder nach zwanzig Jahren mit ihm zurückkehren sollte. Die Möbel seiner prächtigen Wohnung kaufte eine russische Gräfin.

Meine Mutter, mit ihrem ersten Kinde auf dem Arm, mit meinem Bruder Kaspar, der ein Jahr alt war, und den beiden jüngsten kleinen Stieftöchtern, begleitet von allen Verwandten und allen Freunden, ging jetzt mit meinem Vater auf das Schiff, das sie nach Stettin bringen sollte. Kurz vor der Abreise wurde ihnen noch ein kaiserlicher Brief überbracht, ein Schreiben aus der kaiserlichen Kabinettskanzlei, worin meinem Vater mit Rücksicht auf seine Verdienste um die Photographie und um die Einführung der ersten Bilder am kaiserlichen Hof, die außergewöhnliche Genehmigung zuteil wurde, seinen Atelierbau über der Baulinie belassen zu dürfen, so wie derselbe zu Zeiten des Kaisers Nikolaus genehmigt worden war.

Noch war das Atelier nicht verkauft. Mein Vater hatte einen Freund mit dem Atelierverkauf beauftragt. Immer noch hätte der schwer geprüfte Mann umkehren und sich freuen können, daß er kaiserliche Gunst genoß. Aber der Gedanke, daß ihm seine Kinder von der griechisch-katholischen Kirche entrissen werden könnten und der erlebte Schrecken, den er beim plötzlichen Niederreißen des Ateliers ausgestanden hatte, — alles das konnte durch den kaiserlichen Brief nicht gutgemacht werden. Und er blieb bei dem einmal gefaßten Entschluß der Abreise.

Schwer ums Herz muß es meinem Vater und meiner Mutter geworden sein, als das Dampfschiff vom Newakai losmachte und im Stadtgewühl die Verwandten und Freunde zurückblieben. Nur die Brü-

der meiner Mutter und einige der besten Freunde meines Vaters begleiteten die Abreisenden auf dem Dampfer bis Kronstadt. Dort sagten auch sie Lebewohl.

Meine Mutter hatte noch nie Rußland verlassen. Sie, die dort im behaglichen deutschen Familienleben, umgeben von einer großen Zahl von Verwandten, groß geworden war, sah sich jetzt zum erstenmal ganz allein ihrem Mann gegenüber. Mutter, Brüder, Schwestern ließ sie zurück. Auch von den wohlvertrauten, halb russischen halb deutschen Sitten, bei denen sie aufgewachsen war, mußte sie sich trennen.

Mein Vater hatte sie vor der Abreise noch gefragt, ob sie stark genug wäre, einen solchen Wechsel von Land und Gewohnheiten auszuhalten. „Wo du bist," entgegnete sie in ihrer einfachen Art, „gehöre ich auch hin. Wo du glücklich wirst, werde ich auch glücklich sein."

Da es bei ihrer Heirat nicht vorauszusehen gewesen war, daß mein Vater jemals den Hausstand in Rußland aufgeben würde, machte es ihm zuerst schwere Bedenken, wie sich wohl meine Mutter zu dem Plan einer Übersiedelung nach Deutschland verhalten würde. Aber sie nahm ihm alle darauf gerichteten Sorgen mit ihrer weiblichen Hingabe und Anpassungsfähigkeit ab. Und auch jetzt, da meinem Vater die Tränen in den Augen standen, als die zurückgebliebenen Schwäger und Freunde auf der Hafenmauer von Kronstadt mit Hüten und Taschentüchern zum Abschied winkten, verschluckte die junge Frau, die von allem, von ihrem Geburtslande und ihrer Verwandtschaft, scheiden mußte, tapfer ihre Tränen und lächelte meinem Vater mutig zu, so daß dieser über ihre Standhaftigkeit ganz verwundert war.

Wie eine kleine goldene Sonne im Nebel sahen die Fortreisenden noch lange den Schein, der von der großen goldenen Kuppel der Isaakskathedrale viele Meilen weit den fortziehenden Schiffen als letzter Schimmer der großen Stadt Petersburg nachleuchtet. Diese kleine Goldsonne, die auf der Isaakskuppel funkelt, war meinem Vater zwanzig Jahre vorher,

als er noch ein Jüngling und als er hier den Empfehlungsbrief der Herzogin von Dessau an die Kaiserin von Rußland den Kronstädter Zollbeamten zeigte, der erste Willkommengruß der russischen Hauptstadt gewesen, und jetzt war sie der Scheidegruß.

Oft hatte er uns die seltsame Gründungsgeschichte dieser Kirche erzählt. Ein russischer Spion soll in Konstantinopel aus der Sophienmoschee den größten Diamanten, den damals die Welt besaß, gestohlen haben. Man sagte, daß der prachtvolle Stein die Größe eines Hühnereies hatte. Der Dieb, um den kostbaren Raub gut nach Petersburg bringen zu können, schnitt sich die Wade seines einen Beines auf und nähte sich den Diamant in sein Fleisch ein. So machte er die Fußwanderung, als Bettler verkleidet, von der Türkei nach Petersburg. Dort ließ er sich bei der damaligen Kaiserin melden und überreichte den Diamanten der Kaiserin zum Geschenk.

Um den Raub, der an einem türkischen Heiligtum begangen worden war, wieder gut zu machen, ließ die Kaiserin für den Erlös des Riesendiamanten, nachdem er für viele Millionen, wenn ich nicht irre, nach England verkauft worden war, die Isaakskathedrale errichten. Der innere Ausbau dieser Prachtkirche, die mit barbarischem Glanz, mit grünen Malachitsäulen und dunkelblauen Lapislazuliplatten, mit rotem Porphyr und unzähligen goldenen Bildern, goldenen Altären und goldenen Ampeln verschwenderisch geschmückt ist, wurde erst 1858 beendet. Man glaubt in dieser Kirche auf blaugrünem Meeresgrund zu wandeln, da die Malachitsäulen wie ungeheure glatte grüne Pflanzenstengel in die dunkle Kuppel ragen. Das wenige Licht, das in das Innere des Kirchenschiffes fällt, erhöht den geheimnisvollen Eindruck, und die goldenen Schranken vor den Altären und die blauen geschliffenen Lapislazuliwände, in denen sich die Lichter unzähliger goldener Hängeampeln spiegeln, machen den Eindruck, als ob man sich in einem auf dem Meeresgrund versunkenen Palast befände.

Hier versammelt sich zur Osternacht das Volk, die

Russen kommen aus allen Teilen des Landes hierher. Und wenn nachts um zwölf Uhr von den bärtigen Popen, die in goldenen Ornaten in langen Reihen vor den Altären knien, das „Christ ist erstanden" gerufen wird, und das Volk antwortet: „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden," und wenn sich dann alle Bekannte und Unbekannte umarmen und küssen, so macht das nicht den Eindruck einer Kirchenfeier, sondern den eines märchenhaften Festes und eines trunkenen Festtaumels. Ebenso wunderbar wirkt der Neujahrsmorgen, wenn vom ersten Stockwerk des Winterpalastes breite Treppen unter Baldachinen hinunter zur Newa gebaut sind, und der Kaiser und mit ihm der Metropolit und alle Kirchenhöchsten in prächtigen goldstrotzenden Kostümen, Talaren und Uniformen zur Newa hinuntersteigen, und dann der Metropolit das Newawasser segnet.

Viele Feste hat mein Vater hier auf dem Eise der Newa gesehen. Große Eispaläste waren bei Hochzeits- oder Krönungsfeierlichkeiten der Kaiser errichtet worden. Zur Butterwoche, wenn die ganze Stadt an Kaviar und Pfannkuchen sich gütlich tat, waren die Eisberge, auf welchen man sich mit Schlittenfahrten belustigte, der Mittelpunkt der Vergnügungen.

Das Herz mochte den Abschiednehmenden jetzt noch schwerer werden, wenn er an all die festlichen Stunden dachte, welche jene großzügige Hauptstadt, die da in der Ferne verschwand, ihm bei ihren Geselligkeiten geboten hatte. Nicht bloß Verwandte und Erinnerungen verließ er jetzt. Sein Reitpferd, seine Jagdhunde hatte er zurücklassen müssen; alte Bediente waren ihm treu bis ans Schiff gefolgt und hatten ihm und seiner Frau in sklavischer Unterwürfigkeit Hände und Rocksaum geküßt. — In den ersten Jahren, als er Leibeigene annahm, hatte er es nicht übers Herz bringen können, sie mit der Peitsche zu schlagen, wie es der Vermieter der Leibeigenen ihm angeraten hatte. Es war seinem deutschen Empfinden zuwider gewesen, Menschen wie Tiere zu behandeln. Allmählich aber hatte er einsehen müssen, daß die Leibeigenen, die seitVäterzeiten die Peitsche

lieben gelernt hatten, der Meinung waren, daß der Herr sie nicht wert hielt, wenn er sie nicht schlug. So hat mein Vater die Peitsche anwenden gelernt. Die guten Diener dankten es ihm und küßten ihm den Rocksaum, die Unverbesserlichen waren mit und ohne Peitsche nicht zu ändern, waren Diebe und Verbrecher und wurden fortgeschickt.

Wie unzuverlässig der russische Dienercharakter ist, davon hatte mein Vater noch kurz vor seiner Abreise ein Beispiel erlebt. Er erlitt einen großen Verlust durch einen Diener des Hauses Tscheremetjeff. Der Graf Tscheremetjeff, jener „blaue Graf", war so beliebt in Petersburg und in ganz Rußland, daß, als mein Vater sein Bild angefertigt hatte, von allen Gütern des Grafen Aufträge kamen, die die Vervielfältigung des Bildes verlangten. Die Verwalter der Güter wollten an alle früheren Leibeigenen, deren der Graf achtzigtausend besessen hatte, und die, freigelassen, immer noch an dem Grafen treu hingen, Bilder von Tscheremetjeff verteilen. Mein Vater ließ nach der Photographie des Grafen Lithographien anfertigen. Er hatte sehr große Unkosten dabei, und der Gewinn war ein verhältnismäßig kleiner. Später hörte er in Peterhof von einer Gräfin Tscheremetjeff, daß des Grafen Haushofmeister Popoff wegen Veruntreuung entlassen worden war, und daß meinem Vater vom Gewinst der Bilder von jenem Haushofmeister sechzigtausend Rubel unterschlagen worden waren. Popoff hatte die Gelder beim Einkassieren für sich auf die Seite gebracht und falsche Rechnung abgelegt.

Indem der Abreisende jetzt solchen Rückblick hielt, wurde ihm bei der Betrachtung der Verluste, die er in letzter Zeit gehabt hatte, der Abschied von dem barbarischen russischen Volke leichter, und er freute sich auf die Ankunft in Deutschland.

Das Schiff war ein Passagierdampfer, aber zum Erstaunen meines Vaters war das ganze Verdeck mit großen Ballen russischer Schafsfelle verstellt, so daß nur ein enger Weg für die Reisenden zum Aufund-abgehen blieb. Mein Vater stellte, ein wenig ge-

ärgert, den Kapitän zur Rede, und sagte ihm, er hätte seinem Fahrpreise nach das Recht, auf einem Passagierdampfer und nicht auf einem Lastdampfer befördert zu werden. Der Kapitän zuckte die Achseln und schob die Schuld auf die Reeder, welche behaupteten, daß in dieser Jahreszeit im September durch den kleinen Passagierverkehr die Kohlenkosten für die Reise nicht herauskämen, und daß deshalb Last mitgenommen werden müßte.

In der Nacht noch, als das Schiff schon in der Ostsee war, bemerkte mein Vater eine große Unruhe beim Schiffsvolk. Er konnte sich aber nicht vorstellen, daß ein Sturm im Anzug wäre, da man einen herrlichen Sonnenuntergang gehabt hatte. Das Schiff hatte, um Dampfkraft zu sparen, zwei große Masten mit Segel aufgesetzt und jetzt hörte er und sah, als er auf Deck kam, daß die Matrosen damit beschäftigt waren, alle Segel einzuziehen und alles, was auf Deck war, festzubinden und festzuschnüren. Es war noch nicht ganz dunkel. Er blickte mit seinem Fernstecher über das Meer und zählte ungefähr vierzehn Schiffe, die mit ihnen in derselben Richtung fuhren, Schiffe verschiedenster Art, meist Zwei- und Dreimaster, Frachtschiffe, die alle nach Deutschland wollten.

Der Kapitän, der auf der Kommandobrücke stand und fortwährend Befehle an die Matrosen austeilte, benahm sich trotz der Windstille, die noch herrschte, so heftig, als befehle er bereits unter einem ausgebrochenen Orkan auf Leben und Tod.

Mein Vater, der den sonst so gemütlichen Mann kaum wiedererkannte, ging in die Kabine zu seiner Frau und seinen Kindern und bereitete sie darauf vor, daß, nach dem Benehmen des Kapitäns zu urteilen, ein außergewöhnlicher Sturm im Anzug sei, und daß sie sich nicht ganz ausgekleidet zu Bett legen dürften.

Diese Nacht war die schrecklichste Sturmnacht, die mein Vater jemals auf dem Meere erlebt hat. Als er aus der Kabine wieder herauswollte, weil das Seewasser eindrang und er bis zu den Knien im

Wasser stand, fand er die Türen verschlossen. Der Kapitän hatte die Passagiere einschließen lassen, wahrscheinlich damit sie in ihrer Unerfahrenheit nicht über Deck gespült werden sollten, wenn sie sich hinausgewagt hätten, und wohl auch, damit sie die diensttuenden Matrosen nicht durch Aufregung und Gejammer in ihrer Arbeit stören sollten.

Sechzig Stunden, so lange der Orkan währte, war meine Mutter mit den Kindern und meinem Vater ohne Nahrung und ohne auch nur einen Schluck süßes Wasser erhalten zu können, in der engen Kabine eingesperrt. An die unteren Betten reichte bereits das Seewasser heran, das in das Schiff hereinstürzte, so daß mein Vater sich mit den zwei kleinen Töchtern in die oberen Betten flüchten mußte, während meine Mutter meinen wimmernden, erst ein Jahr alten Bruder, der nach Milch schrie, beruhigte. Das Kindergeschrei, die tobende See, der heulende Orkan, das Zersplittern der Masten, die auf Deck vom Sturm wie Spazierstöcke zerbrochen wurden, und das eindringende immer höher steigende Wasser in der Kajüte, machte die sechzig Stunden für die ohne Nahrung Eingeschlossenen zu einer wahren Hölle. Da die Küche sich am einen Ende des Schiffes befand und die Kabine der Passagiere am anderen Ende, so konnte den zu Tode Erschrockenen nicht einmal ein beruhigendes Getränk oder ein bißchen Essen gebracht werden.

Als am dritten Tage der Orkan endlich ausgetobt hatte und die Türen geöffnet wurden, erschien der Kapitän und beglückwünschte die Reisenden, daß sie noch lebten. Dann, als mein Vater auf Deck kam und sich die Verwüstung ansah, die heruntergerissene Takellage, die gekappten Masten und die verbogenen Schornsteine, da deutete der Kapitän auf die vom Seewasser aufgequollenen Schafsfellballen und sagte: „Bei diesen Schafsfellballen, die Sie vorher so verwünschten, Herr Dauthendey, müssen Sie sich für Ihre Lebensrettung bedanken. Ohne diese Ballen, die am Rand des Schiffes wie hohe Schutzwälle festgemacht standen, wären die Sturzseen nicht

vom Verdeck abgehalten worden, und das Schiff hätte sich dann derart mit Wasser angefüllt, daß die Kabinen und der Maschinenraum unter Wasser gekommen wären. Die Passagiere wären ertrunken, die Maschinen hätten stillgestanden, und das Schiff wäre zuletzt von den Sturzseen unter Wasser gedrückt worden. Nur die hohen Ballen von Schafsfellen, auf welche glücklicherweise einer der zerbrochenen Masten gestürzt war, so daß er sie festgehalten hat, nur diese, zuerst von den Passagieren so verwünschte Ladung hat das Schiff und uns alle gerettet." Er deutete dann noch hinaus aufs Meer und fügte hinzu:

„Sehen Sie sich um, wie es den andern Schiffen gegangen ist! Von vierzehn, die in dieselbe Richtung mit uns fuhren, sind kaum noch drei übrig geblieben, und diese drei sind untergehende Wracks und von ihrer Bemannung bereits verlassen worden. Während der beiden Sturmnächte sah ich ein Schiff nach dem andern untergehen. Notschüsse wurden abgefeuert und Raketen stiegen. Aber jedes mußte auf sich selber achten. Kein Schiff konnte dem andern helfen."

Dankgebete, die den Notgebeten jetzt folgten, beschlossen diese so überaus stürmische Seereise.

Meine Mutter sowohl wie mein Vater hatten in den sechzig Stunden die Kinder beruhigt und dazwischen gebetet. Sie hatten sich umarmt gehalten und waren in jeder Sekunde bereit gewesen, unterzugehen. In jener Nacht hätte es mein Vater nicht für möglich gehalten, daß ihm nachher noch vierunddreißig Lebensjahre in Deutschland beschieden sein würden. Als das Seewasser in der Kabine stündlich höher stieg, glaubte er, daß sie keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben hätten. —

Endlich erreichten sie Stettin. Von dort reisten sie nach Dresden, wo die Familie zwei Jahre wohnte, indessen mein Vater, dem das untätige Leben nicht lange behagte, Reisen durch Deutschland unternahm, nach Berlin, Nürnberg, München, um eine Stadt zu finden, in der er sich ein neues Atelier bauen wollte.

Der erst vierundvierzigjährige Mann war von

Unruhe getrieben und wünschte sich aufs neue zu betätigen. Zu Anfang des Jahres 1864 kam er eines Tages durch die Stadt Würzburg. Er kannte niemanden hier, aber die trauliche Frankenstadt gefiel ihm, der landschaftliche Reize sehr zu schätzen wußte, ungemein gut. Das Maintal, die Weinberghügel, in der Ferne die Wälder, in der Stadt die traulichen Gassen und Türme, fränkische Kirchen und Kapellen, das prachtvolle Schloß und die uralte Marienfeste — alles zusammen heimelte ihn urdeutsch an.

Am Abend besuchte er das Theater. Es wurde eine Oper gegeben. Als das Vorspiel begann, und der Kapellmeister an sein Pult trat, richtete mein Vater sein Opernglas auf ihn und erkannte zu seinem Erstaunen in ihm einen alten Petersburger Bekannten. In der Pause ging mein Vater zu ihm hin. Dieser alte Freund freute sich ebensosehr wie mein Vater über das Wiedersehen. Sie verabredeten, nach dem Theater sich zu treffen. Bei der Zusammenkunft nachher erfuhr mein Vater, daß dem Kapellmeister, der bereits mehrere Töchter hatte, in den letzten Wochen ein Sohn geboren war, der am nächsten Tage getauft werden sollte. Er wurde eingeladen, Taufpate zu sein, was er sehr gern annahm. Man war bei der Taufe sehr vergnügt, und man überredete ihn allgemein, sich doch in Würzburg niederzulassen. Die fröhlichen zutraulichen Menschen und die nicht minder trauliche Stadt, die entzückende Landschaft rundum und der Umstand, daß damals hier viele vornehme Russen wohnten, welche die berühmten Würzburger Professoren aufsuchten, dies alles bewog meinen Vater, sich für Würzburg zu entscheiden. Er mietete eine Wohnung und reiste dann nach Dresden, um Frau und Kinder abzuholen.

Das Erstaunen meiner Mutter war groß, als mein Vater sich für eine kleine Stadt entschlossen hatte, deren Namen sie niemals gehört. Aber wie immer, so war sie auch jetzt der Ansicht, daß alles was ihr Mann tat, wohlgetan war. Doch erzählte uns mein Vater später öfters: als der Wagen in der engen Büttnersgasse vorfuhr, glaubte meine Mutter,

der Kutscher habe sich in der Straße geirrt. „Hier sollen wir wohnen?“ fragte meine Mutter scheu und verwundert. Sie, die in Petersburg ihre große Wohnung am Newskyprospekt gehabt hatte, mußte sich natürlich wundern, daß mein Vater plötzlich in eine Stadt zog, die aus einem Gewimmel von kleinen Gassen bestand. Aber als sie in die Wohnung kam und in die Zimmer trat, die nach dem Main hinsahen, wo über dem spiegelnden Fluß auf einem hohen Weinberg die Marienburg thront, und der Nikolausberg daneben mit seiner turmreichen Kapelle, freundlich vom hellen Wintersonnenhimmel umgeben, ihr Auge und ihr Herz entzückte, da fand sie sich wieder zurecht und war sehr zufrieden mit Wohnung und Stadt. Dieser Einzug geschah im Februar 1864.

In die kleineren deutschen Verhältnisse mußte meine Mutter sich erst langsam eingewöhnen, und da sie von Jugend an das Leben Petersburgs gewöhnt gewesen, entstanden manchmal recht komische Gedankengänge bei ihr.

Im Frühjahr, als der Main auftaute und vom Obermain Hochwasser in die Stadt gemeldet wurde, was gar nichts Außergewöhnliches ist und fast in jedem Frühjahr eintrifft, da erschrak meine Mutter sehr, als der Polizist mit seiner Ausruferstimme und mit seiner klingelnden Glocke in der Hand in die Straße kam, die Leute an die Fenster rief und allen verkündete, daß Kartoffeln und Wein aus den Kellern geräumt werden müßten, weil binnen wenigen Stunden Hochwasser erwartet würde.

Meine Mutter, die nur die großen Newaüberschwemmungen kannte, wobei ganze Petersburger Stadtviertel unter Wasser stehen und die Leute abgesperrt und ohne Lebensmittel sind und von herbeigerufenen Soldatenbataillonen gerettet und mit Lebensmitteln versorgt werden müssen, erschrak deshalb bei der Hochwassermeldung sehr. Da mein Vater eben ausgegangen war, um mit einem Baumeister über seinen Atelierbau zu verhandeln, so wollte sie als Hausfrau das Haus schleunigst mit Lebensmitteln versorgt wissen. Sie ließ Dutzende große Brotlaibe vom Brückenbäcker

holen, Säcke voll Mehl und Hunderte von Eiern. Mein Vater, der bei seinem Nachhausekommen im Hausflur auf langen Bänken die vielen Brote aufgereiht fand, war sehr verblüfft. Im ersten Augenblick glaubte er, meine Mutter erwarte Militär zur Einquartierung. Auch der Bäcker, von welchem das Dienstmädchen seit einer Stunde Brot herbeischleppte, hatte sich schon erkundigt, ob wir Einquartierung bekämen. Als am nächsten Morgen dann das Mainwasser in der Straße nur flach stand und die Leute über gelegte Bretter bequem von Haustüre zur Haustür wandern konnten und nicht von aller Nahrung abgeschnitten waren, da mußte meine Mutter selbst mitlachen, als alle in der Familie sie über den Einkauf der vielen Brote, die auf ein Bataillon von Essern warteten, auslachten. —

Der Magistrat von Würzburg machte damals dem Zuzug jedes Fremden einige Schwierigkeiten, und es bedurfte mehrerer Eingaben, bis mein Vater die Genehmigung zum Atelierbau erhielt. Denn der Raum in Würzburg war noch sehr beschränkt. Die Stadt war noch Festung, mit Stadtwällen und mächtigen Stadttoren versehen, die abends geschlossen wurden. Auch die Brückenköpfe der alten Mainbrücke hatten noch Tore, die ebenfalls abends geschlossen wurden. Es war dieses die einzige Brücke, die damals von der Stadt über den Main führte, und das Haus, Büttnersgasse Nummer zwei, in welchem ich später geboren wurde, ein altes großes Haus mit französischem Mansardendach, lag nah an der alten Brücke. Wir bewohnten den ersten Stock, welcher sechs Zimmer hatte.

Das Schönste an der Wohnung war ihre wundervolle Aussicht über den Main, über den Festungsberg und die Mainbrücke. Der Fluß durchläuft gerade hier mit starkem Rauschen das Brückenwehr und treibt unterm ersten Brückenbogen das große Rad der städtischen Mühle. Auf der Brücke selbst stehen die überlebensgroßen Rokokosteinbilder von zwölf deutschen Kaisern und Heiligen, auf jedem der sechs Brückenpfeiler zwei Standbilder. Gemütlich, aber weniger

11*

schön, war von unserer Wohnung der Blick in die Büttnergasse, wo viele ehrbare Meister und Handwerker wohnten. Ein Schwertfeger, der Degen, Säbel und Helme arbeitete, war uns gegenüber und stellte im Schaukasten seine Waffen aus. Unten in unserem Hause war das Geschäft eines Trompeten- und Geigenmachers, und in seinem Schaufenster blitzten schöne, blanke messingne Blasinstrumente. Ein Bäcker, ein Glaser, ein Lampenhändler, ein Färber, ein Spielwarenhändler und der Kaufladen unseres Hausherrn an der Brücke, wo Zucker, Kaffee, Stockfische und Käse ihre Gerüche über die Straße verbreiteten, bildeten später ein reiches Feld für meine Kinderbeobachtung.

Das neue Atelier meines Vaters blühte schnell auf. Er beschrieb uns später noch oft, daß die in der Stadt bei den Professoren weilenden russischen Kranken, die in den ersten Hotels, im „Russischen Hof" und im „Kronprinz" wohnten, wahre Geldengel gewesen seien. Wenn sie, um ihre Bilder abzuholen, im Wagen vorgefahren kamen, hielten manche von ihnen kleine Körbchen mit Goldstücken gefüllt auf dem Schoß, die sie, ohne sie zu zählen, meinem Vater übergaben, immer hocherfreut und dankbar, daß sie in einer deutschen Stadt mit einem Deutschen ihr geliebtes Russisch sprechen konnten. Auch kannten die Älteren von ihnen noch gut die beiden Ateliers meines Vaters in Petersburg. Der russische Adel war in jener Zeit noch reich und verschwenderisch. Die Verarmung des Adels, die mit der Aufhebung der Leibeigenschaft erst allmählich eintrat, hatte sich damals noch nicht bemerkbar gemacht.

Aber das Geldverdienen, das meinen Vater im Grunde nie sehr beschäftigt hat, war auch jetzt nicht seine ausschließliche Freude. Er gab sich mit Erfindungen ab und erfand unter anderem einen Kollodiumlack, der über die Glasnegative gegossen wurde, und der nach seiner Erstarrung es möglich machte, die Negativbilder mit feingespitzten Bleistiften oder mit feinen Haarpinseln und Tusche zu überarbeiten. Das hatte man vorher nicht gekonnt, da die glatte

Glasplatte nichts annahm. Mein Vater stellte diesen Lack in großen Massen her und verkaufte ihn jahrelang über ganz Deutschland an photographische Geschäfte. Der Lack wurde auch auf verschiedenen Ausstellungen preisgekrönt, da er in seiner Zusammensetzung als der beste Lack anerkannt wurde.

Im Jahre 1864 war mein Vater nach Würzburg gekommen, 1865 eröffnete er das neue Atelier, und 1866 wurde dieser Bau schon wieder mit Zerstörung bedroht. Denn der Krieg brach mitten im Sommer unvermutet zwischen Bayern und Preußen aus, und die bei Kissingen und Brückenau schnell siegenden Preußen erschienen eines Morgens in Eilmärschen vor der überrumpelten Festung Würzburg, die für einen Krieg fast gar nicht gerichtet war. Außer einigen Reihen aufgestellter Sandsäcke am Mainufer entlang war nicht viel zur Verteidigung getan. Man hatte gerade noch Zeit gehabt, die Stadttore zu schließen, als schon die Pickelhauben der Preußen in Massen auf den umliegenden Höhen vor der Stadt erschienen. Um zwölf Uhr begann die Beschießung von Festung und Stadt vom Nikolausberge her. Bald darauf brannten schon die Dächer der Vorratshäuser auf der Rückseite der Marienburg. Unser Atelier am Main, das wie eine Schießscheibe den Kanonenkugeln der Preußen ausgesetzt war, war von meinem Vater mit Matratzen zum Abhalten der einschlagenden Granaten ausgepolstert worden. Die Familie hatte sich in die Zimmer, die nach der Büttnersgasse lagen, zurückgezogen. Die andern Hausbewohner waren hinunter in die Keller geflüchtet, wo man das Einschlagen der Granaten weniger hörte. Aber mein Vater hatte seinen Angehörigen verboten, in die Keller zu gehen, aus Angst, daß, wenn das Haus brennen sollte oder Teile einstürzen würden, die Kellertür verschüttet werden könnte. So saß die Familie im Wohnzimmer beisammen und hörte auf die Schüsse und auf das Gekrache und Geknatter der Granaten. Zuweilen lief einer an ein Fenster nach der Mainseite und sah zwischen den aufgestellten Matratzen hinaus. Als die Festung in Rauch eingehüllt war und Flammen aus

dem Rauch zuckten, da fürchtete man, daß der große Pulverturm, der in der Mitte der Festung steht, in die Luft fliegen könnte und ein Steinmeer der Zerstörung über die ganze Stadt senden würde. Besonders den Häusern am Main drohte von diesem befürchteten Unglück die meiste Gefahr.

Um vier Uhr nachmittags aber erschien schon die weiße Flagge auf den Wällen, zum Zeichen, daß die Festung sich ergeben hatte. Um sechs Uhr abends zogen die Preußen mit Musik in die eroberte Stadt ein, und um acht Uhr bereits saßen in allen Biergärten Preußen und Bayern verbrüdert auf den Bierbänken zusammen und sangen und tranken. Mein Vater erzählte mir auch, daß die Würzburger von den preußischen Ketzern gefürchtet hatten, diese würden die Kirchen zerstören und die Klöster ausrauben wie zu Gustav Adolfs Zeit. Aber der sehr kluge preußische General hatte angeordnet, daß die siegreichen Truppen vor den Dom ziehen, dort niederknien und mit kurzem Dankgebet den Bayern zeigen mußten, daß die Protestanten ebenso gute Christen seien, wie die Katholiken.

In Petersburg bei meiner Großmutter und den Verwandten und Freunden meiner Mutter war die Bestürzung groß, als Telegramme in den Zeitungen die Nachricht von der Beschießung und Einnahme Würzburgs meldeten. Da wegen des ausgebrochenen Krieges alle Postverbindungen zwischen Bayern und Preußen abgeschnitten waren, konnten mehrere Tage keine Briefe abgesandt werden, und so wuchs die Sorge meiner Großmutter und der Brüder und der Schwestern meiner Mutter, die nichts über das Schicksal der in Würzburg Wohnenden erfahren konnten.

Nachdem der Krieg beendet war, wollte mein Vater sowohl die Familie in Petersburg als auch meine Mutter für den ausgestandenen Schrecken entschädigen und ließ seine Frau zu einem mehrwöchigen Besuch nach Rußland reisen. Sie reiste mit großer Freude dorthin. Die Verwandten dort erzählten mir in späteren Jahren, niemals hätten sie meine Mutter so fröhlich und herzlich lachen gesehen als bei diesem

sechswöchigen Aufenthalt, da sie nach fünf Jahren Verwandte und Freunde, ihre Geburtsstadt und das altgewohnte Rußland wiedersehen durfte.

Sie war zu jener Zeit neunundzwanzig Jahre alt, während mein Vater siebenundvierzig war. Diese Besuchsreise meiner Mutter würde für diesen Bericht nicht von so besonderer Wichtigkeit sein, wäre nicht die Rückreise von den seltsamsten Umständen begleitet gewesen.

In Petersburg war die Cholera ausgebrochen, und mein Vater, der dieses erst erfuhr, als meine Mutter schon dahin abgereist war, ängstigte sich täglich, daß sie dort einem Choleraanfall erliegen könnte. Er selbst kannte gut die Cholerazeit in Petersburg aus den Sommern 1848 und 1849, als diese Krankheit grimmig wütete und täglich Hunderte in der russischen Hauptstadt fortraffte. Er hat uns oft erzählt, daß, wenn er damals in Petersburg abends aus seiner Stadtwohnung hinaus aufs Land ritt und unter benachbarten Ladentüren die Besitzer ihn grüßten, so konnte es sein, daß am nächsten Morgen schon die betreffenden Läden wegen Todesfall geschlossen waren, und daß einige der Männer, die er am Abend vorher noch in voller Gesundheit, Zigaretten rauchend, unter der Ladentüre gesehen hatte, in der Nacht der Cholera erlegen waren. Das Grauen, diese Todesschnelligkeit in nächster Umgebung erleben zu müssen, war schlimmer als der Anblick der vielen Leichenwagen, die stündlich durch alle Petersburger Straßen fuhren, schlimmer als die langen Todeslisten, die die Zeitungen jeden Tag brachten, schlimmer als das aufdringliche Räuchern, schlimmer als der Anblick der errichteten Scheiterhaufen an den Straßenecken, auf welchen Tag und Nacht Kleider und Hausrat der Gestorbenen verbrannt wurden.

Eines Mittags überfiel damals meinen Vater ein Schüttelfrost, das Vorzeichen eines beginnenden Choleraanfalls. Er trank rasch Schnaps, so viel er im Hause fand, und trotzdem es Juli war, und brennende Sonne auf dem Newskyprospekt lag, zog der zu Tode Erschrockene, dem der Schüttelfrost die

Zähne klappern machte, einen dicken Pelz an, setzte seine Pelzmütze auf und rannte, von Todesfurcht gejagt, auf die sonnige Straße hinunter, um sich heiß zu laufen. Zweimal lief er im dicken Pelz den mehrere Kilometer langen Newskyprospekt hinauf und hinunter, bis er endlich in Schweiß kam. Alle Leute waren ihm erstaunt ausgewichen. Sie meinten natürlich einen Verrückten zu sehen. Aber in diesen Tagen des großen Sterbens war das Verrücktsein immer noch nicht so gefährlich wie das Kranksein. Man ließ den in dicken Pelz Eingehüllten unter der Julisonne unbehelligt laufen.

Dieses Gewaltmittel, das mein Vater angewendet, und das ihn in Schweiß gebracht, hatte das Fieber gebrochen. Wohl mußte er sich noch in acht nehmen und die Kampferzigaretten, die jedermann gegen das Einatmen der verpesteten Luft zwischen den Lippen tragen mußte, durfte er noch lange nicht fortlegen, denn die Cholera wütete bis zum Herbst. Jene Zigaretten bestanden aus fingerlangen Federposen, in welche Kampferstückchen eingeführt waren, deren atemreinigenden Geruch man durch die Spitze der Gänsefeder einsog.

Nach all diesen schrecklichen Erfahrungen war die Furcht meines Vaters im Jahr 1867 vollberechtigt, als er meine Mutter in der Cholerastadt der täglichen Krankheitsgefahr ausgesetzt wußte. Seine Freude war deshalb groß, als sie Ende Oktober wieder heimkehren sollte. Er reiste ihr bis zur bayrischen Grenze nach Hof entgegen. Sie hatten brieflich Tag und Stunde ihres Zusammentreffens in Hof verabredet. Aber als am Morgen der Zug, der meine Mutter bringen sollte, in die Bahnhalle in Hof einlief und alle Reisenden ausgestiegen waren, war sie nicht unter den Ankommenden. Mein Vater kannte die Gewissenhaftigkeit meiner Mutter und wußte, daß nur ein ganz triftiger Grund sie vom verabredeten Zusammentreffen abhalten konnte. Er hatte bereits in Würzburg ein Telegramm von seiner Schwiegermutter erhalten, daß seine Frau von Petersburg abgereist sei. Er suchte also noch einmal in den Warte-

sälen des Bahnhofs nach ihr. Dann lief er zum Hotel. Vielleicht hatte ein Zufall sie schon dorthin geführt. Er glaubte immer noch, er habe sie im Gedränge der Reisenden übersehen. Endlich sagte er sich, sie müsse in Berlin den Zuganschluß versäumt haben, und er wollte auf den nächsten Zug, der erst am Abend ankäme, warten. Es gab damals keinen andern Reiseweg. Man mußte, wenn man nach Süddeutschland wollte, über Hof fahren, dort umsteigen und den Zug nach Würzburg nehmen. Da mein Vater meine Mutter nur von einem Zug zum andern bringen sollte, hatten sie kein Hotel verabredet, in welchem sie sich hätten treffen können, weil eine Zugversäumnis bei beiderseitiger Gewissenhaftigkeit gar nicht in Frage gekommen war.

Traurig ging mein Vater den ganzen Tag in Hof umher, aber immer noch nicht so traurig, als er am Abend wurde, da der nächste Zug kam und meine Mutter wieder nicht unter den Aussteigenden war. Nun schien es ihm klar, daß etwas Schlimmeres als nur eine Zugversäumnis eingetreten sein müßte. Von Petersburg war seine Frau abgereist, und es lag für sie nicht der geringste Grund vor, wenn sie auch einen Zug versäumt hatte, daß sie nicht mit dem nächsten hätte eintreffen müssen. Da für ihn an diesem Abend kein Zug mehr nach Würzburg ging, beschloß er im Hotel zu übernachten. Aber gepeinigt von Sorgen über die ausbleibende Frau, deren Nichtkommen er sich jetzt nur damit zu erklären wußte, daß sie unterwegs an der Cholera krank geworden sei, konnte er an keinen Schlaf denken. Er zog sich gar nicht aus und ging in seinem Zimmer während der ganzen Nacht auf und ab. Er weinte leise und sprach laut mit sich selbst und hörte dabei, wie im Nebenzimmer an der Verbindungstür, die von seinem Zimmer in das andere führte, mitten in der Nacht Möbel gerückt und übereinander gestellt wurden. Am nächsten Morgen, vom Nachtwachen erschöpft, von Sorge vergrämt, stieg mein Vater im Hotel die Treppe hinunter, um sein Frühstück einzunehmen, nach welchem er dann zum Bahnhof gehen wollte,

um den Würzburger Zug zu erreichen. Seine einzige Hoffnung war, daß er in Würzburg Briefe finden würde, die ihn über das Ausbleiben seiner Frau aufklären müßten.

Aber auf der Hoteltreppe kam ihm eine Dame entgegen, und er erkannte plötzlich in ihr meine Mutter. Sein Erstaunen war groß, aber nicht bloß durch das unerwartete Wiedersehen, es wurde noch größer, als er hörte, sie habe in demselben Hotel übernachtet, und als sich herausstellte, daß ihr Zimmer neben seinem Zimmer gelegen, und daß sie es gewesen, die während der Nacht verschiedene Möbelstücke an die Verbindungstür der beiden Zimmer geschoben, aus Furcht vor dem unruhigen Fremden nebenan, dessen fortwährendes Aufundabgehen und halblautes Sprechen sie so sehr erschreckt hatte, daß auch sie während der ganzen Nacht keinen Schlaf hatte finden können. Ihre Zugversäumnis klärte sich dadurch auf, daß man sie an der russischen Grenze nicht nach Preußen hatte hineinlassen wollen, weil sie aus dem choleraverseuchten Petersburg kam. Man sagte ihr dort, sie müsse erst eine mehrtägige Quarantäne über sich ergehen lassen. Das Quarantänegebot war ganz neu, und weder mein Vater noch meine Mutter wußten davon, da sie niemals bei Cholerazeiten über die Grenze gereist waren. Als meiner Mutter diese neue Einrichtung im Wartesaal auf der kleinen russischen Grenzstation mitgeteilt worden war, saß sie zuerst eine Weile gelähmt und sprachlos und wußte sich keinen Rat. Denn mehrere Tage in Quarantäne in einer Cholerabaracke zu verweilen und vielleicht mit Cholerakranken zusammen zu kommen, dieser Gedanke schien ihr ganz unausstehlich. Wie sie aber noch überlegte, kam ein russischer Kellner des Wartesaals zu ihr und erbot sich, wenn es dunkel würde, sie auf Umwegen über die Grenze zu führen, so daß sie am nächsten Morgen von einer preußischen Station weiterfahren könne. Er verlangte für die geheime Führung zehn Rubel. Er sagte, er habe schon mehrere russische Herren und Damen auf diese Weise über die Grenze geschmuggelt,

welche sich ebenso wie sie gescheut hätten, die Quarantäne durchzumachen. Meine Mutter atmete erleichtert auf. Wenn es ihr auch gefährlich schien, sich dem wildfremden Menschen anzuvertrauen, so wollte sie sich doch lieber gegen einen Menschen wehren, als gegen jene heimtückische Krankheit, die in den Choleraabaracken jeden dort Eingesperrten leicht überfallen konnte. In der Nacht, die stockfinster war, trug der Kellner das Handgepäck meiner Mutter und ging ihr voraus quer über die Äcker. Als sie dann zum kleinen Grenzfluß kamen, mußte sie auf den Rücken des Kellners steigen und sich so übers Wasser tragen lassen. Der Mann, der nur seine zehn Rubel verdienen wollte, war anständig genug, sie nicht zu belästigen, und begleitete sie zu einem kleinen Gasthof im Grenzort. Von dort konnte sie mit dem nächsten Frühzug unbehelligt weiter fahren. Nach all der ausgestandenen Angst hatte es sie nur gegrämt, daß sie erst mit einem späteren Zug als dem verabredeten in Hof bei meinem Vater eintreffen konnte.

Sie hatte meinen Vater dann im Dunkeln bei der dürftigen Bahnhofbeleuchtung auf dem Bahnsteig nicht erkannt. Sie glaubte auch, daß er bereits nach Würzburg zurückgereist sei. Mein Vater hatte seinerseits meine Mutter im Dunkeln auch nicht erkannt, da sie aus Petersburg in einem neuen Reisekleid und Reisehut kam, die ihm an ihr fremd waren. Beiderseitiges Erstaunen und beiderseitige Freude waren jetzt groß. Sie reisten am selben Tag noch nach Würzburg zurück, und dort waren sie herzlich froh, sich nach so vielen Sorgenstunden wiederzuhaben. —

Als mir mein Vater diese kleine Geschichte zum letztenmal erzählte, war ich siebenundzwanzig Jahre alt, war bereits Schriftsteller und von einer Reise aus Schweden kommend zu Besuch zu Hause. Er war da ein alter Mann von fünfundsiebzig Jahren, aber immer noch ein rüstiger Jäger und Schachspieler und traf jeden Morgen in einer Würzburger Weinstube mit einem Kreis älterer Herren zusammen, die alle seine Jagdfreunde waren. Ich sehe noch deutlich, wie

mein Vater am Schlusse seiner Erzählung, die er mir allein berichtet hatte, nachdem die anderen Frühschoppenherren bereits zum Mittagessen nach Hause gegangen und die Stühle um den Tisch leer waren, wie er mit dem Weinglas mir kräftig zutrank und mit halblauter Stimme ein wenig geheimnisvoll und weinfröhlich jener Erzählung folgende Worte beifügte:

„Siehst du, mein Junge, das kann ich dir, da du jetzt Mann geworden bist, anvertrauen: nach diesem Wiedersehen, nachdem ich deine Mutter schon tot geglaubt hatte, war unsere Freude und unsere Liebe zueinander doppelt inbrünstig, und bei unserer Rückkehr in Würzburg, bei unserer innigen Wiedersehensumarmung, wurdest du geschaffen. Neun Monate später, im Juli 1867, brachte dich deine Mutter zur Welt."

Er legte seine Hand auf meine Schulter, und so gingen wir dann in der Mittagsstunde nebeneinander nach Hause, in unser Haus in der Kaiserstraße, in welchem mein Vater zwei Jahre später gestorben ist. —

Bei diesem Besuch 1866 in Petersburg hat meine Mutter meine Großmutter zum letztenmal gesehen. Sie kam nachher nie wieder nach Petersburg. Sie starb schon sechs Jahre nach meiner Geburt, während meine Großmutter noch bis Anfang der achtziger Jahre in Petersburg lebte. Gleich nach meiner Geburt erkältete sich meine Mutter sehr, erkrankte an einer Rippenfellentzündung, und dazu kam noch eine schwere Kehlkopfentzündung. Die Würzburger Kalksteinluft entwickelte dieses letztere Leiden in ihr, denn die Luft des schwülen Maintales war ihrem Körperzustand nicht günstig. Sie war an das frischere Newaklima gewöhnt und gewöhnt, die Sommer in russischen Landorten, in gesunden Wäldern und an erfrischenden Seen zu verbringen. Mein Vater reiste zwar mit ihr nach Meran, nach Thale in Thüringen, nach Wiesbaden und in Wasserheilanstalten bei München, aber der Kehlkopfhusten heilte nicht mehr. Sie wurde von Jahr zu Jahr schwächer und magerer. Sie war klein und zierlich, und es war für alle, die sie kannten, tief traurig, die junge Frau, welche erst im An-

fang der Dreißiger stand, von Jahr zu Jahr hinwelken zu sehen.

Der Verlust der beiden Ateliers in Petersburg, der Umzug nach Deutschland, die zwei Jahre Aufenthalt in Dresden, die vielen Reisen, die mein Vater damals machte, und jetzt in Würzburg der Neubau des Ateliers, der Einkauf einer neuen Geschäftseinrichtung und Wohnungseinrichtung — alles dieses, genommen von dem Wenigen, was er aus Rußland gerettet, hatte ihn fast arm gemacht und in Schulden gestürzt, so daß er sich gezwungen sah, seine beiden ältesten Töchter, die aus den norddeutschen Mädchenschulen, wo sie erzogen worden waren, heimkamen, zur Arbeit im photographischen Geschäft anzuhalten. Ebenso half ihm meine Mutter damals in der Arbeit, so gut sie konnte. Denn die Herstellung photographischer Bilder verlangt saubere, gewissenhafte, peinlichst genau arbeitende Hände. Das Vervielfältigen der Bilder, die Silberbäder, das Wässern, das Aufkleben, das Trocknen, das Überarbeiten der Aluminiumbilder und der Glasnegative, die Buchführung, alles das besorgten meine Mutter und meine ältesten Schwestern, während mein Vater im dunklen Laboratorium mit der Herstellung der Kollodiumplatten, mit den Aufnahmen im Atelier, mit Herstellung seines Kollodiumlackes, mit dem Versand desselben und mit neuen Erfindungen, denen er nachgrübelte, vollauf zu tun hatte.

Das Einatmen der Ätherluft, der Joddämpfe und anderer chemischer Ausdünstungen, die die Luft der Arbeitsräume anfüllte, war bei der damaligen Herstellung von Photographien nicht zu vermeiden. Die starke Gesundheit meines Vaters widerstand allen schädlichen Einflüssen. Aber meine arme Mutter, die zart war, unterlag teils der chemisch vergifteten Luft, teils dem süddeutschen lauen Klima, von dem ihre Lungen und ihr Kehlkopf angegriffen wurden.

Zwischen meines Bruders Geburt und der meinigen hatte meine Mutter noch die Geburt eines toten Knaben gehabt. Schon diese hatte sie sehr schwach gemacht, und meine Kindheitseindrücke, die ich bis zum

sechsten Lebensjahr von meiner Mutter habe, sind nur die ihres stillen Leidens und ihres langwierigen Krankseins. Ich erinnere aber nicht, daß die Krankheit sie ungeduldig gemacht hätte, daß sie zu mir hart oder heftig gewesen wäre, oder daß sie mich geschlagen hätte. Sie war immer milde und führte mich sanft ins Leben ein, so wie ein blauer stiller Frühlingshimmel die Knospen herauslockt. Und sie war trotz ihres Krankseins immer fleißig und schneiderte sogar selbst meine kleinen Kleider. Ich erinnere, daß sie mir noch kurz vor ihrem Tode aus München einen neuen Anzug schickte, den sie nach russischer Art zugeschnitten hatte und dessen Taschen mit süßen Makronen angefüllt waren; so echt mütterlich bedachte sie mich stets in ihren Krankheitsjahren.

Mein Vater hatte draußen vor der Stadt im Jahre 1867, um die Zeit, da ich geboren wurde, auf dem Nikolausberge, oben am Leutfresserweg, der eine alte Römerstraße ist, einen im Bau begriffenen Gutshof entdeckt. Da draußen am Berg befanden sich alte Kalköfen und neue Steinbrüche, und ein Steinbruchbesitzer dort baute sich in jenem Jahr an den Bergabhang ein Haus. Dort war damals noch keine Ansiedelung außer dem Kloster bei der Nikolauskapelle. Von jenem Gutshof hat man noch heute eine prachtvolle Aussicht über die Marienburg, über das Maintal und über die Türme der unten am Mainufer liegenden Stadt. Fernhin im Westen sind waldbedeckte Bergrücken, und bei den Spaziergängen, über die Steinbrüche fort, sieht man von der Höhe den Main eine große Krümmung nach Norden machen, hin zu den uralten Wäldern des Spessarts und zu den fernen, erloschenen Vulkangebirgen der Rhön.

Der Leutfresserweg, der zur Höhe hinaufführt, ist ein Hohlweg, der am Anfang durch Felsenschichten durchgebrochen ist. Der Weg war zur damaligen Zeit romantisch düster. Es wuchsen da in Scharen aus Gesteinwänden neben der gelben Wolfsmilchpflanze schöne weiße Anemonen an langen, feinbehaarten, weißen Stengeln. Aus den Ritzen der immer feuchten Felsenschicht liefen Eidechsen schlank an der senkrechten

Wand des Hohlweges empor. Sie erschienen mir immer wie verkleinerte Drachengestalten, wie winzige Abkömmlinge jenes Riesendrachens, der einmal hier gehaust haben soll, dem wahrscheinlich Menschenopfer gebracht wurden, wovon der Name Leutfresserweg heute noch zeugt. Der Nikolausberg, an dessen Fuß jener Weg ansteigt, war in altheidnischer Zeit dem Gott Wotan geweiht, der gegenüberliegende Marienberg der Erdgöttin Hertha, und die Römer hatten dort einen Dianatempel aufgestellt, der jetzt noch, zur Festungskirche umgewandelt, als Rundbau im Festungshof steht.

In dem kleinen Tal zwischen diesen beiden Bergen floß damals der Kühbach, über Kiesel springend, von Gebüsch überschattet, und nur ein Fußpfad führte an ihm entlang zum Dorf Höchberg. Heute ist die Bachmündung überwölbt.

Der Steinbruchsbesitzer und seine Frau, die sich das Haus da draußen in der Einsamkeit am grünen Bergabhang in der Nähe ihrer Steinbrüche und Kalköfen bauten, waren tüchtige, herzliche Menschen; und als mein Vater dort für meine Mutter, die frischer Luft bedürftig war, ein Zimmer mieten wollte, stimmte man freundlichst zu und empfing meine Mutter alljährlich zur Sommerzeit da oben; man pflegte sie, und die Frau des Hauses sorgte aufs rührendste für sie. Dort auf dem Berg ist meine Mutter an einem heißen Junitag im Jahre 1873 gestorben.

In jener Zeit, als meine Mutter dort wohnte, ging ich an meines Vaters Hand öfters des Sonntags zu ihr. Manches Mal durfte ich auch einige Tage dort um sie sein, und es waren meine glücklichsten Kinderstunden, wenn meine Mutter auf der Gartenterrasse mit mir spielte. Ihre leise Art, ihre sanften Handbewegungen, ihre schwache Stimme machten sie sehr feierlich für mich. Auch wenn sie mit mir herumsprang, erschien sie mir festlicher als die anderen Menschen, und nur wieder in der Nähe meines Vaters habe ich als Kind eine ähnliche Feierlichkeit empfunden. Nur war mein Vater mir ferner und unfaßlicher, und die Notwendigkeit, die alles bestimmte,

was er tat, entrückte ihn aus meinen Kinderaugen ins Überweltliche.

Ich erinnere mich eines Ostermorgens, ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter. Mein Vater führte mich durch das Burkarder Stadttor hinaus an dem großen Gefängnisbau vorüber, der dort wie ein assyrischer Bau steil in den Himmel ragt. Ehe wir aber an das Stadttor kommen, sind wir von unserem Hause aus am Main über die alte steinerne Mainbrücke gegangen, auf deren Pfeilern zu beiden Seiten des Brückenweges die alten Steinbilder in Rüstungen und wallenden Mänteln, mit Kronreifen, Reichsäpfeln, Schwertern und Schilden geschmückt, mir immer einen großen Eindruck machten. Drüben dann im Mainviertel, dem uráltesten Teil der Frankenstadt Würzburg, in der langen alten Straße zum Burkarder Stadttor war damals eine dunkle Schmiede der Hauptanziehungspunkt für mich. Jahraus, jahrein dröhnten dort Hammer und Amboß, und immer hockte ein rotes Feuer auf dem Schmiedeherd drinnen und spritzte Funken in die Finsternis, die nach Eisen und Rauch roch. Die Straße führte uns dann weiter, überragt von den großen dunklen Mauerausschnitten des Festungsberges, zur ältesten Kirche, zur Burkarduskirche, die aus dem achten Jahrhundert stammt. Aber vorher lag rechter Hand noch ein schauerliches Gebäude, in dessen Hof damals die Hinrichtungen stattfanden, und auf dessen Dachstuhl eine alte kleine Glocke hing, das Armesünderglöckchen, das nur geläutet wurde, kurz ehe der Scharfrichter seines grauenhaften Amtes walten mußte.

Die Burkarduskirche, am Ende der Straße, steht quer über dem Fahrdamm, und durch ein Bogengewölbe führt hier der Weg unter dem Hauptaltar der Kirche weiter. Dann kommt man zu jenen Gebäuden, die damals Frauen- und Männergefängnisse waren, und die mit dem Stadttor einen Hof bilden. Eine in Stein gehauene Riesenfratze am Eingang zum Tor, die das Maul aufsperrt und die Zunge zeigt, sah mir dort wie ein Fabelungeheuer entgegen. In dem langen hallenden Gang des gewaltigen Tor-

gewölbes, das unter einem Stadtwall durchführt, waren viereckige verschlossene Luken am Deckengewölbe, die mir besonders unheimlich vorkamen, denn man erzählte, daß in alter Zeit durch diese Luken siedendes Öl auf den Feind herabgegossen wurde, wenn dieser durch den Torgang in die Stadt dringen wollte. Von hier gelangte man endlich aus der Stadt hinaus und überschritt noch auf einer kurzen Zugbrücke einen Wassergraben; nur an wenigen Häusern vorbei, bog man draußen am Fuß des Festungsberges von der mit großen Apfelbäumen überwölbten Landstraße nach Westen ab und kam an einen alten efeubewachsenen Nonnengarten, der sich am Abhang des Nikolausberges hinaufzieht. Unten an der Straße ist dieser Abhang mit künstlichen Tuffsteinfelsen besetzt, die einen „Ölberg“ bilden. Auf dem künstlichen Hügel kniet Christus, eine weiße Steingestalt. Vor ihm steht der goldene Kelch und neben ihm ein Engel, der sich zu ihm beugt, zum Himmel weist und Christus im Gebet tröstet. Die Figuren sind in Rokokoart, sehr lebendig, und zeigen Anmut in den Linien und haben windbewegte Gewänder. Der künstliche Tuffsteinhügel ist von Efeu überwachsen, von Akazien überschattet, und in seiner Mitte ist, in Form einer Monstranz, ein „ewiges Licht“ eingesetzt. Hinter einer dunkelroten Glasscheibe brennt dort jahraus, jahrein, Tag und Nacht in einem Ölnapf ein kleines Flämmchen. Nachts sieht man unten von der Landstraße das rote Licht dort am Weg friedlich leuchten. Das Flämmchen, das nie verlöscht, das durch den Regen und durch den Nebel schimmert, das im Winter rot über den Schnee hinscheint, übte immer eine tiefe Anziehungskraft auf mich aus. Es gehörte wie Sonne und Mond zu diesem Weg, und es ist heute noch da, und sein Licht wird wie mein Herz nie müde, wie das Herz, das heute noch wie damals klopft und keinen Augenblick ausgesetzt hat, weder bei Tag noch bei Nacht, weder Sommer noch Winter. Unergründlich sieht mir das rote Licht entgegen, wenn ich dort vorübergehe, und begrüßt in mir die Unergründlichkeit meines eigenen Daseins.

An jenem Ostermorgen schritten mein Vater und ich auch diesen Weg entlang, der damals noch keine Häuser, sondern nur alte Gartenmauern zeigte. Über den kleinen Gartentüren stand manchmal ein Madonnenbild, umgeben von Blumentöpfen. Denn hier war die Wallfahrtsstraße, die unter alten Akazien in Stufen heute noch auf den Käppelesberg führt. Das Käppele ist eine prächtige Rokokokapelle, die oben auf dem Nikolausberg mit vielen bauchigen Kuppeln die Beter empfängt. Über schönen, hellen steinernen Terrassen, auf denen mächtige Platanenbäume sich über stattliche Steinzellen breiten, von denen immer drei Zellen auf jede Terrasse verteilt sind, steigt man zur Kirche hinauf. Die Steinzellen sind offen, und jede birgt hinter einem Gitter eine lebensgroße Sandsteingruppe, auch in Rokokoart sehr lebendig dargestellt. Die Gruppen zeigen von der untersten Terrasse bis zur höchsten den Leidensgang Christi, von der Verurteilung des Pontius Pilatus bis zur Auferstehung am Ostermorgen und bis zur Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingsttag.

Unser Weg führte aber nicht zur Kapelle hinauf. Wir gingen unten am Berg weiter, wo bald der felsige Hohlpfad des Leutfresserweges beginnt. Aus dem Felseneinschnitt stieg damals der Weg, von Hecken gesäumt, zwischen Äckern, an großen Nußbäumen vorbei, sanft bergan. Im Gestrüpp zu beiden Seiten des Hohlweges sollte ich mit meinem Vater hier die Ostereier suchen, und ich fand bald viele schöne marmorierte Eier, eins zwischen alten Erdbeerblättern, ein anderes unter Moos und Brombeerranken, und ich hatte natürlich keine Ahnung, daß mein Vater, der wenige Schritte vor mir herging, und der mir scheinbar suchen half, die bunten Eier selber versteckte.

Auf den Äckern lief manchmal ein Hase vorüber, und manches Häslein sprang auch quer über den Hohlweg. Da nun die ganze Stadt immer in dieser Woche zu den Kindern von eierlegenden Hasen sprach und bei Bäcker und Konditor die Schokoladen- und Kuchenhasen in allen möglichen Stellungen eierlegend

dargestellt waren, so hatte ich kleiner sechsjähriger Junge keinen Zweifel und keinen Argwohn, daß das Eierlegen der Hasen nicht wahr sein könnte.

In glücklichster Stimmung, meine Manteltaschen vollgefüllt mit einem Dutzend Eier, kamen wir oben auf dem Gutshof an, wo ein Jahr vorher meine Mutter gestorben war. Das Gut besitzt eine schöngemauerte Steinterrasse. Das Haus steht auf dieser Terrasse. Darunter sind die Stallungen. Auf der Terrasse sind Blumenbeete angelegt und Kastanienbäume gepflanzt, und an der Terrassenbrüstung entlang reihen sich Fliederbäume, die im Frühling reich weiß und lila blühen. Damals waren noch keine Blumen und kein Rasen auf der Terrasse gepflanzt. Es war nur eine heiße Sandfläche da, und die jetzt großen, schattigen Bäume waren nur dünne Ruten und an Pfähle gebunden.

Auf dieser Steinterrasse hatte meine Mutter am Tag vor ihrem Tode auf einem Feldbett gelegen, als mein Bruder, damals ein dreizehnjähriger Junge, mit mir von ihr Abschied nahm, um in die Stadtwohnung abends heimzugehen. Wir ahnten nicht, daß dieser Abendkuß der letzte Kuß war, den sie uns im Leben gab. Am nächsten Tag, mittags um zwölf Uhr, starb sie. Auch mein Vater hat sie an diesem Abend zum letztenmal lebend gesehen. Nur meine jüngste Stiefschwester war bei ihr im Augenblick des Todes. An jenem Abend, ehe mein Vater von ihr ging, und sie auf der Terrasse in ihrem Feldbett lag, deutete sie in einem leichten Fieberzustand, der sie in den letzten Tagen nie mehr verließ, auf das Ende ihres Bettes und sagte:

„Es steht eine Gestalt dort, die breitet einen dunklen Flor über mich aus. Das ist der Todesengel, glaube ich. Zweimal habe ich ihn jetzt schon dort stehen sehen, Karl."

Sie sagte das friedlich und furchtlos, verklärt vom Anblick der Erscheinung und der untergehenden Sonne. —

Als ich nun am Ostertag mit meinem Vater zu dem Gut kam und auf der Terrasse stand, wo ich so

oft mit meiner Mutter gespielt hatte, konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, meine Mutter wäre irgendwo im Hause versteckt, und sie würde mich plötzlich überraschen und durch irgendeine Türe herauskommen. So wie die Ostereier im Gras versteckt waren, glaubte ich auch sie vielleicht in einem Versteck zu finden, und ich sah vorsichtig hinter den Zimmertüren nach. Man beobachtete es und glaubte, ich suche noch mehr Ostereier, und die Leute im Hause, die Hausfrau und die Töchter, kamen und brachten mir noch einige schöne und buntgefärbte Eier. Aber ich getraute mir nicht zu sagen, daß ich keine Ostereier mehr, sondern meine Mutter gesucht hatte. Die Eier wollte ich nicht annehmen. Es war mir peinlich, mir Eier geben zu lassen, da ich doch meine Mutter haben wollte.

Als ich dann später wieder neben meinem Vater nach Hause ging und wir hinunter zum Stadttor kamen und zu den großen Gefängnissen, blieb meiner Mutter Geist auf dem Berg zurück, und meines Vaters Geist beherrschte mich. Ich ließ mir wie so oft von meinem Vater wieder die Bedeutung der großen unbeschriebenen Steintafel erzählen, die hoch oben über zehn Säulen in der Mauer jenes assyrisch aussehenden Gefängnishauses angebracht ist. Dort befindet sich auch ein eiserner großer Löwenkopf, der einen eisernen Ring im Maul trägt. Mein Vater hatte mir die Bedeutung dieser Abzeichen schon erzählt und wiederholte sie jetzt: „Wessen Gewissen so rein ist wie die Tafel, und wer die zehn Gebote so fest hält, wie die zehn Säulen das Gebäude und wie der eiserne Löwenkopf den eisernen Ring, der kommt nicht in dieses Haus."

Ich fand, wenn ich neben meinem Vater ging, war das Leben immer furchtbar schwer. Die Mutter hatte mir nie von Gesetzen gesprochen, und der Vater dagegen erschien mir wie die Verkörperung jener Gebote, die wahrscheinlich sehr notwendig zum Leben sein mußten, die aber zugleich das Lebensspiel und die Lebensleichtigkeit verboten. —

Mit der Mutter spielte ich mit allem, sogar mit dem Tod, bei ihr war alles einfach. Wenn wir zu-

sammen Sterben spielten, dann mußte sie ganz still sein und durfte sich nicht rühren; das Kindermädchen hatte mir oft vom Sterben erzählt, aber sie mochte es nicht spielen. Dieses Spiel spielten wir, meine Mutter und ich, auf dem Sofa im Jahre vor ihrem Tode besonders häufig. Dann lehnte sie den Kopf auf ein Kissen, auf welches aus bunter Wolle große Rosen gestickt waren. Wenn es dann ganz still im Zimmer war, so daß man nur die Fliegen an den Fensterscheiben summen hörte, und sich nichts rührte als nur die Pfingstrosen, die in einer Glasschale auf dem runden Tisch vor mir standen, die sich entblätterten und einzelne rosa Blütenblätter auf die burgunderfarbene Tischdecke fallen ließen, da wurde mir wunderlich angst und bang vor den plötzlich sich bewegenden Blumen, vor den summenden Stubenfliegen und vor dem unbeweglichen, wachsbleichen Gesicht meiner Mutter, das so weiß auf den grellen wollenen Rosen des Kissens leuchtete, und ich weckte sie rasch von den Toten auf. —

Das Gesicht meiner Mutter war, wie es die Haartracht der damaligen Zeit forderte, auf jeder Seite von zwei langen, sich ringelnden Locken eingefaßt. Jeden Morgen sah ich zu, wie diese Locken entstanden. Meine Mutter hatte dichtes blauschwarzes Haar. Jedes einzelne Haar war sehr stark, und die Frisur einer Japanerin war nicht schöner gearbeitet als die ihre. Ich stand immer neben ihr am Ankleidespiegel und plauderte, wenn sie ihr Haar machte. Den Handgriffen dabei sah ich gern zu, dem rotlackierten, runden Lockenholz, um welches die starken Haarsträhnen vorsichtig gewickelt und gebürstet wurden, und ich wartete gespannt auf den Augenblick, wenn meine Mutter das Lockenholz aus dem Haar zog und sich dann die schwarze Locke, lang und schön gedreht, auf die schmale Schulter und an den schlanken Hals der zierlichen Frau legte.

Alle diese meine kleinen persönlichen Genüsse, die ich bei dem Spiel mit meiner Mutter und beim Beobachten ihrer verschiedenen Tätigkeiten hatte, gingen mir jetzt nach ihrem Tode verloren.

Das Leben an der Seite meines Vaters schritt wie mit Meilenstiefeln über meine kleinen persönlichen Angelegenheiten hinweg, und auch in der Nähe meiner vier Stiefschwestern, die mich wie vier verschiedene junge Mütter jede auf ihre Weise aufs liebevollste zu erziehen suchten, war mir das Leben nicht so restlos natürlich einfach und selbstverständlich, wie es mir im Spiel mit meiner Mutter erschienen war. Ich erinnere noch, ich zog mich, davon befrembet, eine Zeitlang, um für mich allein zu sein, auf einer Fußbank kauernd, unter die Tische zurück, wo ich mir ungestört wie in einem eigenen Hause vorkam. Durch die durchsichtige burgunderfarbene Tischdecke sah ich dann die Welt draußen wie in Rosenröte schwimmen. Aber mein Vater litt es nicht, daß ich mich so früh schon mit meinen sechs Jahren vom Leben zurückzog, und daß ich für mich träumen wollte. Er nahm sich plötzlich meiner auf das lebhafteste an.

Eines Tages wurde eine riesige Karte von Europa gebracht, sie bedeckte die eine Wand unseres Schlafzimmers, wo sie aufgehängt wurde, und täglich nach dem Essen, ehe sich mein Vater ausruhte, mußte ich, auf seinen Schultern sitzend, Europa bereisen. Ich mußte die Stadt finden, wo die Großmutter wohnte: Petersburg. Ich wußte bald, wo Napoleon regiert hatte, und wo der Rhein hinfloß; wo die Pyramiden waren und die Inseln, von welchen die Kanarienvögel herkamen; wo der feuerspeiende Vesuv lag und der Nordpol, an welchem das Jahr nur einen Tag und eine Nacht hatte, und wo man immer Schneeballen werfen konnte. Niemals aber konnte ich das Land der Kamele und das des Streusandes behalten, welche Marokko und Algier hießen, und die auf der Karte lila gemalt waren, welche Farbe ich nicht leiden mochte. Und bei Marokko, dem lila Land, fand ich die Geographiestunde immer langweilig. — Unter der Schlafzimmertür hatte mein Vater für mich eine Schaukel anbringen lassen, da sollte ich jetzt täglich turnen, eifrig wie der Turnvater Jahn. Alles dieses war immer noch zeitweilig unterhaltend, wenn

es auch nie so unterhaltend war wie meine Diogenesstunden unter der burgunderroten Tischdecke. Aber das, was meinen Vater in meinen Kinderaugen für mich auf einmal zu einem Hausschrecken machte, das war der Duscheapparat, eine Zimmerdusche, die eines Tages im Schlafzimmer wie eine Zuchthauszelle aufgestellt wurde, und unter die ich jeden Morgen zwischen drei Wasserbrausen gestellt wurde, um abgehärtet zu werden. Diese Dusche blieb bis zu meinen Jünglingsjahren im Schlafzimmer als Folterwerkzeug meines Leibes, der sich erst allmählich an dieses Zuchtmittel gewöhnte. Denn dieses „Sichabhärtensollen" konnte ich lange gar nicht mit dem weichen Hang zum Träumen vereinigen.

Mit blaugefrorenen Fingern und am ganzen Leibe zitternd, kam ich nach der gewalttätigen Duscheabhärtung um acht Uhr morgens in die Schule, wo es lange dauerte, bis ich warm wurde. Aber die Abhärtung schadete mir nicht, und diese Kaltwasserbehandlung, der mich mein Vater von Jugend an im Winter und Sommer unterworfen hat, machten mich gesundheitlich später so widerstandsfähig, daß ich bei meinen weiten Auslandsreisen und bei meiner Reise rund um die Erde weder durch fremdes Klima oder Wettereinflüsse, noch durch fremde Nahrung zu leiden hatte. Nur glaube ich, daß meine Unaufmerksamkeit in der Schule und eine unbezwingliche Schlafsucht, die mich damals morgens in der ersten Unterrichtsstunde überfiel, von jenen eisigen Duschen herrührten. Immerhin war der Wille meines Vaters, einen gegen das Leben gestählten Menschen aus mir zu machen, von so starkem Einfluß auf mein späteres Leben, daß ich jetzt ohne Bewegung in frischer Luft und ohne morgendliche eiskalte Wasserabreibungen nicht leben könnte.

Meinem Vater widerstrebte immer mein Hang zum Träumen, den er wie ein Laster ansah, und den er mit allen Mitteln aus mir ausrotten wollte. Seine Natur, die vor allem Technik, Stahlmaschinen, Jagd, Reiten und spartanische Abhärtung liebte, verachtete meine Lust zu stiller Beschaulichkeit. Wenn ich

morgens plötzlich das Ankleiden unterbrach und mit meiner Krawatte oder meinen Stiefeln in der Hand am Fenster unbewußt stehen blieb und zehn Minuten lang auf den blühenden Birnbaum starrte, in welchem große schwarze Amseln, mit schönen gelben Schnäbeln, ab- und zuflogen, oder wenn ich einen aufgesprungenen Riß auf der polierten Kommode lang betrachtete, weil mir dieser auf der Politur wie ein Gesicht, eine Gestalt oder wie eine Handzeichnung vorkam, oder wenn ich im Faltenwurf der weißen Fenstergardinen, während ich mein Gesicht mit dem Handtuch trocknete, plötzlich den Kopf von Moses oder Barbarossa zu entdecken glaubte und die Hand mit dem Handtuch sinken ließ und die Gardine anträumte, als hätte ich sie vorher nie gesehen — dann schreckte mich plötzlich die Stimme meines Vaters auf, der für alles im Leben Verständnis hatte, nur nicht fürs Träumen. —

Von Traumgestalten, von Märchenfiguren wußte er gar nichts. Ich erinnere, daß einmal, als ich in der Oper „Oberon" gewesen, und ich ihm am nächsten Tag etwas von Oberon und den Elfen erzählte, während wir zusammen zum Fenster hinaussahen, er mich plötzlich fragte: „Was sind denn Elfen?" — Mein Vater war damals Anfang der Sechzig. Ich war sprachlos in meinem Herzen, — ließ es mir aber nicht merken, — darüber, daß ich kleiner Mann dem großen Mann die Vorstellung von Elfen beibringen sollte. Er, der mir immer auf Spaziergängen Blitz und Donner erklärte und von negativer und positiver Elektrizität sprach, er, der mir gesagt hatte, daß es ultraviolette Strahlen gäbe, Strahlen, die das menschliche Auge nicht wahrnehmen könnte, aber deren Dasein das menschliche Gehirn sich beweisen kann — dieser Mann wußte nichts von den meinem Kindergehirn vertrautesten Naturgestalten, den Elfen! — Er hatte niemals in seiner Jugend Märchen gelesen, und die üppige Romantik, die in seinen Jugendjahren in Deutschland wucherte, hatte er für sich in seinem hellen Lebensgang, in seiner vollständigen Hingabe an die neue Lichtkunst zur Be-

rauschung nicht nötig gehabt. Ihn berauschte es, die Entwicklung des Menschengeistes zu verfolgen. Für Mittelalterherrlichkeiten, Märchengeschichten und Sagen hatte er, wie er selbst sagte, in seiner Jugendzeit keinen Sinn und kein Ohr gehabt. Erst später, in seinen Greisentagen, ließ er sich herbei, der Lieblichkeit und Anmut der Märchengestalten einen kleinen Platz in seinem Herzen einzuräumen. Und es war schon höchste Gnade seines Geistes, wenn er, der nur alles Wirkliche und alles Nützliche gelten ließ, sich bei mir erkundigte, was Elfen seien.

Trotzdem hatte sich mein Vater gegen übersinnliche Vorstellungen niemals vollständig abgeschlossen. Er gab sogar dem Aberglauben sein Recht, wenn derselbe Nutzen bringen konnte. Den Aberglauben bei Heilzwecken gelten zu lassen, dem war er nicht abhold. Er erzählte uns oft von einer russischen Fürstin, die ihm ein abergläubisches Heilmittel zur Beseitigung von Hautwarzen mitgeteilt hatte. Ich erinnere noch deutlich, als sich auf meiner Schulknabenhand eines Tages ein paar kleine Warzen zeigten, daß dann mein Vater das Geheimmittel der russischen Fürstin bei mir anwendete. Er führte mich eines Nachts um elf Uhr in unseren Hof. Es war abnehmender Mond. Der Mondschein lag auf dem Sandboden, auf dem chinesischen Gartenhaus und auf den beiden Blumenbeeten, die den Hof schmückten. Mein Vater hielt einen Streifen Speck in der Hand. Kreuzweise strich er mir dreimal über den mondbeschienenen Handrücken, auf welchem ich die kleinen Warzen hatte. Dann ließ er mich, mit dem Rücken gegen den Mond gewendet, das Speckstück über meine Schulter werfen, ohne daß ich mich dabei umsehen durfte. Und nun sollte ich zu niemandem über dies Geschehnis sprechen, sollte die Warzen tagelang nicht betrachten und nicht an sie denken und sie nicht berühren. Natürlich war das erste am nächsten Morgen, daß ich meine Hand auf die Warzen hin untersuchte, ob sie noch da wären. Aber seltsamerweise: danach vergaß ich plötzlich die Warzen, die ich vorher stündlich befühlt hatte. Nach acht Tagen, als es Neumond war, fragte mich mein Vater plötzlich:

„Nun zeig mal deine Hand her. Hast du die Warzen noch?“ Da merkte ich erst, daß alle Warzen, die mich ein Jahr lang geplagt hatten, von meiner Hand verschwunden waren und von da ab auch verschwunden blieben. —

Meinem Vater, welcher nach dem Tode meiner Mutter eingehend meine Entwicklung beaufsichtigte, merkte man es an, daß er sich fortgesetzt Mühe gab, mir die Mutter zu ersetzen, indem er sich viel mit mir beschäftigte. Er bot mir natürlich keinen vollständigen Ersatz für meine tote Mutter, deren stille und doch so rührige Lebensart mich wortlos zu sich hingezogen hatte, im Gegenteil: diese stete Aufmerksamkeit, der ich jetzt von seiten meines Vaters ausgesetzt war, bedrückte meinen harmlosen Kindersinn. Es war mir in seiner Nähe, als sollte ich jetzt jeden Tag persönlich mit dem allgestrengen lieben Gott verkehren und mit meinem kleinen Verstand das ganze Weltall tragen helfen; denn für mich kleinen Knaben waren damals die Unterhaltungen mit meinem Vater sehr anstrengend. Er konnte mir auf den Spaziergängen, wenn ich Schiffe auf dem Maine sah und wissen wollte, warum dieselben nicht bis Amerika fahren konnten, stundenlang einen Vortrag über Schiffsschrauben und Kompaß halten. Oder bei der Betrachtung der Stadttürme erklärte er mir sogleich die Blitzableiter an denselben. Wenn auf einem Bahndamm ein Eisenbahnzug an uns vorüberrollte, sollte ich bestimmen, welcher Teil der Lokomotive der Tender war, und er fing sogleich auch eine begeisterte Erzählung über die neue Erfindung der Luftbremse an. Zwei Stunden lang konnte er von derselben technischen Sache sprechen, während ich bei dem Spaziergang hundert verschiedene Dinge in den Kopf bekam. Ich wäre lieber hinter unserem Jagdhund hergelaufen, welcher meistens hundert Schritte voraus war, als immer stumm meinem Vater zuhören zu müssen. Wenn wir aber durch die Stadtanlagen gingen, hatte mein Vater unendlich viel zu grüßen. Da wurde denn manches Mal der lange zähe Faden der Erklärung von einem oder dem andern Bekannten,

der stehen blieb und mit ihm sprach, abgerissen. Ich empfand das als eine wunderbare Erleichterung und spielte rasch in der kurzen Zeit mit unserem Hund, denn meine kleinen Glieder waren überm Zuhören ganz steif geworden. Wenn ich aber glaubte, mein Vater sei durch die Begrüßung der Bekannten jetzt von der Erklärung der Luftbremse abgekommen, so hatte ich mich geirrt. Wenn wir wieder allein waren, fragte er mich zu meinem Schrecken jedesmal: „Wo bin ich vorhin beim Erzählen stehen geblieben?" Und wenn ich dies natürlich nicht wußte, sagte er etwas schmerzlich berührt und vorwurfsvoll: „Du hast wieder einmal nicht zugehört. Du könntest doch zuhören, wenn dein Vater spricht."

Ich versuchte nun bei der Fortsetzung seiner Erklärungen genau zuzuhören, aber da ich keinen Hang für Maschinenbau und ähnliche Dinge hatte, merkte mein Vater durch Fragen, die er stellte, daß ich nur Worte hörte und keinen Zusammenhang erhielt. Er schloß jedesmal seufzend die Unterhaltung äußerst milde mit den Worten: „Man darf ja niemals einem Menschen einen Vorwurf machen, wenn er für eine Sache, die einen andern aufmerksam erregt, von Natur keinen Hang zeigt. Mir ist die Liebe für Maschinen und alles, was damit zusammenhängt, angeboren und liegt mir im Blut. Du hast aber mal keinen Sinn dafür. Das tut mir persönlich leid, aber ich kann dich deshalb nicht tadeln. Du bist ein Träumer! Wenn du dabei dein glückliches Leben und einmal dein glückliches Auskommen finden wirst, soll mich das von Herzen freuen. Mir ist es jedoch ganz unverständlich, wie heutzutage ein Mann träumend durchs Leben kommen kann. Ich muß manchmal befürchten, daß das ewige Träumen und unaufhörliche Unaufmerksamsein dich zu schwach für die Wirklichkeit macht." — Und dann erzählte er, um mir ein Beispiel vom Elend eines schwachen Mannes zu geben, die Lebensgeschichte seines Bruders Eduard. Dieser war so „schwach", wie mein Vater es nannte, daß er keiner Fliege etwas zu leid tun konnte. Mein Vater beschrieb ihn mir auf seine Weise: „Meine

von mir mit Sprenkeln gefangenen Singvögel, die ich in einem großen Käfig zusammen gefangen hielt, ließ mir mein Bruder Eduard eines Tages alle davon fliegen, weil es Frühjahr war und er die gefangenen Vögel nicht sehen konnte. Als ich ihn dafür durchprügeln wollte, versteckte er sich hinter die Röcke der Mutter, die ihn immer gegen mich in Schutz nahm, ebenso wie gegen meinen strengen Vater. Und was ist daraus geworden? Der arme Junge war, als er Mann geworden, viel zu schwach fürs Leben, und als der erste Schicksalsschlag ihn traf, brach er zusammen. Er heiratete eine Frau, die er sehr liebte. Aber man soll sich an nichts zu stark hängen in dieser Welt. Die Frau wurde nach ein paar Jahren krank und starb schnell, und nun war der arme Mann verloren. Er aß und trank nicht mehr. Er lief auf den Kirchhof hinaus und saß den ganzen Tag am Grabe seiner Frau und sprach vor sich hin, als wenn er mit der Toten spräche. Er wollte auch nachts nicht vom Grabe fortgehen und bat, daß man ihn doch auf dem Kirchhof lassen möge, er wisse nicht, was er zu Hause in den leeren Zimmern solle. Er hatte zwar ein paar kleine Kinder, an die er hätte denken müssen, aber vor Trauer um die Tote vernachlässigte er die Kinder. Da er bald nicht mehr aß und trank, wenn ihm nicht Freunde einige Nahrung mit Gewalt einflößten, so wären auch die Kinder beinahe verhungert, wenn sich andere ihrer nicht angenommen hätten. Zuletzt war der schwache Mann überhaupt nicht mehr vom Grabe wegzubringen. Er sträubte sich dagegen und man mußte ihn auch nachts dort lassen. Man konnte ihm auch keine Nahrung mehr beibringen. Auf diese Weise hat er sich selbst verhungert, und man fand ihn eines Morgens auf dem Grabe der Toten vor Entkräftung und Kummer gestorben.

Liebe kann ja hoch und edel sein," fügte mein Vater hinzu, „aber solche Liebe ist unmännlich und war bei ihm nur damit zu entschuldigen, daß mein armer Bruder von Natur schwach und zart war und dem Leben nicht gewachsen, wofür er nichts konnte."

Staunend hörte ich diesem Bericht zu. Kein Wort war mir entgangen. Ich sah den Friedhof, den händeringenden Mann, den leeren Käfig, aus dem er die Singvögel hatte entfliehen lassen, und ich hätte gern viele, viele Fragen gestellt und hätte gerne stundenlang allen fesselnden Erzählungen über ihn zugehört. Als ich aber nur eine einzige Frage in dieser Richtung an meinen Vater laut werden ließ und er atemlose Erwartung aus meiner Frage hörte, sagte er fast beleidigt: „Siehst du, nun konntest du zuhören. Nun fragst du und willst mehr wissen! Warum konntest du nicht ebenso aufmerksam sein und Fragen stellen, die mich freuen würden, als ich dir vorher von der Luftbremse oder vom Kompaß erzählte. Du hast keinen Sinn für das Ernste. Du hast nur Sinn für das Romantische, für nutzlose Träumereien. Du mußt das von deiner Mutter haben, welche in der Zeit, da sie deine Geburt erwartete, immer Romane las, so daß ich ihr zuletzt die Bücher wegnehmen und das Licht nachts ausblasen mußte. Ich habe nie Romane gelesen. Das ist ungesund, und solange ich es verhindern kann, sollst du auch keine in die Hände bekommen. Wenn du lesen willst, lies naturwissenschaftliche Bücher, Reisewerke, Weltgeschichte!"

Mit solchen Vermahnungen endeten viele unserer Spaziergänge. — In der ersten Zeit nach meiner Mutter Tod waren meine schönsten Stunden, die mir noch bis ins Alter angenehm in Erinnerung geblieben sind, die Dämmerstunden im Kreise meiner vier Stiefschwestern. Sie standen damals im Alter von neunzehn bis sechsundzwanzig Jahren. Wenn ich mich auch tagsüber durch ihre verschiedenen Eigenarten manchmal in meiner Knabenfreiheit beengt fühlte, da sie mir, jede auf ihre Weise, ihre Vorschriften machen mußten, so vereinte uns dann herzlich die Stunde zwischen Licht und Dunkelheit, wenn wir uns, in Abwesenheit meines Vaters, im Wohnzimmer zusammenfanden und das Anzünden der Lampe solange wie möglich hinausschoben.

Meine älteste Schwester mit dem Schlüsselbund am Gürtel saß in der einen Sofaecke und meine zweit-

älteste Schwester in der anderen. Die zwei jüngeren Schwestern, die sich meistens zusammenhielten, saßen an einem Fenster. Die zweitälteste, welche mir sowohl im Aussehen, wie in der Gemütsart, am ähnlichsten war, hielt mich auf dem Schoß und erzählte mir Märchen, Grimmsche oder Andersensche Märchen, jeden Abend eine Fortsetzung. Sie war damals verlobt und hatte tagsüber an ihrer Aussteuer genäht. Sie war es auch, die abends an meinem Bett alte schöne Lieder sang: „Schlaf in süßer Ruh'!" und andere deutsche Lieder.

Entweder waren wir zur Dämmerstunde in dem Wohnzimmer oder im Atelier, das nach dem Main und dem Festungsberg hinaussah. Der goldene Abendhimmel glänzte im Flußwasser, und die figurenreiche Brücke und der turmreiche schwarze Ausschnitt der Marienburg auf dem Festungsberg, wie mit undurchdringlichen Geheimnissen beladen, schauten uralt über den Fluß herüber. Im klaren Abendhimmel stand manchmal die feine Mondsichel, von der ich glaubte, daß sie und die Sterne, die jetzt einzeln aufblitzten, genau wüßten, wo meine Mutter wäre. Denn mein Vater hatte gesagt, die Mutter sei jetzt oben bei den Sternen. Und wenn wir im Wohnzimmer saßen, und der Vollmond über den winkeligen Ziegeldächern der Nachbarhäuser auftauchte, dann betrachtete ich besonders genau den Stern, der immer in der Nähe des Vollmondes steht, und von dem mir einmal ein Dienstmädchen gesagt hatte: „Wenn der Stern auf den Mond fällt, dann geht die Welt unter." Zuweilen schien es mir, als ob der Stern ein klein wenig näher an den Mond gerückt wäre, und ich erwartete den Weltuntergang mit gruselndem Vergnügen, ungefähr so, wie alle Kinder in der Büttnersgasse im Frühjahr sich auf das Hochwasser freuten, wenn es angemeldet worden war. Als ich aber meinen Vater einmal über den Weltuntergang zu Rate zog, zerstörte er mir gründlich alle heimlichen Hoffnungen. Er erklärte mir, daß die Erde Millionen Jahre bestehe und wahrscheinlich Millionen Jahre bestehen werde, daß unsere Erde vor Millionen

Jahren von der Sonne fortgeschleudert worden sei und vielleicht einmal wieder zur Sonne zurückkehren werde. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch von ihm, daß Gott kein Mensch sei, der auf einer Wolke im Himmel sitze und nur auf die Menschen aufpasse, sondern die ganze Welt sei Gott selbst. Jeder Mensch sei ein Stück von Gott, die Bäume, der Main, das Feuer im Herd, auch unser Hund, sogar jeder Pflasterstein in der Büttnersgasse. Außerdem hörte ich noch, daß die Erde auch einmal feurig gewesen sei, wie die Sonne, und im Innern der Erde gäbe es noch Feuer.

Das war eine ganz unerwartete Offenbarung, und ich sah meinen Vater beinahe für einen Heiligen an, weil er wußte, daß im Erdinnern Feuer sei. Er hatte gesagt, wenn man senkrecht in die Erde bohrt und man würde weiter und weiter bohren, würde man zuerst auf Wasser und dann auf vieles Feuer stoßen. Er erzählte mir dieses einmal beim Mittagessen. Und der gruselnd aufregende Gedanke, daß ich vielleicht Wasser und Feuer aus der Erde herausgraben könnte, machte mir den Kopf ganz heiß. Kaum war mir die Serviette von einer meiner Schwestern vom Hals abgenommen, so verschaffte ich mir aus dem Werkzeugkasten meines Bruders, welcher dieselbe Vorliebe für Mechanik und Photographie hatte wie mein Vater, einen langen Nagel, eilte auf die Büttnersgasse hinunter und begann, um einen Pflasterstein herum die Erde herauszukratzen. Ich glaubte nicht anders, als daß ich unter dem Pflasterstein schon aufs Feuer stoßen würde. Als ich endlich den Stein ein wenig bewegen aber unmöglich heben konnte, und ich mir die Finger blutig geschunden hatte, mußte ich einige Knaben herbeirufen, die in der Nähe spielten, und die mir den Stein heben halfen, nachdem ich ihnen versichert hatte, ich wüßte, daß unter dem Pflasterstein Feuer wäre. Endlich hoben wir den Pflasterstein zur Seite. Da war nur Sand und unter dem Sand kotige schwarze Erde, darin sich ein Regenwurm drehte.

Die Knaben sahen mich an und fragten, wo das Feuer wäre. „Ich weiß es ganz bestimmt, daß Feuer unter der Erde ist," versicherte ich wieder.

„Grabt nur weiter. Ich will schnell mal hinauflaufen und meinen Vater fragen."

Am Abend mußten wir den Pflasterstein wieder an seine Stelle wälzen. „Zum Feuer kann man nicht mit den Händen kommen," hatte mir mein Vater erklärt, als ich mit meinen erdschwarzen kleinen Fäusten vor ihm stand und ihm erzählte, daß wir das Erdfeuer in der Büttnersgasse suchten. Zugleich empfahl er mir an, die Straße wieder in Ordnung zu bringen. Die andern Knaben hatten inzwischen mehrere Steine herausgerissen. Es machte ihnen gar nichts, daß kein Feuer da war. Sie hatten sich beim Herausreißen der Steine sehr gut unterhalten. Aber das Wiedereinsetzen derselben mußte ich allein besorgen. Davon wollten sie nichts wissen und liefen davon. Nur die kleinen Mädchen auf der Straße, die dem Ganzen zugesehen hatten, halfen mir bei der Pflasterarbeit. Und sie wie auch ich, glaubten nach wie vor fest daran, daß Feuer in der Erde sei, so wie es mein Vater gesagt hatte, wenn sie auch keinen Beweis, den sie wie die Knaben erwarteten, bekommen hatten.

Der Vater sprach vom Feuerschlund,
Der rot im Erdeninnern sei
Und ewig lebt im Erdengrund;
Des wurde ich im Sinn nicht frei.

Ich will zum Erdenfeuer hin!
Von dem der Vater sagt, es ist
Unlöschbar in der Erde drin.
Ich lösch' es, daß es uns nicht frißt!

Ich lief hinab zur Büttnersgass',
Sah mit 'nem Eisennagel nach —
Der kaum mehr als mein Finger maß —
Ob's Feuer aus der Erde brach,

Wenn ich am Pflaster fleißig grub'
Und mit dem Nagel aus der Erd'
Mir einen Pflasterstein dann hüb'. —
Vielleicht ich's Feuer sehen werd'!

So dachte ich im Kindersinn.
Fand nichts und lief zum Vater dann
Und fragte schnell von neuem ihn:
„Sag, wann komm' ich beim Feuer an,

Von dem du sagst, daß in der Erd'
Es glüht mit ewig rotem Schein?
Ich stieß auf keinen Feuerherd
Und hob doch aus den Pflasterstein?"

Der Vater lächelte nur sacht:
„Mein Sohn, eh' du das Feuer siehst,
Da mußt du graben Tag und Nacht;
Viel Wasser rund ums Feuer fließt."

Da ließen's meine Hände sein.
Mein Herze doch, das konnt's nicht lassen
Und grub stets weiter ganz allein
Und tat auch vieles Wasser fassen

Und kam dann auch nach Tag und Jahr
Bei tiefer Erdenflamme an.
Dort fing's ein Feuer wunderbar. –
Gottlob, daß ich's nicht löschen kann!

Die Mädchen in der Büttnersgasse, die mit uns Knaben in den Sommerabenden auf den Haustreppen spielten, glaubten überhaupt an so wunderbare Dinge, an die nicht einmal mein Vater glaubte: an Hexen, die auf Besenstielen durch die Luft ritten, und an die Hölle, in der man auf Stecknadelstühlen saß und eiserne Klöße aß.

Ich verstand meinen Vater nicht, warum er nicht auch an diese wunderbaren Dinge glauben wollte, die eigentlich ebenso wahr sein müßten, wie das Feuer unter der Erde sei, zu dem man ja auch nicht mit den Fingern hinkommen konnte. Es schien mir da etwas im Herzen meines Vaters nicht in Ordnung zu sein, und ich glaubte ebenso gern an Hexen und Hölle, von denen mir die Mädchen auf den Straßen erzählten, wie ich gern an Dornröschen, Schneewittchen, die sieben Zwerge, an den Däumling und an Andersens kleine Seejungfrau glaubte. Und so wunderbar es war, das Erdfeuer, an das ich natürlich auch fest glaubte, sich vorzustellen, weil es gegen alle Alltäglichkeit, gegen alles Gewohnte abstach und unter dem Erdboden lebte und hervorbrechen konnte, ebenso wunderbar, aber auch beinahe wehmütig stimmend, war mir immer das Bewußtsein, daß es Strahlen geben sollte, die ultraviolett genannt wer-

den, die nie ein Mensch sehen konnte, die da im Weltraum sich vergeblich bemühten, sich unserem Auge bemerkbar zu machen; Strahlen, die uns beschienen, und die wir nicht sahen, die uns berührten, und die wir nicht fühlten, vor denen wir Menschen alle zusammen Blinde waren, Blinde mit sehenden Augen.

Als ich viele Jahre später meine ersten Jünglingspoesien, die noch nicht von Liebe und Leidenschaft handeln konnten, da ich diese noch nicht erlebt hatte, unter dem Titel „Ultraviolett", mit dem Untertitel „Einsame Poesien" herausgab, ahnte ich nicht, daß ich über diesen Titel allgemein verlacht werden würde. Ich hatte in dem Gedichtbuch alles niedergeschrieben, was mich an der Welt und was meine jungen Sinne erregte: Gefühle beim Anblick eines blühenden Faulbaumes, Gefühle beim Fallen des ersten Schnees, Gefühle beim Anblick des aufgehenden Mondes, Gefühle beim Duft des Jasmins, Gefühle beim Regen, Geschichten, die einige Gemälde mir erzählten, jünglinghaft sehnsüchtige Vorstellungen unerlebter Dinge, Landschaften auf dem Mond und Gestalten aus der Sündflut — ein stotterndes Torheitbuch, gebraut aus den unschuldig ehrlichen Eindrücken junger sinnlicher Sinne und geschrieben von einer schwärmenden Seele, geschrieben von einem jungen Mann, der noch keine Frau in Liebe umarmt hatte, der der Welt gegenüberstand, wie die ultravioletten Strahlen dem menschlichen Auge, die nicht ins Herz dringen können, weil sie nicht wirkliche warme Sonnenstrahlen sind, die in einer Jünglingseinsamkeit in einer ultravioletten Welt leben, welche noch nicht vom Purpur des Blutes angefüllt ist. Niemals ist der Titel eines Buches ernster, ehrlicher und tiefempfundener von jugendlicher Überzeugung diktiert worden als dieser Titel „Ultraviolett". Aber kaum jemals, solange Bücher geschrieben wurden, ist je ein Titel so verlacht, verhöhnt und mißverstanden worden, als dieser Buchtitel. Ich hatte in meiner Jugendeinfalt geglaubt, daß alle Gebildeten bei der Nennung der ultravioletten Strahlen dieselbe wehmütige und nachdenkliche Empfindung haben müßten,

wie ich sie erhalten hatte, als ich zum erstenmal vom Dasein eines Lichtes hörte, das ungesehen leben soll. Unzählige Male ließ ich mir in meiner Jugend von meinem Vater immer wieder das Bestehen der ultravioletten Strahlen versichern. Er konnte wunderbar darüber erzählen und pries dabei hoch den menschlichen Geist, der durch Berechnungen die ultravioletten Strahlen entdeckt hatte, der heller sehen konnte als das menschliche Auge. Seine Berichte von diesem fremden Licht überzeugten mich so sehr von dem gewaltigen Einsamkeitsgefühl, welche diese Strahlen dem menschlichen Auge gegenüber ausgesetzt seien, daß ich meine einsamen Jünglingsempfindungen, als ich sie in Gedichten aussprach, unter dem symbolischen Titel „Ultraviolett" zusammenfassen mußte.

Reifer geworden, trat ich dann aus der Welt des Ultravioletts in die Welt der sieben wirklichen Farben. Und damit war wie auf einem siebenfarbigen Regenbogen für mich die Brücke zwischen Himmel und Erde hergestellt. Ich lernte dichtend von der Erde zum Himmel zu wandern, und auf dem sichtbaren Farbenbogen stehend, fand ich Lieder im Liebeshimmel und wurde von jetzt ab auf der Erde gehört. Denn erst das Herz der Frau ist die Schwelle, auf welcher jeder Dichter den siebenfarbigen Liebes- und Leidensweg, der von der Erde zum Himmel und vom Himmel zur Erde führt, betreten kann. —

Meines Vaters Geist waltete über allem, was ich tat. Mein Vater hat mir von Jugend an durch seine Liebe zu meiner Mutter Hochachtung vor allen Frauen eingeflößt, Hochachtung vor dem Liebesgefühl, und zugleich lernte ich von ihm Hochachtung vor den Eltern und Hochachtung vor dem göttlich schöpferischen Menschengeist als Höchstes auf Erden ansehen. Er prägte mir aber auch bei jeder Gelegenheit seinen starken Ehrgeiz ein. Wenn er mich am Fenster auf dem Arm hielt und mir die Soldaten zeigte, die über die Mainbrücke zogen, deutete er auf den General, dessen Federbusch auf dem Helm hell leuchtete, und sagte: „In allem, was du unternimmst, mußt du der Erste werden. Nur nicht loslassen, nur

nicht nachgeben, nur nicht feig sein!“ Und er erzählte von Napoleon, der es vom Leutnant zum Feldmarschall und vom Feldmarschall zum Kaiser gebracht hatte. Und er erzählte weiter von Bismarck, den man 1848, wenn man ihn bekommen hätte, am nächsten Laternenpfahl aufgehängt hätte, und der später den Bayern und dann den Franzosen den Krieg erklärte, und der immer gesiegt hat. „Wenn ihn auch alle verlachten und verwünschten, er hat sich nicht unterkriegen lassen,“ sagte er. „Er hat Napoleon gefangen genommen, ist in Paris eingezogen, hat den König von Preußen in Versailles zum Kaiser ausrufen lassen, hat Deutschland geeinigt und zu einem großen Reiche gemacht.“ — Wie sehr es mein Vater verstand, mich mit seinen Reden in seinen Bann zu ziehen, dies erinnere ich noch besonders deutlich aus dem Jahre 1871. An allen unseren Fenstern steckten eines Tages Fahnen, die Farben daran waren noch die des alten Bundesreiches, schwarz-gelb-rot, und die bayerischen Farben blau-weiß. Über die Mainbrücke waren in Scharen Kriegsgefangene geführt worden, Franzosen in roten Hosen und Turkos mit weißen Beduinenmänteln. Ich weiß nicht mehr, war es ein Sieg, weshalb geflaggt wurde, oder war es der Friedensschluß.

Zu Tisch brachte mein Vater Flugblätter mit, worunter ein Bild mir besonders in Erinnerung blieb, auf welchem Napoleon als Karnickel gezeichnet von einem Preußen auf dessen Bajonett aufgespießt war. Auch Bismarcks großer kahler Kopf mit den drei bezeichnenden Haaren war öfters abgebildet und war mir kleinem Knaben schon so bekannt wie der Kopf meines Vaters.

Meines Vaters lebhafte Rede drehte sich während des Mittagessens hauptsächlich um Deutschland, um Bismarck und um das deutsche Volk. Aber wenn er vom Volk sprach, machte er eine Geste mit der Hand nach dem Fenster, als wenn unten die ganze Straße Kopf an Kopf voll Volk stünde, das zu uns heraufschaute. Er selbst sprach vom preußischen König, von Bismarck, von Napoleon, als wenn er mit ihnen

eben im selben Zimmer saß. Ich erinnere, daß ich an jenem Tage sehr erstaunt war, als ich nach dem Essen auf die Straße hinunter blickte und dort die Leute scheinbar unwissend und einfältig wie immer gehen sah. Sie hatten sich nicht unter den Fenstern zu einem „Volk" aufgestellt, wie ich es erwartet, daß sie es hätten tun müssen, während mein Vater mit Bismarck, dem König und Napoleon hier oben sprach. Mein ganzer Respekt hatte während des Essens meinem Vater gehört. Wenn ich auch nicht viel vom Sinn seines Vaterlandseifers verstand, so fühlte ich doch die Hoheit seiner Leidenschaft, die ihn für mich ganz selbstverständlich über alles Volk stellte, und ich sah ihn in meiner vierjährigen Einfalt immer dicht an der Seite Napoleons und Bismarcks. — Wenn mein Vater nicht von Maschinen, von Barometern, Blitzableitern und ähnlichen Dingen sprach, horchte ich ihm in meinen Knabenjahren immer eifrig und gern zu. Später versuchte ich auch bei chemikalischen, physikalischen und technischen Auseinandersetzungen seiner Begeisterung zu folgen. Und wenn ich in späteren Jahren als Erwachsener zu Besuch in die väterliche Wohnung kam, und ich ihn immer noch mitten in begeistertem Mitempfinden, bei allen neuen Errungenschaften des Menschengeistes auflebend und uns mitreißend, wiederfand, dann fühlte ich, als ginge von diesem Mann eine klare, die ganze Atmosphäre der Wohnung belichtende Geisteskraft aus, die das Atmen in den heimatlichen Zimmern leicht und fröhlich machte. Es war mir, als sei ich zu Gottvater selbst zurückgekommen, in eine Klarheit, die ich nie draußen in der Fremde und nicht mal in der geistigen Atmosphäre der großen Städte je so stark gefunden hatte. Und zu dieser Helle und Wachheit des Geistes meines Vaters, die in den Wohnräumen um ihn noch herrschte, als er schon ein siebenundsiebzigjähriger Greis war, gesellte sich draußen vor der Tür und vor den Fenstern des Hauses die wunderbare, alles verstehende und Frieden verbreitende fränkische Luft und der fränkische Sinn der Stadt Würzburg, die mit erdkräftigem Wein, mit schmucken

Frauen, lebenstüchtigen Männern auf altgeschichtlichem Boden, mit prächtigen Bauten, bei schön geschwungenen Hügeln am traulichen Main liegt und mir immer so recht als Heimplatz froher Musen und froher Wissenschaft erschien.

Als Professor Röntgen hier im physikalischen Institut die X-Strahlen entdeckte und ein neues den Menschenkörper durchdringendes Licht den Augen sichtbar machte, war ich noch ein junger Mann und schrieb eben an meinem Buch „Ultraviolett". Und ich sagte mir später oftmals: in keiner andern Stadt, nur in Würzburg, konnten die X-Strahlen entdeckt werden. Nur hier kommt geheimes Licht den Menschen so nah wie selten wieder auf einem Punkt der Erde. Das Würzburger Licht, das an den sonnigen Tagen von den Bergen wie eine blaue Elektrizität rund um die Stadt in den Himmel scheint, kommt mir immer vor, wie aus einem Jubel geboren. Ist es die Stellung der Hügel, die wie Brennspiegel verteilt am Mainufer nach Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange flüssige Spiegel des Mains selbst, der das gewundene Maintal aufhellt, so daß es scheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das, mit der Sonne vereint, die Weinbeeren an den Geländen kocht? — Ich weiß es nicht, warum Licht und Luft hier immer jubelnd gestimmt sind. Es gibt viele schöne Orte auf der Welt, die einen froh stimmen können, so wie es viele Orte gibt, die einen ernüchtern und des Frohsinns berauben können. Aber auch ohne an den Wein hier zu rühren, finde ich jede Stunde in dieser Stadt berauschend. Auch der Nüchternste und der Lebensmüdeste muß vom Licht- und Luftstrom, der hier Erde und Himmel durchdringt, bei einem Gang durch Stadt und Landschaft glücklich gestimmt werden. Die weise Heiterkeit Griechenlands, die zierliche und erdkräftige Schönheit Japans, die ich beide mit Leib und Seele kennen lernte, finde ich hier in Würzburg vereinigt. Es denkt sich leicht, es lacht sich leicht, es arbeitet sich leicht in dieser Stadt. Sie läßt die Liebe leicht entstehen, macht die Liebessehnsucht schwerwiegend und die Liebesin-

brunst tief. Sie entzückt, diese Stadt, die im Frühling von einer Geisterwelt üppiger Blumen- und Blütendüfte umgeben ist. Die Stadtanlagen sind voll japanischer Sträucher, die ein Würzburger, der Japanforscher Siebold, seiner Heimatstadt gegeben hat. Aber auch ohne diese ausländischen Blüten stehen die Obstblüte, die Rosen- und Fliederblüte Würzburgs nicht der Blütenfülle Japans nach.

Als ich nach viermonatlicher Reise durch Asien einmal im Mai nach Japan kam, fühlte ich mich vom ersten Schritt an, den ich vom Schiff aus in dieses Land setzte, als wäre ich in meiner fränkischen Heimat angekommen. Die Veilchen an den Wiesenrändern in Nagasaki, die Kirschen-, Mandel- und Pflaumenblüten in Tokio und Kioto, alle die lieblichen Hügelwege von blühenden Schlehenhecken gesäumt — Festlichkeit und Anmut der Gelände, der Anpflanzungen — alles erinnerte mich an die Frühlingsfestlichkeit in Franken, an die heimlichen Veilchenverstecke dort, an die lauschigen Hecken- und Gartenwege zur Baumblütezeit rund um die Stadt Würzburg. Nur fehlt der asiatischen Landschaft die Musik, die eine etwas lautere Menschenfröhlichkeit verkündet. Im Mai und Juni, wenn bei uns die studierende Jugend am Mainufer in ihren Vereinshäusern die Frühmusik zum Himmel klingen läßt, und die Gelände blühen, und der Fluß blitzt, und die warmblütigen und lebensfrohen jungen Würzburgerinnen unter den blühenden Bäumen lachen, dann ist der Frühling hier wie eine Festzeit der Menschenjugend.

Als ich von einem japanischen Prinzen in Tokio aufgefordert wurde, einige Jahre in Japan zu bleiben, und als man mir ein Haus anbot, damit ich dort dem japanischen Hof deutsche Dichtung vortragen sollte, konnte ich mich nicht entschließen, zuzusagen. Ein unsägliches Heimweh hatte mich in Japan überfallen. Weil dieses Land auf Schritt und Tritt so ähnlich wie meine Heimat ist und doch nicht die Heimat war, wurde ich dort ungeduldiger, als ich es in Indien oder China gewesen war, und sehnte mich von dort nach Würzburg dringender zurück als

von irgendeinem andern Punkt der Welt. Es war mir dort, als ginge ich neben der Zwillingsschwester einer Geliebten, die ich immer für die Geliebte ansehen mußte, und die es doch nicht war.

Mehr aber noch als der Geist der fränkischen Landschaft und der Geist des fränkischen Volkes haben mich nach Würzburg der Geist und die Erinnerungen an meinen Vater immer wieder hingezogen. Auch nachdem ich längst meines Vaters toten Leib bei meiner toten Mutter begraben habe, geht sein Geist für mich hier täglich mit der Sonne immer noch auf und steht mit den Sternen nachts am Himmel. Es ist vorgekommen, daß ich vom Rhein im Schnellzug nachts auf dem Wege nach München durch den Würzburger Bahnhof fuhr. Und vom Würzburger Bahnhof bis zur Heidingsfelder Eisenbahnbrücke, wo mich der Zug im Halbrund um das Stadtgebiet brachte, mußte ich mitten in der Nacht am Zugfenster stehen und das Herz zucken fühlen, als wenn man mich in zwei Teile zerrisse. Der Geist meines Vaters schien mein Herz zu packen und es behalten zu wollen. Und zwischen Würzburg und München war es mir dann immer, als habe der Bahnzug, in welchem ich einsam auf den Kissen lag, zwei Lokomotiven, eine am Anfang und eine am Ende des Zuges. Es war, als führe der Zug bald nach Norden, bald wieder ruckweise nach Süden. Und ich selbst kam mir vor, als läge ich in einem Eisensarg, wie jener König in einer Geschichte „aus Tausend und einer Nacht“, der im Eisensarg zwischen zwei Magnetbergen schwebt. —

Jene Dämmerstunden, die meine vier Stiefschwestern und mich, als ich Kind war, im dunklen Zimmer wie um einen Abgrund vereinigten, in den wir mit bewußten oder unbewußten Augen hineinstarrten, wie um Anfang und Ende zu befragen, ohne aber daß diese Frage zu Worten wurde, diese Dämmerstunden versetzten uns in einen erhöhten Zustand von Empfindlichkeit. Bei meiner ältesten Schwester löste sich dieses Gefühl in häuslicher Ordnungsangst aus, ich hörte sie aus ihrer dunklen Sofaecke oft sagen: „Va-

ter kommt! Er liebt nicht, daß wir ohne Lampe sitzen." Und ihr Schlüsselbund an ihrer Seite klingelte unruhig, als wollte sie aufstehen und Licht machen. Dann bettelten wir alle, daß sie doch warten möge. Vater käme ja noch lange nicht nach Hause. Wir wußten, er spielte zwischen fünf und acht Uhr Schach im Gesellschaftshause der „Harmonie". Aber es kam vor, fand er keinen seiner Schachfreunde dort, so kam er, nachdem er die Zeitungen gelesen, früher als sonst nach Hause. Dann wurde er ärgerlich, weil er uns im Dunkeln antraf, und weil eben erst in seinem Beisein die Lampe hastig angezündet wurde. Er mochte nicht, daß meine Schwestern träumten. Alles um ihn sollte Licht, Bewegung, Kraft atmen.

Während ich siebenjähriger Knabe auf dem Schoße meiner zweitältesten Schwester ihrer sanften, herzlichen und manchmal schelmischen Stimme lauschte, die ein Märchen vor mir aufbaute, horchte also meine älteste Schwester nach den Schritten im Hausgang und Treppenhaus. Die Jüngste, die sehr viel las und die Gelehrte unter den vier Schwestern war, hatte immer ein Buch in der Hand, und sie las noch beim Mondschein am Fensterbrett, während die Vorjüngste, die Verträumteste von allen, in den Mond starrte, und, wenn ein Märchen aus war, die Klavierkerzen anzündete und Chopin, Beethoven oder Schumann spielte.

Ich sehe in der Erinnerung diese träumende Schwester meistens am Klavier. Spielte sie, und ich war allein im Zimmer, so ergriff mich dasselbe Gefühl, wie es Hunde beim Musikhören packt. Ich hörte erst wie gebannt, in einen Sessel gekauert, lange Zeit still zu, bis ich vor Aufregung in einen Rausch kam, der sich in Schluchzen auflöste. So lange ich konnte, erstickte ich das wehe Gefühl in mein Taschentuch, dann mußte ich die Arme auf den Tisch legen und stoßweise laut weinen, vom Schluchzen geschüttelt. Diese meine klavierspielende Schwester ließ mich zuletzt nicht mehr im Zimmer bleiben, wenn sie spielte. Sie riegelte die Türe ab, ehe sie sich ans Klavier setzte, oder schob mich sanft aus dem Zimmer. Denn

sie wurde ein paarmal tief erschrocken über mein Weinen, das ich nicht hindern konnte, und sie war dann vom Klavier aufgestanden und hatte mit mir geweint.

Das Klavier hatte mein Vater meiner Mutter vor ihrem Tod an einem der letzten Weihnachtsabende geschenkt. Denn sie hatte ihren großen schönen Flügel, den sie aus der Fabrik ihrer Brüder zum Hochzeitsgeschenk bekam, in Petersburg zurücklassen müssen. Ich hörte meiner Mutter kurz vor ihrem Tode oft zu, wenn sie spielte, aber ich erinnere mich nie, daß ich bei ihrer Musik geweint habe. Nach ihrem Tode war es wohl zuerst die Erinnerung an den Verlust und der Wunsch, daß ich meine Mutter vor dem Klavier hätte wiedersehen mögen, wodurch das Weinen in mir ausgelöst wurde. Die Musik mitten im Alltagsleben brachte in mein Herz immer eine Art Umsturz, als wäre in mir ein Stück vom Erdfeuer entfesselt worden. Und ich erinnere, daß auch selbst mein starker, harter Vater beim Anhören von Musik immer Tränen ins Auge bekam. Und wenn er und ich im Zimmer allein waren und im Nebenzimmer meine Schwester Klavier spielte, so kam es vor, daß er mich an sich zog und mich streichelte und mich küßte, und der sonst so trutzige Mann sagte mit schluchzender Stimme: „Musik macht mich schwach. Ich muß dabei immer an deine gute Mutter denken. Sie hat oft für mich gespielt, wenn ich Sorgen hatte und sie mich zerstreuen wollte. Es ist mir, als säße sie jetzt wieder im Nebenzimmer drüben und spielte. Deine Mutter, sie hat mir nur Gutes getan. Ich kann sie nie vergessen.“ —

Als mein Vater ungefähr einundsechzig Jahre alt war, hat er es aber doch versucht, meine Mutter zu vergessen. Er verlobte sich, aber nach wenigen Wochen schon löste er die Verlobung wieder auf.

Ich erinnere noch die festliche Tafel, die er zum Verlobungstag herrichten ließ. Die Dame, die mein Vater als seine dritte Frau ins Haus führen wollte, war die Schwester seines besten Schachfreundes, mit welchem er in Würzburg zweiunddreißig Jahre lang

Schach gespielt hat. Ich war dreizehn Jahre alt, als sich mein Vater wieder verheiraten wollte.

Wir hatten öfters Waldausflüge mit jenem Schachfreund und seinen beiden Schwestern, die mit dem Bruder zusammen wohnten, gemacht. Beide Damen standen im Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren. Die Braut meines Vaters sah blühend, frisch, sanft und rosig aus, hatte schönes aschblondes Haar, welches sie nach der damaligen Sitte in einer dicken Flechte wie eine Krone rund um den Kopf gelegt trug. Groß aber war meine Verwunderung, als zu jenem Verlobungsessen — es war an einem hellen Frühlingsabend, und bei allen Gedecken lagen Veilchensträußchen auf der langen weißen Tafel — sie neben meinem Vater ins Zimmer trat und eine vollständig veränderte Haartracht zeigte. Auf Wunsch meines Vaters hatte sie das Haar sich so richten sollen, wie es meine Mutter getragen, in der Mitte gescheitelt, die Ohren halb verdeckt und einen einfachen Knoten im Nacken gewunden, so wie man es auf Madonnenbildern sieht. Meine Mutter trug aber außerdem lange Locken zu beiden Seiten des Halses. Diese fehlten ihr, und das sonst junge rosige Gesicht war durch diese neue Haartracht wie von einem altmachenden Rahmen umgeben.

Mir wurde ganz traurig von dem Anblick künstlich gemachten Alters bei noch jugendlicher Frische, und ich weiß, daß ich aufrichtig meine Abneigung gegen diese Haartracht aussprach, was die Dame natürlich in Verlegenheit brachte. Man hatte mir vorher gesagt, daß ich von jetzt ab zu ihr „Mama“ sagen müßte. Ich besuchte sie jeden Morgen, wenn ich zur Schule ging, in ihrer Wohnung bei ihrem Bruder und bekam immer hübsche kleine Bilder geschenkt. Eines Morgens wurde mir gesagt, daß ich sie nicht mehr besuchen dürfe. Das tat mir sehr leid, denn es war so friedlich und traulich bei ihr gewesen, und ich hatte sie gern Mama genannt, mit dem Gefühl, jemanden zu haben, der den jahrelangen leeren Mutterplatz im Hause ausfüllen würde und Weichheit neben meines Vaters Schroffheit setzen sollte, so daß seine

manchmal jähzornigen Ausbrüche gemildert werden würden.

Nun sagte man mir, ich störe morgens bei ihr, und ich käme zu spät zur Schule. Noch ein paar Tage später sagten meine Schwestern, von denen nur noch die zwei jüngsten zu Hause waren, während die andern verheiratet in Amerika und Norddeutschland lebten, die Dame würde nicht als meine Mutter ins Haus kommen. Ich sollte sie auch nicht mehr Mama nennen, wenn ich ihr auf der Straße begegnete. Ich sollte nur höflich grüßen und ihr die Hand geben, aber nicht neugierig fragen, weshalb sie nicht mehr käme.

Ich begriff nicht, was vorgefallen war, und wunderte mich nur, daß man solche gründlichen Dinge wie „Mama" sagen plötzlich anschaffen und abschaffen dürfte. Es war mir, als hätte mir jemand aufs Herz getreten. Ein wenig bestürzt und beschämt ging ich in meine Schule, in der ich, durch all die häuslichen Ereignisse nachdenklich gemacht, in jener Zeit immer unaufmerksam war.

Mein Vater selbst wurde von da ab, nachdem die Verlobung gelöst war, oft unvermittelt heftig, und wenn er dann Musik hörte und meine vorjüngste Schwester Klavier spielte, entstanden jene Szenen, wobei er mir erklärte und es immer wiederholte, daß er meine Mutter nicht vergessen könnte, und daß, wenn ein Mann einmal eine so vollkommene Frau gehabt hätte, wie es meine Mutter gewesen, es ihm unmöglich wäre, eine andere Frau an ihre Stelle zu setzen. Und er fügte hinzu, ich könne das noch nicht verstehen, aber er sage mir das nur, damit ich, wenn ich älter würde, darüber nachdenke und ihn verstehen lerne. —

Kurz nach meiner Mutter Tod, um das Jahr 1874—75, war auch in Würzburg, wie in ganz Deutschland damals, geboren aus dem Siegesbewußtsein des gewonnenen französischen Krieges, eine fieberhafte Gründerzeit angebrochen. Unsere Stadt, die bis 1866 auf engen Raum gebaut war und, in Festungswällen eingezwängt, nur spärlich wachsen konnte, begann jetzt, da die Festung geschleift war, ihre Wälle

abzutragen und die meisten Stadttore zu entfernen. An Stelle der Befestigungen entstanden die gärtnerisch schönen Ringparkanlagen rund um die Stadt, und mit dem Durchbruch großer Straßen, mit dem Bau der Ringstraßen und mit der Anlegung neuer Brücken über den Main, mit dem Bau großer Kasernen wurde begonnen. Licht, Luft, Freiheit zogen ein, und als wenn man eine Pflanze aus dem Keller holte und in die Sonne stellte, so sichtbar dehnte und verschob sich in jenen Jahren der Umfang der ganzen Stadt Würzburg.

Um sich abzulenken von dem großen Schmerz und dem Verlust, den der Tod meiner Mutter ihm gebracht hatte, und weil er sein Geschäft vergrößern und für die heranwachsende Familie Gewinn haben wollte, vielleicht auch, weil die alte Wohnung in der Büttnersgasse ihn immer wieder quälend an die verlorenen glücklichen Stunden mit meiner Mutter erinnerte und ihn schwach machte, beschloß mein Vater, sich ein eignes Haus in der damals eben entstehenden Kaiserstraße zu bauen. Ich sah ihn dann wochenlang abends über Bauplänen brüten. Baumeister und Architekten kamen und gingen. Die späten Nachmittagsstunden verbrachte mein Vater auf seinem Bauplatz, wo die Grundmauern täglich wuchsen, wo auf der einen Seite der Straße gegraben, gewühlt, gemauert, gezimmert wurde, während die andere Seite der Kaiserstraße noch aus idyllischen Obstgärten bestand, die hinter alten Bretterzäunen lustig grünten, und wo Wäsche an langen Seilen getrocknet wurde.

Bei diesem Bau seines Hauses lebte mein Vater auf. Er fühlte sich Herr und Herrscher über so viele Köpfe und Willen, und da er sich aus seiner petersburger Atelierbauzeit auf Steinarten, Holzarten, auf Raumverhältnisse, auf Eisenarbeiten, Schlosserarbeiten vorzüglich verstand, so baute er das Haus um ein Drittel billiger als die anderen, die neben ihm bauten.

Und da er bei allen Arbeiten selbst prüfend dabei war: die Kraft der Mauern untersuchte, die Güte des Kalkes, die Güte der Holzbalken, und die Maurer, Zimmerleute, Tüncher, Tapezierer, Schreiner, Schlosser,

Glaser, Dachdecker täglich beaufsichtigte und keine Arbeit vollendet werden durfte und kein Stück an ihn abgeliefert, das er nicht begutachtet hätte, verworfen oder zurückgeschickt, so lebte er in jener Zeit in einer täglichen Ablenkung und Kraftanwendung, so daß er den Tod meiner Mutter allmählich vergessen konnte. Samstags, wenn die Arbeiter ausbezahlt wurden, oder Sonntagsmorgens, nahm er mich manchmal in den Neubau mit, wo wir auf langen Brettern, Leitern und Gerüsten, da das Treppenhaus noch nicht fertig war, vorsichtig herumstiegen. Die Fluchten leerer tapetenloser Zimmer, drinnen der rote Backstein noch nicht verputzt war, verwandelten sich von Woche zu Woche. Der fenster- und türlose Bau, wo der Himmel durch das saubere, weiße Balkenwerk hereinsah, schloß sich allmählich mit Dach, Fenstern und Türen, und die Trockenöfen, die einen Winter lang aufgestellt waren, verschwanden. Tapeten und Gipsschmuck und Dielen ließen die Räume endlich bewohnbar erscheinen.

An einen Sonntag jener Bauzeit erinnere ich mich aber besonders. Da saß ein Mann im ersten Stock in den leeren Zimmern. Er hatte vor sich, an den Wänden aufgereiht, aus Eichenholz geschnitzte große Buchstaben, die meinem Vater bis ans Knie reichten. Jeder Buchstabe war erhaben gearbeitet, ungefähr einen Fuß dick, an den schrägen Kanten vergoldet und auf der Fläche schwarz lackiert. Die Buchstaben bildeten zusammengestellt den Namen „C. Dauthendey, Photographie“, und sie sollten sich bald über der Parterrewohnung hinziehen, wo sie später angebracht wurden, in der ganzen Länge des neunfenstrigen Hauses. Am Ende und am Anfang des Namens wurden in Gold, ebenso dick wie die Schrift, zwei geschnitzte Medaillen gesetzt. Von je einer Medaille die Vorder- und Rückseite. Die eine Auszeichnung hatte mein Vater auf der Weltausstellung in Philadelphia, die andere auf der Weltausstellung in Wien, Anfang der siebziger Jahre, erhalten. Sie wurden ihm teils für die Güte seines Kollodiummattlackes verliehen, teils für seine ausgestellten Bilder.

Ich erstaunte, als ich die mühlradgroßen Goldscheiben neben den großen schwarz und goldenen Buchstaben durch die Zimmer der Wohnung auf dem Fußboden zum Trocknen verteilt fand. Der Vergolder, der dabei stand, schmunzelte über sein Werk. Aber mein Vater wurde etwas verlegen, als die Buchstaben gar so sehr leuchteten, und es schien mir, als ob er wünschte, daß das Gold bald an der Straßenseite des Hauses verstauben möchte. Denn er war im Grunde bescheiden, und wenn er auch stolz auf seine Arbeit war, so wünschte er doch nicht damit zu prahlen. —

Im Mai 1876 zogen wir in das neue Haus ein. Meine arme Mutter hatte es leider nicht mehr erlebt, die schönen Räume bewohnen zu dürfen, die mit neuen Möbeln ausgestattet wurden. Mich neunjährigen Jungen regte der Umzug und die plötzliche Neuheit und die Veränderung alles Altgewohnten derart auf, daß ich nicht mehr Lust hatte, in die sich immer gleich bleibende Schule zu gehen. Eine Woche lang versteckte ich jeden Morgen meine Büchermappe unter eine Kommode und machte, daß ich ungesehen fortkam, und eilte durch die Kaiserstraße zur Stadt hinaus. Draußen tummelte ich mich, da es Mai war, in den alten Stadtanlagen umher, wo Flieder und Faulbaum in voller Blüte standen und die Wiesen voll Löwenzahn und voll Veilchen mich unwiderstehlich anzogen. Ich war wegen eines leichten Unwohlseins in der Schule abgesagt worden, sollte aber längst wieder zur Schule gehen und dehnte selbständig meine Abwesenheit von der Klasse aus. Bis man sich eines Tages von der Schulleitung aus erkundigte, und ich zu meinem Schrecken von meinem Vater befragt wurde, warum ich nicht zur Schule ging. Schlimmer aber als die Strafe, die ich zu Hause erhielt, war mir der Hohn, mit dem mich Kameraden und Lehrer empfingen. Mein Vater selbst höhnte nie, aber er strafte eisern und unerbitterlich. — Die Furcht vor seiner großen Strenge veranlaßte mich einmal, als ich im Französischen nicht vorwärts kam und der Professor mir eine

Strafe erteilte, einen Sonntagsschularrest, der meinen Vater sehr aufgebracht hätte, Schule, Haus und Stadt Würzburg zu verlassen. Einmal früher hatte ich bereits Prügel mit der Hundepeitsche von meinem Vater erhalten, und der dabei ausgehaltene Schmerz und Schrecken saß mir jahrelang in den Gliedern. Der Anlaß zu dieser außergewöhnlichen Bestrafung war ein sehr geringfügiger gewesen. Ich will davon hier kurz berichten.

Unsere Küche im neuen Hause befand sich im Keller, und ein Aufzug beförderte die Speisen herauf in die Erdgeschoßwohnung. Neben diesem Aufzug führte eine Treppe in die Küche hinunter, und oben im Schacht lief an diesem Treppenschacht entlang ein verschnörkeltes gußeisernes Geländer, das weiß angestrichen war. Wenn ich von der Schule kam und Hunger hatte, turnte ich als neunjähriger Junge, um mir die Wartezeit bis zum Mittagessen zu vertreiben und um mich vom Hungergefühl abzulenken, gern auf diesem Geländer herum. Wenn mein Vater vorüberkam, hatte er mir schon öfters verboten, auf dem Geländer herumzuklettern. Er fürchtete, daß ich in den Treppenschacht fallen, oder die gußeisernen Ranken des Geländers zerbrechen oder beschmutzen könnte. Aber der Mittagshunger machte mich ganz gedankenlos, und das lange Stillsitzen in der Schule hatte mich bewegungslustig gemacht, und so vergaß ich immer wieder das Verbot, bis eines Tages bei meiner Turnerei eine große Ranke unter meinen Füßen aus dem Eisengitter abbrach. Ich erschrak sehr, und auf Anraten meiner ältesten Schwester, die damals noch zu Hause war, sollte ich meinem Vater bei Tisch den Vorfall erzählen. Aber nach reiflicher Überlegung wurde beschlossen, daß man ihn nicht während des Essens ärgern und aufreizen sollte, und daß meine Schwester, während ich nachmittags in der Schule war, ihm von meinem kleinen Unglück Mitteilung machen sollte. Als ich dann um vier Uhr nach Hause kam, glaubte ich nicht, daß mir eine fürchterliche Strafe bevorstehe, und dachte, meine Schwester hätte alles in Ordnung gebracht. Ich wollte meinen

Vater nur noch schnell um Verzeihung bitten für meinen Ungehorsam.

Aber meine Schwester kam mir mit rotverweinten Augen entgegen. Weil ich niemals vorher ein großes Strafgericht erlebt hatte, ahnte ich aber doch noch nicht, was mich erwartete.

Da erschien schon mein Vater eiligen Ganges und faßte mich wortlos am Handgelenk. Mit drei, vier Schritten war er mit mir in seinem Schreibzimmer angekommen, während meine Schwester aufschluchzend draußen blieb. Rasch schloß er beide Türen ab. Meiner Schwester hatte er im Vorübergehen noch zugerufen: „Der Junge muß gehorchen lernen! Ihr Frauen verweichlicht ihn. Die Hand, die ihn jetzt schlagen wird, wird er einmal dafür küssen."

Ich zitterte am ganzen Körper und sah etwas Unfaßbares sich vorbereiten. Von der Wand, an der Jagdtaschen, Flinten und andere Jagdgeräte hingen, riß mein Vater jetzt die Hundepeitsche herunter. Mir wurde schwindlig, und als er mich gepackt hatte und auf mich schlug, wie er es bei russischen Leibeigenen früher getan hatte, fühlte ich zuerst gar nichts. Es war mir, als sei ich vor Entsetzen zu Leder geworden, und ich wunderte mich vor mir selbst, warum ich schrie. Bis ich dann fast ohnmächtig aus den Händen meines Vaters glitt und er mich mit einem Fußtritt unter den Tisch schleuderte. War er erst blaurot vor Zorn gewesen, so war er jetzt weiß wie Kalk. Er warf die Peitsche in einen Winkel und herrschte mich an, aufzustehen.

Von heftigem Schluchzen geschüttelt und an allen Gliedern wie zerbrochen, konnte ich mich mit bestem Willen nicht mehr aufrichten und wunderte mich über das Versagen meines Körpers. Mein Vater schloß die Türe auf und rief meiner Schwester zu, nicht zu weinen und mich fortzuführen. Sie half mir und führte mich ins Wohnzimmer, indessen mein Vater in seinem großen Sessel am Schreibtisch keuchend zusammensank.

Ich war ein beweglicher, schmächtiger, neunjähriger Knabe, hatte dieselben schmalen abfallenden Schultern

wie meine Mutter, war aber sonst rund und kräftig gebaut, trug kurzgeschorenes Haar und tat mir immer was zu gut auf meine festen Waden. Ich sprang und turnte leicht und sicher und hatte meinen Körper ganz mühelos in der Gewalt. Meine Überraschung jetzt, als ich plötzlich nicht mehr wußte, ob ich noch Arme oder Beine hatte, überwog beinahe das gräßliche Schmerzgefühl. Teils waren meine Glieder durch die Hiebe taub geworden, teils schmerzten mich meine Muskeln, als hätte ich offene Wunden im Fleische. Ich sank aus den Händen meiner Schwester wieder zu Boden, und nur mit vieler Hilfe erreichte ich mühsam einen Stuhl am Fenster, auf den ich mich aber vor Schmerzen nicht setzen konnte. Während mich Herzklopfen und Schluchzen immer wieder von neuem stoßweise überfielen, gab mir meine Schwester kaltes Wasser zu trinken. Ich kann aber nicht sagen, daß ich meinen Vater nach diesem Gewaltausbruch haßte oder weniger liebte. Es schien mir, wenn er strafte, tat er das, was ihm wahrscheinlich das Leben gebot zu tun. Aber vor Leben und Zukunft fürchtete ich mich jetzt sehr. Meine Harmlosigkeit war tief erschrocken, und zum erstenmal sehnte ich mich tot zu sein.

Als nun, ein paar Jahre später, ich war dreizehn Jahre alt, mich der Schrecken einer neuen Bestrafung erwartete, zog ich es vor, zu entfliehen, um meinem Leben ein Ende zu machen. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, meinem Vater zu berichten, daß ich im Französischen nicht vorwärts kam, und daß mir zum Sonntag eine Strafe, ein Hausarrest, zugewiesen worden sei. Das Nachsitzen in der Schule hätte ich gern ertragen. Aber meinem Vater Mitteilung davon zu machen und sein Strafgericht auszuhalten, davor schrak ich zurück.

Frühmorgens an einem Sonnabend zog ich heimlich meinen Sonntagsanzug an und einen Mantel darüber, denn es war Oktober und regnerisches Wetter draußen. In meine Tasche steckte ich eines von jenen Indianerbüchern, welche damals bei allen Schulkindern Mode waren und von Hand zu Hand

gingen. Da diese dünnen Büchlein fünfundzwanzig Pfennige kosteten, konnte sich jeder Knabe für sein kleines Taschengeld öfters ein neues kaufen. „Der Junge soll mit Geld umgehen lernen," hatte mein Vater gesagt und mir wöchentlich ein kleines Taschengeld festgesetzt. Davon konnte ich mir manchmal ein Buch kaufen, Schreibsachen für die Schule oder auch, wenn zuweilen ein Zirkus in die Stadt kam, denselben besuchen. Kleine Geldgeschenke aber, die ich zu Weihnachten und an Geburtstagen nebenbei erhielt, wurden in einer Sparbüchse aufbewahrt.

Aus dieser Sparbüchse nahm ich jetzt Geld mit, nicht viel, soviel, als ich aus dem Spalt herausfischen konnte. Aber ehe ich das Haus verließ, ging ich noch in das Laboratorium meines Vaters. Es war morgens halb acht Uhr und noch niemand dort tätig, und ich nahm aus einer Glasbüchse ein Stückchen von einem dünnen weißen Griffel, das ich für Zyankali hielt, und von welchem ich wußte, daß es das stärkste Gift war, das wir im Hause hatten. Es war aber, wie sich später herausstellte, Höllenstein. Ich steckte das Stück Gift in meine Westentasche, wartete den Augenblick ab, wo niemand im Hausflur war, nahm meinen Hut und eilte fort auf den Bahnhof, der am Ende der Kaiserstraße auf dem Kaiserplatz liegt.

Wohin ich wollte, wußte ich nicht recht. Ich wäre am liebsten nach Frankfurt am Main gefahren, aber so weit reichte mein Geld nicht. Das erfuhr ich, als ich am Schalter mich nach dem Fahrpreise erkundigte. So blieb mir nichts anderes übrig, als nur bis Aschaffenburg zu fahren. Der Schnellzug hatte nur erste und zweite Klasse, und ich saß ganz zufrieden auf den schaukelnden Kissen und sah in den wolkengrauen Morgen hinaus. Die Indianergeschichte, die ich lesen wollte, zog ich nicht aus der Tasche heraus, da mich die Landschaft fesselte. Wo würde ich morgen sein? dachte ich. Tot, sagte ich zu mir. Aber ich glaubte es nicht recht. Gottlob, der höllischen Schule, die mir täglich wie eine eiserne Stachelmaske den ganzen Körper folterte, und in die

14*

ich mich nie einfügen konnte, wenn ich nicht vorher mein ganzes Ich ausrotten sollte, dieser Pein war ich nun entronnen. Mein Vater tat mir leid und meine Angehörigen, daß die Schule mich zwang, sie gegen meinen Willen zu kränken. Zurück konnte ich jetzt nicht mehr und wollte auch nicht. Der Zug jagte unterm trüben Herbstregen mit mir durch die Landschaft, durch den Spessart, an schlichten Walddörfern vorüber, an roten Sandsteinbrüchen vorbei, durch lange dunkle Tunnel, bis der Schaffner plötzlich „Aschaffenburg" ausrief. Das hatte ich nicht geglaubt, daß die Reise so schnell zu Ende sein sollte. Ich wäre gern noch tagelang weiter gefahren, um nur recht weit von der Schule fortzukommen.

Jetzt war es neun Uhr, und die französische Stunde fing eben in der Klasse in Würzburg an. Nun fragte man dort: „Wer fehlt?" Und ich hörte deutlich in Gedanken, wie man meinen Namen aufrief. Um zwölf Uhr, nach Schulschluß, wurde sicher einer meiner Kameraden mit einem Zettel des Professors in unsere Wohnung geschickt, um nach mir zu fragen. Aber daran, was dann mein Vater sagen würde, wollte und konnte ich nicht denken. Ich hatte noch nichts gegessen und verspürte nach der langen und ungewohnten Morgenreise großen Hunger. Nur ein paar Nickelmünzen waren mir übrig geblieben. Ich konnte mit den paar Pfennigen weder zurückreisen noch weiterreisen und kaufte mir vorläufig eine Semmel. Nachdem ich, unterm Regen wandernd, meine Semmel nachdenklich auf der Straße und möglichst unauffällig verzehrt hatte und ich ein wenig satt geworden war, fiel mir ein, daß hier in Aschaffenburg eine Freundin meiner jüngsten Schwester wohnte, deren Vater Rentamtmann war, und deren Familie früher in Würzburg gewohnt hatte. Ich kannte die junge Dame wohl. Sie hatte oft bei uns im Hause verkehrt, aber ihre Familie kannte ich nicht. Ich hatte einmal gehört, daß sie hier in Aschaffenburg in einem Schloßpark wohnten, wo es sehr schön sein sollte.

Es regnete mehr und mehr. Ich fragte an einem Brunnen ein Dienstmädchen, ob es bei der Stadt einen Schloßpark gäbe. Die sagte: „Ja, der Schönbusch". Ich ließ mir die Wegrichtung zeigen und wanderte dann, vom Regen begleitet, vor die Stadt hinaus und kam auf die steinerne Brücke, die über den Main führt. Da es im Regenmorgen wenige Fußgänger gab, blieb ich gemächlich auf der alten Steinbrücke stehen und sah ins Wasser und wollte mich mit der Flut vertraut machen, um dann vielleicht hinunterzuspringen. Aber der vom Regen punktierte, dunkle, unheimliche Wasserstrom, die fernen, grauen, waldigen Ufer, die so unwirtlich und düster im kalten Herbstnebelregen zerflossen, alles das schreckte mich vom Brückengeländer zurück. Ich fühlte mich im Grunde meines Wesens warm und lebensfrisch, und der Tod, der da unten in dem schmutziggrünen Wasser drohte, wollte mir nicht recht gefallen. Mit dem Gedanken, daß ich als letzten Ausweg noch das Gift in der Westentasche hatte, ging ich unter den großen nassen Alleebäumen der Landstraße, drüben über der Brücke, in der Regenlandschaft weiter.

In der Ferne sah ich über den braunen und leeren Oktoberäckern, auf welchen hier und da noch einige hohe Maiskolben welkten, einen nebeligen Waldstreifen. Das mußte der Schönbusch sein. Dort, stellte ich mir vor, mußte das Schloß liegen, und ich dachte es mir umgeben von Gartenanlagen und Gewächshäusern. Aber was ich bei der Familie des Rentamtmanns eigentlich wollte, wußte ich nicht recht.

Ich ging möglichst langsam weiter, um mir noch Freiheit zu gönnen, ehe ich wieder unter Menschen käme. Stundenlang regnete es. Halbe Stunden stand ich unter manchem Alleebaum und ließ es regnen. Trauer kannte ich keine. Rückkehrgedanken hatte ich auch keine. Und bis ans Ende der Allee in den Schönbusch zu gehen und dort wieder zu Menschen zu kommen, dazu hatte ich auf einmal, je länger ich zwischen Äckern, bei Bäumen und unter freiem Himmel weilte, gar keine Lust mehr. Zu meiner Freude hellte sich das Wetter gegen Nachmittag ein wenig auf.

Da erreichte ich einen großen Bildstock, der zwischen zwei Alleebäumen stand. Auf einem viereckigen Steingemäuer ragte ein riesiges Holzkreuz auf, an welchem ein geschnitzter und weißbemalter Christus hing. Da sich hier eine kleine Bank zwischen den Bäumen befand, setzte ich mich vor das Kreuz, mit dem Rücken gegen die Landstraße, zog mein Indianerbuch heraus und las eifrig. Als ich das Buch zu Ende gelesen hatte, war es wohl vier Uhr nachmittags. Hinter mir hatte ich manchmal plaudernde Spaziergänger vorübergehen hören und Kindermädchen mit Kindern und Kinderwagen. Aber diese Leute lebten für mich alle wie in einer anderen Welt, in einer Welt, die ich heute morgen gewaltsam verlassen hatte. Ich war in diesem Augenblick halb bei den Indianern in Amerika, und dann wieder kam ich mir bereits wie ein Totgesagter vor, der nichts mehr im Leben zu schaffen hatte. Denn ich wollte jetzt, wenn es dunkel wurde, das Gift in den Mund nehmen und von der Mainbrücke in die Flut springen.

Daß ich die unregelmäßigen französischen Verben nicht bemeistern konnte, das schien mir kein großes Verbrechen zu sein. Aber da ich im allgemeinen fühlte, daß ich mit all den Dingen, mit denen mich die Schule von Jahr zu Jahr mehr überbürden würde, nicht fertig werden würde, und daß mich immer neue Strafen erwarten würden, und ich nicht wußte, wie das Ende von allem sein sollte, denn der Schulberg stand unüberwindlich in meiner Zukunft vor mir, so wollte ich selbst ein Ende machen.

Ich rollte das geheftete Indianerbuch, nachdem ich es ausgelesen hatte, zusammen und schob es zwischen das brüchige Mauerwerk des Bildstockes. Dann betete ich ein paar inbrünstige Stoßseufzer zum Geist meiner verstorbenen Mutter und wünschte, daß sie da wäre und ich mich mit ihr bereden und mich ihr erklären könnte; sie hätte es verstanden, dachte ich, daß ich nicht mit Absicht das Französisch und die anderen Schuldinge nicht lernen wolle. Ich hatte mir in der Klasse oft alle Mühe gegeben, aber ich behielt nichts von den fremden Sachen in meinem Kopf.

Gegen Abend begann es wieder zu regnen, und um die Zeit bis zur völligen Dunkelheit auszudehnen, ging ich wieder ganz langsam in die Stadt zurück. Es war fast Nacht, als ich wieder auf die Mainbrücke kam. Der Regen rauschte wie vorher, und das Mainwasser gurgelte, und in meinen durchnäßten Kleidern schauderte es mich jetzt noch mehr vor dem kalten Wasser da unten. Ich war durch den Hunger und durch das lange Herumsitzen geschwächt und demütig gemacht, und es war mir alles gleich. Es war jetzt vollständig Nacht geworden. Ich ging wieder zu jenem Stadtbrunnen zurück, wo ich am Vormittag vorbeigekommen war, und fragte nochmals eine Frau dort, ob im Schönbusch die Familie des Rentamtmanns wohne, dessen Namen ich nannte. Die Gefragte wußte es nicht, aber eine andere unter einer Laterne, die halb zugehört hatte, sagte, der Rentamtmann wohne in der Stadt im Schloß und nicht draußen im Schönbusch. Da ich in meinen nassen Kleidern der Frau leid tun mochte, rief sie mich unter ihren Schirm und führte mich zum Schloß und zur Rentamtmannswohnung, wo sie an einem großen Tor klingelte und, als geöffnet wurde, mich hineingehen hieß. Drinnen ging ich eine breite Steintreppe hinauf. Auf der halben Treppe kam mir eine ältere Dame entgegen, die mich bei der schwachen Treppenbeleuchtung scharf ins Auge faßte und fragte, wer ich sei, und was ich wünschte.

Ich sagte meinen Namen und stotterte sehr verlegen, daß ich heute Morgen aus Würzburg gekommen sei. Sie begriff sofort und platzte heraus: „Durchgebrannt!" Das Wort erlöste mich. Es traf meine Angelegenheit auf den Kopf. Meine Todessehnsucht, meine Schulfurcht — alles schrumpfte plötzlich zusammen, und alles steckte in dem kleinen Wort „Durchgebrannt!"

Die Familie des Rentamtmanns pflegte mich gut und behandelte mich halb belustigt. Man telegraphierte noch am Abend nach Würzburg. Am nächsten Tag wurde ich aus den schönen pompejanischen Zimmern des Schlosses, in die ich mich schon sehr gut

eingewöhnt hatte, von meiner jüngsten Schwester abgeholt. Zu meinem Erstaunen empfing mich mein Vater dann zu Hause sehr milde. Er sagte nur: „Du hast mir sehr weh getan. Doch will ich dich nicht strafen, da du wahrscheinlich schon genug Angst ausgestanden hast." Man strafte mich nur dadurch, daß man tagelang nicht mit mir sprach. Das war für mich, der ich lebhaft, fröhlich und mitteilsam war, eine sehr harte Strafe.

Ich hatte gewünscht, man sollte mich aus der Schule nehmen. Aber davon war keine Rede. Ich mußte den unleidlichen Schuldrill bis zu meinem siebzehnten Lebensjahr über mich ergehen lassen. Auch das half nichts, daß ich später eines Tages, als ich vierzehn Jahre alt war, meinen Vater beim Wort nahm und ihn daran erinnerte, daß er immer gesagt und es betont hatte, sowohl vor aller Welt, als wie vor uns Kindern: „Meine Söhne dürfen werden, was sie wollen. Ich werde sie nie in einen Beruf hineinzwingen, zu dem sie keine Lust haben. Das Unglücklichste, was einem jungen Mann angetan werden kann, ist, wenn seine Eltern ihn gegen seinen Willen in einen Beruf hineindrängen, für den er nicht geboren ist."

Diese Worte hatte ich mir gut gemerkt. Und vor dem Weihnachtsfest, weil mein Vater zu dieser Festzeit gewöhnlich weich gestimmt und zugänglicher als sonst war, sagte ich ihm, als er mich fragte, was ich mir zu Weihnachten wünschte, frei heraus: „Ich möchte, daß du mich aus der Schule nimmst! Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte und Religion habe ich gelernt. Aber das andere — fremde Sprachen, Mathematik, Physik, Chemie — will ich nicht lernen. Ich sehe für mich keinen Nutzen darin. Ich verstehe es nicht, und es ist mir zuwider."

Mein Vater nickte verständnisvoll, streichelte meinen Kopf und sagte: „Mein Junge, du hast ganz recht. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, warum du all diesen Quark lernen sollst. Was du von Chemie, Physik, Mathematik später wissen willst, kannst du dir durch eigene Studien aneignen, wenn es not-

wendig ist. Sprachen kannst du in fremden Ländern lernen, sobald du sie brauchen wirst. Ich würde dir darum gern den Gefallen tun und dich jetzt aus der Schule nehmen, denn zur Gelehrsamkeit kann man keinen zwingen, wenn nicht die Lust dazu vorhanden ist. Und es wäre besser, du würdest jetzt schon das, was du werden willst: ein Künstler, ein Maler. Aber bedenke, was dir bevorsteht, wenn ich dich aus der Schule nehme. Du müßtest drei Jahre Militärdienst leisten, wenn du dein Examen, das dich zum Einjährigfreiwilligendienst berechtigt, nicht machen willst. Ich rate dir: bleibe lieber drei Jahre in der Schule, als drei Jahre Kasernendienst eines gemeinen Soldaten ertragen zu müssen. Bedenke: einmal habe ich schon, als dieselbe Rede von Schulzwang war, deinem Bruder darin nachgegeben und ihn, weil er durchaus nur für das praktische Leben geboren war, auf seinen dringenden Wunsch, als er vierzehn Jahr alt war, aus der Schule genommen. Jetzt, da dein Bruder an den Militärdienst denken soll, ist er totunglücklich. Der rohe Kasernendienst, der ihn für drei Jahre erwartet, schreckte ihn derart ab, daß er, ohne sich mit mir zu besprechen, nach Amerika ausgewandert ist. Nun weiß ich nie, wann ich ihn wiedersehen kann. Darum rate ich dir väterlich, damit du später nicht noch unglücklicher wirst: nimm dich männlich zusammen. Schlucke den Schulärger hinunter. Bleibe die paar Jahre noch auf der Schulbank sitzen. Mache dein Examen, das zum Einjährigfreiwilligendienst berechtigt. Die wenigen Schuljahre gehen auch schnell vorbei, und du wirst es mir später einmal danken, daß ich dir diesen Rat gab und dir nicht den Willen tat, dich aus der Schule zu nehmen."

Es blieb dabei. Ich nickte, ergeben in das unabänderliche Schulschicksal, und sah ein, daß mein Vater vollkommen recht hatte, mich vor dem dreijährigen Militärdienst, der allgemein als eine Schande angesehen war, zu behüten. Still und gequält ließ ich täglich die unnützen Schulfächer, für die ich keinen Sinn hatte, über mich ergehen und versuchte jene Dinge mechanisch auswendig zu lernen, für welche

mein Herz keine Neigung zeigte, und mein Geist keine Begeisterung hatte. —

Meine drei ältesten Schwestern waren jetzt verheiratet, und die jüngste, welche ein Lehrerinexamen gemacht hatte und zuerst bei Verwandten ihrer Mutter in England und dann als Erzieherin in der Familie des Lordmayors von London gewesen war, lebte seit einigen Jahren wieder zu Hause und nahm sich auf ihre Weise meiner Erziehung an. Sie sprach mit mir auf den Spaziergängen englisch, und ich sehe sie nie anders als Sonntags über einem der Bücher der Ausgabe „British Authors" sitzen und bis zum Abend lesen. Sie wurde sozusagen meine Sittenlehrerin, sorgte für meine Haltung bei Tisch, brachte mir ein wenig Schliff bei und erklärte mir auf unseren Spaziergängen die verschiedenen Baustile am Schloß und an den Kirchen der Stadt, den romanischen Stil, die Renaissance, das Barock und Rokoko, da die Würzburger Straßen zu diesem Anschauungsunterricht sehr geeignet sind. Die ältesten Gebäude in Würzburg stammen schon aus dem achten Jahrhundert. Mein Vater verstand sich nicht viel auf die Schönheiten der Stilarten der verschiedenen Jahrhunderte. Er fand alles Alte häßlich, beschränkt und tölpelhaft. Er lebte nur in der Bewunderung der Gegenwart. „Ich verstehe nicht," sagte er, „was die Leute an den alten Häusern, die ohne Licht und Luft gebaut wurden, Schönes finden können. Die dumpfe Enge der Sitten und die Beschränktheit des Geistes abergläubischer Jahrhunderte drückt sich in den alten Häusern aus," meinte er. „Erst unsere Neuzeit hat wieder den Weg zu Luft und Licht gefunden! Wir nennen jene alten Bauarten Stile. Und es waren doch nur aus ihrer Zeit geborene Baunotwendigkeiten. Auch unsere Bauart wird einmal Stil werden." — Mein Vater nannte die Rokokozeit mit ihren Amoretten kindisch. Er fand die Renaissance zu kraftprotzend, die Gotik beängstigend düster und den romanischen Stil gut für Klöster und Kirchen, aber unmöglich auf Wohngebäude anzuwenden. Der Stil, den er für zeitgemäß hielt, mußte Nützlichkeit und Bequemlichkeit vereinigen.

Er schwärmte für hohe Räume, für große Fenster. Türen durften nicht die Mitte der Wände durchbrechen, sondern mußten an der Seite sein, gegen die Zimmerecke hin, damit man Möbel an die Wand stellen könnte und Sitzplätze bekäme. In diesem Sinne hatte er sein eigenes Haus gebaut. Er konnte keine Stilnachahmung und kleinlichen Ausschmückungen vertragen, und er sah vor allem auf gutes Material. Die Türschlösser mußten lautlos schließen, ebenso die Fenster. Gutes Holz, guter Stahl, gutes Glas und gute dauerhafte Tapeten — alles dies zusammen mußte den Schmuck des Hauses bilden. „Nicht die Stilart," sagte er, „ist ausschlaggebend für die Schönheit eines Gebäudes, sondern der Materialwert und die jeweilige zeitgemäße zweckmäßige Verteilung der Räume. Diese schaffen dann auch zusammengenommen ganz von selbst einen neuen Stil." —

In der Photographie war zu Anfang der achtziger Jahre ein großer Umschwung eingetreten. Man arbeitete nicht mehr mit nassen Kollodiumplatten, sondern mit den neuen trockenen Bromsilberplatten, die man jetzt in großen Sendungen aus Fabriken bezog. Auch machte damals der Photograph Anschütz seine ersten Momentaufnahmen von Tieren: von aus dem Nest fliegenden Störchen und springenden Pferden, die mitten in der Bewegung photographiert waren. Mein Vater war wieder voller Begeisterung, als er uns diese ersten Augenblicksbilder zeigte. Er ließ sofort einen, damals noch sehr teueren Momentverschluß für seine photographischen Apparate kommen, der zu Kinderaufnahmen für die strampelnden Kleinen verwendet werden sollte.

Seit der Erfindung der Bromsilberplatten schien die Photographie wieder großen Reiz auf ihn auszuüben. Er richtete ein neues Laboratorium ein, ließ große Trockenschränke einbauen und versuchte, diese neuen Platten selbst herzustellen, was ihm auch gelang. Nur übersah er dabei, daß die bei der Herstellung sich entwickelnden Bromdämpfe durchs Haus zogen und die Luft in der Wohnung verpesteten. Unsere Kleider rochen nach Brom und Jod, und wir

mußten an jenen Tagen des Monates, an denen die Plattenvorräte für die nächsten Wochen hergestellt wurden, gequält von den Dünsten, immer niesen und husten.

Aber der Gedanke an die neue Erfindung überwog alle gesundheitlichen Bedenken bei meinem Vater, der schon ein Sechziger war, und er setzte sich selbst am meisten der langsamen Vergiftung der Bromdämpfe aus. Sein von Jagd, Sport, Arbeit und Begeisterung abgehärteter Körper aber widerstand lange Jahre allen schädlichen Einflüssen.

In diese Zeit fällt ein Trauerfall in unserer Familie, der uns alle tief erschütterte: der plötzliche und gewaltsame Tod meines Bruders. Das Ereignis kam für uns alle unerwartet, und damit man die ganze Wucht, mit der es meinen Vater überfiel, begreifen wird, muß ich in ein paar kurzen Zügen die Entwicklung meines Bruders schildern.

Mein Bruder galt allgemein für einen schönen und leidenschaftlichen jungen Mann. Auch meine vier Stiefschwestern galten damals in der Stadt als vier Schönheiten. Alle vier Schwestern hatten zierliche Körper. Sie waren aber sonst grundverschieden voneinander. Die Älteste hatte schwarzes Haar, blaue Augen, milchweiße Gesichtsfarbe und frische Wangen. Die Zweitälteste hatte schönlockiges, kastanienbraunes Haar, eine südliche Gesichtsfarbe und um ihren schelmischen Mund entzückende Grübchen. Die Vorjüngste hatte ein deutsches kurzes Näschen, immer ein wenig schmollende Lippen und blaugraue verträumte Augen. In ihrem Gesicht lebte der weiche Ausdruck inniger Musikliebe, und sie war von einer Güte umgeben, die nicht an sich halten konnte, so daß sie gern alles fortschenken wollte, was sie besaß. Die Jüngste hatte reiches aschblondes Haar und ein feines geistvolles Gesicht. Die Zeichnung ihrer aschblonden Augenbrauen drückte Klugheit aus. Sie spielte gern mit ihren Ringen und Armbändern, da sie sehr schöne Hände hatte. — Mein Vater hatte einmal ein Bild von ihnen, das seine vier Töchter richtig kennzeichnet. Die Älteste, die mütterlichste, mit dem Schlüsselbund

am Gürtel, sie, die das Haus besorgte, sitzt an einem Spinnrad, das einer achtzigjährigen Magd gehörte, die bei einer uns befreundeten Familie im selben Hause das Gnadenbrot hatte. Die Zweitälteste steht neben ihr. Ihre reichen, sich ringelnden braunen Locken sehen so lebhaft aus, so wie sie es damals selbst war. Sie ist in diesem Augenblick die Glücklichste, denn sie ist verlobt. An dem kleinen Tisch, der in der Mitte des Bildes steht, sitzt die Vorjüngste und träumt über einer kleinen Handarbeit und neigt ihr immer etwas schmollendes Gesicht. Zu Füßen der Ältesten am Spinnrad aber sitzt auf einem Schemel die Jüngste. Ihre langen aschblonden Locken sind nicht so neckisch wie die der Verlobten. Das Gesicht der Jüngsten ähnelt ein wenig der Königin Marie Antoinette. Manche sagten ihr auch, sie sähe an einem Tage Schiller, am andern Tage Goethe ähnlich. Sie hält ein Buch in der Hand. Ihre überaus hohe Stirn beugt sie über einen aufgeschlagenen kleinen Buchband, in welchem wahrscheinlich Gedichte zu lesen sind. Sie dichtete damals ihre ersten Verse. Sie las unausgesetzt, und die Beschäftigung mit Büchern war ihr die liebste. Nächtelang las sie, und mein Vater, der für ihre Gesundheit fürchtete, ließ ihr öfters nachts das Licht vom Nachttisch wegnehmen. Sie aber wußte sich zu helfen und schrieb, im Bett liegend, ein Gedicht, das ihr einfiel, im Dunkeln an die Tapete.

Diese meine vier Stiefschwestern, welche nach dem Tod meiner Mutter meine Erziehung neben meinem Vater leiteten, übten wohl über mich sechsjährigen Knaben einen Einfluß aus, aber mein damals bereits vierzehnjähriger Bruder stand vollständig außerhalb ihres Einflusses. Er ließ sich von niemandem leiten, nicht mal von meinem Vater. Er setzte diesem einen männlichen Trotz entgegen, und der junge heranwachsende Mann lag mit dem älteren in täglicher Fehde.

Mein Bruder war unserem Vater sehr ähnlich, sowohl in seiner Liebe zur Mechanik und zur Photographie als in seinem Hang, über Erfindungen nach-

zugrübeln. Es schien, wenn man meinen Bruder betrachtete, als wäre mein Vater zum zweitenmal geboren und ging wie verjüngt im Hause eifrig arbeitend umher. Er liebte die Photographie, als hätte er sie selbst erfunden. Es galt auch deshalb in der Familie als feststehend, daß mein Bruder einmal das Geschäft meines Vaters weiterführen sollte, während man von mir nie wußte, was ich werden sollte, da ich immer nur Märchenbüchern, einem Farbenkasten zum Malen und einem Puppentheater meine ganze Leidenschaft zuwandte, außerdem aber in Winkeln umhersaß und träumte. Mein Bruder hatte, noch mehr als ich, mit dem Verlust meiner Mutter den einzigen Halt in der Familie verloren. Von den vier Schwestern wollte er in seiner jung erwachenden Männlichkeit sich nicht bändigen lassen. Das widersprach seinem Stolz.

Er hatte immer Lust, tätig zu sein; vor allem zog es ihn zu den photographischen Apparaten hin, und er richtete sich in einem alten Kamin ein kleines Laboratorium ein. Mein Vater überließ ihm seinen ersten photographischen Apparat, jene kleine Kamera aus Lindenau, nachdem er gesehen hatte, daß der Junge sich aus einer Zigarrenkiste, in welche er eine Hülse gesteckt, die mit alten Brillengläsern versehen war, eine Kamera hatte machen wollen, und damit seinen Hang zur Photographie deutlich gezeigt hatte.

Mein Vater aber wünschte damals eigentlich, daß seine Söhne studieren sollten, da die Photographie nicht jene Ausnahmestellung mehr einnahm, wie zur Zeit, da er in Leipzig, Dessau und Petersburg als gefeierter Mann die ersten Bilder herstellte. Die Photographie war jetzt zu einem Handwerk herabgesunken, und die Menschenklasse, die sich derselben bemächtigt hatte, nahm in der Gesellschaft einen Platz zwischen Handwerker und Jahrmarktskünstler ein. Die goldene Zeit ist vorbei, sagte sich damals mein Vater, als Mitte der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ein Stillstand in der Photographie eingetreten war. Er war deshalb zuerst mit allen Kräften bemüht, meinem Bruder die Lust

am Hantieren mit Chemikalien und optischen Gläsern auszureden.

Mein Bruder, welcher sich nie aussprach, und den kaum meine Mutter zum Reden hatte bringen können, war aber blind der Lust zur Photographie ergeben, nützte jede freie Schulzeit mit photographischen Versuchen aus und schloß sich dabei schweigsam von uns allen ab.

Ich habe ihn niemals Bücher lesen sehen. Auf Spaziergängen sammelte er eifrig Raupen und Schmetterlingspuppen, und im Hause verschwand er in seinem Laboratorium im Kamin. Er war jedoch in seiner Schweigsamkeit nie unfreundlich. Er pfiff lustig vor sich hin und scherzte, wie ein Arbeitsfröhlicher scherzt, wenn ihm sein Werk gelingt und Freude macht. Mit Liebkosungen und kleinen Geschenken veranlaßte er mich, an den Sonntagvormittagen auf meinem Schaukelpferd, während mein Vater nicht zu Hause war, mich heimlich von ihm photographieren zu lassen. Er war dann während seiner Arbeit von einer überquellenden Zärtlichkeit, faßte mich behutsam an, als wäre ich ein Mädchen, und bettelte, wenn ich ungeduldig wurde, mit Kuß und Liebkosung, daß ich doch nur noch eine kleine Viertelstunde stillsitzen sollte, damit er noch eine Aufnahme machen könne, weil ihm die andere nicht gelungen war. —

Endlich sah mein Vater ein, da mein Bruder nur im Atelier arbeiten und nichts in der Klasse lernen wollte, daß er ihn aus der Schule nehmen müsse, trotzdem er nicht die Berechtigung zum Einjährigendienst erreicht hatte. Da mein Bruder wohl kräftig gewachsen, aber nicht sehr schulterbreit war, hoffte er immer, daß er von der dreijährigen Militärzeit, die ihn später erwartete, frei werden würde. Diese dreijährige Militärzeit war ihm während seiner ganzen Jugend ein Schreckensgespenst gewesen, und man konnte ihn nicht mehr ärgern, als wenn man ihm bei einem Zwist vorwarf, er habe es nicht zum Einjährigenzeugnis gebracht und sei deshalb ungebildet. Dann wurde sein blasses Gesicht weiß. Seine dunklen Augenbrauen zeichneten sich noch dunkler von seiner

Stirn ab. Seine Augen, die von Grau ins Braun spielten, loderten. Und er, der sonst der zärtlichste und der gütigste Mensch sein konnte, wurde derart von Haß erfüllt, daß er nicht mehr wußte, was er tat.

Einmal, wir waren bereits im neuen Hause in der Kaiserstraße eingezogen, arbeitete er an einem hellen Sommerabend noch spät in dem großen Arbeitszimmer, das unter dem Atelier zu ebener Erde im Hof lag. An diesen Hof schloß sich der große Garten der städtischen Entbindungsanstalt an. Dieser Garten lag ungefähr drei Meter tiefer als unser Hof. Ich hatte meinen Bruder, dessen langes Arbeiten mich langweilte, geneckt. Er neckte mich wieder. Aus dem Necken wurde Ernst. Er schwieg. Ich, in meiner elfjährigen Bubenhaftigkeit, ärgerte mich, daß der bald Zwanzigjährige so überlegen tat, und der verhängnisvolle Satz, daß er bald gemeiner Soldat werden müsse, fiel dabei aus meinem Mund. Mit einer unheimlichen Ruhe, aber totenblaß, wie entgeistert, ergriff mein Bruder, ein paar Wutrufe ausstoßend, eine lange stählerne Papierschere. Ich schoß aus dem Zimmer in den Hof. Die Schere flog mir nach, und ich glaubte, nun sei es genug. Aber da erschien mein Bruder, wie welk und wie vergiftet, mit entstelltem Gesicht auf der Türschwelle, wankte und suchte nach einem andern Gegenstand, den er mir nachschleudern wollte. Er entdeckte neben der Tür im Hof einen großen Ballon Salzsäure. Mit Schrecken sehe ich, wie seine beiden Arme die mächtige Glasflasche aufheben. Ich bleibe aber doch noch lächelnd stehen und glaube nicht, daß es möglich sei, daß er mir wirklich etwas antun will. Ich glaubte, er würde den Ballon in den Arbeitsraum tragen. Da sehe ich, wie er die Riesenflasche hoch über seinen Kopf hebt, um sie nach mir zu schleudern. Zwei Seiten des Hofes waren vom Haus abgeschlossen. An den anderen beiden Seiten zogen sich Blumenbeete an einem meterhohen Eisengitter hin, und drunten, wie in einem Abgrund, lag der große Anstaltsgarten.

Ich stoße einen Schrei aus, hoffend, ich würde im Hause gehört. Aber niemand war zu Hause. Mein Vater war mit meinen Schwestern spazieren gegangen. Auch die Dienstboten waren fort. Ich glaubte eine Sekunde lang, daß, wenn der Salzsäureballon auf meinem Kopf zerschellen würde, ich, von der Säure zerfressen, unter den schrecklichsten Schmerzen sterben müßte. Denn oft hatten wir Kinder beim Spiel im Hof ein Holzstückchen in die Säure getaucht, dieselbe verspritzt und uns damit vergnügt, zuzusehen, wie diese Flüssigkeit mit großen Blasen aufzischend auf dem Erdboden kocht und um sich frißt. Spritzte uns dabei ein Tropfen auf die Kleidung, so entstand sofort ein roter Fleck, und der Stoff zerfiel an der Stelle, als wäre er versengt.

Mit diesem Ballon, der viele Liter Salzsäure faßte, stürzte nun mein Bruder wütend auf mich los. Zweimal wich ich nach verschiedenen Seiten aus, nicht wissend, wohin ich flüchten sollte, bis ich einen Sprung über das Blumenbeet machte, mich über das Gitter schwang und mich von der Mauer in den tiefgelegenen Garten hinunterwarf. Ich achtete darauf, daß ich nicht hinstürzte, sprang mit einigen Sätzen drunten fort, hinter einen großen Birnbaum, und hörte dabei, wie oben am Gitter der Glasballon zerschellte, und zugleich die zischende Flut der Salzsäure an der Mauer in den Garten hinunterschoß.

Kaum war das geschehen, und ich lehnte vor Schrecken atemlos an dem Birnbaum, erschien das Gesicht meines Bruders oben über dem Geländer unseres Hofes. Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Er schrie meinen Namen wie einer, der retten will. Als er mich bleich und zitternd an dem Baum lehnen sah, und ich nur noch den Mut hatte, mit der Hand auf die Säure zu zeigen, die zwischen dem Gras blasenschäumend hinfloß, da schwang er sich über das Gitter. Ich flüchtete nicht mehr. Ich fühlte, er hatte etwas so Schreckliches getan, daß ich nun in meinem vollsten Rechte war, ihn zu verachten. Er war indessen in den Garten zu mir hinuntergesprungen und sah, daß nur einige Tropfen der Säure

auf meinen Anzug gespritzt wären. Er fiel mir stürmisch um den Hals, küßte mich übers ganze Gesicht und bat mich mit Tränen in den Augen um Verzeihung. Als ich ihn so verwandelt sah, hatte ich auch seine Schreckenstat gleich vergessen. Er half mir aus dem Garten wieder auf die Mauer hinauf in den Hof, und oben angekommen, wo die verschüttete Salzsäure im Blumenbeet immer noch brodelte, besprachen wir lebhaft den ganzen Vorgang, und er packte meine Hände, drückte sie und sagte mit gesenktem Kopf: „Diese drei Jahre Militärzeit, in der ich Gemeiner sein soll und unter gemeine Menschen gesteckt werden soll, die halte ich nicht aus. Lieber hacke ich mir ein paar Finger ab oder flüchte nach Amerika. Aber," fügte er hinzu, „sag' es zu niemandem, das was ich dir jetzt gesagt habe, vor allem nicht zum Vater. Sie höhnen mich alle und sagen, daß ich nichts wert bin, weil ich drei Jahre dienen muß. Und ich weiß, daß sie mich nicht grüßen werden, wenn ich ihnen als Gemeiner im Kommißrock auf der Straße begegnen werde. Du wirst mich dann auch nicht kennen wollen." Er setzte sich auf einen Stuhl und brach in einen Weinkrampf aus. Ich legte meine Arme um seinen Hals und schluchzte mit ihm und sagte, daß wir ihn ebenso gern haben würden, ob er Einjähriger werde oder Dreijähriger. Ich versprach mir aber in meinem Herzen, das immer noch toderschrocken klopfte, den armen Bruder nie wieder mit dem dreijährigen Militärdienst, der ihn erwartete, zu hänseln. „Ja, wenn Mama noch leben würde!" seufzte er. „Dann hätte ich vielleicht auch in der Schule mehr gelernt. Oder, wenn ich nicht viel gelernt hätte, wäre ich doch nie so von der Familie verachtet worden, wie jetzt. Ich rate dir, mache es nicht wie ich. Mache dein Examen. Lerne, lerne, denn du würdest es noch weniger aushalten, von Papa so verachtet zu werden, wie ich es werde. Ich habe mir jetzt heimlich eine Stelle verschafft und gehe fort von zu Hause. Hier in der Stadt, wo alle Bekannten wissen, daß ich drei Jahre dienen soll, während meine Schulkameraden nur

ein Jahr dienen müssen, halte ich es nicht länger aus." —

Dieses war das einzige Mal, daß mein Bruder und ich gegeneinander in Heftigkeiten gerieten. Von da ab wurde er sehr zärtlich zu mir. Im Schlafzimmer, das wir mit meinem Vater teilten, weckte er mich oft, wenn er abends um elf Uhr nach Hause kam und mein Vater noch nicht da war. Dann schüttete er auf meine Bettdecke Orangen und kleine Schachteln voll Süßigkeiten hin, die er abends, wenn er mit Freunden ausgegangen war, in den Gasthäusern von herumziehenden Südfruchthändlern gekauft hatte. Er schälte dann die Orangen selbst, zerlegte sie in kleine Teile und fütterte mich, der ich schlaftrunken war, wie eine Mutter ihr Kind. Zu Weihnachten baute und hämmerte er für mich aus Holzleisten ein großes Kasperltheater, das, mit rotgeblümtem Stoff bekleidet, dann zur Sommerszeit immer im Hof stand, und bei dem ich so laut und lebhaft den Hans Kasperl, seine Frau, den Tod, den Teufel und den Polizeidiener auftreten ließ, daß sich alle Küchenfenster an der Rückseite des Hauses am Abend öffneten, und auch an den Fenstern der Entbindungsanstalt im Garten drüben die schwangeren Frauen und die Hebammen herausschauten und meinem Spiel zuhörten. Oft erschien auch mein Vater im Gangfenster mit der Zigarette im Munde, den ich aber, da ich im Theater versteckt war und nur meine Hände mit den Puppen herausstreckte, immer erst zu spät bemerkte. Vor ihm schämte ich mich. Die Puppen, die für mich lebende Menschen waren, wurden hölzern und zu nichtssagenden Puppen, sobald mein Vater zusah, dessen starkes Auge mich in die Wirklichkeit zurückrief. Wenn er auch vom Fenster aus sagte: „Spiel' doch weiter! Du hast ja vorhin so schön gespielt, schrei' nur nicht zu laut dabei," so konnte ich doch unter seinen Augen die Puppen nicht mehr unbewußt leben lassen. Das Spiel verkrümelte sich. Ich machte einen plötzlichen Schluß, ließ den roten Vorhang herunterfallen, und bei dem Beifallsgeklatsch, das die Dienstboten von den drei Stock-

werken des Hauses umständlich spendeten, biß ich die Lippen aufeinander. Denn es schien mir, ich hatte den Beifall nicht so reichlich verdient, da mein Vater im schönsten Augenblick der Steigerung von mir am Fenster entdeckt worden war, und mir dann der schöne Schluß, bei dem ein großes Krokodil erscheinen sollte, das den Kasperl samt seinem Prügel verschlingen mußte, unter den stählernen Augen meines Vaters nicht mehr geglückt war. Dieses Theater nun hatte mir mein Bruder aus Sühne für den Schrecken aufgebaut. Auch früher hatten wir schon in der Büttnergasse Theater aus Papier gebaut, in welchen „Freischütz“ und „Dornröschen“ gespielt wurden; Theaterspiel war immer mein Lieblingsspiel gewesen. —

Mein Bruder war dann eine kurze Zeit nach Berlin gereist und nach Holland. Plötzlich erschien er eines Abends wieder zu Hause. Er hatte sich Geld erarbeitet und kam mir in seinem langen gelben englischen Reisemantel ausländisch und fremder vor als früher. Er erschien mir auch blasser als sonst und hatte einen kleinen schwarzen Schnurrbart bekommen. Er war herzlich zu mir wie immer, aber sprach sich nur mit meiner jüngsten Schwester aus. Es war mir aber, als ob er und mein Vater sich härter als je gegenüberstünden. Er hatte manchen Fortschritt der neuen Zeit gesehen, den er im Atelier einführen wollte. Mein Vater aber wollte sich in nichts hineinreden lassen. Es entstanden schroffe, harte Auseinandersetzungen. Bei Tisch herrschte eine drückende Stille. Mein Bruder aß kurz und hastig, wie das immer seine Art gewesen. Er gab nicht viel auf Essen und Trinken, war zu stürmisch und ungeduldig und immer von einem unersättlichen Arbeitseifer erfüllt. Eigentlich hätte mein Vater nichts an ihm zu tadeln finden können, da niemand der Photographie so ergeben war wie mein Bruder. Auch war er immer bereit, meinem Vater bei Versuchen und Erfindungen eifrig mitzuhelfen, war ganz Aug' und Ohr für alles, was Chemie und Optik betraf, und mein Vater hatte keine sicherere Hilfe als ihn, wenn er ihm einen neuen chemischen Versuch anvertraute. Auch

dachte mein Bruder an kein Vergnügen, an keine Erholung. Wenn sie den ganzen Tag zusammen Versuche angestellt hatten, und mein Vater abends erschöpft aus dem Laboratorium kam und später in seinen Schachklub ging, blieb mein Bruder noch bis zwölf, ein Uhr im Laboratorium und stellte weitere Versuche an. Er wollte photographische Erfindungen auf eigene Faust machen, trotzdem mein Vater ihm dies untersagt hatte, da er erst dessen Versuche beendigen sollte, um daraus neue Erfahrungen zu ziehen. Denn mein Vater fand, daß es Geld- und Zeitverschwendung sei, nach zwei Seiten Experimente anzustellen. Diese Beschränkung seiner Arbeitslust aber kränkte meinen Bruder.

Bei diesen seinen nächtlichen Laboratoriumsarbeiten geschah es in jener Zeit, daß mein Bruder plötzlich mitten in der Nacht, wenn mein Vater noch nicht nach Hause gekommen war und meine Schwestern schon schliefen, in mein Zimmer gestürzt kam, wo ich bei der Lampe meine Schulaufgaben machte oder auch schon eingeschlafen war, und mein Bruder mich fragte, ob ich kein verdächtiges Geräusch gehört hätte. Er bat mich, die Lampe zu nehmen und ihm ins Atelier zu folgen, um zu sehen, ob keine Einbrecher oder Diebe da seien. Er konnte so herzlich und heftig bitten, daß ich ihm immer gehorchte.

Er lief aber erst in die Küche und holte ein großes Küchenmesser, dann sagte er, ich sollte leuchten, und er ging mit dem Messer voran. Ich war damals wohl vierzehn Jahre alt. Mir machte es nur Spaß, mit der Lampe nach Dieben zu suchen, und ich nahm es als lustigen Einfall von ihm und unterhielt mich sehr dabei, wenn wir hinter den verschnörkelten Möbeln und Geländern und hinter den künstlichen Felsen und Säulen des Ateliers herumkrochen und in den Ecken die Schlagschatten der Geräte sich riesengroß dehnten oder zusammenballten und man glauben konnte, es springe einer aus dem Dunkeln auf uns zu.

Ich sah aber, daß dabei Schweißtropfen auf der Stirn meines Bruders perlten, wenn wir in dem todstillen Atelier und in den Arbeitsräumen atemlos auf

einen Knisterlaut horchten, der aus der Nacht irgendwo herkam und uns unerklärlich schien. Meist war es nur eine Holztür oder eine Diele, die in der Nachtkälte von selbst knackte, oder der Pfropfen einer Chemikalienflasche, der sich von selbst löste, oder auch eines jener dünnen Reagenzgläser, welches am Tag erhitzt worden war, und das in der Nachtluft plötzlich zersprang. Oder es war eine Maus, eine Katze, oder der Faltenwurf eines Vorhangs im Windzug, oder ein dünner Eisendraht, der ans Fenster pochte, oder ein Wasserrohr, das gluckste. Diese Laute vergrößerten sich in der Stille der Nacht, und der von Brom- und Joddämpfen und in seiner Jugend schon von Ätherdämpfen bei seinen chemischen Versuchen überreizte Mann zitterte plötzlich und fürchtete sich, allein im Laboratorium zu bleiben, und bat mich dringend, ihm Gesellschaft zu leisten, bis er fertig wäre, und er versprach mir dafür alle möglichen Geschenke. Oft saß ich, in meine Bettdecke eingewickelt, in meinem Nachthemd zwei Stunden lang auf einem Schemel bei ihm, während er beim roten Licht einer Laterne Gelatinelösungen kochte, Glasplatten mit Emulsionsmasse begoß und neben sich auf dem Tisch das lange blanke Küchenmesser oder meines Vaters Petersburger Totschläger liegen hatte.

Niemand von uns wäre aber je auf den Gedanken gekommen, diese Furchtausbrüche meines Bruders für einen beginnenden Verfolgungswahnsinn zu halten. Wohl hing das Atelier mit der Wohnung zusammen, denn es war im Hof an das Haus angebaut, aber wenn wirklich ein nächtlicher Einbruch oder ein Überfall vorgekommen wäre, hätte niemand in den fernen Wohnzimmern der großen Wohnung etwaige Hilferufe aus den Atelierräumen hören können. Und da es nachts in diesen entlegenen Räumen wirklich unheimlich war, weil sich alle möglichen Geräusche in der stillen Winternacht hörbar machten und ein von Nachtarbeit und chemischen Dünsten überreiztes Gehirn erschrecken konnten, so hielten wir, meine Schwestern und ich, das plötzlich furchtsame Benehmen, das sich bei meinem Bruder im Laboratorium zu jener

Zeit nachts immer häufiger einstellte, für etwas ganz Natürliches. Er hatte uns gebeten, dem Vater nichts von seiner nächtlichen Furcht zu sagen, was wir auch selbstverständlich fanden, weil wir dachten, er wolle nicht wegen seiner Ängstlichkeit verlacht werden.

Eines Tages reiste mein Bruder plötzlich ab. Er sagte, er fühle sich nicht am rechten Platze, da er neben meinem Vater nicht arbeiten könne, wie er wolle. Und da er das Atelier von Grund aus neu umgestalten möchte, und mein Vater dagegen sei, freue ihn die Arbeit zu Hause nicht. Mein Vater ließ ihn ziehen. Mein Bruder sagte uns, er ginge wieder nach Holland. Einige Wochen später hörten wir, er sei in Amerika. Meine dort verheiratete Schwester und mein Schwager hatten ihn zu sich hinüberkommen lassen, damit er dem dreijährigen Militärdienst entgehe.

Mein Vater tobte. Bald war er aufs höchste aufgebracht gegen meinen Schwager, der meinen Bruder zu diesem Schritt verleitet hatte, bald gegen meinen Bruder, den er einen Feigling nannte, weil er sich dem vaterländischen Militärdienst entzogen hatte. Er wollte sich von ihm lossagen. Er wollte ihn nicht mehr als seinen Sohn anerkennen. Er wollte ihn und meinen Schwager enterben. Die Wände zitterten von wilden Reden, die mein Vater im Auf- und Abgehen stundenlang hielt. Dazwischen weinte er und klagte, er habe seinen Sohn verloren, denn derselbe dürfte nicht wieder zurückkommen, wenn seine Fahnenflucht bekannt würde.

Der arme Vater und der arme Bruder! Keiner von uns konnte einem von ihnen helfen. Wir durften bald nicht mehr den Namen meines Bruders vor meinem Vater nennen und nicht den Namen meines Schwagers in Amerika. Mein Vater zürnte auch diesem, denn er hatte erwartet, daß er meinem Bruder hätte abraten sollen, nach Amerika zu gehen.

Ein, zwei Jahre hörten wir fast nichts mehr von meinem Bruder. Dann aber traf eines Tages aus Amerika ein Telegramm ein, er sei schwer erkrankt,

man fürchte jeden Augenblick das Schlimmste. Zwei Stunden später ein neues Telegramm: mein Bruder sei gestorben. Nach vierzehn Tagen traf ein Brief von einem deutschen Konsulat aus einer pennsylvanischen Stadt ein, in welchem der Konsul mitteilte, mein Bruder habe sich in einem Anfall von Verfolgungswahnsinn in sein Zimmer eingesperrt, die Türen mit Möbeln verstellt, sich auf den Zimmerteppich gelegt und sich erschossen.

Als die Todesnachricht kam, saß ich im Wohnzimmer und arbeitete Schulaufgaben. Plötzlich hörte ich ganz unerwartet und ohne jedes vorhergegangene Gespräch ein lautes heftiges Schluchzen. Eine ältere Kusine von mir, die den Haushalt führte, und die eben in meiner Nähe stand, sah erschrocken auf. Wir sahen uns an und begriffen nicht, wer da plötzlich so weinen konnte. Das Weinen ging in ein Wimmern über und brach wieder in Schluchzen aus. „Dein Vater!“ sagte meine Kusine rasch und eilte nach dem Schreibzimmer. Dort blieb sie. Ich saß horchend über meinem Schulheft und hörte nun plötzlich auch sie im Zimmer meines Vaters laut weinen. Es quälte mich, Zuhörer dieses mir unerklärlichen Weinens sein zu müssen. Ich ging leise zur Tür, öffnete, und sah meinen Vater, der den Kopf über seinen Schreibtisch gelegt hatte, das Gesicht tief in seine Hände vergraben. Er weinte stoßweise wie ein kleines Kind, und neben ihm stand meine Kusine, das Gesicht in ein Taschentuch versteckt und weinte ebenso wie er.

Das erste Telegramm war eingetroffen. Ich begriff nichts. Sie sprachen beide stoßweise und schluchzend zu mir, aber ich konnte aus ihren Sätzen nur das Wort Kaspar verstehen, den Namen meines Bruders.

Diese Schmerzensszene wiederholte sich noch viel erschütternder, als der Brief eintraf, der die Einzelheiten berichtete, wie mein Bruder sich erschossen hatte. Er war zuletzt von Furchtgefühlen so geplagt gewesen, daß er fortwährend die Wohnung gewechselt hatte. Überall hatte er Stimmen sprechen hören und

sich von Verfolgern umgeben geglaubt. Ein kleiner Negerbursche, den er als Diener angenommen, hatte ihm überall hin seine Koffer nachtragen müssen, da er alle paar Tage umgezogen war. Alles dieses zu lesen, erschütterte meinen Vater aufs tiefste.

Seine erste Frau hatte sich das Leben genommen, und nun auch sein ältester Sohn. Er sagte, es wäre ihm, als stünde nochmals das furchtbare Petersburger Ereignis bei dem Tode meines Bruders wieder auf. Er machte sich Selbstanklagen, daß er zu schroff gegen meinen Bruder gewesen wäre, und verteidigte sich dann wieder damit, er habe nur das Beste gewollt.

Als wir alle verweint im Hause umhergingen und untröstlich waren, daß wir dem armen Toten nicht einmal die letzte Ehre erweisen konnten, weil er in einem fernen Erdteil, weit von der Heimat gestorben war, da kam mein Vater zu mir und beschwor mich feierlich, um Gottes willen die Spielereien, wie er meinen Hang zum Zeichnen und Malen nannte, von jetzt ab sein zu lassen, auch keine unnützen Geschichtenbücher zu lesen und nur zu lernen, damit ich nur ein Jahr Militärdienst zu erwarten hätte und nicht gemeiner Soldat werden müsse. „Denn," sagte mein Vater, „ich bin sicher, dein Bruder hat sich durch absichtliches Einatmen von Äther und Bromdämpfen körperlich schwächen wollen, um dem Militärdienst zu entgehen. Dieses Einatmen der Gifte hat seine Sinne verwirrt. Er war hübsch. Die Frauen sahen ihn gern. Er lebte ausschweifend und wurde krank. Krankheiten, die jeder andere Mann bei kräftigem Körperzustand überwindet, rieben ihn auf und brachten ihn zum Wahnsinn und zum Tod." —

In jenen Tagen sagte ein Dienstmädchen zu mir in der Küche: „Sie brauchen doch nicht zu weinen, junger Herr, weil Ihr Bruder gestorben ist. Jetzt sind Sie der einzige Sohn, und das schöne Atelier gehört einmal Ihnen."

Ein neuer Schrecken befiel mich bei diesen Worten. So unglaublich kaltblütig diese Dienstbotenworte mir zuerst klangen, so mußte ich doch Wahr-

heit darin erkennen, eine für mich peinigende Wahrheit. Ich sah voraus, daß jetzt, nach dem Tode meines Bruders, man mich nicht mehr Kunstmaler werden lassen würde, wie ich es immer gewünscht hatte, sondern daß man jetzt voraussetzte, ich würde, sobald ich mein Examen gemacht hätte, meinem alten Vater in dem mir verhaßten photographischen Atelier bei seiner Arbeit eine Hilfe sein, und daß man mir also wahrscheinlich zumuten würde, Photograph zu werden. Ein Gedanke, der mir immer qualvoll gewesen war. —

„Du willst nicht reiten, du willst nicht auf die Jagd gehen, du willst nicht Schach spielen, du liebst nicht Physik, nicht Chemie, nicht Technik, nicht Mechanik, nicht Erfindungen — du bist nicht mein Sohn!" so hat mein Vater später, als er mich gegen meinen Willen überredet hatte, die Arbeit im Atelier zu übernehmen, öfters zu mir gesagt. Ich konnte ihm darauf nichts antworten. Ich konnte ihm nicht erklären, daß ich Dichter werden wollte. Das wußte ich damals selbst noch nicht, ob und wie und daß man das werden könnte. Dichter waren da. Wie es kam, daß sie plötzlich da waren, hätte ich nie ergründen können. Sie wurden genannt und waren und blieben, als wenn sie immer gewesen wären, wie Himmel, Erde, Sonne und Sterne.

Als ich schon zwanzig Jahre alt war, sagte meine jüngste Schwester einmal an einem Geburtstag meines Vaters zu mir: „Du solltest Vater ein Gedicht machen und an Stelle einer Tischrede das Gedicht hersagen." Ich sah sie ganz verblüfft an. „Ich soll dichten?" fragte ich sie. Wenn sie gesagt hätte, ich sollte zum Geburtstag meinem Vater die Freude machen und bis zum Mittagessen heiraten oder beim Nachtisch sterben — das wäre mir nicht so ungeheuerlich vorgekommen. Dichter werden wollen war ja viel mehr, als wenn man hätte Papst werden wollen. Dichten war überhaupt für mich die heiligste Handlung. Man konnte einem Menschen befehlen, zu beten, aber nicht zu dichten. Dichter! Ich hatte eine große Scheu vor diesem Wort und ging in großem

Bogen um dieses Wort herum. Schon die Zusammenstellung meiner jungen unerfahrenen Person mit dem unerklärlichen Wort „dichten“ schien mir unerhört oberflächlich, beinahe gotteslästerlich und lächerlich. Eher, dachte ich, würden meine Finger wie der Birnbaum im Hof Blüten und Blätter treiben, als daß sie ein Gedicht niederschreiben dürften. Goethe hat gedichtet, Schiller hat gedichtet, Mörike und vor allem Walter von der Vogelweide. Mir war, als müßte jeder dieser Männer die Stille, den Arbeitsfrieden und die Beschaulichkeit der Summe aller zweiundfünfzig Sonntage des Jahres ausströmen, wenn man ihm unter die Augen getreten wäre. Und i ch sollte dichten! Ich, der ich nur die Unruhe des Lebens bis jetzt kennen gelernt hatte! Unter dem einen Fuß war mir die Mutter weggenommen. Dieser Fuß stand überhaupt nie mehr ruhig. Und der andere Fuß, der in die Spuren meines Vaters treten sollte, wich diesen Spuren aus. Mein Herz verstand noch nichts von dem, was meinem Vater heilig war, nichts von Maschinen und Erfindungen, nichts von Politik und Weltleben. Ich fühlte mich vor allem unruhig, weil ich selbst nicht gewiß wußte, was aus mir werden sollte. Ich erinnere aber, daß ich trotzdem von der Zumutung meiner Schwester, daß ich ein Gedicht ausdenken sollte, gereizt und geschmeichelt war, und ich konnte es den ganzen Tag nicht vergessen, und ich erzählte es meiner Kusine. Sie lachte hellauf, weil meine Schwester mir vom Dichten redete. Dieses aber machte mich stutzig. Der eine Mensch hielt es für möglich, daß ich dichten sollte, der andere für ganz unmöglich. Ich konnte damals weder dem einen noch dem anderen recht geben, dieses fühlte ich. Dann dachte ich nicht mehr darüber nach. —

„Träume nicht!“ waren die fortwährenden Mahnworte meines Vaters gewesen. Und „Träumst du schon wieder!“ dieser Ausruf von ihm war mir immer wie ein Schuß in den Rücken. „Träumen ist ungesund!“ erklärte er fortgesetzt und jagte mich dabei aus den Stimmungen, in denen ich mich schweigend bei stillen Betrachtungen sonnte, und wobei ich fried-

lich war wie die Tauben auf dem Dach. Wenn ich träumte, fühlte ich mich der Unendlichkeit und der Ewigkeit näher als sonst.

Viel hat mir das Wort „Ewigkeit" von Jugend an zu schaffen gemacht. Mein Vater sprach vom unendlichen Geist, der in tausend verschiedenen Formen des Weltalls sich offenbare. Und er rechnete mir dabei vor, der Mond ist vor soundso vielen Billionen Jahren vielleicht einmal von der glühenden Erde fortgeschleudert worden, so wie die glühende Erde von der Sonne fortgeschleudert wurde. Die Schneckenversteinerungen, Ammonshorn, versteinerte kleine Eidechsen und Fische und Halme, die wir in den Steinbrüchen oben am Leutfresserweg bei Spaziergängen fanden, erklärte er mir Knaben damit, daß das Meer hier vor vielen hunderttausend Jahren einst über die Berge gegangen war. Er hatte auch eifrig Darwin und Haeckel gelesen. Aber da er aus einer romantisch idealistischen Zeit stammte, so verneinte er trotz seines realistischen Lebensganges die Abstammung des Menschen vom Tier. „Wir haben einen höheren Geist, wir sind höher entwickelt, und die Gelehrten müssen sich ja selbst eingestehen, daß eine Lücke in der Entwicklungskette zwischen Affen und Menschen bestehe und daß die Schädelform jenes Affenmenschen oder Menschenaffen noch nicht gefunden worden ist," sagte er. Er regte sich furchtbar auf, wenn man ihm darin widersprach. Und so wenig ihm an Kirchenbesuchen und Kirche gelegen war, vom Gottesfunken, der uns Menschen beseelte, sprach er doch fortgesetzt. „Ohne diesen Funken," sagte er, „wären wir nicht so furchtlos und so gedankenreich an Erfindungen gewesen, hätten uns nicht das Feuer, die Weltmeere, Dampf und Elektrizität, Gifte und Metalle nutzbar gemacht, denn nicht nur durchs Kleidertragen unterscheiden wir uns von allen Tiergattungen." So schloß er immer seine Erklärung.

Ich grübelte viel nach über alles, was er mir erzählte, und kam damals schon immer mehr zu der Entscheidung, daß wir Menschen trotz aller Vorzüge und aller Gescheitigkeit doch nichts anderes als Welt-

alltiere sind, als eine Tiergattung, die sich zu helfen weiß, die vielleicht längst untergegangen wäre, wenigstens in der kalten und in der gemäßigten Zone, wenn sie sich nicht künstlich weitererhalten hätte, und zwar so künstlich, daß sie durch diese Künstlichkeit ganz unnatürlich geworden ist. Denn alles ist unnatürlich an den Menschen heute, sagte ich mir immer wieder: die naturwidrige Schnelligkeit, mit der sie durch Länder jagen, die lächerlichen wechselnden Kleidermoden, die öde Gelehrsamkeit, die Titelsucht, und vor allem die Überhebung, daß die Menschen edler sein wollen als die anderen Weltalltiere, deren Leben sie gar nicht erlebt haben, und deren Weisheit sie deshalb nicht kennen können. Und ich dachte weiter: Menschen kennen keinen Frieden; mehr Frieden hat die freie Natur. — Wenn eine Kuh brüllte und die Wiesen voll Sauerampfer, Glockenblumen, Salbei und Butterblumen leuchteten, und die Wolken friedlich über den Bäumen wie weißverhüllte Träumer im Blauen hinzogen; wenn ein Hase durch den Klee huschte, und ein Geier sich am Himmel zeigte und Kreise zog, und die Hühner unruhig gackerten, und die Tauben unruhig aufflogen; wenn eine Bäuerin zur Sommerzeit am Wegrand saß, die Sichel weggelegt hatte und ihrem Kind zwischen der Arbeit die Brust reichte und ein wenig verschämt dabei aussah, sobald jemand vorüberging; wenn die Sonne unterging, und auf der fernen Landstraße ein letzter Bauernwagen knarrend heimfuhr — dann jedesmal ergriff mich das Gefühl „Ewigkeit" wunderbar, trotzdem alles ringsherum im selben Augenblick am vergänglichsten gewesen. Aber Millionen und Billionen Jahre, die man bei der Betrachtung des Mondes aufzählte, die brachten mich nicht der Ewigkeit so nah, als die Sekunden des Mondaufganges über einem Ährenfeld, oder die Sekunden der Morgendämmerung, wenn die Sterne in der taukalten Luft am Nachthimmel sich verflüchtigten und der erste Vogellaut, von Fink oder Amsel, noch vor Sonnenaufgang in dem Gemisch von Nachtstille und Morgengrauen mit ein paar Locktönen anschlug. Wo die-

ben da die Billionen Jahre? Sie wurden so nichtssagend, wie eine Algebrarechnung nichtssagend ist im Vergleich mit einem glücklichen Menschenlächeln.

„Aber," erklärte mir mein Vater, „um diesen Naturfrieden, um diese ewigen Naturlaute in aller Glücklichkeit und Tiefe auskosten zu können, um Frieden zu gestalten, bedarf es eben der Wehr, der Notwendigkeit des Nachdenkens. Wenn draußen die Wölfe noch heulen würden, oder die Bären noch im Feld umherlaufen würden, oder wir Hungersnöten ausgesetzt wären, der Kälte und den Stürmen, dann wäre kein Friedensgenuß in der Natur möglich. Hätten wir nicht Kleider, Wohnung, Waffen erfunden, würden wir nicht Gift legen gegen Ratten und Ungeziefer, würden wir nicht die Flüsse durch Dämme und Uferbauten bewältigen und ins Flußbett zwingen; würden wir nicht gelernt haben, den Blitz abzuleiten, würden wir nicht gelernt haben, in Eile uns mit Freunden und Verwandten brieflich und telegraphisch in Verbindung zu setzen und ebenso geschäftlich die Länder zu durcheilen und uns Getreide vom Ausland zu verschaffen, Vieh und Kohlen, wenn Hungersnöte und Kälte im Lande drohen, und würden wir nicht immer neue Waffen ausdenken, um Landgrenze und Landküste gegen feindliche Nachbarn und Überfälle zu verteidigen, so würdest du nicht so ruhigen Blutes den Morgenlauten des Finken und der Amsel nachträumen können. Ohne menschliche Gedankenarbeit würden Wildheit, Drangsal, Not, Roheit herrschen. Die Äcker lägen brach, Blitze würden das Haus vernichten, in dem du eben träumen wolltest, Unruhe, daß du keine Nachricht von fernen Freunden und Verwandten erhieltest und keine Geschäfte abschließen könntest und dich von tausend Feinden bedroht fühltest, das alles würde dich niederdrücken. — Erst arbeite darum, dann träume!" Dieses waren die ständigen Schlußworte meines Vaters. „Erst durchdringe mit dem Geist und mit wehrhaften Gedanken das Leben und ertrotze dir Frieden und den friedlichen Boden zum Träumen. Es ist eine Sünde von deinem Bruder gewesen," fügte er hinzu, „daß er

seinem Vaterlande seine männlichen Wehrkräfte entzogen aus Furcht vor der Schande, daß man ihn nicht grüßen und ihn nicht achten würde, wenn er im gemeinen Kommißrock umhergehen würde. Aber er hat die Landesflucht mit dem Tode büßen müssen. Damit hat er seine Tat gesühnt, und wir wollen nicht über einen Toten richten. Der arme Junge war kein Träumer wie du, und er ist doch untergegangen und konnte dem Leben nicht Widerstand leisten," fuhr mein Vater fort. „Ich habe bittere Angst, daß du noch schwächer bist als er, und wie soll es dann mit dir werden, wenn du die Schuldinge nicht lernen willst? — Wenn ich ehrlich bin, muß ich ja selbst sagen, daß alle Dinge, die man dich jetzt lehrt, keinen großen Zweck für dich haben werden, so wie ich dich kenne. Diesen ganzen Schulkram wirst du bald wieder vergessen haben. Aber lerne mir zuliebe, wenn du dir auch sagen mußt, daß alles zwecklos ist, was du jetzt lernst. Lerne und mache dein Examen, das dich dann berechtigt, ein Jahr Militärdienst zu tun.

Denn, wenn du das nicht willst, möchte ich vor Kummer sterben. Du mußt die Sitte deiner Zeit mitmachen, wenn du noch nicht selbst stark genug bist, die Zeit zu ändern und ihre Sitten. Also nimm die Sorge von mir, lege das Träumen ein paar Jahre auf die Seite, und erringe dir die Berechtigung, ein zeitgemäß gebildeter Mensch genannt zu werden, wenn auch diese oberflächliche Bildung dir als Blödsinn und gegen jeden gesunden Menschenverstand streitend vorkommt. Nichts macht stärker als zeitweise Selbsterniedrigung. Man schnellt nachher doppelt stark empor und wird zielbewußter als je." —

Nach solchen Gesprächen, nachdem ich meinem Vater mit vollstem Herzen die Versicherung gegeben, daß ich alles tun wollte, was er verlangte, umarmten wir uns mit Tränen in den Augen, und die feine Weisheit, die große Menschlichkeit, die abwägende, versöhnliche, weltbeherrschende Art, mit welcher der Geist meines Vaters zu mir gesprochen hatte, überwältigte mich. Es war mir dann so weihevoll im

Herzen, und so köstlich begnadet fühlte ich mich, als hätte ich mit Gottvater selbst gesprochen und würde von ihm umarmt und umarmte ihn wieder. Ich trug von diesen Aussprachen mit meinem Vater eine tiefe Ehrfurcht fürs Leben und für alles, was mich umgab, mit davon. Nur das Verlangen, daß ich nicht träumen sollte, empfand ich, als sollte mir mein Herz herausgeschnitten werden, und ich sollte nun ohne Herzwärme, nur mit Stirn und Verstand bewaffnet, morgens aufstehen und arbeiten, nicht rechts und nicht links sehen und mich abends niederlegen. Aber so wie mir niemand befehlen konnte, traumlos zu schlafen, so sah ich bald seufzend ein, daß ich mir selbst wohl befehlen konnte, zu arbeiten, aber daß die Träume am Tag ebenso unbewußt in meinem wachen Gehirn aufstiegen wie nachts in meinem schlafenden Gehirn. Ebenso unmöglich, wie es ist, mit Gewalt die Wolken aus dem Himmel auszuschalten, um immer bei klarer Sonne arbeiten zu können, ebenso unmöglich, wie es ist, daß man der Nacht wehren könnte, den Tag abzulösen, und ebensowenig wie ich meinen Herzschlag ausschalten und ohne Herzschlag weiterleben kann, ebensowenig vermochte ich es, meinem Träumen zu gebieten. Und mitten im Arbeiten, mitten im Schreiben von Schularbeiten, mitten im Zuhören, wenn in der Klasse Mathematik, Chemie, Physik vom Katheder vorgetragen wurde, konnte ich es nie verhindern, daß ich plötzlich im Geist weit vom Schulsaal fort war, Gespräche in meinen Ohren hörte, Landschaften vor meinen Augen sah, Waldwege wanderte, Glocken läuten hörte und mit den Personen aus Geschichten, die ich gelesen hatte, im Geist verkehrte, und daß ich dann, plötzlich wieder zurückgekehrt in den Schulsaal, den Faden verloren hatte und der Stimme auf dem Katheder wohl dem Wortlaut nach wieder folgen konnte, aber vom ganzen Vortrag keinen Sinn erhielt.

Ich biß mich auf die Lippen, war zornig und ärgerlich über mich, fühlte mich einsam und von allen Kameraden durch dieses Träumen getrennt, schämte mich über die Verachtung, die ich mir durch meine Un-

aufmerksamkeit zuzog, und hätte mich gerne körperlich gegeißelt, wenn ich damit hätte erreichen können, die Träume von mir fortzubannen. Das Schrecklichste aber am Ganzen war, daß mich dieses Träumen glücklich machte. Während mein Verstand tief unglücklich war, trug ich äußerlich immer das Lächeln und die Zufriedenheit, die mein Träumen meinem Innersten gab, unbewußt zur Schau. Mein Vater hielt mich zuletzt für oberflächlich. Die Professoren sagten dasselbe und meine Angehörigen auch. Keiner aber konnte mir eine schlechte Tat, eine Bosheit, Rachsucht, wirkliche Faulheit, Feigheit oder ähnliches vorwerfen. Ich war immer tätig und nie krank. Doch — es ging ein Schatten neben mir her, dem ich nachgeben mußte, der nicht mit mir ging, wohin mein Verstand gehen sollte, der stärker als mein Verstand war. Vielleicht hätten die Alten diesen Schatten, der nie von meiner Seite wich, mit dem Namen einer Muse benannt. Aber, wenn ich mich ehrlich befragt hätte, der Name von keiner der neun Musen hätte damals noch zu mir gepaßt. Alles lag noch durcheinander in meinem Innern. Alle Kräfte lagen wie Mosaiksteine, die das bestimmende Musenbild zusammensetzen sollten, in mir zerstreut. Wohl fühlte ich mich zur Malerei hingezogen, doch wenn ich mich im Herzen behorchte, wußte ich, daß ich niemals Maler werden würde. Musik war wunderbar zu hören, berauschend, fortrückend. Auch sie trug Steine zu dem Musenbilde bei, aber immer fehlte noch etwas. Dichter sein, Dichter werden! — Wenn ich daran rührte, war es, als ob mein Verstand ein schallendes Hohngelächter aufschlug. Bedenke doch, wenn du deinem Vater sagen solltest, du wolltest Dichter werden, ihm, der schon vor ein paar Jahren Märchenbücher, Malkasten und Puppentheater und alles, was dich vom Alltagsleben ablenken konnte, dir plötzlich fortnehmen und es auf den Dachboden bringen ließ, wo es verstaubt oder vielleicht längst an Trödler verkauft wurde.

Wenn ich an das Wort „Dichter" dachte, wich mir immer der Schulsaal unter den Füßen fort.

Blühende Felder, rauschende Baumwipfel erschienen, wie sie rund um das Landhaus waren, auf dem Berg draußen vor der Stadt am Leutfresserweg, wo meine Mutter vor ewigen Jahren gestorben war. Träumst du schon wieder! rief ich mir dann selbst mit der Stimme meines Vaters zu. Deine Mutter ist tot und kommt nie wieder! Kein Gedanke an sie kann dir helfen. Hältst du dich nicht an deinen Vater, wird dich das Leben verfluchen, verdammen, in die Ecke stellen als einen Bettler, wie es dir stündlich deines Vaters Geist voraussagt.

Ich senkte den Kopf und sagte: ehe die Welt mich in eine Ecke stellt, will ich es von selbst tun. Ich will aus diesem schulplanmäßigen Europa fort. Ich will verschwinden. Es muß doch ein Land geben, wo ich dem Hang der einfältigen Träumerei nachgehen kann, unbeachtet, unauffällig und niemandem schädlich. Denn den offenen und auch den stillen Kampf mit dem Geiste meines Vaters konnte ich nicht mehr weiterkämpfen. Hier hatte er recht, hier in Würzburg, in Deutschland, in Europa. Aber die Erde war groß. Doch meinte ich nicht, daß ich wie ein Robinson Crusoe auf einer Insel wohnen wollte. Diese Abenteurerlust hatte ich nicht. Ich wollte hin, wo Menschen waren, aber andere Menschen, ungelehrte, einfache Naturmenschen, die mit wenigem sich begnügten, sich nicht mit übertriebenem Verstand und kaltem Witz plagten, in ein Land, wo die Zeit nicht Geld, sondern Ewigkeit war; wo man stundenlang in ein Feuer starren durfte, und wo äußerer Zeitverlust dann kein Verlust war, wenn man bei der inneren Zeit gelebt hatte.

Durch Zufall kam ich auf einen neuen Lebensplan. In unseren Arbeitsräumen war unter anderen Angestellten eine Dame tätig, welche jetzt die Atelieraufnahmen machte, da mein altgewordener Vater sich vom Atelier ganz zurückgezogen hatte und nur noch einige Stunden des Tages mit chemischen Versuchen und mit der Zubereitung farbenempfindlicher Platten verbrachte, die in seinem Beruf seine letzte Begeisterung waren. Mit dieser Dame unterhielt ich

mich öfters, denn durch die große Vertrauensstellung, die sie sich durch Treue, Fleiß und Geschicklichkeit in meines Vaters Atelier errungen hatte, wurde sie von uns allen im Hause nicht wie eine Fremde, sondern mehr wie ein Familienmitglied angesehen. Von ihr hörte ich, daß ein Freund ihres Bruders sich in Holland zur javanischen Truppenabteilung hatte anmelden lassen und nun nach Java gekommen sei. — Deutschland besaß damals noch keine Kolonien. — Er beschrieb in seinen Briefen, daß es ihm in Java sehr gut gefiel, und er erzählte viel von dem wunderbaren Tropenlande.

Über Nacht war mein Plan gefaßt. Ich wollte fort nach Java. Kolonialsoldat sein, schien mir nicht schlimmer, als mit meinen sechzehn oder siebzehn Jahren noch auf der Schulbank sitzen zu müssen. Es war wenige Wochen vor Weihnachten, und ich wünschte, mich an meine Kusine wendend, zu Weihnachten nichts anderes als ein Buch über Java. Auf alles andere wollte ich verzichten. Der einfache Wunsch klang ihr so seltsam, da ich sonst immer eine lange Reihe Wünsche gehabt hatte, daß meine Kusine lachte und mir den Wunsch nicht glauben wollte. Ich hatte nun Angst, daß man mir vielleicht ein Buch über Kanada, Afrika oder eine Nordpolexpedition schenken würde und buchstabierte ihr ganz genau das Wort „Java", damit keine Verwechslung stattfinden konnte. Ich erhielt dann auch am Weihnachtsabend das Buch, und nichts als dieses Buch, so wie ich es gewünscht hatte. Ich fühlte mich reich beschenkt. Nur mein Vater ging mit etwas verächtlichem Gesicht beim Weihnachtstisch an mir vorbei, forschte mich aber nicht näher aus. Er deutete nur auf das Buch unter dem Weihnachtsbaum und sagte: „Du hast ausdrücklich nichts anderes gewollt als dieses Buch. Eigentlich hatte ich nicht vor, deinem Wunsch nachzugeben, denn du kommst sicher durch das Lesen dieses Buches ins Träumen. Aber da du nichts anderes wünschtest, wie mir deine Kusine sagte, so wollte ich nicht so grausam sein, die Erfüllung eines Wunsches,

16*

der dir sehr am Herzen zu liegen scheint, zu versagen. Aber bedanke dich bei deiner Kusine, welche lebhaft für dich gebeten hat. Ohne ihre Bitten hättest du das Buch kaum bekommen.“ Dann wandte mir mein Vater den Rücken, ohne mir wie sonst den Weihnachtskuß zu geben.

Zum sechsten Januar, am deutschen Heiligen Dreikönigstag, auf welches Datum das russische Weihnachtsfest fällt, saßen wir abends gewöhnlich zusammen und zündeten noch einmal die Kerzen des Weihnachtsbaumes an. Mein Vater gedachte dann der Petersburger Verwandten und vieler toter Petersburger Freunde und war in einer zugänglichen Stimmung, so daß ich mir ein Herz fassen konnte, ihm von meinem Java-Plan Mitteilung zu machen. Ich hatte in den Weihnachtstagen, da Schulferien waren, das Buch über Java durchgelesen und kannte mich in der Hauptstadt Batavia schon so gut aus wie in Würzburg. Daß ich nicht lange dort beim Militär bleiben wollte, wenn ich hinkäme, sondern auf eine holländische Farm als Verwalter oder als irgendein Händler im javanischen Lande umherziehen würde, das war mir unter dem Lesen klar geworden.

Mein Vater hörte mich ruhig an. Schmerzlich zuckten seine Lippen. Er legte die Hand vor die Augen und brach plötzlich in Tränen aus. Ich begriff diese jähe Umwandlung nicht. Ich hatte ihm einfach und fest klargelegt, daß ich auf keine Weise das im Schulzimmer eingepferchte Leben länger ertragen könnte, daß ich ihm nur Kummer durch schlechte Schulzeugnisse machen würde, daß ich mit allen Mitteln mich gegen die Unaufmerksamkeit gewehrt hätte, aber nichts dagegen tun könne, daß meine Gedanken, wenn von unregelmäßigen französischen Zeitwörtern, von chemischen Formeln, algebraischen Gleichungen und physikalischen Gesetzen die Rede war, abschweiften. Auch die wissenschaftlichen Einteilungen der Pflanzen und der Tiere wären mir völlig gleichgültig. Ich könne keine Aufmerksamkeit dafür erzwingen. Ja, wenn man die Natur beobachten dürfte! Stundenlang könnte ich an einem Ameisenhaufen sitzen und den Ameisen

zusehen. Auch die Pflanzen draußen im Wald zu betrachten, Tiere und Bäume im Freien, das zu tun würde mich freuen. Aber die Staubfäden abzuzählen, an Tierskeletten die Namen der Knochen zu lernen, die Einteilung der Tiergattungen in Schaltiere, Weichtiere usw., dieses auswendig herzusagen, das reize mich gar nicht. Ebenso könne ich mir in Chemie nichts unter Molekülen und Atomen vorstellen, nichts unter den Gleichungen in der Algebra. Und Barometer, Thermometer, die Physik derselben hätte er mir längst erklärt. Was da noch umständlich in den Büchern stehe, könne ich nicht sofort begreifen. Und begriff ich es in der einen Stunde, so behielt ich wohl den Sinn; aber ganz genau den Wortlaut der Bücher auswendig zu lernen, dagegen sträube sich mein Lebensgefühl. Es graue mir vor der Peinlichkeit, mit der jedes vergessene Komma, jeder verfehlte große oder kleine Anfangsbuchstabe von den Professoren gerügt würde, als hätte man damit eine Schmach gegen Vaterland und Familie begangen. Die hochgeschraubten Aufsatzthemen, die uns unerfahrenen Menschen gegeben würden, könnten kaum von Philosophen und weisen ausgereiften Männern richtig behandelt werden. Schwierig und verzwickt und qualvoll und in allem unmenschlich, nicht geistfördernd, sondern geistlähmend und den Geist abtötend, so sei der ungeheuerliche Schulplan.

So weit war ich gekommen, als mein Vater sein Gesicht mit der Hand bedeckte und ihm die Tränen durch die Finger liefen. Meine Kusine war von der Zigarettenarbeit rasch aufgestanden und ließ die Zigarettenhülsen und den Tabak liegen, die vor ihr auf dem Tisch ausgebreitet waren. Da mein Vater heftig stoßweise schluchzte, eilte sie zum Kredenztisch und mischte ihm Zucker in ein Glas Wasser, das er in einem Zuge leerte. Während er sich mit seinem Taschentuch die Tränen wischte, stand ich verlegen hinter einer Stuhllehne und sah voraus, daß das Ganze zu meinen Ungunsten enden würde. Endlich sah mein Vater auf und sagte mit zuckendem Mund: „Hältst du so dein Versprechen, das du mir neulich

gegeben hast? Nun geh, wohin du willst. Ich bin ein einsamer Mann. Ich habe keine Söhne mehr!" Und wieder begann er zu schluchzen.

Ich biß die Lippen aufeinander und ging langsam und möglichst leise aus dem Zimmer. Ich setzte mich in mein dunkles Schlafzimmer und sagte zu mir: ich will abwarten, bis mein Vater beruhigt ist und sich an den Gedanken meiner Auswanderung nach Java gewöhnt hat. Vorläufig hatte er gesagt: „Geh, wohin du willst!" Wenn es auch vorwurfsvoll klang, und es nicht gemeint war, daß ich diese Verweisung wörtlich nehmen sollte, so wollte ich doch jetzt diesen Satz behalten und annehmen, daß er mir Freiheit gegeben hatte, zu tun, was ich tun mußte. Mein Vater tat mir leid, aber es war ja gleich: blieb ich, machte ich ihm Kummer, und ging ich, machte ich ihm auch Kummer. Und da ich das Fortsein aus dem Hause und aus seinen Augen noch nicht geprüft hatte, so schien mir jener Kummer, den ich ihm mit meinem Plan, auszuwandern, bereitete, weniger schlimm, als der, in der Schule dem Schulplan nicht gewachsen zu sein und den dreijährigen Militärdienst erwarten zu müssen, den ich ebenso wie mein Bruder für eine große Schande hielt.

Das Fenster des Schlafzimmers ging nach dem Hof. Der Schnee leuchtete draußen wie leichter Mondschein ins Zimmer herein. Die Sterne beruhigten mich, sie, die mich immer anlockten, und die ich anstarren konnte, ohne von ihrem Anblick genug zu bekommen, sie, die Jahr um Jahr so wunderbar still da oben hingen, immer in gleichen Abständen, sich nie verwirrten und doch eine wirre Masse von Punkten waren, hinter welcher unergründliche Gesetze herrschen mußten. Aber auch diese Gesetze dort oben zu ergründen, das hätte mich nie gereizt. Das Nichtwissen war hier das Herrliche. Das Funkeln allein, das Glitzern, das heller war als die Schneekristalle und das zum Nachtantlitz gehörte wie glitzernde Augen in ein Gesicht, das war es, das mich an jeder Sternennacht entzückte. Aber die Augen herauszureißen aus einem schönen Gesicht und nachzuforschen, wo der Augennerv mit

dem Gehirn zusammenhänge, das mochten und sollten die anderen tun. Mich begeisterte nur der Gesichtsausdruck, bei dem die Augen aus sich selbst sprachen und mir Friede und Lebensstärke durch ihre Schönheit gaben; durch Beschaulichkeit allein ergründete ich meine Welt. Der Sternenhimmel erschütterte mich so, wie vorhin die Tränen meines Vaters es getan hatten, als sie ihm durch die Finger geflossen waren, und wobei es mir nicht notwendig schien, zu wissen, aus welchen chemischen Teilen, aus welchen Salzen und Säften die Tränen sich zusammensetzten. Ich feierte den Anblick aller der Dinge, die auf mich Eindruck machten, so daß ich für wissenschaftliche Ergründungen keine Kraft einsetzen konnte.

Und so war es täglich. Hatte ich zu Hause einen tiefen Eindruck gehabt, ein erschütterndes Gesicht gesehen oder eine erschütternde Begebenheit erlebt, oder auch nur in einer Zeitung oder in einem Buch darüber gelesen, oder war ich in der Stadt durch ein Straßenereignis oder vor einem Schaufenster durch eine Neuheit angeregt worden, oder war durch eine Jahreszeit, eine Wetterstimmung oder durch einen Landschaftsweg, eine Reise- und Wandersehnsucht in mir entstanden, — so konnten weder Mahnungen und Strafen, noch Selbstvorwürfe mein Herz zur Schulaufmerksamkeit zwingen. Es stolperte fortwährend über die tiefe Erregung und Bewegung der von außen erhaltenen Eindrücke, und das Schulzimmer hatte dann keine Wände. Die schwarze Schultafel auf der Staffelei wurde zum schwarzen Nachthimmel, die geometrischen Kreidefiguren, die der Mathematikprofessor auf die Tafel gezeichnet hatte, konnten den Linien der Sternbilder ähnlich werden, die ich am Abend vorher am Fenster bewundert hatte. Die weiße Kreideschrift der algebraischen Gleichung darunter wurde zum mondbeschienenen Schnee. Sah ich den großen Schwamm an, der bei der Tafel lag, und es war Sommer und ich hatte im Main gebadet und mit offenen Augen getaucht, so kehrte ich beim Anblick des Schwammes zu den Bodenfiguren des Flußbettes zurück. Ich ließ den Main über mich hinfließen

oder lag im Geist neben dem Wasser auf dem heißen Kies und sah die Sonne als Doppelsonne glänzend drunten im Wasser tanzen. Wie konnte ich alle diese Dinge, die fluchtartig kamen und gingen, die von Schauern und Seligkeiten, von grober Endlichkeit und zartester Unergründlichkeit begleitet waren, meinem Vater erklären! In mir lag so viel Unerklärtes, das sich scheute, unter die scharf wissenden Augen der Erwachsenen zu treten.

Drüben über dem Hof unseres Hauses in dem tiefliegenden großen Garten der städtischen Entbindungsanstalt gingen im Sommer abends in langen Reihen zehn, zwölf schwangere Frauen mit unheimlich gewölbten Leibern singend auf und ab.

An manchen Tagen hingen da drüben auf Stricken große Leinwandstücke, an welchen man verwaschene breite dunkle Blutspuren sah, die mir rätselhaft waren. Jetzt in der Winternacht, da ich am geöffneten Fenster die Sterne über dem Hof betrachtete, waren drüben immer einige erleuchtete Fenster, hinter denen die Nachtlampen noch brannten, auch wenn ich morgens im Dunkeln aufstand und zur Schule ging. Im Winter hörte man wenige Stimmen herübertönen, aber sobald es Frühjahr wurde und die Fenster in den Nächten bis zum Herbst geöffnet standen, drangen plötzlich am hellen Tage oder mitten in der Nacht Frauenschreie aus jenem Haus über den Garten her, Schmerzensschreie, welche die Namen Gottes und aller Heiligen laut ausriefen. Manchmal wuchsen die Schreie zu einem Schmerzensgekreisch und einem Schmerzgeheul an, setzten plötzlich aus, winselten dann, kamen wieder in langgezogenen Klagetönen, gellten von neuem auf, und dann war es plötzlich still. Ein quäkendes feines Weinen begleitete oft die Frauenstimmen, und dies Quäken und Wimmern eines neugeborenen Kindes klang wie eine kleine Lämmerstimme nächtelang weiter.

War ich als Knabe auf dem Hof, wenn die gewaltigen Schmerzschreie einer gebärenden Frau von drüben einsetzten und bleiche Gesichter in den verschiedenen Stockwerken unseres Hauses an den Küchen-

und Gangfenstern erschienen, dann rief mein Vater mich vom Atelier aus ins Haus herein und schickte mich zu irgendeiner Besorgung fort. Begann aber das Geschrei in der Nacht, so schloß er das Schlafzimmerfenster. Er trat dann wohl auch an mein Bett, wo ich aufgerichtet saß und gruselnd horchte, und er sagte: „Schlafe nur, Junge. Da drüben klagen Frauen, welche leiden in der Stunde, wo sie gebären. Auch du bist so unter Schmerzen von deiner Mutter geboren worden. Bedenke das, und mache der Toten Freude. Du verstehst noch nicht, wie viel die Eltern aushalten müssen, bis sie ein Kind großgezogen haben. Jene Schreie sind der Anfang der Elternschmerzen, die erst enden, wenn Vater und Mutter tot sind. Denn von der Geburtsstunde eines Kindes an müssen die Eltern bis zu ihrem eigenen Tod immer um das Kind zittern, und das Vater- und Mutterherz schreit immer heimlich auf, weil die Sorgen um die Kinder es nie verlassen."

Nach solcher Erklärung klangen mir die Schreie aus der Anstalt drüben feierlich, und ich behorchte sie nicht mehr bloß mit meinen Ohren. Ich dachte an meine tote Mutter. Aber mit dem seufzenden Gedanken, daß auch die Kinder ihre Schmerzen haben, nicht bloß die Eltern, schloß ich zuletzt meine Augen zum Schlaf. —

Den Plan mit Java hielt ich noch ein ganzes Jahr aufrecht. Er war mein Halt, wenn mir der Geist meines Vaters und der Drill der Schule zu streng erschienen.

Als ich mit achtzehn Jahren, aber erst nach einem Mißerfolg, bei einer zweiten Prüfung die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erhalten hatte, war mein Vater sehr glücklich. Als Ausdruck seiner Freude ließ er mich im Frühjahr 1886 eine mehrmonatliche Reise durch Norddeutschland machen. Ich sah zum ersten Male Dresden, wo ich in einer schönen Villa bei alten Petersburger Freunden in Blasewitz einige Wochen weilte, kam dann in die Sächsische Schweiz und nach Berlin, besuchte eine verheiratete Schwester in Mecklenburg und reiste dann nach Magdeburg, Dessau, Naumburg und Weimar, wo mich

überall meines Vaters Verwandte herzlich empfingen. Nach Hause zurückgekehrt, hoffte ich nun nach München zu kommen und Maler werden zu dürfen. Aber mein Vater bat mich, mir Zwang aufzuerlegen und in sein Atelier einzutreten, die Photographie zu lernen und ihm bei den chemischen Versuchen zu helfen. Er begründete diesen Vorschlag damit: „Ein altbewährtes Atelier wie das unsrige ist eine Goldmühle. Deine Künstlerpläne dagegen kannst du immer noch ausführen. Wenn du dir eine gesunde Grundlage zum Geldverdienen verschafft hast, kannst du immer noch nebenbei Maler werden, dann wird dich das Malen so ergötzen, wie mich Jagd, Reiten und Schach neben meinen Berufspflichten glücklich gemacht haben. Ohne Pflichterfüllung ist kein edler Genuß denkbar. Gehorche mir, und du wirst es nicht zu bereuen haben. Glaube mir altem Mann, der ich so viel Lebenserfahrung auf meinen Schultern trage und jung und aufrecht geblieben bin. Beweise dir durch Selbstzucht, daß du einen spielerischen Herzenswunsch, wie es doch die Malerei im Grunde bei dir ist, zugunsten des Lebensernstes unterdrücken kannst. Erst erarbeite dir Brot, und dann erst spiele zur Erholung. Denn um dich der Künstlerlaufbahn zu überlassen, müßte ich doch erst einen Beweis haben, daß du ein Künstler bist; und wer gibt mir den? Tatsache ist, daß jeder Mensch Essen, Trinken und Wohnung haben muß, dazu reinliche Wäsche und reinliche Kleidung. Wann und wo willst du die Mittel dazu hernehmen? Gesetzt den Fall, du bist wirklich ein Künstler, so dauert es unendlich lang, bis du nach mühseligen Studien zu einem kleinen Verdienst kommen kannst. Ich habe dich vor einem Jahr zu einem achttägigen Besuch nach München mitgenommen, und du erinnerst dich wohl noch, daß in dem großen Glaspalast viele viele Säle voll Bilder hingen. Die Wände waren dicht bedeckt mit bemalten Leinwanden, die in ihren breiten Goldrahmen recht fröhlich aussahen. Aber bedenke, welche Not, welche Tränen, welche Entbehrung und welche Flüche vergrämter Menschen an Hunderten dieser scheinbar so lustig anzusehenden Ölbilder und

Studien hängen mögen. Mancher Zuchthäusler, der seine Zuchthausarbeit nur bei Wasser und Brot, aber bei regelmäßiger Kost und freier Wohnung bekommt, wird es besser haben, als jene tausend halben Talente, die da in ihren Ateliers darben, die hungern müssen, um Farben kaufen zu können, und die dann ihre mühevollen Arbeiten um Spottpreise verschleudern müssen, um nur Miete und Brot bezahlen zu können. Und was wird aus ihnen, wenn sie krank werden? Die Lustigkeit, mit der sie sich vielleicht einige Jahre über die ersten Hindernisse hinwegsetzen, wird wohl nicht lange anhalten. Viele ergeben sich dem Trunk. Das Gitarrengeklimper in den Ateliers hört sich ganz hübsch an, wenn man mal einen Abend im Kreise fröhlicher Künstler verbringt. Aber welche Not habe ich schon gesehen! Zwanzig junge Akademiemaler arbeiteten für mich in Petersburg. Ich bin in vielen Ateliers herumgekommen, als ich das Album für den Zaren auf Bestellung der Generalin Buturlina arbeitete und mir die Maler die Bilder mit Farben schmückten. Ich hätte mit keinem jener Künstler tauschen mögen. Trotz aller Schwierigkeiten in der Photographie, die mir das Leben so schwer machten, war ich doch sicher nie so unglücklich, wie viele jener Künstler, die sich als neue Rubens und neue Rembrandts fühlten und dann kläglich eines Tages zugeben mußten, daß sie nur kleine Winkelmacher geworden waren."

In dieser Weise sprach mein Vater auf mich ein und suchte mich von meinem Plan, Kunstmaler zu werden, abzubringen. „Willst du nach allem diesem, was ich dir ausmalte, trotzdem den Weg der Not gehen, statt hier in meinem Atelier im Wohlstand zu bleiben und deinem Vater die Bürde des Alters zu erleichtern, so geh!"

„Ja, ich will es," sagte ich. „Ich habe nie Sinn für die Photographie gehabt. Ich werde dir keine Stütze sein können. Du hast oft gesagt, deine Söhne dürfen werden, was sie wollen; wozu sie Lust und Anlage haben, daran wolltest du sie nicht hindern."

„Aber ist es nicht ein Wahnwitz," rief mein Vater

aus. „Ich kann doch nicht zusehen, wie du in dein Verderben läufst. Ich müßte ein Rabenvater sein, wenn mir das Herz nicht brechen würde, wenn du später einmal als verzweifelter Künstler zu mir zurückkämest und mir berechtigte Vorwürfe machtest, daß ich erfahrener Mann dich nicht vom Wege des Elends abgehalten hätte."

„Ich werde elend, wenn ich etwas tun muß, was ich nicht tun kann, und wozu mich keine Lust treibt," entgegnete ich ruhig. „Zur Arbeit gehört Wille und nicht Lust allein," brauste mein Vater auf. „Du hast keinen Willen zur Arbeit. Du willst immer nur träumen, das habe ich dir von deiner Kindheit an vorgeworfen und habe dein Geträume nicht ausrotten können, nicht mit Strenge und nicht mit Güte. — Gut. Ich will dich Maler werden lassen. Aber ehe du nach München gehst und ich dich nicht mehr im Hause halten kann, verlange ich, daß du erst ein der Malerei verwandtes Handwerk lernst, womit du, wenn dir die Malerei später nicht glückt, deinen Lebensunterhalt verdienen kannst. Du sollst dir erst Selbstzwang antun, du sollst erst hier in der Stadt die Lithographie lernen, wenn du keine Lust zur Photographie hast. Ich bringe dich in eine lithographische Anstalt."

Ich konnte meinem Vater nicht so energisch widersprechen, wie dies der Fall gewesen wäre, wenn ich mich durch und durch für den Beruf eines Malers auserwählt gefühlt hätte. So aber wußte ich aus Erfahrung, wenn ich zwei, drei Tage in meinen Ferien draußen zeichnend vor einer Landschaft gesessen oder in meinem Zimmer zu Hause eingeschlossen an einer Zeichnung oder an einem Aquarell gearbeitet hatte, daß ich auch dieser leidenschaftlich geliebten Kunst endlich satt wurde. Das Zeichnen und Malen machte mich nach einiger Zeit stumpf, und es wurde mir überdrüssig. Ich sah ein, daß ich von einer unermüdlichen Lust durchdrungen sein müßte, um meinem Vater zu beteuern, daß ich Maler und nichts als Maler werden könnte, aber ich wußte, daß ich nicht genug Lust zum Malen hatte, und konnte ihn deshalb

nicht überzeugen, daß er es aufgeben möchte, mich außer der Malerei ein brotbringendes Handwerk lernen zu lassen. Ich fühlte seit einiger Zeit wohl, daß der stete Hang zum Träumen, zur Versunkenheit und Ergriffenheit, der sich Tag und Nacht in mir immer mehr verschärfte, einen tieferen Grund als den einer vorübergehenden Stimmung haben müßte. Aber ich wußte nicht, daß die heilige Dichtkunst sich auf diese Weise in mir vorbereitete. Nie hätte ich gewagt, von der Dichtkunst als Beruf zu sprechen, da ich vor dem Dichten die höchste Ehrfurcht und Scheu hatte, so daß ich mir noch nicht vorstellen konnte, auch nur zu versuchen, Reime zu machen. Denn das fühlte ich, es waren nicht die gereimten Reime, auf die es ankam. Es war der Rhythmus der Ergriffenheit, der in einem Gedicht gegeben werden mußte. Aber daß die Liebesleidenschaft der erste Anstoß zum Liebeslied ist und den Rhythmus im werdenden Dichter gebiert und ihm Mund und Herz öffnet, auf daß sie Lieder singen, wie Nachtigallen, die nicht bloß vor dem Mondschein ihre Lieder finden, sondern vor dem Weibchen, das sie an sich locken wollen — das wußte ich noch nicht, und niemand konnte es mir sagen; das mußte ich erst an mir erfahren. Das leichte Jünglingsschwärmen hatte sich noch nicht zu mannhaftem Liebestrieb entwickelt. Wie die Hirsche im Oktober schreien, wenn die Liebeslüste sie kampfsüchtig machen, wie der Auerhahn blindlings sich in einen verzückten Zustand von Liebestollheit frühmorgens vor Sonnenaufgang hineinlacht, wie die Bäume im Mai sich mit Blüten besternen, welche trunkene Wohlgerüche weit um sich verbreiten, als ob sie ihre Liebeslust zur Zeit der Blütenbefruchtung mitteilsam macht und sie Duft und Blütenfarben erfinden läßt, und wie selbst die Wolken Stimme bekommen, wenn sich ihre Elektrizitäten ineinander entladen, wenn sie schwül sich einander nähern, Blitze einander zuwerfen und donnernd sich besingen; wie alles hundertfach lebt, wenn es sich zum Liebesrausch, zum einzigen Lebenszweck, zur Fortpflanzung des Lebens hingerissen fühlt und sich entfacht zu seelischen und geistigen Ekstasen, zum Gipfel

der Lebenslust, welcher Liebe heißt, — das hatte ich noch nicht an mir erfahren und wußte auch noch nicht, daß dann und nur dann, wenn das Menschenherz liebt und glüht, einem zur Dichtung geborenen Menschen der erste echte Reim, der echte Rhythmus, das echte Lied gelingen kann. Damit ist dann auch seine Geburt zum Dichter ein für allemal vollzogen, und er wird die durchlebte Herzwallung nie wieder vergessen. Denn sie hat sein Herz zum erstenmal aus dem Alltag losgerissen und auf sich selbst gestellt, so daß es dann für immer als ein selbständiges Ich im Weltall Stimme hat, Stimme noch über den Tod seines Leibes hinaus.

Ohnmächtig stand ich junger Mann damals vor meinem eigenen ungeborenen dichterischen Ich. Was von mir lebte und auf Erden umherging, hatte noch farblosen Schein, wie eine Wolke vor Sonnenaufgang, deren Umrisse nicht klar dastehen. Ich fühlte, daß mein Vater sich irrte, ich fühlte, daß ich weder Handwerker sein konnte, noch, wenn ich einmal aufwachen würde, Maler werden wollte. Dichter werden! — o, wie ich mich sehnte, das laut sagen zu dürfen. Aber wie konnte man das werden? Dann hätte ich sofort dichten müssen und Beweise geben müssen. Gestützt auf meine Lust zum Träumen, konnte ich meinen Vater doch nicht bestimmen, daß er mich berufslos durch die Welt wandern lassen sollte, bis eines Tages Lied um Lied aus mir sprudeln würde. Heute weiß ich es, daß ich so veranlagt bin, daß, wenn es keine Liebesleidenschaft und Liebessehnsucht gäbe, ich nie ein Lied geschrieben hätte; daß ein Lied nur aus mir kommt, wenn jene Schauer ans Herz rühren, die man nicht bestimmen kann mit den Worten Weh und Wohl; jene Schauer, unter denen sich das Herz windet, bald in Verzückung beglückender Liebesvorstellungen, bald in Zerrissenheit der Liebeszweifel und doch trunken vor Liebessehnsucht.

Damals, als mein Vater zu mir sprach: „Arbeite! Erst arbeite, dann spiele!“ fühlte ich mich unklar vor einer Offenbarung stehen, die über mich kommen mußte. Ich fühlte, ohne mich noch ausdrücken zu

können, mein Inneres voll von summenden Stimmen, ähnlich, wie es in einem Bienenstock tagelang unruhig summt, ehe das Bienenvolk sich anschickt, den Bienenkorb zu verlassen und zu schwärmen. Ich benahm mich darum in dieser Unklarheit scheinbar willenlos und gab dem Geiste meines Vaters in allem nach, so daß er beinahe anfing, mich zu verachten. Er wunderte sich, daß ich nicht mehr Widerstand leistete und nicht mehr darauf bestand, Maler und nichts als Maler zu werden. Das merkte ich ihm an.

Während mein Vater stets mit einsetzendem Willen sein Leben nach klarem Plan hatte aufbauen können, war ich und bin ich noch heute nur dann stark, wenn ich äußerlich meinen Willen ausschalte und dafür das Weltganze über meinen Willen setze und walten lasse. Immer kam in meinem Leben von selbst, was ich im tiefsten Unterbewußtsein gewünscht hatte, nie aber konnte ich mit äußerlichen Willensanstrengungen zu meinen tiefsten Wünschen gelangen. Sie lagen immer so unergründlich tief, daß nur der Arm des Weltwillens sie mir holen konnte. Ihm muß ich es immer überlassen, ob er Erfüllung bringen will, und muß mich wunschlos machen, um Wunscherfüllung zu erhalten.

So ließ ich mich von meinem Vater in eine lithographische Anstalt bringen, wo ich monatelang mit Lineal, Feder und Nadel auf mit Rußmasse geschwärzten Steinen arbeitete. Zur Malerei verhält sich dieser Beruf ungefähr wie der genaue Sekundenzeiger einer Taschenuhr zum breiten Schattenzeiger einer Sonnenuhr. Diese zeigt nur bei schönem Wetter die Zeit, die andere aber, die Sekundenuhr, ist peinlich in der Zeitbestimmung, und keine Sekunde entgeht ihr. So sind die Striche auf den lithographischen Platten. Sie mußten genau gearbeitet werden, peinlich genau. Es war mir dabei, als müßte ich die Poren der Haut meines ganzen Körpers zählen und sollte nach dieser Arbeit abends glücklich sein und mir einreden, ich hätte genußreich gearbeitet. Wohl hatte ich mit Augen und Fingern gearbeitet, hatte Steine aus dem Keller geholt, sie am Ofen ge-

wärmt, sie geschwärzt und mit Linien vollgeschrieben. Aber keine Genugtuung hatte ich davon, und stumpf erschöpft schien ich mir am Abend, ärmer als jeder Pferdeknecht, der seine Gäule liebt, pfeifend seine Tiere striegelt, seinen Lohn einstreicht und mit Zufriedenheit dann den Schlaf des Gerechten schlafen darf.

Mein unbewußter Kampf gegen den Geist meines Vaters war aber durch meine Nachgiebigkeit noch nicht beendet. Eine noch viel schlimmere Zeit sollte beginnen. Mein Vater mochte bald wohl selbst einsehen, daß ich nicht für die Lithographie geboren war. Auch von der lithographischen Anstalt aus sagte man es ihm. Wieder war das „Träumen“ daran schuld, daß ich nicht so nützlich sein konnte, wie es von mir verlangt wurde. Wieder kam eine Unterredung. Glaubte ich nun, jetzt würde ich wenigstens einigermaßen künstlerische Freiheit erhalten und in München die Malerlaufbahn beginnen dürfen, um dann später zu werden, was ich wollte, so hatte ich mich sehr geirrt.

Die Goldmühle, das Atelier, wurde mir wieder von meinem Vater in den lebhaftesten Farben geschildert. Unter Tränen und Bitten überredete er mich, ihm wenigstens ein Jahr lang den Beweis zu geben, daß ich mich seinem Willen unterordnen könne. Ich sollte für ein Jahr Photograph werden und die Malerei nur nebenbei betreiben. Ihm zuliebe sollte ich den Versuch machen, ihm, dem alten Mann zuliebe, so bat er mich. Ihm hatte sein Beruf so viel Freude gemacht, daß er es nicht begreifen konnte, warum ich nicht auch Freude daran finden könne. Da er ein Menschenalter lang in der Ausübung der Photographie in Leipzig, Petersburg und Würzburg gelebt hatte, sollte ich es wenigstens mit diesem Beruf ein Jahr lang versuchen. Ich ließ meinen Vater walten und machte mich widerstandslos, ließ alles über mich ergehen, ähnlich den Leuten, die sich auf Reisen befinden und wissen, daß das Leben im Eisenbahnwagen oder auf einem Schiff einmal, so bald man ans Ziel gekommen ist, aufhören muß. Ich wurde dann von meinem Vater und von jener Dame, die unser

Atelier leitete, in alle Geheimnisse und alle Handgriffe der Photographie eingeweiht: Kam ich vorher bei dem haarscharfen lithographischen Zeichnen darauf, dasselbe mit der Arbeit des Sekundenzeigers zu vergleichen, so erscheint mir dagegen die Arbeit im photographischen Atelier ähnlich der Einteilung einer Sekunde in tausend Sekundenteile; und es war mir, als müßte ich jetzt alle die flüchtigen Stäubchen zählen, die in einem Sonnenstrahl wirbeln; so mühselig erschien mir mein Tagewerk. Ich sollte alles tun, was mir verhaßt war. Ich mußte jeden Tag im Atelier Dutzende von Menschen an mir vorübergehen lassen; mußte sie, die mich gar nichts angingen, aufmerksam beobachten; mußte in zwei Sekunden erkennen lernen, ob die linke oder die rechte Gesichtsseite eines Menschen vorteilhafter für sein Bild war, oder ob sein Gesicht von vorn schöner sei als von der Seite. Der Haaransatz an den Schläfen, die Bildung des Ohres, die Bildung der Nase waren dafür maßgebend, sagte man mir. Da die beiden Gesichtshälften der Menschen verschieden sind, mußte man sich in einigen Sekunden für die eine regelmäßigere Seite des Gesichtes entscheiden. Dieses plötzliche, blitzartige Sehenlernen machte mich Träumer schwindlig. Hatte eine Person Fettpolster am Halse, unter dem Kinn, so mußte ihr das Kinn gehoben werden. Auf die Falten der Kleider, auf jeden offenen oder zugeknöpften Knopf, auf einseitig gehobene Schultern, auf jede Locke der Haarfrisur, auf den richtigen Sitz von Schmuck und Krawatte, auf Sommersprossen, Leberflecken, Warzen und Wärzchen mußte ich achten. So lehrte es mich mein Vater. Dazu kam noch die Beobachtung des wechselnden Sonnenlichtes, das Kommen und Gehen der Wolkenschatten, das richtige Verschieben der Vorhänge zur Atelierbeleuchtung, gar nicht zu sprechen von den Chemikalienzusammenstellungen und von den peinlichen, gewissenhaften Handgriffen, mit denen das heikle Aluminiumpapier, ebenso wie die polierten Glasplatten und die dünnen empfindlichen Gelatineschichten behandelt werden mußten.

Mein Tag begann ungefähr so: dreißig Personen kamen an, eine Hochzeitsgesellschaft, ein Gruppenbild. Jede dieser Personen ist eine Welt aus Licht und Schatten, jede eine verkörperte Eitelkeit, die in der Sekunde der Aufnahme das vorteilhafteste Gesicht ihres ganzen Lebens aufsetzen soll. Alle diese dreißig Personen, die sich sonst nie im Leben zusammengefunden haben, sollen jetzt plötzlich in drei Minuten von mir vorteilhaft zusammengesetzt werden, von mir, der ich die Leute in meinem Leben noch nie gesehen, der ich von ihrem Lachen, ihrem Sprechen, ihren Gesichtszügen verwirrt werde, von mir sollen alle diese Wildfremden zu einem harmonischen Ganzen vereinigt werden. Ein Bild soll in fünf Minuten entstehen, das noch nach fünfzig Jahren den Enkeln zur goldenen Hochzeit gezeigt werden soll! Welch eine Verantwortlichkeit, welch eine Nervenerschütterung für einen Träumer, wie ich es war!

Die Dreißig verschwinden dann nach geglückter Aufnahme. Ein schreiendes kleines Kind wird gebracht. Alle Stühle im Atelier, alle Tische und Geländer sind aber nicht mit den Dreißig verschwunden, sollen jedoch sofort zu Luft werden, da das Kind keine Zeit hat, da es von auswärts zugereist ist und die Sonne im Mittag steht und auch keine Zeit hat. Ich junger Mensch, der ich kaum mit mir selbst fertig werde, soll nun lächelnd den Kinderfreund spielen. Aber meine Augenbrauen sind dem Kind zu schwarz. Es brüllt mich an. Die Mutter behauptet, sein Vater habe blonde Augenbrauen, darum wolle das Kind sich nicht beruhigen. Ich spiele mit ihm Pferdchen und rufe „Kuckuck". Diese Aufnahme ist endlich auch fertig. Das Kind reist aufs Land. Die Platte aber zeigt später Flecken. Quer über dem Gesicht des Kindes zeigt sich eine Blase im Glas. Das Bild kann unmöglich abgeliefert werden.

Inzwischen wird eine Leiche angemeldet. Ein Graf hat sich erschossen. Die Beerdigung ist morgen. Der Apparat muß in des Toten Wohnung geschickt werden. Sobald ich mit den nächsten Aufnahmen fertig bin, muß ich hineilen. Erst sind aber einige Studen-

ten zu erledigen. Beim Studenten, nicht zu vergessen, du Träumer, immer die Gesichtshälfte photographieren, die die meisten Schmisse aufweist. Sonst gefällt das Bild der menschlichen Eitelkeit nicht, wenn es auch noch so ähnlich ist. Welche rührende Geschmacklosigkeiten muß ich mit heldenhafter Selbstverleugnung auf dringenden Wunsch ausführen!

Eine Großmutter will das Bild ihres Enkelkindes in der Hand halten, damit es auch auf der Photographie mit zu sehen ist. Unter diesem bekränzten Bilde steht mit großen Buchstaben: Ich gratuliere. — Damen, die nie offenes Haar tragen, wollen plötzlich das spärliche Haar bis auf den Gürtel fallen lassen. Und Blumen sollen auch noch in das dürftige Haar hineingestreut werden. — Ein Ring an einer Hand hat sich verschoben. Der Stein ist nicht zu sehen, weil er unter den Finger gerutscht ist. Beim Empfang des Bildes ruft die Dame aus: „Sie haben mir ja einen Ehering hinphotographiert! Meine Mutter ist außer sich. Sie sagt, das Bild könne man niemandem zeigen." — Einjährige mit und ohne Helm. Streng zu beachten, daß der Uniformknopf über dem Leibgurt sitzt! — Blaue Augen dürfen nicht ins Licht sehen, sonst werden sie gequollen wie Fischaugen und weiß wie Porzellanknöpfe. — Einen zittrigen alten Herrn trifft während der Aufnahme vor mir der Schlag. Das Bild sollte für die Enkel sein, für die Nachwelt. Dieser Aufregung des Sichphotographierenlassens war er nicht mehr gewachsen.

So ungefähr verliefen jetzt meine Vormittage, die erst gegen vier Uhr endeten, wonach mich dann das kalt gewordene späte Mittagessen, das stundenlang gewartet hatte, so gleichgültig ließ, wie der Rest des Tages. Die Spätnachmittagstunden verbrachte ich im Versuchslaboratorium, wo mein Vater mich bei Jod- und Bromdämpfen und roter Laterne oft bis elf Uhr nachts hinstellte mit dem Auftrag, seine Emulsionsversuche zu bewachen, Bromsilberemulsionen zu mischen und zu kochen und Bromsilberplatten anzufertigen. Meine spärlichen Erholungsstunden sollte ich mit dem Lesen photographischer Fachschriften verbringen, sollte

ein chemisches Tagebuch über die verschiedenen Emulsionsversuche führen.

Zu meinem Schrecken mehrten sich die Aufnahmen im Atelier, seit ich dort eingetreten war, von Tag zu Tag. Es hatte sich in der Stadt herumgesprochen, daß der jüngste Sohn dort tätig sei. Man wollte sich das ansehen.

Ich rechnete im stillen jeden Tag vom Jahre ab. Und als das Jahr dann um war und ich vor meinen Vater trat und ihm sagte: „Nun habe ich dir bewiesen, daß ich mir Zwang auferlegen konnte. Nun laß mich gehen. Laß mich nach München und Maler werden.“ Da antwortete er ein wenig erstaunt: „Ich habe mich nicht über dich zu beklagen,“ sagte er. „Ich kann es dir ja gern gestehen, ohne dir zu schmeicheln — du benimmst dich ausgezeichnet im Atelier und bist mir eine große Stütze meiner alten Tage. Ich bin sehr zufrieden mit dir. Siehst du, man weiß nie, was alles in einem verborgen ist, bis man sich geprüft hat. Niemals hätte ich geglaubt, daß so viel Talent zur Photographie in dir steckt. Mache nun keine Dummheit und gib den schönen Beruf nicht auf.“ Ebenso sprachen meine Schwester und meine Kusine auf mich ein. —

Ich war nun von meinen Angehörigen gegen meinen Willen in die Photographie eingesponnen. Ich machte verschiedene Anläufe, um mich sanft von dem Bann, den der Geist meines Vaters auf mich ausübte, zu befreien, denn mein eigener Geist wurde nicht schwächer, sondern immer stärker und forderte seine Rechte. Er zweigte sich wie ein Ast vom Stamme ab und wollte in seine, ihm eigene, von seinem Schicksal ihm vorgeschriebene Richtung wachsen.

Von 1886 bis 1889 quälte ich mich ab, mir noch Gewalt anzutun, und mich möglichst dem Wunsch meines Vaters zu unterjochen. Im Frühjahr 1889 aber ließ mich mein Vater auf meinen dringenden Wunsch nach Genf gehen, wo ich als Volontär in ein großes photographisches Atelier eintrat und mich nebenbei in der französischen Sprache vervollkommnete. Von der Malerei war längst nicht mehr die Rede.

Dieser Hang, der nie mein innerster gewesen, war langsam eingeschläfert worden, so daß ich selbst kaum mehr an ihn dachte. Wohl zeichnete und malte ich in meinen wenigen Mußestunden manchmal, aber den Gedanken, Maler zu werden, hatte ich aufgegeben, denn ich schrieb jetzt heimlich in den Nächten.

In Genf war ich ein Vierteljahr. Von dort floh ich ganz plötzlich im Sommer, ohne Wissen meines Vaters, nach Petersburg. Ich wußte nicht recht, was ich dort wollte. Ich fühlte nur, daß ich bei den Verwandten meiner Mutter in Rußland für mich Hilfe suchen müßte, um von dem geistigen Druck, den mein Vater auf mich ausübte, loszukommen. In meiner Verzweiflung hatte ich mich sogar auf der Reise dorthin in Berlin mit einer entfernten Kusine meiner Stiefschwestern, die ich nur ihrem Bilde nach kannte, Hals über Kopf verloben wollen. Ihr Bild hatte mir gefallen. Es stand seit Jahren in unserem Wohnzimmer, und ich hatte es oft betrachtet. Diese junge Dame war in Petersburg geboren, war aber später mit ihrer Familie nach London und dann nach Deutschland gezogen. Ihr Vater war Bankdirektor. Ich kam mit Herzklopfen in ihr Haus bei Berlin, wo sie jetzt wohnten. Ich hatte „Unter den Linden" einen großen Rosenstrauß gekauft und einen Verlobungsring. Mein überstürzter Antrag erregte aber die höchste Verwunderung, denn man kannte mich gleichfalls nur von Familienbildern, und so reiste ich gleich weiter nach Petersburg. Ich hatte durch diese schnelle Verlobung eine Handlung begehen wollen, die mich selbständig machen sollte.

Zu welchen Gewalttaten der Geist eines Mannes einen andern Mann drängen kann, wenn der eine der Vater und der andere der Sohn ist, dies sehe ich heute erst vollständig und bewußt. Damals handelte ich unbewußt, indem ich auf die Art meines Vaters mit meiner Art antwortete. Ich fand keinen Boden für meine Träume zu Hause. Nur heimlich hatte ich in den letzten Jahren, in den Nachtstunden vor Weihnachten, zu schreiben begonnen. Ich hatte ein langes Epos gedichtet, eine Art Ritterromanze,

die ich meinem Vater zu Weihnachten geschenkt hatte. Er war nicht sehr erbaut davon gewesen. Er sagte in den Weihnachtsfeiertagen nach dem Durchlesen: „Das ist alles gut und schön. Aber vergiß nicht die Pflichten deines Berufes."

Meines Berufes?! Seit ich in den stillen Nachtstunden über dem Schreiben so innig glücklich gewesen, während ich mit den Gestalten meiner Dichtung Frühling und Liebe feierte, obgleich es noch Winter war, und obgleich ich auch die Liebe bis jetzt nur vom Hörensagen kannte, seitdem ahnte ich jetzt, wo mein Beruf lag. Ich wollte ein Dichter werden! —

Mein Vater war aufs äußerste aufgebracht, als er erfuhr, daß ich statt von Genf nach Hause zu kommen, nach Petersburg zu meinen russischen Verwandten gefahren sei. Er schrieb mir, er verstünde mich nicht mehr. Früher hätte ich mich vertrauensvoll mit ihm besprochen und nie gegen seinen Willen gehandelt, und jetzt hinterginge ich ihn und würde der Nagel zu seinem Sarge werden. Er begriffe nicht, was ich in Rußland wolle. —

Ich begriff es auch nicht. Warum hatte man mich nicht einfach von zu Hause aus nach München gehen und Maler werden lassen? Warum hatte man sich eingeredet, daß ich im photographischen Beruf glücklich und zufrieden wäre, weil ich nicht täglich laut klagte? — Mein Vater war siebzig Jahre alt, ich zweiundzwanzig, als ich nach halbjährigem Aufenthalt aus Petersburg zu ihm nach Würzburg zurückkehren mußte. Noch einmal sollte ich es versuchen und das Atelier leiten. Er versprach mir die größten Freiheiten. Ich sollte nur bis nachmittags zwei Uhr arbeiten und von da ab meinen, jetzt eifrig betriebenen schriftstellerischen Arbeiten nachgehen dürfen.

Bis zum Jahre 1891 bin ich im Atelier meines Vaters geblieben. In der Zeit kurz vorher schrieb ich meinen ersten Roman und legte meinen Mantel nachts an die Türschwelle, damit mein Vater nicht durch die Türritze, wenn er spät vom Schachklub

heimkam, das Licht entdecken und mich zum Schlafengehen mahnen sollte.

Mein Vater und ich gingen zu jener Zeit im Hause aneinander vorbei, einander fast fremd geworden. Ein Vierteljahr hindurch, ehe ich das Atelier für immer verließ, sprachen wir fast nicht mehr zusammen. Ich konnte nur auf alle seine Fragen mit Ja oder Nein antworten. Denn ich war todmüde vom Druck seines Geistes geworden.

In jener gequälten Zeit saß ich immer bei Tisch an der Wand unter einem großen Ölbilde, das das einzige kostbare Stück war, das mein Vater aus Petersburg von seiner Wohnungseinrichtung mit nach Deutschland gebracht hatte. Das Bild war anderthalb Meter im Quadrat und füllte ein großes Stück der Wandfläche. Immer wenn ich zu Tisch kam, fiel mein Blick über den Kopf meines Vaters fort auf das große Bild. Es war eine herrliche Kopie aus der Petersburger Eremitage und stellte den jungen Apostel Johannes dar, von dem Italiener Domenico gemalt. Das Gemälde war aus dem Nachlaß eines russischen Generals zu uns gekommen; dieser hatte eine Schuld für gelieferte Photographien bei meinem Vater stehen und war gestorben, und seine Erben hatten die Schuld mit dem herrlichen Bilde bezahlt.

Johannes, der Apostel, sitzt dort überlebensgroß in einem Scharlachmantel, im Halbdunkel. Seine Hände schlagen ein schweres Buch auf, in welches er seine Offenbarungen niederschreiben soll. Er hebt den Kopf und sieht aufwärts. Seine Stirn ist hell von einem überirdischen Licht erleuchtet. Sein Gesicht ist jung, edel. Die großen Augen sind willig und durchdringend ins Dunkel gerichtet. Er scheint über sich das Flügelrauschen des mächtigen Adlers zu hören, der ihm in seinem Schnabel eine Feder zur Niederschrift der wunderbaren Gottesträume bringt. Der Adler schwebt nah hinter des Apostels Haupt heran. Die Umrisse des von Gott gesandten Vogels treten schwach beleuchtet, aber in starken großen Linien aus der Finsternis hervor. Johannes wendet dem Adler den Rücken. Seine bartlosen

Lippen, sein weicher, fraulicher Mund und seine frauenhaften unschuldigen Augen drücken keine Askese aus, nicht Lebensverneinung, sondern Lebensbejahung und wollen Verherrlichung des Lebensgefühles aussprechen und von Himmel und Erde berauschende Wunder berichten.

Unter diesem Bilde saß ich jeden Mittag und Abend bei den Mahlzeiten schweigend, die letzten Monate des Zwanges erduldend, bis ich mich eines Tages gewaltsam freimachte. Ich stand im vierundzwanzigsten Lebensjahr. — Es war zwei Tage vor Weihnachten. Die Weihnachtsarbeit im Atelier war zum größten Teil erledigt. Da trat ich vor meinen Vater hin und sagte ihm, daß ich jetzt das Haus verlassen würde. Ich fühle, daß mich innerste Notwendigkeit zum Schreiben und nur zum Schreiben hintreibe. Daß ich die Welt sehen müsse, mit freien Augen, mit zwecklosen, und nicht mit geschäftlichen Blicken. Um wahre Bilder des Weltbildes und künstlerische in mir zu erhalten, müsse ich den Geschäftssinn beiseite lassen und Augen und Ohren und Herz nur für die Gefühlswelt offen haben.

Diesmal weinte mein Vater nicht. Er wurde blaß, als ginge mit mir sein Blut von ihm fort. Es wurde mir weh, aber ich machte mich hart gegen jede Rührung. Und als er mich fragte, warum ich vor Weihnachten gehen wolle, konnte ich ihm nur sagen, daß ich jede Stunde, die ich länger bliebe, für verlorenes Leben hielt. Es scheine mir, als hätte ich seit Jahren ein verlorenes Leben gelebt. Es widere mich an, Familienfeste zu feiern, da ich innerlich ein Fremder in der Familie geworden, weil ich nicht mehr nachgiebig und unterwürfig sein könnte wie früher. —

Ich reiste am nächsten Tage von zu Hause fort. Mein Vater trat ins Zimmer, ehe ich zum Bahnhof ging und überreichte mir zum Abschied eine Reisedecke und ein Rasiermesser. „Dies gebe ich dir mit, nicht weil ich deine Abreise gut heiße,“ sagte er, „sondern damit du meine Fürsorge daraus erkennen sollst. Laß dich auf der Reise nicht von fremden

Friseuren rasieren, damit du dich keiner Ansteckung aussetzt. Die Decke soll dich auf deinen Reisen vor Erkältung schützen." — Ich erwähne dieses, weil jene Abschiedsgeschenke so recht den Geist meines Vaters kennzeichnen. Niemals schenkte er zwecklose Dinge. Wenn er nicht Thermometer, Barometer oder Ferngläser verschenkte, so waren es aber sicher Dinge aus Stahl und Eisen oder gesundheitsnützliche Sachen.

Nach einiger Zeit setzte mir mein Vater eine kleine Monatsrente aus, die zu wenig war zum Leben und zu viel zum Verhungern. Er wollte mich dadurch zwingen, den Hang zum Schreiben aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Aber mit Hilfe von guten Freunden, die meine Verzweiflung besser verstanden als meine Angehörigen, lebte ich fern von zu Hause einige Zeit aufs dürftigste, bis mein Vater den Monatszuschuß ein wenig erhöhte. — Endlich, nach einigen Jahren, nachdem er manchmal Besprechungen über meine ersten Schriftstellerarbeiten gelesen hatte, empfing er mich 1894 eines Abends bei einem Besuch zu Hause wie einen heimkehrenden jungen Helden. Die Zimmer waren mit Blumen geschmückt, und alle Lampen in allen Zimmern angezündet. Er nahm mich dann morgens zu seinem Frühschoppen mit, und da war es, wo er mir stundenlang von meiner Mutter erzählte, die Geschichte ihrer Petersburger Reise, bei der er sie in Hof vergeblich zurückerwartet hatte, zur Cholerazeit, und wobei ihr freudiges Wiedersehen dann meine Entstehungsstunde wurde. — Als wir von diesem Morgenausgang heimgekehrt waren, legte er den Arm um mich und sagte innig, wie ich ihn seit langem nicht zu mir reden gehört hatte: „Mein Junge, ich habe dich um Verzeihung zu bitten. Ich habe dich jahrelang zu einem Glück zwingen wollen, das nicht dein Glück geworden wäre, das sehe ich jetzt ein. Verzeih mir. Ich konnte es nicht wissen, daß dein Weg so grundverschieden von meinem Weg abweichen mußte. Ich habe dir Jahre hindurch unrecht getan. Jetzt verstehe ich deine ganze Natur mit einem Male.

Das Träumen, das ich aus dir austreiben wollte, ist deiner Dichternatur so notwendig wie dem Fisch das Wasser, dem Menschen die Luft und dem Feuer der Sauerstoff. Trage es deinem alten Vater nicht nach, daß er sich irrte. Wie konnte ich wissen, wohin dich dein Träumen führen würde! Jetzt, nachdem ich seit einem Jahr das Atelier verkauft habe und Muße habe, Bücher zu lesen und Philosophien, wozu ich früher nicht Geduld und Zeit hatte — jetzt begreife ich das, was mir vorher unerklärlich an dir schien: daß du in einer Traumwelt für dich lebst, in der du dich nur bei ruhiger Weltbetrachtung und nicht im Geschäftsgetriebe entwickeln kannst." — Und er küßte mich und preßte seine Lippen fest auf meinen Mund, als wollte er mit diesem Kuß alles Vergangene und Unverstandene, das zwischen seinem Geist und meinem Geist gelegen, in Freude und Herzlichkeit verwandeln. „Verzeih!" sagte der alte Mann noch einmal, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Mein Gesicht glühte, mein Herz pochte, und ich zitterte vor Scham. Hatte je ein Sohn seinem Vater etwas zu verzeihen? dachte ich bei mir. Und ich wußte nicht mehr, als er so gesprochen, daß ich jemals etwas durch ihn gelitten hatte. — Ich erzählte ihm dann, daß ich in Schweden ein Mädchen kennen gelernt habe, die ich bald heiraten wollte. Er war glücklich über diese Nachricht. Aber noch einmal trat sein Geist, der nicht mein Geist war, vor mich hin und sagte: „Wenn deine Frau so sein wird, wie deine Mutter war, dann wirst du glücklich werden." Mein eben versöhntes Herz zuckte schmerzlich zusammen, denn die Frau, die ich liebte, war das Gegenteil von meiner Mutter. Derselbe Mann, der mir eben gesagt hatte, er habe verstanden, daß es ein Unrecht von ihm gewesen, daß er mir die Liebe zu seinem Beruf hatte aufdrängen wollen, konnte noch nicht nachfühlen, daß auch die Frau, die meine Natur sich suchte, ein anderer weiblicher Charakter sein müßte, als der, den er gesucht hatte. Und wieder fühlte ich mich im Innersten weit getrennt von ihm und schwieg, erstaunt darüber, daß es keine Brücke geben konnte

zwischen Vater und Sohn, zwischen Geist und Geist. Auch nicht die Brücke des Blutes führt Männer zueinander, nur die Brücke der Lebenserfahrungen und der Lebensbeweise, das sagte ich mir dann im stillen. Jeder muß sein eigenes Reich bauen, und jeder ein anderes. Nur die Ruhe, die Zeit, die Erfahrung und ein guter Wille können die Geister untereinander zur Verständigung bringen. —

Mein Vater starb im Jahre 1896, vier Monate, nachdem ich im Auslande geheiratet hatte. Meine Frau sah ihn erst zum erstenmal, als er im Sarg lag. Und wenn sein Geist in jenem Augenblick über seinem Leichnam war, so hat er mir vielleicht auch wieder den Versöhnungskuß gegeben, wenn auch diese Frau so ganz anders vor ihm stand, als er sie sich für mich ausgemalt hatte. —

Nach dem Tode eines Menschen ist sein Leben für die Betrachtung zu einem mehr oder weniger kostbaren Kunstwerk geworden. Geist und Körper haben Jahre hindurch an dem Kunstwerk gearbeitet. Nun steht sein vollendetes Schicksal nach dem Tode unabänderlich, unwiderruflich fest. Die Körperhülle ist weggefallen. Das Schicksalsbild steht aufgerichtet vor den Nachbleibenden, groß oder klein, je nach Kraft des Lebenstriebes, der mit dem Toten erlosch. Der Erinnerungsstoff aber, aus dem das Bild vor uns steht, kann sich verflüchtigen, sobald er sich unbeachtet fühlt.

Ich legte darum die Schicksalsgeschichte meines Vaters in diesem Buche für mich nieder.

Bei meinem letzten längeren Besuch zu Hause 1894 fand ich meinen Vater an seinem Schreibtisch vor seinem großen eisernen Tintenfaß sitzen, das aus schwarzen eisernen Efeuranken gebildet ist. Er zeichnete Kapitelüberschriften aus seinem Leben auf und deutete auf den Papierbogen und sagte: „Ich werde kaum dazu kommen, mein Leben niederschreiben zu können. Ich mache hier einige Aufzeichnungen. Vielleicht hast du einmal Lust das Ganze auszuführen." Ich gab ihm die Hand und versprach ihm: wenn ich

mich einmal reif fühlen und Kraft zu einem Überblick über sein Leben haben würde, so wollte ich gern seine Lebenserinnerungen ausarbeiten.

Als ich dieses Buch anfing, lag der Schnee wie weiße Papierbogen draußen auf dem Friedhof. Jetzt höre ich den Frühlingssturm, der im Maintal mit vielen Stimmen zugleich redet. Aus allen Nebentälern, die zum Main münden, kommen die Sturmstimmen über den Fluß. Es ist, als hätten sich die Hügel und Weinberge geöffnet. Die Erde selbst spricht mit tiefster Stimme.

Die Äcker sind noch dunkel, aber in den Weinbergen sind schon die Pfähle aufgesteckt. Die nackten Reben stehen mit frischem Bast angebunden und warten auf Blätter und Trauben. In den Gärten blinken an den grauen Obstbäumen die hellen Holzstellen, die zeigen, daß die Baumäste frisch abgesägt und gestutzt sind. Alles ist vorbereitet, den Frühling zu empfangen. Zur Abendstunde übt sich die Amsel, und tagsüber versuchen kleine Rotkehlchen ihre ersten Liebeslaute auf den noch blattleeren Bäumen.

Sekundenweise dröhnt im Sturm der Erdboden unter meinen Füßen; Totes redet neuverjüngt.

Neben dem Geist meines Vaters wandere ich, wie vor beinahe vierzig Jahren zur Osterzeit, als ich ein kleiner sechsjähriger Knabe war, heute zur Stadt hinaus, zwischen Festungsberg und Nikolausberg, den Leutfresserweg hinauf. Dort oben steht noch an der Berglehne das große einfache Giebelhaus des Gutshofes, in welchem meine Mutter starb. Auf der efeubewachsenen Terrasse vor diesem Hause, das sich stark, einfach und mächtig auf den Bergabhang stemmt, sind die Ulmen und Kastanien, die ich als kleine dünne Bäumchen in Holzschutzkasten aufwachsen sah, zu großen hochragenden Stämmen geworden. Die Spitzen ihrer Wipfeläste heben sich über den hohen Hausgiebel fort. Viele Schicksale sind unter diesen Bäumen und unter diesem Giebel aus- und eingegangen. Meine Mutter war die erste, die in diesem Hause starb. Nach ihr haben die Jahre noch manchen mir lieben Toten dort aus der Haustüre fortgetragen.

Ich wandere auf alten Spuren weiter. Hinter den Scheunengebäuden des Gutes führt der Weg sanft bergan, unter Apfelbäumen fort zu einem Akazienwäldchen, das der Besitzer des Hauses einst selbst gepflanzt hat, und das sich an einem Hügel hinaufzieht. Hier unter den Akazien hat das Auge eine weite Schau über das Tal, über den Festungsberg, in das große Maintal hinüber. Fluß, Berge, Wälder, Himmel breiten sich bis an den Erdrand nach Norden, wo der glänzende Main verschwindet, als fließe er über den Himmelsrand.

Hier oben auf den Akazienhügel hat der Sohn des Gutshofes ein Stück eines Eichenstammes hinaufbringen lassen. Der Platz hier wurde meinem Vater gewidmet, vor ungefähr zwanzig Jahren, als er sein fünfzigjähriges Jubiläum der Photographie feierte. Auf diesem Eichenblock saß der alte, wache Mann gerne und hatte die Stadt, die Welt zu seinen Füßen und bildete sich wohl auch ein, die Sorgen im Tal gelassen zu haben. Hier war ihm der Geist meiner Mutter nah.

„Vielleicht ist dort auf dem Zweig das kleine Rotkehlchen, das da singt, deine Mutter," sagte er manchmal. „Ach, wenn man das wüßte!" seufzte er, „ob man in anderer Gestalt wiederkehrt. — Aber warum sollten wir nicht als Vögel wiederkehren und als Vögel singend im Himmel leben!" meinte er dann lächelnd. „Die Sorgen wären ja natürlich dieselben, die Sorgen für Nahrung, die Sorgen der Liebessehnsucht und die Sorgen für Nest und Brut, aber es wäre schön zu fliegen. Das Fliegen lernen die Menschen ja doch nie im Leben," seufzte er. —

Mein Vater hat das Luftschiff und die Flugmaschine nicht mehr erlebt. Der Motorwagen war die letzte Erscheinung in der Reihe der Erfindungen, die ihn zur letzten Begeisterung hinriß.

Drüben, am Steinberg entlang, am Main geht ein Schienenstrang, und ich sehe von meines Vaters Bank aus dort einen Schnellzug, kleiner wie eine dunkle Raupe, um die Bergecke kriechen. Auf der Landstraße im Kühbachsgrund am Fuß des Festungs-

berges jagt zugleich staubaufwirbelnd der Autoomnibus, der einige Landorte mit der Stadt verbindet.

In der Ferne lagern, wenn es Abend wird, am Main in den Flußnebeln Reihen von elektrischen Lichtern. Es sind die Lampen eines großen Güterbahnhofes beim Dorf Zell, und dicht dabei liegen die weltberühmten Schnellpressenfabriken von „König & Bauer". Dort heißt das Maintal „das Paradies". Und ein uraltes Frauenkloster steht in der Nähe hart am Mainrand. Das Kloster nennt sich „Himmelspforten". Dem Kloster gegenüber am Berg leuchtet ein rotes Kreuz an der Mauer. Mit dem Fernglas kann ich das Kreuz deutlich erkennen. An jener Stelle wurde einst eine Nonne lebendig eingemauert, als sie sich aus dem Kloster Himmelspforten von einem Ritter entführen lassen wollte.

Weit über ein drittes Tal hinweg steht noch auf einem Berg, von hier gesehen nicht größer als ein Streichholz, der letzte Turm des Schenkenschlosses, einst eine alte Raubritterburg. Die Herren von Schenken fingen damals an der Landstraße, die von Würzburg im Maintal nach Frankfurt führt, die Nürnberger Kaufherren ab.

Schnellpressenfabrik, Kloster, Raubrittertum liegen vor mir hier im „Paradies" dicht nebeneinander.

Welch wunderbarer Rückblick in dieser Fernsicht vor mir! Von diesem Eichenklotz aus, von meines Vaters Bank, ist mir, als überblickte ich die ganze Entwicklung eines Jahrhunderts, das mein Vater durchlebte, über Berg und Tal ausgebreitet.

Von der Postkutsche, der letzten, gemütlichen, die da noch auf einem Bergrücken, auf ferner Landstraße, wie eine Schnecke langsam, in die Dörfer hinaus humpelt, bis zur Eisenbahn, zum Auto und Luftschiff, ist der lange mühsame Weg eines Jahrhunderts voll mächtiger Geistesarbeit, und auf dieser Wegspanne liegt auch das Leben meines Vaters.

Wenn ich dann nach Hause in mein Zimmer zurückkomme, wo die Erinnerungen an ihn noch reicher auf mich einsprechen und ich an den Wänden entlang von Bild zu Bild sehe und von Gegenstand zu Gegen-

stand, die ihn überlebten, macht mich immer eine bronzene, fusshohe, russische Lampe, die mein Vater aus Petersburg mitgebracht hat, nachdenklich. Der Bronzefuß dieser Lampe stellt einen der russischen Fischverkäufer dar, wie sie in Petersburg auf den Straßen herumziehen. Der Mann steht in dicken geflochtenen Baststiefeln. Der pelzgefütterte plumpe Kaftan ist mit einem Strick um seine Hüften zusammengebunden. Langes struppiges Haar sieht unter der Pelzmütze vor. Das gütmütige slavische Gesicht ist von einem breiten Bart eingerahmt. Der Russe stützt mit der einen Hand auf seinem Kopf einen flachen Fischkorb, an dem lange Eiszapfen hängen. In diesen Korb ist eine Glasschale eingeschraubt, die einst Öl, dann später Petroleum enthielt. Diese Lampe erinnert mich immer an die Entwicklung des Lichtes, die im letzten Jahrhundert den ungeheuerlichsten Fortschritt von der tausendjährigen Öllampe zum Petroleum, Gas und elektrischen Licht machte. Mein Vater selbst, der doch sehr für allen Fortschritt war, konnte sich zu Anfang, als das Petroleum eingeführt wurde, nicht von dem Öllicht und der Kerze, die seit Urväterzeiten abends beim Lesen und Schreiben genügt hatten, trennen. Er erzählte später oft lachend, wie er sich in Petersburg geweigert habe, als die ersten Petroleumlampen aufkamen, dieses gefährliche amerikanische Brennöl, das damals noch ungereinigt war, Gase entwickelte und leicht explodierte, in sein Haus einzuführen. Doch die Geschäftsagenten der neuen Lampenfabriken kamen immer wieder; aber ebenso erschienen täglich Notizen über neue Petroleumbrände und Lampenexplosionen in der Zeitung. Als man ihn drängte, doch in seine Zimmer die neue Petroleumbeleuchtung einzuführen, die jetzt allgemein Mode würde, und die Geschäftsagenten immer zudringlicher wurden, geriet er aus Angst vor einem Brandunglück und aus Angst um seine Familie derart in Aufregung, daß er dem Lampenhändler zurief: „Der erste, der mir eine Petroleumlampe ins Haus bringt, den schieße ich nieder." Er fürchtete, er könne sich überreden lassen, das neue Licht einzu-

führen, und dadurch einen Brand veranlassen. Später mußte er aber doch dem Zeitgeist nachgeben. Das Petroleum war auch durch Reinigung dann ungefährlicher geworden. Und der Bronze-Russe, der noch da vor mir steht, war die erste Petroleumlampe, die vor sechzig Jahren in unser Haus kam. Wie dunkel und kläglich würde sie heute im Gegensatz zum elektrischen Licht leuchten. Und damals versammelte sich die ganze russische Verwandtschaft um diese Lampe, als sie zum erstenmal angezündet wurde, und alle bewunderten das strahlende Licht einer neuen Zeit, dasselbe Licht, das heute den Söhnen jener Zeit schon viel zu dunkel ist. — Als die erste elektrische Bogenlampe Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Würzburg eines Abends in dem Garten einer großen Brauerei vor der Stadt scheinen sollte, lief ich als Schulknabe nachts heimlich aus dem Hause, um dieses neue Licht zu sehen, von dem mein Vater lange vor der Einführung preisend gesprochen hatte. Meine jüngste Schwester, die eben aus London gekommen war, wo sie das elektrische Licht zum erstenmal gesehen, hatte mir nicht genügend erklären können, ob dieses neue Licht so hell wie wirkliches Tageslicht oder nur so hell wie Mondschein wäre. Es war wohl eine Viertelstunde Entfernung von unserer Wohnung in der Kaiserstraße bis in das Stadtviertel, wo das erste elektrische Licht strahlen sollte. Unterwegs sah ich immer den Himmel an. Ich dachte mir, die Bogenlampe müßte wie ein Nordlicht leuchten, und man müßte den Schein schon von einer Lampe über alle Dächer sehen. Als ich dann endlich nach vielen Fragen und atemlosem Laufen den Gartenzaun des Brauereigartens erreicht hatte und an einem hohen Mast nur eine weißleuchtende Glaskugel im Sommerabend hängen sah, war ich sehr ernüchtert. Viele Leute standen mit mir am Zaun und sahen in die Luft auf das neue Licht, an dem, so fand ich, nicht viel zu sehen war. Sehr enttäuscht schlich ich mich nach Hause.

Ich glaube, es gibt kein irdisches Licht, das sich

der Menschengeist nicht noch viel größer vorstellen könnte, als die Welt es bieten kann.

Die Liebe nur bleibt immer das hellste Feuer der Welt und überbietet alle Vorstellung. Alle Sonnen der Welt müssen verdunkeln vor dem Liebeslicht, das einem Menschen im Blut leuchtet.

Aus einem ovalen goldenen Rahmen an der Wand sieht mich das Brautbild meiner Mutter an. Mein Vater stellte dies Bild von ihr am Tage vor ihrer Hochzeit her. Ein Petersburger Miniaturmaler hat es mit feinen Farben belebt. Es ist auf mattes Salzpapier gearbeitet und wirkt wie ein helles hingehauchtes Aquarellbild. Über ihrem schwarzen gescheitelten Haar, das meine Mutter damals in schlichter Art breit gewellt zurückgekämmt trug, liegt ein weißer Schleier aus echten Spitzen. Er fällt über beide Schultern, und die junge Frau hält ihn mit der rechten Hand unter der Brust zusammen. Ihr vergißmeinnichtfarbenes Kleid hat einen runden, nicht zu tiefen Halsausschnitt. Die linke Hand liegt im Schoß. Hals und Arme schmückt der blaue Emailleschmuck, den mein Vater ihr in einem Blumenstrauß zugeschickt hatte; ihre großen Mädchenaugen sind ruhig, ein wenig befangen, würdevoll und stark gemacht von der Nähe des Mannes, der sie in dieser Stunde zu sich nehmen soll, dem sie ihre Zukunft gibt und dem sie vertraut. Die Weihe der innigen Stunde spricht aus ihrem Blick. Die Augen der Braut sprechen zum Bräutigam:

Du und ich!
Wunschlose Seligkeit
Strömt deine Nähe über mich.
Der Alltag wird zur Sonntagszeit,
Unsterblich schlingt das Leben sich
Um uns. Und Menschengöttlichkeit
Fühl' ich bei dir durch dich.

Was einst gewesen, weiß ich kaum.
Die enge Welt wird weiter Raum.
Und Holz wird Eisen, Eisen Holz
Und Stolz wird Demut, Demut Stolz.
Gar wunderbare Weisen
Singt dann bei seinem Kreisen

Mein Blut im Paradies für mich.
Es haben alle Wünsche Ruh, —
Ich weiß nicht mehr, wer bist dann du.
Ich weiß nicht mehr, wer bin dann ich.

Und wunderbar ist es, zu bedenken, daß dieser Augenausdruck, der von der Kamera damals festgehalten wurde, heute noch in einem neuen Jahrhundert vor mir deutlich dasteht. Dem Licht und der Lichtarbeit verdanke ich diesen kostbaren Genuß.

Auch ein kleines Petersburger Album mit Visitenkartenbildern erweckt in mir immer begeisterte Dankgefühle für die Lichtkunst, der mein Vater sein Leben gewidmet hat. Das kleine dicke Lederalbum mit den starken Messingbändern ist russische Handarbeit und macht den Eindruck einer kleinen Bildertruhe. Wenn ich die Messingbänder daran öffne, finde ich lauter Petersburger Gestalten darin, Herren und Damen aus der Krinolinenzeit und der Zeit der Vatermörderkragen, Verwandte und Freunde aus der zwanzigjährigen russischen Arbeitszeit meines Vaters. Da ist auch meine alte Großmutter, die Mutter meiner Mutter, sie zeigt ein kräftiges und starkes Frauenantlitz, das noch im achtzigsten Lebensjahr mit Nachdruck in die Welt sieht. Ein weißes krauses Spitzenhäubchen mit einem rosafarbenen Band umrahmt das Gesicht, und um die runden Schultern ist eine schwarze Seidenmantille gezogen. Da sind auch die Brüder und Schwestern meiner Mutter. Die Brüder schlanke Gestalten, und sie und die Schwestern haben pechschwarzes Haar. Sie zeigen einen Einschlag von spanischem Blut. Die Familie, die vor zweihundert Jahren aus Hanau nach Rußland wanderte, hatte auch Verwandte in Spanien. Man erzählt, ein Onkel lebte damals noch in Spanien als Maler, wurde aber später von der Inquisition als Ketzer gefangengenommen und verbrannt. Bei einigen meiner Tanten tritt das spanische Blut fast arabisch auf, in der dunkeln Hautfarbe, im starken Augapfel, in den starken Augenbrauen, im krausschwarzen Haar und in der leicht behaarten Oberlippe.

Als ich im Jahr 1906 eine Reise um die Erde

machte — mein Billett lautete: from London to London — begegnete ich in Indien, in Benares, der heiligen Stadt der Fakire und der Brahmanen, am Ganges im Straßengewühl Hunderten von Frauen, die alle meiner Mutter so ähnlich waren, wie ein Ei dem andern. Wohl hatte ich oft auf Reisen, besonders in Mexiko, Italien und Griechenland schon manchen leichten freudigen Herzschrecken erlebt, wenn mir südliche Frauen begegnet waren, die die Augen oder die Nase, Hals und Schultern meiner Mutter zeigten, und mit herzwarmer Freudigkeit hatte ich ihnen immer nachblicken müssen. Aber als die Indierinnen in Benares, in den Gangesstraßen, auf mich zukamen, war mir, als käme mir meine Mutter verhundertfacht und vertausendfacht entgegen. Es war, als ob jeder Tag, der in den fünfunddreißig Jahren vergangen war, seit ich meine Mutter verloren, den Auftrag gehabt hätte, wiederzukehren und mir in dieser heiligen Stadt die Verlorene entgegenzuführen, so daß ich doch meine Mutter in Scharen umhergehen sah. Mir wurde dabei festlich zumute, als wäre ich am Ganges in einem Himmel auf Erden angekommen, wo einem die schönsten Erinnerungen lebend verkörpert hundertfach begegnen.

Aber wenn ich mich in den fremden Meeren, auf der Weltreise, unter den fremden Gesichtern manchmal mit Schrecken erinnern mußte, daß ich durch ganze Erdteile und Weltmeere und in monatelanger Reise von der europäischen Heimat wie abgeschnitten war und gleich einem Komet wie verirrt durch fremde Welträume hinzog, und mein Herz dann reiseschwach und wehmütig wurde und sich heiß nach der Heimatscholle sehnte, ermüdet von dem ewig wechselnden Wunder der Fremde — dann wurde ich stark und bekam meine Ausdauer und Kraft wieder, wenn ich auf dem Schiffsgang an den Maschinenräumen vorbeikam und dort dem in Stahl und Eisen verkörperten europäischen Zeitgeist gegenüberstand. Der Maschinengeist, der bei sachlicher Arbeit der Riesenstahlkolben, der Riesenschwungräder, knapp und genau, unbeeinflußt von asiatischem Träumergeist, zweckmäßig, unge-

18*

heuerlich und unbeirrt im Maschinenraum rastlos tätig war, der sich von der afrikanischen Küste der Neger zu den schwärmerischen Indiern, zu den vorsichtigen und klugen Chinesen und den gewandten Japanern hinarbeitete, immer im Gleichtakt, — war mir wie der Geist meines Vaters, der mir Traumseligen von Jugend an durch die verwirrenden Eindrücke des Lebens immer den geraden und den verstandessicheren Weg gewiesen hatte. „Der Verstandesgeist bahnt den Weg, dann erst kann der Herzgeist die Wunder des Weges in Frieden genießen." So hatte mein Vater immer zu mir gesprochen. Und die Maschinen der Lokomotiven und die Maschinen der Ozeanschiffe sprachen in fernen Weltteilen und Weltmeeren mit demselben Geist zu mir und stärkten mich, wenn ich schwach wurde. Wie hätte ich sonst aus dem verwirrenden Wechsel der Weltreise mit heilem Geist heimkehren können. Die Wunder der Urwälder, die Wunder der Tempel, die Wunder der Himalajariesen und des krausen China- und Japanlandes, die ungeschlachte Gewalt Amerikas hätten mein Herz in tausend Atome zerstreut, wenn mir nicht der Geist meines Vaters in Gestalt der unerbittlichen und stählernen europäischen Maschinen immer neuen Mut gemacht hätte. Die Maschinen sagten: Du mußt im Arbeitstakt vorwärts, und mein Hirn wiederholte meinem Herzen täglich: Du mußt im Arbeitstakt vorwärts! Und so war ich keinen Tag krank und keinen Tag wirklich dauernd müde, und ich schaltete für diese Reise meinen Träumersinn möglichst aus und ließ mich möglichst vom Geist meines Vaters regieren.

Der großen Meere Meilenmasse
Rief mich zu Wundern und Genuß. —
Jetzt kehrt' ich heim, sitz' im Gelasse
Und horch' vom Fenster hin zum Fluß.

Sah Erdenvolk und Götterberge,
Folgte der Sehnsucht Geisterfuß. —
Der Heimathügel schlichte Zwerge
Belächeln mich heut überm Fluß.

Des nächtens locken da noch Straßen,
Drauf ziehen Mond und Sirius. —

Kann jetzt die Welten wandern lassen
Und schau' vom Fenster zu am Fluß.

Weiß jetzt, am Erdsaum wachsen Wüsten.
Stumm wird, wer fremdhin wünschen muß. —
Heimat, von deinen heiligen Brüsten
Eil' nur mein Lied fort übern Fluß.

Mit ähnlicher Stärke wie um die Erde hat mich der Geist meines Vaters einmal, wie ich noch Kind war, durch eine Krankheit geleitet, als ich an einer Vergiftung daniederlag. Ich war ein zehnjähriger Knabe, es war in jener Zeit, als ich dem Kasperltheater eifriger huldigte als meinen Schulaufgaben. Ich wollte mir eines Tages für dieses Theater Kulissen malen, die sollten einen Tannenwald darstellen. Ich verbrauchte dabei sehr viel Schweinfurtergrün, und es kam vor, daß ich im Eifer den kleinen Farbenpinsel in meinen Mund steckte und mit Speichel anfeuchtete, weil ich das Wasserglas bei der Arbeit in der Eile umgestoßen hatte und vor Maleifer keine Zeit fand, frisches Wasser zu holen, um die Pinsel einzutauchen. So geschah es, daß ich nach stundenlangem Malen den Mund voll Schweinfurtergrün bekam, und als der Tannenwald fertig war, hatte ich so viel Schweinfurtergrün verschluckt, daß ich vergiftet war und zu fiebern begann. Ein schweres Magenfieber packte mich. Ich mußte zwei Monate zu Bett liegen und bekam nichts zu essen und zu trinken als nur Eichelkaffee, Heidelbeeren und Zwieback. In jener Zeit sah ich oft meinen Vater an meinem Bett stehen und mir Mut zusprechen, und er sagte mir immer: „Du darfst der Krankheit nicht nachgeben. Du mußt dir immer wiederholen: Ich will leben, ich muß leben!" Ich war aber so schwach durch das Fieber und den entzündeten Magen geworden, daß ich kaum noch einen Willen hatte. Doch meines Vaters Worte „ich will leben, ich muß leben" gingen mir noch im Schlafe nach. Und ich wiederholte sie unbewußt Nacht um Nacht und genas ganz langsam von der schweren Vergiftung. —

Wenn es in meinem Zimmer Abend wird, und draußen die Sterne über den Nikolausberg kommen und über dem Main hängen, und ich zusehe, wie die Sternbilder sich von Stunde zu Stunde verschieben, und sehe, daß das Sternbild des großen Bären in den verschiedenen Jahreszeiten nach den verschiedenen Himmelsrichtungen zeigt, dann wird mir der ganze Himmel zu einer ungeheuren Maschine, in welcher sich die Sterne wie Schwungräder in einem ungeheuren Maschinenraum bewegen, und mein Zimmerfenster wird zur Luke, durch die ich nachts die Riesenweltmaschine beobachten kann. Die gewaltigen Himmelsräder, scheint mir, drehen sich seit Ewigkeit so schnell, daß sie lautlos wurden, wie die bewegten Atome unseres Gehirns bei der Gehirnarbeit lautlos sind. Und ich bestaune den Riesenarbeitsraum dort am Himmel. Diese Maschinerie des Firmaments mit allen Sonnen bewegte sich schon, ehe noch die Erde an die Geburt des Menschengeschlechtes dachte. Aber der Weltgeist, der Geist meines Vaters, bewegte damals schon die Sterne da oben, so gut wie er jetzt auf Erden die Schiffsmaschinen, die Lokomotiven, Motore und Luftschiffe, Telegraphie und Telephon, Schreibmaschine und Sprechmaschine und künstliches Licht ins Leben setzte.

„Wer bewegt die Sterne da oben?" fragte ich meinen Vater einmal, als ich ein sechsjähriger Knabe war, da ich merkte, daß manche Sterne hinter den Türmen der Festung über dem Main verschwanden.

„Der Weltgeist," sagte mein Vater. Darauf ging ich am nächsten Abend im Wohnzimmer umher, hatte Zeitungen zu Fetzen zerrissen und streute diese über den Fußboden. Die Papierstücke sollten die Sterne darstellen, der Fußboden den Himmel. Ich selbst hatte einen Alpenstock aus einer Schrankecke geholt und stellte mir vor, daß ich der Weltgeist wäre. Indem ich mit der Spitze des Alpenstockes die Zeitungsfetzen auf dem Boden ruhig und gewichtig verschob, meinte ich die Sterne zu bewegen. Mein Vater fand mich bei diesem Spiel. Er störte mich nicht. Trotzdem der Zimmerfußboden wahrscheinlich von den hundert

zerstreuten Zeitungsfetzen äußerst unschön aussah, lächelte er nur, legte den Arm um meine Schulter, half mir den schweren Alpenstock tragen, schritt mit mir über den Himmel und half mir die Sterne verschieben, damit die Weltmaschine im Gange bliebe. Kein Papierfetzen wurde vergessen, jeder Stern mußte bewegt werden. —

Wo ist Wirklichkeit?
Wechseln nicht die Wunder um uns wandelnd?
Ist nicht schon die Zeit, die stets flugbereit,
Unwirklich und uns verhandelnd,
Jeden an die Augenblicke,
Stets im Streit mit des Glückes Gunst
Und dem Mißgeschicke? —
Wirklichkeit ist Wolkendunst.
Stets den Todesschatten im Genicke
Tanzen wir bald zagend, bald mit Inbrunst
An dem Schicksalsstricke,
Jeder seine Rolle laut hersagend
Wie der Mime seine Schauspielkunst.
Von der Wirklichkeit, die vorüberjagend,
Lebt im Geist kaum die Begebenheit.
Die, sich schnell vertagend,
Schon Vergangenheit gleich heißt,
Wenn dein Mund sie preist
Und dein Finger sie den andern weist.
Wo ist Wirklichkeit?
Sehe weit und breit
Nur, wohin ich spähe:
Nähe wird zur Ferne, Ferne Nähe.

Meine Augen begegnen an der Wand den Augen meines Ur-Ur-Ur-Ur-Urgroßvaters. Er sitzt dort im alten verschnörkelten Rahmen, in der schmalen Hand einen Maßstab haltend. Gerade unterhalb seines Herzens an der Brust liegt die Hand und der feine Maßstab. Seine Brust umschließt ein dunkelblaues knappes spanisches Wams. Ein großer kreisrunder Spitzenkragen liegt von seinem Hals auf die Schultern herab. Das schmale magere Gesicht mit dem langen Spitzbart, den scharfblickenden Augen, der schmalen Nase sieht klug, abwägend und geistesgegenwärtig aus und sieht auch heute noch, nach dreihundert Jahren, zeitgemäß weise und scharfsinnig auf mich herab. Würde man dem Mann dort oben die

langen Haare, die von der schmalen hohen Stirn herabreichend das Ohr halb verdecken, und die im Nacken sich locken, würde man ihm diese Haare ein wenig stutzen, ebenso den langen Spitzbart, und würde man ihm das Wams mit modernem Rock, Kragen und Krawatte vertauschen, so würde der mehr als dreihundert Jahre alte Herr den Kopf eines sicher urteilenden und scharf grübelnden zeitgenössischen Gelehrten und Künstlers haben. In seinem Gesicht ist nichts Mittelalterliches, nichts Dumpfes, Bedrücktes. Das hagere Antlitz scheint mit Weisheit gestählt, reich genug mit Geist ausgestattet, um die Lebensangriffe aller Jahrhunderte mit Glück abwehren zu können. Dieser Urahne wurde mir von meinem Vater von Jugend an als Musterbeispiel fürs Leben hingestellt. Ich konnte ihn früher noch nicht so erkennen wie heute. Damals dachte ich immer: was weiß der Urahne von unserer Welt! Was weiß er von unserer Zeit der Eisenbahnen und Maschinen! Aber heute sehe ich ihm an, daß er auch den Gegenwartsstempel des Maschinengeistes ebensogut im Gesicht trägt wie ich und wie wir alle, die im Zeitalter der Lokomotiven, der Telegraphie und der Motoren geboren worden sind.

Der Herzog Ulrich von Braunschweig hat unter das Bild dieses Casparus Dauthendey außer dem griechischen Wort „Heureka" noch, wie es zur damaligen Zeit üblich war, in lateinischer Sprache einen Spruch schreiben lassen. Die lateinischen Worte, ins Deutsche übersetzt, sagte mir mein Vater oft vor:

„Noch über die Baukunst hinaus ziert dich die göttliche Mathematik!
Diese triebst du vormals mit großem Wucher der Ehre,
Und da man kein Werkzeug sah, die Weltmaschine zu messen,
Hält man dich für den Erfinder des Wahren."

Eines seiner Bücher in der Wolfenbütteler Bibliothek, das im Jahre 1639 erschienen ist, trägt den Titel „Fundamentum Geographicum" und den Untertitel: wie nämlich die Erdkugel an ihr selbsten einzuteilen usw. Dieser Urahne, dessen Familie im sechzehnten

Jahrhundert nach Deutschland kam, war der Stolz meines Vaters. Mir als dem letzten männlichen Erben unseres Namens prägte mein Vater von Jugend an Hochachtung vor der Vergangenheit ein. Und da mit mir jetzt das Geschlecht der Dauthendeys aussterben wird, so schrieb ich diese Erinnerungen an meinen Vater und meine Väter nieder. Ich glaube, im Geist meines Vaters ist viel vom Geist aller Väter, und für mich persönlich sehe ich für meinen Lebensweg in meinem Vater den Weltgeist verkörpert. Durch ihn fühle ich mich dem großen Weltall angeschlossen, durch seinen Leib, der meinen Leib, und durch seinen Geist, der meinen Geist zeugte.

Auch dem Lichtweg, den mein Vater von Anfang bis zum Ende eines Jahrhunderts ging, von der Daguerreotypie bis zur farbenempfindlichen Photographie, möchte ich in diesen Schicksalsaufzeichnungen ein Erinnerungsdenkmal gesetzt haben, ebenso dem Kampf zwischen Vater und Sohn einen Schlußstein.

Von den Alten zu den Jungen
Muß das Leben wandern.
Was du gestern noch bezwungen,
Bezwingen morgen schon die andern.
Das Lied, das du gestern gepfiffen im Weitertraben,
Will schon morgen der andern Lippen haben.
Und dir entschwundene Augenblicke kannst du sehen,
Wie sie im Blut der Jungen auferstehen.
Darüber, seit ich's erfahre, muß ich die Hände falten,
Muß leiden, daß ich mich wandle, und laß es walten.
Das Leben — ach, einst da kam es umhalsend gesprungen,
Jetzt grüßt es noch im Vorüberschweben und geht zu den Jungen.

In der kleinen Stadt Macao in China, die noch eine alte portugiesische Besitzung ist, sah ich in der Ladenwerkstatt eines chinesischen Zinngießers in einer Mauernische, die den Hausaltar darstellte, zwischen Opfertassen stehend, zwei wunderbar verschnörkelte Zinnleuchter. Jeder dieser beiden Leuchter hat die Form eines chinesischen Schriftzeichens, so erklärte mir der Chinese und sagte, jedes Zeichen bedeute: Glück und langes Leben. Ich kaufte damals die beiden Leuchter vom Hausaltar weg, denn die wunder-

bare Schriftgestalt derselben gefiel mir außerordentlich, und für meine Bezahlung konnte der Chinese sich mehrere neue Leuchter auf den Ahnenaltar stellen. Die alten Leuchter mochten viele Menschenalter schon den Ahnenopfern geleuchtet haben, und ihr Zinn war dick von geschmolzenem Kerzenwachs umkrustet. Die beiden Leuchter stehen nun bei mir in Deutschland vor meinen alten Familienbildern, und ihr Anblick bestärkt in mir die Liebe zum Totenkult. Wenn ich die zwei chinesischen, in Zinn gegossenen Schriftzeichen betrachte, sehe ich die vierhundert Millionen Köpfe lebenstüchtiger Chinesen, die vor allen Geistern der Welt die Geister der Toten am höchsten verehren. Sie sagen, das Andenken vergangener Lebenstage und die Ehrung gewesenen Lebens befruchtet den Menschengeist mit Weisheit. Aber Weisheit gibt wiederum langes Leben und Glück.

Drei Arten der Anbetung, sage ich mir, begründen, vertiefen und verschönern das Menschenleben; als erste: die Anbetung des Mannes zur Frau und der Frau zum Manne, das ist die Anbetung der Liebesfreude. Als zweite: die Anbetung des Vaterlandes, der Erde, des Weltalls und aller Leben und ihrer Lebensarbeit, das ist die Anbetung der Lebensfreude; und endlich als dritte: die Anbetung der Vergangenheit, der Ahnen und der Toten. Aus diesem dreifachen Geist dreifacher Anbetung ergibt sich für mich die Anbetung des Weltgeistes. Der Mensch, der durchdrungen von dieser heiligen Dreiheit lebt, lebt im Sinne des Weltgeistes und vollkommen glücklich und im Einklang und Takt mit der Weltmaschine. —

Ich habe da noch eine kleine nur handgroße Spieldose meines Vaters. Die zog er immer am Weihnachtsabend auf und ließ sie unter dem lichterbesteckten Tannenbaum spielen. Ihm und mir machte es viel Freude, durch den Glasdeckel ins Innere der Dose zu schauen und der kleinen Messingwalze da drinnen zuzusehen, die mit winzigen Stahlstacheln besetzt ist, und die sich dreht und mit den Stacheln die Melodie an feinen Stahlzungen anschlägt. Ich lasse gern diese feinen stählernen Zungen noch heute für mich singen.

Draußen stürmt fortgesetzt die Frühlingsluft, als fordere sie die Weinberge zum Tanzen auf. Frühlingsgrün blinkt vor meinem Fenster am Fluß, wie ein zartes nacktes Kindlein vom Himmel gefallen in die Krippe des Maintals. Ich habe die alte Spieldose aufgezogen. Die lebt und lockt mir in den kühlen wolkengrauen Frühlingstag warme Lichtfeste ins Zimmer und den Geist meines Vaters, der über alten und neuen Dingen träumt.

Wir standen heute still am Zaun von einem fremden Garten,
Sah'n hin und sah'n das Wintergras am Teich auf Sonne
warten.
Im Wasser lag verjährtes Laub gleichwie auf Glas,
Am Ufer saß ein Büschel Veilchen jung erblüht im gelben
Gras,
Und frisches Lilienkraut wuchs grün bei Tuffsteinblöcken,
Am Himmel oben gingen Wolken jugendlich in weißen
Röcken.
Wie wenig Welt tut schon den Augen gut!
Nur ein paar Atemzüge lang hat's Herz dort ausgeruht,
Nur ein paar Augenblicke tat es säumen . . .
Wir sind doch alle in den weiten Lebensräumen
Zaungäste nur bei Wünschen und bei Träumen.

Zweimal glaubte ich schon, ich hätte diese Aufzeichnungen abgeschlossen. Aber, als vor ein paar Nächten mein Vater im Traum zu mir kam, deutete er auf drei Türen, die übereinander vor ihm auf der Erde lagen. Zwei Türen waren im Türrahmen geschlossen, und er deutete auf die dritte Tür, die noch offen stand, und die ich noch zu schließen hätte. Mit diesen letzten Zeilen heute drücke ich die dritte Tür ins Schloß und schließe damit meine Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert.

Tief aus der Nacht, die nirgends endet,
Sieht eine Kerze neben mir in mein Gesicht,
Die ihren Schein wie eine Glorie lautlos spendet,
Und lebt als heller Geist vor meinem Augenlicht.

Der Wind kreist um das Haus, das er bespricht,
Wie einer, der Beschwörung weiß und Bann.
Was will der Wind? Was will denn ich und was das Licht?
Wo wohnt der Geist, der einst uns drei ersann?

So fragt die Stirn voll Wissenslust,
So fragt die Liebe nicht.
Sie sagt und zieht die Liebste mir an meine Brust:
Ein jedes Leben ist aus Inbrunst ein Gedicht.

Würzburg, Frühjahr 1912.

Max Dauthendey

Gedankengut aus meinen Wanderjahren



Vor ein paar Tagen sagte ich zu meiner Frau:

„Ich fühle noch nicht die nötige Andacht zu dem neuen Buche, das ich schreiben will."

Und während ich dies sagte, erinnerte ich mich dabei an jene japanische Dichterin, die, um die nötige Weihe für ein großes Werk zu empfangen, sich in einen Tempel einschließen ließ und nachts in dem einsamen Tempelraum auf dem Deckel eines Gebetbuches die Niederschrift ihrer dichterischen Eingebungen begann.

Der deutsche Übersetzer ihres Buches, der diesen Vorfall in der Einleitung berichtet, fügte hinzu: „Wo wäre heutzutage in Europa der Dichter zu finden, der eine ähnliche Vorbereitung für ein Buch nötig fände?"

Wie wenig kannte doch der Mann die Dichterherzen aller Zeiten!

Wo große Werke entstanden, sind auch die Männer, die diese schufen, immer mit herzklopfender Andacht an ihr Schaffen herangetreten.

Wenn sich die Dichter auch nicht in die Sakristeien der Kirchen zurückgezogen haben, so ist doch immer jeder ihrer geistigen und ernsten Arbeiten eine seelische und körperliche Kasteiung vorausgegangen.

Jeder künstlerische Schöpfungsakt wird durch Entsagungsakte vorbereitet. Der Beispiele sind viele, und wer die Geschichte der Zeiten verfolgt, wird immer wieder auf diese Vorbereitungen stoßen, Vorbereitungen voll innerster Andacht, die jedem bleibenden Werk vorangehen müssen.

Als ich nun meiner Frau neulich gestehen mußte, daß ich mich noch nicht andächtig genug fühle, das neue Buch zu beginnen, das meine Kameraden und mich in der Zeit der neunziger Jahre (1890—1900) in unseren Begegnungen und im Ringen um neue

Ideale schildern soll, und als ich sagte, daß ich noch nicht die Weihe zur Mitteilung dieses Lebensabschnittes hätte — dessen Aufzeichnungen eine Art Fortsetzung meines letzten Buches „Der Geist meines Vaters" werden sollten —, da ahnte ich in meiner Niedergeschlagenheit nicht, auf welche seltsame Weise mir mein Schicksal die Weihe zu dieser Arbeit erteilen würde.

Seit zwei Jahren ungefähr trage ich den Wunsch, dieses Buch zu schreiben, mit mir herum.

Seit das erste Jahrzehnt unseres neuen Jahrhunderts vollendet war und ich bei mir bemerkte, wie schnell wir uns von einem vergangenen Jahrhundert entfernen, und wie viele Lebensäußerungen in die Vergessenheit sinken und verloren gehen können, wenn sie nicht in schriftlicher Erinnerung aufgespeichert und damit der Nachwelt wieder zugänglich gemacht werden, — seit ich also wahrnahm, daß auch das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts bereits in meiner Erinnerung zu verblassen begann, drängte es mich, das starke Dichterleben dieser neunziger Jahre, das reich an neuen Idealen, reich an großen Geistern war, in Aufzeichnungen für mich festzulegen.

Ich kann in diesem Buche, sagte ich mir, nur den bescheidenen Teil, der vom Jahrhundertende mit meiner Person zusammenhängt, wiedergeben. Aber es werden sich daraus für den Leser von selbst anziehende Fernblicke auf die ganze Dichterwelt der neunziger Jahre öffnen, und mancher junge Dichter findet vielleicht dann ein besseres Verständnis für seine eigene Zeit, wenn er einen Ausschnitt aus jener, die deutsche Dichtung so umwälzenden Vergangenheit nacherlebt.

Aber nicht bloß den jungen Dichtern und Denkern sei dies Buch gewidmet, das ihnen einiges von ihren Kameraden erzählen will, — vor allem dem deutschen Volk, das einen kleinen Einblick gewinnen soll in die Arbeitsernsthaftigkeit, in das märtyrerhafte Leiden und in die weltfernen Freuden, zwischen denen sich das Leben der oft verkanntesten Söhne des Volkes, das Leben der jungen Dichter und Denker, bewegt.

Den Wunsch, Andacht zu diesem Buche zu bekommen, trug ich besonders heftig nach der Drucklegung meines letzten Buches, im Herbst 1912, mit mir herum.

Aber ich war, teils zu zerstreut von alltäglichen Sorgen, teils fortgerissen vom äußerlichen Leben und vom Krieg, der im Balkan sich abspielte, unaufmerksam für meine Vergangenheit geworden, da mir stündlich blutende Wirklichkeit vor Augen stand.

Ich hatte mir gewünscht, dieses Buch in den zum Niederschreiben von Erinnerungen so angenehmen Wintertagen zu beginnen und es bis Frühjahr vielleicht vollendet zu haben.

Und nun war schon die Weihnachtszeit gekommen, und ich stand unzufrieden am Fenster und fütterte hungernde Vögel, und unter den Hungernden sah ich auch als grauen Vogel meine Seele hin und her fliegen.

Aber sie war scheu. Fürchtete sie den Wirklichkeitsblick meiner Augen? Sie wollte sich nicht in mir niederlassen und mir nicht von der Vergangenheit vorsingen.

Die Sperlinge, Amseln und Finken, die auf die Fensterbank kamen, wurden satt, aber meine Seele blieb hungrig, und meine Hände nahmen täglich unruhigere Bewegungen an, und meine Augen lasen nur die hastigen Kriegsnachrichten der Zeitungen und nahmen sich nicht die Ruhe, in mir selbst zu lesen.

So feierte ich ein unglückliches Weihnachtsfest. Ich war so viel zwischen dem fernen Balkan, dem Kriegsschauplatz, und meinem Zimmer hin und her geflogen, daß ich den Fluß unter den Fenstern, den alten Main, nicht mehr rauschen hörte, dessen Rauschen mir sonst in wachen Nachtstunden viele Betrachtungen aus der Stille der Vergangenheit herbeigeholt hatte.

Ich fragte mich oft: ist meine Heimat vor den Fenstern verschwunden? Es war, als stünde mein Zimmer irgendwo in einer seelenlosen Fremde.

Viel zu viel hatte ich bei den Zeitungen meine Stunden verbracht, und Wirklichkeitslärm hatte sich in meine vier Wände eingenistet, so daß das Buch, das ich der Vergangenheit widmen wollte, unmöglich in dieser seelenlosen Umgebung aufwachsen konnte.

Oft trug ich mich mit dem Gedanken, fortwandern zu müssen in ein abgeschiedenes Gebirgsdorf, in ein Berghaus in tiefem Schnee, wohin keine Zeitung und kein Briefbote kommen konnte, in Einsamkeit, wo die Gegenwart sich leicht in Vergangenheit umwandeln kann.

Aber nein, sagte ich mir, ich will noch das neue Jahr erwarten. Die Heimatluft ist mir noch nie untreu gewesen. Immer gab sie mir Arbeitsfrieden, wenn ich nur recht eindringlich danach verlangte. Warum sollte ich dieses Mal auswandern müssen? Und ich blieb und fütterte weiter die Vögel an meinem Fenster und sah in die schönen blauen Wintertage, die zu dieser Weihnachtszeit mild wie Märztage waren.

Drei Tage vor Neujahr wanderte ich am letzten Sonntagnachmittag des alten Jahres mit meiner Frau über die Nordseite des Nikolausberges, um über dem Berg fort das kleine Haus im Guckelesgraben aufzusuchen, das ich mir in diesem Jahr hatte bauen lassen, und das im Frühjahr meine Wohnung werden sollte.

Viele Leute sagen, im Winter sei in der Natur draußen nicht viel zu sehen. Aber ist denn nicht der Winter zu sehen? Auch wenn kein Schnee liegt, so ist das Winterbild doch erschütternd und die Tragik des scheinbaren Weltstillstandes.

Ich habe einen gelben Hund. Er ist nicht klein und nicht groß. Er hat auch keine bestimmte Rasse. Es ist ein gelber kurzhaariger Pintscher, mit schöner weißer Zeichnung. Jeder aber, der ihn sieht, ruft unwillkürlich aus: „Ach, der Bauernhund!"

Man soll sich nicht wundern, daß ich von der Landschaft plötzlich auf meinen Hund überspringe. Man wird bald den Zusammenhang verstehen.

Meine Frau weiß, wie gern ich mit allen Sinnen die Landschaftsbilder genieße, wenn wir spazieren gehen. Ehe wir nun an diesem Nachmittag ausgingen, riet sie, den Hund zu Hause zu lassen, denn sie bedachte, wie sehr mich das Tier stören würde, da dieser Bauernhund immer Hasen jagen will.

Er hatte uns schon auf manchem Spaziergang geärgert, wenn er fortstürzte, „Has, Has" bellend und auf kein Rufen und Pfeifen und Schelten hörend.

Es tat mir aber an diesem Tag leid, den Hund zu Hause zu lassen, und so hatten wir ihn bei uns. Meine Frau nennt ihn Sudel, ich nenne ihn Dusel, woraus man ungefähr seine Art erraten kann.

Er hat nämlich den Glücksdusel, dieser Hund. Es gelingt ihm alles, was er will, und ich habe oft scherzend gesagt, daß er bei den Göttern besser angeschrieben steht als mancher Mensch.

Bis auf die Berghöhe folgte Dusel heute meinem zurechtweisenden Ruf „Zurück" und hielt sich dicht in der Nähe meines linken Fußes. Als wir auf die Bergfläche kamen, die wir überschreiten sollten, um nach dem Guckelesgraben hinunterzugelangen, da ging Dusel mit hochgehobener witternder Schnauze, weil der Westwind uns entgegenstand und wahrscheinlich dem wildgierigen Köter ganze Ladungen von Hasenwitterung in die Nasenlöcher trieb.

Ich konnte es endlich nicht mehr mitansehen, wie das Tier, gleichsam geblendet vom Wildgeruch, mit zwinkernden Augen schnuppernd in die Luft blinzelte und der Atem ihm erschauerte und stockte. Mit den Vorderpfoten ging er wie blind tastend und stieg immer viel zu hoch durch die Luft, weil sein Hundegeist schon weit fortsprang hinter den Hasenvorstellungen her.

Ich sagte zu meiner Frau, daß ich den Hund am liebsten querfeldein laufen lassen möchte. Ich konnte es nicht mehr mit ansehen, wie das Tier seine gesunden Naturinstinkte bei meinem barschen Zurufen „Zurück" unterdrücken mußte.

„Ach," meinte meine Frau, „wenn du den Hund jetzt laufen läßt, sehen wir ihn heute nicht wieder. Dann kommt er vor Abend nicht heim."

Aber wie wir noch sprachen, hatte der Hund sich schon von uns entfernt und stand, eine Fährte aufstöbernd, kräftig schnuppernd zwanzig Schritte querfeldein bei einer Dornenhecke.

Ich rief ihm zu. Da sah sich Dusel lachend um,

19*

wedelte lustig mit seinem geringelten Schweif und fuhr wieder mit der Nase eine Erdfurche ab.

Daß der Hund mich anlachte und nicht kam, ärgerte mich. Und die Vorstellung, daß er vielleicht jetzt in nächster Sekunde fortstürzen würde und dann erst in unabsehbarer Zeit heimfinden wollte, dieser Gedanke machte mich heftig.

Ich wollte dem Tier zeigen, daß ein Hund vom Menschen abhängig ist, und daß es nicht umgekehrt ist. Und ich dachte, wenn ich ihm einen Schlag mit meinem Spazierstock gäbe, so würde er, zahm gemacht, auch den Rest des Weges hinter mir hergehen.

Ich rief und rief nochmals aus Leibeskräften und hob drohend den Stock. Da gehorchte Sudel auch endlich und kam in weitem Bogen herangesprungen. Nun hätte ich ihn nicht schlagen sollen.

Aber ich dachte: ein Denkzettel wird dir und mir nützen, und dann schließen wir Frieden. Wie nun mein zuschlagender Stock durch die Luft fuhr, wich der Hund geschmeidig aus, und da ich ihn nicht traf und mein Körpergewicht in den Schlag gelegt hatte, so wankte ich bei dem verfehlten Stockhiebe.

Aber die Drehung meines Armes beim heftigen Zuschlagen riß mich, als ich in die Luft haute, so unglücklich herum, daß ich mir mein rechtes Bein im Kniegelenk blitzschnell ausrenkte.

Der gewaltige Schmerz dieser plötzlichen Verrenkung und die Angst, daß ich das Bein vielleicht gebrochen hätte, durchfuhren mich jählings. Auch konnte ich auf dem sehr schmerzenden Bein nicht mehr stehen, und ich sank im Feld zusammen, als wenn man mich niedergeschossen hätte.

Dann folgte viel Aufregung. Meine Frau, die glaubte, daß ich mein Bein gebrochen hätte, weil ich blaß und schmerzverzerrt am Boden lag, zerschlug ihren Regenschirm an dem Hund und jammerte über den frechen Sudel, der ebenfalls bei den Schirmschlägen heulte.

Dieses geschah ungefähr um drei Uhr nachmittags. Zwei Stunden brauchten wir, bis wir in die Nähe des nächsten Hauses kamen. Auf meinen Stock und

auf meine Frau gestützt, arbeitete ich mich mühsam auf einem Bein bergab. Das rechte Bein war ganz unbrauchbar geworden, auch nachdem ich es wieder selbst eingerenkt hatte.

Das Bein war wie eine tote Masse, tot insofern, als ich es nicht bewegen konnte. Es schmerzte brennend. In den steinigen Hohlwegen des Berges war jeder Schritt eine Marter. Den Weg hätte man mit gesunden Füßen gut in zehn Minuten bergab zurückgehen können.

Wir kamen erst nach zwei Stunden zu jenem Gutshof, auf welchem ich viele Tage meiner Jugendzeit verlebt hatte, und welchen ich im Buch „Der Geist meines Vaters" genau beschrieben habe.

Mein gelber Dusel, welcher nur einen Augenblick zu mir gekommen war, als ich hingestürzt, war dann blindlings der nächsten Hasenfährte nachgejagt und spurlos verschwunden. Wir hörten ihn manchmal noch in der Ferne „Has, Has" kläffen. Während der zwei Stunden, die wir zum Abstieg des verhältnismäßig kleinen Weges brauchten, hetzte der Hund die Hasen kilometerweit hin und her, unbekümmert um die Menschenwelt.

Da ich kaum noch weitergehen, meine Frau mich aber kaum mehr stützen konnte, so wurde beschlossen in den Gutshof am Berg einzutreten und dort eine Droschke abzuwarten, die aus der Stadt heraufgeholt werden sollte.

So lag ich denn bald auf einem Liegestuhl, den man in den Gartensaal gerückt hatte, dicht bei dem großen Weihnachtsbaum. Ich war seit drei Jahren nicht mehr in dem Gutshause gewesen, und während ich auf den Wagen wartete und die Frau des Hauses meiner Frau und mir zur Unterhaltung die Lichter des Weihnachtsbaumes anzündete, fielen mir Stunden ein, die ich vor dreiundzwanzig Jahren an diesem Ort erlebt hatte.

Auf einem Regal bei der Tür stand eine Photographie von mir, und als eine der Damen sich erhob, stieß sie zufällig an mein Bild, das dort auf einer kleinen Staffelei stand. Die Photographie

rutschte zur Seite und zeigte eine andere, die auch auf derselben Staffelei Platz hatte.

Es war das Bild eines jungen Philosophen, eines Freundes von mir. Ein junger Mann, der die blasse Stirn in die Hand stützt. Diese Aufnahme hatte ich vor dreiundzwanzig Jahren selbst gemacht. Und es war mir nun, als seien die dreiundzwanzig Jahre, die zwischen jetzt und damals lagen, wie dreiundzwanzig Sekunden vorübergegangen.

In dem Gartensaal hatte sich seitdem fast nichts geändert. Menschen waren zwar im Hause gestorben, Junge waren erwachsen, und Erwachsene waren alt geworden. Aber die Luft des Saales war dieselbe geblieben. Die Fenster, die Türen, die Lampe, die Gartenterrasse draußen und die Aussicht auf die Stadt Würzburg, — dies alles wollte mir sagen, daß es Lebendes gibt, das nicht Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft kennt.

Ich hatte das schmerzende Bein auf den Liegestuhl legen müssen und spürte einstweilen in dieser Lage keine Schmerzen mehr. Ich wußte zwar, ich hatte ein Bein, das schmerzte, sobald ich aufstehen würde. Aber augenblicklich war mein Bein unwirklich, und es schien mir nicht zu gehören.

Und so war es auch mit meiner Gegenwart in diesem Gartensaal. Sie schien mir nicht zu gehören. Dieses Zimmer gehörte nur der Zeit vor dreiundzwanzig Jahren.

Dann kam der Wagen. Der fuhr meine Frau und mich und mein Bein in die Stadt. Dusel hatten wir verloren.

Aber dafür hatten wir eine andere dritte Persönlichkeit mitbekommen, und das war mein krankes Bein, dessen Kniesehnen verzerrt und zerrissen waren, und das bei mir lebte hochgeschwollen, steif, schmerzhaft brennend, und das mir die Freude am Gegenwartsleben störte, so daß ich, um nicht an das Bein denken zu müssen, zu Hause gern in die Vergangenheit flüchtete.

Am Tage nach dem Sturz sagte ich vom Bett aus, darin ich liegen mußte, zu meiner Frau: „Die

Schmerzen haben mich andächtig gemacht. Ich kann dir jetzt das neue Buch diktieren."

Da nickte meine Frau und meinte: „Das war mein erster Gedanke, als ich dich so schlimm hinstürzen sah und dir ansah, daß du dich schwer verletzt hattest. Wenn er für nichts anderes gut ist, dieser Sturz, dachte ich mir, so ist er vielleicht dafür gut, daß er dir die rechte Andacht zu dem neuen Buch gibt, die du so sehr herbeisehntest.

Denn ich mußte mich mitten in meinem Schrecken blitzschnell erinnern, daß du vor ein paar Tagen sagtest: „Ich habe noch nicht die rechte Andacht zum Schreiben!" —

Und so war es auch. Ich mußte nun wochenlang das Bett hüten und Eisbeutel auf das kranke Bein legen. Gleich am ersten Mittag, als alle Glocken der Stadt an mein Fenster kamen, sie, die seit Wochen zur Mittagsstunde das Trauergeläut für unseren verschiedenen Regenten Luitpold von Bayern besorgten, sagten diese:

„Hast du es jetzt endlich begriffen, daß wir jeden Mittag nicht bloß zum Trauergeläut ausgeschickt waren? — Jahresringe, wie solche jedes Jahr den Bäumen wachsen, Jahresringe wachsen auch uns Glocken in unserm Erz. Wenn wir läuten, können wir alle vergangenen Jahre herläuten. Wir versuchten es, dir jeden Mittag zum Vergangenheitsrausch, in den du versinken wolltest, die Einleitung zu singen. Du warst aber immer auf Kriegsschauplätzen und wer weiß wo. Jetzt bist du endlich heimgekehrt. Liege nun still, dann wollen wir dich hineintragen in das vergangene Jahrhundert, in die neunziger Jahre, die du wiedersehen möchtest."

Ich nicke nur und nicke den Glocken jeden Mittag zu, wenn sie um zwölf Uhr kommen und um ein Uhr gehen. Die uralten Glocken aus den uralten Türmen meiner Heimatstadt Würzburg berauschen mich, wenn sie in großem Schwarm die Stadt umkreisen. Bei ihrem Geläute wogt mein Blut, die Gegenwart löst sich auf, und ich sehe die versunkenen Stunden meiner Jünglingsjahre, als schaute ich durch die Fenster

versunkener Städte in Räume, die einmal auf der Oberfläche der Erde standen und die fortgeschwemmt wurden samt ihren Bewohnern von der Flut der Zeit.

Mein krankes Bein, das mich ans Bett verankert hat, zwingt nun nicht bloß mich, sondern auch die Zeit um mich, die immer wie in Nebeln entgleiten will, zum Stillstand. Ich kann jetzt mit Muße und Andacht die Vergangenheit, die einmal lebendig war, wie es mein Fleisch und Blut sind, betrachten. Und ich will den Schemen, die mich locken, nachgehen und sie anreden. Sie sollen die Gespräche wiederholen, die schönen, die ernsten, die jugendbetörten, die einsam traurigen und weltumarmenden meiner Jünglingsjahre.

Da ist ein Augustnachmittag, der sich zuerst an mich herandrängt, und der wegen einer Stunde, deren Gedanken die Welt des Unmöglichen erstürmen wollten, sich bedeutungsvoll aus der Reihe der Jahre vorschiebt. Aber voraus springen noch ein paar starke Augenblicke, die der seltsamen Stunde Vorläufer waren.

Es war in jener Zeit, als ich gegen meinen Vater noch nicht auszusprechen wagte, daß ich Schriftsteller werden wollte, teils aus Scham, diesem allerpersönlichsten Wunsch laute Worte geben zu müssen, teils aus Verlegenheit, weil ich nicht wußte, wie man Schriftsteller oder gar Dichter werden sollte.

Denn die Weltordnung will es, daß keiner das Dichten erlernen kann. Und es wird auch nirgends, auf keiner Schule der Welt, versucht, diese Kunst zu lehren.

Wohl bedarf der Dichter der Schulung, aber die muß er sich selbst erringen und selbst geben. Seine Hochschule und Werkstatt, in der er arbeitet, ist sein Herz.

Keine von den anderen Künsten erfordert so sehr die Hochschule des Herzens wie das Dichtertum. Und ich behaupte, daß dem jungen Dichter in seinen

Entwicklungsjahren das schwerste Los der Welt zuteil wird.

Er ist da wie eine Raupe, die unter Würmern kriecht. Während die Würmer aber Würmer bleiben, soll die Raupe ein Schmetterling werden.

Und wenn der junge Dichter auch ahnt, daß ihm Flügel wachsen, — sein Herz, das keine Beweise hat, muß schweigen, muß zweifeln, muß in die Einsamkeit flüchten, muß der Familie, den Freunden, die seine Ahnungen, seine Hoffnungen, seine Pläne nie ganz teilen, entfliehen. Er muß sich dem Rufe der Undankbarkeit, der Untreue, der Wetterwendigkeit aussetzen, wehrlos gefoltert von den Anklagen, die er zu Wäldern von Dornen anwachsen sieht, durch die er hindurch soll.

Den jungen Dichter können keine Lehrer zur Dichtung leiten, keine Bücher, keine weisen Männer, keine klugen Frauen, kein Zorn der Welt, kein Haß der Welt. Er erreicht in seiner Kunst nichts durch Verbindungen, durch Empfehlungen, nichts durch das Erbe seiner Väter, nichts durch das Vermögen oder den Rang der Familie, er ist bloßgestellt, auf sich angewiesen, auf sich selbst beruhen müssend, aus seiner Unerfahrenheit heraus immer an sich selbst glauben müssend, immer ein einzelner, ein in und über den Dingen stehend Geborener, — ein weltferner Kamerad.

Er muß drei Welten bewältigen: die Welt des äußeren Miterlebens, die Welt der inneren Beschaulichkeit und die Welt seiner geistigen Schöpfungen und soll sich immer in und über den Dingen behaupten.

Und aus diesem ewigen „Von Natur aus anders sein müssen“ als die anderen, daraus erwachsen dem jungen Dichter die Berge voll Dornen, und die Kammern des Lebens scheinen ihm oft mit Folterwerkzeugen angefüllt.

Der Dichter ist auch nie alt und nie jung zu nennen. Er ist, so lang er lebt, Kind, Mann und Greis in einer Person.

Die Kindesnatur gibt ihm immer wieder neues

Vertrauen zum Mitleben. Das Weltbetrachten und das „Über den Dingen stehen", das ihm angeboren ist, gibt ihm schon in jungen Jahren die Ruhe, die Tiefe und die Weisheit des Greises. Und seine Schöpfungen machen ihn zum tatkräftigen Mann, zum Erzeuger hoher ewiger Werte.

Der Dichter wird innerlich fertig geboren. Er entwickelt sich innerlich nie. Sein Herz ist ein Diamant, der nicht feuriger und nicht blinder wird.

Er ist von allen Menschen der Mensch, der im Gleichgewicht geboren wurde; in jenem Gleichgewicht, das die anderen erst durch Leben und Alter erlangen, oder es nie erlangen, aber diesem Gleichgewicht bewußt oder unbewußt zustreben. Denn jedes echte Gedicht muß aus einer Herzensmelodie geboren werden, und eine Melodie ist nur entstehungsmöglich dort, wo Harmonie, das ist Gleichgewicht, herrscht.

Ein Dichterherz ist das harmonischste Herz der Welt. Und deshalb können im letzten Grunde die Wälder und Berge aus Dornen, die Lebenskammern, die voll Folterwerkzeuge starren, dem jungen Dichter nichts anhaben. Er ist der Mann im Feuerofen, er ist der Mann in der Löwengrube, er kann wie Dante die Kreise der Hölle und die Kreise des Himmels durchwandern. Er ist der Unverletzbare, er ist der Prophet, der auf dem Feuerwagen in den Himmel fährt. Er ist der Gesetzgeber, der die Lebensgesetze aus erster Hand der Schöpfung empfängt. Er muß sich plündern lassen wie Hiob und wird doch sein hohes Lied anstimmen und über seinen Tod noch weitersingen ohne Mund, über die Jahrtausende wie Homer.

Seht dagegen die anderen Menschensöhne an! Allen, die auf den Erdstraßen arbeiten, ist ihr Weg bekannt. Alle erhielten Schule und Führer, Lehrer und Gesetze für ihren Beruf, nach denen sie sich richten konnten, um rechtschaffene Meister zu werden.

Der Handwerker hat seine Lehrjahre und seine Meister, die ihn unterweisen. Der Geschäftsmann hat seine Handelsschule und das Geschäft, die ihn zur Selbständigkeit vorbereiten. Die Ingenieure und die Architekten haben ihre Hochschulen, die Ärzte,

die Richter, die Geistlichen, die Lehrer finden ihren Bildungsweg an Lehrschulen und Universitäten. Den Offizieren, den Diplomaten, — allen ist ihr Lebensplan vom Staate und im Staate eingerichtet.

Ja, selbst den anderen Künstlern, den Bildhauern, Malern, Musikern, stellt der Staat heute Akademien und Konservatorien zur Verfügung. Er erteilt ihnen Titel und Ränge. — Für alle geistigen Arbeiter, die sich dem Gesamtwohl der Nation widmen, hat der Staat einen Platz, ein Auge, eine freigiebige Hand, eine Würde übrig. Nicht so für den jungen Dichter.

Die einen stört das Kindliche an der Dichternatur, das alles miterleben möchte. Die anderen stört das Greisenhafte an der Dichternatur, das tiefe und aufrichtige Betrachten und Sichversenken in die Lebenszustände. Und die Dritten macht das kühne Männliche kopfscheu, das in der Dichternatur unerschöpflich sprudelt, und von dem man keinen Weg voraussehen kann, und das die Bürgerruhe verblüfft, schwindlig macht und abschreckt. Die Vorsichtigen sehen den Dichter unvorsichtig auf einem geflügelten Rosse reiten. Während der Bürger Pferde artig auf der Erde rennen und am Abend müde sind, rauscht über sie fort, noch unter den Sternen, der Dichter als unermüdlicher Sehnsuchtsreiter. —

*

Um das Jahr 1890 hatte ich heimlich angefangen, manches kleine Gedicht zu schreiben, kleine balladenartige Gedichte, Empfindungsergüsse, die sich in nichts unterschieden von den tausend Reimereien, die jeder ein wenig gebildete, schreib- und lesefähige Mensch zustande bringen kann, und die man nicht Gedichte nennen darf, nicht Dichtungen. Reimverfasser dieser Art sind vom wirklichen Dichter, der den Namen Dichter mit Würde tragen darf, so weit entfernt, wie es ein Schaukelpferd, ein Spielzeug, vom Schulpferd und Rennpferd ist.

Ich wußte, daß mir viel fehlte, aber wußte keine Richtung zu finden. Da lernte ich in dieser Zeit

einen jungen Studenten kennen, mit welchem ich nach der Tanzstunde, die wir damals besuchten, manche Stunde nachts plaudernd in den Straßen der Stadt spazieren ging oder in einem Kaffeehause saß.

Unsere Bekanntschaft war dadurch entstanden, daß jener junge Mann, der Medizin studierte, mich ganz unvermittelt gefragt hatte, ob ich schreibe. Die Frage erstaunte und verblüffte mich. Und der Frager sagte, als ich zustimmte, er habe an meiner Kopfform erkannt, daß ich künstlerisch tätig sein müsse, daß ich mich mit Phantasiearbeit beschäftigen müsse.

Ich vertraute ihm an, daß ich einige Verse geschrieben hätte, aber daß ich das noch keine Dichtung, keine Phantasiearbeit nennen könne. Aber seit dieser Frage unterhielten wir uns öfters, und er versuchte mich, da er zum Philosophieren neigte, für die Gedankenwelten der verschiedenen Philosophien zu begeistern.

Meine Empfindungswelt kam mir zwar reicher vor als alte Gedanken, über die wir zusammen sprachen. Aber ich hörte doch gerne seiner mir fremden Welt zu, ließ mir von ihm Schopenhauer vorlesen und hörte seine Erörterungen an, in denen er manches Mal die Wortfechterei der ganzen Philosophie verhöhnte. Ich las ihm dagegen den Schriftsteller, den ich damals mir als Vorbild gewählt hatte, den Dänen J. P. Jacobsen, vor, und ich war erfreut, daß jener junge Philosoph meiner Begeisterung für Jacobsens „Niels Lyhne" beistimmte und auch auf meine Gedanken einging, so wie es sich für richtige Freunde gehört. Jeder von uns hatte ein waches Ohr für die Empfindungswelt des anderen, ohne seine eigene Welt zu verleugnen oder zu verlassen.

Bei einem Abendspaziergang dann auf dem Steinberg erinnere ich mich deutlich der Augenblicke eines großen Umsturzes, den ein einziger Satz aus dem Munde meines neuen Freundes in mir hervorbrachte. Ich war bisher nicht mehr und nicht weniger fromm und religiös gewesen als andere junge Leute meiner Zeit. Ich war naturehrfürchtig und liebte außerdem die heiligen Personen des Alten und Neuen Testa-

mentes, so wie man alte Familienüberlieferungen liebt, deren Echtheit man nicht bezweifelt.

Ich liebte die Weihnachtsheimlichkeit mit ihrer Mettenstunde, mit ihren Krippenliedern und ihrem Krippenspiel. Ich liebte die Karwoche mit ihrem wehmütigen Karfreitagsleid und wandelte so mit den Festtagen durchs Jahr, denn nur die Kirchenfeste erinnerten mich noch an die Religion, die man mich in der Schule gelehrt hatte.

Gott konnte für mich ebensogut Wirklichkeit wie eine schöne Vorstellung sein. Niemand konnte ergründen, wohin die Toten gehen, niemand konnte ergründen, woher das Leben gekommen war.

Warum sollte es mir daher einfallen, über Gott, der eine uralte Überlieferung war, nachzugrübeln, oder gar diesen Gott abzusetzen. Fragte mich denn jemand, ob ich die Welt haben wollte, wie sie war? Fragte mich denn jemand, ob ich meinen Vater haben wollte, wie er war? Warum sollte ich nicht ebensogut Gott bestehen lassen, da ihn doch die Väter hatten bestehen lassen und deren Väter?!

Auf jenem Abendspaziergang aber auf dem Steinberge, als die Sterne am Nachthimmel wie ein Silberregen glitzerten, kam mir in der Nähe meines immer gedankenvollen Freundes der leichte Ausruf auf die Lippen: „Schade, daß man sterben wird und niemals erfahren wird, wer diese Haufen Sterne geschaffen hat."

Es war jene Frage, die man so oft nachts an den Himmel richtet, die jeder junge Mensch einmal fragen muß. Eine Frage, die mehr einen leisen Stoßseufzer bedeutet, der aus dem angenehmen Unterbewußtsein kommt, daß das Unerklärliche an der Welt das Köstlichste ist, daß es süß ist, sich in dieser Unerklärlichkeit nur als eine Krume auf dem ungeheueren Welttisch zu fühlen, als eine Wenigkeit, die im Verhältnis zu den riesenhaften Welträumen gar nicht in Frage zu kommen scheint.

Man genießt bei diesem Seufzen in einem Atemzug des Himmels Riesenräume, in denen keine Menschenmacht mitzureden hat. Man genießt sie als eine

Freiheit, als ein Aufatmen vom Menschendruck unserer menschenvollen Erde.

Der junge Philosoph antwortete mir, und ich hörte in seiner Stimme ein spöttisches Verachten:

„Wer sagt Ihnen denn, daß die Sterne einen Schöpfer brauchten? Die Sterne sind Atome, die immer waren. Wir können das jedenfalls geradesogut annehmen, wie wir annehmen, daß sie einen Schöpfer haben sollten. Beweise haben wir weder für das eine noch für das andere Vorstellungsbild.

Die Vorstellung von einem Schöpfer kennt keine Freiheit des persönlichen Ich-Bewußtseins. Während, wenn ich mir vorstelle, daß alles sich selbst schafft und sich selbst vernichtet, das Ich-Bewußtsein gewahrt und erhöht wird.

Es bleibt jedem natürlich überlassen, sich einen Schöpfer vorstellen zu wollen oder nicht. Nur wird der Klügere, der schöpferische Mensch, sich gegen eine solche Vorstellung sträuben, die sein Ichbewußtsein von einem Schöpfer abhängig macht. Ich, für meinen Teil, stelle mir lieber vor, daß die Welten sich selbst schufen; da mir scheint, daß diese Vorstellung dem Verstand des Zeitgeistes, in dem ich aufgewachsen bin, mehr zusagt." — So sprach mein Freund zu mir.

Ich weiß heute nicht mehr, was ich ihm antwortete. Ich weiß nur, daß ich mich zuerst heftig sträubte, auf die uralte Vorstellung von Gott und dem Schöpfer oder Weltgeist, wie mein Vater immer gesagt hatte, kurzerhand zu verzichten und jedem Wesen eigene Schöpferkraft zuzusprechen.

Mein Freund lachte nur und sagte: „Ich nehme Ihnen ja nichts, wenn ich Ihnen zumute, den Schöpfer wegzudenken und an seine Stelle allgemeine Schöpferkraft zu setzen. Ihr Schöpfer ist so unbeweisbar wie meine Atomkraft. Ich setze nur an Stelle des Nichts, an das Sie glauben, ein anderes Nichts.

Ihr Bild vom Schöpfer verhält sich übrigens zu meiner Atomkraft, die ich mir als Urkraft vorstelle, wie ein Ölporträt zu einem Photographieporträt.

Das Ölbild ist das künstlerische, aber auch das ungenauere Bild. Die Photographie ist das unkünstlerische, aber das realistisch genauere Bild."

In den nächsten Tagen war es mir schwer, mit meinem Freunde weiterzusprechen. Ich litt unter dem Verlust, den er mir zumutete, indem ich das künstlerische Bild von Gott und der Schöpfung aus meinem Herzen ausrotten, und an Stelle der alten Überlieferungen mechanische Vorgänge der Atome annehmen sollte, die mir zwar glaubhaft schienen, aber mich stimmungs- und vorstellungsarm machten.

So weh ums Herz, dachte ich, muß es den letzten Griechen und Römern gewesen sein, als sie die Tempel schließen und Abschied nehmen sollten von den schönen und vertrauten Bildsäulen ihrer erdachten Göttergestalten und von den Zeremonien, den gewohnten, mit denen sie die Feste dieser Götter feierten, die ihnen von ihren Vätern und Vorfahren seit Jahrhunderten überliefert waren und Familieneigentum geworden waren und persönliches Eigentum und Welteigentum, beinahe wie die Bäume, wie der Himmel, wie der Regen und die Sonne, ohne die sie sich ihre Lebensjahre nicht vorstellen konnten.

Ich hatte in jener Sternennacht, da mein philosophischer Freund meinem Herzen den Umtausch vorschlug, an Stelle des Schöpfers, an Stelle des persönlichen Gottes die verallgemeinerte und wissenschaftliche Atomkraft zu setzen, im bläulichen Zwielicht der Sterne auf die türmereiche Stadt Würzburg vom Steinberg hinuntergesehen, über meine kirchenüppige Vaterstadt hin, und ich trug dieses Bild der vielen Kirchen noch in den nächsten Tagen neben meinen verwirrten Gedanken mit mir.

Und so wie die letzten Griechen und Römer gefragt haben werden, als man an Stelle ihrer Götterreligion den einfachen alleinigen Gott der Christen, den einzigen Weltregenten, setzen sollte: „Wozu waren also alle die Tempel, die da Jahrhunderte gebaut waren, gut? Haben wirklich unsere Väter durch Jahrhunderte nur einem schönen Schein gehuldigt?" So fragte ich mich, wenn ich im Geist das prunk-

reiche Bild der Kirchenstadt Würzburg vor mich hinstellte und es mit der Öde des Wortes Atom verglich.

Mein Freund, welchen ich absichtlich in den nächsten Tagen mied, und der, wenn ich ihn traf, es ebenfalls vermied, von neuem das Gespräch der Entgötterung meines alten Himmels aufzunehmen, er konnte endlich die Verstimmung, die so sichtlich zwischen uns getreten war, nicht länger unbekämpft lassen.

Zur Abendstunde zwischen sechs und sieben Uhr holte er mich meistens in der Wohnung meines Vaters ab, und wir gingen durch die Stadtanlagen rund um den Ring der Stadt und am Main entlang, bis wir, wieder an den Ausgangspunkt zurückgekommen, uns voneinander verabschiedeten, — wenn der junge Student nicht zum Vorlesen und Klavierspielen für den Abend bei mir eintrat und zu Besuch blieb. Er spielte auch manches Mal mit meinem Vater Schach oder plauderte mit meiner jüngsten Stiefschwester.

Aber in diesen Tagen der Umwälzung der Gottbegriffe in mir forderte ich ihn nicht mehr auf, nach dem Spaziergang zu uns in die Familie zu kommen. Er war für mich jetzt nicht mehr bloß Mensch und Freund, sondern er schien mir ein weltfernes Wesen geworden, ähnlich einem jener Atome voll Atomkraft, das selbstschöpferisch walten konnte. Ich war aber mit dieser persönlichen Atomgöttlichkeit noch zu wenig vertraut, um ihr zu vertrauen.

Und gegenüber den altgeweihten menschlichen Gottesvorstellungen erschien mir mein Freund mit seiner selbstherrlichen Atomkraft wie eine Dynamitpatrone, mit der ich noch nicht umzugehen verstand, und die ich meinem Vater nicht ins Haus bringen wollte. Jedenfalls wollte ich selbst erst über den Ersatz der Atomkraft, die den persönlichen Weltschöpfer verdrängen sollte, klar werden, ehe der junge Philosoph, vielleicht nach einer Schachpartie, meinen Vater oder meine Schwester in die Atommächte einweihen würde.

Denn wenn auch mein Vater mir immer an Stelle des persönlichen, alttestamentarischen Gottes einen neutestamentarischen geistigen Gott, einen Weltgeist, gesetzt hatte, so war doch diese Vorstellung für mich immer noch poetischer Natur gewesen. Der Weltgeist, der über allem schweben sollte, alles durchdringen sollte, war wie ein Riesenweltadler, der mit seinem Flügelschlag das Leben anfachte, und dessen Flügelschlag man aus dem Leben aller Dinge spüren konnte.

Die Weltgeistvorstellung war für mich bis dahin immer noch eine Einheit gewesen, zu der man aufschauen konnte, die über dem Weltall schwebte und atmete, wie ein großes Welt-Ich. Jetzt sollte aber auf einmal dieser Weltgeist so wenig da sein wie der alttestamentarische, persönliche, menschenähnliche Gott und so wenig wie die griechischen, ägyptischen oder assyrischen Götter.

Jedes Stäubchen, das in der Sonne flog, sollte ein schöpferisches Ich sein und nichts Mächtigeres über sich kennen. Es sollte es selbst sein, es sollte Urkraft sein. Alle Legenden des Weihnachtsfestes, des Oster- und Pfingstfestes, die Poesie der Bibel und der Kirchen sollte ich verlassen und gegen Atomleben eintauschen!

Fast haßte ich diesen Entgötterer, der mir in diesem jungen Philosophen zum Freund geworden war. Es war, als kehrte er meine uralte Vaterstadt aus und kehrte mit den Kirchen die traulichen Winkel, Häuser und Gassen fort, und statt der türmereichen Stadt lag nun am Main eine leere Atomwüste.

Nicht einmal mehr das Bild eines grünen gras- und baumreichen Tales, wie es vor der Entstehung der Stadt am Main gewesen war, konnte ich jetzt dort vor mir sehen. Denn auch die Wälder, die da früher waren, die Gräser, die unschuldigen blumigen Mainwiesen, die vor zweitausend Jahren die Ufer säumten, auch sie wurden ein Atommehl, farblos, formlos.

Und eine grenzenlose Verlassenheit befiel mich bei diesen ersten Anfängen meiner Atomkraftvorstellung,

die ich an Stelle der bilderreichen Bibelereignisse und der Schöpfung setzen sollte.

Es war an einem hellen Frühlingsabend, als mich mein Freund wieder einmal abholte. Und auf dem Wege durch die Stadtanlagen sagte ich seufzend zu ihm: „Ich glaube nicht daß wir uns weiter verstehen." Er hatte mich nämlich gefragt, warum ich in letzter Zeit so schweigsam sei, ob ich Ärger in der Familie hätte.

„Es ist vielmehr," klagte ich, „ich habe Ärger mit allem, was Sie neulich abends auf jenem Berge mir erklärten. Ich streite in mir hin und her. Wenn ich nachts am Fenster stehe und den mir sonst so altlieben Sternhimmel bewundern will, fällt mir ein, daß das nur ein Haufen Atome sein soll, über dem kein Weltgeist waltet, kein Gottgeist, der versöhnlich dem Ganzen seinen Willen gibt, den Stempel des Guten und des Bösen.

Diese verantwortungslose Atommasse, die ich vor mir sehen soll, stört mich sehr. Bei den Frühlingsblüten der Stadtanlagen sehe ich bald nicht mehr die fröhlichen Farben, das Lila des Flieders, das Goldgelb des Löwenzahns, die weißen Sterne des Schlehdorns, sondern ein gleichgültiges Atommeer arbeitet da rund um mich, dessen Farben keinen Sinn haben, dessen Düfte keine Wollust mehr ausströmen.

Denn wenn der Duft aus den Frühlingsbüschen zu mir kommt, so sind das nur wieder Atome, die meine Atome anrühren. Das ganze Leben wird öde bei dieser wissenschaftlichen Atombetrachtung."

Mein Freund lachte kurz auf. „Aber das ist ja ein großes Mißverständnis," erklärte er eifrig. „Sie dürfen sich die Atome nicht als Punktmasse vorstellen, die ziellose Kräfte hat. Jedes Atom ist ein Lebewesen und erlebt Freude, jedes Atom erlebt Leid.

Wenn vorher nur ein einziger großer Schöpfer über all den Dingen dastand — die die Menschen fälschlich die toten Dinge nennen —, so tauschen die, die den Schöpfer ausschalten und allen Dingen eigene Schöpferkraft, eigene Verantwortung, eigene Freude, eigenes Leid zusprechen, dadurch eine Welt von Leben

ein gegen die Welt der toten Dinge, die vorher den Menschen umgeben sollte.

Vorher, bei der Vorstellung des fernen Schöpfers, den wir überhaupt nie zu sehen bekommen sollten, da waren die Menschen unendlich einsam und sahen sich durch den sogenannten Weltgeist, der über den Dingen schweben sollte, von der Schöpfung unendlich getrennt und lebten in einer eiteln Einsamkeit. Denn die Menschen kamen sich fälschlich unter allen Geschöpfen als die einzigen Erleuchteten vor, da sie ganz allein einen Funken vom Weltgeist, den sie die menschliche Seele nannten, zu besitzen glaubten.

Doch mit der Annahme, daß alle Dinge Selbstschöpfer sind, daß die Atome der sogenannten toten Dinge, die Atome der Pflanzen, die Atome der Tiere, die Atome der Berge, der Meere, der Wolken, die Atome des Lichtes, eben solche beseelten Wesen sind wie die beseelten Atome des Menschen, — bei dieser Annahme ist der Mensch stündlich und täglich von ewigem Leben umringt und braucht nicht erst auf seinen Tod zu warten, um als Seele in ein ewiges Seelenleben überzugehen.

Jedes Atom ist ein ewiges Ich mit Verstand und Gefühl. Tote, leblose, gefühllose Dinge gibt es im Weltall des ewigen Lebens, in dem sich unser Leben abspielt, nicht. Alle Dinge kennen sich, alle Dinge fühlen sich, alle Dinge verstehen sich."

„Aber," entgegnete ich, „das haben die Dichter schon längst in den Märchen gesagt, in den Märchen, wo die Schneeflocke redet, wo der Frosch am Brunnenrand mit der Königstochter spricht, wo die Vögel im Walde mit den Menschen reden. Der Bach und der Regen und der Wind und der Baum, — alle reden dort. Und dieses Märchen der Dichter, das soll Wahrheit sein?" unterbrach ich den jungen Philosophen.

„Jawohl," sagte er. „Die Dichter sind die einzigen, die von jeher das Weltall in seinem Urbau erkannt haben. Sie fühlten immer die Einheit und Beseeltheit aller Dinge, der lebenden und ‚toten' Dinge persönliches Leben."

20*

Wir waren an das Mainufer gekommen, wo die Sonne hinter fernen Waldbergen untergegangen war. Die Hügel lagen da wie Haufen blaugrauer Asche, und die roten Abendwolken standen darüber wie Feuerbrände über Opferaltären.

Noch einmal machte mein Herz, den alten Überlieferungen treu geblieben, einen Anlauf, und es verteidigte die Bilder der Engelschöre, die wir Menschen uns in die Wolken versetzen und das Bild des großen alttestamentarischen Gottes mit dem weißen wehenden Bart, der, in den Sternenmantel der Jahrtausende gehüllt, immer weise richtend, über den Chören der Engel thronen soll, das Gute zu sich ziehend und belohnend, das Böse fortstoßend und verdammend.

Und die Abendglocken der dunkelbeschatteten Stadt, die zu den feurigen Wolken hinaufläuteten, schienen mir recht geben zu wollen. Der schwere Glockenklang, der mit unseren Schritten auch von den Pflastersteinen widerhallte, ging durch meinen Körper und wühlte in meinem Blut alle alten Überlieferungen der Bibelgeschichte auf.

Da wurde meine Stimme ein wenig pathetisch, als ich zu dem jungen Mann an meiner Seite sagte: „Nein, ich kann ihn nicht absetzen, den alten großen Gott. Ich kann mir den Himmel nicht leer denken, nur mit den Atomen der Wolken angefüllt. Ich will Dichter werden, und es muß mein Dichterrecht sein, mir beliebig die Welt mit Gestalten ausfüllen zu dürfen.

Mit Atomkräften — und auch wenn die Atome beseelt sein sollen — kann ich künstlerisch nichts anfangen. Es ist, als rauben Sie, Philosoph, mir aus meinem Puppentheater die Puppen, und als sollte ich nun auf leerer Szene nur mit der Leere der vier Windrichtungen ein Stück aufführen."

Wieder lachte der junge Philosoph auf, und seine Stimme wurde plötzlich nicht mehr von Gedanken getragen. Sie klang ganz irdisch nüchtern und knapp, wie die Stimme eines Arztes, der einen phantasierenden Fieberkranken anredet.

„Ja, können Sie sich denn nicht selbst genügen? Warum müssen denn die Wolken Arme und Beine haben und Engel tragen? Warum muß denn überall der Mensch den Menschen hindenken in Regionen, wo es keine Menschen geben kann? Warum sollen die Dinge rundum nicht ihr eigenes Leben leben dürfen?

Lassen Sie doch das Leben aller Dinge einmal zu sich herankommen! Diese Geduld hatte bis jetzt noch keiner von euch Dichtern. Immer müßt ihr gleich alles ins Menschliche verwandeln. Das Weltallleben aber liegt voll von unaufgedeckten Poesien.

Sobald man den Schöpfer absetzt und jedes Geschöpf als seinen eigenen Schöpfer einsetzt, dann wird eine große Fülle von lebenbejahenden, lebenbejubelnden und lebengründenden Dichtungen entstehen.

In den Märchen ließet ihr bis jetzt die Mäuse nur Hochzeit machen wie die Menschen. Ihr stelltet euch dann dabei einen Mäusepfarrer vor, der das Pärchen zusammentat.

Um die Blumen leben zu lassen, müßt ihr ihre Lebensgeister in menschengestaltige Elfen verwandeln. Und über Riesen und Zwerge kommt ihr immer noch nicht hinaus. Immer muß eure Phantasie von kronentragenden Königen, hochzeitmachenden Prinzessinnen und verwunschenen Prinzen handeln.

Dieser abgenützte Plunder mittelalterlicher Lebensbefangenheit, dem wir keine neuen Seiten abgewinnen können, wird von selbst fortfallen, sobald die Weltschönheit, das Weltgefühl und das Weltleben mit dem kleinsten Grashalm, mit dem Schatten eines Blattes, mit dem geringfügigsten Leben, so wie es ist und nicht anders, zu euch reden darf.

Verwandelt nicht immer die Gestalten der Dinge, die an sich selbst jede ihre Schönheit haben. Die Muschel, der Stein, der Staub und ihre Figuren, ihre Lebensbewegungen, wenn sie im Licht aufblinken — alle die Weltalleben an sich selbst sind schön und bieten eine Fülle von Poesie, wenn der Mensch ihre Rhythmen auf sich wirken läßt. Lernt die Abendwolke genießen, so wie sie ist, als ein schwebendes

Leben und seht sie nicht als eine erhöhte Kirchenbank für Engel an.

Der Dichter der Zukunft, der dieses fertig bringt, das Weltalleben in seinen wahren Schönheiten, in seinen erregten Lebensäußerungen unverwandelt wiederzugeben, dieses wird der Dichter der neuen Zeit werden, die jetzt anbricht, und die die alte Zeit abstoßen wird, wie ein altes abgetragenes Kleid."

Ich begann aufzuhorchen. Das war ein Ausspruch! Meine Lust, ein Dichter zu werden, fühlte sich nun in Mitleidenschaft gezogen, und es war mir klar: das, was ich vorher an Versen geschrieben hatte, war nur eine weiche Schwärmerei und eine Schwelgerei auf altromantischen ausgetretenen Wegen gewesen.

Ich wußte zwar noch nicht, wohin mich ein Glaubenswechsel führen würde, und ob er mir wirklich einen Ersatz bieten würde. Aber ich war jung genug, um mich von der Lust anlocken zu lassen, alle bisherigen Wege, welche die Dichtkunst der christlichen Zeitspanne überliefert hatte, kühn zu verlassen und einen Sprung ins Unbekannte tun zu wollen.

Götter- und Ritterromantik sollte weit zurückbleiben. Dafür wollte ich die Romantik des bisher unentdeckten Landschaftslebens, das Reden der Dinge an sich, ohne daß sie menschliche Verkörperungen eingingen, ohne daß sie Märchengestalten annehmen sollten, begeistert aufdecken in ganz neuen Dichtungen.

So sicher und bestimmt, wie ich es heute in Worten niederschreibe, kam natürlich nicht jene Eingebung durch meinen Freund über mich. Mein waches äußeres Auge war noch hilflos, aber innere unbewußte Blicke redeten zu meinem Herzen, ungefähr so, wie in früheren Zeiten ein ferner unentdeckter Weltteil einem Kolumbus Unruhe bereitet haben mag und ihn innerlich gerufen hat, zu ihm zu kommen und unbekanntes Land zu suchen, zu finden und der bekannten Welt anzugliedern.

Wir waren am Main entlang gegangen, die Stadt zur Linken, den Main zur Rechten. Und drüben über dem Fluß, aus dem Tal, das der Marienberg, auf

dem die alte Festungsburg steht, mit dem Nikolausberg bildet, aus diesem zu fernen Waldhöhen eilenden Tal kam eine Flut von gelbem Abendlicht. Und die Südfenster des Festungsschlosses und die goldenen Kreuze der Kapelle auf dem Nikolausberge gegenüber und der sanfte Mainspiegel darunter schienen zu brennen, als wären dort überall Freudenfeuer angezündet. Und die roten Wolken am Himmel standen zerpflückt über der Stadt wie große rote Blumensträuße, die auf die Dächer niederregneten.

War all das Licht umher meine Feststimmung, die aus meinem Herzen in den Raum hinausgetreten war? — Jedenfalls fühlte ich mich wie ein König, gekrönt von dem Entschluß, Herr über ein großes unbekanntes Reich zu werden. Und so wie der Abendstrahl dort aus dem Tal die mir so altgewohnte Stadtumgebung verwandelte und in zündendem Licht zeigte, so daß ich für einen Augenblick kaum das alte Heimatpflaster mehr erkannte, so durchstrahlte mich der zündende Gedanke einer geistigen Umwandlung, die jetzt in mein Empfindungsleben einziehen sollte, vom Scheitel bis zur Sohle, als brächte dieser Augenblick mir neues Blut.

Der junge Philosoph an meiner Seite glaubte, daß mich neue Zweifel bestürmten, und seine Stimme schlug plötzlich wie in volle Verachtung um, als er kurz zu mir sagte:

„Und übrigens ist es gar nicht wahr, daß, ehe wir in jener Sternennacht auf dem Steinberg auf Atomkraft zu sprechen kamen, Sie sich noch immer einen Gottvater mit einem weißen Bart vorstellten oder Engelsscharen auf den Wolken oder Ähnliches.

Sie haben längst nicht mehr glauben können, daß menschenähnliche Wesen den luftleeren Weltraum bevölkern können. Sie leisten mir nur jetzt Widerstand, weil Sie sich noch nicht in den Reichtum der neuen Welt, die sich Ihnen darbietet und in die Verantwortung, die Ihr Ich als eigener Schöpfer auf sich nehmen soll, hineinfinden können.

Das ist aber nur Gewohnheitssache. Die neue Welt, in welcher jedes Geschöpf Selbstschöpfer ist

und keinen anderen Übersichstehenden anerkennt als sein eigenes Gefühl und seinen eigenen Verstand und als Richtschnur die Erfahrungen, die es aus den Widerständen des Lebens sammelt — diese Welt scheint einem zuerst etwas schwieriger zu sein, weil sie verantwortungsreicher ist.

Man muß seine eigene Schuld auf sich nehmen, aber auch die Freuden werden nicht mehr Geschenke, sondern eigene Errungenschaften. Man ist nicht mehr Geschöpf, das auf Gnade und Ungnade Knecht eines Herrn ist, sondern man ist Herr geworden, eigener Herr seines Lebens und aller zukünftigen Leben.

Niemand, der die neue Weltanschauung annimmt, kann sich mehr mit Schwäche entschuldigen, denn jeder glaubt dann an die unendlichen Schöpferkräfte, die er in sich hat, die wir aber bisher nur dem einen Schöpfer zusprachen.

Sehen Sie die anbrechende Nacht! Sie verhüllt Ihnen nichts mehr vom Augenblick an, wo Sie die Sonnen nicht höher setzen, als sich selbst. Die Nacht birgt in ihrem Dunkel keine anderen Schrecken, als die, die Sie in sich selbst tragen.

Die Nacht ist nicht besser und nicht schlechter als alles Licht. So wie Sie, im Urbegriff genommen, nicht besser und nicht schlechter sind als ich und alle anderen Menschen. Niemand ist Herr und niemand ist Knecht.

Wir bieten jeder dem Leben schwache und starke Kräfte an, je nachdem wir müde oder weniger müde, krank oder gesund sind. Jeder schafft sich, angemessen den Kräften, die er verbraucht, seine eigene Welt. Jeder ist Schöpfer seiner eigenen Freuden und seiner eigenen Sorgen.

Die Kräfte rundum antworten nur auf Kräfte, die zu erwecken jeder ein eigener Schöpfer sein muß. Wir sind nicht Sklaven, nicht Gut und Besitz eines einzigen höheren Wesens. Wir besitzen alles und uns besitzen alle." —

Wären Lawinen von den Bergen mit Donner heruntergekommen, hätten die Berge zu wandern begonnen, und hätte der Mainfluß, an dessen Ufer wir

gingen, sich senkrecht aus seinem Bett aufgerichtet und wäre als heißer Geiser in den Himmel gerauscht — ich hätte mich nicht betäubter fühlen können als jetzt von den Erkenntnisworten, die da mein Herz anredeten.

Mein vom Altgewohnten fast gedankentot gemachtes Herz, das da in den wuchernden Überlieferungen wie in Bergen von Efeu eingesponnen gelegen, erwachte aus einer Finsternis, die ihm liebgeworden war. Vorher war es wie in Dornen eingewickelt gewesen, die es nie ganz hatten aufatmen lassen.

Und nun war ein Brand in mich hineingefallen. Und die alten staubigen liebgewordenen Lasten des Gedankengestrüppes der Jahrhunderte flogen wie leichte Asche fort, und durch den Aschenregen ahnte ich bereits, daß nun ein ewiger Tag anbrechen würde, ein Tag ewiger Kräfte, ein Tag von befriedigendem, ewigem Wechsel, begleitet von einer Unermüdlichkeit und fern aller Wehleidigkeit.

Große handelnde Freuden und große handelnde Schmerzen würden über mich kommen, und nicht mehr jene verschleierten mitleiddurchtönten Augenblicke, nicht mehr jene Unluststunden, die mich bisher ein willenloses Werkzeug nennen durften eines höheren Willens über mir.

„Wir besitzen alles, und uns besitzen alle." Dieses war das Wort, mit dem man Herzen und Berge öffnen konnte. Keine Angst vor dem Tode, kein Drang nach Reichtum und Gold, keine Angst vor Armut und keinen Drang nach Eitelkeiten läßt dieser Ausspruch mehr aufkommen bei dem, der ihn voll erfaßt: „Wir besitzen alles, und uns besitzen alle."

Man arbeitet für alle, und alle arbeiten für einen. Unter diesem Losungswort lebten seit Jahrtausenden alle Weltatome und waren alle zusammen Schöpfer dieser Schöpfung, und auch ich war nur im Leben, um Mitschöpfer an der Schöpfung zu sein.

Und mit mir war es der Hügel dort über dem Fluß, die Wolke am Himmel, der Fluß, die Stadt mit ihren Gassen, die Menschen und die Tiere, die Schwalben, die jetzt da im Abend pfeifend in den

Äther schossen, die Wälder in der Ferne, in denen die Sonne fortgewandert war, meine Hand, das Holz meines Spazierstockes in der Hand, der Pflasterstein, über den ich ging, die Blütenblätter der Linden, die vor mir im Winde von den Bäumen flogen, — sie alle mit ihren Atomen sind mit mir Schöpfer und Geschöpfe, sagte ich zu mir.

Der verdammende Bibelspruch: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du arbeiten, und dein Acker wird Dornen tragen," — dieses Spruches Fluch wird ohnmächtig werden auf den Äckern derer, die sich nicht mehr zu Sklaven und zu aus dem Paradies Verstoßenen stempeln wollen, die sich der Erde Mitschöpfer nennen, Mitschöpfer an der Weltallarbeit und an der Weltallfreude. Denn nicht mehr Knechte sind nach dieser Erkenntnis an der Arbeit, sondern Herren ihrer Lust, Herren ihrer Sorge. —

Ich war still stehen geblieben und hatte über den Main gestarrt und hatte meinen Freund neben mir vergessen. Und wie ich meine Blicke hob, stand in der Richtung nach dem Steinbachstal, wo auf Meilen sich der Guttenbergerwald hinstreckt, ein großer funkelnder Stern, die Venus.

Und die Liebe? Wird deine neue Weltanschauung auch der Liebe den richtigen Wert geben? Es war mir, als spräche das eine feine Stimme aus dem blitzenden Punkt dort vom Himmel herab.

Ich wußte damals noch nichts von der Liebe und konnte mir nicht sogleich antworten.

Leben allein ist wenig, wenn es nur dem Erhaltungstrieb zuliebe geschieht! Ich hatte mir aber, solange ich zurückdenken kann, immer vorgestellt, daß das Liebesgefühl zu erleben das Lebenswerteste sein müßte.

Nicht die Sättigung des Magens, nicht das Wettrennen um das tägliche Brot, nicht einmal den Dichterruhm und nicht die Dichterunsterblichkeit wünschte ich zu erreichen, wenn ich dabei auf das Erleben des Liebesgefühls verzichten müßte.

„Alles wirst du stärker erleben, als es je eine Zeit erlebt hat. Verstehst du denn nicht: vom Augenblicke

an, wo du keinem Weltphantom huldigen mußt, wirst du deine Huldigungen allen Lebensregungen unverkürzt zukommen lassen. Die Anbetungsstunden und Andachtsstunden, die dich aus deinem eigenen Ich entfernten, wirst du nun zu Anbetungsstunden und Andachtsstunden aller Lebensgefühle machen.

Und auch das Liebesgefühl wird dann von dir reicher bedacht. Du wirst keinen Gott höher stellen als das Herz der Frau, die du auserwählen wirst, und du wirst auch in ihr, der Geliebten, eine Schöpferin begrüßen, wie sie dich als einen Schöpfer begrüßen muß.

Die Frau hat wie der Mann ihre bestimmte Tätigkeit, in der sie am Weltall mitarbeitet, die, wenn sie auch nicht deiner Tätigkeit gleicht, doch ebenso wertvoll und dem Weltbau unentbehrlich notwendig ist, wie das, was du leistest." — So redete ich mit mir.

„Sind Sie nun beruhigt?" fuhr mein Freund fort, als ich ihn lächelnd ansah und in meinem Innern keine Abweisung mehr fand für die neue Empfindungswelt, die er mir anbot.

„Es leuchtet mir ein," sagte ich, „daß die alte Welt, die Bilderwelt der Kirchen und Bibelideale, von den Künstlern so ausgeschöpft ist wie ein Jahr, das ausgereift und längst abgeerntet worden ist. Ich ahnte aber vor unserer Aussprache noch nicht, woher neue Ideale kommen sollten, neue Felder der Phantasie.

Aber noch stehe ich bei Ihren Worten auf keinem sicheren Boden. Ich muß mich zuerst einleben in das, was Sie mir enthüllten.

Ich wünschte, daß die Begeisterung, die vorhin sich meiner beim letzten Sonnenstrahl, der dort aus dem Tal kam, bemächtigte, anhalten möchte. Ich fürchte aber, wenn ich Ihnen heute „gute Nacht" gesagt habe, werden in den nächsten vierundzwanzig Stunden aus der alten noch nicht abgestorbenen Kirchenwelt alle Zweifel wieder auf mich einstürmen."

„Das macht nichts," sagte der junge Philosoph.

„Sie werden noch oft zweifeln müssen. Ich glaube aber, ich kann alle Ihre Zweifel verjagen. Übrigens wird das nicht einmal nötig sein. Ich glaube, Sie selbst werden sie verjagen. Denn da Sie Dichter werden wollen und nicht auf abgeleierten Wegen gehen wollen, wird die Sehnsucht, einen neuen Weg zu finden, Sie von selbst der neuen Weltanschauung entgegentreiben.

Dafür ist mir gar nicht bang. Jeder, der vorwärts will, muß jetzt diesen Weg gehen. Und da die Welt nicht stehen bleibt und auch nicht rückwärts geht, werden alle Menschen von morgen diesen neuen Weg gehen müssen, da es für das Menschengeschlecht keinen anderen Weg gibt, als den Weg fortgesetzter Aufklärung.

Auch die Dümmsten werden zuletzt mit fortgerissen werden und werden mitgehen müssen, da die jetzt kommende Zeit der Menschheit einfach keinen andern Weg zum Vorwärtsgehen übrig läßt, als diesen einen Erkenntnisweg, der da heißt: wir alle sind Schöpfer an der stets fortschreitenden Schöpfung, die wir Leben nennen. Über dem Einzelnen gibt es keinen einzelnen Schöpfer, sondern wir selbst besitzen alles, und alle besitzen uns."

Diese Spaziergangsstunden waren dem Augustnachmittag vorausgegangen, von dem ich jetzt weiterfort erzählen will, und der dann zur Folge hatte, daß ich mich dann äußerlich beinahe von meinem Freunde lossagte, obgleich ich ihm innerlich ein treuer Freund war.

Man muß bedenken, daß wir beide blutjung waren, er nur einundzwanzig Jahre alt, ich nur dreiundzwanzig.

Es ist gerade dieses Alter, in dem man als Jüngling die meiste Zeit und den größten Drang hat, eine Weltanschauung zu suchen, die einem ein Leitfaden durch das Labyrinth des Lebens werden soll.

Diese Jahre sind die Brutjahre der Ideale, da man noch von keiner Meisterschaft in irgendwelcher Tätigkeit in Beschlag genommen worden ist. Man

läßt sich leicht von Menschen anziehen und leicht abstoßen. Man ist noch nirgends für immer fest verkettet, man ist in jenen Jugendjahren wie ein Samenkorn im Wind, das weiterfliegt und noch keinen Wurzelplatz gefunden hat.

Man sollte nun meinen: nach jener Aufklärung, bei der wir uns beide zu unseren äußersten Geistesgrenzen erhoben hatten und gleichsam über der Erde im Äther des Weltraums gesprochen hatten, hätte es nie mehr für uns möglich sein können, in alltäglichen Dunkelheiten unterzutauchen.

Aber so, wie ich das Gespräch jenes Abendspazierganges hier niederschrieb, ist dasselbe nicht in Wirklichkeit gesprochen worden. Sein Sinn und seine Bedeutung waren wohl dieselben. Aber die Einheit des Gedankenganges stand nicht so geradlinig vor uns. Alles wurde schwankender, im unklaren Plauderton, ausgedrückt, und ich gebe heute, nach dreiundzwanzig Jahren, mehr das Gespräch unserer Geister wieder als das ungelenke und unbeholfenere Gespräch unserer Lippen, das ich natürlich nicht behalten konnte.

Das Endergebnis jenes Abends war, daß ich den neuen Aufklärungen meines Freundes keinen hartnäckigen Widerstand oder eigensinnige Taubheit, welche gleichbedeutend mit Dummheit gewesen wäre, mehr entgegensetzen konnte oder wollte. Im Gegenteil: ich verfiel in einen neugläubigen Übereifer, und diesem allein schreibe ich auch jene verhängnisvolle Probe zu, mit der wir die neue Weltanschauung, ganz unsinnig, äußerlich prüfen wollten.

Wie eine Belastungsprobe bei einer neuen Brücke gemacht wird, so derb gedachten wir auch einen raschen äußerlichen Beweis von der Macht der neuen Weltanschauung liefern zu können.

Ich hatte meinem Freund gesagt: „Angenommen, daß der Mensch gleiche Schöpferkraft hat wie der Schöpfer, den wir uns früher über das Weltall gesetzt vorstellten, dann kann ich recht gut verstehen, daß die Wunder, die Christus tat, wenn er lebenden

Leibes zum Himmel gestiegen ist, Wasser in Wein verwandelte, Lahme gehen machte, Blinde sehend und Tote auferstehend, — daß eigentlich diese Wunder von jedem Sterblichen geleistet werden könnten."

Diese Frage warf ich Monate nach jenem Frühlingsabend auf, nachdem ich, losgetrennt von meinen alten Überlieferungen, sozusagen zwischen der alten und neuen Welt vagabundierte. Denn, wenn auch der Geist rasch an der Schwelle einer neuen Erkenntnis steht und blitzartige Aufhellungen genossen hat, — bis der Leib sich an das neue Licht gewöhnt, hat es noch gute Weile.

Alles, was ich an Dichtungen zu schreiben anfangen wollte, neigte noch nach der alten Seite hin, und mein Geist sagte mir, daß ich noch nicht in den Sinnen reif sei, um schon sofort ein Gedicht oder eine Dichtung auf dem Weg der neuen Weltanschauung zu schaffen.

Darüber war ich unglücklich, denn nichts war mir von jeher widerlicher gewesen als Tatenlosigkeit. Seufzer stiegen in mir auf und heimliche Vorwürfe gegen meinen Freund, der mir alles, was jahrhundertelang niet- und nagelfest gewesen war, gelockert hatte.

Ging ich an den schönen alten ehrwürdigen Kirchen vorbei, so sagte ich mir jetzt: es wohnt gar kein Gott darin. Und die Priester dort und die Andächtigen schauen zu einer Leere auf, als ob sie ein leeres Loch in der Luft anbeten.

Und ich bemitleidete alle Menschen, alle, die mir begegneten, von meiner Familie angefangen bis zur Obrigkeit des Landes. Sie alle schienen mir bedauerlich, da sie eine große Null als ihren Herrscher ausgerufen hatten.

Es ging mir wie in jenem Märchen, in dem es heißt, daß ein König bei einem Festzug im Hemd durch die Straßen gegangen ist und es allen Leuten bei Todesstrafe verboten war, zu sehen und zu sagen, daß der König nur ein Hemd anhabe. Denn der König behauptete, ein kostbares Gewand anzuhaben, und niemand durfte dieser Behauptung widersprechen.

Bis endlich aus der schweigenden Menge ein kleines unschuldiges Kind, das einen Königsmantel sehen sollte, wo keiner war, harmlos ausgerufen hat: „Aber der König hat nur ein Hemd an. Er hat ja gar keinen Mantel an!" —

So ging es mir jetzt den Menschen und den Kirchen gegenüber. Ich hätte gern in alle Kirchentüren hineingerufen: „Ihr guten Leute, die ihr da kniet, steht doch auf und geht heim und versäumt die Zeit zur Arbeit nicht und versäumt die Zeit zur Liebe eurer Frauen nicht und versäumt nicht die Zeit zur Bewunderung der Welt, von der ihr Mitschöpfer seid. Es ist gar kein Gott im Himmel, nur Luft und Leere; jeder von euch ist sein eigener Gott."

So vereinsamt, alleinstehend, einer neuen Weltanschauung verfallen, die nur jener Freund mit mir teilte, fühlte ich mich aber nicht wohl, ich, der ich gerne gesellig sein und die Menschen lieben und achten wollte. Und daß mir von allen Menschen niemand übrig blieb als dieser junge Philosoph — mit dem ich mich plötzlich allein, wie von der ganzen Menschheit getrennt, sah, nachdem ich auf seine Gedankengänge eingegangen war —, das plagte mich. Denn ich war jung und wollte gern durch die Menschenschwärme gehen, die Menschheit erlebend und liebend, und wollte ein einfacher Mensch unter Menschen sein und keinen Sonderling vorstellen.

Der junge Student hatte seine Eltern und seine Heimat in einer andern süddeutschen Stadt, und in meiner Stadt kannte er, mit Ausnahme von einigen Mitstudierenden, denen er sich aber wenig anschloß, fast niemanden.

Er arbeitete in seinen Mußestunden an der Atomkraftlehre, die er später niederschreiben wollte, und deren vertieftes Durchdenken und Klarlegen ihm bereits zur Lebensaufgabe geworden war.

Zu Anfang war es wohl wunderschön, wenn wir uns abends trafen und als zwei verkappte Weltumstürzler an den Provinzlern und Kleinstadtleuten vorübergingen. Diese fanden an uns beiden vielleicht nichts anderes merkwürdig, als daß der junge Philo-

soph untersetzt war, aber im Gesicht eine kluge regelmäßige Linie zeigte, außerdem ein Augenglas trug und auf der Oberlippe einen kaum beginnenden Bartflaum. Und an mir fiel auch nichts auf als der überstarke Haarwuchs auf meinem Kopf. Auch an unserer Kleidung war nichts Aufrührerisches. Mein Freund trug, solange ich ihn kannte, hechtgraue Kleider von einfachstem Schnitt, während ich meistens schwarze Stoffe trug und mich höchstens durch eine etwas gewähltere Krawatte auszeichnete.

Der junge Philosoph war von Haus aus Katholik, ich Protestant. Aber es war selbstverständlich, daß Religionsunterschiede nie zwischen uns zutage traten, da wir uns über jede Religion erheben wollten.

So dachten wir auch, als ein dritter junger Mann, welcher Jude war, sich zu uns gesellte, keinen Augenblick über seine Religion nach und fühlten ihn, nachdem er von dem jungen Philosophen in die neue Weltanschauung eingeweiht worden war, als einen geistesfreien Menschen uns zugehörig. Wenn wir von den neuen Gedankenwegen sprachen, waren wir alle drei wie ein einziger Mensch, der da denkt, fragt und sich Fragen beantwortet.

Das Seltsame war aber, daß jeder von uns dreien aus einer strenggläubigen Familie stammte. Meine Mutter hatte der strengprotestantischen Sekte der Herrnhuter angehört, und in meines Vaters Familie waren viele Oberprediger unter meinen Vorfahren gewesen.

Der junge Philosoph hatte eine äußerst strenge Mutter, die jeden Morgen, Sommer und Winter, ihn und seine Brüder vor dem Schulbesuch in die Frühmesse geschickt hatte. Und jeden Sonntag hatte er die Kirche zweimal besuchen müssen, morgens und nachmittags. Ebenso mußte er jeden Monat zur Beichte gehen, und die äußerst scharfe Mutter, die nie mit schweren Strafen gegeizt, sammelte eifrig die Beichtzettel, die ihr den Beweis des Gehorsams geben sollten, den sie blindlings bei allem, was die Kirche betraf, von ihren Söhnen forderte.

Auch später noch, als mein Freund auf dem Gym-

nasium war, war sie ebenso streng zu ihm gewesen. Und nachher hatte sie ihn dann erst zum Studium auf die fremde Universität gehen lassen, als er ihr versprochen hatte, den Kirchenbesuch dort fortzusetzen. Und dieser junge Mann, der so aufklärend und auf meine alten religiösen Überlieferungen vernichtend wirkte, er besuchte regelmäßig — um seine Mutter nicht belügen zu müssen, wann er in den Ferien heimkam und über den Kirchenbesuch ausgefragt wurde — jeden Sonntagvormittag eine katholische Kirche der Universitätsstadt.

Als ich ihn fragte, wie er das fertig brächte, in die Kirche zu gehen, sagte er: „Es ist mir ganz gleich, ob ich zu Hause auf meinem Zimmer oder in der Kirche über meine Atomlehre nachgrüble. Meine Mutter belügen mag ich nicht, das ist mir unbequem. Und würde ich nicht in die Kirche gehen, so ist diese Frau so stark, daß sie mich nicht weiterstudieren lassen würde. Also tue ich ihr den Gefallen. Ich bin das Nachdenken in den Kirchen schon von Jugend an gewöhnt und habe meine ganze Weltanschauung seit Jahren im Schutz der Kirchengewölbe und der Kirchenstille durchgearbeitet. Ich habe meiner Mutter nur versprochen, in die Kirche zu gehen. Für meine Gedanken in der Kirche aber hat sie mir kein Versprechen abgenommen, und dafür hätte ich ihr auch keines geben können."

Der Vater meines Freundes, welcher als Direktor einer Fabrik, die auf dem Lande lag, nur des Sonntags zur Familie in die Stadt kam, hatte die Erziehung seiner Söhne dieser etwas gewaltigen Mutter ganz überlassen und war zufrieden, wenn er Ruhe zu Hause fand, und wollte von keinem Streit und keinen Erziehungsangelegenheiten hören. Er hätte dem jungen Mann also nicht geholfen, wenn er in der Kirchenfrage sich an seinen Vater gewendet hätte.

Und so oft ich, der von Haus aus keinen Kirchenzwang kannte, den Freund, wenn er mich Sonntag nachmittag besuchte, fragte: „Warst du heute vormittag spazieren?", da war seine stete und mich immer wieder verwundernde Antwort: „Ich? Nein. Ich

war in der Kirche. Das mußt du doch endlich behalten. Ich bin wahrscheinlich unter allen Medizinstudierenden der beste Kirchengänger der ganzen Universität."

Er sagte das lachend. Und ich schüttelte den Kopf und erstaunte immer wieder. Ich hätte ein solches Gleichgewicht von Beherrschung und Willen nicht aufbringen können, so glaubte ich immer und äußerte das zu ihm.

Da sagte er zu mir: „Tust denn du nicht dasselbe? Du lebst im Hause deines Vaters, bei ihm, der dich nicht Künstler werden lassen will. Und du beugst dich mit Beherrschung seinem Willen und lebst und arbeitest in seinem Geschäft und denkst dabei deine eigenen Gedanken, von denen dein Vater keine Ahnung hat.

Du gehst folgsam in sein Geschäft, aber deine Gedanken sind nicht dort, denn du willst Schriftsteller und Dichter werden. Ich tue meiner Mutter den Willen und gehe in die Kirche, und du tust deinem Vater den Willen und übst einen Beruf aus, bei dem du, so wie ich in der Kirche, ganz anderen Gedanken nachhängst." —

Der Dritte von uns gehörte einer strengjüdischen Familie an und war aus einer der jüdischsten Provinzen Ostdeutschlands nach Würzburg gezogen. Er studierte ebenfalls Medizin, und der junge Philosoph hatte ihn in einem Kolleg, das sie beide besuchten, und wo sie nebeinander saßen, kennen gelernt. Er hatte ihn mir gelegentlich vorgestellt, und seltsamerweise geschah dieses gerade in dem Augenblick, als ich es etwas eintönig empfand, mit dem jungen Philosophen immer von der Entwicklung seiner Atomlehre zu sprechen.

Denn geleitet vom Studium der Physik und der Chemie, die er eifrig betrieb, da er sie zum Physikum-Examen benötigte, hatte der Philosoph jetzt eine Atomlehre aufgebaut. Er behauptete, die Atome aller Dinge, im Eisen, im Holz und so weiter, kreisen ebenso untereinander wie die Planeten um die Sonne und leben wie die Sonnensysteme kreisend.

Überall, wo Leben herrsche, sei dieselbe kreisende Bewegung in den Dingen wie im Sternenhimmel, so behauptete er. Die Weltkörper seien für den Weltraum nichts als Atome von ungeheurem Umfang. Und mit der Annahme vom Kreisen der Atome wäre auch der Magnetismus und die Elektrizität, deren fernwirkende Kraft bisher unerklärlich war, leicht erklärbar. Ebenso wären die Macht der wirbelnden Dampfkraft, das Schwergewicht und die Ausdehnung der Gase durch das Kreisen der Atome verständlich.

Und der junge Denker wollte die Vorgänge der Chemie und Physik nun auf die einfachste Weise erläutern und ein Buch ausarbeiten, das von nichts weniger als „vom Wesen aller Dinge" handeln sollte.

Bei diesen, auf die Einzelheiten des mechanischen Lebens eingehenden Übertragungen der neuen Weltanschauung wurde ich unaufmerksam und konnte nicht genau mitfolgen, da sie fern von meinem Gebiet lagen: der neuen Dichtung, der ich zustreben wollte. Und so war mir der andere neue Kamerad willkommen, der als Student dem jungen Philosophen kritischere Einwände machen konnte als ich. Ich war schon ganz überanstrengt von den chemischen und physikalischen Vorträgen, die mir der junge Denker auf allen Spaziergängen gehalten hatte.

Auch war ich, um mir eine persönliche Schriftsprache anzueignen und mir das eingedrillte aufsatzartige Deutsch der Schuljahre abzugewöhnen, auf den Gedanken gekommen, alle Spaziergänge und alle Beobachtungen an Menschen und alle Gespräche mit Menschen aufs knappste zu Hause in Notizbüchern niederzulegen. Und da hatte ich viel zu tun, denn ich sah bald ein, wieviele wichtige Beobachtungen aus der Augenblickswelt, wie viele feine, unauffällige und doch wichtige Menschenzüge und wieviele vorüberflatternde Ausdrücke in der Sprechweise der Menschen mir bisher entgangen waren. Denn so, wie in der Landschaft mir jetzt nichts zu klein war und zu unbedeutend, als daß es nicht eindrucksvoll gewesen wäre, so erging es mir bei den Menschen und ihren Gesprächen.

Bald häuften sich die Stöße von dicken Notizheften bei mir an, und wenn ich manchmal darin blätterte, war ich erstaunt, wie lebensfrisch jedes Erlebnis noch nach Wochen wirken konnte, wenn es in treffenden Worten und mit genauer Beobachtung festgehalten worden war. In diesen Notizbüchern standen natürlich ganz unzusammenhängende Beobachtungen, herausgerissen und niedergeschrieben aus dem Tagesleben.

Es waren das meistens Übungen, wie ungefähr Kinder in der Fibel zuerst Silben lesen und Silben schreiben lernen, ehe sie ganze Worte, Sätze oder Aufsätze bilden dürfen. Ich schulte dabei mein Gedächtnis für die Vorgänge um mich, und zugleich eignete ich mir ein schnelles Fühlen, Auffassen und ein schnelles Bezeichnen jener Vorgänge durch solch tägliches Niederschreiben an.

Diese Notizbücher hatten aber nichts mit einem Tagebuch gemeinsam. Es handelte sich darin nicht um zusammenhängende, fortlaufende Geschehnisse. Ich beschrieb manchmal nur den Gang eines Menschen, der mir zufällig aufgefallen war, oder Gewohnheitsgesten eines Sprechenden, oder nur ein paar Bäume im Regen, das Abendlicht über den Dächern der Stadt, das Windgeräusch in der Nacht in einem Garten und so weiter. Vielleicht manches Mal nur das Gefühl, den der Händedruck eines bestimmten Menschen mir gab, das Gefühl eines Kopfnickens nur oder das eines flüchtigen Blickes, den ich von Vorübergehenden auffing, und der mir tiefe Seelenzustände zu enthüllen schien.

Ich übte mich so in der Kunst, Kleinstes und Flüchtiges in bezeichnenden, nachdrücklichen Worten festzuhalten. Und deshalb wurde es mir allmählich auf den Spaziergängen schwerer, dem jungen Philosophen in allen seinen Gedankengängen über Chemie und Physik zu folgen.

Der neue Freund, den mir der Denker zugeführt hatte, und den ich zum Unterschied von uns beiden Sprechenden und Erörternden, da er wenig sprach, aber mitempfindend nickte und meist zuhörend war,

den Schweigsamen nennen will, — dieser neue Freund war mir jetzt eine wahre Wohltat. Nach den ununterbrochenen Gedankengesprächen der vorausgegangenen Zeit wirkte er durch seine Ruhe und sein teilnehmendes Nicken wie jemand, der da war und doch nicht da war. Und man konnte sich vorstellen, daß, wo er in Gedanken war, es friedlich sein mußte, da er immer irgendeine Melodie leise vor sich hinsummte oder leise pfiff. Der Schweigsame setzte sich auch oft ans Klavier und spielte Chopin oder Grieg, während der Denker, wenn er sich ans Klavier setzte, nicht ohne Beethoven gespielt zu haben wieder aufstehen konnte.

So war der Sommer herangekommen, und nun komme ich in meiner Erlebnisschilderung bald zu jenem seltsamen Augustnachmittag.

Es war notwendig, den Leser mit der Entstehung jenes lebensbestimmenden Grundgedankens bekannt zu machen, der mir von jenem Freund, dem jungen Philosophen, gegeben wurde, da diese neue Weltanschauung, die sich mit der Zeit in mir festwurzelte, dann auch wirklich der Grundton aller meiner Liederbücher und Prosabücher wurde, die in den letzten zweiundzwanzig Jahren entstanden sind. Auch der Binnenreim und meine, die Kritiker immer wieder verwundernde, Heranziehung von wechselnden Vergleichen und Bildern des Naturlebens ist die Folge jenes befreiten Weltblickes und hat den Ursprung in einem Herzen, das sich Schöpfer und Geschöpf fühlt und nicht bloß sklavische Unterordnung unter überlieferte Begriffe kennt.

Viele Kritiker sagten Jahre hindurch, meine Bücher und ich selbst seien nirgends einzureihen. Dieses ist wahr, sie haben recht, da ich jetzt, wenn ich auf meine Bücher zurückblicke, mich, ohne mir schmeicheln zu wollen, den dichterischen Verkünder einer neuen menschenbefreienden Weltanschauung nennen kann.

Meine Gedichte werden oft mit den kurzen gedrungenen Liedern der Asiaten verglichen. Ich habe aber niemals weder chinesische noch japanische Literatur studiert. Ich kenne von diesen Literaturen nur einige

wenige Gedichte, die in den letzten Jahren in Übersetzungen zu uns gekommen sind.

Ich erhielt öfters Aufforderungen von Literaturprofessoren, ihnen die Quellen zu nennen, aus welchen ich die japanischen Novellen und Liebesgeschichten entnommen, die ich nach meiner Reise um die Erde 1911 herausgab. Ich muß aber immer wieder und diesmal öffentlich erklären: ich kenne nichts von japanischen oder chinesischen Urtexten. Nur ein weniges, was in Übersetzungen zu uns kam, und das jene Herren viel aufmerksamer studiert haben werden als ich, kenne ich. Auf meiner Reise um die Erde, durch ganz Asien, von Bombay bis Yokohama, war es die vorher vor dem Leser ausgebreitete Weltanschauung, die mich der Seele der Asiaten sozusagen zum Zwillingsbruder machte. Und fühlt man seine Seele mit der Seele eines Volkes verwandt, und decken sich die Weltanschauungen, oder sind sie sich wenigstens sehr ähnlich, so ist es ein leichtes, das ganze Gebärdenspiel einer fremden Rasse, ihre Wünsche, Bedürfnisse und Begierden, auch die Wallungen ihrer Leidenschaften zu verstehen und miterleben zu können, so wie man es zu Hause bei dem vaterländischen Volk tut.

Durch Beobachtungsgabe und Rhythmusverständnis, die mir im Ohr und im Blut von meinen Eltern ins Leben mitgegeben wurden, die ich aber beide durch die Erfassung jener neuen Weltanschauung viel freier schulen und üben konnte, als wenn ich alten Überlieferungen und ausgetretenen Gefühlswegen nachgegangen wäre, sind mir auf meiner kurzen Reise durch Asien die Kulturen der morgenländischen Völker leicht vertraut geworden, so daß viele Kritiker behaupteten, ich müßte jahrelang asiatische Studien betrieben haben vor, während oder nach meiner Reise.

Und das ganze Geheimnis, warum ich Asien nahe kam, liegt doch nur in dem Weltallverständnis, das in jenem Satze enthalten ist: wir besitzen alles, und uns besitzen alle, und über uns ist kein anderer Besitzer. Dieser Satz, der der neuen Weltanschauung voransteht, macht einen jeden Menschen zum natür-

lichen Besitzer aller Lebensregungen, die der Erdball und der Himmel hervorbringen.

Wenn ein Dichter sich von alten beengten Überlieferungen befreit hat und die Freuden und Leiden der ganzen Erde gleich hält seinen eigenen und sich mitbeteiligt fühlt am Lebenszustand aller Rassen, ausgegangen von der engsten Heimat bis zur weitesten Ferne und zurückkehrend zur engsten Heimat, so ist es nicht mehr erstaunlich, wenn demselben dann Gedanken und Gedichte in Fülle zufliegen.

Die meisten Gebildeten heutzutage, die den Schöpfer über sich nicht mehr anerkennen, werden planlos vom Weltgetriebe umhergeschaukelt; die meisten, die die alten Überlieferungen ablegten, gehen ziellos umher, als einziges Ziel nur die Jagd nach ihrem Glück anerkennend. Die Einsicht aber, daß der Wert aller und ihr eigener Wert unzertrennbar voneinander sind und ebenso das Glück aller und ihr eigenes Glück zusammengehören, diese Einsicht haben wohl viele, aber danach zu leben, wird ihnen schwer, weil sie nicht alle Leben als ihren festlichen Besitz und nicht sich als den festlichen Besitz aller Leben anerkennen wollen.

Dieser Besitz beschränkt sich nicht bloß auf die kurzen Menschenjahre, sondern es ist gemeint, daß der Besitz sich auch erstreckt auf alle Zeiten, auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das heißt, auf alles Leben, dem wir immer angehört haben, angehören und angehören werden, und auf alle Schöpferkraft im Weltall.

Jedes Menschenleben ist ähnlich einem Künstler. Dieser verfertigt ein Buch, ein Bild, eine Statue, ein Musikstück; und ist eines seiner Werke beendet, so ist damit doch nicht sein Leben beendet. Er beginnt ein neues Werk, aber sein Leben steht hinter allen seinen einzelnen Werken.

So leben wir durch alle Zeiten neue Leben, und hinter allen diesen Leben steht unser eigenes ewiges Leben, das ewige Leben des Weltalls, von dem wir im Innersten Besitzer sind. Aber kein Leben steht über uns, kein Schöpfer und kein Richter; wir selbst

sind unser Schöpfer und unser Richter. Diese Anschauung macht frei und verantwortlich zugleich.

Vielleicht wird mir einer zurufen: ach, das ist die Seelenwanderungslehre! Das ist altbekannt und nichts Neues!

Nein, es ist nicht die Seelenwanderung allein, die ich meine. Ich erkläre: wir alle sind längst Besitzer der göttlichsten Seelenruhe, des Nichtseins, des Nirwana, wie es die Asiaten nennen. Wir sind aber auch zugleich Besitzer des Seins. Beide Zustände sind untrennbar voneinander in uns verschmolzen. Wir wandern nicht anders von Leben zu Leben, als der Künstler es tut, wenn er ein Werk nach dem andern vollbringt. Der Geist jedes Schaffenden steht hinter allen seinen Werken in göttlicher Ruhe und Betrachtung. So stehen wir hinter unseren Leben.

Wir sind von Leben zu Leben durch die Jahrtausende wandernd, die Jahrtausende erlebend gegangen, so wie ein Meister von Werk zu Werk tätig ist und doch hinter seinen Werken, Ruhe bewahrend und mit göttlichem Geist die Werke betrachtend, unsterblich lebt.

Und nun will ich an Stelle des Wortes Werk das Wort Fest setzen. Der Elendste unter uns Menschen, das Elendste unter den Tieren und das Elendste unter allen Atomen feiert das Fest seines Werkes, so lange es sein Leben liebt. Wenn ihm das Werk nicht mehr genügt, ihn das Fest seines Lebens nicht befriedigt, so legt er dieses Leben fort und wird ein neues beginnen, ein neues Werk, ein neues Fest.

Das heißt, jedes Lebewesen kann sich unbewußt oder bewußt sterben lassen, mit oder ohne Gewalt. Aus der Ruhe seines urewigen Lebensatoms heraus wird dieses Lebewesen die Gestalt, in der es Schöpfer war, z. B. den Körper Mensch, Tier, Pflanze eingehen lassen und sich mit neuer unerschöpflicher Werk- und Festlust, die wir Lebenslust oder Schöpferlust nennen, neue Gestalt geben.

Jeder wird nach dieser Ausführung verstehen, daß diese Art Seelenwanderung, wenn man sie so nennen kann, zwar ähnlich jener bekannten Annahme von

der Seelenwanderung ist, aber da sie aus Schöpferlust geschieht und keinen Zwang bedeutet, ist sie mehr, sie ist festlich. Dieser Gedanke ist eine Verschmelzung von christlicher Anschauung und buddhistischer Anschauung.

Jede Halbkugel der Erde gab ihren Geist zum Aufbau dieses Ideales, dieser neuen Weltanschauung. Die Asiaten behaupteten, daß wir gezwungen von Leben zu Leben gehen müssen, wenn wir uns nicht durch steten Lebensverzicht von der Lebenswiederkehr bewahren und so durch fortgesetzte Abtötung des Lebenswillens uns zum Nirwana, zur höchsten Seelenruhe bringen. Der Asiate sieht also die Seelenwanderung, das Weiterleben, wie eine Strafe an und das Leben wie eine Plage, aber die Seelenruhe, das Nichtsein als das einzig lebenswerte Ideal.

Der Geist des Abendländers dagegen gibt die Lebenslust nicht auf. Er findet es feig, auf das Leben zu verzichten. Er sieht das Leben als eine Aufgabe an, als ein Werk, an dem er arbeitet, und jene träumende Seelenruhe des Asiaten erscheint seinem europäischen Lebenswillen unbehaglich. Und der neuzeitliche Abendländer kann sich unter der Seelenruhe nach dem Tode und ihrer Seligkeit gar nichts mehr vorstellen, da er immer kräftig lebenstätig ist und unermüdliche Lebenstätigkeit über unendliche Ruhe setzt.

Das neue Ideal aber oder die Weltanschauung, die sich ergibt, wenn wir die edelsten Regungen des morgenländischen Geistes und die des abendländischen Geistes zu einer einzigen Lebenserklärung zusammenstellen, dieses Ideal, oder diese Weltanschauung sagt: Wir sind immer ungezwungen Schöpfer und Geschöpfe gewesen und werden es immer sein, das heißt: wir sind immer im Besitz ewiger und endlicher Kräfte gewesen. Jedes neue Leben, das wir erleben, ist uns ein festlich stimmendes Werk, hinter dessen Endlichkeit unsere eigene Unendlichkeit weiterlebt und stets mit Schöpferlust nach neuen Werken und Festen greift.

Wir sind ewige Besitzer der Schöpferkraft seit allen

Zeiten. Wir und alle kleinsten und größten Lebewesen sind immer ewige Besitzer einer ewigen Ruhe, die wir nicht erst in einem fernen Nirwana oder Himmel zu erreichen brauchen. Und wir sind außerdem die ewigen Besitzer des Lebens, des festlichen Wechsels in der Ruhe, dessen Gestaltung wir selbst bestimmen aus unserer unendlichen Schöpferlust heraus.

Christus, der große Weise und große Mensch der weißen Halbkugel, sagte: „Ihr sollt nicht sorgen für den morgigen Tag, das heißt, euch nicht zu viel Unruhe machen. Der Vater im Himmel sorgt für euch wie für die Lilien auf dem Felde."

Jener Vater im Himmel ist unsere eigene, ewig in uns wohnende und uns gehörende unsterbliche Schöpferlust, die Atomkraft, wie mein Freund, der Philosoph, sagte, deren Ruhe unerschütterlich ist, vor der unser jeweiliges endliches Leben weniger als den millionsten Teil eines Atoms bedeutet. Diese Schöpferkraft wohnt in uns wie in allen, die mit uns in die Weltallerscheinung treten und am Weltallwerke und Weltallfeste mitarbeiten und mitfeiern. Dieser unserer Schöpferkraft müssen wir uns bewußt werden, um uns nicht bloß als die schwachen Geschöpfe und als Sklaven eines endlichen Lebens oder einer ewigen Seelenwanderung zu fühlen.

Wir streben weder einem Himmel noch einem Nichtsein oder einem Nirwana zu. Das Nichtsein ist uns so gut angeboren wie das Sein.

In unseren tiefsten, erhabensten Augenblicken kehren wir bei unserem Nichtsein ein. Wir fühlen uns dann weltfern. Wir kehren dann in unsere Weltferne zurück, in das Apogäum, wie die Griechen sagten, in das Nirwana, wie es die Asiaten nennen. Aber wenn wir dann zum Lebensfest und zum Lebenswerk zurückkehren, zum irdischen Atmen, zum Tätigsein und Handeln in irgendwelcher Gestalt, in der wir eben unser Lebensfest feiern, dann hat uns auch stets die Rückkehr entzückt, die Rückkehr von der Weltferne in die Weltnähe.

Denn beides ist unser ewiger Besitz, und keines

von beiden wollen wir missen. Die Weltferne ist das ewig festlich Unabänderliche in uns, die Weltnähe das ewig sich festlich Verändernwollende in uns.

*

Und nun, ehe ich endlich jenen seltsamen Augustnachmittag beschreibe, muß ich noch eine Erklärung abgeben.

Jeder Mensch hat nur zwei Hände bekommen, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasenlöcher und im Halse zwei Röhren, eine für die Luft- und eine für die Speiseaufnahme. Alle diese Zugänge zum Körper bedingen ein bestimmtes Körperleben, ein bestimmtes Sinnesleben, das, so lange wir als Menschen leben, unverrückbar der Ausführung unseres Lebenswerkes und unseres Lebensfestes bestimmte Grenzen setzt.

Das Lebenswerk und das Lebensfest würde natürlich anders ausfallen, anderen Erlebnissen unterworfen sein, wenn wir zum Beispiel mit dem Leib eines Vogels, mit Flügeln, Schnabel und Fußkrallen geboren wären. Ebenso wären wir, als Blume oder Baum festgewurzelt, als Stein festliegend oder als Wasser fortfließend, als Feuer auflodernd oder als Rauch fortschwebend, einer anderen Lebensbewegung, einer anderen Lebenstätigkeit, einem anderen Lebenswerk und einem anderen Lebensfest hingegeben.

Da aber jedes Lebewesen nicht bloß der Weltnähe, sondern auch der Weltferne angehört, da unzertrennbar voneinander das Gefühl der Weltnähe und das Gefühl der Weltferne in jedem Atom vereint wohnen, sowohl im Rauchatom, als im Feuer, als im Wasser, wie in der Blume und im Baum, ebenso wie in der Menschengestalt, so sind im Grunde alle Lebewesen eine Kraft, eine Schöpfung.

Festliche Ruhe, festliche Tätigkeit, an ihnen hat jedes Atom teil, ebenso an der Lust der Weltferne wie an der Lust der Weltnähe. Die Gestalten des Lebens gehören sowohl der Weltnähe, welche Tätigkeit bedeutet, und zugleich der Weltferne, welche eine Erhebung über das Leben bedeutet, an.

Die Gestalten sind die Geschöpfe, das Gefühl der Weltferne in den Gestalten ist der Schöpfertrieb, das ewige Leben.

Mit unseren jeweiligen Sinnen können wir immer nur ein Leben leben, ein Fest feiern, das sich in der Weltnähe abspielt. Aber von der Weltferne aus, zu der wir uns stündlich über unser endliches Leben erheben können, weil wir im letzten Urgrund bei ihr untrennbar wohnen, können wir bei gründlicher Vertiefung alle endlichen Leben überschauen oder uns in sie hineinversetzen, ohne unsere eigene Gestalt, in der wir augenblicklich arbeiten und Feste erleben, sterben lassen zu müssen.

Wenn es in der Bibel heißt: siehe, die Stimme Gottes sprach zu ihm im Traum, oder wenn Buddha sagt: ich ging in einem Traum von Leben zu Leben, so ist das nicht ein außer uns stehender Gott und Schöpfer, dessen Stimme wir gehört haben wollen, oder der uns im Traum von Leben zu Leben geführt hat, sondern: es ist die Weltferne in uns, die zur Weltnähe in uns spricht.

Wir sind es, die im Traum zu uns selbst sprechen. Wir sind es, die uns im Traum und in der wachen Ahnung Bilder, gewesenes und kommendes Leben zeigen können.

Wir selbst, vermöge der Schöpferkraft in uns, die von der Weltferne aus zur Weltnähe spricht, sind allwissend.

Unsere Weltferne steht nicht bloß über uns, sondern sie lebt im Mittelpunkt aller Weltleben überhaupt.

Wir fühlen, wie die Radien eines Lebens tun, den Mittelpunkt und die Peripherie des Kreises zugleich. Alle Leben finden sich zusammen in der Weltferne auf einem Punkt, sowie alle Radien sich im Mittelpunkt des Kreises treffen. Auf der Peripherie, in der Weltnähe, leben alle Leben voneinander getrennt in der Welt der tätigen Erscheinungen.

Im Mittelpunkt, in der Weltferne, zu der wir uns in jedem Augenblick erheben können, sind wir Besitzer und Überschauer des ganzen Weltalls, gleichwie

der Kreismittelpunkt mit allen Radien Fühlung hat. Auf der Peripherie aber, wo sich unser Gestaltenleben abspielt, dort entsteht die körperliche Weltnähe, das Fest des endlichen Lebens, während zugleich unsere Weltferne in ewiger Ruhe, im Mittelpunkt des Lebens, die Erscheinung aller Leben, die wir im Augenblick oder nach Jahrhunderten erleben, immer um sich kreisen läßt, betrachtet und das Fest der Ewigkeitsruhe genießt.

Wir sind also in jedem Lebensaugenblick da und fort von uns. Und wenn unser endliches Leben aufhört, so hört doch nie unser Mittelpunktsleben im Weltall auf. Wir nehmen vom Mittelpunkt aus sofort neue Fühlung mit einem neuen Punkt auf der Peripherie.

Unerschöpflich ist das Leben in der Peripherie, unerschöpflich die Schöpferkraft unseres gemeinsamen Mittelpunktes im Weltall. Da wir immer Weltnähe und Weltferne, Peripherie und Mittelpunkt in jeder Sekunde zugleich erleben, so sind wir alle allwissend, allgegenwärtig, allfühlend.

Wir tragen immer in uns alle jene göttlichen Eigenschaften, die wir, früher unaufgeklärt, immer nur einem Schöpfer über uns zusprachen.

Wir Menschen waren bisher nicht mutig genug, uns unseren gewaltigen Lebensinhalt, den, daß wir Mitbesitzer der Weltallschöpfung, der Weltallgedanken, der Weltkraft sind, klar zu machen.

Wir hielten uns nur für ohnmächtige Peripheriewesen, nur von der Weltnähe lebend. Wir trennten uns, unaufgeklärt, in unseren Worten und Gedanken vom großen Schöpfungsfest. Wir wollen nie verantwortlich, nie gründlich den Anlauf zur Selbsterkenntnis unseres ewigen Daseins nehmen.

Es war uns so wie einem, der nur immer seine Füße sieht und seine Hände und seinen Unterleib, der sich aber nicht einzugestehen wagt, daß er auch einen Kopf besitzt, weil er diesen Kopf bisher nicht sehen konnte und deshalb nicht an das Empfinden glaubte, das ihm sagte, er besitze einen ihm unsichtbaren Kopf, der für ihn denkt, riecht, schmeckt, hört, sieht, das heißt wahrnimmt.

Aber nun haben wir den Mut, wir Menschen von heute, zur Erkenntnis.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als endlich zu erkennen, daß der Weltkopf, den wir fühlen, aber nicht sehen, nicht einem Schöpfer über uns gehört, sondern uns selbst.

Wir haben bei der neuen Erkenntnis nichts getan, als endlich vollständig unsere Weltallgestalt festgestellt.

Wir glauben jetzt ganz unserem Gefühl, das uns schon im Christentum als Mitbesitzer der Weltferne, des Weltkopfes, erklärte, indem es uns den vagen Begriff Seele einräumte. Aber man setzte über diese Seele damals noch eine Weltseele, einen Weltschöpfer. Die Seele aber ist unsere Weltferne, die nichts über sich erlebt, auch keinen Weltschöpfer. Denn sie selbst ist schon im Vollbesitz der Ursprungskraft, der Weltallruhe und der Schöpferkraft.

Wir Menschen sind, wie alle Leben, Schöpfer und Geschöpf, von uns geschaffen und von allen und jedem Leben des Weltalls. Und wir sind zugleich Mitschöpfer von allen und jedem Leben des Weltalls.

Mancher wird nun vielleicht nach den vorangegangenen Erklärungen töricht sagen: wenn wir behaupten, die Schöpferkraft eines Weltschöpfers zu besitzen, müßten wir dann nicht unser Leben fortwährend bewußt ändern können? Es müßte uns ein kleines sein, aus Steinen dann Brot zu machen oder uns im Magen satt zu fühlen, wenn wir es nicht sind, oder Berge fortwandern heißen, Wasser in Feuer verwandeln usw. Es müßte uns leicht sein, so könnte ein Tor sagen, ein willkürliches Spiel mit den Lebensgestalten und Lebenserscheinungen zu spielen.

Wer so fragt und so spricht, hat aber nicht begriffen, daß die Weltferne und die Weltnähe sich in uns ewig das Gleichgewicht halten. Das heißt, ein unsinniges Spiel mit sinnlosen Verwandlungen in der Welt der sinnvollen Erscheinungen, in der Welt der sinnvollen Weltnähe, ist durch das Gegengewicht der ewig weisen und ewig ruhenden Weltferne in uns unmöglich gemacht. Die Weltferne in uns läßt

die Weltnähe keine chaotischen Zuckungen machen. Wir selbst stehen ewig weise über der Torheit.

Das ewige Wechselleben in der Weltnähe wird in Zucht und Gleichgewicht gehalten durch die unerschütterlichste Ruhe der Weltferne in uns.

Denn als Schöpferkraft wirken immer zwei Regungen: erstens die verankerte Ruhe und Betrachtung, die das Überschauen vermittelt, und zweitens die Tätigkeit, geleitet von jenem Überschauen, die das Lebenswerk oder Lebensfest gestaltet und in Szene setzt.

Aber wenn Ruhe und Weisheit an unserer Tätigkeit beim Lebenswerk teilnehmen, — wie kann dann überhaupt Böses geschehen, da doch die weise waltende Weltferne in uns von unserer Weltnähe unzertrennlich ist? Man sollte meinen, Böses könnte nie möglich sein.

Nun müßt ihr, die ihr das fragt, einen Standpunkt so hoch einnehmen, daß ihr auch die hohe Antwort auf diese Frage verstehen lernt.

Bis jetzt nahmt ihr Menschen meistens alle an, daß das Leben eine Plage ist. Die Asiaten sprechen von der Lebensqual und von dem Fluch aller Leben. Die Abendländer sprechen vom Jammertal, von der Hoffnung auf Erlösung und, wenn es hoch kommt, von der Lebensaufgabe, die man zu vollenden habe.

Darüber hinaus hat sich noch kaum eine Lehre erhoben, keine Lehre der beiden Erdhälften.

Das Leben ist aber ein Fest und soll ein Fest sein. Das Leben ist auch dem Elendsten immer festlich gewesen.

Bedenkt doch, daß die Süße des Lebens in euerer Vorstellung das Paradies hat entstehen lassen, daß sie den Mohammedanern lustige Gärten vorgaukelt voll sinnenfroher Frauen, den Christen einen melodischen Himmel voll singender Harmonien und den Asiaten das große selige Ruhebett des Nirwana.

Wie festlich teuer ist uns Menschen alles Erleben, wie köstlich festlich! Wir schaffen uns Bilder vom Leben noch über den Tod hinaus, um das Erleben nie zu entbehren.

Das Leben ist ein so gewaltiges Fest, daß nur, wenn wir uns bereitwillig die höchste Schöpferkraft und damit zugleich die höchste Verantwortung zuerkennen, wir das ganze Fest genießen können. Sonst wird es uns gehen wie einem Dörfler, der nie Musik, nie Bilder, nie Tanz, nie Geist und Anmut gesehen hat und der beim Eintritt in einen festlichen Gesellschaftssaal alle für Narren halten würde, die sich dort rhythmisch bewegen. Er wäre zuerst geblendet vom Fest und würde nichts als einen Wirrwarr sehen. Er würde an der Schwelle stehen bleiben und höchstens ausrechnen, wieviel Umstände das ganze Fest dem Wirt und den Eingeladenen gemacht hat.

Und derselbe Dörfler, in ein Theater geführt, würde, wenn er auf der Bühne mitspielen sollte, linkisch oder frech werden. Und da ihm der Überblick über das Stück fehlte, das zu spielen wäre, und über die Gestalt, die er darin zu verkörpern hätte, würde er sich geärgert fühlen, wenn er sich nicht einzufügen gelernt hat, wenn er keine Lust zum Spielen mitgebracht hat.

Und er würde die Festvorstellung, bei der er mitwirken sollte und bei der er Freude geben und Freude ernten sollte, verwünschen und sie als eine Plage verfluchen. Und er würde vielleicht seine Gestalt und seine Rolle wegwerfen aus Unverstand, und weil er keine Ahnung hat, daß er zu einem Fest, zu einer Lust beitragen soll.

Er würde jammern, unglücklich sein. Und wenn er ein ernster Mann ist und ein entschlossener Mann, so wird er höchstens die Rolle auf Zureden aufnehmen und weiterspielen und immer von seiner Aufgabe sprechen, aber nicht von einem fröhlichen Werk oder gar von einem Fest.

Mit dieser Erklärung ist aber noch nicht erklärt, warum Gutes und Böses da sein können, wenn Weltferne und Weltnähe immer weise herrschen. Der eigenen Schöpferkraft Weisheit in uns ist so hoch, daß sie versteht, daß alle Geschöpfe, alle Handlungen, gute und böse, notwendig sind, um Erscheinungen zu schaffen und Lebenswechsel.

Dem Guten wird deshalb ewig das Böse gegenüberstehen müssen, dem Tag die Nacht, dem Frieden der Krieg, dem Aufbau der Verfall, dem Anfang das Ende. Diese Notwendigkeit sieht die Weisheit der Weltferne in uns ein, und es wird ihr deshalb nicht einfallen, dem Wechsel dieser Gegensätze, der sich in unserer Weltnähe gestaltend und vernichtend ausdrückt, einseitigen Einhalt zu tun und nur Gutes zu schaffen und zu verlangen.

Träte im Peripherieleben, im Leben der Weltnähe, im Leben der Erscheinungen, ewiger Tag ein, ewig Gutes, ewige Freude ohne Schmerz, ewiger Frieden, so würde das den Stillstand des Festes bedeuten, das wir so sehr lieben, und dessen Stillstand ganz unmöglich ist, da unsere ewige Schöpferkraft am ewigen Werke ist.

Ohne Weltnähe wäre keine Weltferne möglich, und beide sind undenkbar ohne die unerschöpfliche Kraft, die jedem Atom innewohnt. Wir sind Besitzer der Allmacht und der Ohnmacht. In diesem Wechsel von Ewigkeit und Endlichkeit befindet sich unser endliches und ewiges Leben in jedem Augenblick.

Wir sind die Weisheit und das Verbrechen an der Weisheit. Wir sind das Gute und das Böse, wir sind der Tag und die Nacht, der Frieden und der Krieg. Alles das besitzen wir, mit all dem handeln wir, und alles das handelt mit uns.

Wir spielen alle diese Kräfte aus, wie der Kartenspieler all seine verschiedenen Karten ausspielt. Jedem Spiel aber liegen Regeln zugrunde. So auch schreibt die Weltferne der Weltnähe ihre Regeln vor, damit das Spiel in Ruhe geführt werden kann. Da die Karten immer wechseln, das heißt, aufs Leben übertragen, der eine mal die, der andere andere Eigenschaften seiner jeweiligen Lebensgestalt einsetzen kann, so wird das Lebensspiel, so wie jedes Kartenspiel, immer wieder anders ausfallen, trotz der feststehenden Grundregeln, die das Spiel regieren.

Wir selbst haben das Schöpfungsspiel erfunden und spielen es, da es unendlichen Wechsel bietet, unendlich weiter. Manche ähnliche Kartenzusammen-

stellungen kehren zufällig wieder. Das erweckt dann den Schein, als ob ein Spiel wiederkehre. Aber es ist kein Spiel gleich dem andern, kein Leben, das wiederkehrt, ist gleich dem andern.

Um die urewigen Gesetze des Spieles dreht sich der urewige Wechsel des Spieles, und das Ganze ist von der Feststimmung der Spielenden durchdrungen. Wie ein Spiel Scharfsinn fordert, Übung, Ausdauer, Glück, so fordert das jedes Leben.

Der Elendeste aber fühlt noch im elendsten Augenblick, wenn er vielleicht vom endlichen Leben gewalttätig scheidet, die Feststimmung, die auch das endliche Leben der Weltnähe und nicht bloß das unendliche Leben der Weltferne durchschwingt. —

Glaubt mir, ich habe fünfundvierzig Jahre jetzt nicht nur ein Leben auf Rosen gelebt. Ich habe gelitten, gezagt, den Tod gewünscht und selbst durch den Haß und durch das Verfluchen des Lebens hindurch immer noch die Köstlichkeit und die Feststimmung des Lebens schimmern sehen.

Ich habe gehungert und gedarbt. Ich habe gestritten und habe geweint. Ich habe mich ohnmächtig, gedemütigt, in den Schmutz gezogen, verlassen und verloren gefühlt, aber ich müßte mich unehrlich, taub, blind und gefühllos nennen, wenn ich das Leben nicht trotzdem, im Rückblick und im Vorwärtsschauen, in jedem Augenblick als ein Fest ansehen müßte.

Alles dieses hatte ich nötig zu sagen, und es überkam mich die Lust zu dieser Aussprache.

Ehe ich die Geschehnisse aus meiner eigenen Weltnähe weitererzähle, wollte noch einmal meine Weltferne dazwischen reden, und ich mußte ihr das Wort geben.

*

Noch ein Schlußwort über die Einführung in diese neue Weltanschauung, die sagt, daß das Leben ein Fest ist und ein Fest sein will.

Ihr erinnert euch wohl alle noch der Zeit, als ihr in der Kindheit noch nichts von Gott oder dem Schöpfer wußtet, von dem man euch später erzählte.

Ich glaube mich noch genau zu erinnern, wie bestürzt ich war, als man mir sagte, daß etwas Stärkeres im Unsichtbaren existieren sollte, ein stärkerer Herr als mein Vater es war, eine stärkere Macht als meine beiden Eltern mir waren. Wie frei war es vorher um mich im Hause gewesen, ehe diese Erklärung der Elternohnmacht über mich kam! Und wie seltsam wurde es mir bei dem Gedanken, daß, wenn ich einmal groß sein würde, vom Vater fortkäme und meine eigene Frau haben würde, ein Gottherr, der schon über meinen Vater regiert hatte, immer noch da wäre, auch wenn meine Eltern tot wären, und daß er ewig wie ein Aufpasser über mir und meiner Frau sitzen sollte, ebenso wie über allen Menschen.

Ich empfand das demütigend. Das Erhabenste in mir fühlte sich gedemütigt; das Erhabenste in mir wollte allein regieren. Das Erhabenste dünkte sich nicht erhaben zu sein, wenn man ihm nicht vertraute, daß es unantastbar wäre. Es fühlte sich beleidigt und erniedrigt, einen Aufpasser über sich haben zu müssen. Es war mir, als dürfte ich mich keinen freien unendlichen Gefühlen mehr hingeben, da meine Unendlichkeit nicht anerkannt wurde, da immer nur von meiner „niedrigen" Endlichkeit gesprochen wurde.

Es war mir wirklich unbequem beim Abend-, Morgen- und Mittagsgebet mit der Bitte um tägliches Brot immer zu einem Herrn, der an einem aller Vorstellung entrückten Ort wohnen sollte, aufzuschauen; einen Fremden aufsuchen zu müssen, ich, der ich so voller Vertrauen geglaubt hatte, was ich nötig habe, schenke mir mein Vater, und dafür schenke ich ihm meine Liebe und werde leben, wie er es wünscht und werde später mir selber helfen können.

Für das Brot, für den Rock, für die Wohnung, für Gesundheit und Wohlergehen, für die meine Eltern sorgten, dankte ich bereits meinen Eltern. Nun sollte ich jeden Abend noch einmal danken und ebenso morgens und mittags, einem Herrn, von dem man sagte, daß er alles, was ich von meinen Eltern erhielt, diesen gegeben hatte. Diese waren also Schwäch-

22*

linge und konnten sich nicht helfen, so dachte das Kind für sich.

Meinen Eltern zu danken, erschien mir selbstverständlich, und ich tat es gern. Aber wenn meine Eltern von einem fremden Herrn und Schöpfer etwas angenommen hatten, so hatten sie bereits gedankt. Die ganze Beterei war mir zu viel Dankerei und zu viel Bitten und Bettelei.

Warum schaffte mein Vater nicht alles selbst an, was er brauchte? Warum mußte er immer alles von einem Gottherrn annehmen, und ebenso meine Mutter, da doch beide arbeiteten? Und warum zeigte der fremde Herr sich mir nicht? Es war mir unverständlich, was seine ewige Unsichtbarkeit für einen Sinn haben sollte.

Es hieß, er könne mich fortwährend sehen, nur ich könne ihn nicht sehen. Ich gewöhnte mir danach an, mich blitzschnell im Zimmer umzusehen, um zu erfahren, ob jener Herr nicht hinter mir stünde und ich ihn ertappen könnte.

Und als meine Mutter, wie ich fünf Jahre alt war, starb und man mir sagte, sie wäre jetzt zu dem fremden Herrn gegangen und sie hätte es dort viel schöner, da konnte ich das gar nicht fassen. Was tat sie denn bei ihm, da doch mein Vater und ich sie so nötig hatten?

Und als man mir antwortete: nichts ist beständig, nichts ist wirklich, da hatte ich oft das Gefühl: vielleicht ist das Nebenzimmer schon verschwunden, während ich mich im anderen Zimmer befinde. Und ich sah vorsichtig durchs Schlüsselloch, ob das Nebenzimmer noch da wäre. Denn das verstand ich: seit meine Mutter verschwunden war und weder zum Frühling noch zum Sommer, noch zum Herbst, noch zum Winter wiederkehrte und ihr Bett leer blieb am Morgen und am Abend, und ihr Platz am Eßtisch leer blieb am Mittag und Abend, und ihr Platz am Nähtisch am Nachmittag, und ihr Platz am Klavier leer blieb in der Dämmerstunde, und ihr Platz in der Küche leer war am Herd und im Flur am Wäscheschrank und im Sommer unter dem großen Nußbaum

und auf der Gartenterrasse, — da sah ich ein, es hatte sich etwas Unfaßbares ereignet.

Und ich dachte: jener unsichtbare Herr ist doch mächtiger als mein Vater. Sonst hätte mein Vater meine Mutter von ihm zurückgefordert, und es würden ihre Plätze nicht alle leer geblieben sein. Und diesem Herrn, der die Mutter mir und die Frau meinem Vater genommen hatte, dem sollte ich morgens, mittags und abends weiter danken! Das war die reine Heuchelei, die man mich da lehrte.

Es steckte danach eine tiefe Furcht in mir vor dem unsichtbaren Ort, an dem jener fremde Herr wohnen sollte, und Furcht vor dem Unsichtbaren selbst. War es wirklich so schön dort bei ihm, wie es alle sagten? Ja, warum blieben wir denn dann alle hier? Warum folgten wir denn nicht sofort meiner Mutter nach?

Und wie konnte man sagen, daß sie es jetzt schöner habe, wenn sie meinen Vater nicht hatte und uns Kinder, die sie liebte? Konnte sie es dann wirklich bei dem Fremden schöner haben und glücklich sein? Meine Mutter war für mich bei diesen Gedanken auf einmal nicht mehr meine Mutter, sondern eine kühle, fremde Dame, die dort hingegangen war, wo man sich besser unterhielt, und die wahrscheinlich meinen Vater und uns Kinder über besserer Unterhaltung vergessen hatte.

Aber das glaubte ich nicht. Ich stampfte auf und weinte zornig und warf mich schreiend auf den Zimmerboden und wollte zu meiner Mutter gebracht werden. Und als mein Vater gerufen wurde und er mich aufhob und mich auf seinen Schoß nahm und mir mit Tränen in den Augen versicherte: „Deine Mutter hat uns nicht vergessen," da stieß ich unter Schluchzen hervor: „Warum holst du sie denn nicht endlich?" Und mein großer starker Vater mußte wimmernd zugeben, daß es einen Stärkeren und Größeren gäbe als ihn, der die, die er einmal zu sich gerufen habe, nicht mehr hergeben wollte.

Für einen Augenblick sank da die Hochachtung für meinen Vater in meiner Kinderbrust von tausend auf null Grad. Eigentlich wollte ich meinem Vater nun

nicht mehr gehorchen. Der Unsichtbare war stärker als er, und meine Mutter war bei dem Stärkeren. Ich wollte mich nur an den Unsichtbaren halten, weil auch meine Mutter zu ihm hielt.

Aber nun geschah das noch Unverständlichere, etwas, das mich ganz verwirrte, das alle meine Begriffe auf den Kopf stellte: mein Vater, der doch jenen Unsichtbaren, der ihm die Frau genommen hatte, hätte hassen müssen, wie ich folgerte — er faltete meine kleinen Hände in seinen großen Händen und sagte: „Laß uns zusammen zum Herrn beten. Dann kommen wir der Mutter näher."

Ich ließ ihn beten und ließ ihn meine Hände falten und sah ihm mit offenem Munde zu, wie er sich demütig gegen jenen unsichtbaren, gewalttätigen Herrn benahm. — Und wenn ich damals schon gewußt hätte, was Narren und ein Narrenhaus sind, so würde ich vielleicht gedacht haben: wir sind vor jenem Herrn alle zu Narren geworden. Und unser Haus, in welchem früher mein Vater und meine Mutter emsig und klug gewaltet hatten, das ist jetzt ein Narrenhaus geworden. —

*

Aber wie einfach, glückselig und menschenwürdig wäre mir die Welt erschienen, wenn man dem Kind, auf die Frage, woher alles kommt — die jedes Kind einmal an seine Eltern stellt — die tiefnatürliche Erklärung gegeben hätte: „Liebes Kind, alles ist seit Ewigkeit da. Nicht bloß wir sind deine Eltern, alle Dinge sind deine Eltern, so lange du klein und unbeholfen bist. Achte gut auf alle Dinge. Alle haben dir etwas zu sagen, alle können dir irgendwie helfen. Wir, die du deinen Vater und deine Mutter jetzt nennst, wir, wenn wir scheinbar von dir fortgehen und du uns eine lange Zeit nicht sehen solltest, wir bleiben doch in allen Dingen, die du siehst, um dich.

Wir Menschen alle und alles Leben können die Gestalten verändern, wenn wir es müde sind, Men-

schen, Tiere oder Pflanzen gewesen zu sein. Aber wir gehen niemals fort, niemals ganz fort von dir, von der Welt. Vielleicht wird deine Mutter eine Wolke, vielleicht wird dein Vater ein Blitz, vielleicht werden wir Singvögel, vielleicht werden wir zusammen eine Blume in einem Blumentopf an deinem Fenster. Vielleicht werden wir ein paar Mondstrahlen, vielleicht ein paar Sonnenstrahlen. Vielleicht sind wir ein Stück Brot, das du ißt, vielleicht ein Schluck Wasser, den du trinkst, vielleicht eine Uhr, die neben dir tickt, vielleicht ein Haus und ein Garten, in dem du wohnen wirst.

Denn sieh, es wird nichts um dich geben, was wir nicht werden können, und es gibt nichts um dich, was nicht so innig, so gut und lieb Freund zu dir sein kann, wie wir es jetzt zu dir sind, während wir am Tisch und am Bett bei dir sitzen.

Und du kannst überall zu uns kommen und nah bei uns sein. Denn, sieh, du bist so gut wie wir in und bei allen Dingen zu Hause und sollst dich darum vor keinem Leben fürchten. Und kommt eine giftige Schlange in den Garten, und sie beißt dich, und du willst nicht sterben, du willst noch Mensch bleiben, dann wird die Schlange keine Macht über dich haben, und jemand wird dir von dem Gifte helfen können, vielleicht dein Vater, vielleicht ein Freund, vielleicht du selbst.

Bist du aber wirklich der Menschengestalt müde, vielleicht durch eine tiefe Trauer, vielleicht durch ein so tiefes Unglück, daß du dein Unglück in anderer Gestalt vergessen möchtest, oder durch das Alter deiner Gestalt müde gemacht, dann wirst du von selbst die Gestalt ablegen können, ohne dir Gewalt antun zu müssen. Und dann werden alle Dinge ringsum dir wieder helfen, eine neue Gestalt anzunehmen, die dir gut behagt. Aber ein Kind, wie du, wird noch kaum den Wunsch bekommen können, die Gestalt schon zu wechseln. Denn sieh, so wie alle mit dir festlich sein wollen, so wirst du auch erst in Menschengestalt festlich gewesen sein wollen, ehe du dich danach sehnen willst, zu verschwinden und neu zu erscheinen.

Deine Menschengestalt haben du und wir alle mit Fleiß und Sorgfalt aufgebaut. Das Licht hat deine Augen ausgedacht, der Schall, die Musik und die Menschenstimmen und alle Stimmen überhaupt haben deine Ohren ausgedacht. Und es ist kein Ding in der Welt, das nicht teil hat, irgendetwas an deinem Leibe ausgedacht zu haben.

Wir, dein Vater und deine Mutter, wir legten unser Fleisch und Blut zusammen und die Wollust unseres Atems und unsere Freude am Leben. Und ich, dein Vater, gab dir von meinem Mark, von meiner Lebenskraft, und deine Mutter gab dir von ihrer Lebensdemut und ihrer Lebenswärme.

Und als du fertiggebildet warst im Schoße deiner Mutter, da hatte dich deine Mutter neun Monate unter ihrem Herzen getragen. Neun Monate litt sie Beschwerden und neun Monate wünschte sie Tag und Nacht, daß du gut, stark und tätig werden solltest, so wie sie selbst es ist, und dein Vater und deine Brüder und deine Schwestern und alle Dinge, die um dich leben, es sind.

Denn, wenn auch einmal ein Ding dir weh zu tun scheint und dir Trauer oder Schmerz bereiten muß, so mußt du bedenken, daß du auch manchen Dingen weh tun mußt und manchen Trauer bereiten mußt, denn das Leben besteht nicht aus Freude allein, aber auch nicht aus Schmerzen allein.

Das Leben besteht aus dem Wechsel von Freude und Leid, aus Lachen und Weinen, aus Erhebung und Erniedrigung. Und nur durch diesen Wechsel kann es festlich bestehen.

Aber es ist noch eine andere Welt in der Welt, mein Kind. Alle Dinge, zu denen du mit den Händen und Füßen, mit den Augen und Ohren, mit deiner Menschengestalt kommen kannst, alle diese, denen du so dich nähern kannst auf der Erde, sie und du selbst leben noch in einer andern Welt, in einer weltfernen Welt. Und du und wir alle schicken unsere Gestalt auf die Erde, so wie du deine Stimme über den Fluß hinüberschicken kannst, so wie du einen Brief in die Ferne schicken kannst, oder so wie dein

Schatten vor dir eilen kann oder so wie der Schatten einer Wolke, die oben am Himmel steht, unten über die Äcker der Erde gehen kann.

Oder wie das Licht der Sonne und des Mondes durch das Zimmer gehen kann, ohne daß die Sonnenkugel oder die Mondkugel selbst durch die Tür in das Zimmer kommen. Oder wie du eine Blume, die stark duftet, im Dunkel riechen kannst und sie also bemerken kannst, ohne sie zu sehen, so leben wir alle in zwei Welten zugleich.

Dort in der weltfernen inneren Welt, dort wohnt die Kraft aller Dinge. Dort wohnt alle unsere Kraft zusammen. Dort gibt es dann nicht Vater, nicht Mutter, nicht Kinder. Dort sind wir dann eine Stärke. Dort sind tausend Männer wie ein Mann, tausend Frauen wie eine Frau, und dort sind Mann und Frau so eng umarmt, daß sie eine Kraft sind, ohne Anfang und ohne Ende, eine starke Schöpfer- und Liebeskraft. Und dort in der Weltferne sind wir in jedem Augenblick, wenn wir uns in uns versenken, wenn wir uns in hohen Gefühlen erheben und erhaben fühlen.

Dieses aber, mein Kind, zu verstehen und zu erfassen, dazu bist du noch zu klein und mußt erst in die Welt der nahen Dinge hineinwachsen, in die Weltnähe. Und bis dahin sollst du bei Vater und Mutter bleiben, bis deine Menschengestalt so kräftig fertig geworden ist, daß du den Weg zu deiner inneren und weltfernen Welt allein finden kannst.

Aber ganz allein brauchst du dann auch diesen Weg nicht zu gehen. Irgendwo auf der Welt ist heute schon oder wird eine Lebensgefährtin jenes Weges zur inneren Welt für dich von ihren Eltern geboren und auferzogen.

Ihr wirst du, wenn du willst, begegnen, sobald du groß genug bist und du tätig genug bist, um sie von ihren Eltern empfangen zu können, und wenn du weise und kräftig genug bist, um deinen Ernst mit ihrem Ernst und deine Lebensfreude mit ihrer Lebensfreude und dein Lebensmark mit ihrer Lebenswärme zusammenlegen zu können. Dann wirst du

mit ihr das Lebensfest feiern und mit ihr ein Menschenkind erschaffen, wie wir dich geschaffen haben, damit das Fest sich fortsetzt." —

Hätte man mir als Kind, aus einer befreiten Weltanschauung heraus, auf meine Frage, woher das Leben kommt, woher die Dinge und die Menschen kommen und gehen, natürlich und mich zum Leben vorbereitend, also geantwortet, dann wären mir schreckliche Stunden der Qual, schauerliche Mißklänge, unheimliche Dumpfheiten und dornige Verirrungswege erspart geblieben.

Und hätte man noch betont: „Das Leben ist ein weises Fest. Du sollst es klug zu feiern lernen, du sollst es aufmerksam festlich erleben lernen; du wirst an dem Fest beschaulich und tätig, Freude aufnehmend und Freude spendend, gern teilnehmen; du wirst verstehen lernen, daß das Weltfest so mächtig ist, daß es in seinem Wechsel von Freude und Leid ein Spiel von Erscheinungen bedeutet, und daß es deine größten Schmerzen immer in tiefste Freuden verwandeln kann.

Siehe, oft ist das Leben wie eine Schlacht, in der du fallen mußt, um in einer anderen Gestalt wieder aufspringen zu können, um weiterkämpfen zu können. Denn auch eine Schlacht ist ein Fest!

Festlich ist das Leben immer, ob du gehen lernen darfst oder schreiben und lesen lernen sollst. Und wenn du krank liegen mußt, zwischen Schmerzen und Genesungshoffnung, in den Nächten wach liegen mußt, mache dich geduldig, mache dich demütig. Hasse deine Schmerzen nicht. Lerne sie verstehen, denn sie wollen wie die Freuden dir helfen zu einer Verjüngung deines Körpers, helfen zu einer Verjüngung deiner Schöpferkraft.

Sei darum gütig zu deinem Leib, wenn er dich auch plagt, weil er dich verjüngen will. Sei verständig und gehorsam seinen Mahnungen zur Verjüngung. Dann wird dir auch die Krankheit zum Fest, verklärt von der Hoffnung der Verjüngung und Genesung.

Horche immer auf alle Lebensregungen um dich. Denn die Kräfte aller Leben sind in dir. Du kannst

alle Leben verstehen, wenn du willst, und alle Leben verstehen dich.

Denn es ist nur ein Schein, daß du getrennt, scheinbar einsam oder verlassen umhergehst. Du bist nicht bloß der Mensch, den du im Spiegel siehst. Du bist zugleich mit deiner inneren Welt in allem Leben, und alle Erscheinungen und Gestalten sind in dir.

Bedenke immer: du hast die größte Macht, und hattest sie seit Tausenden und Tausenden von Jahren, das Fest des Lebens zu feiern, und wirst dein Schöpferfest weiterfeiern, Tausende und Tausende von Jahren ohne Ende.

Durch deine äußere Welt bist du wirklich, durch deine innere Welt unwirklich zugleich. Und durch deine Schöpferkraft verwandelst du die äußere Welt und bleibst doch unverwandelbar in deiner inneren Welt ewig leben.

Und dieses, o Mensch, genießend und festlich zu verstehen, dazu wird dir jeder Augenblick auf Erden Erkenntnis geben, und du wirst es an allen, die mit dir festlich lebend sind, ebenso erkennen, wie an dir, daß du wirklich und unwirklich zugleich bist.

Und wenn dich die Wirklichkeit ermüdet, wirst du an der Unwirklichkeit ausruhen können. Und wenn dich die Unwirklichkeit ermüdet, wirst du zur Wirklichkeit zurückkehren können.

Aber du brauchst nicht zu fürchten, daß du die Menschengestalt, die du augenblicklich angenommen hast, und die dein augenblickliches Kleid im Weltfest ist, daß du diese immer ablegen sollst und sterben sollst, wenn du dich nach Unwirklichkeit sehnst.

Sieh, an jedem Abend legst du mit deinen Kleidern auch deine Gestalt hin auf die Erde und läßt beide ausruhen, damit sie sich nicht so schnell abnützen. Denn du hast beide lieb und gönnst ihnen, Kräfte zu sammeln.

Und wenn du einmal groß bist und größere Tätigkeit hast, als ein Kind sie hat, und größere Kräfte hergeben mußt und deshalb auch wieder größere Kräfte und größere Ruhe sammeln mußt, ob du nun

als Mann oder als Weib geboren bist, sieh, die Nächte können dann nicht länger gemacht werden, um dir größere Erholung zu geben. Aber die Ruhe um dich kann tiefer gemacht werden.

Dann wirst du, um tiefste Ruhe zu finden für deine männlichen Kräfte, oder ein Weib wird, um tiefste Ruhe zu finden für ihre weiblichen Kräfte, die Arme ausbreiten, und Mann und Weib, die sich lieben, werden sich im Dunkeln umarmt niederlegen, und ihre Körper werden sich einander wie ihre Lippen den tiefen Kuß der Liebe geben, und sie werden das Lebensfest der Liebe feiern.

Und sie werden für Augenblicke tiefer ausruhen können als je, so tief, als hätten sie ihre Gestalt wie im Tod abgelegt.

Dann in der Liebesumarmung finden sie sich nicht bloß in der Weltnähe wieder und nicht bloß in der Weltferne, sondern sie sind in ihrer Schöpferkraft eins geworden, in der Schöpferkraft, in der sie am Tage getrennt gearbeitet hatten auf Erden.

Und das ist der tiefste Augenblick des Weltallfestes jedes Lebens und der höchste eines ganzen Lebens zugleich. Dann, in diesem Liebesaugenblick, ist in beiden, im Mann und in der Frau, tiefste Ruhe der Ewigkeit und höchstes Schaffen der Ewigkeit tätig.

Aber sieh, es ist noch ein Ausruhen möglich und eine Einkehr in deine Unwirklichkeit, wenn dich die Wirklichkeit ermüdet, ohne daß du sterben mußt und die Gestalt wechseln sollst.

Wenn der Mann das Weib nicht gefunden, noch nicht gefunden oder wieder verloren hat, oder wenn beide sich vorbereiten wollen, die sich gefunden haben, zum Liebesfest, dann sind Leben da, Schöpfungen, die jeden an die Schwelle der inneren Welt führen können.

Das sind die Werke der Künstler, Lied und Gedicht, ein Bild, eine Bildsäule und die Musik, Aussprüche der Weisheit und stille Betrachtungen, die du mit offenen Augen, offenen Ohren, offenen Herzen empfangen sollst.

Ein Gedicht, ein Gemälde, eine Bildsäule, ein

Musikstück — das sind Leben, die sich dir zum Wechsel bieten, zum Ausruhen von der Wirklichkeit und zum Vorbereiten für dein Fest der Lebenstätigkeit und für das Fest der Liebe.

Diese künstlerischen Schöpfungen sind in die Tagestätigkeit gestreut wie die Träume in die Nachtruhe. Alle Kunstwerke erinnern dich am Tage an dein inneres Leben, sie sind in den Tag gestreute Ewigkeitsbilder des inneren Lebens, während deine Nachtträume Augenblicksbilder deines äußeren Lebens sind, in die Nachtruhe gegeben.

Kunstwerke und Träume, beide sind Echos zweier entgegengesetzter Welten; Kunstwerke sind Echos der inneren Welt; Träume sind Echos der äußeren Welt. —

Nun geh, mein Kind, lerne zuerst die Regeln und die Festregeln. Denn jeder Gestalt auf Erden sind andere Festregeln geboten, damit das ganze Weltspiel ein Fest bleibe und kein Chaos werde.

Lerne die Regeln des äußeren Lebens, das sind die Staats- und Gesellschaftsgesetze deiner Zeit, kennen, und die Ahnungen der Regeln des inneren Lebens werden bereits in dir dämmern, bis du erwachsen bist und dich dann in die Gesetze des inneren Liebeslebens vertiefen kannst und Überblick erhältst über das große herrliche Fest, das wir alle im Weltall feiern, in dem wir alle zusammen Schöpfer und Geschöpfe bedeuten, und neue Gesetze und Wandel schaffen, wenn wir reif geworden sind.“ —

Einem Kind, dem also von der ersten Frage an bis zum Verlassen des Elternhauses verkündet wird, daß es unwirkliche und wirkliche Kräfte besitzt, daß sein Wesen das Wesen aller Dinge ist, daß es festlich an der Seite der Eltern das Fest der Tätigkeit, das Fest des Wachsens zu allen Dingen hin erleben wird, dem man sagt, auch wenn Vater und Mutter sterben, sind sie in aller Gestalt immer da, sie sind nicht zu einem fremden Mann gegangen, nicht in ein fremdes unfaßbares Reich eingegangen, wo es schöner ist, und haben nicht ihr Kind in einer häßlicheren Welt zurückgelassen, sie sind immer dagewesen und

werden immer da sein in des Kindes eigener Schöpferkraft und in der Kraft seiner Lebensgespielen um ihn — für dieses Kind, dem das Leben als ein ewiges weises Fest erklärt wurde, gibt es keinen Tod, für dieses Kind gibt es keine Zeit und kein Alter; für dieses Kind gibt es keine Häßlichkeit ohne Schönheit.

Für dieses Kind gibt es keinen Schmerz ohne Freude. Im Gleichgewicht seiner wirklichen und unwirklichen Welten und im Bewußtsein seiner unerschöpflichen Schöpferkraft und in der Erkenntnis seines ewigen Daseins, im Wissen, daß es vor tausend Jahren war, schöpferisch wie heute, festlich wie heute, und daß es in Tausenden von Jahren immer noch sein wird, festlich wie heute, wird es, wenn es dies alles täglich gehört hat, geduldig, demütig und lächelnd, stolz, frisch und fröhlich, mutig und todesverachtend und weltallfestlich aufs Leben und auf die Liebe sehen.

Die Naturunschuld, die Naturweisheit und die Naturlust werden in ihm bis an sein Lebensende ungebrochen bleiben und werden seine Menschengestalt festlich auf Erden führen und aus ihm festlich wirken.

Welch ein unerschöpflicher, unentdeckter und noch unangetasteter Reichtum dem Menschenleben dargeboten wird, wenn es sich nicht mehr von einem sogenannten höheren Wesen unterjocht fühlen wird und von keiner Erbsünde belastet, wenn es seine Kraft frei auf sein Ich, auf das Wohl der mit ihm Lebenden richtet — das zu ermessen, bleibt jedem Herzen gegeben, das sich aufmacht und sich als Schöpfer und Geschöpf fühlen will und das Leben als eine Festlichkeit ansehen will, — eine Feier von wirklicher und unwirklicher Welt, eine Feier der Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit, ein unerschöpfliches Fest, bei dem jeder zugleich Festgeber und Gast ist, jeder in anderer Gestalt, jeder mit anderen Tätigkeiten und Genußfähigkeiten, jeder in anderen Würden und anderen Wirkungskreisen, jeder den anderen feiernd und ihn als Kraft von seiner Kraft anerkennend, Menschen, Tier, Pflanzen und alle Dinge.

Der Schauspieler, der bei der Festvorstellung des Lebens den König spielt, und der andere Schauspieler,

der bei derselben Festvorstellung den Bettler machen muß, und der, der den Gesunden, und der, der den Kranken darstellen muß, und der, der den Witzigen, und der, der den Dummen spielen soll — die sollen verstehen, daß hinter jeder Rolle ihre Schöpferkraft steht, die sich in der nächsten Festvorstellung sofort in eine andere Gestalt verwandeln kann. Sie werden verstehen, daß sie nur als augenblickliches Geschöpf die Rolle im Feste spielen. Und daß sie dem Fest gerecht werden sollen und keine Spiel- und Festverderber werden sollen, das fordern alle Leben auf Erden von ihnen. Das fordert, wenn sie sich ehrlich fragen, ihr eigener Schöpfertrieb. Und nichts anderes haben sie auf der Erde zu erfüllen, als festlich tätig zu sein, um festlich feiern zu können.

Wo und wie soll ich anfangen, so festlich zu werden? — Wenn mich das ein Erwachsener fragen würde, einer, dem man nicht als Kind vom Lebensfest erzählt hätte, so würde ich ihm sagen: „Du brauchst nicht erst anzufangen, anders zu werden. Du bist es schon, was du sein willst. Du bist in diesem Festglauben geboren. Sage mir nicht, daß du es nicht fühltest, daß du festlich geboren bist, festlich auch in den tiefsten Sorgen, festlich auch bei dem größten körperlichen Leid.

Du bist nie anders gewesen als festlich, du konntest auch nie anders sein. Was dir aber gefehlt hat, das war das Bewußtsein deiner Festlichkeit und deiner Schöpferallmacht. Mache dir deine Weltallkraft bewußt, macht es euch alle bewußt, daß Geburt, Liebe und Tod zusammen eure wirkliche festliche und eure unwirkliche festliche Welt bedeuten, daß ihr ewig und unerschöpflich die unsterbliche Schöpferkraft selbst seid.

Macht dieses euch bewußt, sagt es einer dem andern; macht es den Kindern bewußt, ruft es den Leidenden und den Kranken in die Erinnerung; sagt es euch selbst, wenn ihr die Liebsten um euch sterben seht, wenn ihr selber leidet und sterben wollt; sagt es in eurer Todesstunde euch und denen, die ihr beim Sterben verlassen müßt.

Sagt dieses auch den Hochmütigen, den Tyran-

nischen, den sich übermächtig Aufmachenden; sagt es den Gedemütigten, den Erniedrigten, den Lebensmüden: Alles gehört ihnen im Weltall und nichts. Alles sollen sie als Gast genießen und alles als Gastgeber hergeben beim unerschöpflichen Fest ihrer Schöpferkraft.

Wenn ihr euch umseht in der Welt, — in jeder Handlung, in jeder Lebensgestalt fühlt ihr überall Schöpferkraft, nicht bloß in den Menschen. Alle Gestalten sind gestaltgewordene Schöpferkraft. Ihr müßt die Tiere nicht dumm nennen, die Steine nicht gefühllos nennen, die Bäume und Pflanzen nicht als unverständige Wesen ansehen.

Ja, selbst die Dinge, die ihr aus eurer Schöpferkraft, aus eurem Geist, aus den Gestalten der Erde zusammenfügt, den Tisch und den Stuhl, den ihr euch gezimmert habt, das Bett und den Schrank, eure Werkzeuge und eure Maschinen, — vom Augenblick, wo ihr sie schuft und sie benennt, sind es Wesen von eurem Geist geworden, lebende Gebilde eurer ewigen Schöpferkraft.

Denn auch die toten Dinge haben durch euch äußeres Leben und innerstes Leben erhalten. Ihre Gestalt wird wie eure Gestalt abgenützt und abgelegt, aber ihre Schöpferkraft geht nicht verloren, und diese Dinge werden sich aus euch wiedergestalten.

Denn auch die toten Dinge sind zum Feste gekommen, auch sie leben festlich. Auch sie werden krank, auch sie werden müde, denn auch sie arbeiten für euch, indem sie euch nützen, auch sie werden alt wie ihr, auch sie haben ihre bestimmten Festgesetze, die aber natürlich grundverschieden von denen der Menschengestalt sind.

Wenn ihr euch tief zu eurer inneren Welt zurückzieht oder euch zu ihr erhebt, so könnt ihr das Lebensgesetz, die Schöpfungsidee, den Schöpfungsgenuß, die jeder Gestalt zugrunde liegen, verstehen, denn ihr wißt im Grunde alles.

Ihr dürft aber die Dinge um euch nicht mit euren Menschengesetzen messen. Ihr sollt nicht sagen: „Schrank, sprich Menschenworte, wenn du lebst, wie ich. Dann will ich dir dein Leben glauben."

Ihr könnt nicht sagen: „Tisch, bewege dich mit deinen Beinen vorwärts wie ein Tier. Dann werde ich dir glauben, daß du lebst."

Ihr sollt nicht sagen: „Stuhl, verneige dich vor mir. Dann will ich dir glauben, daß du lebst."

So sollt ihr auch nicht zum Stein sprechen: „Friß Fleisch und weine Tränen!" Und da er das nicht kann, verachtet ihr ihn und nennt ihn leblos.

So könnt ihr nicht zum Baume sagen: „Trage beliebige Früchte, wenn ich es befehle, damit ich erfahre, ob du meine Menschenstimme hörst und dich mir verständlich machen willst." Oder: „Baum, fliege fort wie ein Vogel und komme aus dem Tal auf den Berg."

Ihr werdet nicht zum Pferde sagen können: „Wenn du menschenähnlich bist, dann gehe aufrecht wie wir Menschen auf zwei Füßen dein Leben lang."

Und zum Vogel dürft ihr nicht sagen: „Du kannst nicht so klug und so festlich sein wie wir, weil du nicht in Häusern mit vielen Zimmern wohnst, weil du keine Menschengenüsse kennst, keine Menschenbücher, keine Menschenbilder, keine Menschenmusik verstehst."

Darauf muß euch euer Weltallverstand antworten, der ebenso im Vogel, zu dem ihr sprecht, wie in euch regiert: „Wenn du fliegen könntest, Mensch, von Ast zu Ast, so würdest du zwischen Blüten erfahren, in welch herrlicher Welt ich lebe. Die Blüten, die für dich, Mensch, klein sind, sind für mich, den kleinen Vogel, so groß, daß, wenn sie in deiner Welt wären, sie im Verhältnis zu dir so groß wie dein Kopf sein würden und noch größer, ja, manche Blumen wären so groß wie du selbst.

Denke dir, in diesem wunderbaren Reich zu fliegen unter Millionen mühlsteingroßer Blüten! Wenn du dann fliegen dürftest, wenn du in den Äther hinaufsteigen könntest, wie ich kleine Lerche, nur getragen von dir selbst, so wie dich deine Füße über die Erde tragen, aber nicht getragen von Flugmaschinen, von Motoren; getragen von dem Drang in deiner Brust. Stelle dir vor, dich hoch, hoch von aller Welt und Wirklichkeit entfernen zu können, getragen von dem

Liebesdrang, im Äther ein Liebeslied zu jauchzen, um der Geliebten zu zeigen, wie hoch deine Liebe auch deinen Körper über alle Dinge erhebt.

Welch ein Fest, Mensch, würdest du dann fühlen! Würdest du nicht gerne die Bücher, die Säle, die Bilder und deine Menschenkunst verlassen?

Tu es, und nimm im nächsten Leben die Gestalt einer Lerche oder die einer Nachtigall an; denn es ist dir ja ein kleines, dieses zu tun, wie es mir ein kleines sein wird, Mensch zu werden, wenn mich mein Vogeldasein ermüden sollte und mich ein innerer Wunsch zur Menschengestalt hindrängen sollte.

Meine Schöpferkraft ist auch deine Schöpferkraft. Du kannst mir nachfühlen, auch ich kann dir nachfühlen. Wir sind verschieden und doch nicht verschieden voneinander, da wir beide wirklich und unwirklich leben, da wir beide im äußeren Leben scheinbar getrennt sind, im inneren Leben aber unzertrennlich dasselbe sind, Besitzer einer und derselben ewigen Schöpferkraft."

So würde der Verstand des Vogels zu dir sprechen, o Mensch, wenn dein Verstand ihn fragen würde. Und so wird jede Gestalt des Lebens, jedes Lebewesen, wenn du willst, dir ihr äußeres Leben verschieden von deinem erklären, aber im inneren Leben seid ihr ein und dasselbe, ihr Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine und Dinge.

Ihr steht alle zusammen in Fühlung, in Verstandes- und Gefühlsfühlung, geboren unter verschiedenen Gesetzen, aber alle seid ihr dasselbe, die eine einheitliche Schöpferkraft, die im äußeren und inneren Leben das ewige Schöpfungsfest feiert.

Keine Schöpferkraft steht über euch; die Kraft liegt in euch. Alle Gestalten haben sich zusammen ausgedacht, und es wohnen alle Gestalten deshalb auch in jedem einzelnen von euch. Das große Fest zerfällt in viele kleine Feste, und alle Feste zusammen bilden das Schöpfungsfest, das immer war und immer sein wird, und bei dem ihr immer anwesend wart und anwesend sein werdet, und bei dem ihr mitgeschöpft habt und immer mitschöpfen werdet.

Kommt aber da einer und sagt mir: Was hat es für einen Sinn, dieses ewige Sichverwandeln, dieses ewige Schaffen ohne Ende? Wo will das Schaffen hin? Wenn auch Schaffen Genuß ist, wird dieser Genuß nicht eintönig?

So frage ich dich zurück: Hat dein Herz in den neunzig Jahren, die du vielleicht gelebt, eine einzige Stunde stillgestanden? Hat nicht dieser kleine Muskel eine Titanenaufgabe erfüllt? Wie kannst du denn da mit dem Hauch einer Sekunde zweifeln wollen an der unerschöpflichen Lust der Schöpfungskraft, wenn dein eigenes Herz dich Lügen straft?

Dieses soll dir aber nicht genug Erklärung sein. Ich will dich gar nicht erinnern, wie sehr du als Kind nach dem Leben verlangtest und dich sehntest, mithelfen, mitleben, mitfeiern zu dürfen. Ich will dir nur sagen, wenn du ein alter Mann oder eine alte Frau bist, die mich so fragt: erinnere dich, als du in der Mitte deines Lebens standest, auf der Höhe deiner Schöpferkraft, als du dir vorkamst, als wenn alles dir gelingen würde, und dein Körper noch stolz war, dein Blut spielend durch deine Adern lief, dein Rücken, dein Knie, deine Ellenbogen, deine Gelenke alle herrlich elastisch waren, dein Geist mutig und dein Herz voll Wohlbehagen — würdest du da gesagt haben: Es ist eintönig, ein Mensch zu sein?

Und wenn dir in der Fülle deiner Kraft, dir, Mann, das Weib gegenüberstand, das du liebtest und das dich wiederliebte, und nach dem du vor Sehnsucht branntest, sobald sie dich ansah, und sie vor Sehnsucht herrlich demütig wurde, wenn du sie ansahst; oder wenn dir, Weib, der Mann, nach dem du verlangtest, begegnete, glaubst du, Mensch, daß dann dieser Augenblick eintönig war?

Glaube mir auch, daß, wenn du diesen Augenblick wieder erleben würdest, in anderer Gestalt, wieder auf dem Gipfel deiner Kraft, glaube mir, er wäre in keiner Lebensgestalt eintönig. Der Liebesaugenblick ist bei allen Gestalten ein Augenblick von unerschöpflichster Seligkeit und Lebenslust und höchster Lebenshöhe.

Ob du in einer Blüte bist mit deinem Weibe und der eine von euch ist Stempel und der andere ist Staubfaden; oder ob du ein Tiermännchen bist und dein Weib ein Tierweibchen irgendwelcher Tiergestalt, oder ob du als Atom in den Steinen liegst, zusammengepreßt in Kalk- oder Sauerstoffverbindung, — wo und wie du dich auch mit deinem Weib gestaltet hast, überall wirst du den Lebenshöhepunkt auf dem Gipfel deiner Kraft im Liebesaugenblick finden, in der Liebesumarmung, wobei du, Mann, und du, Weib, euer inneres Leben und euer äußeres so dicht zusammenlegt, daß ihr in der Schöpferkraft eins seid.

Und in diesem Augenblick erkennt sich die Schöpferkraft selbst. In diesem letzten Augenblick der höchsten Liebesvereinigung, des tiefsten Ineinandersinkens erlebt ihr ein größeres Sichselbstvergessen als im Tod und zugleich ein höchstes Sichselbstbetätigen, einen stärkeren Augenblick, als der war, da ihr ins Leben tratet, stärker, als es eure eigene Geburt für euch war und alles, was ihr im Leben tatet.

Und aus dem fortpflanzenden Liebesaugenblick heraus, der aller Lebewesen höchstes Fest ist, höher als das Geburtsfest und höher als das Todesfest, der das Fest der neuen Verwandlung ist, könnt ihr, wenn auch eure Lebensgesetze euch von allen anderen Leben trennen, den Weg zur Verständigung mit allen anderen Gestalten finden. Denn in der Liebeslust gipfelt die Lust aller Leben, — der Liebe streben alle Leben im Weltall zu.

Außer der Liebe gibt es im ganzen Weltall keine höhere Seligkeit, für jede Gestalt bedeutet die Liebe die höchste Lebenshöhe, sie ist für alle Leben das einzige Lebensziel, die höchste Lebensfestlichkeit, die das Weltall kennt. —

Aber ihr werdet mir sagen: der Schrank gebiert doch keine Schränke, der Tisch und der Stuhl doch keine Tische und Stühle! Wo ist das Liebesfest und der Schöpfungsakt bei den toten Dingen?

Der Schreiner, der den Schrank ausgedacht hat, ist Vater und Mutter des Schrankes. Ihr habt doch

gehört, daß alle Dinge zu euch Vater und Mutter sein können. Alle haben etwas an euch geboren. Und da der Schrank ein zugehöriges Stück zum Menschen ist, so mußte er auch von einem Menschen zuerst für das Menschenleben geboren werden.

Denn, seht, Wünsche sind so gut Lebewesen, wie es Gedanken sind. Der Leib des Menschen sprach zum Kopf des Menschen: Bau mir einen Behälter für meine Kleider. Und der Kopf des Menschen sprach: Du, Leib, dem ich diene, so wie du mir, Kopf, dienst, schicke deinen Wunsch tief ins Herz, so daß er ein Herzenswunsch wird. Dort laß ihn rufen und sich sehnen nach Vereinigung mit einem Gedanken in mir, Kopf.

Und seht, der Leib tat so und schickte den Wunsch zum Herzen, wie er es mit allen Wünschen tun muß, wenn sie etwas erreichen wollen.

Und im Kopf machte sich der Gedanke auf, der längst für diesen Wunsch vorbereitet war, so wie ein Mann geboren ist für eine Frau. Und Gedanke und Wunsch kamen zum Herzen und umarmten sich im Herzen. Und die Schöpferkraft, die sie erzeugten, setzte den Menschen in Bewegung.

Und der Mensch nahm die Bretter, die er aus einem Baumstamm gesägt hatte, und seine Hände setzten die Bretter zum Schrank zusammen. Und siehe, Wunsch und Gedanken, vereinigt im Herzen, freuten sich über ihr Geschöpf, den Schrank, den sie geschaffen.

Und als der Leib seine Kleider dann in den Schrank legte, war der Wunsch befriedigt, und auch der Gedanke war befriedigt. Und der Kopf nickte auf dem Leib, und Wunsch und Gedanke, beide sahen ihr Werk, den Schrank, an und freuten sich festlich.

Und so, aus Wunsch und Gedanken, aus dem Liebesakt von beiden im Herzen des Menschen, wurden alle Dinge geboren, die der Menschenleib nicht vorfand, und die der Wunsch und der Gedanke für das Menschenleben schaffen mußten. Doch das Leben solcher geschaffenen Dinge kann natürlich nicht seinen

Zweck ändern, und es endet, wie alle Leben, bei der Zweckerfüllung. Wir können nicht zum Schrank sagen: „Sei du heute die Treppe des Hauses oder gib uns heute Licht wie die Lampe."

Erfüllen die Dinge ihren Zweck gut, so sind sie gutgeratene Dinge und können lange leben.

Der Zweck eines Gegenstandes ist sozusagen das innere Leben des Gegenstandes. Der Zweck bedingt die Gesetze des Gegenstandes, unter denen derselbe leben soll, und von denen seine äußere Gestalt bedingt ist. Die Gegenstände leben darum innerlich und äußerlich, wie die Menschen, die auch für ihre Menschengestalt ihre Gesetze und ihren Zweck von ihrer Weltferne für ihre Weltnähe vorgeschrieben bekommen haben.

Da der Schrank sozusagen ein Glied ist am Menschenleben, so kann er nicht sich selbst und keine neuen Schränke erzeugen; denn dein Arm an dir bringt auch keine neuen Arme hervor, dein Kopf setzt keine neuen Köpfe zwischen deine Schultern, weil er ein Glied an dir ist; die Glieder selbst pflanzen sich nicht an dir fort. So pflanzt sich auch kein Schrank fort, der ein Glied deines Menschenlebens bedeutet, da du ihn dir für deinen Leib geschaffen hast.

Und Glieder des Menschenlebens sind alle Gegenstände, die du dir zum Leben schaffst, wie der Schrank, wie der Stuhl, wie der Tisch, wie die Lampe, wie dein Haus, wie dein Kleid, wie alle Maschinen und alle Kunstwerke, die du dir zur Erhaltung deines Leibes und deines Geistes erschaffen hast, das heißt, zum Fest deines Menschenlebens, deines inneren und äußeren Daseins.

Du wirst jedoch, wenn dein Arm seinen Zweck erfüllt, aber sich nicht an dir fortpflanzt, nicht behaupten wollen, dein Arm sei kein lebendes Wesen, er sei ein totes Ding. Er besteht aus lebenden Schöpferatomen so gut wie die Bretter des Schrankes. Sie sind ja gewachsen, die Bretter, als der Baum wuchs, dem sie angehörten.

So ist dein Arm gewachsen vom Mutterleibe an bis zum Tage, wo dein Wachstum stillstand. Aber

da er jetzt nicht mehr weiterwächst, dein Arm, und da die Bretter des Schrankes nicht mehr weiterwachsen, sind sie deshalb doch nicht tot.

Frage nur den Schreiner, ob der Schrank nicht lebt. Wenn er neu und das Holz zu grün ist, werfen und spannen sich die Bretter. So wie das Fleisch deines Armes für Wärme und Kälte empfindlich ist, so ist das Fleisch des Schrankes, das heißt, seine Bretter sind für Wärme und Kälte empfindlich und leben. Und so wie dein Arm im Alter mürbe wird und lahm und müde und die Frische und die Lebenslust einbüßt, so geht es mit dem Schrank. Sein Holz wird mürbe, und das Holz kann Krankheiten bekommen durch Feuchtigkeit und Nässe. Wucherungen entstehen, so wie in deinem Fleisch, so auch im Holz.

Und nicht bloß dem Holz und deinem Arm ergeht es so. Frage die Baumeister, die sich auf Eisen und Stein verstehen. Frage die Gärtner, die sich auf Erde verstehen. Eisen, Stein, Erde, wenn sie lange gelebt haben und dem Weltfest dienten und genug mitgefeiert haben, Stein, Eisen und Erde können krank, müde, mürbe und untauglich werden. Und wenn sie von den Menschen zu Gegenständen verarbeitet waren, dann können sie, wenn sie müde werden, auch nicht mehr ihr inneres Leben, nicht ihren Zweck mehr erfüllen.

Da aber mit den Gegenständen — die wir nur mit erweiterten Gliedern unseres Menschenlebens vergleichen können, wenn wir sie in ihrer Gestalt betrachten und verstehen wollen — also nur ein Teil von uns, ein Glied von unserem Leib stirbt, sind wir auch nicht so traurig, wenn wir diese Gegenstände sterben sehen, als wenn wir ganze Menschen sterben sehen. Denn der Verlust eines Armes, eines Zahnes, eines Ohres, eines Beines ist uns wohl sehr wichtig, aber doch nicht so wichtig als der Verlust einer ganzen Menschengestalt.

Sehen wir aber von der Gestalt ab und denken, daß Lebensatome, Lebenskräfte, mit den Gegenständen oder mit den Gliedern, die wir verlieren, um uns

verschwinden, so können wir, wenn wir uns auf einen höheren Empfindungsstandpunkt stellen, uns sagen: die Atome und Kräfte dieser Gegenstände oder Glieder sind ebensowenig wie die Menschenatome und ihre Atomkräfte, die mit dem einzelnen Menschenleben scheinbar aufhören, verschwunden. Sie wirken seit Ewigkeit und wirken in Ewigkeit fort. Die Schöpferkraft in uns, die den Schrank gebaut hat, und die den Menschenarm zum Menschenleib aus Wunsch und Gedanken geschaffen hat, diese gibt dem Schrank ähnlich ewiges Leben, wie sie dem Menschenarm es gegeben hat.

Ich will damit sagen: die Entstehung des Schrankes aus Wunsch und Gedanke gehört wie der Mensch im letzten Grunde der Urschöpferkraft aller Leben an. Und die ist nicht weniger ewig zu nennen, ob sie nun Glieder des Leibes, wie Arme, oder sogenannte tote Dinge, wie Schränke, ausdenkt.

Mit dieser Auseinandersetzung habe ich darauf hinweisen wollen, daß nicht bloß der Mensch zum Menschen reden soll und kann. Sondern Tiere, Pflanzen, Bäume, Steine, Erde, Holz, da sie mit dem Menschen Wesen und Glieder desselben ewigen Lebens sind, so können sie und auch die „toten" Dinge ihr Leben einander und den Menschen mitteilen. So gut wie der Vogel den Menschen überzeugen kann, wenn letzterer sich in des Vogels Leben vertieft, wie schön es dieser in der Luft hat, so können auch die Gegenstände im Zimmer zum Menschen überzeugend reden und können von ihrer Zufriedenheit, von ihrer Frische, von ihrem Alter, ihren Krankheiten und ihren Erinnerungen zu dir, Mensch, reden.

Und diese Gedanken und Gefühle, die dir, Mensch, beim Anblick toter Dinge im Herzen zu reden beginnen, das ist die Sprache der stummen Dinge. Höre darum deinen Gedanken und Gefühlen zu, wenn du vor der Welt und ihren Dingen sitzt. Die Gedankensprache und Gefühlssprache ist die Weltallsprache.

Der Gedanke und das Gefühl sind die Stimme, mit denen die Gestalten des Lebens, die Lebewesen

und die von den Menschen geschaffenen Gegenstände, sich deinem Herzen und seiner Schöpferkraft verständlich machen wollen.

Mal wollen sie dich mit Gedankensendungen unterhalten, mit Gefühlserinnerungen; mal wollen sie dich durch Gedankeneingabe um Hilfe bitten, daß du tätig wirst und ihnen beispringst; mal wollen sie dir selbst helfen, daß du aufmerksam wirst und nach einer Gefahr, die dir droht, dich umsiehst. Mal wollen sie dir klagen, daß sie müde sind und sterben wollen und die Gestalt wechseln möchten. Mal wollen sie dir in ihrer Tätigkeit gefallen und deinem Gefühl mit ihrer Farbe und mit ihrer Linie mitteilen, wie schön, stark und ewig das Lebensfest ist.

Sage darum niemand, daß nicht im Menschenleben die ganze Welt zu uns kommen kann und wir nicht zur ganzen Welt kommen können. Die Gedanken sind die Klänge und Worte der Festlichkeit, und das Gefühl gibt die Rhythmen und den Takt an, mit dem uns das Weltallfest jeden Augenblick anders umgibt.

Gedanken und Gefühle sind die Sprache, die die Weltalleben untereinander verbindet. Glaubt nicht, daß nicht jedes Tier denken und fühlen kann. Jedes Gras denkt und fühlt; jeder Baum, jeder Stein, die Berge, die Wolken, der Fluß, die Sterne, Sonne, Mond und Erde denken und fühlen. Alles Leben schickt sich Gedanken und Gefühle zu, alles steht untereinander immer in ewiger Fühlung, denn alles Leben ist eine und dieselbe Schöpferkraft, alles besitzt eine und dieselbe äußere und innere Welt.

Eine große unendliche Lebensfühlung waltet im Weltall, und die äußersten Sterne der Milchstraße sprechen ebenso deutlich zur Erde, wie deine Freunde in Amerika oder China, nicht bloß mit Telephon, Telegraph oder Brief, nein, mit den Gedanken und Gefühlen, mit dir sprechen.

Wir wissen jetzt, daß wir ohne Draht von einem Meeresschiff auf dem Ozean zu einem anderen Meeresschiff, das wir weder sehen, hören, noch von dessen Dasein wir eine Ahnung haben, durch die „Tele-

graphie ohne Draht" Gedanken aufnehmen und Gedanken, also auch Gefühle, hinleiten können. Und, stellt euch nun vor: jedes Atom im Weltall ist Besitzer eines solchen Gedankenübertragungsapparates, da es Besitzer der Schöpferkraft ist, die seit Millionen Jahren unausgesetzt denkt, handelt und empfindet.

Ihr werdet mir sagen: zum Denken gehört ein Gehirn.

Wer an die Schöpferkraft des Atomes glaubt, kann sich leicht vorstellen, daß jedes Atom ein Gehirn besitzt. Denn im Weltraume gibt es eigentlich kein groß und klein und auch keine Zeit. Es gibt nur Unendlichkeit in den Größenbegriffen dort und Ewigkeit in Zeitbegriffen. Also, welche Welt kann nicht in jedem Atom vorhanden sein!

In jedem Atom können auch Sonnensysteme sein und kann auch ein Weltraum sein, da des Atomes Kleinheit nur im Verhältnis zum Menschen die letzte Kleinheit bedeutet. Aber im Verhältnis zur Ewigkeit ist das Atom noch ein Weltraum, noch ein Weltraum voll Weltkräften, voll Weltempfinden, eine Weltschöpfung, eine Unendlichkeit in der Unendlichkeit.

Wer Frieden im Ohr mitbringt und die Sehnsucht im Willen, sich aufzuklären, der wird klärende Worte wie Öltropfen in seinem unruhigen Welttasten empfinden. Und diese Worte werden wie Inseln in ihm werden, auf denen seine Sehnsucht nach Ruhe und Überblick Fuß fassen kann.

Wer aber noch Unruhe mitbringt beim Lesen dieser Zeilen, den wird die Unruhe nicht Fuß fassen lassen. Der wird in einem Chaos zwischen Dämmerungen und zwischen grellen Lichtblitzen und bei plumper Erdendumpfheit und bei Gedankendunkelheit herumtappen, von früheren falschen Idealen unbefriedigt, von früheren halben Lösungen angewidert; der wird wie einer sein, dessen Haar verwirrt ist, und der nicht die Geduld besitzt, es in Ruhe auszukämmen. Und er wird sich Schmerzen bereiten aus einer unnötigen Ungeduld heraus. Darum gönnt euch Geduld, diesem Buch zuzuhören.

Ich habe keinen Vorteil davon, den Menschen diese Aufklärung, die sich in mir bald dreiundzwanzig Jahre ununterbrochen aufgebaut hat, vorzuschlagen. Den einen Vorteil vielleicht hätte ich, daß ich weniger Unruhe begegnen würde, weniger Hast und Unzufriedenheit und mehr weisem, festlichem Sichversenken in den Reichtum der Welt rundum. Ich möchte, daß es in Europa so werde wie im fernen Osten, wo mehr Verinnerlichung und mehr Verständnis für die Weltleben, für Naturleben und für Freude am Weltall herrscht, und wo mehr Nutzen und Freude vom Lebensfest geerntet wird.

Der Kapitän des Schiffes, auf dem ich in Japan ankam, sagte zu mir, als die Anker in Nagasaki Grund faßten: „Herr Dauthendey, so lange Sie jetzt in diesem Land, in Japan, sein werden, werden Sie niemals ein Kind schreien hören und niemals sehen, daß ein Tier geschlagen wird."

Kinder und Tiere werden in Asien nur mit Milde und mit Freundlichkeit behandelt. Denn der Asiate sagt, es ist die erste Pflicht der Eltern, unendliche Geduld zu üben gegen alle Unarten eines Kindes. Und es ist Pflicht des Menschen, wenn er sich mit Tieren verständigen will, unendliche Geduld zu üben. Die Freundlichkeit erreicht alles, sowohl beim Kind als beim Tier. Und für alle Leben, mit denen man in Beziehung treten will, sind Geduld und Freundlichkeit die einzig möglichen Verkehrsmittel, die angewendet werden müssen, weil sonst überhaupt keine Verständigung möglich ist, keine Übertragung von Gedanken und Gefühlen dieser lautlosen, aber überall den Verkehr ermöglichenden Weltsprache.

Denkt euch einem Franzosen oder einem Engländer gegenüber, dessen Sprachen ihr noch nicht geläufig versteht, so könnt ihr doch bei Geduld und Freundlichkeit die Gedanken des Fremden empfinden und verstehen. Denn es ist durchaus nicht nötig, die Sprache der verschiedenen Völker oder der Tiere, der Vögel oder aller Dinge in ihren Lauten auszuklügeln.

Es ist auch nicht nötig, die Zeichensprache der

windbewegten Bäume, der Gräser in ihren Rhythmen und in ihrem Linienwuchs zu ergründen. Es ist auch nicht nötig, die Sprache der Steine, die, mit Licht und Schatten bekleidet, eine Sprache von Farbenwirkungen sprechen, sich zu deuten.

Dieses Deuten überlaßt denen, die ihr Leben dem Sprachdeuten des Weltallebens widmen wollen.

Ihr alle aber könnt alle Leben verstehen ohne besonderen Scharfsinn, ohne langwieriges Beobachten, wenn ihr nur Geduld und Freundlichkeit über euch selbst breitet und den Gedanken und Gefühlen so den Zutritt laßt, die jedes Ding dem anderen zuschickt, jedes Lebewesen dem anderen Lebewesen, jedes Atom dem anderen Atom.

Hört, wenn ihr vor ein Ding hintretet oder vor einem Lebewesen steht, hört auf die Gedanken und Gefühle, die in euch aufsteigen, die zu eurem inneren Ohr reden, so wie ihr mit dem äußeren Ohr auf die Sprache und Gesten der Menschen achtet; dann werdet ihr an euren unwillkürlichen Gedanken und Gefühlen das Leben des Gegenstandes oder des Lebewesens miterleben.

Hört auf die Gedanken, die euch übertragen werden von den euch fremden Wesen, auf die stille Gedankenwelt und Gefühlswelt, die die allgemeine Weltsprache ist, und wißt es: auch eure Gedanken und Gefühle dringen ein in die anderen Leben um euch.

Ihr braucht dabei nicht an das Wort „Gedankenlesen" zu denken. Ihr sollt gar nichts an eurem Wesen ändern, um die Welt zu verstehen. Ihr sollt nur Geduld und Freundlichkeit und Lebensfestlichkeit unausgesetzt über euch verbreiten. Dann wird euch von allen Leben zugesprochen und dadurch geholfen, geraten, gewarnt und zugeplaudert, so wie ihr es nie erwartet habt, daß dieses möglich wäre zu erleben.

Ihr braucht euch aber nicht immer dazu still hinzusetzen und auf die Welt zu horchen. Gerade mitten in der Tätigkeit, wenn ihr euerer Beschäftigung am ernstesten nachgeht, spricht irgendein Ding oder ein Lebewesen um euch seine Gedanken zu euch aus,

manchmal betreffs eurer Arbeit, manches Mal ein Urteil über eure Vergangenheit, manches Mal einen Gedanken oder einen Vorausblick in eure Zukunft.

Nur der Glaube an die Weltallsprache sei euch gegeben, denn das innere Wissen habt ihr alle längst selbst gehabt. Freunde müßt ihr sein mit allen Lebewesen, möglichst geduldige, vertrauende und liebevolle Freunde mit allen Gegenständen um euch, mit allen Lebewesen um euch. Denn nur Freunde werden euch warnen, werden euch helfen und zusprechen.

Glaubt nicht, daß ihr euch ungestraft Menschen, Tiere und auch tote Dinge zu Feinden machen könnt. Ihr könnt euch die ganze Welt zu Feinden machen, wenn ihr ungeduldig, unfreundlich handelt und auf die Gedankensprache der Welt nicht hören wollt. Dadurch werdet ihr dann viel leiden und vielleicht zuletzt gezwungen werden, wenn ihr die ganze äußere Welt euch zu Feinden gemacht habt, die Gestalt, in der ihr gelebt habt, abzulegen, früher vielleicht abzulegen, als ihr es vorhattet, und müßt euch verwandeln, um eurem Haß und dem Haß der Welt, den ihr auf diese Gestalt geladen habt, zu entgehen.

Vielleicht gelingt es euch aber in anderer Gestalt, unter anderen Verhältnissen, friedfertiger, geduldiger und freundlicher euch die Welt zu Freunden zu machen und das Weltfest genußreicher zu feiern, als ihr es vorher tatet, denn ihr seid immer Schöpfer eurer Zustände.

Vom Tage an aber, an dem ihr annehmt, daß ihr an einem weise gefeierten Fest teilnehmt, könnt ihr vielleicht gar nicht anders als euch freundlich und geduldig und festlich benehmen. Denn welcher Mensch, wenn er Gastgeber oder Gast ist, könnte seine Lust darin finden, eine Feindschaftsfeier statt einer Freundesfeier bei einem Fest zu erleben! Wenn einer so entstellt ungeduldig und unfreundlich zu einem Fest erscheinen wollte, würde er sich bald hinausgewiesen fühlen und würde erst wiederkommen dürfen und wollen, wenn er sich in festlicher Gestalt zeigen kann.

Wohl mag es vorkommen, daß einer sich den rauhen Spaß machen will, sich Spielverderber zu

nennen, und hunderte Male wiederkommt und immer als Feststörer. Auch diese wird es geben und immer wieder geben müssen, weil wir Gestalten innerer Schöpferkraft sind, weil Leben aus Licht und Schatten, Freude und Leid bestehen muß, und nur der Wechsel das festliche Leben erzeugt.

Darum setze ich hinzu: die große festliche Weltallschöpfung wird nicht gebessert werden durch diese Weltanschauung, wie niemals eine Weltanschauung die Schöpfung gebessert hat. Denn die Schöpfung ist nicht zu bessern und nicht zu verschlechtern. Sie ist ein ewiger Wandel von Tag und Nacht, von innerer und äußerer Welt, von tiefster Ruhe und höchster Gestaltungsunruhe, sie ist unsere ewige Schöpferlust.

Es ist nur ein neuer Wandel, der mit der neuen Weltanschauung über die Welt kommen wird, weil die alte Weltanschauung abgetreten, ausgeleiert, nichtssagend, mürbe, alt und brüchig geworden ist, weil ihre Zeit um ist und eine neue Zeit neue Ideale, neue Weltüberblicke aus neuen Aufklärungen heraus für die Menschheit fordert, und die früheren Weltanschauungen für uns nicht weitsichtig genug, nicht mehr äußerste Weltüberblicke sind. So wie ihr alte Kleider ablegt, weil sie eng werden, weil sie sich nicht mehr erweitern lassen, weil ihr eure Formen verändert habt, sie aber ihre Formen nicht mehr bewahren können, so wechseln auch die Weltüberblicke der Menschheit, die sie sich über das Leben machen muß.

Die Götterlehre der Griechen und Römer, die Götterlehre der alten Germanen und Kelten, die Götterlehre der Ägypter, die Götterlehre der Inkas und viele Weltanschauungen noch vieler Völker, die jahrhundertelang Familiensitte, Landessitte gestaltet und geleitet haben, sind vom Erdboden verschwunden. Und wir wundern uns nur, daß das damals scheinbar Unerschütterliche erschüttert werden konnte, absterben und schwinden konnte.

Der Leser wird selber verfolgen können, wenn ich ihm jetzt die Entstehungsgeschichte meiner Bücher und

die Richtung meiner Lebenswege schildern werde, daß ich alle Kraft, alle Arbeit, Eigenart und Lebensbejahung dreiundzwanzig Jahre lang nur aus dem Weltfestlichkeitsgedanken und Weltfestlichkeitsgefühl schöpfen konnte.

Aber man möge mich nicht falsch verstehen und meine Rede nicht mit der Rede des Pharisäers vergleichen, der stolz auf seine Brust deutete und sagte: „Seht, bin ich nicht immer gut, immer gerecht und wohltätig gewesen."

Keinen Stolz sollt ihr aus jenen Zeilen, die ich bis jetzt niederschrieb, und keinen Stolz aus denen, die ich schreiben werde, herauslesen, keinen Übermut und keine Überhebung über alle die, welche anders denken.

Es fällt mir auch nicht ein, den dumm zu finden, der meine Worte nicht begreifen kann. Wer heute nicht in der Sonne liegen mag, weil er sich ans Dunkel gewöhnt hat, wird vielleicht morgen den sonnigen Platz, den sonnigen Lebensplatz selbst aufsuchen, wenn er sich an den Gedanken vom Dunkel zum Licht gewöhnt hat. Ich jedenfalls halte meine Weltanschauung für die wärmste unter der Sonne.

Wer das Leben bisher als eine Strafe oder als eine Notwendigkeit oder als ein Jammertal oder als eine Aufgabe oder als eine Pflicht oder nur als einen sinnreichen Mechanismus oder als ein sinnloses Chaos betrachtet hat, oder als eine blind zupackende Wollust oder als eine unheilbare Krankheit — denn alle diese Anschauungen habe ich aus dem Munde lebender Menschen gehört —, wer eine von diesen genannten Anschauungen vertritt, der möge doch wenigstens seinem heranwachsenden Kinde oder der unbefangenen Jugend den Lebenssinn als eine weise Festlichkeit auslegen.

Und der wird sicher erleben, wenn er dieses mit Geduld und Freundlichkeit unternimmt, daß er einen größeren Vorteil davon haben wird, weil er sein Kind reicher macht, befreiter, als es die früheren Kinder waren, weltverständiger und dadurch edler. Und weltverständige und reichgemachte Kinder werden ihren Erziehern mehr Glück, Ehre und Vergnügen

bereiten als eingeschüchterte, verheuchelte oder in Weltunkenntnis einseitig und also arm erzogene Menschengeschöpfe.

Sagt dann euren Kindern, wenn sie euch nach Herkunft, Sinn und Ziel des Lebens fragen, sagt ihnen zuerst, daß sie Schöpfer und Geschöpfe zugleich sind seit ewigen Tagen und in ewigen Tagen, und daß ihre augenblickliche Menschengestalt wirklich und unwirklich zugleich ist, sowie alle Leben rundum, sowie das ganze Weltalleben.

Sagt ihnen dann weiter: „Wir erinnern uns nicht und könnten nicht antworten, wenn wir plötzlich gefragt werden: Was haben Sie vor zwei Jahren am letzten Januartag in der sechsten Stunde des Tages gedacht und erlebt?" — So ist es auch mit unserem früheren Leben. Wir kennen es äußerlich nicht mehr, so wie uns die Speisen nichts mehr angehen, die wir vor zwei Jahren verdaut haben.

Nur dem inneren Leben ist alles unvergessen geblieben. Schon die Sekunde, während ihr diese Zeile lest und aussprecht ist aus der äußeren Wirklichkeit in die Unwirklichkeit geglitten und hat einer anderen wirklichen Sekunde Platz gemacht, die auch wieder unwirklich wird, bis ihr ausgedacht habt.

Und wie die Sekunde, so ist auch unser eigenes Wesen, wirklich und unwirklich zugleich. Und wir sind immer in der Unwirklichkeit so gut zu Hause wie in der Wirklichkeit. Und mit uns sind das alle Dinge und alle Lebewesen.

Alle Leben gehören einer greifbaren und einer ungreifbaren Welt an, und deshalb ist kein Leben nur niedrig und keines nur hoch. Das niedrige Tier ist niedrig und hoch zugleich. Die niedrigste Pflanzengattung ist hoch und niedrig zugleich.

Der toteste Gegenstand ist hoch lebend und niedrig lebend zugleich, denn er ist unwirklich und wirklich zugleich. Der elendste Mensch ist hoch und niedrig zugleich, vergänglich und unvergänglich, wirklich und unwirklich.

Und sagt euren Kindern weiter: „Liebe Kinder, wenn ihr das begreift, daß alles Leben wirklich und

unwirklich, hoch und niedrig, greifbar und ungreifbar, einer inneren und einer äußeren Welt angehörig zugleich ist, so müßt ihr nicht den Schluß ziehen, als wäre die Welt und das Leben ein kreisender Unsinn. Seht, das Leben soll ein weises Spiel sein."

Deshalb ist es wie jedes Spiel wirklich und unwirklich. Was die Puppe für das Mädchen und das Schaukelpferd für den Knaben, das ist das Leben den Erwachsenen: ein anregendes, aber zugleich auch ein verantwortungsvolles Spiel. Und wenn ihr spielt, eifrig, glücklich und lebensvoll, dann fühlt ihr euch festlich.

Das ganze Leben ist deshalb im Grunde ein feinsinniges mächtiges Fest, das wir alle zusammen seit ewigen Tagen begehen und ewig weiter festlich erleben wollen. Die verschiedenen Gestalten des Lebens, Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine, Gegenstände, Lichtstrahlen und Schatten, alle sind Millionen festlicher Kleider, in denen die Schöpferkraft, die in jedem Leben wohnt, zur Festfeier erscheint.

Alle kommen, um Freuden und Leiden zu erleben und Freuden und Leiden erleben zu lassen. Das Freudeerleben und Leiderleben ist unser wechselndes Erleben bei diesem Feste.

Und in jeder Gestalt sind drei große Hauptfreuden zu erleben möglich, und alle drei Freuden gehören wie die Geschöpfe, wie die Schöpferkraft auch, zugleich der wirklichen und unwirklichen Welt an.

Die erste Freude, die dir in der Jugend begegnet, wenn du ins Leben trittst, das ist die Tätigkeit, körperliche und geistige Tätigkeit.

Die Tätigkeit ist kein Fluch, keine schwitzende Not, keine bloße Aufgabe, keine nackte Notwendigkeit. Tätigkeit, geistige und körperliche, ist die erste Freude, die dem aufwachsenden Leben zuteil wird; und diese Freude täglich zu vergrößern, wird jedem eine Lust sein.

Denn die Tätigkeit kann jedem wohltun wie Essen und Trinken, wie Atmen und Schlafen, wie Gehen und Liegen. Die Tätigkeit anderer betrachten und die Tätigkeit nachahmen, das ist das Lebensfest des Kindes.

Wenn ihr dann erwachsen werdet, wird euch eine zweite große Festfreude begegnen: die Liebe, wie Vater und Mutter sie zueinander hegen. Auch die Liebe gehört einer wirklichen und einer unwirklichen Welt an, so wie die Tätigkeit einer geistigen und körperlichen Welt angehört. Tätigkeit und Liebe sind dann die beiden großen Freuden im Lebensfest des Erwachsenen, im Lebensfest des Mannes und der Frau.

Und wenn das Alter kommt und mit ihm der Abschied vom Lebensfest, nicht der Abschied vom ewigen Fest, nur der Abschied von der Gestalt, von dem Kleid, das wir wechseln sollen, und das vertragen ist, dann kommt eine Verklärung über euch, ein Rückblick über das Sattgewordensein in diesem Kleid, das ihr tragt, ein Dankblick auf diese Gestalt, in der ihr tätig wart und geliebt habt, und es kommt ein leichter Ruhegenuß über euch.

Doch auch dieser ist wirklich und unwirklich zugleich. Und es kommt die dritte Freude, die letzte große Festfreude über euch: das ist die Freude an der Weisheit. Wissend und weise werdet ihr über das Fest zurückschauen, ehe ihr eine Pause macht und die alte Gestalt ablegt und nach einem neuen Kleide greift und euch verjüngt.

Und auch die Weisheit ist wirklich und unwirklich zugleich, und darum werdet ihr nicht bei ihr verweilen. Die Weisheit ist eine hohe Kraft, die wir weder als Kind noch in den mittleren Jahren im höchsten Grade besitzen konnten, die erst beim Lebensabschied errungen wird. Die Weisheit ist die Freude des satten Alters. —

Aber über eurem äußeren und eurem inneren Leben, die wirklich und unwirklich zugleich sind, ist wirklich allein eure Schöpferkraft. Sie ist ewig und unendlich wirkend, sie war seit ewigen Tagen euer Eigentum. Sie führt euch durch die drei Festzeiten jedes Lebens. Sie erschafft euch Lebensgestalt um Lebensgestalt. Sie erschuf und vernichtet eure Gestalt und alle Gestalten um euch. Sie macht euch zum Geschöpf und Schöpfer. Sie kann euch nie genommen werden. Sie ist euer unendlicher Besitz

und läßt euch ein unendliches Fest feiern, ohne Müdigkeit, ohne Eintönigkeit, ein unendliches Schöpferfest. —

Und seht noch einmal um euch! Alles, was ihr um euch empfindet, das seid ihr selbst. Nicht bloß euer Kleid schuft ihr euch, eure Schöpferkraft durchströmt alles und alle Leben, alle lebenden und toten Dinge um euch. Nie seid ihr allein, nie einsam. Nie sollt ihr ängstlich sein.

Was immer ihr empfindet, ist euer festlicher Besitz. Ihr braucht nicht danach zu greifen. So wie ihr es empfindet, ist es euer Besitz. Eure Schöpferkraft umschließt es, auch wenn ihr es nicht in den Taschen und in den Händen haltet.

Denn eure jeweilige Gestalt ist auch mit allen Leben verkettet. Wie euer Leib einen Kopf besitzt und ein Herz, und wie der Kopf eine Stirn besitzt, und wie das Herz im Besitz von Herzkammern ist, so ist euere Gestalt eingegliedert als Teil, als Geschöpf in die Welt. Und euere Gestalt ist Besitz der Welt, wie die Welt Besitz eurer Schöpferkraft ist. Das heißt: Ihr seid der Besitz aller, und ihr besitzt alle, — ihr seid Geschöpf und Schöpfer zugleich.

*

Nun habe ich die Weltanschauung, die sich von 1890 bis 1913 in mir ganz langsam ausbaute, mit diesen Zeilen dem Leser erklärt. Bewußt und unbewußt wuchsen die Gedanken in all diesen Jahren in mir auf. Jetzt, in meinem sechsundvierzigsten Jahr, da das Leben sich bald dem Abstieg zuneigt, wollte ich dieses Gedankengut, wie es heute in mir lebt, vor mir feststellen.

Seit jenem Abendspaziergang mit meinem Freund, dem jungen Philosophen, der mir im Frühling 1890 bei untergehender Sonne, am Main entlang, jene mir so wichtige Aussprache gab, habe ich diese Weltanschauung zuerst wie einen Keim wachsen gefühlt, und jetzt überragt sie mich wie eine Welteneschе, und ich sitze unter schützenden Gedanken, gelehnt an den

festen Stamm meines gefestigten Schöpfungsbaumes und fühle mich im innersten Leben wohl und zufrieden, ruhig und reich.

Aber erst war ich nicht gleich zufrieden, als ich noch die Reste der Spinnweben, der alten unfruchtbaren Weltanschauung, in meinen Taschen und vor Augen hatte, und ich will erzählen, wie es mir da erging.

Auf jenem Abendspaziergang, im Frühling 1890, gab mir mein Freund mit den neuen Weltgedanken sozusagen das erste Goldstück meines heutigen Reichseins, und es hatte die Eigenschaft, daß es sich durch fast dreiundzwanzig Jahre ganz von selbst in meiner Tasche vermehrte.

Als ich in den ersten Wochen damals die Entdeckung machte, daß sich das Goldstück von selbst, ohne daß ich damit wucherte, zu vermehren begann, und ich merkte, daß das Gold, wenn ich in meine Tasche griff, meine Hand mehr und mehr anfüllte, da kam die lächerliche Gier über mich, das Reichwerden beschleunigen zu wollen. Und mit Jugendhast und Jugendfrevel verlockte ich meinen Freund, der bisher ruhig war und dem selbstverständlichen Wachsen des geistigen Goldes mit Selbstverständlichkeit zusah, meine Gier zu teilen und die Macht, die wir mit dem neuen Weltgedanken in uns trugen, zu versuchen und zu stürmischer Bereicherung anzufeuern.

Und das geschah an jenem Augustnachmittag, dessen Schilderung ich nun dem Leser so lange schuldig bin, daß er längst das Recht hat, sie ungeduldig von mir zu fordern.

Mein Vater wohnte im Sommer 1890 einige Wochen zu seiner Erholung auf jenem Gutshof am Nikolausberg. Es ist dies derselbe Hof, wo ich nach jenem Sturz verweilte und im Gartenzimmer einen Augenblick, an dem Weihnachtsbaum vorbei auf die Gartenterrasse schauend, mächtig an törichte Wunderversuche erinnert wurde, die ich damals mit meinem Freunde im Angesicht der Stadt Würzburg durchlebte.

Ich stand an jenem Augustnachmittag im Jahre 1890 an der Terrassenecke, halb auf der Mauerbrüstung sitzend und an die Fahnenstange angelehnt, die dort in der Ecke im Boden eingerammt ist. Ich war an diesem Samstagnachmittag auf jenes Gut gekommen, um meinen Vater zu besuchen, und sollte über den Sonntag bleiben.

Zwei Wege führen von der Stadt zum Gut herauf, und ich erwartete, auf einem derselben den Kopf meines Freundes auftauchen zu sehen, der zum Spätnachmittag heraufkommen wollte und bei mir sitzen wollte, während ich mich im Landschaftszeichnen üben würde.

Am Abhang vor der Terrasse lagen die Felder, hohes Korn und saftiger Klee, windstill. Die Hitze des Tages lastete auch noch spät in der Nachmittagsstunde drückend auf jedem Halm, und im Westen hatten sich dunkle Gewitterwolken angesammelt. Aber die Täler und die Stadt im Tal lagen noch breit im glühenden Nachmittagssonnenschein.

Die Gartenterrasse, die sich haushoch an jener Ecke, wo ich stand, über den Bergabhang erhebt, war ein guter Aussichtsplatz, und man konnte sich hier leicht Herr der ganzen Welt fühlen.

Ich wurde endlich ungeduldig, weil ich zum Landschaftszeichnen von der Terrasse auf den Berg gehen wollte und mein Freund nicht kam. Ich hatte einige Tage vorher zu dem jungen Philosophen gesagt. „Ich finde, wir nützen deine neuen Weltallgedanken viel zu wenig aus. Du willst diese Gedanken nur auf die Chemie und auf die Physik anwenden, und ich soll sie nur auf die Dichtung anwenden. Wäre es nicht einfacher, wenn wir, um jene Gedanken einmal auf ihre Echtheit zu prüfen, — ich meine von ihnen besonders den Gedanken, daß wir Schöpfer und Geschöpf zugleich sind und keinen einzelnen Schöpfer über uns haben, — wäre es nicht möglich, wenn dieser Gedanke wahr ist, daß wir uns dann auch im alltäglichen Leben als Schöpfer gebärden müßten, so daß man alle diese Wunder spielend vollbringen könnte, welche zum Beispiel Christus vollbracht haben soll?“

So vermessen fragte ich, da ich den Begriff Schöpfer nicht im weitesten und nicht im tiefsten Sinne nahm und nicht begriff, daß ein weiser Schöpfer seine Schöpfung klug empfunden und erdacht hat und sich nicht in willkürlichem Wunderwirken ergehen wird, nachdem er weise und mit Liebe an seinen Werken tätig war.

Es wird keinem Bildhauer, wenn er ein Meisterwerk vollendet hat, einfallen, sich noch mehr Beweise seiner Schöpfungskraft geben zu wollen, indem er ganz unnütze und unnötige Änderungen an dem vollendeten Meisterwerke vornimmt. Indem er zum Beispiel Willkür walten läßt und plötzlich einem herrlichen Menschenbild, das er geschaffen hat, Ohr und Nase abhackt und das Ohr dorthin setzt, wo vorher die Nase war, und die Nase an Stelle des Ohres anbringt, und dieses nur, um sich zu beweisen, daß er tun kann, was er will, weil er Schöpfer ist. So unsinnig wird kein weiser Meister handeln.

So unsinnig aber forderte ich jetzt Verwandlungswunder, die mein Freund ausführen sollte als sichtbare Beweise für die neue Weltanschauung, weil diese sagt, daß wir Schöpfer und Geschöpf zugleich sind.

„Daß ich Geschöpf bin, habe ich immer gewußt. Nun will ich auch an mir erfahren, daß ich Schöpfer bin," so hatte ich zu ihm gesprochen. „Wenn du keine Wunder vollbringen kannst, dann bist du nur Geschöpf, und der Schöpfer lebt dann doch über dir. Beweise mir einmal deine Macht, oder beweise dir selbst deine Ohnmacht."

Von dieser Sprache wurde der junge Philosoph gereizt. Es war ihm etwas ganz Unfaßbares — das sah ich ihm an —, daß ich mich nicht reich genug fühlte durch die Gedanken, die er in mir angeregt hatte, und die allmählich auf meine Lebensumwandlung und auf meinen Dichterberuf, dem ich im Innersten zustrebte, schöpferisch wirken sollten.

„Du wirst das Schöpferische an dir erleben. Warte nur, warte nur! So geht das nicht, wie du es dir denkst. Es kommt nicht auf Wunder im Leben an, sondern auf Bereicherung des Lebensfeldes, Bereiche-

rung an Lebensverständnis. Mit Wunderwirken hat die neue Weltanschauung nichts zu tun. Wunder sind billige Verblüffungen für das gedankenlose Volk und nicht nötig für den Denker."

„Gut," sagte ich ungeduldig, „dann rechne ich mich zum gedankenlosen Volk. Denn, was heißt unumschränkte Schöpferkraft anderes, als daß du tun und lassen kannst, was du magst. Christus ist übers Wasser gegangen, Christus ist in den Himmel gestiegen, Christus hat Wasser in Wein verwandelt. Und dieses vollbrachte er alles vor den Augen seiner Jünger, so sagt man. Und er tat dies, um sie gläubig für seine Weltanschauung zu machen und ihnen seine Macht zu beweisen.

Du willst, daß ich meine alte Vorstellungsmacht vom Schöpfer beiseite legen soll und jeden Menschen als Teilhaber an der Schöpfungskraft erklären soll. Beweise mir dieses, daß wir Mitschöpfer sind, durch Wunder. Steige vor mir zum Mond auf oder laß die Wolken, die da weiterziehen, plötzlich stillstehen. Tue irgend etwas Außergewöhnliches, und ich werde nie mehr an deiner Weltanschauung zweifeln und will ihr erster Jünger und erster Verkünder werden."

Mein Freund sah mich bei dieser Aufforderung an, halb gekränkt, halb beleidigt und zuletzt ärgerlich. Dann aber änderte sich plötzlich sein Gesichtsausdruck, und er lachte sein altes Lachen wieder, ein wenig spöttisch und klug.

„Darauf war ich wirklich nicht gefaßt," meinte er immer noch lachend, „daß du darauf verfallen könntest, Wunder zu fordern. Ich habe mir noch nie überlegt, ob Wunder nötig sind, um die neue Weltanschauung, die die Mündigsprechung der Menschheit umfaßt, zu beweisen. Laß mich überlegen bis morgen, dann werde ich dir Antwort sagen."

Und er schnitt kurz das Gespräch ab und sprach von etwas anderem, als wenn er meine Frage vergessen wollte.

Ich sagte ihm aber noch einmal eindringlich, daß ich es lächerlich fände, einen solchen Ausspruch in die Welt zu setzen, sich Schöpfer zu nennen, wenn

man dann doch nicht mehr tun kann, als man bisher geleistet hat.

„Du bist noch nicht tief genug in die neue Weltauffassung eingedrungen," antwortete er mir kurz. „Die schöpferischen Leistungen werden sich ganz von selbst einstellen, aber nicht so, wie du sie erwartest, nicht als Wunder, sondern als neue Leistungen in der Weltvertiefung.

Deine Gedichte werden zum Beispiel ganz anders werden müssen, einen neuen Rhythmus, einen neuen Bilderreichtum und größere Verinnerlichung aufweisen als die Dichtungen jener Zeit, die sich auf den Standpunkt stellten, daß nur der Mensch ein gottähnliches Geschöpf sei, Tiere aber unvernünftige Wesen wären und nicht gottähnliche Geschöpfe, und daß Pflanzen und Steine und alle Gegenstände und Wolken und Licht für den Menschen tote Dinge bedeuten.

Diese Einseitigkeit der alten Anschauung, die immer nur von der Menschenseele sprach, aber die die Schöpfung rundum als seelenlos behandelte, als verstandlos und geistlos, dieser Auffassung wirst du jetzt als Dichter in deinen Gedichten die Kameradschaft aller Lebewesen gegenüberstellen.

Tote Dinge gibt es nicht mehr. Wie ich dir erklärt habe, ist alles von Schöpferkraft durchdrungen, alles aus äußerem und innerem Leben entstanden, und alles lebt ein äußeres und ein inneres Leben, das heißt, alles ist Geschöpf und Schöpfer zugleich und lebt so seit Unendlichkeit und in Unendlichkeit.

Dieser Friedensspruch, den die Versöhnung aller Leben mit sich bringt, die Gleichstellung aller Kräfte, die Aufstellung, daß jedes Ding dich besitzt und du wiederum auch alles besitzt, diese Erhellung und Bereicherung des menschlichen Daseins, die bisher noch nicht ausgesprochen und nicht bewußt erlebt wurde, diese Weltanschauung wird gegen die frühere Auffassung bei den Menschen Wunder wirken.

Das Leben wird reicher und festlicher werden nach der Befreiung von den alten unfreien Gedanken.

Die neue Weltauffassung, sie befiehlt dir nichts. Sie erklärt dir nur, wer du bist. Sie erklärt, daß

du Schöpfer und Geschöpf bist, das heißt, daß du von dir abhängig bist, von dir und deiner Schöpfung. Sie sagt dir noch: du bist der Besitz aller, und du besitzt alles, das heißt, du bist den Gesetzen deiner eigenen Gesetze unterworfen, denn nur aus Gesetzen entsteht eine Schöpfung. Und als Geschöpf bist du abhängig von dir selbst als Schöpfer, und es ist selbstverständlich, daß du als Schöpfer deine Schöpfung liebst, wie du dich selbst liebst. Ohne Drohung, ohne daß ein „du sollst" und „du mußt" einer fremden Macht über dir lastet, sondern in weiser Freiheit, bist du dein eigener Herr, erkennst dich mitarbeitend am ewigen Leben und erkennst dich als das ewige Leben selbst. Du nimmst dann von selbst die natürlichen Verpflichtungen, die sich bieten, auf dich, zugleich mit deinen natürlichen Ansprüchen am Lebensfest.

Die alte Weltanschauung verlegte dein Heil in ein künftiges Leben nach dem Tode. Die neue Weltauffassung von morgen ruft dir ein ewiges Heil in jedem Augenblick zu. Du bist in einer Seligkeit geboren, sagt sie dir, du erlebst diese heute mit wie vor tausend Jahren und wie in allen kommenden Jahrhunderten. Sie erklärt dir: du warst, du bist und wirst sein Mitgenießer und Mitschöpfer.

Du brauchst nicht auf ein Heil zu warten. Du, Schöpferkraft, hast dich, Geschöpf, selbst festlich geschaffen, dich und die Schöpfung. Und müssen dich, Geschöpf, Sorgen bedrängen oder Leiden oder Strafen, weil du die Schöpfung nur aus Leiden und Freuden schaffen konntest, dann erlöst du dich als Schöpfer selbst, indem du die Gestalten wechselst, indem du dich, Geschöpf, verschwinden läßt und dich in einer andern Gestalt aufleben läßt. Von tätiger Freude zu tätiger Freude wanderst du. Dein Wesen ist die unerschöpfliche Schöpferlust und Schöpferkraft, dein Wesen ist die Ewigkeit, und deine Seligkeit heißt: Tätigkeit, Liebe und Weisheit in Unendlichkeit."

So, nicht im Wortlaut, aber im Sinn, sprach mein Freund, der junge Philosoph, heftig auf mich ein. Ich ließ ihn reden und hörte nur verstockt zu, im-

mer von der Gier nach den Wundern besessen, und ich war ein Tor, dessen Schatten erst über die Schwelle der Erkenntnis gefallen war, aber ich selbst stand noch draußen vor der Erkenntnisschwelle.

In meiner Jugendhitze wollte ich schnelle Taten sehen. Das Wort Schöpfer reizte mich. Ich wollte die Macht, die in diesem Worte lag, äußerlich vor mir aufleben lassen.

Und ich sagte plump zu meinem Freund: „Du verschanzt dich hinter vielen Worten, weil du ohnmächtig bist. Du redest von dem Wort Schöpfer und bist nichts als ein ohnmächtiges Geschöpf. Ich glaube dir nicht mehr. Es kann manches gut an deinen Erklärungen sein, aber seit Wochen hast du mich jetzt todmüde gemacht mit deinen immerwährenden Wiederholungen von Schöpfer, Geschöpf und Schöpferkraft.

Ich will und muß von der Kraft etwas erleben. Von deiner inneren Kraft bin ich überzeugt. Zeige mir jetzt auch äußere Kraft. Und ich fügte noch, ihn reizen wollend, hinzu: „Der neue Freund, den du mir neulich vorgestellt hast, der Schweigende, er sagte auch, solange du dich nicht als Schöpfer beweisen kannst, bleibst du ein weltabhängiges Geschöpf."

Im selben Augenblick fuhr es mir durch den Kopf: Hat sich denn der junge Philosoph nicht längst als Schöpfer bewiesen, indem er die „Weltauffassung von morgen" ausdachte; so nannte ich die neue Weltauffassung jetzt.

Aber ich übersprang diesen Gedanken rasch, immer auf die Wunder begierig, die mein Freund als Beweis seiner Macht vollbringen sollte.

„Du willst mich vielleicht gar nicht mehr als Freund anerkennen wollen," sagte er scherzend, als er sich verabschiedete, „wenn ich dir nicht ein Wunder zeige."

„Nein," entgegnete ich, „ich werde mich für irregeführt halten, wenn du kein Wunder vollbringen kannst."

Da sah er mich rasch an, und es war mir, als hätte ich ihn aufs äußerste gereizt.

„Also," sagte er plötzlich unvermittelt, „ich werde es mir nochmals überlegen. Vielleicht kann ich, wenn ich nächstens wiederkomme, doch einige Wunder vollbringen."

Diese Entscheidung setzte ihn wieder in meine Achtung ein. Wir trennten uns mit einem kurzen Kopfnicken.

Nach dieser Aussprache waren einige Tage vergangen.

Nun saß ich auf der Terrassenecke und wartete. Beinahe bereute ich schon, daß ich den an äußerer Ruhe, Geduld und Weisheit mir so überlegenen Freund mit den heftigen Wünschen nach Wundern in die Enge getrieben hatte. Denn es waren bereits zwei Tage vergangen, oder war es eine ganze Woche — ich erinnere mich heute nicht mehr so genau, — seit er sich nicht mehr hatte sehen lassen. Er war öfters am Spätnachmittag auf das Gut gekommen, wo ich meinen Vater täglich besuchte und hatte mir beim Zeichnen zugesehen und geplaudert oder mit meinem Vater Schach gespielt.

Mit Spannung sah ich über die Äcker hinunter, ob ich nicht seinen Kopf bei der Buchenhecke am oberen Weg oder unter den Obstbäumen am unteren Weg auftauchen sehen würde. Der andere Freund, der Schweigende, hatte mir erzählt, daß er ihn lange nicht mehr in den Kollegs gesehen hatte, und hatte mich an diesem Morgen gefragt, ob der Philosoph krank sei. Diese Anfrage war am Telephon geschehen, und der Schweigende hatte gesagt, er wollte heute gegen Abend kommen und mir Nachricht über unseren Freund bringen.

Da hörte ich unterhalb der Terrasse den Kies des Weges knirschen, und als ich mich über die Mauerbrüstung bog, sah ich, bereits dicht am Gut angekommen, den jungen Philosophen. Aber sofort erkannte ich auch, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Sein Gang war fahrig, sein Gesichtsausdruck war, als er mir jetzt zunickte, lebhafter als sonst. Er hielt ein weißes Taschentuch in der Hand, mit dem er sich unausgesetzt die Handflächen rieb.

Ein leichtes Gefühl von Schuld verdunkelte meine Gedanken. Ein Gefühl von Bedauern und Ratlosigkeit begann mich zu quälen, denn ich hatte blitzschnell begriffen, daß der Wunsch, Wunder zu wirken, in meinem Freund jetzt stärker Fuß gefaßt hatte als in mir vorher; das sah ich seiner Veränderung an.

Ich sagte mir dann rasch, daß ich alles wieder rückgängig machen müsse. Es war, als hätte ich den klugen Freund mit der Wunderforderung kindisch gemacht. Und ich wollte ihm sogleich Abbitte tun und gern auf alle Wunder verzichten, damit er seine ruhige gelassene Haltung bei blindem Vertrauen in seine Weltanschauung zurückgewänne.

Ich sah auf einmal ein, daß er recht hätte, wenn er behauptete, daß seine Weltanschauung genug innere Wunder wirken würde, und daß man nicht äußerliche Verblüffungswunder von ihr verlangen sollte.

Unheimlich war mir das Taschentuch, mit dem er sich immer die Handflächen rieb, während er den letzten Rest der Wegstrecke am Bergabhang heraufstieg. Dann kam er herein in den Garten. Ich hatte ihm entgegengehen wollen, war aber an der Terrassenecke sitzen geblieben, um ihn beobachten zu können, und ich wurde mehr und mehr erschüttert.

Er nahm sein Augenglas ab und putzte die Gläser mit dem Taschentuch, und ich sah, daß seine Augen fieberten.

Er kam näher; er zwang sich zu lächeln, als wir uns begrüßten, aber sein Blick war nicht mehr ruhig und nicht in sich gekehrt wie sonst, nicht gefestigt und unerschütterlich. Seine Augen flackerten, als wären sie von einem Fieber entzündet.

Wir standen eine Weile nebeneinander, und jeder von uns überlegte, so schien es mir, um eine Gesprächseinleitung zu finden. Aber das Taschentuch blieb dabei nicht still in den Händen des jungen Philosophen. Es glitt von seiner einen Hand in die andere, und wenn er nicht seine Augengläser putzte, so rieb er sich die Handflächen. Und dabei konnte er nicht ruhig auf beiden Füßen stehen. Er stand bald auf dem linken, bald auf dem rechten Fuß, und ich fühlte mich immer schuldbewußter werden.

Plötzlich meckerte er ein Lachen, schielte mich ein wenig von der Seite an und sagte: „Nun, welches Wunder verlangst du zuerst von mir?“

Da wurde ich wie erlöst, weil ich glaubte, er scherze, und ich sagte rasch: „Ich bitte dich, vergiß diesen Unsinn von mir. Ich verlange gar keine Wunder. Ich verlange nur, daß du derselbe Mensch wieder bist, der du früher warst.“ Und ich sah voll Angst das Taschentuch an, das da immer noch von seiner linken Hand in seine rechte wanderte und von der rechten in die linke Hand zurück.

„Du wunderst dich,“ sagte er und fing meinen Blick auf, „daß ich so unruhig bin. Aber ich habe in mir seit drei Tagen künstlich ein Fieber gesteigert. Ich habe Unmassen Tee und Kaffee getrunken und Zigarren und Zigaretten geraucht, um mich aufzurütteln.“

Während er dies sagte, befühlte er seinen Puls und stellte befriedigt fest, daß das Fieber immer noch stieg. Und er hielt mir seine rechte Hand hin, damit ich auch seinen Puls fühlen sollte. Das wollte ich aber gar nicht tun. Mein Herz klagte plötzlich, als läge es irgendwo wie ein verwundetes Wild im Dickicht. Dieser Mensch, sagte ich mir, zerstört sich, um seine Weltanschauung zu beweisen, die längst bewiesen ist. Denn sie ist dadurch bewiesen, daß sie den festlich stimmt, der sie ernst überlegt.

Ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Er meckerte wieder ein unnatürliches Gelächter. Vielleicht ist er schon ganz von Sinnen, rief es in mir eilig und ratlos.

„Du willst ja Wunder haben, und das geht nicht nur so ohne Vorbereitung, wenn man sich mit der Sache noch nicht befaßt hat. Darum habe ich mich jetzt in diesen Tagen vorbereitet,“ fuhr er fort. „Laß uns mal eine Probe machen.

Ich will mal versuchen, ob ich vor deinen Augen fortschweben kann über die Stadt, über das ganze Maintal, hinüber auf die Berge da drüben.“ Und er deutete auf den sogenannten „Kugelfang“ hin, auf die Höhenfläche, die im Osten das Maintal abgrenzt

und die Stadt Würzburg, die mit Türmen und Dächern reich im Tal ausgebreitet liegt. „Du mußt aber fest an die Möglichkeit glauben und keinen Augenblick an mir zweifeln," fügte er hinzu.

Ich wollte abwehren. Er sah es mir an, daß ich nicht mittun wollte, und rief aus: „Nun, das ist noch schöner! Jetzt, wo ich mich vorbereitet habe, willst du gar keine Wunder haben. Aber jetzt gibt es keinen Rückweg. Jetzt will ich die Wunder haben," behauptete er. „Willst du nun daran glauben oder nicht, daß ich das Wunder fertig bringe?"

Ich verstand, daß er sich fest vorgenommen hatte, mich zu überzeugen, und daß ich ihn nicht abbringen würde von seinem Vorsatz, Wunder wirken zu wollen.

„Ach," sagte ich, „ich glaube dir alles. An meinem Glauben soll es nicht fehlen. Sage mir aber nur, warum du fortwährend deine Handflächen mit dem Taschentuch reibst?"

„Das will ich dir gleich erklären. Das tue ich, um die Elektrizitätskraft, die ich in meinen Fingerspitzen und in meinen Handflächen sich ansammeln fühle, an die Hautoberfläche zu bringen, um vielleicht so die elektromagnetische Stromverbindung mit der Ferne herzustellen, mit jenem Berge da drüben, zu dem ich mich jetzt durch die Luft bewegen will."

Da mußte ich ihm antworten: „Ich habe mir das Wunder eigentlich ganz anders vorgestellt. Ich habe nicht geglaubt, daß du dich in einen Fieberzustand versetzen müßtest. Auch nicht, daß du dich vermittelst Elektrizitätskräften und Magnetismus auf den Berg über das Tal hinweg versetzen willst. Sondern ich dachte, daß dein einfacher Wunsch allein im gesunden alltäglichen Körper das Wunder vollbringen würde, das du deiner Schöpferkraft zu tun befiehlst."

Da meckerte er wieder und schielte mich von der Seite an mit einem irren Blick, aus dem ich nicht klug wurde, ob mein Freund ernst war oder ob er scherzte.

„Du bist aber anspruchsvoll," höhnte er ein wenig. „Ich habe noch nie Wunder vollbracht und kann natürlich nicht sofort mit dem Wunsch allein ar-

beiten. Vielleicht, wenn ich einmal Übung habe, wird das möglich sein. Jetzt aber kann ich noch nicht ohne Vorbereitung eine Wirkung versprechen. — Nun wollen wir eine Gedankenkette herstellen," fuhr er fort. „Sieh da, der Stein an der Terrassenbrüstung ist noch warm von der Sonne, die ihn vorhin beschienen hat.

Lege deine beiden Hände flach auf den warmen Stein. Ich werde dasselbe tun. Dann benützen wir die Erdkräfte. Aber du mußt stark mit mir wünschen, denn ich glaube, daß dein Wunsch nach Wundern, weil er zuerst entstand, der kräftigere ist. Ich glaube, daß dein Wunsch mich eher hinüberheben wird auf den Berg als der meinige."

Wir taten, wie er gesagt hatte. Aber natürlich rührte sich sein Körper nicht von der Stelle, und ich war auch ganz froh darüber, denn es war alles schon so unheimlich, daß, wenn auch noch ein Wunder sich ereignet hätte, wir wahrscheinlich alle beide unseren Verstand verloren hätten.

Nachdem wir eine Weile über das Tal hinüber auf den Berg gestarrt hatten, brach ich zuerst das Schweigen, da ich sah, wie seine Hände zitterten. „Laß es doch gut sein," sagte ich. „Ich glaube jetzt, daß es keine Wunder gibt. Streng dich nicht weiter an."

Da wurde er aber böse, fuhr mich heftig an und rief geärgert: „Eben habe ich mich fortbewegen wollen! Ich fühlte schon meine Hände zittern, ich fühlte schon, daß ich in die Luft aufsteigen würde. Wenn du aber ungeduldig bist und keinen Glauben in mich hast, dann allerdings sind keine Wunder möglich."

Mir wurde immer banger um seinen Zustand, denn er begann wieder dieselben heftigen Bewegungen mit seinem Taschentuch. Da sagte ich zu ihm: „Ich will jetzt auf den Berg gehen und zeichnen. Wir können ja ein andermal einen neuen Versuch machen. Für heute finde ich es genug."

Das Seltsame war geschehen, wir hatten unsere Naturen vertauscht. Ich hatte seine äußere Ruhe angenommen, und er trug meine Wunderbegierde zur Schau. Ich sprach fast wie ein Philosoph und er

wie ein junger Dichtersmann, der Märchen in der Welt erleben möchte und Wunderbarkeiten, weil ihn die Dichtersehnsucht mehr zum Unwirklichen als zum Wirklichen lockt.

Ich nahm meine Zeichenmappe und den Bleistiftkasten, der auf der Terrassenbrüstung neben mir gelegen, an mich, setzte meinen Strohhut auf und ging langsam voraus. Ich fühlte, daß ich meinen Freund auf andere Gedanken bringen mußte, damit der Fieberzustand ihn verlassen könne.

Er folgte mir zögernd und immer das unheimliche Taschentuch zwischen den Fingern zerknitternd.

Und als ich ihm sagte, er solle seinen Hut nicht vergessen, erklärte er mir, er habe gar keinen Hut mitgebracht, damit die Elektrizität aus seinen Haaren ungehindert ausströmen könne.

Allmählich fing ich an, fast Verachtung für seinen Zustand zu empfinden. Dieser Wunderwahnwitz, der ihn ergriffen hatte, grenzte ans Lächerliche. Diese Wundersucht hatte es fertig gebracht, den jungen, sonst so gern unauffällig und schlicht daherkommenden Mann ganz zu verwandeln. Er war ohne Hut durch die Stadt aufs Land gewandert!

Eine Viertelstunde später saß ich unterhalb der Steinbrüche, die höher hinauf hinter dem Gutshof liegen, am Rande eines Akazienwäldchens, und ich zeichnete und plauderte von harmlosen Dingen, während mein Freund hinter meinem Rücken unstet umherging und kleine Steine aneinander und aufeinander klopfte. Das Gewitter, das am westlichen Himmel stand, grollte dort hinter einem Wald, immer näher herankommend.

„Hörst du," sagte der Unruhige, „das ist meine Elektrizität, die das Gewitter jetzt anziehen wird. Du wirst sehen, es wird sogleich über unsere Köpfe ziehen. Ich fühle, wie ich mit Elektrizität geladen bin."

Ich ließ ihn reden, zeichnete ein wenig und sah mich dann erst nach dem Gewitter um. Aber als ich meinen Freund anblickte, erschrak ich. Er hatte sich die Stirnecken so heftig mit dem Taschentuch gerieben,

daß seine sonst weiße Stirn zwei feuerrote Male zeigte. Er schien einen neuen Einfall bekommen zu haben und winkte mir.

Er hielt seine Krawattennadel in der Hand. Diese Nadel war ein Geschenk seiner Mutter. Es waren in Silber gefaßte Rheinkiesel daran, die stellten eine Rose dar. „Ich werde diese Rheinkiesel jetzt in Diamanten verwandeln," sagte er mit etwas geduckter Stimme, kicherte geheimnisvoll und setzte sich auf einen Feldstein.

Das Gewitter grollte jetzt dumpfer und näher. Der Himmel hatte sich verdunkelt, aber die Wolken waren noch nicht über uns angekommen.

„Ich fürchte für meinen Strohhut," sagte ich nachlässig, um abzulenken, und blickte zum Himmel.

Er meckerte wieder das mir so unangenehme Lachen, das er heute zum erstenmal mitgebracht hatte, und rief: „Jetzt ist der Augenblick da, wo ich dir beweisen will, daß ich ein Wunder wirken kann. Das Gewitter dort und die Elektrizität in mir treffen so günstig zusammen wie vielleicht niemals wieder. Wünsche nun mit mir, daß diese Glaskiesel sich in Diamanten verwandeln sollen."

Ich sah ein, es war ihm nicht zu widersprechen. Ich gab ihm achselzuckend nach und wünschte, daß die Rheinkiesel, die er unausgesetzt mit seinem Taschentuch rieb, sich in Diamanten verwandeln möchten. „Du wirst sehen," sagte er eifrig, „dieses Mal wird ein Wunder geschehen."

Ich wollte es gerne glauben. Da setzte er noch hinzu: „Du sollst dich nicht vor dem Gewitter fürchten. Ich habe die Macht, es abzulenken. Ich werde es nach der anderen Seite des Berges schicken."

Im gleichen Augenblick blendete uns ein greller Blitz, den ich in den Augen meines Freundes sich widerspiegeln sah, und zugleich schien die Erde, wie lebendig geworden, sich zu schütteln und zu brüllen. Die Steine zitterten, und in den Büschen hinter uns sprang ein heulender Wind auf. Die dünnen Bäume des jungen Akazienwäldchens legten sich schräg und begannen alle laut zu pfeifen.

Mein Freund blieb bleich sitzen; er sah aus, als beleuchte der Blitz ihn noch immer. Und ich sprang fort und rief: „Wir werden hier erschlagen. Schnell fort!"

„Wie schade," rief er mir nach, „daß du dich so fürchtest! Das ist ja gar kein Gewitter. Das ist meine Schöpferkraft! Bleibe! Ich werde dir dann die Krawattennadel gleich verwandelt zeigen."

Ich lief aber schon fort, während er das sagte. Und ich tat, als wären mir meine Zeichenmappe und auch mein neuer Strohhut im Augenblick wichtiger als die zweifelhafte Verwandlung der Krawattennadel. Denn es begann eben mit talergroßen Tropfen zu regnen.

Mit großen Sätzen sprang ich bergab dem Gutshof zu. Ich hatte mich nur einmal umgesehen und zufrieden bemerkt, daß mein Freund, immer das Taschentuch durch die Luft schwingend, mir eiligst folgte.

Im Gutshof unter der Haustüre erwartete ich ihn. Er kam aber nicht eilig, sondern kam gemächlich unter den großen Regentropfen dahergewandert und behauptete, er habe mit seinem Taschentuch den Regen von sich abgehalten. Und trotzdem ihm das Regenwasser von beiden Schultern lief, meinte er, er wäre gar nicht naß geworden.

Jetzt begann ich mich über all die Torheit laut zu ärgern, und ich hielt ihm seine Selbsttäuschung vor. Er aber sagte, er habe Herrlicheres erlebt, als ich mir vorstellen könne. Er sei jetzt ganz frei von der Elektrizität, die in ihm aufgespeichert gewesen, denn den Donnerschlag und den Blitz, die hätte er mit seinen Kräften hervorgebracht. Das Gewitter wäre nur Schein und Einbildung von mir gewesen.

„Jawohl," sagte ich, „und dein Rock, der jetzt auf den Schultern ganz naß ist, und der Regen, der dich bis auf die Haut durchnäßt hat, nennst du das auch Einbildung?"

„Das ist nur in deinen Augen so," entgegnete er mir. „Ich sehe keinen Regen an mir. Ich bin ganz trocken. Und dich hätte auch kein Regen eingeholt,

wenn du mir vertraut hättest und nicht vorausgelaufen wärest. Denn ich ging trocken im Regen nach Hause, weil es mein Wille war, daß der Regen mich nicht berühren sollte."

„Und die Krawattennadel ist vielleicht jetzt ein Diamant geworden," höhnte ich ein wenig.

„Du bist immer so ungeduldig," klagte er. „Wärest du nicht fortgelaufen, wäre der Kiesel längst ein Diamant. Der Stein hat sich aber wieder zurückverwandelt, weil du das Gewitter mit deiner Furcht unterbrochen hast."

Ich wollte: „Unsinn" sagen, schwieg jedoch und sagte, ich wollte ihm einen Regenschirm holen, damit er auf dem Heimweg nicht naß würde. Er behauptete fortgesetzt, er würde nicht naß, er würde den Schirm nicht aufspannen.

„Denn wenn man von der Weltanschauung keinen Nutzen haben soll," lachte er, „dann ist ja die ganze Sache langweilig.

Ich war erschüttert über den ihn erniedrigenden Ausspruch, den er da tat, und ich hätte aufweinen mögen. Seine Rede schnitt mir ins Herz. Er sprach von Nutzen und Vorteil. Während er früher nichts als die Erhabenheit seiner Gedanken erleben wollte, wollte er die Gedankenkraft jetzt in Diamanten und in irdischen Nutzen umsetzen. Aber Schuld daran, das leugnete ich keinen Augenblick vor mir selbst, war ich.

Als ich im Hause in meinem Zimmer den Regenschirm holte, erschien mein Freund plötzlich unter der Tür, und rief aus: „Ah, du hast einen eisernen Ofen im Zimmer! Ich habe zu Hause leider nur einen Kachelofen. Und wenn ich gestern einen eisernen Ofen im Zimmer gehabt hätte, hätte ich mein Waschwasser in Kölnisches Wasser verwandeln können."

Ich wurde ganz traurig und ich ließ ihn reden. Er aber stellte einen Stuhl an den Ofen und bat mich, auf den Stuhl zu steigen. Ich sollte mit der einen Hand den Ofen berühren. Meiner anderen Hand reichte er den Zipfel seines Taschentuches hin.

Er behauptete, das Taschentuch sei jetzt mit seiner

25*

Elektrizität ganz gesättigt. Er hatte vorher Wasser in die Waschschüssel gegossen und hielt nun mit der rechten Hand das andere Ende des Taschentuches. Seine linke Hand aber tauchte er in das Waschbecken.

„Nun ist der Strom hergestellt," triumphierte er. „Soll ich nun das Wasser in Rosenwasser oder in Kölnisches Wasser verwandeln?"

Ich mußte beinahe auflachen. Aber er bat mich inständig, meine Gedanken zusammenzufassen, und wir entschieden uns, das Waschwasser in Rosenwasser zu verwandeln.

Plötzlich rief er: „Ach, ich habe ganz vergessen; du bist nicht isoliert genug. Ziehe deine Stiefel aus!"

Dagegen sträubte ich mich, und er ließ es dabei bewenden, daß ich die Stiefel anbehalten durfte.

Unser Anblick wäre für einen plötzlich Eintretenden äußerst komisch gewesen. Feierlich schweigend bildeten wir die Stromkette vom Ofen bis zum Waschtisch, und als Verbindungsglied zwischen mir und meinem Freund schwebte das weiße Taschentuch.

Nach einer kleinen Weile sagte er: „Jetzt ist es genug. Jetzt muß die Verwandlung fertig sein." Und er nahm von meinem Schreibtisch ein Stück Fließpapier, tauchte es vorsichtig in das Wasser, roch dann an dem durchtränkten Papier und behauptete, daß es einen schwachen Rosengeruch habe.

„Ja," stimmte ich bei, „es riecht nach Rosen im Zimmer." Das war auch wahr, denn die Sonne war eben untergegangen, und durch das offene Zimmerfenster strömte der feine Atem der Rosenbüsche aus dem tiefgelegenen Garten herauf. Ich wollte meinen Freund aber nicht daran erinnern, daß dieser Rosenduft jeden Abend nach Sonnenuntergang ins Zimmer kam, denn ich war müde von der Narretei.

Er sagte dann ganz ernst: „Der Duft des Wassers wird wahrscheinlich nicht lange anhalten, denn es ist dies heute das dritte Wunder, an das ich meine Kräfte verschwendet habe, und die Elektrizität war nicht mehr stark genug in mir, um das Wasser bleibend in Rosenwasser verwandeln zu können. Schade,

daß ich das Gewitter hinter den Berg geschickt habe. Wenn es über das Haus gezogen wäre, hätten wir seine Kraft mit zur Bereitung des Rosenwassers verwenden können."

Ich sah hinaus. Der Himmel war klar, das Gewitter war verschwunden, und der Abend breitete sich friedlich über Felder und Gärten aus.

Sichtlich stolz auf seine Leistungen, steckte jetzt endlich mein Freund das Taschentuch in seine Brusttasche, und ich begleitete ihn zur Stadt den Berg hinunter. Ich wollte ihn in dem unklaren Zustand, in dem er war, wenigstens bis zum Stadttor folgen. Ich fürchtete, er würde unterwegs vielleicht im Felde sitzen bleiben und irgendein neues Wunder ausdenken.

Vor dem Burkardustor war damals ein großer Zimmerplatz am Mainufer. Dort lagen lange Baumstämme und Balken, zu Haufen geschichtet, auf dem Rasen. Als wir an dem Platz vorüberkamen, stand der Mond mit schwach leuchtendem Halbrund am Himmel. Es war dämmrig geworden, und das Mondlicht begann auf den glatten Stämmen des Zimmerplatzes zu glänzen.

Ich wollte mich jetzt von meinem Freund verabschieden. Da deutete er nach dem Mond und sagte: „Warte einen Augenblick! Ich will doch noch versuchen, dir noch ein ganz einfaches Wunder zu zeigen."

Ich wollte nicht hinhören und sagte: „Mein Vater wartet mit dem Abendbrot auf mich. Ich muß eilen, um auf den Berg zurückzukommen."

Mein Freund aber war schon auf einen Balkenhaufen geklettert. Schleunigst zog er, oben sitzend, seine Stiefel aus und stand nun da, aufgerichtet auf den Zehenspitzen, die Arme hoch zum Mond gehoben, während ich an dem Bach — der damals noch nicht überbrückt war — an einem Maulbeerbaum lehnte und dem Wundersüchtigen von weitem zusah und nun wirklich von Herzen wünschte, es möge ihm gelingen, vor mir in den Mond zu steigen, damit wir nicht mehr von den Wundern weitersprechen müßten.

Es wurde dämmeriger. Wolken schoben sich vor den Mond, und einen Augenblick schien es wirklich, als wäre mein Freund im Dunkel verschwunden. Da wurde mir bang, und ich rief mehrmals seinen Namen.

Er war aber nur hinter die aufgestabelten Balken gestiegen und hatte dort seine Stiefel wieder angezogen. Nun kam er zurück und bewegte wieder lebhaft das Taschentuch in seiner Hand. Und er sagte: „Es wird mir gelingen, ich weiß es ganz gewiß. Jetzt ist es Halbmond, aber wenn es Vollmond ist, wird der Mond kräftig genug sein, mich zu sich zu ziehen."

Dann nahm er ganz vergnügt Abschied, und wir trennten uns. Nachher auf dem Heimweg hinauf zum Gut in der Stille des dunkelnden Heckenwegs atmete ich auf, als wäre ich einem Zauberer entronnen.

War die Welt nicht wundervoll, wie sie da im Sommerabend nach dem Gewitter in der gereinigten Luft vor mir lag auch ohne Wunder? War es nicht wundervoll, als Mensch zu wandern und sich Mensch und sich nur als Mensch zu fühlen? Warum sollte man fliegen oder Verwandlungen vornehmen?

Als wäre ich von einem Alpdruck aufgewacht aus einem quälenden Schlaf, so befreit fühlte ich mich jetzt auf dem Abendweg. In der Ferne stand der Schattenriß des Giebels vom Gutshaus am Bergabhang. Ein Lichtpunkt leuchtete auf der dunklen Terrasse. Am Himmel flimmerten ein paar vereinzelte Sterne.

War es nicht Wunder genug, zu wissen, daß man lebte?

Der Lichtpunkt auf der Terrasse und die Lichtpunkte der Sterne waren einander ähnlich, und doch wußte ich, die Lichtpunkte oben am Himmel waren riesige Weltenkörper, und auf der Terrasse unten stand nur eine kleine Petroleumlampe auf einem gedeckten Tisch, auf dem das Abendbrot wartete.

War das nicht Wunder genug, daß riesige Welten klein wie Lampen werden konnten, klein wie eine Lampe, die auf einem Menschentisch steht?

Beim feierlichen Bewundern der Lebensdinge werden alle Leben Wunder! Heute kann ich mir mein Empfinden in Worten ausdrücken. Damals genoß ich es ohne umfassendes Wort.

*

Einige Tage nach diesem Augustnachmittag war ich wieder in unserer Stadtwohnung, als der andere Freund, der Schweigende, zu mir kam und mich fragte, wann ich zum letztenmal den jungen Philosophen gesehen hätte. Derselbe sei nicht mehr ins Kolleg gekommen, auch wäre ihm nicht geöffnet worden, als er den Freund in dessen Wohnung aufgesucht habe. Auf Nachfrage bei seiner Hausfrau habe diese geantwortet, ihr Mieter liege seit ein paar Tagen zu Bett, wolle aber keine Besuche empfangen, habe auch kein Essen zu sich genommen und wünsche nur in Ruhe gelassen zu sein. Sie gehe deswegen gar nicht mehr an seine Türe, da er jedesmal von drinnen herausrufe, daß er nicht gestört sein wolle.

Das, was ich da hörte, erschreckte mich gewaltig. Ich erzählte in kurzen Zügen dem Schweigenden die Vorgänge des Nachmittags: daß unser Freund mit dem Vorsatz, Wunder zu wirken, zu mir gekommen und noch im gleichen Wahn von mir fortgegangen sei.

„Er muß uns öffnen," sagte ich. „Er darf nicht sich selbst überlassen bleiben, sonst verfällt er in Irrsinn. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät." Der Schweigende nickte, und dann eilten wir beide nach der Wohnung des jungen Philosophen.

Es war sechs Uhr abends, heller Sommerabend. Und als wir in das altmodische Haus traten, in welchem unser Freund ein Zimmer gemietet hatte, war es in dem großen Treppenraum still, und nur unsere Schritte hallten auf der geräumigen Holztreppe des weiten Stiegenhauses. Mit einigem Staunen sahen wir, als wir den oberen Flur, der durch keine Türe von der Treppe abgesperrt war, erreicht hatten, daß dort auf den Sandsteinfliesen viel Wasser ausgeschüttet war.

Wir dachten aber an nichts Besonderes dabei,

sondern meinten, daß dieses durch die Unachtsamkeit eines Dienstmädchens geschehen wäre; denn im gleichen Flur war ein Wasserhahn an der Wand angebracht, mit einem eisernen Becken darunter. Da war es leicht möglich, daß das Wasser im Becken vielleicht übergelaufen war, wenn der Beckenabfluß verstopft und der Hahn nicht zugedreht gewesen.

Vorsichtig über die Wasserlachen steigend, kamen wir zur Zimmertür. Wir klopften, aber wir erhielten keine Antwort. Der Zimmerschlüssel steckte, also mußte unser Freund zu Hause sein. Wir klopften mehrmals und versuchten durchs Schlüsselloch zu spähen, und ich sehe uns da noch heute vor der großen weißlackierten Türe beratschlagen, immer ängstlicher werdend, weil wir nicht wußten, was wir zu tun hatten.

„Vielleicht ist er eingeschlafen," meinten wir dann und wir beschlossen, einen Augenblick auf der Treppe zu warten, denn es ging augenscheinlich etwas Unheimliches vor. Das sagten uns immer eindringlicher die großen Wasserflecken, die, wie es mir auf einmal schien, ganz von selbst anwuchsen und sich immer mehr über die Steinfliesen ausbreiteten. Wir stiegen über die Wasserseen zurück bis zur breiten Holztreppe. Dort standen wir zaudernd und warteten, an das Geländer angelehnt. Endlich setzten wir uns auf die oberste Stufe und überlegten.

Während wir noch in die Haustiefe zur Treppe hinunterhorchten und immer hofften, der junge Philosoph möge ausgegangen sein und würde plötzlich nach Hause kommen, da fuhren wir auf einmal beide gleichzeitig in die Höhe, denn das Wasser, das wir aus dem Auge gelassen hatten, hatte uns am Treppenrand erreicht, und wir sahen staunend, daß es jetzt wie ein fließender Bach von Stufe zu Stufe hinunterlief.

Wir sahen beide unwillkürlich nach der weißen Zimmertür und verstanden nun, daß die Unmenge Wasser aus dem Zimmer unseres Freundes kam.

„Was ist das wieder für ein Streich?" entfuhr es dem Schweigenden.

Das bewegliche Wasser, das da neben uns das einzige Leben im Treppenhause war, blickte uns an und sagte uns: „Es ist ihm nichts Schlimmes geschehen, und ihr braucht euch nicht zu ängstigen. Er macht nur neue Wunderversuche."

Jetzt hörten wir auch, daß einige Gefäße im Zimmer, Eimer und Waschschüssel, klirrten, als würden sie zur Seite gerückt. Unsere Laune heiterte sich auf. Wir klopften nun lebhafter an die Türe und riefen lachend, daß wir eintreten wollten.

„Es ist offen," rief drinnen die Stimme unseres Freundes.

Rasch drückten wir die Türe auf, und nun wurden wir noch mehr erstaunt. Wir sahen eine Wasserfläche, weit ausgebreitet über den ganzen Zimmerfußboden, vor uns. Und in seinem Bett, mit dem Augenglas auf der Nase, lag der junge Mann mit feuerrotem Kopf und vergnügt lachend.

Er erklärte uns, daß er noch einmal Versuche gemacht hätte, sich und diesmal auch das ganze Zimmer vollständig zu isolieren, damit er dadurch neue Elektrizitäten in seinem Körper ansammeln könne, die er heute nacht zum Aufstieg in den Vollmond brauchen wollte. Er sagte auch, er habe tagelang nichts gegessen, sondern nur Zigaretten geraucht und sich Kaffee und Tee bereitet.

Als wir durch das Wasser hindurch zu ihm an sein Bett traten, sahen wir erst, daß er im Gesicht seltsam zerschunden war. Er hatte sich die Backenknochen, die Stirnecken, Nase und Kinn so sehr mit dem Taschentuch gerieben, daß diese Stellen wie offene rote Wunden leuchteten. Und umgeben von diesem Kranz von Röte, glänzten unheimlich funkelnd seine Augengläser.

Aber das Vergnügen, daß wir ihn lebend antrafen und auch scheinbar noch bei Verstand, überwog den Schrecken dieser Eindrücke, und wir versuchten mit Lachen und Scherzen und Plaudern seine Wundersucht ins Komische zu ziehen und sie als harmlos und spaßhaft hinzustellen, und brachten es auch fertig, ihn zu überzeugen, daß diese Nervenüberspannung,

hervorgebracht durch Hungern, Rauchen und Teetrinken, ihn nur schwächer und nicht stärker mache.

Er befahl uns zwar mehrmals, ihn allein zu lassen, vorgebend, er wolle schlafen. Aber wir ließen uns nicht so leicht abweisen. Da wir nun ins Zimmer eingedrungen waren, wollten wir es nicht so bald wieder verlassen, bis wir ihn gesund und vernünftig gemacht hätten.

Wir riefen das Dienstmädchen. Ihr sagten wir, der Wasserhahn wäre offen gewesen, und das Wasser wäre von draußen hereingeflossen. Daß der junge Philosoph selber Eimer um Eimer geholt und in sein Zimmer ausgegossen hatte, das wäre ihr natürlich nie eingefallen auszudenken. Aber man sah es ihr an, daß sie auch nicht verstehen konnte, wie das Wasser von draußen hereingeflossen war.

Während viele Hände nun die Flut hinausbeförderten und der junge Mann im Bett sich ärgerte, daß man ihn nicht in Ruhe ließ, lief einer von uns fort und kaufte Essen ein, und wir überredeten den Freund, Nahrung zu sich zu nehmen, was er dann auch tat. Wenn er von Wundern reden wollte, fingen wir beide an, der Schweigsame und ich, zu schmunzeln und dann zu lachen. Und besonders der Schweigsame verstand es gut, mit gesundem Spott des andern ungesunde Wunderlust lächerlich zu machen.

Ich war froh, als der Wundermann endlich mitlachte, und als er, nachdem er gegessen und Bier getrunken hatte, wieder Schlaflust bekam, die er seit Tagen künstlich vermittelst Tee und Tabak von sich fern gehalten. Er mußte uns versprechen, zu schlafen und nicht mehr an Wunder zu denken und im Bett zu bleiben, bis wir ihn am nächsten Tag wieder besuchen würden.

Das tat er auch wirklich, und er schlief noch, als wir ihn am nächsten Mittag um zwölf Uhr wieder aufsuchten. Dann war seine Rede wieder vernünftig, und nur noch die roten Flecken in seinem Gesicht, die erst nach einigen Tagen verschwanden, erinnerten an die fieberhafte Wundersucht, die ihn beinahe um Verstand und Leben gebracht hätte.

Nach diesen Erlebnissen mit dem jungen Philosophen war mir eigentlich das Sprechen mit ihm über Atomkraft und über die neue Weltanschauung verleidet, und es war mir lieb, daß mein Freund, der erst vorhatte, den Ferienkurs in Würzburg zu besuchen, sich entschloß, zu den Ferien heimzureisen, um in der Universitätsstadt, in der er geboren war, Ferienkollegs zu belegen.

Als das Wintersemester begann und er wiederkehrte, war er wieder derselbe ruhige und stilldenkende gesetzte Mensch, als den ich ihn immer gekannt hatte. Er hatte dann auch viele Kollegs zu besuchen, und sein Studium nahm ihn derart in Anspruch, daß er nicht mehr so ausschließlich der von ihm auf Physik und Chemie angewandten Lehre der Atomkraft nachgrübeln konnte. Aber das will nicht sagen, daß er die neuen Gedanken beiseite gelegt hatte. Er holte sie immer wieder vor und ließ sie nicht los und legte sie auch ein Jahr später in einem Manuskript nieder; nur auf plumpe Wunderversuche ließ er sich nie mehr ein.

Wenn ich ihn manchmal nach Jahren wiedersah, in dieser oder jener deutschen Stadt, wo er als Assistenzarzt weilte, und auch dann, als er später selbständiger Arzt geworden, so war seine Atomkraftlehre immer mit neuen Erklärungen chemischer und physikalischer Vorgänge weitergediehen, und er hat diese Lehre niemals aufgegeben, sondern sie immer mehr vereinfacht und ausgearbeitet.

Doch die Anwendung der neuen Weltanschauung auf das Gesellschaftsleben der Menschheit und auf das einzelne Menschenleben kam ihm als etwas so Selbstverständliches vor, daß er sich nicht weiter Mühe gab, darüber etwas niederzuschreiben.

Mir aber, in meinem Schriftstellerberuf, bildete sich die neue Weltanschauung zu einer Mündigkeitssprechung der Menschheit aus. Und die Zeit von 1890 bis heute, vor allem die Zeit von 1890 bis 1900, war für mich eine fortgesetzte Entwicklung zu einem neuen Menschentum hin auf Grund der neuen Weltauffassung, von der ich heute fest überzeugt bin, daß

sie dazu da ist, die Menschheitsideale von morgen zu schaffen, denn das Weltfestlichkeitsgefühl liegt im Menschen eingeboren, es ist keine Lehre, sondern ein natürlicher Zustand, den jeder an sich erkennen kann.

Ich habe diese Weltauffassung in der Dichtung angewandt und habe sie bewußt und unbewußt bei allen Begegnungen mit Dichtern, Künstlern und geistigen Zeitgenossen aus mir spechen lassen.

Meine festliche Weltauffassung wurde mir aber oft als Oberflächlichkeit oder Leichtsinn ausgelegt. Um nun endlich ganz verstanden zu werden, in Werken und Handlungen, will ich die Entwicklungsjahre jener Zeit weitererzählen und die Zeitspanne, in der die neue Umwandlung am auffallendsten bei mir zutage trat, im nächsten Abschnitt dieses Buches schildern.

*

Noch immer liege ich nach dem Sturz mit steifem, schmerzendem Bein im Bett. Aber ich bin erstaunt, wenn ich feststelle, daß ich Wochen am selben Fleck gelegen habe. Es ist mir, als hätte ich keinen Augenblick still gelegen, denn ich bin Meilen über Meilen in das Jahr 1890 zurückgewandert.

Ich erlebte nach dem Sturz in den wenigen Minuten im Gartensaal des Gutshofes, als ich meine und meines Freundes Photographie dort stehen sah, blitzartig jenen Augustnachmittag wieder und die wirren Wunderversuche des jungen Philosophen.

Die Glocken schweigen jetzt mittags, denn die Zeit des außergewöhnlichen Trauergeläutes für den verstorbenen Prinzregenten ist abgelaufen. Die Glocken haben mich gut in die alten Zeiten hineingesungen, so daß ich sie im Geiste immer weiter singen höre, auch wenn sie mittags nicht mehr läuten und nicht mehr melodisch brausend mein Zimmer umkreisen.

Kaum aber kann ich noch glauben, daß ich bereits im Jahre 1913 lebe, denn ich habe auf der Erde noch keinen Schritt in diesem Jahr getan. Nur meine Gedanken marschierten.

Dreiundzwanzig Jahre, die mich vom Jahre 1890 trennen, sind verschwunden, als wenn sie nie gewesen wären. Ist das nicht auch eine Festlichkeit, keinen Schritt mit seinen Füßen in der Gegenwart tun zu können und im Geist bei den Geistern alter Jahre Spaziergänge zu machen mit frischen Jünglingsgliedern?

Und ist das nicht auch eine Festlichkeit, daß ich bei den Erinnerungen die Schmerzen der Gegenwart ganz vergessen und mein Buch beginnen konnte?

Das ist ein großes festliches Wunder, daß die Zeit des Menschen Wunsch gehorchen muß, und daß der Mensch der Gegenwart Schmerzen in Vergessenheit verwandeln kann.

Es ist mir das eine neue Bestätigung dafür, daß das Leben in Leid und Freude ein Fest ist.

Und ich muß es immer wiederholen: Das Leben ist unter allen Umständen ein Fest.

Für den Armen und für den Reichen, für den Lebenden und für den Sterbenden ist es festlich, wenn wir es nicht bloß mit äußeren, sondern auch mit inneren Kräften erleben und uns Schöpfer und Geschöpf zugleich fühlen wollen.

*

Mein Lebenslauf in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war folgender:

Nachdem ich mein Vaterhaus Weihnachten 1891 verließ, flüchtete ich fort aus den Bürgerkreisen zu den „hundertjährigen“ Männern. Ich meine damit diejenigen Dichter und Denker, denen ich teils in Büchern, teils in der Wirklichkeit begegnete, jene, die reif und weise geboren sind, wenn sie auch noch einen jungen törichten Körper haben, jene, die einen bestimmten Grad von Unsterblichkeit besitzen, auch ehe sie ihr Lebenswerk vollendet haben.

Bis 1890 war ich im alten geistigen Deutschland aufgewachsen, im Deutschland von Schiller und Goethe, im Deutschland der Idealisten. Ich hatte noch keine Ahnung, daß dieses nicht mehr das heutige geistige

Deutschland war, trotzdem ich empfand, daß die Gedichte, die ich bisher gelesen, wie ein alter, vererbter Familienschmuck wirkten, und daß sie auf ihrem Glanz und in ihrer Sprache bereits eine dicke Patinaschicht trugen. Und auch alle die Gedichte der späteren Romantiker brachten eine süße Friedlichkeit mit, wie die alten Mahagonischränke sie ausströmten, in denen jene Bücher ihre Behausung hatten.

Körner und Kleist, Hauff und Mörike, Uhland und Rückert, Heine und Klopstock, ihre Bücher waren gütig und ehrwürdig und von der Vergangenheit geheiligt und gaben dem Zimmer, in dem sie standen, eine glückliche Ruhe und eine Weltferne. Und dieses wunderte mich nicht, denn sie waren aus alter Zeit. Aber daß die neueren Schriftsteller, die der sechziger und der siebziger Jahre, einen süßen Vergangenheitshauch in ihre Sprache legten, als wären ihre Bücher unter der Feder alt geboren, während die Worte noch tintennaß waren, das fiel mir unangenehm auf. Die Schriftsteller der achtziger Jahre dagegen, die, statt mit Tinte, mit Tier- und Menschenblut zu schreiben schienen, wirkten auf mich erlösend.

Ich hörte eines Tages zwei Herren in Würzburg vor mir auf der Domstraße zueinander sagen: „Zola, dieses Schwein, sollte in Deutschland verboten werden.“ Und ich wurde stutzig, denn die Gesichter derer, die das sagten, waren derart empört, daß ich sofort begriff: wenn diese Bürgerleute sich so aufregten, dann würde jener Schriftsteller — dessen Name ich oft gehört, aber von dem ich noch kein Buch gelesen — sicher sehr ernsthaft sein.

In denselben Tagen war auch die Welt erfüllt vom Geschrei über Tolstois „Kreutzersonate“. Und es hatten sich, wie für und gegen Wagners Musik, Streiter für und gegen die „Kreutzersonate“ in allen geistigen Kreisen des Landes aufgemacht.

Kühler lassend, aber auch aufrührerisch, wirkte das Auftreten Björnsons, der in seinem Buch „Der Handschuh“ zum erstenmal die Forderung aufstellte, daß der junge Mann seine Keuschheit bis zum Hochzeitstage ebenso streng bewahren müsse, wie das junge Mädchen.

Die Erde schien in jenen Tagen dem geistig Miterlebenden im tiefsten Geiste stündlich zu erzittern. Dem sicheren Gesellschaftsleben war außerdem in dem noch unsicher schwankenden Geist des neue Menschenrechte fordernden Sozialismus ein Gespenst erstanden, und nur die Dichter wurden vorerst angelockt von der noch unbedichteten Zyklopenwelt des Arbeitertums.

Bei verweichlichten Gemütern mußte jedes Buch dieser neuen Gattung einen Schrecken erzeugen. Das Wohlbehagen des Bürgergeistes wurde gewaltig gestört durch die neuen Armuts- und Arbeitergestalten, die, ungewaschen und ungekämmt, verhungert und ungehobelt, in Fabrikluft schwindsüchtig und elend geworden, aber mit unverheuchelt ehrlichen Lebens- und Liebestrieben versehen, das Erbarmen und die Bewunderung der Dichter gefunden hatten.

In Deutschland konnten darum damals gute Bürger Zola auf offener Straße ein Schwein nennen! Auch Gerhart Hauptmann und Holz und Schlaf, die drei ersten deutschen Verkünder des Wirklichkeitslebens in Dramen und Romanen, waren von der sogenannten guten Gesellschaft noch geächtet, als könnten sie mit ihren Büchern die Leprakrankheit in Haus und Theater verbreiten.

Außerdem war da noch der Philosoph Nietzsche aufgetaucht. Ich sah zum erstenmal in der „Gesellschaft" — die M. G. Conrad mit mächtigem Sturm und Drang stark und mutig begründet hatte — das Bild Nietzsches, des Dichterphilosophen, im Lesesaal der Würzburger „Harmonie" im Jahre 1891, und zugleich war da ein begeisterter Aufsatz mit einer kurzen Angabe aller seiner Werke und mit der Nachricht, daß der große Mann geistig umnachtet bei seiner Mutter in Naumburg lebe und wahrscheinlich nie mehr die Klarheit seiner Gedanken zurückerhalten werde.

Ich eilte vom Lesesaal sogleich zur Stubertschen Buchhandlung und verlangte dort Nietzsches Werk „Also sprach Zarathustra". Niemand in der Universitätsbuchhandlung kannte den Namen des deutschen Philosophen. Man bestritt sogar, daß ein Philosoph

dieses Namens in Deutschland lebe oder gelebt habe. Man behauptete, ich müßte mich im Namen geirrt haben. Man lächelte und schrieb den Namen, den der Universitätsbuchhändler und die ihn umgebenden Herren noch nie gehört hatten, nur ungern auf.

Man wird sich das heute kaum vorstellen können, heute, wo jeder einigermaßen gebildete Student Nietzsches Namen so gut kennt, wie ein Musiker Richard Wagner kennt.

„Den Philosophen Nietzsche, den Sie verlangen, kennen wir nicht. Nehmen Sie doch die Werke eines anderen," so riet man mir in jener Buchhandlung. „Einen Philosophen Nietzsche gibt es gar nicht, und wir werden uns nur lächerlich machen, wenn wir nach Leipzig schreiben. Bestellen Sie doch ein Werk von Kant oder Spinoza. Bei diesen Namen sind wir sicher, daß wir Ihnen die Werke verschaffen können."

Ich dankte für den billigen Rat und wollte gehen. Da ersuchte man mich gnädigst, den Namen noch einmal aufzuschreiben. Drei Tage später bekam ich aus Leipzig das Buch.

Nietzsche war bereits geistig gestorben, aber sein Werk stand vollendet da. Ist es dann nicht erstaunlich, daß damals bloß die geistigen oberen Zehn, die sich um M. G. Conrads „Gesellschaft" sammelten, den Namen Nietzsche kannten und im Besitz seiner Werke waren? Während fünfzig Millionen Deutsche, die ahnungslos das Kommen und Gehen eines deutschen Geisteszyklopen miterlebt hatten, so wenig von ihrem großen Zeitgenossen wußten und so wenig an seiner Arbeit beteiligt waren, wie wenn ein fernes Sonnensystem im Weltall untergegangen wäre, von dessen Glanz und dessen Erlöschen nur einige Sternwarten der Erde Kunde hatten.

Und ich frage mich: woran liegt dieses auffallende Unbeteiligtsein der gebildeten Massen an der Entwicklung großer Männer und ihrer Geistesarbeit? Erst wenn ein Lebenswerk vollendet ist, erst wenn manche Geister irrsinnig werden vor Überanstrengung und vor Qual über den Unverstand und die Teilnahmslosigkeit, auf die sie stündlich stoßen müssen, erst dann

wird die heutige Gesellschaft in breiteren Massen auf sie aufmerksam. Selten aber werden junge einsame Geisteshelden von ermutigenden Zurufen, von der Spannung und Erwartung eines ganzen Volkes durchs Leben getragen. Jene jungen Männer sind die einsamsten Söhne ihres Landes, und, wie ich schon zu Anfang dieses Buches sagte, sie müssen durch Wälder von Dornen wandern.

Heute weiß ich mir die Teilnahmlosigkeit der Nation zu erklären. Der Hauptgrund, daß das Verachten oder Übersehen starker junger Männer in einem Volke möglich ist, beruht auf einer unglücklichen Weltanschauung der Menschheit. Würden die ungeheuren Kräfte und die ungeheure Aufmerksamkeit, die die Gesellschaft graugewordenen Idealen zuwendet, dem Weltfestlichkeitsideal zugewendet, so würde eine größere Festlichkeit des Geisteslebens das Völkerleben verklären, und die Schwungkraft des Geistes aller Gesellschaftskreise würde sich erhöhen. —

Kühnheit und umwälzende Neuheit waren die Kennzeichen aller bedeutenden Bücher der achtziger und der neunziger Jahre. Diese neuen Werke wirkten, wenn man sie mit den auf einer alten Weltanschauung fußenden Werken der Klassiker verglich, wie Dynamitpatronen im Bücherschranke.

Zugleich mit dem umwälzenden Geist des Schrifttums waren in jener Zeit die Frauen teilweise der Madonnenhaltung müde geworden, und auch der Geist der Frau wollte am öffentlichen Leben teilnehmen. Die Zeit gärte, und es wogten im Geistesleben jener Tage zwei Strudel auf und nieder. Künstlerbewegung und Frauenbewegung, beide von Schöpferkraft angefeuert, hielten die öffentliche Meinung in Atem.

Von der Republik Amerika kam dazu das Wort Arbeit wie ein festliches Schlagwort herüber, und Europa echote: „Arbeit“, und der Arbeiter wurde zum Ritter in der Phantasie der Dichter. Und die Frau wollte nicht zurückbleiben und wollte zur Arbeiterin werden. Sie, die vorher nur im Hause Mutter und Dame gewesen war, sie suchte sich jetzt auch einen Wirkungskreis außer dem Hause.

Ich muß gestehen, daß ich im Jahre 1890 noch herzlich wenig von all diesen geistigen Umwälzungen, die in der Welt vorgingen, wußte. Ich hatte bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahr von Gefühlsfragen und von Geistesfragen, die das Weltbild von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Jahrtausend zu Jahrtausend umgestalten müssen, nur eine Ahnung bekommen aus der Geschichtsstunde der Schule oder aus den Gesprächen meines Vaters über Politik. Sonst aber war die Welt bisher für mich scheinbar vollkommen gewesen, unerschütterlich nach biblischen Vorbildern aufgebaut, die vom Staate gutgeheißen und von den Dichtern mit Phantasie durchdrungen und besungen worden waren.

In der Privatier- und Universitätsstadt Würzburg sah man nicht das Elend und den Haß der Armen gegen die Reichen, der in Fabrik- und in Bergwerksgegenden damals zuerst aufschrie. Denn die Kaufmanns- und Rentierbevölkerung, die Beamten, Professoren und Offiziere, dazu die unbekümmerte Studentenschaft gaben dem Stadtbild, bei Weinbergen und altersgrauen Kirchen, den Frieden einer Lämmerhürde.

Das Wort Streik kannte man nur aus Zeitungen. Auch von der Frauenbewegung und Dichterbewegung kamen damals nur die Echos in Zeitschriften oder Zeitungen zu den stillen Gestaden meiner Vaterstadt. —

Außer einer Würzburger Zeitung hatte ich kaum einmal in einem Kaffeehause eine andere Zeitung in der Hand gehabt, bis ich von dem einen meiner beiden Freunde, von dem Schweigenden, eines Tages auf das Berliner Tageblatt aufmerksam gemacht wurde. Ich höre noch seine Worte, als er sagte: „Im Feuilleton dieser Zeitung ist immer von einer Literatur die Rede, die nichts mit der alten Zeit zu tun hat. Diese Kreise, die in einem neuen Geist schreiben, solltest du aufsuchen."

Ich hatte jene Literatur bereits aus der Zeitschrift „Die Gesellschaft" kennen gelernt, aber ich war wie jeder Anfänger scheu und wollte erst meine eigenen

Kräfte sammeln und meine Eigenart ausgeprägt haben, ehe ich mit jenen fremden Kreisen in Verbindung trat, die mir vielleicht zumuten würden, ihre Eigenart anzunehmen. Und ich war ängstlich, mein schriftstellerisches Ich zu hüten, bis es mir soweit ausgebrütet schien, daß es eine Persönlichkeit bekommen hatte.

So ließ ich es beim Lesen und Wiederlesen von Jacobsens Niels Lyhne beruhen. An diesem Buche bildete ich zuerst meine Schreibweise, und zugleich kam mir Niels Lyhnes Weltanschauungskampf, der zwischen dem Glauben an den alten Gott und dem Glauben an die Menschenvernunft schwankte, nahverwandt vor. Denn auch ich wog, ähnlich wie Niels Lyhne, noch immer die alte und meine neue Weltanschauung stündlich ab, schwankend zwischen der qualvollen Lehre der Erbsünde, der Verdammnis und der Belohnung nach dem Tode, und jener festlichen Denkweise, die mir erlaubte, mich Schöpfer und Geschöpf eines ewigen Weltfestes zu fühlen, zurückgeführt auf die Atomkraft aller Dinge.

Und so wie die Bücher der deutschen christlichen Klassiker nicht mehr in der Mauserzeit meiner Weltanschauungen auf mich wirken konnten, da sie mir in der gärenden Zeit zu christlich gottergeben vorkamen, so konnte ich auch selbst nicht mehr den Wunsch hegen, ähnlich dichten zu wollen wie die Dichter der alten Weltanschauung, die da in Reihe und Glied die Familienbücherschränke eines jeden deutschen Hauses füllten und den eisernen Geistesbestand meiner Zeit darstellten.

Solche Bücher kamen mir damals vor wie die jahrhundertalten Festungswerke der Stadt Würzburg, die schweigend behaupteten, für alle Jahrhunderte gut und nützlich zu sein und den Feind, den Erbfeind abwehren zu können. Sie sahen auch sehr trutzig drein, diese prächtigen Wälle, die von den klügsten Geistern ihrer Zeit zur Abwehr ausgedacht waren und stattlich und unerschütterlich schienen, als könnten sie noch Jahrtausenden trotzen.

Das Stadtleben aber, das sie schützen wollten,

26*

engten sie mit der Zeit so ein, daß die Bevölkerung, die weiterwuchs und immer licht- und luftbedürftiger wurde, durch Raummangel jeden Tag verheerende Krankheiten ausbrechen sehen konnte, hervorgerufen durch Menschenanhäufungen.

Und dieselben Wälle, die dem Feind wehren sollten und ihre Bürger retten vor dem Tod durch Feindeshand, sie wären schuld geworden, daß der Tod sich von selbst in der Stadt geboren hätte, wären sie nicht niedergelegt worden. Denn sie waren jetzt nicht mehr die Verteidiger, sondern die Feinde der Bürger, deren Kindern und Kindeskindern sie den Lebensatem und die Lebensfrische unfreiwillig raubten.

Ebensolche Wälle schienen mir die vorsichtig gehüteten Geistesgüter der Vergangenheit und einer alten Weltanschauung zu sein. Die neuen Bücher dagegen, wenn sie vielleicht auch nicht bleibende Grundsteine zu neuen Mauern waren, so brachen sie doch wie Dynamitpatronen Breschen in das veraltete Geistesbollwerk der europäischen Nationen.

Die neuen Schriftsteller, die diese aufrührerischen Bücher schrieben, wurden aber zur damaligen Zeit noch vom Adel sowohl als vom Bürger und vom ganzen Volk, gleich den Geächteten, für vogelfrei erklärt. Das Wort „Schweine!" war noch das mildeste, das man ihnen nachwarf.

Und so wie sich damals Familien und Freunde in der Musik über Richard Wagner zerkriegten, so entspannen sich in der deutschen Dichtung über Gerhart Hauptmann und die Jüngsten geistige Bürgerkriege, die in allen Gesellschaftskreisen mit heftigem Dafür und Dagegen ausgefochten wurden, — gar nicht zu sprechen von Nietzsche, dessen Name noch lange in Bürger- und Volkskreisen so unbekannt blieb, wie er es jenem Universitätsbuchhändler in Würzburg im Jahre 1890 gewesen.

Auch Nietzsches Buch „Jenseits von Gut und Böse" schlug wie mit Keulen an die guten alten Bücherschränke. Und es war eigentlich kein Wunder, daß an der Provinzuniversität der Name eines solchen Umwerters aller Werte noch unbekannt blieb, auch

nachdem der Zyklopengeist dieses Denkers bereits aufgehört hatte, dem Leib zu gehorchen.

Es war so viel Gärstoff in jener Zeit, so viele große Männer waren an der Arbeit, daß, wer sich nach Geistesnahrung sehnte, reichlich genährt wurde.

Zu jedem Weihnachtsfest gab Ibsen ein neues Drama heraus. Björnson und Tolstoi behaupteten große Wahrheiten. Und Strindberg, der damals noch an der Züchtung seiner gewaltigen Eigenart arbeitete, stand in der Mitte seines Lebens und hatte noch seine mächtigsten Arbeitsjahre vor sich.

Liliencron fing eben an seine stürmischen und weltfröhlichen Lieder zu singen. Er trat erst mit vierzig Jahren als Dichter auf.

Die meisten der Genannten haben sich aber heute auch schon in jene alten Bücherschränke eingebürgert, und sie sind die Klassiker der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geworden; das deutsche Volk hat sie bereits in Gnaden aufgenommen, dasselbe Volk, das sich damals gegen ihren neuen Geist gewehrt hat.

Das Deutschland der blauen Ritterromantik und einer bleichsüchtigen Griechentumverehrung ist in jenen Jahren abgelöst worden von jenen Männern, die tapfer und furchtlos gegen Geistesverweichlichung weiter Bürgerkreise wie junge Ritter mit den Arbeitern Schulter an Schulter kämpften. —

Ich wollte mit diesen letzten Zeilen kurz eine Erinnerung des Geistesgesichtes jener Umsturzzeit geben. Ich habe auch nicht alle Geisteshelden jener Zeit genannt, sondern nur einige Schriftsteller und wollte nur das Zusammenwirken jener Titanen dem Leser in Erinnerung rufen, damit er Fuß fassen kann und meinen Weg leichter miterleben kann, den ich ihn jetzt durch die Jahre nach 1890 bis zur Jahrhundertwende führen will.

Ich habe im ersten Teil des Buches bereits gesagt, daß sich Stöße von Notizbüchern bei mir ansammelten, da ich die täglichen Spaziergänge, Gespräche und so weiter im Jahre 1890 niederschrieb und die Eindrücke in neuen Vergleichen festzuhalten

versuchte. Es waren dies Übungen, wie ein Maler sie beim Aktmalen und der Musiker sie bei der Kompositionslehre vielleicht ähnlich vornehmen muß.

In meinen ersten Prosaversuchen hielt ich mich nicht an die alte Erzählungskunst der Klassiker, sondern an die neue Erzählungskunst, die mit Jakobsens „Niels Lyhne" mir zum erstenmal bekannt geworden war. Diese Kunst verweilte nicht bloß am Wege, um notwendige Dinge zu schildern, die dem Fortgang der Erzählung nützlich waren. Auch vertiefte sie sich nicht in moralisierende Betrachtungen zum Beispiel beim Ansehen eines Sternhimmels, einer Blume, des Meeres und so weiter, wie es die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe getan. Sie beschrieb auch nicht die Dinge nur der Schönheit halber, sondern es war ihr darum zu tun, künstlerisch Leben zu geben, vertieftes Weltsehen, das in den leisesten Bewegungen eines Blattes, eines Baumes, das im Summen einer Biene und in der Zeichnung eines Gesichtes festliche Erlebnisse findet. In alles Weltalleben vertiefte sich mehr als in irgendeinem Jahrhundert diese neue Schreibart. Die früheren Zeiten beschrieben ein Frauengesicht nur, um seine Schönheit zu schildern, oder um festzustellen, daß jene Frau gut oder böse sei.

Nun aber enthielt man sich jedes Urteils. Die Neuen zeichneten ihre Personen, wie ein Maler sein Modell zeichnet, das ihn anregt, und dem Schuld oder Unschuld desselben gleichmäßig künstlerisch anziehend ist. Man lud keinen Fluch mehr auf die Handlungen des Menschen und übte keine offensichtliche Belobung ihrer guten Eigenschaften.

In dieser Weise schrieb Jacobsen seinen „Niels Lyhne", der für eine ganze Reihe von jungen Schriftstellern der neunziger Jahre gleichsam als die Schöpfungsgeschichte einer neuen Schreibkunst galt. Jacobsen, der Naturwissenschaftler, der Botaniker, faßte die Menschen so behutsam wie Pflanzen an, die Menschen seiner Bücher, und schilderte ihre leisesten Handlungen mit einem feinen Beobachten, als galt es, Pflanzensorten zu bestimmen.

Seine durchaus nie verdammende oder beschönigende Art glich der Art eines Arztes und nicht der eines Richters. Wie ein Arzt, der, seelen- und körperkundig, die Fehler nachsichtig Schwächen nennt und die Schönheiten nicht überschätzt, sondern auch diese mit Augen betrachtet, welche die Vergänglichkeit aller Lebensformen nur zu gut kennen, und der darum nicht übermäßig begeistert und nicht übermäßig verurteilend auftreten kann, so war Jacobsen als Schriftsteller.

Seine Art gewann damals rasch die Herzen vieler der jüngeren aufwachsenden Dichter. Die Seelenkunde in den neuen Büchern schien ein großer Fortschritt zu sein gegenüber der moralisierenden Schreibart der Vergangenheit und gegenüber dem einfachen Richtertum, das selten über gute und böse Helden hinausgekommen war. —

Die meisten jungen Dichter der achtziger Jahre mußten mit einem Doktortitel versehen in die Welt treten. Denn das Wort Dichter stand tief gesunken im Ansehen des Volkes, und die komische schmachtlappige Dichterfigur, die Wilhelm Busch im Dichter Bählamm geschaffen hat, spukte immerfort in den Gehirnen der Dichter, die, überfüttert von verweichlichter Lyrik, deutlich ihren Ekel und Spott zur Schau trugen, wenn man von jemandem sagte, er dichte.

Heute ist es ein wenig besser geworden. Man ahnt wieder, daß die Dichter ernste Männer sind, arbeitsame, kräftige Naturen voll Wirklichkeitssinn. Man ahnt wieder, daß das Wort „Dichter" nicht mit dem Wort „Schmachtlappen" verwechselt werden darf, und daß wirkliche Dichter Kraftnaturen des inneren Lebens bedeuten, so wie große Feldmarschälle, große Diplomaten und große Herrscher Kraftnaturen des äußeren Lebens darstellen.

Wenn ein Dichter leiser auftritt als ein anderer Mann, wenn er träumender umhergehen muß, so ist es, weil er das wirkliche Leben äußerlich rascher aufgenommen hat als die anderen, blitzartiger, und weil in ihm die Gedanken und Gefühle dann tosen. Diesem inneren Gewitter seiner Gedanken und Gefühle

muß er nachhängen und muß äußerlich oft verstummen und sich selbst zuhören.

Jeder wirkliche Dichter wird demütig gemacht von der Wucht, Ehrlichkeit und Eindringlichkeit seiner Gedanken und Gefühle, die ihm die Melodie des Lebens schon offenbaren, wenn die andern nur erst Lärm und Wirrnis sehen. Andere werden vielleicht demütig gemacht durch Niederlagen, durch Notlagen, Enttäuschungen und durch gewaltsame Demütigungen von außen. Der Dichter wird demütig gemacht von seiner Dichterstimme, die ihn fortwährend begleitet, als trüge er die Weltorgel in sich, auf der er den Lärm der äußeren Ereignisse in innere Töne auflöst.

Die Zerstreutheit eines Dichters, seine geistige Abwesenheit, der scheinbare Hochmut, der über seiner Haltung oft unbewußt liegen kann, die Ungeduld und der scheinbare Größenwahnsinn und sein Stolz — alles sind Zustände, wie sie die andern Menschen vielleicht kaum zehnmal in ihrem Leben kennen lernen, ein Zustand, wie ihn ein Feldmarschall während einer Schlacht empfinden muß, wenn diese noch zwischen Sieg und Niederlage schwankt. Der Dichter ist in jedem Augenblick auch ähnlich einem Erfinder, der nahe daran ist, der Welt eine Entdeckung zu offenbaren, und den nur noch fünf Sekunden von dem Recht trennen, darüber aufgeklärt zu werden, ob er sich in seinen Voraussetzungen geirrt hat oder nicht.

In diesem steten Schöpferzustand, in diesem ununterbrochenen Schöpfungsfieber bewegt sich das Leben des Dichters vom ersten Gedicht bis zum letzten. Er erledigt das äußere Leben blitzartiger, vorausfühlend und vorauswissend, wo die andern erst an der Tür des äußeren Ereignisses stehen. Aber die Verinnerlichung, in der er zum zweitenmal die äußeren Erschütterungen in sich lautlos nachleben und in Worte und Rhythmen bringen muß, ist ihm wichtiger und scheinbar wirklicher.

Ein Dichter im Verkehr wirkt deshalb immer unbequem, rätselhaft und ungelenk. Er scheint nur mit dem einen Fuß mitzutanzen, während die andern mit beiden Beinen Lebensgaloppaden ausführen.

Ein ernster Dichter wird immer den Frauen und den Männern ungesellschaftlich vorkommen, denn während sie ihn noch im Gewande oder in den Melodien seiner letzten Werke sehen und ihn darüber befragen möchten, hat seine innere Welt längst neue Töne angeschlagen, und er kann den Fragenden nicht einmal mehr antworten, da er fortgerückt und tief benommen ist von dem neuen Schöpfungsfieber, das ihn gepackt hat, und das ähnlich ist dem Fieber bei einer wogenden Schlacht.

Es würde keinem vernünftigen Menschen einfallen, von einem Feldmarschall beim Höhepunkt einer Schlacht Aufmerksamkeit für andere Ereignisse als die mit der Schlacht zusammenhängenden zu verlangen. Ein anderes Verhältnis besteht aber zwischen Welt und Dichter.

Der Dichter, der nur für die Schlacht in seinem Inneren Ohr hat, wird meistens als unvernünftig angesehen, wenn er sich in seiner Hingerissenheit nicht zugleich auch in seiner äußeren Welt so fest behaupten kann wie die andern. Er gilt als dumm und blöd, wenn er sich dort nicht helfen kann, wo die anderen sich spielend helfen.

Er gilt der Welt als frech und anmaßend, wenn er Ansprüche an die Mitwelt stellt, die ihm vom Standpunkt seiner Schöpferkraft aus klein scheinen, während die anderen den scheinbar Lebensunbeholfenen und scheinbar Lebensblöden bescheiden und anspruchslos und möglichst verzichtend haben wollen, da er von seiner inneren Welt reichlich entschädigt sei, wie sie triumphierend behaupten.

Als ob jeder Künstler die äußere Welt nicht immer reichlich nötig hat, um zur inneren zu kommen!

Der Gedanke, daß ein Dichter nur eine Dachkammer benötige, und daß nur die Not ihm Dichterträume gibt, lebte besonders zur Blütezeit der alten Weltanschauung eingewurzelt im deutschen Volke. Heute ist es aber bereits besser geworden, wenn auch die Dichter noch lange nicht vom Staat Pfründen beziehen wie die Kirchenbeamten oder Gehälter wie die hohen Staatsbeamten. Und doch wäre dieses eigent-

lich selbstverständlich, denn der Dichter, der Maler, Bildhauer und Musiker, sie sind die höchststehenden geistigen Beamten des Staates, und sie sind durch ihr Schaffen neuer geistiger Güter höher an Würde und Rang als die größten politischen Führer jedes Volkes. Die Künstler sind die reichsten Festgeber des festlichen Daseins der Menschheit, und dafür hat ihnen jeder Staat zu danken.

Ich setze diese Erklärung und Verteidigung der Künstler hierher, weil ich eben jene Zeiten erlebt habe, in denen Gedicht und junge Dichter bei der menschlichen Gesellschaft niedriger im Wert standen als im Mittelalter die Scharfrichter und ihr Handwerk. Aber wer gründlich verachtet wird wie der Henker, dem wird doch noch von den anderen ein volles Gefühl zuteil, das Gefühl des Abscheus.

Aber in jener Zeit, die ich meine, hatte man für den jungen Dichter in den Gesellschaftskreisen entweder ein mitleidiges Achselzucken, oder ein solch junger Geist wurde kurzweg als eine Lächerlichkeit angesehen, die nicht einmal mit ernstem Spott verfolgt wurde; er war für die Gesellschaft Luft und hatte kaum Daseinsberechtigung. —

Durch die neue Weltanschauung war ich aus dem Gleichgewicht der griechischen Rhythmen und einlullenden gutmütigen Melodien der alten Dichterwelt aufgerüttelt worden, und die Trochäen und die Jamben und der Hexameter, alle die uns von den Griechen überkommenen Versmaße, schienen mir undeutsch, zu feierlich und nicht auf die heutigen Lebensäußerungen und Lebenszerrissenheiten anwendbar, mit denen der Arbeitsgeist uns Menschen einer neuen Welt umgibt.

Ich sagte mir: unter dem herrlichen blauen Himmel Griechenlands wurden alle jene Versmaße aus dem Sinn eines angeborenen Gleichgewichts geboren. Die Südsonne und das Südblut des Mittelmeervolkes mußten dem inneren Leben der Dichter dort einen mächtigeren Rausch und Schwung geben, ein höheres Pathos, welches zu uns gebracht, in unser deutsches

Klima und bei unserer kühleren Rasse ewig unnatürlich wirken wird und unwahr.

Unser Leben in Deutschland, das fast ein halbes Jahr Winter kennt, den kurzatmigen Sommer hat, und das zugleich von einer neuzeitlichen Emsigkeit durchdrungen ist und die Aufmerksamkeit auf ganz andere Lebensgesetze richten muß, als es die Griechen vor zweitausend Jahren taten, dieses Land muß ein eigenes Versmaß, seine eigenen Rhythmen haben. Dieses Versmaß muß sich dem inneren Leben, den zarteren Menschen, dem bewölkteren Himmel und den grübelnden Träumen, den rauschenden Laubwäldern unseres Landes anpassen.

Die Natur jedes Landes — Landschaft, Himmelsstrich und Sprache — gibt ihren Dichtern ein bestimmtes Versmaß ein.

Die Länder der Zypressen und Pinien, die Länder des heißen Südweines, die südlichen Länder, wo keine Singvögel nisten, können nicht in demselben Verstakt dichten wie deutsche Haine, deutsche Wiesen und Buschlandschaften voll fliegender Sänger und kühler lauschiger Grashügel.

Nach dieser Erkenntnis war es mir vorerst unmöglich, daran zu denken, Gedichte zu schreiben, da ich nicht im alten Versmaß schreiben wollte und zur Eingebung des neuen noch nicht gekommen war. Außerdem lag nichts zur Dichtung Aufmunterndes in der Haltung des damaligen Zeitgeistes, wie ich es vorher erklärt habe.

Und so stellte ich mich auf den Standpunkt, daß es vorläufig unmöglich sei, Gedichte zu schreiben in einer Zeit, die voll Maschinenlärm und Reiselärm war und mit Triumphen und neuen Wahrheiten der Naturwissenschaft protzte.

Ich wollte mich deshalb zuerst nur in einer neuen Erzählerkunst ausbilden, ausgehend von haarschärfster Beobachtung und genauester Wiedergabe der zartesten Lebenseindrücke. Dann hoffte ich, es würde sich vielleicht mit der Zeit die Sehnsucht und die Kraft zum Dichten in mir wieder verstärken und Dichterlust eines Tages von selbst hervorbrechen. Was ich aber

im Lärm aller Neuheiten, die jetzt auf mich einstürmten, vorläufig stark bezweifelte.

Ja, ich ging damals so weit in meinem Urteil, und war darin nicht der einzige meiner Zeit, Dichtung und Dichten für eine Unmännlichkeit zu erklären. Dichtung schien mir, war heutzutage nur noch möglich für junge Mädchen, Schüler, ältere Tanten und Greise.

Der zeitgemäße Mann sollte auf die altmodische Süßigkeit gedichteter Gedanken verzichten und das Prosawort handhaben lernen und seine Gedanken durch die Kraft einer neuen Prosa vermitteln. —

Aber dieselbe Sehnsucht, sich von einer alten überlebten Welt zu trennen, die damals die Dichter erfaßt hatte, die hatte alle Künstler erfaßt.

Die Musiker, unter Wagners Führung, sagten sich von der alten Lehre des Kontrapunktes frei. Und die deutschen Maler packte die Sehnsucht, die Heimat in Licht und Farben wiederzugeben. Und die Dunkelmalerei der alten Schule und das Sichbrüsten mit dem Malen von sogenannten Charakterköpfen und Ideallandschaften wurde ebenfalls mehr und mehr beiseite gelassen, und die Freilichtmalerei feierte ihre ersten stürmischen Feste.

Man malte mit Weiß in Weiß, wo man vorher nur Braun in Braun gegeben hatte, und man malte Bunt in Bunt, lustig befreit von den schematischen Farbenlehren akademischer Abtönungen.

Und man malte das Häßlichste und das Eintönigste, so wie man auf der Bühne den Armeleutestand und auch das Häßliche zu Wort kommen ließ und sich bemühte, Pathos und Pose möglichst von den Brettern zu verbannen.

Die Schauspieler fingen an, das Versesprechen zu verachten, weil der geistige Zuschauer den Versstücken nicht mehr zuhören wollte und übersättigt von Pathos und Pose war und einen Wirklichkeitshunger abends ins Theater brachte, der entstanden war aus dem neuen wachsenden Großstadtlärm und aus dem Bedürfnis nach Kraftbetätigung und Wirklichkeitslust.

Die ganze Kunstwelt war in jenen Jahren vielleicht mit einem Maskenball zu vergleichen, bei welchem plötzlich das Zeichen zur Maskenabnahme gegeben wird. Und wo vorher sich nur Larven angesehen hatten, sah man plötzlich wirkliche lebende Gesichter wieder, lebende Gesichter in den Büchern, auf den Bildern und auf der Bühne.

Die Künstler begrüßten fröhlich diese Umwandlung, die Rückkehr zum Leben ohne Larve, während die breite Bürgermasse sich nicht recht an die entlarvten Gesichter gewöhnen wollte und nur seufzend, rückwärtsschauend, schwerfällig und gezwungen dem neuen Zug der Zeit Folge leistete.

Viele äußere Umstände trafen da noch zusammen, die den Wirklichkeitssinn bei den Künstlern wachriefen und die auch die Bürger mitrissen. Das neue ungewohnte schnelle Reisen und Orte wechseln können, durch das damals ausgebaute Eisenbahnnetz über ganz Europa, machte die Menschen wirklichkeitsfroh, und ebenso die Erfindung und Anwendung des reinlichen und verblüffend hellen elektrischen Lichtes; dessen alle Winkel ausleuchtende Klarheit ließ nachts keine Gespensterfurcht und keine überflüssig wuchernde Romantik mehr aufkommen.

In der Wissenschaft legte die Bakterienlehre die Ohnmacht und Macht des Menschen klar, dem winzigsten und dem Auge unsichtbaren Lebewesen gegenüber. Und weiter kamen dazu die aufsehenerregenden ersten Versuche der Hypnose, die in allen Gesellschaftskreisen mit Eifer besprochen und begutachtet wurden. Die bei diesen Versuchen sich befestigende Überzeugung, daß der Mensch keine ihn durch Gut und Böse leitende Seele habe, sondern daß durch den Willen eines stärkeren Menschen der Wille des Schwächeren so ausgeschaltet werden kann, daß dem besten Menschen in der Hypnose Böses zu tun befohlen werden kann, dieses alles half mit am Aufbau einer neuen Weltauffassung.

Auch ein amerikanisches Buch muß ich noch erwähnen, das in jenen Jahren in hunderttausend Exemplaren von Hand zu Hand ging. Das war

Bellamys „Rückblick aus dem Jahr 2000". Es war ein Buch, das erstaunlich den Wünschen und Sehnsüchten der Zeit entgegenkam, indem es scheinbar alle Wünsche des letzten Standes mit den Wünschen der höheren Stände so verschmolz, daß ein Idealstaat dem Leser des Buches gar nicht so unmöglich erschien und es manche Ungeduldige für möglich hielten, im neuen Jahrhundert diesen Staat noch zu erleben.

Ich will und kann hier nicht alles aufzählen, was in jenen Jahren bei der Neuheit des Maschinenlebens, bei der Neuheit des naturwissenschaftlichen Denkens, bei der Neuheit des raschen Reisens und des plötzlich sich schnell Verständigenkönnens durch Telegraph und Telephon mit nie dagewesener Macht die Menschen von alten Vorurteilen entkettete, das abgezirkelte Gesellschaftsleben entkräftete und Bewegung und Denkfreiheit in Kunst und Leben herstellte. Diesem neuen Zeitgeist, den zuerst die Künstler erfaßt hatten, arbeitete aber der altmodische Bürgergeschmack entgegen.

Die Bürgerkreise sehnten sich, kaum ein wenig aufgerüttelt vom neuen Zeitgeist, scheinbar nach den Dunkelheiten des Mittelalters, so wie einer, den durch eine aufgerissene Tür die Sonne blendet, die Hand zum Schutz über die Augen legt oder sich nach dem Zimmerdunkel umsieht und sich erst allmählich an die plötzliche krasse Helle gewöhnen will.

Es blühte und wuchs bei den Bürgern in jenen Tagen in Deutschland allgemein die kindische Lust nach sogenannten altdeutschen Stuben mit Butzenscheiben, diese Lust, die man später höhnend Butzenscheibenromantik nannte. Bei jeder Gelegenheit wurden in den Städten altdeutsche Festzüge veranstaltet, wo die Leute, die im Zeitalter der Zeitungen, Eisenbahnen und der Sozialdemokratie aufgewachsen waren, plötzlich als Faustritter, Zunftmeister, Ritterfräulein und Ehrenjungfrauen sich gebärdeten. Als sei die Gegenwart nicht Maskenspiel genug, wollte man auch noch am hellen Tage die Gegenwart mit der Vergangenheit maskieren.

Jedes neue Haus mußte damals wenigstens einen

altdeutschen Turm bekommen oder ganz unnötige Zinnen, und die Mode des Altdeutschen tobte sich auch bei allen Gebrauchsgegenständen in der lebhaftesten Weise aus. Es ist übrigens heute noch nicht viel anders. Nur ist die Maskerade der Butzenscheiben von der Maskerade der Biedermeierei verdrängt worden.

Die Bühnen- und Romanschriftsteller hatten sich noch zu Anfang der achtziger Jahre so romantisch altdeutsch benommen, daß schon deshalb Gerhart Hauptmann für jeden ernster empfindenden Deutschen nicht bloß als Geist einer neuen Zeit, sondern auch als Erlöser vom altdeutschen Massenwahnsinn begrüßt werden mußte. —

So lagen die Dinge der geistigen Welt, als ich im Frühjahr 1892 nach München kam, wo die großen Brauereien eben ihre prunkenden Bierpaläste zu bauen begannen. Da las ich im gleichen Frühjahr in den Zeitungen, daß sich vom Glaspalast, dem großen Ausstellungspalast der Maler, eine Malergruppe trennen wolle, die nichts mehr zu tun haben wollte mit akademischen Grundsätzen. Dieser Gruppe Mitglieder strebten die Freilichtmalerei und die Freiheit für jede Eigenart fern aller Schablone an. Auf Wunsch des Prinzregenten hatte man sich aber noch einmal geeinigt und wollte sich noch nicht vom Glaspalast trennen, sondern die neue Malergruppe, die sich Sezession nannte, sollte im Glaspalast einige Säle für sich erhalten.

Wenn ein Bienenvolk schwärmen will, beginnt es im Bienenkorb laut zu summen, also summte es damals wütend in allen Bierlokalen der Stadt München. Man ereiferte sich für und wider den Streit, der unter den Malern im Glaspalast ausgebrochen war. So wie man vorher für und gegen Wagner gewesen, so stritt man jetzt für und gegen die Sezessionisten.

Das Kaffeehaus Luitpold war eben erst eröffnet worden und galt als das prächtigste Großstadtkaffeehaus Deutschlands. Das Leben in prunkhaften Kaffeehäusern hatte damit für München seinen Anfang ge-

nommen, und die Bürger wollten wichtiger genommen sein, seit sie ihren Kaffee mit ihren Frauen auf rotem Samtsofa bei vergoldeten Säulen und in Oberlichträumen einnehmen durften. Überhaupt, das Bürgerleben wurde täglich feister, und das Sprichwort „nur Lumpen sind bescheiden" wurde in Bürgerkreisen zum Erziehungswort.

Bahnbrechend im Geistesleben in München war aber damals nicht bloß die Sezession, sondern ebenso ein Häufchen Schriftsteller, die wie weltferne Kameraden dem in altdeutscher Maskerade protzenden Bürgertum die maskenlose, ehrliche und erschütternde Wirklichkeit in Romanen und Dramen darbieten wollten.

Ich erinnere mich besonders gut an einen literarischen Abend auf der Isarinsel in dem Gasthaus „Isarlust", das, wenn ich nicht irre, ein paar Jahre vorher zur Zeit der ersten Elektrizitätsausstellung gebaut worden war. Dort in einem Saal war von jener Schriftstellergruppe ein Vorleseabend veranstaltet worden, der mich zum erstenmal in die Nähe von wirklichen Dichtergeistern brachte.

Ich kann kaum ausdrücken, mit welcher heiligen Scheu und mit welcher höchsten Seelenspannung ich mich auf den Weg zu jener Vorlesung machte, und wie geweiht ich mir vorkam, die Gesichter neuzeitlicher Schriftsteller sehen zu dürfen, ich, der bis dahin nur in Würzburg in engster Familie, fern von allem öffentlichen Leben, aufgewachsen war.

Mir war, als sollte ich einen neuen Olymp kennen lernen. Ich hatte bis jetzt nur Bücher aus jener neuen geistigen Welt zu Freunden gehabt, nur Geschöpfe, aber keine Schöpfer. Außer mit meinen beiden studierenden Freunden hatte ich bisher mit niemandem einen Gedankenaustausch erlebt, abgesehen natürlich von den Gesprächen meines Vaters, dessen Geist mir bis dahin die Unterhaltung von hundert Leuten hatte ersetzen können.

Als ich in jenen Vortragssaal eintrat, ließ ich mich scheu und beklommen auf der letzten Sitzreihe nieder, reich beglückt, dort sein zu dürfen, wo Frische

und neue Geisteslust die Luft, wie mir vorkam, leichter und zum Atmen selbstverständlicher machte.

Der Saal war ungefähr zu dreiviertel von Zuhörern gefüllt. Max Halbe las sein Drama „Jugend" aus der Handschrift vor. Dasselbe war noch nicht aufgeführt. Nach ihm lasen Johannes Schlaf, Ludwig Scharf und noch andere, deren Namen ich mich heute nicht mehr entsinne.

Ich hatte von dem, was vorgetragen wurde, da die Schallkraft des Saales schlecht war, auf meiner letzten Sitzreihe, wo ich einsam saß, zwar nur halbe Sätze und halben Sinn aufgefaßt, aber ich war doch ehrfürchtig gestimmt worden, als hätte ich Stimmen aus einer anderen Welt sprechen hören. Und deshalb blieb mir jener Abend für immer unauslöschlich in der Erinnerung.

Doch eigentümlicherweise kam in mir nicht die Kraft auf, an einen jener Dichterkameraden heranzutreten, mich vorzustellen und die Hand zum Gruß zu reichen. Wohl war der Wunsch da, mich unter jene Männer zu mischen und mich mit und bei ihnen frei und fern der Bürgerwelt zu bewegen.

Aber, wie ich schon vorher sagte, war es in jenen Tagen allgemein, daß jeder Dichter in jenen Jahren entweder den Doktortitel führte und auf eine Universitätsbildung zurücksehen konnte oder daß er doch das Abiturientenexamen gemacht hatte. Ich aber, da ich Maler hatte werden wollen, hatte nur eine Realschule besucht und nur mit Mühe und Not das Zeugnis zum Einjährigfreiwilligendienst erlangt.

Dem geistigen Wissen meiner besten Freunde, dem Denker und dem Schweigenden, die Studierende der Universität waren, konnte ich meine künstlerischen Veranlagungen entgegenstellen, und es konnte dadurch gleiche Wertstellung im Verkehr herrschen.

Den Dichtern aber, denen ich in jener Vorlesung zum erstenmal begegnet war, hätte ich nur künstlerische Anfänge bieten können. Es waren von mir bisher nur in der „Gesellschaft" und in der „Wiener modernen Rundschau", den beiden damals einzigen Blättern des neuzeitlichen Schrifttums, ein paar No-

vellen erschienen. Mein erster Roman „Josa Gerth“ lag nur in der Handschrift fertig und sollte erst zum Herbst 1892 erscheinen.

Ich hatte also noch kein Buch aufzuweisen, um mich vor den bereits anerkannten jungen Dichtern als Geisteskamerad auszuweisen.

Meine Familienangehörigen hatten mir außerdem, wenn ich davon gesprochen, Schriftsteller zu werden, oft vorgehalten, daß ich nicht die nötigen Vorkenntnisse zu diesem Beruf besäße, und daß der künstlerische Drang zwar gut und schön sei, aber daß er kein überzeugender Beweis dafür wäre, daß ich im Schriftstellerberuf vorwärts kommen könne.

Auch war ich in einer Universitätsstadt aufgewachsen, in welcher der junge Studierende alle Hochachtung genoß und dagegen der künstlerisch Begabte herzlich wenig beachtet wurde. Wenn man noch keine großen Werke aufweisen konnte, erschien man dort als anfangender Dichter mehr als lächerlich und wurde ohne Universitätsbildung nicht ernst genommen.

„Glauben denn diese Leute,“ so mußte ich manchmal zu meinen Freunden sagen, „Homer habe Ägyptisch oder Persisch oder Hebräisch studiert? Hat man je von einem Dichter der alten Zeit verlangt, daß er ein Examen machen mußte in fremden Sprachen und in Wissenschaften? Genügte es nicht, daß er die Begeisterung und das angeborene Können eines Dichters besaß?

Haben die indischen und arabischen Dichter und die alten deutschen Barden Universitätskenntnisse besessen? — Dichterfeuer, dichterische Vorstellungskräfte und tiefstes Gefühl für den Weltrhythmus, nur angeborene Kräfte besaßen jene alten Dichter alter Völker. Die Professoren konnten sie nichts lehren. Nur das große Leben war immer ihr Lehrer gewesen, und ebenso war ihnen Lehrer der Lebensernst und die Lebensfreude.“

Und meine Freunde gaben mir stets recht. Aber was half mir das, wenn die Bürgerkreise, in denen sich mein tägliches Leben abspielte, unaufgeklärt und befangen waren in dem, was sie Bildung nannten.

Diese Kreise glaubten, da sie selbst die Bücher und die Professoren zur Bildung nötig hatten, der Dichter müsse den bürgerlichen Weg erst gehen und sollte nachher seinen eigenen künstlerischen fortsetzen. Mit dem Satz: „Heutzutage ist es einmal so", lehnten die meisten Leute jener Zeit jedes höhere Verständnis für die freie angeborene Schöpferkraft des Dichters ab, die doch über jede Universitätsbildung erhaben ist.

Einige studierte Verwandte von mir, Vettern mit Staatsanstellung, warfen mir sogar den Ausruf hin: „Wie willst du denn Bücher schreiben können, wenn du lateinische und griechische Fremdwörter, die in der deutschen Sprache eingeführt sind, nicht ableiten kannst? Du wirst dich mit falschen Ausdrücken nur lächerlich machen!"

Ich sagte ihnen zwar: „Für die, denen ein Fremdwort mehr wert ist als ein deutsches Wort, das ich an Stelle der Fremdwörter möglichst immer setzen werde, für die, die glauben, daß die deutsche Sprache nur schön ist, wenn sie sich mit lateinischen und griechischen Ausdrücken schmückt — als ob man eine Menschenhand geschmückt mit falschen Brillanten hinreicht —, für die, die fremdklingende Worte den deutschen, einfachen deutlichen Worten vorziehen — für diese Leute will ich gar nicht schreiben."

„Es ist gar nicht zu vermeiden," antworteten jene darauf, „daß man fremde Ausdrücke anwenden muß. Die deutsche Sprache reicht nicht für alle Begriffserklärungen aus."

„Gut," sagte ich, „dann werde ich der deutschen Sprache neue Worte geben. Denn es ist das Recht jedes wirklichen Dichters, seine Muttersprache zu bereichern, und es ist seine Pflicht, Fremdworte auszumerzen und an ihrer Stelle Worte mit heimatlichem Klang der Heimatsprache zu erschaffen."

Man lachte und zuckte die Achseln und sagte, die Erfahrung würde es mich schon lehren, daß ich Unmögliches wolle. Und mein Vater, beeinflußt von den Reden jener studierten Verwandten, setzte mein Taschengeld monatlich so knapp an, daß ich ohne

27*

die Hilfe meiner Freunde hätte verhungern müssen. Denn er wollte mich durch die Entbehrungen, die ich mir auferlegen mußte, zwingen, von dem Vorhaben, Dichter zu werden, abzulassen, nach Hause zurückzukehren und mein Leben einem sicheren Geschäftsberuf zu widmen.

Auch dieses Gefühl, daß ich mich noch nicht durch das Schreiben erhalten konnte und nur von der Gnade meines Vaters leben mußte und nichts besaß, um auch mal fröhliche Feste feiern zu können, das hielt mich damals davon ab, mich jenem Dichterkreis in München zu nähern, und ich wartete bessere Zeiten ab, um dann Anknüpfung zu finden.

Die Entbehrungen zu ertragen, fiel mir leicht. Trotzdem ich in Würzburg in einem wohlhabenden Hause aufgewachsen war und es mir nie an irgend etwas gefehlt hatte, empfand ich die Einschränkungen jetzt im Verhältnis zur geistigen Freiheit, die ich genoß, als fast gar nicht vorhanden.

Es wäre mir komisch vorgekommen, wenn mich jemand als ärmer angesehen oder mich bedauert hätte und mir gesagt hätte, ich hätte zu Hause bei meinem vermögenden Vater reicher gelebt und besser, weil sorgloser.

Ich kam mir in jenen meinen ärmsten Tagen nie arm vor, und das Gefühl, ich besitze alles und alle besitzen mich, und das Gefühl, Mitteilhaber an allem Reichtum der Welt zu sein, war mir von jeher angeboren.

Ich konnte deshalb meinen Sorgen immer nur schwer glauben, bis sie dicht vor mir standen und nicht mehr abzuweisen waren; dann kamen sie mir erst wirklich vor. Unverständige Leute nennen dies Leichtsinn. Ich nenne es Sorgenblindheit. Und sie ist der angeborene sechste Sinn aller Künstler.

Denn wie könnten die Dichter Melodien und Lieder finden, die Maler sich an Farben, die Bildhauer sich an Formen freuen, die Musiker an Tönen, wenn sie sich nicht die Sorgenblindheit als sechsten Sinn geschaffen hätten, die ihnen Schutz bietet, wie Öl, das man in die Maschinen träufelt, damit sich die Räder nicht heiß laufen.

Und ohne die Öldrüse der Sorgenblindheit würde der eindrucksfähige Künstler tausendmal am Wege, lange vor seinem Ziele, sorgengebrochen zusammenstürzen.

Meine Freunde, der Denker und der Schweigende, die zu jener Zeit in München die Universität besuchten, halfen mir in edelster Weise. Ohne ihre Mithilfe wäre ich vielleicht doch gezwungen gewesen, ins üppigere Vaterhaus zurückzukehren. —

In dem vegetarischen Speisehaus „Thalysia" in der Landwehrstraße, in welchem ich mittags ein kärgliches Reis- oder Linsenkotelett aß, fand ich damals seltsame Menschen, von deren Anwesenheit auf der Erde ich vorher nichts geahnt hatte. Es waren Theosophen.

Diese Menschen mit blassen Gesichtern und großen vergeistigten Augen wirkten auf mich so befremdend, wie wenn man von einem zoologischen Garten in die Grotte eines Aquariums eintritt und hinter Glasscheiben im Wasser die Pflanzen der Tiefsee und die geschmeidigen Gestalten der Meeresfauna bei künstlicher Sauerstofferhaltung leben sieht.

Mir schien, jene Theosophen hatten die Geschmeidigkeit von Fischen oder Pflanzen, die schlank im reinen Wasser leben. Ihre Sehnsucht war, den Indiern ähnlich zu werden, und die Lotosblume, jene auf dem Wasser ruhende, keusche Reinheitsblume, war auch ihnen wie den Indiern das höchste Lebenssymbol.

Aber die Indier, aus dem reichen heißen Himmel, aus dem reichen heißen Tropenleben geboren, kamen sich zu kühlen, wenn sie sich zur Lotosblume neigten. Die Indier kommen aus dem Reich wildester Begierden und wollen ähnlich werden der Blume, die in Ruhe über kühlen Wassern schwebt. Es ist natürlich, daß sie sich aus dem natürlichen Sonnenbrand ihres Landes, aus ihres edelsteinschweren Landes Üppigkeit nach kühlender Einfachheit sehnen und dann bei der Weltflucht und der Weltentsagung anlangen. So wie der von der Sonne Überhitzte gern zum Schatten flüchtet. Dagegen jene Theosophen kamen,

aufgewachsen im nebelgrauen Deutschland, in einem kargen Klima, auf einer Sorgenerde, zu der Lotosblume wie die Fische angeschwommen.

Und sie sahen wie Fische zur Lotosblume hinauf, zu ihr, die in einer höheren Welt lebte, zu ihr, die in der reinen Sonnenluft atmete, während sie selbst nur in den bläulichen Dämmerungen einer Wasserschicht ihr Dasein hatten.

Diese Theosophen, schien mir, sehnten sich aus der Kargheit eines phantasielosen Daseins nach der Phantasieblume des Lebens. Ihre Gedankenschicht, in der sie immer schwammen, schien mir der Wasserschicht ähnlich zu sein, auf der die Lotosblume schwimmt. Sie selbst aber schwammen immer um die Wurzel der Blume und sahen den Lotoskelch nur von unten.

Denn diese Männer, die ich da sah, waren nicht durch den Weltbrand hindurchgegangen und hatten sich nicht, um sich vom Leben zu kühlen, ans Wasser des Gedankenfriedens niedergesetzt wie die Inder. Sie haßten die Wirklichkeit, ehe sie sie erlebt hatten, weil sie zu schwach und zu kühl geboren waren und die Wirklichkeit nie ihr Reich gewesen war.

Sie lebten immer in ihren Gedankengewässern, in denen sie geboren waren, wie der Fischlaich. Und sie sprachen von dem Begierdereich wie Kinder, die vom Liebesleben der Erwachsenen in ihrem Kindheitsreich nur eine verzerrte Ahnung erhalten können.

Diese Menschen, unter denen ich Reis und Gemüse aß — weil mein Geld nicht für Fleischspeisen reichte, da ich mir nur abends ein wenig Wurst gönnen durfte — diese schlanken, durchsichtigen Menschen, die meistens in Schriften und Büchern lasen, während sie kauten, wären mir aber in meiner Armut beinahe doch als eine tröstliche Umgebung vorgekommen, da sie nach geistiger Erhebung und nach Gedankentiefe strebten, wenn nur nicht die graue Lebensschwäche aus ihren grauen Adern geklagt hätte.

Ich lernte dort bald einen jungen Maler kennen, der wie ich aus Not in die „Thalysia" verschlagen war, und dieser erzählte mir vom Maler Dieffen-

bach, welcher zu jener Zeit bei einem Dorf im Isartal sich ein Atelierhaus gebaut hatte. Dies Haus war aus schwarzen Teerpappen zusammengenagelt. Und mit mannshohen gelben Buchstaben stand an dem Giebel der schwarzen Halle das Wort: „Humanitas" geschrieben.

Man konnte Dieffenbach damals öfters in den Straßen Münchens begegnen, wenn er in die Stadt kam, um Besorgungen zu machen. Bart und Kopfhaar reichten ihm fast bis an den Gürtel. Er trug eine lange Kutte und ging in Sandalen, und die ganze Stadt kannte ihn, den verrückten Malereinsiedler vom Isartal, wie ihn die Leute nannten.

Die meisten Theosophen, die ich damals sah, trugen langes schlichtes Christushaar, das im Nacken weit über den Rockkragen fiel und nicht gut zum zweckmäßigen geradlinigen Männeranzug des neunzehnten Jahrhunderts stimmte. Das träumerische langherabfallende Haar stand im Widerspruch zu den knappen nüchternen Linien des Anzugs des Arbeiterzeitalters.

Daß übrigens die Theosophen und ihre Anhänger, die vom gedankenvolleren Norddeutschland in das lebensüppigere Süddeutschland gekommen waren, eigentlich im scharfen Widerspruch zur derben bayerischen Landesseele standen, das fiel mir auf. Aber so wie die Fische am liebsten an heißen Tagen an der Oberfläche des Wassers weilen und sich der warmblütigen Welt über ihnen behaglich nahe fühlen wollen, ohne doch ihre Wasserwelt aufgeben zu müssen, so schien es mir auch bei jenen Lotossehnsüchtigen zu sein. Man merkte, daß sie sich im derberen München, wo das Dasein mehr dem Leibe als der Seele zugewendet ist, wohler fühlten als im gedankensüchtigeren Norddeutschland.

Eigentlich war mir die Gedankensehnsucht dieser Menschen, die etwas Mitleiderregendes hatte, nicht unangenehm. Wenn diese Männer nur nicht alle selbst so mitleiderregend gewesen wären und so weltabgewendet, dann hätte ich mich gern mit ihnen unterhalten und mich ihnen nähern wollen. Aber daß sie

der Wirklichkeitswelt, ohne nur von derselben gekostet zu haben, blindlings und vorurteilsvoll den Rücken wendeten und die gesunden Derbheiten des Daseins nicht ebenso zu beherrschen gelernt hatten oder beherrschen lernen wollten wie die Seelenwelt, und daß sie aus dem Wirklichkeitskampffest, das sie nur vom Hörensagen kannten, flüchteten wie Krieger, die plötzlich der Schlacht den Rücken wenden und sich unter eine Schanze setzen und sagen, es wäre unnütz zu kämpfen, denn einmal müßte ja doch diese Erde vergehen und alle ihre Genüsse, und gegen die Vergänglichkeit des Leibes könnte auch diese Schlacht nicht ankämpfen, und deshalb sollte man nur seine Seele befriedigen — das hat mich von ihnen abgestoßen, und ich fand es weder der Mühe wert, noch für mich von irgendwelcher Notwendigkeit, an jener Seelenüberzüchtung Anteil zu nehmen.

So wie der derber werdende Bürgerstand, der damals immer breiter das mittelalterliche Rittertum und seine Romantik nach Anleitung Makarts in Wien in üppigen Samt- und Stoffausschmückungen der Räume in Orgien der derbsten Geschmacklosigkeiten feierte, und dem die Tapezierer die Fenster und die Türen mit dunklen orientalischen Teppichen schwülstig bekränzen durften, so entgegengesetzt übertrieben zum sinnenrohen Treiben wirkte die Leere und die reizlose Klarheit, mit der jene Gruppe von Theosophen, die ich täglich sah, das sinnliche Leben betrachtete.

Die Bürger waren übertrieben in der Gestaltung des äußeren Lebens, die Theosophen übertrieben in der Flucht zum inneren Leben. Die einen hatten zuviel Weltnähe, die anderen zuviel Weltferne. Die einen arteten in Weltüppigkeit aus, die anderen in Weltfremdheit. Die meisten Bürger wünschten nur Feste der Sinne zu feiern, die Theosophen nur Feste der Seele. Und beide Menschengruppen schienen mir entrückt der Weltnatürlichkeit, der einfachen Weltselbstverständlichkeit. Sie feierten nicht das selbstverständliche Fest natürlicher Schöpferkraft, die inneres und äußeres Leben, Weltnähe und Weltferne in möglichstem Gleichgewicht erlebt.

Weder weltverwildert sein noch weltentfremdet werden ist dem großen weisen Fest des Lebens günstig. Weder Lebensüberhitzung noch Lebenserkältung ist das Ideal des Lebensfestes. Eine emsige Lebensfestlichkeit, die aber nicht das Leben schulmeisterlich verrenken will, wie es die Seelensehnsüchtigen gern möchten, und die ebensowenig zur Lebensgier anspornen will, diese natürliche Lebensfestlichkeit fand ich damals selten unter den Gesichtern der Straße, aber ich fand sie immer bei den Dichtern jener Zeit.

Alle die Dichter, die ich noch später kennen lernte, und alle, die ich bereits aus ihren Werken kannte, alle sogenannten „Modernen" enthielten sich möglichst, seelisch schulmeisterlich zu wirken oder stumpfsinnig einseitige Lebensüppigkeit zu pflegen. Es war ein markiger festlicher Ernst in fast jedem neuen Buch, das damals aus der Gruppe der „Modernen" erschien.

Aus allen diesen Gründen fühlte ich mich nicht hingezogen, Verkehr mit jenen Theosophen anzuknüpfen. Ich las nur manchmal in ihrer Zeitschrift „Sphinx", die in dem vegetarischen Speisehaus auf den Tischen lag, und plauderte dort mit einigen Malern.

Am Tage besuchte ich gern die Museen. Ich ließ mich bei der Betrachtung dort von keiner Kunstgeschichte leiten, sondern gab mich nur den Eindrücken hin, die die Bilder auf mich ausübten, und ordnete für mich, je nach der Stärke oder Schwäche dieser Eindrücke, die Meister der verschiedenen Jahrhunderte nach meinem eigenen Gutdünken.

Und dabei fiel mir auf, wieviel Geistesqualen und wieviel Geistesentsagung aus den gemalten Gesichtern aller christlichen Jahrhunderte sprach. Dagegen frei und gesund und festlich trugen die griechischen Statuen in der Glyptothek ihre Mienen. Von Gedanken- und Körpergesundheit aufrecht gehalten und natürlich selbstbewußt, trugen jene festlichen Menschen der Heidenzeit ihren Leib.

In der alten Pinakothek dagegen sprachen die Menschengesichter der christlichen Zeiten, die ich da auf den Gemälden sah, von einer Bedrückung, durch-

drungen von einer, wie mir schien, unaufrichtigen Bescheidenheit und einer eingebildeten Demut. Und jene Maler der Renaissance, die die Gestalten der biblischen Geschichte nackt darstellen, malten, gereizt vom Fleischton, die enthüllten Körper meistens in einer lüsternen Beleuchtung. Und nur bei ganz wenigen alten deutschen Malern, wie bei Holbein und Memmlinger, war das Fleisch streng, aber abgetötet behandelt.

Auch diese Bilder konnte ich nicht lieben. Die Körper waren von diesen Malern dargestellt, als sähe man erfrorene Bäume im Sommer, während bei den italienischen und niederländischen Meistern das Fleisch der nackten Menschen zu üppig strotzte, zum Beispiel bei Michelangelo und Rubens, als hätte das Fleisch ohne Geist wuchern dürfen und wollte Orgien feiern.

Ich traf auch hier wieder dasselbe Gefühl, das mich immer bei der Betrachtung der alten Weltanschauung begleitet hat: die Eindämmung der Lebenslust zur Lebensentsagung erzeugt wuchernde Phantasiegebilde, die nichts mehr mit edler Schönheit gemein haben. Nur eine natürliche Weltauffassung, eine selbstverständliche Weltanschauung, die den Menschen zum Schöpfer und Geschöpf erhebt und das Weltallleben einfach festlich ansieht, kann auf allen Gebieten der Künste festliche und natürliche Schönheit schaffen.

Die Griechen, die den Menschen nicht mit einer Erbsünde belasteten, die ihn frei aufwachsen ließen, denen die Götter des Olymps nichts anderes waren als Personen gewordene Menschengesetze, sie schufen festliche Schönheiten.

Der griechische Olymp, sagte ich mir, war nichts anderes als eine höhere Menschengesellschaft, eine erdichtete Versammlung höchster, schönster und weisester Menschen, die man wegen ihrer Vollkommenheit zu Menschenoberhäuptern ernannt hatte.

Die Götter waren anspornende Beispiele, um zu zeigen, wie hoch sich der Mensch entwickeln kann bei fortgesetzter Geistes- und Körperzucht.

Und jeder weiß, es war beim griechischen Volke nicht ausgeschlossen, daß mutige Naturen, Menschen, die sich auf Erden außergewöhnlich hervortaten, oder Menschen, die außergewöhnlich vollkommen zur Welt kamen, als Götter in die Versammlung des Olymps aufgenommen wurden, manche sogar nur wegen ihrer äußerlichen körperlichen Vorzüge, andere wegen ihrer geistigen und körperlichen Heldentaten.

Den lebenden Menschen von damals wurde also bestätigt, daß die Möglichkeit in ihnen lag, Schöpfer und Geschöpf zugleich sein zu können. Und diese Möglichkeit, ein Gott sein zu können, krönte das Menschendasein der Griechen.

Und da sie ebensogut durch Körpervorzüge als durch Geistesvorzüge Götter werden konnten, herrschte im Volkssinn jener Tage ein edles Bestreben nach Körper- und Geistesgleichgewicht auf Erden, das uns heute, wie wir alle wissen, noch aus griechischen Kunstwerken unendlich erhebend anredet. — Aber warum mußte jenes Ideal vergehen, wenn es bereits festliches Leben darstellte?

Deshalb mußte es vergehen, weil es doch noch nicht das selbstverständlich allumfassende Festliche war. Weil die Tierwelt, die Pflanzenwelt, die Welt der toten Dinge von den Griechen noch nicht als ihr Ich, als ihre eigene Schöpferkraft angesehen wurden.

So wie die Märchen des Mittelalters, um die Natur belebt zu sehen, menschliche Figuren in das Landschaftsleben hineindichteten, so taten dies in noch höherem Maße die Sagen der Griechen. Wo wir Elfen, Hexen, Kobolde dichteten, dichteten sie Dryaden, Faune, Nymphen und Halbgötter. Nie aber lebten in den griechischen Dichtungen der Baum, das Tier, die Quelle, die Wolke als Naturleben.

Es mußte in der Vorstellung der Griechen immer jedes Leben erst eine menschliche Verkörperung eingehen, und deshalb war das griechische Lebensfest nicht vollkommen zu nennen. Die griechischen Dichter konnten nicht eine Abendstimmung auf sich wirken lassen, nicht einen Baum rauschen hören, nicht die Meereswelle sehen, ohne bei diesem Natureindruck so-

fort eine menschliche Gestalt hinzuzaubern, die Nymphe, den Pan oder einen ihrer Götter.

Und dieses Umgestalten will die neue Weltanschauung nicht mehr tun. Sie will das Fest feiern, wie es ist. Sie will die einfache Musik des Windes und der Welle, des Regens und der Wälder, das festliche Leben der Tiere, Vögel und Insekten einfach festlich erleben.

Der „Mensch von morgen" hat Sehnsucht, in die Nähe aller Wesen zu kommen, deren Lebensfest er noch nicht bewußt mitgefeiert hat. Er hat sich jetzt genug Geduld, Ruhe und Ernst angeeignet, um in die Festlichkeit der anderen Lebewesen dichterisch einzudringen, ohne daß er notwendig hat, in der Vorstellung die Körper der Tiere und Pflanzen fortzuwerfen und ihnen Menschengestalten aufzudrängen.

Der Weltblick des „Menschen von morgen" will sich erweitern, und mit dem Weitblick vergrößert sich die Lebensfestlichkeit.

In der Kunst die menschliche Gestalt darzustellen, darin haben die Griechen wohl höchste Lebensfestlichkeit erreicht. Aber im Hinblick auf das Weltalleben waren sie beschränkt und unaufgeklärt. Diese Aufklärung und diese Festlichkeiten des Menschengeistes zu erleben, blieb späteren Jahrtausenden vorbehalten, unserer Zeit und der Menschheit von morgen.

Wer aber behauptet, die Künstler seien nicht an eine Weltanschauung gebunden, sie dichten, musizieren, malen und bildhauern einfach das, was ihnen gefällt, dem möchte ich antworten, daß die Schöpfungen der Künstler immer abhängig waren von der Weltanschauung, die die Nation hegt und die Zeit, der ein Künstler angehört.

Die Künstler der Japaner, der Chinesen, der Inder, die die Tiere und Menschen, Landschaft und Pflanzen seit Hunderten von Jahren mit tiefster Kenntnis und künstlerischer Liebe umfassen und darstellen können, sind von der buddhistischen Weltanschauung beeinflußt, die alle Wesen gleich achtet. Die Lebenstreue und die Feinheit, mit der jene asiatischen Künstler die feinsten Lebensregungen in der Natur in großzügigen Linien auf ihren Bildern einzufangen

verstehen, die Knappheit und Kürze und Anschaulichkeit ihrer Gedichte, die wenig ermüdend nie den dichterischen Eindruck übertreiben, sondern das Erlebte und Tiefste in sparsamer Kürze hinzusingen verstehen, ebenso die wunderbare Einfalt ihrer in Naturlauten summenden träumerischen und unaufdringlichen Musik, die nicht zum Anfüllen steinerner Hallen, sondern zum Einwiegen des Menschenohres berechnet ist, diese Kunstausübung nähert sich der festlichen Anschauungsweise des gesamten Weltallebens.

Wie wenig dagegen leisteten infolge ihrer engen Weltanschauung in der Kunst die Mohammedaner. Nur in der Architektur, in der Raumausschmückung und in der Ausschmückung von Waffen und häuslichen Geräten sind sie Meister gewesen. Aber nirgends im mohammedanischen Kunstleben wird das Naturleben oder Menschenleben, das vielgestaltige, dargestellt, wie dieses bei den buddhistischen Völkern, bei den Indern, Chinesen und Japanern der Fall ist.

Und seht die christliche Zeit des Abendlandes. Die Künstler des Mittelalters, sie malten und bildhauerten, musizierten und dichteten, aufs stärkste beeinflußt von der christlichen Weltanschauung, und jene mittelalterlichen Künstler konnten nur das hervorbringen, was sich um die Kirche und den Kirchengeist der damaligen Zeit bewegte. Nie kamen die christlichen Künstler jener Zeit den Künstlern der buddhistischen Weltanschauung gleich. Aber den mohammedanischen Künstlern waren die christlichen wieder an vielseitiger Entfaltung überlegen.

Von der jüdischen Kunst sind uns zwar Bücher und Lieder überliefert, aber in der darstellenden Kunst leisteten die Juden nichts, da die Weltanschauung dieses Volkes die bildnerische Kunst nicht zu pflegen erlaubte.

Und es ist wohl als sicher anzunehmen, daß bei den Juden damals in Palästina Künstler geboren wurden, ebenso wie in den übrigen Ländern der Erde, denn wenn dieses Volk auch hauptsächlich ein Handelsvolk ist, so ist das kein Beweis, daß nicht Kunstliebe und Künstler unter ihnen leben.

Das große Handelsvolk, die Engländer, haben den großen Dichter Shakespeare hervorgebracht und andere Künstler. Bei den Juden hätten sich in alter Zeit wohl auch Bildhauer ausgebildet, so wie bei den Ägyptern und Griechen, wenn die jüdische Weltanschauung das Aufstellen von Kunstwerken erlaubt hätte.

Ich wollte hiermit denen antworten, die da glauben, der Künstler dürfe immer zu allen Jahrhunderten und bei allen Völkern tun und lassen, was er wolle. Der Künstler war aber immer an die Weltanschauung seiner Zeit gebunden, auch wenn diese ihm ungünstig gesinnt war, anpassen mußte er sich immer der Weltanschauung seiner Zeit.

Ich erinnere nur an die Madonnenmaler, an die Künstler des Mittelalters, die gar keine himmlischen Gesichter erdachten, sondern schöne Mädchen des Volkes, die sie herzlich und sinnlich anregten, und von denen manche eines Künstlers auserkorene Liebste war, die er in Holz oder Stein oder Farben im Kunstwerk herstellte, wonach das dann auf die Altäre als Mutter Gottes oder als irgendeine Heilige in die Kirche kam. Des Künstlers Liebesideal wurde so oft zum Anbetungsideal einer Kirchengemeinde.

Ebenso weiß man, daß die vielen Gedichte, die die Mönche für die Madonna, für ihre himmlische Braut, und die Nonnen an Christus, für ihren himmlischen Bräutigam schrieben, stark durchsetzt waren von weltlichen Liebeserinnerungen und unbewußt oder bewußt aus heißen Liebeserinnerungen und Liebessehnsüchten entstanden, die jene Männer und Frauen aus der Welt mit in die stillen Klöster brachten.

Wenn jene aus der Welt flüchtenden Menschen Mönche und Nonnen wurden und sich hinter die Klostermauern zurückzogen, schrien ihre Welterinnerungen auf, und ihr heißes Gedenken an genossene oder entsagte Lust verwandelte sich oft in die inbrünstigsten und schönsten Liebeslieder, in denen sie ihren eingekerkerten Sinnen Luft machten. Diese Künstler mußten öffentlich eine Gottheit verehren unter dem Druck der Weltanschauung ihrer Tage; in Wahrheit

aber verehrten sie das festliche Leben, dem sie sich entzogen hatten.

Als dann eine freigeistige Zeit anbrach, kam auch die große Zeit für die Porträtmaler, wobei dieselben ihre Menschen nicht mehr als Heilige und Madonnen verkleiden mußten. Sie folgten der befreiteren Weltanschauung ihrer Zeit und malten, so gut sie konnten, auch Landschaften, in denen aber erst immer noch Menschenfiguren als Beigabe herumstanden.

Zu dem vielseitigeren Genießen reiner Landschaften, reiner Naturstimmungen, und zum Malen aller Leben ist erst unsere heutige Zeit mit der aufgeklärteren Geistesrichtung gekommen. Aber sie übt diese Kunst noch nicht so sichtlich reichhaltig und durch Menschengeschlechter geschult, wie es die buddhistischen Maler Asiens vermögen, welche die Insekten, fliegende Vögel, alle Blumen und Gräser und alle Naturstimmungen mit wenigen, kennzeichnenden Strichen wunderbar künstlerisch darstellen.

Laßt aber allen europäischen Völkern einmal die Weltanschauung von der Festlichkeit des geringsten Daseins bewußt werden, die Überzeugung von der Bedeutung der unendlichen Schöpferkraft, die in jedem Geschöpf liegt, die nicht nur den Menschen seelenvoll nennt, sondern, seelenvoll und dem Menschen gleichgestellt, das letzte Lebewesen, dann wird erst ein großes künstlerisches Aufblühen und damit ein inniges Vertiefen in alle Weltleben in der Dichtung, der Malerei, der Bildhauerei und der Musik einsetzen, so daß dann die Welt offensichtlich zu einer Festwelt wird.

Denn ihr sollt nicht sagen, die Japaner und die Chinesen und die meisten Asiaten erzeugen nur deshalb so viele Kunstwerke, und jeder ihrer Gebrauchsgegenstände ist nur deshalb von einem Kunstgedanken zum Leben gebracht, weil diese Völker ein angeborenes größeres Kunstverständnis und stärkeren künstlerischen ausübenden Sinn mit auf die Welt gebracht haben.

Das ist es nicht. Das ist eine bequeme Täuschung, mit der ihr euch selbst herabsetzt, weil ihr euch in

Europa nicht gründlich in aller Weltallfestlichkeit erkannt habt, weil ihr euch nicht gründlich vertrauen wollt und noch teilweise in einer kunstfeindlichen, weil weltfeindlichen Weltanschauung befangen seid.

Die Künstler aller Zeiten waren wohl immer durchdrungen von der Festlichkeit aller Leben. Es waren nur die Volksmassen, die den Künstlern den Zwang einer beengenden Weltanschauung auflegten. Aber auch die Völker sind im letzten Grunde immer von der Festlichkeit des Daseins überzeugt gewesen, es fehlte ihnen nur die Reife und die Kraft des Eingeständnisses.

Die Kunstseele ist in allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieselbe gewesen. So wie das Sonnenlicht jeden Tag rund um die Erde geht und überall Sonnenlicht ist, wenn ihr es nur zu euch kommen laßt und euch nicht vor dem Licht versteckt und das Licht nicht verbaut, und so wie die Erde unter euren Füßen euch rund um die Weltkugel gleichmäßig trägt und überall dieselbe Erde unter euren Füßen bleibt, so seid ihr Menschen, wandelnd zwischen Sonne und Erde überall auf der Welt, durchdrungen von der Lust am Betrachten, am Zuhören und Wiedergeben der Welteindrücke, durchdrungen von der Weltallfestlichkeit, geboren.

Und aus diesem festlichen Empfinden heraus, das überall dem Menschenleben bei allen Völkern angeboren ist, entstehen auch überall die drei Kunstarten: Dichtung, Bildnerei und Musik. Nur schwächende Weltanschauungen und enge Weltüberblicke können teilweise das festliche Weltbetrachten dem Menschenherzen verkürzen, so daß die künstlerische Wiedergabe beschränkt wird.

Setzt aber einmal bei allen Völkern eine festliche Weltanschauung ein, so werdet ihr sehen, daß alle Völker höchste künstlerische Kräfte besitzen, und daß das Menschenleben sich zu einem harmonischen Fest auch in künstlerischer Hinsicht gestalten wird.

Halb bewußt und halb unbewußt gab ich mich damals in den Münchener Museen diesen Betrach-

tungen hin. Aber heute erst kann ich sie in Worten niederschreiben. Ich wußte damals nicht, was mich so eifrig zu den heidnischen antiken Kunstwerken hinzog, aber mich doch im allerletzten Grunde auch unbefriedigt ließ.

Ich wußte auch nicht, was mich an den Gemälden der christlichen Bilder bedrückte, und was mich daran, abgesehen vom malerischen Können jener Meister, unbehaglich, unbefriedigt ließ. Ich stand vor großen Werken der Malkunst, aber die Maler selber, das sagten ihre Werke, waren nicht Besitzer einer freien und natürlich festlichen Weltanschauung gewesen.

Darum fand ich mehr Freude draußen in der Natur, bei Spaziergängen, wo das Leben der Wälder und Berge, des Himmels und der Flüsse von keinem kurzsichtigen Zeitgeist erschaffen war, dort im Freien herrschte das Weltallfest vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Die Kunstwerke des Christentums konnten mir nicht dieselbe Festlichkeit geben, wie sie mir die Natur gab. Nur die Statuen des heidnischen Griechentums trugen ähnliche Lebensfestlichkeit zur Schau wie die immer festliche Landschaft.

Es war mir aber damals auch noch unmöglich, mein Handeln und mein Denken zusammen Hand in Hand gehen zu lassen, da die Gedanken nicht so klar wie heute vor mir standen, also der Gedanke noch nicht so sicher die Tat leiten konnte.

Ich wußte noch nicht, wie ich die Welt in Worten knapp durchgeistigt und verkörpert, ohne Anlehnung an die alte christliche Weltanschauung, in Gedichten wiedergeben sollte, und war oft recht verzweifelt und von Ungeduld geschüttelt.

Ich konnte auch niemanden um Rat fragen, mein philosophischer Freund hatte mir nur sagen können: „Verlaß die alte Weltanschauung! Sei ehrlich zu dir selbst. Du und wir alle haben sie im Grunde schon längst verlassen. Du findest den Weg zu neuen dichterischen Schöpfungen von selbst. Sei nur mutig!“ —

Verlassen hatte ich die alte Welt. Aber ich tappte noch im unklaren und hatte keine neue vor mir.

Denn die Wirklichkeitswelt, in der die anderen Dichter damals arbeiteten, die Alltagswelt, die Welt der Taglöhner und Proleten, die von ihnen mit Vorliebe damals aufgesucht wurde, die schien mir nur ein Nebenweg am Hauptweg zu sein, der eingeschlagen werden mußte, ein Vermittlungsweg zum Hauptweg.

Ich versuchte diesen Weg ein Stück zu gehen, und ich schrieb in München, um mir zu beweisen, ob ich mit photographischer Treue das Wirklichkeitsleben wiedergeben könnte, damals ein Drama in zwei Akten, betitelt „Das Kind“, das mit allzu deutlicher Deutlichkeit den Seelenzustand eines jungen Mädchens wiedergab während einer Nacht des Abschieds von ihrem Bräutigam, und das sich am Morgen nach dem Abschied aus dem Fenster stürzt.

Das Stück war kraß, erschütternd, aber es löste keine innere Erhebung in mir aus. Nur die Achtung vor wirklichkeitsgetreuer Schilderung blieb als Endgefühl in mir übrig. Und ich sah ein, daß äußere Wirklichkeitswiedergabe nur eine Schulung für einen Schriftsteller sein konnte, aber daß sie nicht höchstes Kunstideal werden durfte. Das Stück wurde später im Jahr 1900 vom Münchner Schauspielhaus angenommen. Aber ich zog es zum Erstaunen des Direktors vor der Aufführung zurück. —

Das Osterfest 1892 kam heran, und ich ging an einem Karfreitag, erfüllt von den Erinnerungen alter Osterzeiten, durch die Kirchen Münchens und kam in eine hohe alte Kirche, die war dunkel und wirkte wie ein geräumiger Keller. Und die Menschenmenge, die zu dem einen Eingang hineindrängte, Kopf an Kopf, und die Kirche durchquerte und zu einem anderen Eingang hinausdrängte, schob mich vorwärts.

Alle großen Gemälde über den Altären und die Altäre selbst und die Altarstufen waren, wie das immer in der Karwoche ist, mit tiefvioletten Tüchern zugedeckt. Und durch die Weihrauchwolken sah ich die Pyramiden der Kerzen aufragen, deren unzählige spitze Flämmlein mir den Eindruck von goldenen Dornen machten.

Vom Weihrauch halb verhüllt, stand der in Spitzen-

gewänder gekleidete Priester am Altar, und als ich einen Augenblick zurücksah über die Menge, die mich vorwärts schob, stach durch die offene hohe Kirchentür das blauweiße Tageslicht grell in das dunkle Kirchengewölbe herein, als stahlblauer Strahl, und war wie ein mächtiges helles Schwert über den Köpfen der Menge. Und die Menschen, die Kopf an Kopf da drängten, erschienen mir wie ein Heerwurm, der unter dem blanken drohenden Schwert durch die Kirche zog.

Einen Augenblick schien es mir, als ich den Weihrauch aufsteigen sah, als hätten die Kerzen das violette Tuch, das über dem Altarbild hing, angezündet, und als rolle das Tuch feurig brennend und rauchend über den Köpfen der Menge hoch.

Ich ging dann nach Hause und schrieb den visionären Eindruck dieses Karfreitagkirchenbesuches in kurzer Skizze, die ich „Auferstehung" betitelte, nieder. Ich gab den Eindruck so wieder, wie ich ihn eben erzählt habe, nur ein wenig mehr ausgearbeitet, in heftigeren Farbeneindrücken und in knappen, etwas gehackten Sätzen.

In jenen Tagen in München — das muß ich noch vorher bemerken — hatte ich mir manches Mal ein Buch in der „Bibliothek der Modernen" geliehen. Diese Bibliothek war im Hause des Schriftstellers Schaumberger, und dort im Hausgang war ich im Vorübergehen den Dichtern O. J. Bierbaum und Ludwig Scharf vorgestellt worden.

Einige Tage später erhielt ich von O. J. Bierbaum die Aufforderung, eine kleine Arbeit für den „Musenalmanach" 1892—1893 einzusenden.

Nichts schien mir geeigneter für diesen Zweck als die kleine Skizze „Auferstehung", die kaum zehn Druckzeilen groß war, und die ich für meine erste und beste Leistung auf dem neuen Weg beschreibender Prosa hielt.

Ich dachte mir aber, daß wahrscheinlich Hunderte von Schriftstellern zu Beiträgen für den Musenalmanach aufgefordert worden waren, und daß das, was ich geschrieben hatte, so wenig war, daß es in

28*

dem Buchband kaum zehn Menschen auffallen würde. Mir persönlich sollte diese kleine Skizze die Linie zeigen, die ich einschlagen wollte. Nicht Wirklichkeitsschilderung, sondern in Vision umgesetzte Wirklichkeit wollte ich von jetzt ab geben.

Ich hatte damals noch keine Ahnung von Kritik und Kritikern überhaupt. So wie es nirgends in der Bibel steht, daß Gott bei seiner Schöpfung an eine Kritik derselben gedacht habe, so wenig war mir der Gedanke gekommen, daß ich je eine gedruckte Kritik über mich lesen würde. Ich selbst hatte nie Kritiken über Bücher gelesen, so wie ich auch bis dahin nur äußerst selten eine Tageszeitung in die Hand genommen hatte.

Ich dachte, Dichtungen werden schweigend geliebt oder schweigend abgewiesen, und ich wußte noch nicht, daß das meiste, was geschrieben wird, auch öffentlich besprochen wird.

Daß in den Zeitschriften Bücherbesprechungen gebracht wurden, in jenen modernen Zeitschriften, in welchen die neuen Dichter sich vereinigt hatten, um auf neue Wege hinzuweisen, das schien mir natürlich. Daß aber die Zeitungswelt, die Augenblickswelt, die doch keine Zeit zum Sichvertiefen haben konnte, Geistesarbeit zu kritisieren sich berechtigt fühlte, in derselben Weise, als ob man das Wetter beschrieb und Tagesvorgänge besprach, daß Geistesarbeit unter die Augenblicksvorgänge gerechnet werden könnte, das war mir ganz unbekannt und unverständlich.

Im Herbst desselben Jahres, als ich dann später von München nach Berlin gezogen war, erhielt ich eines Tages von meiner Familie aus Würzburg eine Nummer des „Berliner Tageblattes" zugesandt. Im Feuilleton war der Bierbaumsche „Musenalmanach" für 1892—1893 breit besprochen. Aber mein Erstaunen wuchs aufs höchste, als ich meinen Namen an die Spitze des Aufsatzes gestellt sah und die Worte am Eingang der Kritik las: „Da tut ein Max Dauthendey seine milde Hand auf und schenkt uns eine Auferstehung."

Ich begriff zuerst nicht, daß der Artikel von Hohn strotzte. Man hatte zugleich meine Skizze wortwörtlich abgedruckt, und man geißelte mit bissigem Spott die neue verrückte Schreibart. Die für eine Tageszeitung auch wirklich nicht am Platze gewesen wäre. So schwer denkbar wie es ist, daß Botticelli Skizzen für eine illustrierte Tageszeitung gezeichnet haben würde, so wenig paßte natürlich die Skizze eines neuen Wegesuchers in den Alltagsstil einer Zeitung.

Da ich zur Mitarbeit aufgefordert worden war und meine Skizze als Geschenk dem „Musenalmanach" gegeben hatte, hatte ich die Einfalt, zu glauben, daß die Welt auch meine Arbeit als Geschenk annehmen müsse und nicht als eine Herausforderung zum Meinungszweikampf.

Grausam und ungerecht fand ich diesen unerwarteten Angriff auf meinen mit tiefstem, heiligstem Ernst ausgearbeiteten kleinen ersten Versuch, Wirklichkeit und Unwirklichkeit vereinigen zu wollen. Ohne nach der alten Figurenwelt von Engeln und Teufeln zu greifen, hatte ich die Visionen einer Kirchenstimmung, eine Karfreitagsphantasie, versuchsweise wiedergeben wollen.

Daß meine Welt nicht die Welt von heute war, wurde mir aus jener Kritik hier gründlich zum erstenmal öffentlich bestätigt. Aber mutlos oder kopfscheu machte mich diese Erkenntnis nicht. Und so breit, wie ich heute das Ereignis beachte, tat ich es damals nicht. Es war eine flüchtige Sekunde des Unbehagens, die aber doch so stark war, daß ich sie nach langen Jahren noch in mir aufgezeichnet finde. — Und ich erzähle dieses nur, weil es meinen ersten neuen Versuch betraf, der mir am Herzen lag.

Der Gedanke, die Natur phantastisch, doch ohne Verwandlung der Naturleben in Menschengestalten, wiederzugeben, beschäftigte mich damals in München, seit ich den ersten Versuch, die kleine Skizze „Auferstehung", geschrieben hatte, unausgesetzt.

Eines Sonntags wohnte ich im Münchner Hoftheater einer Vorstellung des Byronschen „Manfred" bei, und Ernst von Possart spielte den Manfred.

Von meinem Platz aus auf einem der Ränge konnte ich immer sehen, wie die Versenkung sich öffnete, und wie einer der Erdgeister oder einer der Feuergeister aus dem Bretterloch aufstieg. Das störte mich sehr. Wohl war die Sprache des Dichters schön, aber auf dem Heimweg vom Theater sagte ich mir, ich hätte das Stück lieber gelesen und hätte mir dann die Gestalten der Elemente mächtiger und unbegrenzter vorstellen können.

Es wirkte komisch, wenn da in grauen Kattunstoff eingewickelte Menschen auf der Bühne herumliefen wie Gugelmänner, und wenn man sich vorstellen sollte, diese Vermummten sollen die verkörperten Elemente der Erde sein. So dürftig und so beschränkt war mir noch nie die Gestaltung der Elemente vorgekommen. Die Schuld lag nicht an der Bühne, nicht an der Darstellung, sondern am Dichter, der sich hätte hüten müssen, in seinem Drama ungeheuere Elemente in der Form von Menschen auftreten zu lassen.

Mein neuzeitlicher aufgeklärter Natursinn sträubte sich fortwährend gegen die Annahme, daß verkleidete Menschen Elemente darstellen sollten. Ich ging unbefriedigt nach Hause, und ich sagte zu meinen Freunden: „Ich möchte ein Drama schreiben, in welchem die Elemente auftauchen wie die Bilder im Gehirn eines Menschen. In dem Drama möchte ich Gletscher, Meer, Wüste als unsichtbare Chöre singen lassen."

Jedenfalls stieg mir an jenem Abend unklar die Idee auf, daß, wenn ein Drama ohne Menschen auch eine Ungeheuerlichkeit wäre, es doch keine Unmöglichkeit sein müßte. Heute weiß ich, daß das alles nur Vorbereitungsgedanken für meine künftige Lyrik waren, in welcher ich dann mit Vorliebe Liebes- und Landschaftsleben verschmolzen habe, ohne den Landschaftsdingen Menschengestalten zu geben.

Als die Universität Osterferien hatte, fuhr ich mit dem einen meiner Freunde, dem Schweigenden, ins Gebirge nach Tirol, und wir stiegen zum Achensee hinauf. Zu beiden Seiten des Weges lag noch hoher

Schnee, besonders hoch beim See an den kalten Nordseiten der Berge.

Der Ausflug währte nur zwei Tage, aber ich erinnere mich noch deutlich, als wäre es gestern, einer Sekunde, die ich auf dem See erlebte, und die in mir blitzartig die Gestaltung eines Dramas ohne Menschen schaffen sollte.

Wir saßen am Spätnachmittag in einem Boot, mein Freund ruderte. Wir waren an einer Seeseite gewesen, wo streckenweise der Schnee auf großen Wiesenflächen geschmolzen war, und dort waren, in der heftigen Frühjahrssonne, Gruppen von rosa Alpenhyazinthen emporgeschossen, die da wild und üppig wucherten.

Wir hatten einen großen Strauß davon gepflückt, der lag neben mir auf der Bootsbank. Ich hielt das Steuer und lag halb über den Bootsrand gebeugt und starrte in die herrliche smaragdgrüne Tiefe des Bergsees und freute mich an dem feuerblauen Schatten, den unser Schiff und wir selbst über die Seefläche zeichneten. Mir schien, wir schwammen mit dem Boot über einen ungeheueren Kristallberg.

Stellenweise konnte man die schlangenartigen Figuren der Seegewächse goldig am Grund aufblinken sehen oder Felsblöcke, die wie Goldklumpen spukartig aus dem grünen Wassergrund heraufsahen. Und versunkene Baumstämme waren da unten, unheimlichen Tierkörpern ähnlich, mit grünen und blauen Gliedern, die schienen mehr unwirklich als wirklich zu sein.

Ich ließ von Zeit zu Zeit einen Blütenbüschel des rosa Hyazinthenstraußes, daran ich einen kleinen Stein gebunden, in die Seetiefe gleiten, und es erstaunte mich immer wieder, wie die rosa Blumen in einiger Tiefe blau und dann weißlich wurden und versanken, als fielen sie durch verschiedenfarbige Tinten.

Und ich stellte mir dann vor, wie meine Blumen nun da unten liegen mußten und sich nach der Sonne und nach den Wiesen oben sehnen würden, und daß der Seegrund sie nun nie mehr loslassen würde, und daß sie zu Stein werden mußten neben dem Stein,

der sie hinuntergezogen hatte in die grüne Glaskammer des Sees.

Als ich müde war vom Hinunterschauen, sah ich drüben über dem Seeufer einige schneebedeckte Berge Tirols, und wenn auch keine Gletscher zu sehen waren, so bildete ich mir doch ein, so starr weiß müßten Gletschergipfel unberührt den ewigen Schnee tragen wie jene verschneiten Berge.

In demselben Augenblick ging die Sonne unter, und die Schneegipfel färbten sich, als wüchsen auf ihnen vor meinen Augen Felder von rosa Alpenhyazinthen. Es war aber nur die Abendsonne, die die äußersten Erdzacken aufglühen ließ.

Und dieses feierliche Schauspiel, dem ich im Boot, schwebend über der Seetiefe, im lautlosen Abend zusah, das prägte sich so stark in mich ein, daß ich es dichtend nachgestalten wollte, so wie es gewesen.

Und nach München zurückgekommen, dachte ich mir aus, ich wollte ein Drama schreiben, in welchem kein Mensch auftreten sollte, wie ich das schon einmal gesagt habe. Nur einzelne Menschenstimmen und Menschenchöre und Musik hinter der Bühne sollten die Verwandlungen begleiten.

Und ich wollte zuerst hinter der Szene eine große Stimme singen lassen. Das sollte die Stimme der menschlichen Sehnsucht sein. Und unsichtbare Chöre des Weltalls sollten ihr antworten.

Und die Sehnsucht sollte hinuntertauchen in die Meerestiefe, in die Pflanzengärten dort unten, wo die Perlen in ihren Schalen singen und tausend Jahre reifen. Und das Bühnenbild sollte den farbigen Meergrund zeigen.

Und die Sehnsucht, keine Ruhe in der Meerestiefe findend, sollte dann zum Gletscher eilen, zum ewigen Schnee. Und auf der Bühne sollte das Eis der Gletscherfelder aufglühen in der Abendsonne, und Chöre der Stimmen des ewigen Schnees sollten antworten, so wie die Scharen der Perlen in der Meerestiefe der Sehnsucht geantwortet hatten.

Und die Sehnsucht sollte, auch dort keine Ruhe findend, vom Gletscher zur Wüste eilen und dem

Sand und den Sandmeilen zusingen. Und der im heißen Wind aufwirbelnde Sand sollte in Chören der Sehnsucht antworten.

Und die Sehnsucht sollte endlich heimkehren, heimgetrieben, nachdem sie nicht Ruhe gefunden, nicht in der Tiefe des Meeres, nicht in der Höhe des ewigen Schnees, nicht in der Hitze der Wüste.

Dann sollte im Abend ein Frühlingsgarten voll Blüten als letztes Bild dastehen und ferne Geigen unter den Blüten singen. Chöre der Blüten und die Mondstimme in der Frühlingsnacht und die Chöre der Blumendüfte sollten singen, und die Sehnsuchtstimme des Menschen sollte ihr letztes Lied finden und sich sagen: da sie nirgends auf Ruhe traf und auch das Weltall ihr geantwortet habe, daß nirgends Ruhe sei, so wäre die einzige Weisheit die, das Leid aller und die Liebe aller mitzuerleben, mitzujubeln und mitzuleiden. —

Ich wollte mich nun für dieses Drama vorbereiten. Schneeberge hatte ich gesehen. Auch die Seetiefe des Achensees konnte mir eine Vorstellung geben vom Meeresgrund. Nur über die Wüste wußte ich noch nichts. Und ich verschaffte mir Bücher mit Wüstenbeschreibungen.

Aber sie gefielen mir nicht. Ich konnte keine Stimmung aus ihnen erhalten. Und da erinnerte ich mich, wie ich als Knabe oft im heißen Mainsand auf einer Insel im Fluß nach dem Bade gelegen hatte. Und dieses ferne erlebte Bild des trockenen Julisandes mit der senkrechten Sonne am Himmel, gab mir mehr Wüstenvorstellung, als das Lesen von wissenschaftlichen Wüstenreisen in Büchern es vermocht hätte.

Aber es sollte noch ein Jahr dauern, bis ich die Stimmen des Dramas in Versen schreiben konnte. Das geschah im Jahre 1894, als ich zum zweiten Male in einem einsamen Pfarrhof an der Westküste Schwedens mehrere Monate zubrachte. —

Ich hatte jetzt in München fast alle Wagnervorstellungen besucht, den Nibelungenring gehört und war auch einige Jahre vorher in Bayreuth gewesen,

wo ich bei einem Abstecher von Würzburg aus den „Parsifal“ gehört hatte.

Wagners neue heftige Musik hatte mein junges erregbares Blut tief erschüttert. Aber Wagners Dramengestalten, die Götterfiguren in Menschengestalten, erschienen mir in der Darstellung auf der Bühne unmöglich und kindisch und nicht so überzeugend, wie es für unsere neuzeitlichen Vorstellungen nötig gewesen wäre, um in mir volle Andacht zu erwecken.

Ein dicker Tenor, der den Wotan spielte, oder eine üppige Sängerin, die die verklärte Gestalt der Freja oder die gewaltige Gestalt einer Walküre darstellen sollte, verärgerte meine Aufmerksamkeit jedesmal, so daß ich meistens die Augen im Theater schloß und nur den singenden Stimmen der Musik zuhörte und auf das Bühnenbild, das ich mir in der Phantasie viel schöner vorstellen konnte, gern verzichtete.

Ich war also aus innerem Antrieb und nicht aus Neuheitssucht auf den Gedanken gefallen, teils durch die Manfredvorstellung, teils durch die Wagnervorstellungen herausgefordert, einmal ein Drama zu schreiben, in welchem nur Chöre und Landschaftsbilder von der Bühne wirken sollten. Aber es sollte dieses durchaus nicht eine neue Dramengattung werden.

Ich wollte nur einmal eine Bühnenphantasie geben, die, ohne menschliche Figuren zu verwenden, erhebend wirken sollte. Ich hatte in der Wagnerschen „Walküre“ in München auch gesehen, wie mit Dampf und bengalischen Flammen eine künstliche Branddarstellung erzeugt wurde, und ich stellte mir vor, daß die Landschaftsbilder meines Dramas, der Meeresgrund, der Gletscher und die Wüste nicht nur einfach nüchtern auf der Bühne dargestellt werden durften, sondern sie müßten, wie von Wolken getragen, erscheinen, auftauchen und in Wolken verschwinden wie Gedankenbilder im Gehirn eines Menschen. Und um dieses zu ermöglichen, sollte Dampf aus den Versenkungen aufsteigen und sollten so auf der Bühne Wolken erzeugt werden.

So wie in einem menschlichen Gehirn die Vor-

stellungsbilder bald klarer, bald unklarer wie aus Wolken aufzutauchen scheinen und dabei Stimmen der Gedanken sprechen oder singen, so sollten die Bühnenbilder in diesem Operndrama „Sehnsucht“ sein. Und ich hatte die jedenfalls etwas waghalsige Kühnheit, an die Spitze meines Dramas, als ich es schrieb, die Worte zu stellen: „Die Bühne stellt das Gehirn eines Menschen dar.“

Die eilige Kritik, welche heutzutage den Dichtern ihren Wert schnell zu- oder abspricht und sie bei Lebzeiten schon untereinander in Rangordnungen dem deutschen Volke vorführt, und die nicht Rücksicht nimmt, ob der Dichter jung ist und sich entwickelt, sondern die ihn mit fünfundzwanzig Jahren vielleicht sogar an toten Dichtern mißt, welche achtzig Jahre geworden sind — diese hastige Kritik, die in dieser erstaunlich voreiligen Weise an den lebenden und sich entwickelnden jungen Dichtern oft schweres Unrecht begeht, konnte mir dann zwanzig Jahre hindurch diesen Jugendausspruch nicht verzeihen: „Die Bühne stellt das Gehirn eines Menschen dar.“ Und man frischte diesen Satz in unzähligen Kritiken über mich jedes Jahr wieder auf.

Meine zukünftige Welt, die ich in mir täglich weiterbildete — und deren erste Anfänge mir heute noch ebenso heilig sind wie damals, weil sie ehrlich und echt gemeint waren und nicht aus Verblüffungssucht entstanden — hat man verhöhnt und verlacht, und man hat nie einen Augenblick daran denken können, daß alles, was ich damals schrieb, begründet war von dem Drang, eine neue Weltanschauung in der Dichtung zur Geltung zu bringen. Alle diese jungen Versuche aber zielten auf die Schöpfung einer mir eigenen Lyrik hin, die ich doch erst später geben konnte.

Den Dichter kann man nicht anspornen zum Blühen und ihn nicht hindern, wenn seine Dichtung blüht. Man kann nur die natürliche Verbindung zwischen Leserkreis und Dichter zeitweilig schädigen.

*

Mein Freund, der junge Philosoph — der in München in jener Zeit neben seinem Studium bereits mit der ersten Niederschrift über die Atomkraftlehre eifrig beschäftigt war — schlug mir im Frühjahr 1892 vor, die Pfingstreise, die er zu seiner Erholung hätte unternehmen sollen, und wozu ihm seine Mutter Reisegeld geschickt hatte, an seiner Stelle zu machen. Was ich mit Dank gerne annahm, und um die Pfingstzeit nach Venedig reiste.

Von dieser Reise sind mir zwei kleine Begebenheiten in Erinnerung.

Ich war am Abend von München abgereist, und als ich morgens im Bahnzug über den Brenner kam, begann ich, bereits von der Station Franzensfeste ab, unausgesetzt den Himmel zu prüfen, gespannt aufschauend, ob derselbe bald italienische Bläue zeigen würde. So saß ich in grauem Morgendämmern, bis wir zur Grenze nach Ala kamen, stundenlang das Gesicht nach oben gerichtet. Obgleich mein Nacken mich schmerzte und ich den Kopf kaum noch zurückbiegen konnte, so war doch die Begierde, den italienischen Himmel zu sehen, stärker als die Unbequemlichkeit.

Aber leider stellte sich die Bläue des Himmels nicht so mächtig ein, wie ich sie von allen italienischen Bildern in Erinnerung trug. Doch weit entfernt enttäuscht zu sein, freute ich mich, daß ich mich nicht blind vom Reisefieber fortreißen ließ und mich nicht selbst belog. Und ich war stolz darauf, daß ich trotz aller Reisebegeisterung feststellen konnte, daß der italienische Himmel, wenigstens auf der Fahrt bis Venedig, nicht blauer war als zwischen Würzburg und München.

Diese Erkenntnis, die zwar für einen jungen Italienreisenden etwas Schmerzliches hatte, befriedigte mich aber, weil ich mir sagte: ein neuzeitlicher Schriftsteller muß die Dinge sehen, wie sie sind, und er darf nicht bloß die gehörte Fabel der Dinge sehen, die die andern gefabelt haben.

Ich erzähle dies nur als kleinen kennzeichnenden Zug der Schulung zur Wirklichkeitsbeobachtung, von

der ich und meine Zeit damals fanatisch durchdrungen und besessen waren.

Das glitzernde Venedig, das bunt wie eine indische Stadt an den Spiegeln der Kanäle und an dem Spiegel eines sonnigen Frühlingshimmels lag, stimmte mich sehr glücklich.

Diese wirkliche und unwirkliche Stadt, deren Paläste wasserentstiegen, wie aus Meerschaum und Perlmutter gebaut, irisfarben beim Widerschein der leichten Wellen beleuchtet sind, beseligte mich. Ich fühlte mich, vom Norden wie aus einer grauen Wüste gekommen, als hätte ich eine sonst unerreichbare Fatamorgana erreicht.

Ein körpergewordenes Meeresspiegelbild erschien mir Venedig mit seinem blendenden, marmorgepflasterten weißen Markusplatz und mit den silbrigen indischen Kuppeln der Markuskirche und mit den Schaufensterreihen voll mit Juwelen und glitzernden Glaswaren unter den Bogengängen des Platzes.

Am Abend vor dem Himmelfahrtstage, als alle Glocken läuteten, trat ich in einer Seitenstraße in eine Kirche ein. Darinnen jubelte eine klingende Musik, wie ich sie vorher nur in Operetten gehört hatte. Scharen von jungen Mädchen und Frauen des Volkes, mit Spitzentüchern über den schön frisierten Köpfen, saßen dort bis dicht an die Altarstufen auf Stühlen. Und der Priester und die Chorknaben bei Blumen, Lichtern und dem weihrauchreichen Altar bewegten sich lebhaft und fröhlich, als wäre die Messe, die sie lasen, eine Volksvorstellung.

Ich sah in der ersten Sitzreihe Frauen bequem und gemütlich ihre kleinen Füße — die in seidenen Stöckelschuhen steckten, als wären sie zu einem Ball gekommen — auf die obersten Altarstufen aufstellen. Und ich bemerkte eine, die mit ihren übereinandergelegten Fußspitzen den messelesenden jungen Priester, der den Rücken gegen die Menge wendete, mit der Fußspitze leicht an seinen Fersen streichelte. Sie zeigte keck, daß sie den jungen Mann liebte und ihm ihre zärtlichen Gefühle mitteilen wollte. Sie hielt den Fächer halb vor das Gesicht, und ihre schwarzen Augen blin-

zelten schelmisch über den Fächerrand zum Kopf des Priesters hin.

Wahrscheinlich wartete sie auf den Augenblick, da der junge Geistliche, um die Menge zu segnen, sich umwenden mußte.

Auf den Kirchenemporen jubelten Sängerchöre, helle und dunkle Stimmen durcheinander. Und es herrschte ein freies und ungebundenes Leben in dieser Abendkirche, deren Türen weit offen standen und die Stimmen der Frucht- und Eisverkäufer und das Glockengewoge von der Straße hereinließen.

Das junge Mädchen, das zum Priester die Fußspitzen hinstreckte, die klingelnde Operettenmusik und alle auf ihren Stühlen schaukelnden und singenden Besucher der Kirche — diese Frühlingsabendstimmung in einer Kirche habe ich zwanzig Jahre nicht vergessen können. Ich hatte nie vorher Ähnliches erlebt und habe es nie nachher wieder erlebt.

Hier hatte zum erstenmal die Andacht etwas natürlich Frühlingsfestliches. Dabei muß ich gestehen, daß die Festlichkeit auch ein wenig überreizt an Gedankenlosigkeit und Leichtsinn streifte. —

Ich war aber der südlichen Süßlichkeit der Farben und Formen Venedigs nach acht Tagen schon satt. Es wurde meinem deutschen Herzen zuletzt vor den ewigen lila und rosigen Perlmutterfarben beinahe übel, als hätte man mich gezwungen, acht Tage nur von Zuckerwerk zu leben. Und ich sehnte mich von der großen schwülen Perlenmuschel im Meeresbilde fort nach dem Festland und nach erquickender grüner Landschaft. Ich sehnte mich fort von dem ewigen venetianischen Sonntagsgefühl, fort von dem auf lautlosen Wasserstraßen gleitenden Verkehr, von den Straßen, in denen keine Wagen dröhnen, keine Hunde bellen, in denen immer stilles und glattes Wasser steht, als wären das polierte Sonntagsstraßen ohne Verkehr.

Ich war jung und sehnte mich nach Getriebe und nach der Abnützung meiner Kräfte, die hier nur gewiegt wurden in Gondeln und auf sonnenwarmem Wasserspiegel. —

Nach München zurückgekommen und die farbigen venetianischen Eindrücke noch im Gedächtnis, freute ich mich, nach der Eröffnung des Glaspalastes täglich nun die Ausstellung besuchen zu können und die ersten Bilder der Sezession zu sehen.

Da ich sehr wenig Menschenverkehr suchte und mich immer mit Plänen und Gedanken trug, die ich abends auf den Spaziergängen mit meinen zwei Freunden besprach, so prägten sich bald die auf der Ausstellung gesehenen neuen Bilder der neuen Freilichtschule so stark in mein Gedächtnis, daß ich sie stündlich wie neue Kameraden empfand. Und ich setzte mich an meinen Schreibtisch und versuchte, um mich im Beschreiben zu üben, einige der Bilder der Sezession in knappen dichterischen Worten wiederzugeben.

Da waren Bilder von Ludwig von Hofmann, von Exter und von Segantini und von einigen anderen, die ich ausgewählt hatte. Diese Bilderbeschreibungen waren die ersten Anfänge zu der kleinen Prosagedichtsammlung „Ultraviolett", deren weiteren Inhalt ich hauptsächlich in einem Pfarrhaus in Schweden fertig schrieb, das in einsamen Granitwüsten wie am Ende der Welt versteckt lag, und wo ich im folgenden Frühjahr weilte.

Den Winter 1892—1893 verbrachte ich in Berlin, und hier trat ich zum erstenmal mit Dichtern und Denkern der Neuzeit in engere Fühlung.

Mein Roman „Josa Gerth", mein erstes Buch, war zu Winteranfang bei Pierson in Dresden erschienen, und mit dem Bewußtsein, mein erstes Buch der Öffentlichkeit gegeben zu haben, fühlte ich mich mutiger und getraute mich, den Kreis gleichgesinnter Zeitgenossen aufzusuchen.

Auf der ersten Seite dieses meines ersten Buches stehen die Worte: Dieses Buch gewidmet einem Toten. Dem toten Dichter und meinem Dichtermeister, dem Dänen J. P. Jakobsen — dessen Schreibart ich mir zuerst zum Vorbild genommen hatte, um mich vom deutschen Aufsatzstil frei zu machen — hatte ich meinen Erstling gewidmet, zufrieden, daß nur ich allein es wußte, welcher Tote mit der Widmung gemeint war.

Auch die Person jenes Dichters in der Gestalt eines Doktors Wiking, eines Naturwissenschaftlers und Botanikers, war in den Roman verwebt. Nach Jakobsens Photographie, die ich mir aus Kopenhagen hatte kommen lassen, hatte ich meiner Romangestalt möglichst die Ähnlichkeit meines dänischen Prosameisters zu geben versucht.

Die Handschrift dieses Buches hatte ich noch in Würzburg im Herbst 1891 beendet, kurz, ehe ich zu Weihnachten beinahe gewaltsam von meinem Vaterhaus geschieden war. — Diese Trennung habe ich bereits im „Geist meines Vaters“ ausführlich beschrieben.

Nach dem Erscheinen meines ersten Romanes hatte mein Vater mein Monatsgehalt etwas erhöht, so daß ich in weniger großer Bedrängnis, aber immer noch knapp gehalten, in Berlin leben konnte. Aber es wurde mir zugleich angedroht, daß ich nur bis zu den nächsten Ostern väterliche Hilfe erhalten würde und dann auf eigenen Füßen stehen müßte.

Einstweilen aber lag Ostern noch für mich hinter tausend Jahren, und ich versuchte, so wenig wie möglich an das Ende der Gnadenfrist meiner Freiheit zu denken.

In Berlin besuchte ich zuerst den schwedischen Schriftsteller Ola Hanson. Ich hatte im Herbst in München das Buch „Sensitiva Amorosa“ von Ola Hanson gelesen. Feingezeichnete Menschenschatten bewegten sich darin auf dem Hintergrund starker, gütig beobachteter Landschaften, Abrisse von Lebensschicksalen stumm vorüberwandelnder Gestalten. Die eine Gestalt kam lebenssuchend auf einem Feldweg bei einem Gut in Schonen daher; die andere saß auf einer Bank am Meer und sah lebensbetroffen über den Sund; und andere traten auf in der schicksalsreichen, stimmungsvollen Östergade Kopenhagens.

So ungefähr erinnere ich mich dieses Buches noch heute. Und die bedeutsame Art des Schweden Ola Hansons, mit der er schwere Menschenschicksale zart und verständnisvoll behandelte, erinnerte mich an Jakobsens Art. Und als ich hörte, daß Hanson, mit

der Schriftstellerin Laura Marholm verheiratet, in jenem Jahr 1892 in Friedrichshagen bei Berlin wohne, freute ich mich, ihn aufzusuchen.

Denn alles Nordische übte eine starke Anziehung auf mich aus. Jene fast menschenleeren Länder, die ich mir dort oben vorstellte, schienen eine reinere und keuschere Luft zu haben, einen stärkeren rücksichtsloseren Geist, verbunden mit schärferer Selbsterkenntnis. Und die kleinen Völker dort oben, außerhalb unserer Kulturgrenzen stehend, lockten mich damals mehr als das von verweichlichten üppigen Kulturen schlaffe, sinnensüße Südeuropa.

Kunstformen und künstlerische Gedanken, die aus Italien kamen, waren mir alle zu sehr beeinflußt von dem christlichen Zeitalter. Der Dichter Dante ist mir immer mit seinem Himmel- und Höllenwahn der Göttlichen Komödie mehr schulmeisterlich als dichterisch erschienen. Es kam mir häßlich vor, daß er sich in seinem großen Gedicht zum Richter seiner Zeitgenossen aufgestellt hatte.

Wie mit der Rute in der einen Hand und einem Lobzettel in der anderen Hand, so schien mir Dante in der Göttlichen Komödie mehr fanatisch beschränkt zu sein als hoheitsvoll milde verstehend. Und ich zog den Schluß: die alte Kirchenkultur Italiens, so scheint es mir, ist zu jeder weiteren künstlerischen Entwicklung unfähig und ist unfruchtbar.

Im Norden dagegen lebten unverbrauchte Völker mit unverbrauchten Geisteskräften. Und jedes neue Buch, das vom Norden über die deutsche Grenze kam, hatte damals den Atem einer belebenden Meerbrise und schien von Länderstrecken zu kommen, wo die Menschen, die von Jugend an einer rauhen Wirklichkeit gegenüberstanden, stark geworden waren auf noch jungfräulicher Erde, der sie reinste Ehrlichkeit zeigen mußten.

Ich sah im Geiste dort in skandinavischen Meernebeln Fischerdörfer und Einzelgehöfte an weltentrückten Küsten, und wenn ich ans Reisen dachte, sehnte ich mich, jene weltabgeschiedenen Stätten aufzusuchen.

Und mein Schicksal kam auch auffallenderweise diesem meinem innersten Wunsche entgegen. Ich tat nur einen Schritt in dieser Wunschrichtung, und das war der, daß ich, in Berlin angekommen, den Schriftsteller Ola Hansson besuchte. Alles weitere fädelte dann mein Schicksal von selbst ein, und ich kam plötzlich nach dem Norden, wo ich die nächsten Jahre meines Lebens mit kleinen Unterbrechungen verbrachte, und wo ich dann auch später ein Mädchen fand, das meine Frau wurde. —

Die deutschen jungen Mädchen zerfielen damals für mich in zwei Gattungen. Die einen waren noch nach altmodischer, beschränkter, gedankenenger Weise erzogen und waren wie abgerichtete Wesen, denen Geistesfreuden — außer den Grenzen christlicher Auffassung und der Familienkunstbegriffe — unbekannt waren. Ihr Benehmen war jungen Männern gegenüber wohl jugendlich und körperlich lieblich, aber geistig stumpfsinnig. Sie waren versunken in einer Empfindsamkeit, die geistige Festlichkeit vorstellen sollte. Mit all ihrer Bildung machten sie darum auf einen geistig anspruchsvolleren Mann einen völlig ungebildeten Eindruck. Ich spreche hier natürlich von der großen Masse. Vereinzelte geistig wacherzogene Mädchen mag es immer in Deutschland gegeben haben, aber ich bin ihnen damals nicht begegnet.

Die andere Gattung waren die sich in jener Zeit vom Familienzwang befreienden Frauen, jene, die in blinder Nachahmung männlichen Auftretens in der ersten Sturm- und Drangzeit der neuen Frauenbewegung abstoßend wirkten. Sie trugen mit Vorliebe die Haare kurz geschnitten, dazu steife Herrenstehkragen und Krawatte, und wollten die Reize des weiblichen Körpers möglichst übersehen wissen. Sie taten sich etwas zugute auf ungelenke Bewegungen, sie trugen Zwicker, Manschetten, und sie wählten ihre Kleider schmucklos, alle Zartheit und Zierlichkeit mit Absicht vermeidend.

Heutzutage sind diese beiden Frauenarten glücklicherweise zu einer neuen Frauengattung verschmolzen. Man kann von einer neuen Frau sprechen. Denn die

Geistesfrische und eine gewisse natürliche Geistesfreiheit, die die Frau fernhält von unnatürlicher Familienverblödung, ist jetzt im ganzen Lande allgemein geworden. Damals, vor zwanzig Jahren aber hatten beinahe nur die nordischen Länder die geistige Neugestaltung der Frau aufzuweisen.

Diese Frauenverschiedenheit zwischen Nordeuropa und Südeuropa erkannte ich aber natürlich nicht früher, als bis ich nach dem Norden kam. Dort wurde mir der Unterschied schnell bewußt. Fast alle jungen Mädchen waren dort damals schon in ihrem Auftreten von natürlicher geistiger Frische.

Die Haushaltungsarbeit schloß nicht das tiefere Wissen und die geistige Aufklärung aus, und ebenso hielten die nordischen Frauen, die sich ähnliche geistige Kenntnisse wie der Mann angeeignet hatten, auch nicht die kleinsten Haushaltungsarbeiten für unwert.

Die Mädchen in Schweden waren von ihren Müttern und Vätern und von den frischen und harten Lebensbedingungen, bei denen die Menschen dort, trotz der Rauheit des Landes, fröhlich und festlich aufwachsen, so freigeistig erzogen, daß sie liebende Frauen, geistige Kameraden und tüchtige Familienmütter im Hause eines verständigen Mannes werden konnten.

Die meisten jungen nordischen Mädchen hatten durch ihre geistige und körperliche Erziehung einen europäischen, vorurteilslosen Weltblick erhalten. Sie waren auch glühende Vaterlandsverehrerinnen, treue Pflegerinnen alter heimatlicher Gebräuche und verständige Beobachterinnen ihrer Heimatnatur und ihrer Heimatlandschaften. Da die meisten von ihnen von Kindheit an beinahe die Hälfte des Jahres in freier Luft, bei Seen und Wäldern, an Küsten und auf Inseln verbracht hatten, waren sie körperlich und seelisch frisch und gesund.

Die Urlaute der Natur waren den Damen der Stadt so bekannt wie den Bauern des Landes. Die nordischen Damen zeigten sich nicht bloß auf städtischen Promenaden, sondern waren gewohnt, zu wandern, zu segeln und mit den Pflanzen und Tieren wie die Bauern zu plaudern, während die langen Winter-

nächte den Büchern und dem Familienleben in der Stadt gewidmet waren.

So wurde ich angenehm überrascht, ernsteren und geistig klareren und körperlich gesunderen Frauen und Männern in Schweden zu begegnen als in irgendeinem südlicheren Lande. Auch hatten die meisten weite Auslandsreisen gemacht. Viele der jungen Mädchen hatten mit Freundinnen Paris, London, Italien, Deutschland besucht.

Sie hatten schon mit zwanzig Jahren ein Stück Welt und fremde Menschen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Aber sie prahlten nicht mit ihren Kenntnissen. Sie waren ein wenig verschlossener als unsere Frauen, und man mußte ihnen Urteile und Gedankenaussprüche entlocken.

Aber dann, wenn diese Frauen die Lippen öffneten und einen Satz sagten, sprachen sie nicht Gelesenes aus Büchern nach, sondern gaben ein unumwundenes frisches Urteil. Das klang manches Mal fast rücksichtslos, war aber im Grunde nur unbeholfen, ehrlich und äußerst schlicht und ernst gemeint.

Dieses war in großen Zügen das Wesen der Nordländerinnen, die ich in kleinen und großen Städten, auf Pfarrhöfen und Bauernhöfen in manchen Jahren kennen lernte.

Aber bis ich das Mädchen dort fand, dem sich mein Herz zukehrte, vergingen noch zwei Wanderjahre.

*

In Berlin war in den ersten Jahren der neunziger Jahre eine große nordische Bewegung im Gang. Ibsen belebte die Theater. Björnson wurde uns näher bekannt. Strindberg war nach Deutschland gekommen. Außerdem machten die Bilder des jungen norwegischen Malers Munch einen verblüffenden Eindruck auf die Berliner Akademie.

Ein Akademieprofessor hatte auf einer norwegischen Reise von den Arbeiten Munchs in Christiania gehört und den jungen Künstler aufgefordert, in der Berliner Akademie eine Ausstellung zu veranstalten.

Als aber Munch seine Bilder im darauffolgenden Herbst sandte und die Sendung in der Akademie ausgepackt werden sollte, wurden die anderen Akademieprofessoren, die bei der Öffnung der Kisten anwesend waren, dermaßen erschrocken über die neue Malart des Norwegers, daß sie nicht einmal die Bilder auspacken lassen wollten, den Saal zur Ausstellung verweigerten und so dem Gaste, den sie eingeladen, schmählich die angebotene Gastfreundschaft kündigten.

Der Norweger aber wußte sich zu helfen und wußte sich zu rächen. Er mietete Ecke der Leipziger- und Friedrichstraße, also an der damals verkehrsreichsten Stelle der Hauptstadt, einen in dem ersten Stockwerk eines Prachtgebäudes leerstehenden großen Ladenraum, ließ seine Bilderkisten dorthin bringen und stellte die ganze Sendung auf eigene Faust dort aus. Natürlich wollte Berlin den Maler sehen, den die Berliner Akademie ein- und ausgeladen hatte.

Die Berliner Zeitungen brachten lange Spalten für und gegen Munchs neue nordische Malerei, die alle Überlieferungen übersprungen hatte, die nicht mehr gewollte Schönheit sah und nicht nach der Farbenskala vorgeschriebener Farbentöne malte, sondern die die Welt in Linien und Farben wiedergab, wahr und unverdreht und doch dem inneren phantastischen Eindrucksgebilde getreu, von dem das Herz des Künstlers erschüttert worden war.

Aber trotz dieser Ausstellung blieb Eduard Munch noch lange in Europa unverstanden, und ich habe später oft in Paris bei den Jahresausstellungen der „Independants" beobachtet, daß das Bürgerpublikum dort, so wie in Deutschland, mit einem Ausruf des Schreckens vor den Munchschen Bildern stehen blieb und dann mit einem Lachen sich abwendete.

So mochte man vor hundert Jahren die ersten Bilder der Chinesen und Japaner bei uns aufgenommen haben, die man erst später genießen lernte!

Als ich in Berlin in Munchs erste Ausstellung trat, mußte ich mich auch vor den neuen Bildern in der neuen Malart erst zurechtfinden. Ich sagte mir aber, wenn ich nicht sogleich das ganze Bild sehen kann

und es erst, ich möchte sagen, entziffern muß, so war daran nicht Munch, nicht der Maler schuld, sondern mein, den neuen Eindrücken nicht gewachsenes Auge, das in alten Überlieferungen eingeschult war und noch nicht mit der Ehrlichkeit des begeisterten neuen Malerauges mitgehen konnte.

Aber ich fühlte den innerlichen Ernst des Malers, seine Kraft und die Ehrlichkeit der Naturwiedergabe aus jedem Bilde. Munchs Bilder wirkten zuerst ähnlich, wie die ersten Augenblicksbilder der Photographie gewirkt hatten, als man zum erstenmal springende Pferde nicht in der Auffassung gewohnter Reiterstatuen im Bilde sah, sondern in den mächtigen Verkürzungen und den fortstürzenden Verkrümmungen, die das Auge im hundertsten Teil einer Sekunde wohl miterlebt hatte, aber deren Eindruck nicht zum festen Bewußtsein gekommen war.

So auch brachte Munch neue Farben und Formen und Empfindungseindrücke zum Bewußtsein und bereicherte den Beschauer seiner Bilder, wenn dieser vertrauensvoll sein Auge der neuen Malart hingab.

Wenn einer aber ungeduldig war und hartnäckig an seinen eigenen altgewohnten Sehbegriffen festhielt, dem erschien jedes Gemälde Munchs so wie chinesische und japanische Bilder, die gleichfalls uns Europäern neue Begriffe, neues Anschauen der Natur und der Menschen in feinster und tiefster Weise eröffnen, aber lange für Wirrwarr, linienverrenkt, farben- und formenunmöglich angesehen wurden. —

Die selbstzufriedenen, unkünstlerischen und lebensunwilligen Menschen, die, in der Torheit eines beschränkten Ichs befangen, die Weiterentwicklung des Lebensfestes nicht mitfeiern können, sind Schädlinge, die den Stillstand ihrer alten erworbenen Begriffe wie einen zu kurzen Maßstab der Weiterentwicklung aller Künste entgegenhalten.

Diesen Menschen begegnen die Dichter ebenso oft wie die Maler und Musiker, und diese zu kurz Empfindenden sind es, die dem Künstler die großen Dornenhindernisse bauen, Dornenhecken, die sie bis in den Himmel seiner Begeisterung wachsen lassen, und an

denen er sich oft genug wund und blutig reißen muß auf seinem festlichen Lebensweg.

Diese Stillstandmenschen sind die letzten an der großen Tafel des Lebensfestes, sind die, die beschränkterweise allem neuen Lebensfestlichen mißtrauen, die schelten und unverständlich schielen auf die anderen Festlichen.

Doch können sie nicht die unendliche Schöpferlust hindern, und lange, nachdem die andern schon zu neuen Freuden übergehen, bleibt jenen Störern doch nichts anderes übrig, als dem Fortgang des Festes nachzuhinken, da die Lust am Leben sie dazu zwingt und endlich ihre Trägheitswiderstände überwindet. —

Diese Munchsche Ausstellung stellte mir die nordische Landschaft, ungeschmeichelt und in ihrer einsamen und rohen Pracht, zum erstenmal vor Augen. Auf vom Meer rundgewaschenen Klippensteinen begegnete ich auf den verschiedenen Bildern einer und derselben Mädchengestalt, die einem weißen Runenstein ähnlich dastand und über die kahlen Steinfelder fortsah. Sie kam dann auf einem anderen Bild wieder und stand im Abend im Tang beim Meerwasser, und in der Ferne, wie ein grauer Stein aufgerichtet, sah ihr immer ein junger Mann zu.

Diese Eindrücke von nordischen einsamen Menschengestalten erweckten in mir eine heftige Sehnsucht nach den Küsten jener urgermanischen Leute, bei denen nachdenkliches deutsches Wesen noch ursprünglicher zu leben schien als bei uns.

Ich war im engen Franken zwischen Weinbergen, in einer Landschaft abgezirkelter Felderflecken aufgewachsen und hatte mein Lebenlang nur Wälder gesehen, in denen jeder Baum im Forstbuch wie ein Haustier aufgezählt und eingetragen war. Das waren nicht mehr die ursprünglichen machtvollen Naturwälder; es waren gezüchtete Baumherden, bei denen der Förster und sein Hund, ähnlich dem Hirten und dem Hirtenhund, Aufsicht und Ordnung zu halten hatten.

Die Heimatwälder waren nicht mehr Naturgewalten; sie waren staatliche Holzgeschäfte geworden. Und

die Zeiten, da man von ihrer Undurchdringlichkeit sprach und man sich eine Abenteuerfülle in die Wälder hineinträumen konnte, waren bei uns längst vorüber. Die Bürger hatten zwar versucht, sich durch Butzenscheibenromantik das alte Abenteuerdeutschland wieder vorzuspiegeln. Aber die altdeutschen Wälder, die altdeutsche Landschaft, die konnten sie sich nicht mehr aus der Vergangenheit zurückrufen.

Nach einem jahrelangen Schul-, Familien- und Kulturzwang sehnte ich mich nach kräftigster urweltlicher Ursprünglichkeit, und die fehlte in dem kulturreichen Franken auf allen Wegen.

Prächtig verlockend aber sahen mich die nordischen Steinmassen und das nordische Tangmeer in der Munchschen Ausstellung an, und ich beneide die Figuren, die da in den Munchschen Bildern herumgingen, die ihre träumende Stirn weiten, stillen, urweltlichen Länderstrecken hinhalten durften, Landschaften, die beleuchtet waren von unergründlich hellen, gedankenreichen Sommernächten.

Es erschien auch auf jenen Munchschen Bildern oft ein Haus, immer wieder dasselbe Haus, das kahl, unschön, nüchtern, in einem Garten lag, dessen Baumwelt den verzerrten Tangpflanzen glich. Stürme hatten den Bäumen erschrockene und ringende Arme gegeben.

Auf einem Bild stand das Haus mit einer Reihe beleuchteter Fenster und vom Mondlicht grell getüncht auf einem freien Platz im Garten, wild beleuchtet, als würde es von den Bäumen und von Sturmstimmen hell angeschrien. Und im Garten stand das weißgekleidete Mädchen wieder, schmal und weiß wie eine dünne Blumenzwiebel, wie die Luftwurzel einer Orchidee über dem Gartenweg schwebend. Und neben dem Mädchen, einige Schritte entfernt, war da eine Reihe anderer Mädchengestalten, die der Sturmwind, der ihnen die Kleider an die schmalen Glieder preßte, unwirklich schlank machte.

Die Figuren waren in dem großen Garten so klein, daß ihre Gesichter im Gemälde nicht mehr als ein Farbenfleckchen bedeuteten. Aber man sah doch die

Empfindung dieser Gesichter deutlich. Wie eine Reihe Irrlichtflammen strebten sie vorwärts, dem Sturm, der durch den Garten jagte, entgegen. Es war, als hörten sie alle zusammen in der großen Sturmstimme eine gemeinsame Sehnsucht reden.

Und die Gartenwirrnis mit den ungeschlachtnen Bäumen glich den Maschen eines Netzes, in denen die Mädchengestalten wie kleine gefangene Fische hingen. Das grelle Haus aber über dem Gartenplatz war wie ein Spuk, vor dem die Mädchen flohen und immer noch weiter entfliehen wollten. Sie wußten noch nicht, daß ein einziges Netz von Sehnsucht sie alle gefangen hielt. —

Nachdem ich diese Munchschen Landschaften lebhaft erlebt hatte, wurde der Gedanke, den schwedischen Schriftsteller Ola Hanson zu besuchen und vielleicht mein Schicksal mit den in fernen Nebeln versunkenen Küsten des Nordens verbinden zu lassen, immer kräftiger in mir.

Und als ich einige Monate später — nachdem ich oft als Gast im Hause Ola Hansons aus- und eingegangen war — mit einem jungen schwedischen Schriftsteller bekannt wurde, kam mir nichts erwünschter als die Aufforderung desselben, mit ihm sein Vaterhaus an der schwedischen Westküste zu besuchen.

Jenes jungen Schweden Vater war Oberprediger, und ich konnte bei seiner Mutter im Pfarrhause Pension erhalten, da sie im Sommer immer Pensionäre, meist aus der Stadt Gothenburg, bei sich habe.

Ehe sich aber für mich diese Gelegenheit fand, zum erstenmal nach den nordischen Ländern zu kommen, hatte ich vorher in Berlin einige geistige Erlebnisse, die von wichtigem Einfluß auf meine Weiterentwicklung waren.

Diese Ereignisse waren das Zusammentreffen mit zwei bedeutenden Zeitgenossen, mit dem Dichter Richard Dehmel und dem Dichter Stefan George.

Als ich im Herbst 1892 nach Berlin gekommen war, hatte ich noch keine Ahnung vom Erdendasein dieser beiden jungen Dichter. Das war auch nicht gut mög-

lich, denn ihre Namen fingen eben erst an, in die Öffentlichkeit zu treten, und noch nicht einmal in die breitere Öffentlichkeit; sie wurden damals erst in den Kreisen der jüngsten Schriftsteller genannt.

Ich, der ich damals schon keine Gedichte mehr schreiben wollte, aus den früher genannten Gründen, und mich ganz der Entwicklung eines neuen Prosastiles gewidmet hatte, las auch in der neuen Zeitschrift „Die freie Bühne", die damals in Berlin erschien, nur selten Gedichte. Und da ich noch nicht mit Literaten verkehrt hatte, waren mir Dichter, die Gedichte schrieben, kaum dem Namen nach bekannt. Ich kannte nur aus jener Zeitschrift neue Dramatiker und Romanschriftsteller.

Ola Hanson hatte mich in Berlin an den polnischen Schriftsteller Przybyszewski empfohlen, und dieser sagte mir eines Tages, er habe meinen Roman „Josa Gerth", der eben erst erschienen war, Richard Dehmel zum Lesen gegeben. Ich hörte zum erstenmal den Namen, den er für sich so bekannt aussprach, als wenn er mir eine Stadt in Europa genannt hätte, die irgendwo auf der Landkarte stand, von der ich aber nichts wußte.

Bald darauf besuchte mich eines Tages in meiner Studentenwohnung ein Herr, den meine Hausfrau in ihre gute Stube führte. Ich hatte den Namen des Besuchers nicht verstanden, und ich saß mit dem Fremden vor einem großen Tisch in der eiskalten guten Stube, in der ich selbst noch nie gewesen war, und wo ich mich auch als Besuch fühlte. Die Haltung des Fremden war sinnend und gedankenvoll, so daß mir jedes Wort im Halse stecken blieb.

Der fremde Besucher hatte einen großen dunkelblauen Kragenmantel an — wie sie damals getragen wurden, — in dem er wie in einer Tarnkappe verborgen saß. Sein Gesicht schien mir sorgenvoll, und es war sehr durchfurcht. Und was der Fremde sagte, verstand ich nicht, denn er murmelte etwas Leises vor sich hin. Und er verstand wieder nicht, was ich gesagt hatte, denn meine Art war es ebenfalls, leise zu sein und leise zu sprechen — was meinen Vater

und meine Umgebung oft zur Verzweiflung gebracht hatte.

Wohl nahm ich mir ganz schüchtern heraus, nochmals nach seinem Namen zu fragen, aber ob der Besuch meine Frage verstanden hatte, das erfuhr ich nicht, denn er antwortete wieder etwas Leises, als antworte er seinen innersten Gedanken.

Etwas lauter, und dieses Mal wahrscheinlich an mich gerichtet, mit einem leichten Blick in mein Gesicht, sagte mir dann der unergründliche Mensch, er habe mein Buch gelesen. Damit konnte ich aber nichts anfangen, denn er sagte nicht, ob es ihm gefallen hätte. Er murmelte etwas von „erstaunlicher Ausdrucksweise" und von sehr „farbig".

Daraufhin versanken wir wieder, jeder in seine Stille. Es wurde, als gingen wir lautlos nebeneinander durch ein weites weißes totstilles Schneeland, ohne Weg und nicht wissend, woher und wohin.

Dieses Nebeneinanderherdenken war eigentlich ganz nach meinem eigenen Wesen und Geschmack. Erlebt hatte ich das aber noch nicht bei einem Fremden. Der Zeitbegriff hörte beinahe auf, und es war die Stille um uns, von der es in der Bibel heißt: Tausend Jahre sind wie ein Tag.

Dann erhob mein Besuch das furchenreiche Gesicht, das er meistens gegen die Tischplatte gesenkt gehalten hatte. Er sagte, er hoffe, daß ich ihn auch einmal besuchen würde. Und er nannte eine Straße und seine Wohnungsnummer, die ich aber wieder nur halb verstand.

Wir reichten uns die Hände, und dann ging der Besuch fort, von dem ich immer noch keine Ahnung hatte, wer er gewesen und weshalb er gekommen war. Es blieb mir nur als tiefer Eindruck das tiefe Schweigen, das wir miteinander geschwiegen hatten, jeder auf die Tischplatte schauend.

Draußen über Berlin schneite es, als der Mann in der Tarnkappe fortgegangen war. Der tiefgesenkte Schneehimmel schien den Besuch fortgenommen zu haben. Er war wie von schweigenden Wolken verschluckt worden.

Einige Tage später, als ich Przybyszewski besuchte, fiel zufällig mitten im Gespräch aus Przybyszewskis Mund der Satz: „Richard Dehmel wollte Sie besuchen. Ist er noch nicht bei Ihnen gewesen?"

„Nein," sagte ich ahnungslos. Denn ich hatte mir unter Richard Dehmel keine Vorstellung gemacht, wie man sich von einer Stadt, die man nicht gesehen hat, keine Vorstellung machen kann. Den fremden Besuch brachte ich eigentümlicherweise gar nicht in Zusammenhang mit einem auf Erden lebenden Menschen. Er war wie die Schneeflocke gewesen, die lautlos ans Fenster kommt und zergeht, ehe man ihre Form noch recht erkannt hat. Er war mehr als ein Lebender und zugleich auch weniger als ein Lebender gewesen, unwirklich und wirklich, wie ich vorher noch keinem begegnet war.

Darnach wieder, bei einem späteren Besuch bei Przybyszewski, sagte mir dieser: „Richard Dehmel behauptet, er sei bei Ihnen gewesen. Und ich soll Ihnen sagen, er erwarte, daß auch Sie ihn bald besuchen."

Da begriff ich erst und erkannte auch durch Fragen, die ich an Stanislaus Przybyszewski stellte, daß jener Mann mit dem durchfurchten Gesicht Richard Dehmel gewesen war.

Aber Przybyszewski, der unruhige und geistig immer lebendige Pole, wenn er von Richard Dehmel sprach, verwandelte er mir den Mann, der mich besucht hatte, ohne daß er es wußte oder wollte, in eine andere Gestalt, und darum bekam ich bei seiner erstmaligen Frage, ob ich Richard Dehmel gesehen hätte, keine Ahnung davon, daß mein unbekannter Besuch Richard Dehmel gewesen sein könnte.

Als ich dann meinen Gegenbesuch machte und in einem großstädtischen Hause in der eben fertig gebauten Elsässer Straße im Treppenhaus auf einem schönen stattlichen Messingschild den Namen Dr. phil. Richard Dehmel las, konnte ich mir den Mann mit dem durchfurchten Gesicht, der wie Christus die Sorgen der ganzen Welt zu tragen schien, nicht in diesen Renaissancebau hineindenken.

Und auch als ich dann in einem mattblauen Schreibzimmer stand und durch die Flügeltür nach einer Weile ein schmaler feingliedriger schlanker Mann von ungefähr dreißig Jahren hereinkam und mich begrüßte, da konnte ich in der Figur, die neulich unter einem weiten Kragenmantel verborgen gewesen, den Mann, den ich im eisigen Besuchszimmer meiner Hausfrau gebeugt vor der Tischplatte hatte sitzen sehen, nicht gleich wieder erkennen.

Nur die angenehme leise Stimme erkannte ich wieder, aber die Furchen im Gesicht waren lachendere Furchen, lebensbewegter und nicht nur Sorgenfurchen, wie ich sie zuerst falsch gedeutet hatte. Es war ein von Begeisterung und innerlichen Ekstasen durchwühltes Künstlergesicht, über das ich erstaunte, weil es für seine jungen Jahre schon mächtig lebenserschüttert schien.

Aber immer noch nicht kannte ich den Dichter Dehmel. Denn ich hatte noch kein Gedicht von ihm gelesen. Dann erlebte ich jenen, mir unvergeßlichen Abend, an welchem Dehmel mir sein Gedicht „Christus der Künstler" vorlas. Wir saßen bei ihm bei der Lampe an einem Tisch, und Dehmel, in gesteigerter Begeisterung, las stark ergriffen und hingerissen, wie es seine Eigenart ist, vor.

Auf meinem Stuhl war mir, als hätte man denselben mit mir mitten in eine Meeresbrandung gestellt. Ich begriff weniger das Gedicht als die Art des Dichters, der mit einer Urweltstimme fortgesetzt donnernd zwischen den Zeilen meinem Herzen zuzurufen schien: „Begreifst du nun, du elender Nichtigkeitswurm, daß der Glaube an die Dichtung Dichtung schaffen kann und Dichter gebären kann, auch wenn das Zeitalter von Prosa, Naturwissenschaft und Nüchternheit strotzt!

Ein Gedicht bleibt ewig die Krone der Schöpfung. Wie konntest du so armselig sein und nicht mehr glauben, daß auch die Neuzeit Gesänge anstimmen muß! Daß auch die Zeit der Lokomotiven, der Telegraphie und des elektrischen Lichtes Sänger haben will und muß, die in Reimen, in begeisterten Versen

und ewigen Liedern Verkünder der Menschengefühle sein müssen!

Kleinmütiger, du glaubtest, die Zeit des Liedes sei vorbei? Du glaubtest, die Zeit der nüchternen Arbeit habe die Zeit der festlichen Gefühle verdrängt, habe die Menschen so taub und blind gemacht, daß keiner mehr Ruhe finden könne, sich in ein Gedicht zu vertiefen! Du glaubtest, äußerst ehrlich zu sein, als du dem Liederdichten entsagen wolltest und nur zum erzählenden Wort deine Kräfte sammeln wolltest!

Du irrst gewaltig. Du hast freiwillig verzichten wollen auf den Weg zur höchsten Menschenhöhe, um wahr gegen deine Zeitgenossen und dich selbst zu handeln! Werde wach, und sieh auf mich, den Gläubigen, der vor der Muse mit Begeisterung niederkniet und der durch das Alltagsgeschrei hindurch an Lied und Dichtung inbrünstig glaubt!"

Da kam eine Träne in mein Auge, und als Dehmel sein Gedicht fortlegte und die Brandung seiner Stimme im Zimmer verschollen war, bemerkte er die Träne, die ich gerne versteckt hätte, und wir schüttelten uns die Hände, und er sagte:

„Habe ich das wirklich fertig gebracht mit meinem Gedicht, daß du weinen mußtest?"

„Ja," sagte ich. Doch konnte ich ihm nicht all die aufgewühlten Gedanken erklären, die mich plötzlich umgewandelt hatten von einem dichtungsungläubigen in einen dichtungsgläubigen Menschen.

Und diese Weihe und diesen Glauben, den ich von dieser Stunde an wieder für Lied und Gedicht über mich kommen ließ, der ist nie wieder von mir gewichen und steigerte sich von Jahr zu Jahr, sich in Kraft umsetzend. —

Die andere Begegnung, die mit Stefan George, war nicht von dieser stark hinreißenden Art gewesen, aber sie bestimmte und festigte ebenfalls in mir die neue Überzeugung, daß der Wunsch, Dichtungen in Versen und Gesängen zu schaffen, trotz des Maschinenzeitalters und trotz der Wirklichkeitskunst, die auf den Bühnen in jenen Jahren Feste feierte, nicht unmöglich war. Wenn auch der augenblickliche Zeitgeist

sich ablehnend gegen das Lesen von Gedichten verhielt, so war es doch ganz unmöglich, daß deshalb die Dichter und die Dichtung aussterben und nur die Erzählungskunst und die Bühnenkunst allein weiterleben sollten.

Die Begegnung mit Stefan George wurde durch seine Zeitschrift eingeleitet. Ich erhielt im Winter 1892—1893, in jener Zeit, da Dehmel und ich eben befreundet wurden, eines Tages das Heft einer Zeitschrift zugesendet, welche den Titel führte „Blätter für die Kunst". Das zuerst ins Auge fallende an jenem Heft war die anspruchslose Einfachheit der Ausstattung, die angenehm berührte. Aber als ich die Einleitung und die Gedichte darin lesen wollte, fand ich mich zuerst nicht zurecht, der Schreibweise wegen; alle Hauptwörter waren klein geschrieben. Das war mir zuerst fremd, schien mir aber nur eine Gewohnheitsfrage zu bedeuten.

Der Inhalt dieser Blätter aber trennte sich noch stärker als die Schreibweise vom damaligen Zeitgeist. Mitten in der eben stürmisch eroberten Welt der Wirklichkeit trat der Geist der „Blätter für die Kunst" für die Welt der reinen Unwirklichkeit ein. Er hielt sich an den Geist der alten Romantiker. Nur war seine Sprache, der Neuzeit angemessen, gewählter. Aber die Dichter des Kreises der „Blätter für die Kunst" hatten gar nichts mit der Butzenscheibenromantik gemein, die ihre Vertreter in Viktor Scheffel und Julius Wolf gehabt hatte.

Doch die Dichter der „Blätter für die Kunst" schienen immer noch der Anbetung der Menschenseele ergeben zu sein. Neben der ewigen Menschenseele schien es für sie noch eine unbelebte tote Welt zu geben und eine unverständigere Tier- und Pflanzenwelt, auf die man ein wenig lässiger herabsah. Die man sich aber nicht als Kameraden oder gar als Geist von gleichem Geist dachte.

Ich war mir aber damals selbst noch nicht klar, wie eine Verjüngung in der Dichtung zu erreichen war. Nur das war mir klar, daß eine Verjüngung nur aus der neuen Weltanschauung heraus entstehen

konnte, aus dem Satz: wir besitzen alle und alle besitzen uns. Das heißt: Menschen, Pflanzen und Tiere und alle Dinge sind eine Seele und ein Leib, alle führen wirkliches und unwirkliches Leben zugleich, alle genießen dieselben Leiden des Hungers und dieselben Seligkeiten der Liebe und dieselbe Schöpferkraft des ewigen Lebens.

Nichts im Weltall ist größer, als der Mensch es ist. Nichts ist kleiner, als der Mensch es ist. — Dieses zu wissen, machte mich aber noch nicht fähig, ganz und gar nach der neuen Weltanschauung zu leben, zu handeln und zu schaffen.

Meine Freunde, der Denker und der Schweigende, studierten jetzt auf verschiedenen Universitäten Deutschlands weiter, und ich erschien mir in der Millionenstadt Berlin mit meiner festlichen Weltanschauung, die noch nicht einmal meinen ganzen Menschen durchdrungen hatte, die nur einstweilen meinen Verstand und meine Begeisterung gepackt hatte, wie ein kleines Atom, wie eine winzige Lebenszelle, die sich erst aufbauen wollte zu einem neuen organischen Leben.

Mich freiwillig trennend von den vielen alten Überlieferungen, die mir vorkamen wie Zeug- und Papierblumen, wie Überbleibsel alter Jahrhunderte, hatte ich nur einstweilen die neuen Gedanken in mein Herz gesät und fühlte, daß sie aufgehen wollten. Ich mußte nun geduldig warten wie ein Ackersmann.

Wohl versuchte ich einige Male, in Gesprächen mit Schriftstellern und Dichtern auf die Weltanschauung von der Atomkraft und auf die Gedanken vom ewigen Lebensfest, von der festlichen Beseelung aller lebenden und aller sogenannten toten Dinge hinzuweisen und jene Freunde zu überzeugen. Aber meine Erklärungen waren hilflos.

Ich hatte auch noch keine Beweise, um den mir befreundeten Dichtern an neuen Gedichten meine Weltanschauung zu erläutern. Und so mußte ich, immer wieder ohnmächtig gemacht von der Umgebung, die keine Ahnung hatte, was ich sagen wollte, einsam in mich zurücksinken, vertrauend, daß die Saat in mir im stillen, wenn ich gläubig bliebe, den Gedanken

vom großen Lebensfest ganz von selber reifen würde und mir Beweise geben würde für die Möglichkeit, mit meiner festlichen Weltanschauung eine neue Dichtungsweise zu finden.

Nachdem ich in jenem Heft der „Blätter für die Kunst" wegen des alten romantischen Geistes, der darinnen zutage trat, nicht viel Erbauung finden konnte, legte ich es auf die Seite und hatte es beinahe vergessen.

Da erhielt ich eines Tages die schriftliche Aufforderung, dem Herausgeber ein Gedicht als Beitrag zu senden.

Ich hatte nach einem Bilde Munchs, das sich „Der Kopf des Ertrunkenen" nannte, einen ganz winzigen Versuch zu einem Gedicht unternommen. Jenes Bild stellte ein blaues Teichwasser dar, aus welchem der Kopf eines Ertrunkenen ragte. Im Wasserspiegel schwammen die Widerscheine weißer, lieblicher Frühlingswolken, und ein silberweißer Schwan glitt hinter dem Menschenkopf friedlich, und sich gleichfalls wie eine Frühlingswolke auf der durchsichtigen Fläche spiegelnd, vorüber.

Schwan, Wolken, Teichspiegel und Frühlingssonne lebten festlich, ohne daß der Schrecken des Todes, der aus dem Kopf des Ertrunkenen starrte, sie im Frühlingsfrieden störte. Die ungeheure Macht des Malers, den Frühlingsteich im Licht darzustellen und dabei den Menschen und seinen Untergang so nebensächlich zu behandeln, wie es sonst nur der Mensch der Natur gegenüber zu tun gewohnt ist, nebensächlich auf seine Mitwesen herabzusehen, — diese Auffassung erschütterte mich, und ich schilderte das Munchsche Bild und seine Tragik in ein paar kurzen Zeilen in einem Gedicht.

Dieses kleine Gedicht schickte ich den „Blättern für die Kunst". Einige Tage danach erhielt ich eine briefliche Einladung, mich zu einer Besprechung über einige Fragen, die sich auf meine Gedichteinsendung bezogen, im Café Bauer einzufinden, wohin der Herausgeber und der Dichter Stefan George kommen wollten.

Es war dieses im Frühjahr 1893, als ich mich bereits mit dem Gedanken trug, nach Schweden zu reisen und dort in der Einsamkeit eines schwedischen Pfarrhauses das Drama „Sehnsucht", das im Hirn eines Menschen spielen sollte, und das ich erst im Plane bei mir trug, zu schreiben.

Als ich mich zu jener Besprechung um halb zehn Uhr abends im oberen Saal im Café Bauer einfand, begrüßte mich dort der Herausgeber, er war im Zylinder und englischem Gehrock erschienen, und er sagte mir, Herr Stefan George wünsche mich wegen einiger Punkte und Kommas, die in dem Gedichte vermieden werden sollten, zu sprechen.

Das verwunderte mich ein wenig. Dann kam nach einer Weile ein schlanker, gleichfalls vornehm mit Gehrock und Zylinder bekleideter Herr, mit ausgeprägten, starken Gesichtszügen, die einem Kardinal gehören konnten, an den Tisch.

Ich kam mir in meinem alltäglichen Straßenanzug ein wenig überrumpelt vor von dem gezüchteten Auftreten beider Herren. Wir sprachen über einige, wie es mir schien, ganz belanglose Dinge, über die Stellung von Satzzeichen, und Stefan George meinte, er wünsche in meinem Gedicht die Fragezeichen, wie es in spanischer Literatur üblich sei, an den Anfang der Sätze zu stellen.

Ich sagte, er möge das mit meinem Gedichte so halten, wie er es in den „Blättern für die Kunst" eingeführt habe. Auf die Satzzeichen möchte ich nicht zu große Bedeutung legen, wenn nur der Sinn des Ganzen nicht gestört würde. Und damit war unsere Besprechung bald beendet, und wir trennten uns.

Von Stefan Georges Dichterkraft und Eigenart erhielt ich erst aus späteren Heften der „Blätter für die Kunst" einen umfassenden Eindruck. Aus den Gesprächen bei jener Begegnung nahm ich nur den angenehmen Gedanken mit nach Hause, daß es also wirklich neue Männer in Deutschland gab, die ihr Leben für die Dichtkunst einsetzen wollten und dieses mit Eigenwillen taten.

Um zu verstehen, wie stark Richard Dehmel und

Stefan George, jeder in seiner Art, sich damals von der Prosavergötterung jener Tage abhoben, muß man sich erinnern, welche große Bewegung in jenen Jahren in Berlin, im Drama und Roman, die literarischen Kreise in Atem hielt. Auf der Bühne waren es Ibsen und Gerhart Hauptmann, deren Werke gerade daran waren, eine völlige Umgestaltung im Geschmacke des Publikums und in der Schauspielkunst überhaupt hervorzurufen. Man hatte die „freie Bühne“ gegründet. Die „Wiener moderne Rundschau“, eine neuzeitliche Monatsschrift, die neben M. G. Conrads „Gesellschaft“ die Gedanken und Kräfte der naturalistischen Geistesbewegung förderte, war eingegangen und feierte in Berlin im S. Fischerschen Verlag ihre Auferstehung, ebenfalls unter dem Titel „Neue freie Bühne“.

Der Verleger Friedrich in Leipzig, der die moderne Bewegung als erster im Entstehen lebhaft unterstützt hatte, war an seinen modernen Schriftstellern zugrunde gegangen, da das bücherkaufende Publikum wie immer einige Jahresreisen hinter den neuen Dichtergeistern zurückgeblieben war und sie nicht verstehen und kaufen wollte.

An Stelle des Friedrichschen Verlages aber blühte in Berlin der S. Fischersche Verlag für Deutschland auf, der sich damals von allen Verlegern am meisten um die Herausgabe der neuzeitlichen Literatur verdient gemacht hat.

Männer wie Strindberg, Gunnar Heiberg, Gabriel Finne, Knut Hamsun kamen in jenem Berliner Winter aus dem Norden und hielten einen nordischen Vorleseabend im Saal der Singakademie. Sie vertraten die damals wuchtig auftretende neue nordische Prosakunst.

Ich erinnere noch gut jenen Abend, an dem ich Strindberg zum erstenmal auf dem Podium hinter einem kleinen Holztischchen stehen sah, ein Blatt Papier in der Hand, von welchem er eine Novelle zu lesen angesagt hatte. Aber sein Gelispel aus dem überkleinen Mund unter dem riesengroßen Schädel drang nicht über das kleine Tischchen vor ihm fort,

30*

und die Zurufe des Publikums „lauter, lauter“ wollten nicht enden.

Alle Leute legten sich, um Strindberg hören zu können, mit den Köpfen, soweit sie es vermochten, vor, und es war, als wüchsen den Horchenden die Ohrmuscheln zu Strindberg hin, so sehr sehnte sich ein jeder, nur ein kleines Wörtchen von dem nordischen Mann aufzufangen. Dieser aber lispelte, als spräche er zu dem Blättchen Papier allein, und im totenstillen, menschengefüllten Saal konnte jeder nur das unhörbare Zwiegespräch Strindbergs, das er mit seinem Manuskript hielt, mit den Augen aufnehmen.

Jedem anderen hätte man unwillig sein leises Lesen endlich verwiesen, aber hier war es anders. Es war einer meiner tiefsten Eindrücke, festzustellen, daß Strindbergs Erscheinen und Anwesenheit genügte, die vielhundertköpfige Menschenmenge in ein Anschauen zu bannen. Die Rufe „lauter, lauter“, die zuerst gewagt wurden, blieben weg, und eine halbe Stunde lang versank der Wille der Ohren vor dem Willen der betrachtenden Augen. Ein brausender Beifall toste dann, als die Hand mit dem Papier sank und Strindberg mit einem kaum merklichen Kopfnicken das Podium verließ.

Dieser Glaube und diese Andacht vor der Schöpfungsgewalt eines neuen Mannes hat mich gerührt und hat mir wohlgetan, und ich habe gern die Novelle verloren, auf die ich gespannt gewesen.

Ich hatte nie vorher einer ähnlichen Wirkung der Macht einer Persönlichkeit beigewohnt. Und man hätte nach dem Eindruck, den Strindberg machte, annehmen können, daß dieser Mann in Ruhe, und sich in seiner Kraft behauptend, seine Tage ungequält hätte verbringen können.

Um so erstaunter war ich, als ich eines Tages bei einem Besuch in Friedrichshagen bei Ola Hanson hörte, daß Strindberg sich von aller Welt verfolgt fühle. Dieser Mann, der die Macht hatte, durch seine Erscheinung allein eine Menschenmasse andächtig zu machen, und sie zu bannen, befand sich auf steter kläglicher Furcht vor allem Weltalleben.

Er glaubte, daß alle Dinge und alle Menschen ihm schaden wollten. Seine Freunde und auch die Frauen, die er liebte, mußte er immer wieder anklagen und mußte fliehen und unheimlichste Geheimnisse überall im Weltall wittern, dort, wo doch nur die ungeheure Festlichkeit des arbeitskräftigen und liebeskräftigen und weisen ewigen Lebens herrscht.

Strindbergs Riesengehirn erschien mir, nachdem ich von seiner Angst gehört hatte, wie ein Riesenlabyrinth, in welchem ich jenes Mannes Gedanken durch unentwirrbare Gänge flüchten sah, zusammenfahrend und erschreckend vor dem eigenen Schatten, vor dem eigenen Licht.

Der große Mann prallte vor jedem versöhnlichen Lichtstrahl unversöhnlich zurück. Er brauchte die Dunkelheit und das Verdammen der Mitwelt, um sich mächtig zu fühlen, weil seine Kräfte nicht friedliche Herrscher in einem versöhnlichen Licht, als der Besitz aller und alle besitzend, verweilen wollten.

Es war an einem Spätnachmittag, als ich einmal nach Friedrichshagen kam. Damals bestand Friedrichshagen noch aus Reihen kleiner Häuschen, in denen sich nur Erdgeschoßwohnungen und darüber Giebelzimmerwohnungen befanden. Vor jedem dieser Häuschen war ein kleiner Vorgarten mit einem dünnen Eisenzaun nach der Straße hin.

Hier draußen, zerstreut in diesen winzigen Wohnungen, lebten viele der großen Geister jener Zeit. Geistige Bergwerksarbeiter, die nach den Goldadern in Gedankengruben suchten, nach ungeprägtem Golde. Gold, das heute aus ihrer Hand genommen, als Münze im Volk von Hand zu Hand wandert. Da lernte ich Wilhelm Bölsche kennen, da besuchte ich an einem Abend Max Halbe. Da wohnten Gerhart Hauptmann und auch Bruno Wille und mancher andere.

Als ich an jenem Tage zum Hause Ola Hansons kam, bog vor mir ein Briefträger in den Vorgarten ein und gab einem Herrn, der ihn hinter dem Zaun erwartete, einige Briefe. Ich erkannte sofort Strindberg, trotzdem ich ihn noch nie in der Nähe gesehen

hatte. Ich mußte wieder staunen über den ungemein kleinen Mund, der in keinem Verhältnis zu der riesigen Schädellast stand. Strindberg studierte die Adressen seiner eben empfangenen Briefe und sah nicht auf, als ich am Zaun vorüber in das Haus trat, um bei Ola Hanson anzuklopfen.

Später im Gespräch sagte Frau Laura Marholm zu mir: „Wissen Sie schon, daß Strindberg bei uns wohnt? Er ist seit ein paar Tagen in Berlin."

„Ja," sagte ich, „ich glaube, ich habe ihn eben am Gartengitter gesehen. Der Briefträger brachte ihm die Post."

Einen Augenblick war Frau Marholm ganz verblüfft. Dann wurde sie zornrot und sagte, sich zum Lachen zwingend, zu ihrem Mann:

„Da siehst du, was ich dir sagte, Strindberg ist auf jedermann argwöhnisch! Er will seine Post selbst in Empfang nehmen. Er traut nicht seinen besten Freunden." —

Und dieser Ausspruch wurde mir später noch in viel stärkerer Weise von Eduard Munch in Paris bestätigt. Einige Jahre später forderte mich Munch einmal auf, in seinem Atelier seine neue Holzschnittart für ein Mappenwerk anzusehen. Und als er unter anderen Bildern den Porträtkopf Strindbergs hervorholte und ihn mir zeigte, sagte er und deutete dabei auf die Atelierwand:

„Hier nebenan hat bis gestern Strindberg gewohnt. Er ist aber jetzt ganz verrückt geworden. Sehen Sie, was er mir geschrieben hat! Diese Postkarte bekam ich heute früh von ihm. Lesen Sie!"

Strindberg schrieb auf einer Postkarte an Munch: „Jedermann weiß, daß man auf physikalischem Weg auch durch eine Mauerwand hindurch ein Licht ausblasen kann. Ich bin sicher, daß Sie mich töten wollen. Aber ich werde das zu verhindern wissen. Sie sollen nicht mein Mörder werden."

Munch lachte, als ich kopfschüttelnd gelesen hatte. „Was," sagte er, „ist er nicht ganz und gar verrückt? Er war schon immer ein wenig verrückt, aber jetzt ist er ganz und gar verrückt. Er meint, daß

ich ihn durch die Wand töten will, als wenn ich gar nichts anderes zu tun hätte.“

Strindberg konnte trotz seines Riesenwissens, trotz seines Riesengehirns, nicht zum Weltgleichgewicht kommen und kam mir wie ein mittelalterlicher Büßer vor. Seine Geißel war der Menschenargwohn und die Menschenfurcht. Bald war er der Welt zu fern, verloren in Weltnebeln, bald war er der Welt zu nah, so daß ihm eine weibliche Fliege wie ein Elefant vorkam. Er war unglücklich, weil er nicht festlich lächeln konnte über das Summen einer Fliege und die andern Leben im Geist nicht festlich nachleben wollte.

*

Im März 1893 reiste ich zum erstenmal nach Schweden. Auf dem Wege nach Warnemünde waren schon die Felder leicht grün. Der Schnee war fortgeschmolzen, aber die dunkle Erde und die helle Sonne standen noch unvermittelt nebeneinander. Dann, nördlich von Gothenburg, an der schwedischen Küste, war das Meer noch eine Eisebene und das Land ein Schneeland.

Ein Küstendampfer, der mich nach Fjellbacka, einem Fischerdorf an der Küste der Provinz Bohuslän, als Fahrgast aufgenommen hatte, machte seine erste Frühlingsfahrt. Einige tausend Meter voraus dampfte der Regierungseisbrecher, um dem Passagierschiff den Weg zu bahnen.

Die Fahrt ging sehr langsam, weil unser Dampfer, um nicht an die Ränder des scharfen Eises anzustoßen, sich nur ganz vorsichtig in der Mitte der engen Eisschollengasse vorwärts bewegen konnte. Deshalb brauchten wir bei dieser Winterfahrt die doppelte Fahrzeit, die im Sommer dasselbe Schiff nötig hatte, um nach Fjellbacka zu kommen.

Ich wußte von Schweden aus meiner Geographiestunde kaum noch die Hauptstadt zu nennen. Wir in Bayern verwechselten damals, wie ich das öfters später noch erlebte, fortwährend Christiania und Stock-

holm miteinander. Und zwischen Schweden und Norwegen gab es für uns keinen großen Unterschied. Es waren eben Nordländer, Nebelländer von denen wir seit der Edda und später seit Gustav Adolf nichts mehr gehört haben.

Erst seit neuester Zeit, und das waren kaum fünf, sechs Jahre her, hörte man vom geistigen Leben, das dort oben erwacht sei. Man hatte uns Ibsen, Björnson und Strindberg in Übersetzungen vermittelt. Von den Ländern selbst aber, wie man sonst dort lebte, wußte man zu Anfang der neunziger Jahre in Süddeutschland recht wenig. Man hörte nur, daß die Engländer seit einigen Jahren im Sommer die Fjorde und die Gletscher dort oben aufsuchten, und daß sie das Reisen im Norden dem Reisen in der altmodisch gewordenen Schweiz vorzogen.

Besonders Schweden, von dem man nur den Wasserfall des Trollhättan als rauschende Sehenswürdigkeit nannte, lag hinter neunundneunzig Nebeln den Blicken des Deutschen, und besonders denen des Süddeutschen entrückt. Ich erinnere mich auch, als ich Schweden schon mehrere Jahre kannte, später bei einem Vortrag über nordische Kunst von einem Pariser Schriftsteller die Worte gehört zu haben „les pays imaginaires“, wobei der Vortragende mit großer Geste in die Luft deutete und mit den Worten „Fabelländer“ Dänemark, Schweden und Norwegen bezeichnete. Den Parisern auch lag damals Japan näher als der nebelferne Norden.

Ich selbst hatte von Schweden in den letzten Jahren nur den Namen Strindbergs nennen hören, und aus früheren Jahren war mir von schwedischer Dichtung nur Tegner und seine „Fritjofs Saga“ bekannt.

In Kopenhagen aber, in Dänemark, war ich geistig stärker zu Hause. Andersens Märchen und mein Prosameister J. P. Jacobsen hatten mich mit Stadt und Land vertraut gemacht. Norwegisches Volk kannte ich aus Ibsens „Peer Gynt“, aus Björnsons „Arne“, aus Kiellands „Novellen“, Griegs Musik und Munchs Bildern.

Norwegen und Dänemark waren mir deshalb viel

bekannter als Schweden, das ich nur in Strindbergs „Leute von Hemsö" und Ola Hansons „Sensitiva Amorosa" ein wenig aus der Dämmerung unklarer Vorstellungen hatte auftauchen sehen. Denn das Buch „Gösta Berling" von Selma Lagerlöf, das Schwedens Land und Menschen mir hätte nahe bringen können, war in Deutschland noch nicht bekannt, und ich las es erst ein Jahr später in Stockholm.

Daß sich an der schwedischen Westküste die Stadt Gothenburg befand, das war aus meinem Geographiegedächtnis bereits verschwunden gewesen. Ich sah im Geist an der schwedischen Westküste nur hinter Nebeln verschanzte Fischerdörfer und vereinzelte Gutshöfe liegen.

Aber es schien auch anderen Leuten so wie mir zu gehen. Denn als ich ein paar Wochen später eine Büchersendung nach Hause zu schicken hatte und zum Einpackpapier einige Gothenburger Zeitungen verwenden mußte, erhielt ich die erstaunte Rückfrage aus Deutschland, ob es denn in Schweden oben auch Zeitungen und Schnellpressen gäbe. Man konnte sich eben von dem seit Gustav Adolfs Zeiten verschollenen Land in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenig Vorstellung machen. —

Ich war über Kopenhagen-Helsingör gereist, hatte in der Nacht den dunklen Giebel des Hamletschlosses Helsingör über dem Nachtmeer ragen sehen, war über den Sund nach Helsingborg gekommen und von dort in einem Bahnzug — dessen Wagen stark nach Heringen rochen — durch eine öde Schneelandschaft am Meer entlang nach einer Tagesreise nach Gothenburg gekommen.

Ich war in Gothenburg noch nachts auf den Dampfer gegangen, und ich fühlte mich unter der Obhut des jungen Schweden — der nur ein paar Jahre älter war als ich — in dem neuen Lande sehr gut eingeführt. Ich sehnte mich vorläufig nicht nach dem glänzenden Berlin zurück, das noch vor meinen Augen flimmerte, wenn ich sie schloß.

Ich hatte Deutschlands Grenzen früher nur drei-

mal verlassen. Einmal war ich ein Vierteljahr in der französischen Schweiz in Genf gewesen, um mich im Französischen zu vervollkommnen. Das war im Frühling 1889. Im gleichen Jahr, im Herbst, war ich ein Vierteljahr bei Verwandten in Rußland, in St. Petersburg, zu Besuch gewesen. Und die dritte Auslandsreise war der kleine Pfingstausflug im Jahre 1892 von München nach Venedig.

Ich erwähne dieses, damit der Leser nicht vermuten soll, ich hätte in meinem Erstaunen, das mich nun auf meiner Weiterreise in Schweden packte, keine vergleichenden Anhaltspunkte mit anderen Ländern gehabt und wäre vielleicht deshalb so übermäßig durch Schwedens Küste in Verwunderung gesetzt worden.

Ich befand mich nun auf dem kleinen Küstendampfer, der langsam in der schmalen Wassergasse durch das gefrorene Meer dem Regierungseisbrecher nachfolgte. Am Abend des ersten Tages, als die Sonne unterging, waren wir in der Nähe der Insel Smögen, wo der Dampfer für die Nacht anlegen mußte.

Die gelblichen Felsen, die dort senkrecht aus dem Meer standen, waren von breiten roten Streifen bestrichen. Es war dies der rote Rost großer Eisenadern, die sich über die Granitmauer verzweigten. Im Abendlicht sahen die Felsen wie blutige riesige Fleischstücke aus, die da auf dem weißen Riesenteller des gefrorenen Meeres lagen.

Als es dunkel war und kein Mond am Himmel, erkletterten der Schwede und ich im Finstern einen Steinweg zwischen den Holzhütten Smögens und kamen bis zu einer Felsenplatte, auf welcher der große eiserne Leuchtturm wie ein ungeheueres Eisenrohr festgeschraubt stand. Dort über der kleinen freien Klippenanhöhe leuchteten die Sterne, jeder einzelne so groß über dem Meer, als wären sie nah wie winzige Monde. Es war, als stünden dort im dunklen Weltraum tausend zuckende Leuchttürme, deren weiße Feuer auf und nieder blinkten.

Ich spürte kaum die Eiskälte der Nacht. Ich erinnere mich, daß ich erstaunt war, als ich mich mit der Hand an den eisernen Turm stützte und derselbe

kalt war. Das mächtige erhabene Gefühl, das vor den großen Himmelslichtern über dem lautlosen gefrorenen Meer in mir anschwoll, war wie eine unergründliche Wärmewelle. Die schien aus einer Sonne zu kommen, die ich nicht sah, und war in mich gedrungen, und ich fühlte mich körperlich verschmolzen mit Stein und Sternen und mit ihnen unzertrennbar zusammengehörig.

Gedanken meiner neuen Weltanschauung, die ich vorher nur in meinem Gehirn wie aufklärendes Sonnenlicht empfunden hatte, waren jetzt zum erstenmal hier in der ungeheuren Einfachheit und Größe der Winternacht am Meer mit der Ahnung der ewigen Wärme, die sie geben konnten, auch in mein Blut eingedrungen. Ich fühle noch heute, wenn ich daran denke, die wohltuende warme Zufriedenheit, die jene Nachtlandschaft im Eis und beim Glanz der tausend großen Weltkörper meinem Herzen gab.

Sonst, in Würzburg oder Berlin, war der Sternhimmel über den Häusern immer eine ferne fremde Nachtwelt gewesen. Die war scheinbar edler und reiner als die Tagwelt und hatte mich nur wehmütig sehnsüchtig stimmen können. Dort aber, in Schweden auf Smögen, fühlte ich jeden Stern so nah, als wäre er auf meinem Kopf gewachsen, und die Nacht hatte nichts Fernes und Fremdes mehr. Sie war mir zugehörig, wie mein Mantel am Leib es war, wie das kleine Küstenschiff, in dem ich nachher schlafen sollte. Sie war viel größer, als ich sie jemals gesehen hatte, die Sternennacht, und war dabei doch heimlich und gemütlich, wie sie nur denen wird, die nichts mehr hineingeheimnissen können oder wollen. Sie wurde zu einer vertraulichen Stube, in der ich seit ewigen Zeiten zu Hause war.

Es war mir aber auch zugleich, als könnte ich am Fuße jenes Leuchtturms, von der Klippenanhöhe über den fernen totstillen Meerrand fort, hinter die Meerlinie sehen, und da lagen in der Nacht in Deutschland helle große Städte. Und dort in abendbeleuchteten Straßen kreiselten die Lichter der Wagen und Fenster und Gedanken. Und jede Stadt war

ein Lichterhaufen auf der dunklen Landkarte Deutschlands, und der größte Lichterhaufen war Berlin. Und wie kleine Phosphorpunkte sah ich dort denkende Menschen durcheinanderrennen. Da waren Dichter und Maler und Musiker. Das Echo ihrer Worte war noch fern über dem Meere wach. Aber alles, was die Menschen dort in den Lichterhaufen ausgrübelten, und was sie mit Licht im Hirn zusammentrugen, schien mir nicht so gütig, nicht so freundlich und einfach festlich zu sein wie die reine kluge Lust in diesem reinen guten Frieden auf der kleinen schwedischen Fischerklippe.

Ich dachte mir: wenn der Morgen kommt, wirst du auch in Schweden am Land in einem alltäglichen Pfarrhaus, im Spinnwebenalltag, von neuem die Erhabenheit dieser Nacht einbüßen und den Eindruck vielleicht nicht einmal mehr erinnern.

Am nächsten Morgen, als ich schon ziemlich zeitig auf Deck kam, erstaunte es mich, daß das hohle Tuten der Sirenenpfeife des Schiffes, die nur im Nebel Stimme bekam, scheinbar von vielen Schiffen rundum beantwortet wurde. Das Meer war mit dickem Nebel bepackt, und das gellende Geheul der Dampfpfeife schien mir ähnlich dem Gebrüll mächtiger sagenhafter Nebelkühe. Und als ob ein Leitstier im Dunkeln brüllte und rundum die Kuhherde antwortete, so wurde die Dampferstimme vielfach im Nebel wiederholt.

Nachdem ich lange diesem Gebrüll gelauscht hatte, wichen die Nebelberge, und dunkle Felsenumrisse standen da. Unzählige, aus dem Meer gewachsene Inseln schienen wie eine große Stadt zu sein, wie viele Häuserblocks. Und das Meer ging zwischen den steingewölbten Inselklippen in sich kreuzenden Wasserstraßen hin. Und der kleine fortschleichende Dampfer schien still zu stehen. Aber die Inseln und die dämmerigen Gassen zwischen den Felsenwänden der Inseln schienen zu wandern. Und die schmalen Seewege wurden immer ähnlicher den Gassen einer großen Stadt, immer dunkler. Zuletzt waren wir tief in die Stadt aus Inselklippen eingedrungen und hatten

nur über uns, wie in richtigen Straßen, einen schmalen Streifen Himmel, und unsere Stimmen hallten wie aus großen Gewölben von den kahlen Inselwänden zurück.

Und nun wußte ich auch, daß nicht Schiffe, sondern die Echos dieser Inseln und Inselgassen das Sirenengeheul unseres Schiffes vorhin hinter dem Nebel beantwortet hatten. Jede Felsenwand hatte den Dampferruf der andern Felsenwand weitergegeben. Die alten Bewohner der Mauergassen, Tausende von Möwenfamilien, saßen in langen Reihen und in Nischen und auf den Felsenstufen an den steilen Wänden und sahen uns still an.

Wußten die stummen Vogelreihen, daß es bald Frühling wurde, da der ihnen altbekannte kleine Küstendampfer nach langer Winterpause zum erstenmal wiederkehrte? Sie waren nicht scheu, die großen silberblauen Vögel. Aus ihren dunklen Mauerwohnungen äugten sie uns, die Köpfe schief legend, nach.

Und diese silbernen Vogelscharen, die ich nie vorher in solchen Massen gesehen hatte, und die Inselgassen, in denen unsere Menschenstimmen weiter redeten, wenn die Reisenden oder der Kapitän an Bord laut sprachen, und auch die Steine rundum, alle waren mir vertraute Güter, als wäre ich von Kindheit an ihr Besitzer hier. Die fremde Inselwelt war mir so lieb vertraut, als hätte ich die Vögel hier immer gefüttert, als müßten sie bei meinem Ruf mir aus der Hand fressen.

Die Felsenstimme, die aus den harten Klippen aufgeweckt wurde, kam wie aus meiner eigenen Brust. Mir war, als könnte ich erzählen, was diese Steinklippen den Winter über gedacht hatten, während hier kein Dampfer gegangen war. Es war die reine kluge Luft, der reine kluge Frieden, die hier nichts Trennendes zwischen mich und die Umgebung legte und mich allwissend stimmte.

Dann kamen wir an einen großen weiten Meerplatz zwischen Küste und Inseln. Der Wasserplatz war weiß zugefroren, als wäre er mit einer einzigen kilometergroßen Marmorplatte gepflastert. Rote Holz-

häuschen, in den Schnee geduckt, standen rot bemalt am Rand des Meerplatzes auf Pfählen und erschienen mir wie Nürnberger Spielzeug. Diese Meerbucht wurde von der offenen See durch die Inseln getrennt. Die roten Häuser am Rand der buckeligen Schneeküste bildeten den Fischerort Fjellbacka, wo der Küstendampfer anlegen sollte, und wo wir den Dampfer verlassen sollten.

Von jeder verschneiten Insel rundum löste sich dann ein kleiner schwarzer Punkt, vor welchem noch ein kleinerer Punkt herzueilen schien. Jeder Punkt war ein Mann, der von einer Insel übers Meereis herbeisprang zum Dorf Fjellbacka hin, und der mit dem Fuß vor sich her ein Fäßchen stieß, das über die Eisfläche rollte. Das Fäßchen, erklärte man mir, enthielt Fische, die später auf den Küstendampfer verladen werden sollten.

Auch der große Meerplatz hier, der zugefrorene, wirkte wie eine lautlose Riesenstube, auf deren weißer Diele die Männer herbeiliefen, weil Gäste ins Haus gekommen waren. Wunderbar behaglich wirkte diese winterstille Landung.

Dann am Land führte ein Schlitten, der vom Pfarrhof geschickt war, den jungen Schweden und mich mehrere Meilen in das verschneite Land hinein, hie und da an einem Einzelgehöft vorbei. Ich sah nur wenige Bäume auf dieser Fahrt und eine einzige Windmühle. Sonst waren überall schneebedeckte Steinbuckel, nirgends ein Wald. Es schien mir, als fuhr der Schlitten nur auf leeren Eishügeln bergauf, bergab.

Schon begann ich zu bereuen, daß ich das lebensfrische Berlin mit dieser toten Eiswüste vertauscht hatte. Ich wäre am liebsten mit dem Dampfer zwischen den Inseln ewig weitergefahren. Denn was konnte mich in dem Pfarrhause anderes erwarten als Religionsgespräche und Tagesklatsch und Weltnachrichten, während ich doch so gern tiefer in die Urwelt eingedrungen wäre. Blicke, wie ich sie am Abend vorher von Smögen beim Leuchtturm und heute morgen in den Klippengassen hatte — wo nur

Möwenfamilien wohnten und die Steinbrust meiner Menschenstimme antwortete und ich die stille Landung in der gefrorenen Meerbucht erlebte, von diesen Blicken ersehnte ich mehr zu bekommen. Und sollte ich zu alltäglichen Menschen zurückgeführt werden, so wollte ich aber auch dann gleich lieber wieder nach Berlin zu den geistig regsamen Menschen kommen.

Ich war noch jung und voreilig und schwankenden Eindrücken leichter preisgegeben, da ich auf kein Kapital von Erfahrungen zurückschauen konnte.

Ein wenig entmutigt saß ich neben dem Schweden, der nur ein gebrochenes Deutsch sprach, der sich freute, mir seine Heimat zu zeigen, und der während der Fahrt lebhaft seinen Kutscher befragte nach allem, was er von seinem Vaterhaus wissen wollte.

Der Schwede erklärte mir, daß all die waldlosen Hügel, die ich da ringsum sah, und an denen unser Schlitten hinaufkletterte, um dann wieder an der anderen Seite zu Tal zu fahren, daß diese Buckel in alter Zeit Inseln gewesen waren, an welchen die Wikinger mit ihren Booten damals landen konnten, und bei denen sie mit den Schiffen in den Meergassen hindurchgefahren sind, so wie es der Dampfer heute zwischen den Schären draußen getan. Das Meer aber war von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter zurückgetreten, so war das Land nach Westen hin gewachsen und war allmählich aus dem Meer gestiegen. Wir flogen also eigentlich im Schlitten hier über verschneiten Meeresboden.

Mehr als die Erklärung, daß ich in der Urprovinz der alten Wikinger war — die Provinz Bohuslän fühlt sich vor allen schwedischen Provinzen mit Recht stolz, weil sie auf tausendjährige Menschenvergangenheit zurücksieht — mehr als diese Erkärung befriedigte mich der Gedanke, daß ich auch hier im Schlitten immer noch auf meerverwandtem Boden war und die Hügel des Landes als Brüder der Meerinseln ansehen durfte, jener Inseln in deren Nähe mir auf der Herreise so wohl gewesen war. Würden mir jetzt — so dachte ich — die Menschen mit alltäg-

lichem Gespräch in den Ohren liegen, so brauchte ich im Pfarrhaus dann nur an das Fenster zu treten und würde dann meine Augen mit den Hügeln sprechen lassen und würde die Schiffe der Wikinger auf die Steinfelder kommen sehen, als wäre da noch Meerwasser rund um die Hügel.

Ich muß noch kurz berichten, daß der junge Schwede, der da neben mir im Schlitten saß, kein alltäglicher Mensch war. Er hing zwar keinem philosophischen Gedanken nach, aber aufgewachsen als Sohn dieser Bohuslänschen Provinz, von Mutterseite von altschwedischem Adel stammend und von Vaterseite stark gemacht durch Wikingerblut, hatte er das Leben bisher als ein Riesenabenteuer angesehen und es immer festlich gestimmt aufgesucht. Auch die Unruhe der alten Wikinger hatte er ererbt, und so war er schon durch die halbe Welt gereist, trotzdem er erst siebenundzwanzig Jahre zählte.

Aber den Beginn seiner weiten Reisen hatte er nicht mit den gewöhnlichen Verkehrsmitteln, mit Dampfschiffen und Eisenbahnen, ausgeführt, sondern ein kleines Ruderboot hatte ihm genügt. Und in seinem Kahn war er, alle Gefahren verachtend, der Westküste Schwedens entlang bis nach Kiel gerudert. Dort hatte er sich vom Ruderklub feiern lassen und war dann weitergerudert nach Holland und war endlich in Calais gelandet.

Diese seine außergewöhnliche Reise, die mehrere Sommermonate dauerte, hatte in der damaligen Sportswelt Aufsehen erregt. Die großen Zeitungen brachten sein Bild, und von den Zeitungen aufgefordert, beschrieb er seine Reiseeindrücke.

Mehrmals hatte ihn unterwegs beinahe der Meerirrsinn erfaßt. Viele Nächte mußte er auf dem Meere übernachten. In anderen Nächten war er bei Leuchttürmen gelandet oder auf Leuchtschiffen, wo die Männer den Meerentstiegenen erstaunt und ehrfurchtsvoll aufgenommen hatten. In London, wo er zuletzt hinkam, stellte man sein kleines Boot, das so viele Mühseligkeiten mit seinem Herrn geteilt hatte, zur Besichtigung aus. Aber als er die Rückreise an-

treten wollte, waren die Stürme in der Nordsee zu schwer. Er nahm dann die Aufforderung einer Zeitung, nach Amerika zu gehen und Amerikabriefe zu schreiben, an.

Als ich den jungen Schweden und Weltfahrer bei Ola Hanson in Friedrichshagen in Berlin an einem Abend kennenlernte, war er eben von Amerika nach Europa zurückgekehrt und sollte nach Hause reisen, nach Schweden, um dort sein Buch über Amerika in seinem Vaterhaus, im Pfarrhaus zu Bohuslän, zu schreiben.

Er hatte als Kind, angeregt dadurch, daß er seinen Vater jeden Sonntag predigen hörte, zuerst Lust gehabt, selbst Prediger zu werden. Wie er mir erzählte, war er als kleiner Knabe oft auf einen Stuhl gestiegen und hatte vor den Dienstboten des Hauses gepredigt. Dann aber hatte ihn das Meer doch stärker angelockt als die Kirche, und er hatte schon, als er fünf Jahre alt war, von alten Fischern in Fjellbacka Unterweisung im Segeln bekommen und hatte dann von seinem Vater ein eigenes kleines Boot erhalten, auf dem er bald eigenmächtig von Insel zu Insel steuerte.

Da Gothenburg in regem Schiffsverkehr mit England steht und sich der junge Schwede, als er älter geworden, Schriftsteller zu werden sehnte, ließen ihn seine Eltern später hinüber nach England, nach Hull, reisen, wo er in einer Zeitungsredaktion beschäftigt wurde. Zurückgekehrt von England, pflegte er eifriger den Rudersport als die Schriftstellerei und unternahm kurz danach die abenteuerliche Ruderfahrt im eigenen Boote über die Nordsee und machte dann die Rundreise durch Amerika. —

Jener junge Mann hatte also viel Welt und Wirklichkeit erlebt und sich mutig durch Meer- und Hungerstürme durchgeschlagen, als ich ihn kennenlernte. Und wir wurden gute Kameraden. Aber nicht bloß, weil er das Leben großzügig nahm, sondern hauptsächlich deswegen wurden wir Freunde, weil er einer jener wenigen damals war, die an der Überzeugung festhielten, daß die Dichtkunst über Prosa und Dramatik

erhaben sei, wenn auch augenblicklich der Zug des Zeitgeistes verächtlich auf Gedichte und gereimte Dichtungen herabsehen wollte.

Dieses Vertrauen für die Dichtkunst bei ihm zu entdecken, das war mir ganz überraschend gewesen. Der Gedanke, einen Gleichgesinnten gefunden zu haben, machte mir ihn besonders wert. Ich war erfreut, daß ein Mann, der die Wirklichkeit und stets die Wirklichkeit vor Augen gehabt hatte, in seinem Innern die Dichtung, die damals die verachtetste Kunst in Deutschland war, hochhielt.

Er hatte eben erst auf seiner Rückreise von Amerika den holländischen Dichter Gorter, den ich damals nicht einmal dem Namen nach kannte, in Holland aufgesucht. Gorters Gedichte und dessen Gedichtbuch „Mai" waren ihm Heiligtümer geworden.

In jener Dichtung „Mai" ist der Frühling als ein kleines Mädchen beschrieben, das auf einem Kahn durch die Kanäle Hollands fährt. Und die Dichtung erzählt in schlichten und reichen Bildern, durchdrungen von weiser Innerlichkeit, was das kleine Mädchen, das „Mai" heißt, erlebt. Er erzählte mir außerdem, daß Gorter den einfachen Beruf eines Lehrers ausübe, und daß er eine schöne Gesprächsstunde bei ihm in seinem Hause erlebt habe, aber daß Gorter sehr traurig gewesen, da ihn sein Lehrerberuf quäle.

Auch hatte der Schwede Walt Whitmans großen Band „Grashalme" aus Amerika mitgebracht. Auch von diesem Dichter wußte ich nichts Genaues. Ich hatte nur seinen Namen flüchtig nennen hören, denn in Deutschland war er damals so gut wie nicht bekannt.

Mit diesem Freund, der jetzt in sein Vaterhaus, nach beinahe zweijähriger Abwesenheit, zurückkehrte, flog ich im Schlitten über die Hügel der weiß verschneiten schwedischen Provinz Bohuslän, wo jetzt Ende März der Schnee noch viele Fuß hoch ausgebreitet lag.

Es war aber nicht bloß die Lust an der Dichtung, die uns beide zu Freunden gemacht hatte, sondern auch die Lust am Wirklichkeitsleben. Aber darin, fand

ich, war der Schwede mir überlegen. Er kannte eine Welt von Bedürfnissen, die ich nur vom Hörensagen genossen hatte. Er liebte schöne Frauen, gute Getränke, erlesene Speisen, gute Zigarren, neue Kleider und außerdem alle neuzeitlichen Bequemlichkeiten. Wohl waren meine Sinne ebenso wach für alle diese Genüsse wie die seinigen, aber die Gelegenheit hatte sich mir noch nicht so geboten wie ihm, die Welt der weltmännischen Genüsse aufzusuchen und zu pflegen.

Es erstaunte mich gleich zu Beginn der Reise, mit welch ausgesuchter Feierlichkeit er sich im Hotel zu Tische setzen konnte und mit welcher Ruhe und Gründlichkeit er die Speisekarte untersuchte. Ebenso verblüffte es mich, daß den schweren Mahlzeiten sofort Kaffee, Likör und Zigarren folgen mußten, oder daß vormittags vor der Mahlzeit ein Magenbitter oder irgendein Bolsgetränk zur Anregung des Appetits genossen werden mußte.

In meines Vaters Haus war gut gekocht und gut gelebt worden. Aber ich hatte in all den Jugendjahren keine Zeit gefunden, den Gaumengenüssen nachzuhorchen, und ich wäre wahrscheinlich noch lange nicht auf den Gedanken gekommen, die Leibesgenüsse zu pflegen, hätte ich nicht in jenem Schweden einen Meister des Genießens gefunden. Ein gedeckter Tisch schien ihm ein Altar zu sein, an dem er für eine Stunde einen Gottesdienst abhalten konnte. Und die Würde, die Ruhe und die Andacht, mit der er das Zerlegen des Bratens, das Salzen der Speisen, das Betrachten der aufgetragenen Schüsseln vornehmen konnte, machten, daß man die Mahlzeit in seiner Nähe für eine heilige Handlung halten mußte. Und ich mußte bei seiner Art an die alten Helden Homers denken, die einst mit derselben schönen Umständlichkeit und Andacht die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhoben hatten.

So ließ ich es mir gern gefallen, länger, als ich es früher getan, beim Essen und bei Essensfragen zu verweilen, und gewöhnte es mir an, mir den Schweden darin als Vorbild zu nehmen. Denn ich merkte,

daß es mir gar nicht schädlich war, den Körper mehr zu beachten, als ich es früher getan, und ihm Genüsse zu gönnen, zu denen ich vorher mir nicht Zeit und Ernst genug eingeräumt hatte.

Ich begriff auch bald, je länger ich in Schweden war, daß es in einem so ruhigen und verhältnismäßig menschenleeren Lande jedem Menschen von der Natur leichter gemacht wird, mehr Zeit für sich und seine Lebensansprüche zu finden. Im hohen Norden mag es auch die vernichtende Kälte sein, die den Menschen zwingt, den Körper widerstandsfähiger aufzubauen und ihm breiteres Behagen zu bieten.

Auch diese Wahrnehmung machte mir Schweden lieb. Die Ruhe und Breite, mit der jeder einzelne Mensch seine Lebenstätigkeit nahm, diese Art tat mir wohl. Ich war als Bayer gewöhnt, den Körper ebenso gewichtig zu nehmen wie den Geist, welche Art ich bei Norddeutschen und besonders bei den Berlinern damals vermißt hatte, die mehr im Gedanklichen aufgingen.

Im Pfarrhaus, das in der einsamsten Einsamkeit, die man sich kaum ausdenken kann, wie am Weltende lag, in jenem Pfarrhaus murrte es erst in meinem Innern einige Tage, wie es im Magen eines Fleischessers murren mag, dem plötzlich reinste Gemüsekost verordnet wird. Man stelle sich vor, daß ich mitten aus dem Wintertrubel der Millionenstadt Berlin in eine Schnee- und Granitwüste verschlagen war, in ein großes weißes Holzhaus, in dem man den ganzen Tag als einzigen Laut eine Zimmeruhr ticken hörte. Sie war wie das alte Herz des alten Hauses. Sie redete den ganzen Tag vor sich hin in einem mächtigen Wohnzimmer, dessen viele Fenster ins Lautlose sahen. In den Vormittagsstunden kam zu einem Südfenster die Sonne hinter großen Blumenstöcken herein, und ich möchte sagen, daß es mich nicht verwundert hätte, wenn ich in der Stille dieses einsamen weltfernen Zimmers auch plötzlich das Vorwärtsrücken der Schatten der Blumenstöcke, die die Sonne über die Diele zeichnete, laut und deutlich gehört hätte, ebenso laut wie die laut marschierende Uhr.

Im Hause befanden sich unten große Erdgeschoßwohnräume und darüber unter dem Dach einige Giebelzimmer. In diesem einsamen Hause ging der Pfarrer, der Vater des jungen Schweden, wie der alttestamentarische Liebegott, alt und weißbärtig, stattlich und ehrfurchtgebietend, die Treppe zu seinem Studierzimmer hinauf und hinunter.

Ich hatte nie vorher in einem Holzhause gewohnt, und die unwahrscheinlich dünnen Wände, die doch keinen Laut hereinließen, weil es draußen noch stiller als drinnen war, diese dünnen Wände machten mir das Haus noch unwirklicher, als wäre es eine Erscheinung, gleichsam als wohnte ich in Eierschalen und könnte das Haus leicht zerbrechen und könnte in der Stille draußen körperlos aus diesem unkörperlichen Haus fortschweben.

Die älteste Tochter des Pfarrers, ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren, und eine Gesellschaftsdame führten mit Hilfe mehrerer Mägde den Haushalt. Das Brot wurde im Hause gebacken. Die Milch kam aus den Ställen. Fische brachten die Fischer von Fjellbacka. Zu den Festtagen des Jahres wurde ein Kalb oder ein Schwein geschlachtet und eingesalzen. Die Hauptnahrung waren Fische, Milch, Grütze und Brot. Die Mutter des Schweden, die Frau des Hauses, lebte im Winter mit den jüngeren Töchtern und einem jüngeren Sohn in der Stadt Gothenburg, wo die Kinder in die Schule gingen. Sie kam mit diesen nur im Sommer und zu den Festtagen in das Pfarrhaus.

Der Begriff, daß Menschen mit Fleisch und Blut dieses einsame Haus bevölkerten, der kam mir dort, wenn ich allein in einem von diesen totstillen Zimmern stand, leicht abhanden. Denn draußen sah ich jetzt, in den Tagen im April, wo der Schnee, zu großen Stücken zerrissen, von der Sonne weggeleckt war, keine Ackererde, keinen Grasboden, sondern überall nur Granit, überall steinerne Granitbuckel. Als trüge das Land eine eiserne Rüstung, so unbeweglich starrte der graublaue Granit mich von allen Himmelsgegenden her an. Alle Hügel rundum, von denen der Schnee

verschwand, waren gewölbte Granitkuppeln, ebenso wie es die Inseln im Meere draußen waren, die ich auf der Herfahrt gesehen, und zwischen denen meine Stimme wie in Kellergewölben gehallt hatte.

In diesem steinernen Schweigen war es mir zuerst, als sei ich in einen ungeheuren Kerker geraten. Die Leute, bei denen ich zu Gast war, schienen meine Kerkermeister zu sein. Da ich noch nicht Schwedisch konnte, konnte ich nicht an den Gesprächen und an der harmlosen Unterhaltung teilnehmen. Im Haus bemühte man sich zwar, das Schuldeutsch, daß jeder in Erinnerung hatte, aufzufrischen und mit mir deutsche Sätze zu radebrechen. Aber man kam oft eine Stunde lang nicht über zwei Sätze fort, und die Unterhaltung stockte meistens im Gelächter über die deutsche Aussprache. Zum Beispiel verkündete mir die Tochter des Hauses eines Tages auf einem Spaziergang, daß sie sieben Greise im Stalle hätten und zu Ostern einen Greis schlachten würden. Sie verwechselte das schwedische Wort „gris", das Schwein bedeutet, mit dem deutschen Wort „Greis".

So hörte ich denn wie ein lebendig Begrabener auf das Leben rundum, ohne ihm näher kommen zu können. Aber um so schärfer wuchs die Aufnahmefähigkeit meiner Augen und Ohren, je länger ich zu unfreiwilligem Schweigen verdammt war. Und es ist mir heute, als seien meine Sinne in jenem Hause dort für alle Zeiten geschärft worden. Und vor allem lernte ich Landleben kennen. Ich, der vorher nur von Stadt zu Stadt gezogen war und das Land nur in der engsten Heimat kennen gelernt hatte, freute mich, hier Land- und Meeresleben und Dichtungsleben zusammen genießen zu können.

Denn oft lange Vormittage saßen der junge Schwede und ich in dem großen Wohnzimmer bei der tickenden Uhr und versuchten Gorters holländische Verse zu übersetzen und ebenso Walt Whitmans englische Verse. Und der Eifer ging mir dabei ebensowenig aus wie dem Schweden der Rauch seiner kostbaren Zigarre.

Gegen Ende April konnten wir die Zimmer ver-

lassen. Der heftige nordische Frühling setzte über Nacht ein. Auf vielen der Granitbuckel trieb das purpurne Preiselbeerkraut, das die Hügel bedeckte, rote Blätter, und ferne Hügel standen tagsüber wie blutübergossen in der Sonne.

Der alte Pfarrer, der alte Liebegott mit weißem Bart, hatte mich öfters in seinem kleinen Wagen bei seinen Überlandfahrten mitgenommen, zu Krankenbesuchen oder zu Besuchen in anderen Pfarrhäusern. Und ich hatte mich immer wieder wundern müssen über die Einsamkeit und über den Granit, die auf Meilen über Meilen hier nirgends ein Ende nahmen.

Wo sich zwischen zwei Granitbuckeln ein wenig Humuserde angesammelt hatte, da hatte auch meistens an dem Rand des Erdfleckchens und im Schutz des Granithügels ein Menschenpärchen sein Holzhäuschen gebaut. Nirgends im Lande war ein Dorf. Die ganze Provinz schien ein einziges weites Dorf zu sein. Nur lagen die Häuser nachbarlich meilenweit auseinander. Und auf diesen Meilenstraßen fuhr der alte Pfarrer mit seinem alten Wägelchen, mit seinem alten zwanzigjährigen Gaul, als Hirte in dieser Einsamkeit tagelang umher.

Die kleinen rotgetünchten Bretterhütten mit den weißen schmucken Fenstervierecken und der weißen Türleiste saßen zwischen grauen Granit geduckt und tauchten wie rote Gesichter aus ihren Winkeln in der Ferne auf, wenn wir durchs Land fuhren. Eine einzelne Birke oder ein vom Wind schief gewehter Ebereschenbaum schmückten karg die ununterbrochenen Steinwellen des Granithügellandes.

Hier kam der Wind nicht wogend und weich über Äcker und rauschende Halme, er prallte von Stein zu Stein und zerplatzte an den Granitkuppeln. Und als ich einmal im Frühlingstauwetter, gegenüber dem Pfarrhause auf der nächsten Anhöhe, die nur dreimal so hoch wie das Haus war, stand und auf die ferne Meeresstimme lauschte, die jetzt aus dem Eis mit der Brandung aufgewacht war, und die man auch mehrere Meilen von der Küste her immer wie ein fernes Gewitter donnern hörte, da sah ich die kleinen

Schneewasser, die in den Granitsenkungen von der Bergkuppel herunterrieseln wollten, vom Winde senkrecht aufgestellt, so daß sie, ähnlich kleinen Springbrunnen, mehrere Fuß hoch in Strahlen zur Höhe zerspritzten.

Dort oben auf einem anderen Hügel in der Nähe des Pfarrhauses zeigte mir der junge Schwede eines Tages einige mannshohe Steine, die da, einen Kreis bildend, einst vor tausend Jahren von Menschenhand aufgerichtet wurden. Hier hatten die Wikinger den Natring gehalten, und an jedem Stein stand einst ein Häuptling angelehnt, wenn die Ältesten unter freiem Himmel berieten. Die Männer besprachen hier ihre Kriegszüge. Und der unerschütterliche Steinboden unter ihren Füßen und der unerschütterliche Himmel über ihnen machte auch ihre Ratschlüsse fest und unerschütterlich und ihr Vorhaben, das sie hier planten. Die aufgerichteten Steine, die treuen Stützen jener Männer, standen nun noch nach tausend Jahren hier, unangetastet von der Zeit.

Als wir beiden jungen Männer uns jeder an einen der Steine anlehnten, mögen die greisen Blöcke sich gewundert haben, wie leichtbeweglich die Männer einer anderen Zeit geworden waren. Und vielleicht haben sie erst daran gemerkt, daß über ihnen tausend Jahre vergangen waren.

Und wieder oben auf einer anderen Granitkuppel beim Pfarrhause zeigte mir der junge Schwede eine große Steinplatte, darauf neun kleine Schiffe eingeritzt waren. Als früher das Meer bis an diese Steinplatte reichte und der Granithügel eine der vielen Inseln in der Meeresfläche gewesen ist, war hier ein alter Landungsplatz der Wikinger. Neun Boote landeten hier. Wenn damals die Frauen hier saßen und die neun Boote abends erwarteten, die von einem Kriegszug oder Fischzug heimkehren sollten, dann deckten sie mit den Händen die Zeichnungen der Boote auf der Steinplatte zu. Und für jedes Boot, das in die Bucht einlief, zog sich eine Frauenhand von den gezeichneten Booten zurück. So wußten sie, ehe die Boote noch landeten, ob alle heil heimgekommen und keines untergegangen war.

Tiefer im Lande waren auf anderen Steinplatten unter Dornbüschen noch mächtigere Granitzeichnungen zu sehen. Da zeigte man mir eine eingeritzte Bootszeichnung, die war so groß wie ein liegender Mensch, und der Drachenkopf am Kiel und die Schilde der Krieger im Boote und viel Runenschrift waren ausführlich mit viel Schmucklinien in den Stein eingegraben.

Die Runen spielten auch immer noch eine Rolle hier im Lande. Die Kinder lernten die Runenzeichen in der Schule und die Töchter im Pfarrhause hatten Bergstöcke, in deren Holz sie sich von ihren Bekannten Erinnerungsworte in Runenschrift einritzen ließen.

Die Töchter des Pfarrers waren frisch und gewandt, und die jüngste ritt oft früh morgens in ihren Ferien in weiten Reithosen auf ungesatteltem Pferd ins Land hinein. Und wenn sie heiß und mit offenem geringeltem Haar zurückkam und schnell ins Haus springen wollte, um sich umzukleiden, weil sie sich ihrer Reittracht vor mir schämte, kam sie mir in ihrem Gemisch von Wagehalsigkeit und Mädchenverschämtheit noch begehrenswerter vor als sonst. Aber sie war erst fünfzehn Jahre alt, und ich war nur ein junger Dichtersmann, zwar reich an vielen Plänen, aber sonst kapitalarm. Und ich wußte, daß ich hier noch nicht ans Freien denken durfte.

Der junge Schwede und sein Vater saßen am Spätnachmittag oder abends meistens jeder in einem Schaukelstuhl und rauchten ihre Zigarren, und der Alte ließ sich von seinem Sohn über dessen Rundreise und über die Amerikafahrt berichten. Der Alte war einmal als junger Student Hauslehrer in Brasilien gewesen. Er kannte also auch die Welt ein bißchen, und er schmunzelte behaglich und frischte bei den Reiseerinnerungen seines Sohnes seine eigenen Reiseerinnerungen auf.

In jenen Stunden, wenn Vater und Sohn sich in ihrer Sprache unterhielten, ging ich draußen auf den Steinwegen umher und wunderte mich, wie beweglich jetzt im Frühling sogar das unbewegliche Steinland wurde. Da waren tausend kleine Wasser, die

wie ein verstricktes Netz über alle Hügel und Berge geriefelt kamen, und überall hörte man die Echos von Tropfen noch tagelang, nachdem die kleinen Bäche längst versickert waren.

In der Osternacht standen dann die Hügel dunkelblau und trocken, aber ein heller gelber Berg kam wandernd am Erdrand herauf. Der war zuerst nur ein kleiner Hügel in der Ferne. Mitten unter den abenddunklen Hügeln ein einziger sonniger Hügel. Und er wuchs, während ich wanderte, und rollte über die fernen Granitkuppeln fort und wurde zur goldenen Vollmondskugel, die sich vom Erdboden ablöste.

Der Mond hier in den ewigen Steinen war wie ein Leib aus Fleisch und wanderte wie ich, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn ich ihm dann später in einem der stillen Steintäler an einer Wegecke ganz nah begegnet wäre. Er schien mir hier keine ferne Welt zu sein, die da im Weltraum um die Erde kreist. Er war in diesen einsamen Tälern, wo niemand meine deutsche Sprache sprechen konnte, und wo ich so allmählich lernte, schweigend mit den schweigenden Dingen zu reden, mein heimatlicher Wanderkamerad.

Aber ich dachte mir dabei den Mond nicht als Menschen aus, mit dem ich plaudern wollte. Ich sagte nicht du und nicht Sie und nicht Mann und nicht Frau zu ihm. Ich ging und er ging, und wir schwiegen und verstanden uns, und näher bin ich dem Mond nie wieder gekommen als in den einsamen Steinhügeltälern in Bohuslän, wo wir Kameraden waren und im fremden Lande deutsch sprachen.

Da gab es auch einen Platz am Weg beim Pfarrhaus, wo ein Dachs wohnte. Seit Jahren wohnte er da und war ein alter Nachbar des Pfarrhofes. Und wenn ich mit einer der Töchter spazieren ging, sprachen die jungen Mädchen immer geheimnisvoller und leiser in der Nähe der Wohnung des Nachbarn und riefen ihm Scherzworte zu wie einem alten Hausfreund.

Und da war ein kleiner Birkenhain am Fuße eines Hügels und am Rande eines Baches. Wenn wir

dort hinkamen, sprachen die Mädchen noch leiser und legten den Zeigefinger auf den Mund, weil im Frühlingsabend der Birkhahn balzte. Der war der zweite Nachbar. Und er balzte dort in jedem Frühjahr, solange die Leute denken konnten. Vielleicht war es immer ein anderer, aber davon sprach man nicht.

Und der junge Schwede — der neben der Schriftstellerei auch Botanik pflegte — hatte eine Birke dort am Waldrand besonders lieb. Und schon als Knabe hatte er in jedem Frühjahr die Birke mit seinem Messer angeschnitten und ein kleines Rohr in den Stamm gesteckt und sich den Birkensaft in den Mund träufeln lassen und hatte oft so der Birke Herzsaft genossen.

Wenn er jetzt manchmal heimkam vom Walde, hatte er wieder seine Birkenfreundin besucht, und dann war er immer schwärmerisch gestimmt. Er behauptete auch oft, wenn er von seinen Spaziergängen heimkam, wunderbare Blumen gefunden zu haben. Doch wenn er sie mir zeigte, waren es die allerwinzigsten Blüten der Welt. Denn andere wuchsen dort in der steinernen Welt im Vorfrühling noch nicht. Stiefmütterchen, deren Blüte nicht größer als eine Linse war, kleine blühende Bärenmoose und die kleine Linea, die stark mandelduftende Lieblingsblume der Schweden, die nicht größer als ein großer Stecknadelkopf ist. Wunderbar waren diese winzigsten Blumen wohl, aber ich hätte, an die deutsche Flora gewöhnt, diese fast unsichtbar blühenden Pünktchen nicht Blumen nennen können und erwartete immer, wenn der Schwede von Blumen sprach, daß er einen Strauß von großen Blüten nach Hause bringen würde, wie ich sie aus deutschen Wäldern und Wiesen kannte.

Oben auf den Granitkuppeln, wo wir im Vorfrühling, nachdem der Schnee so plötzlich verschwunden war, zur Mittagsstunde, wenn die Sonne die Steine wärmte, am liebsten saßen, weil man von dort die ferne Meerscheibe sehen konnte, dort wuchs aus Steinplatten heraus eine rote krallenartige Blüte. Und der Schwede fing manchmal eine kleine Spinne oder

eine Fliege und warf sie auf die Krallenblume. Jedes Glied dieser Blüte war eine kleine Röhre und sah klebrig glänzend aus. Ein solches Röhrchen krümmte sich sofort und verschluckte das ihm zugeworfene Insekt. Diese Blume lag da vor uns im Sonnenschein auf dem Granit, der früher Meeresboden war, und erinnerte an den verkümmerten Rest einer einst hier lebenden Tiefseepflanze, die sich am Meeresgrund Beute gefangen hatte mit schlangenartigen Armen, und die nun die Insekten in der Luft belauerte.

Winzige Eidechsen huschten vertraulich, wenn wir auf den Steinen saßen, bis an den Rand unserer Schatten. Dann aber schreckten sie vor unseren beweglichen Schatten zurück und schossen wie kleine Pfeile davon.

Die kahlen Granithöhen, deren es Tausende bis tief ins Land hinein gab, zeigten wenig scharfe Ecken oder Kanten. Man sah ihnen allen an, daß das Meer sie einst rund gewaschen hatte in mehrtausendjähriger Arbeit. Und dieses, daß da rundum im Land nicht zackige Felsen waren, sondern zu Kuppeln geschliffene, glattgerundete Höhen, an denen man noch den Gang der großen Meereswellen, die sich einst hier überstürzten, deutlich eingeprägt und eingewaschen sehen konnte, dieses vom Meer einst umspülte und jetzt verlassene Granitgekröse, das jetzt statt des Wassers Sonnenlicht und Wärme auf sich leben fühlte, gab dem Gesicht der Landschaft ein unheimliches Gemisch von alter versteinerter Sturmpracht und unendlicher himmlischer Friedlichkeit.

Wenn Westwind war und man das Ohr auf einen Steinbuckel legte, hörte man in ihm das meilenferne Meerdonnern, das fern in Fjellbacka an die Küste gezogen kam, und das deutlich den Steinen tief im Lande Stimme gab. Es war, als kehrten die alten brausenden Erinnerungen in die fernen Granitmeilen der Hügel und Täler zurück. Und man würde sich nicht gewundert haben, wäre plötzlich das wirkliche Meer angestürzt gekommen in die hügeligen Granitwüsten, die in der Frühlingssonne nicht auf Blüten, sondern auf weißen Meerschaum zu warten schienen.

Hinter dem Pfarrhause, einige hundert Schritte fort im Tal, lief ein Bach am Rande eines verwachsenen Obstgartens. Woher der Bach kam und wohin er lief, wußte ich nicht. Er kam vielleicht aus irgendeinem der alten Eichenwälder, die ein paar Meilen weiter drinnen im Lande, urwaldähnlich, in üppiger bemooster Herrlichkeit, ohne Forstaufsicht, vorweltlich wuchsen. In dem kleinen Tal hatte das stille Wasser im Verein mit Abend- und Morgennebeln seit Jahrhunderten den Granit mürbe gemacht und hatte Humus und Waldabfälle in all den Zeiten reichlich angeschwemmt und hatte mitten im Granit ein paar Wiesen und Gartenerde geschaffen.

Und die Wärmeausstrahlung des Granites, der sich in der Sonne schnell erhitzte und nachts noch warm blieb, machte, daß im Frühling in jenem Tal am Bach entlang die Wiesen über Nacht blitzrasch aufblühten, so daß sie fast nicht natürlich, sondern wie plötzlich künstlich hingestellt aussahen. Halme und Wiesenblumen schossen in acht Tagen hoch. Da waren Schierlingpflanzen, Sauerampfer, Salbei, die da eilig in den Himmel wuchsen, üppiger als auf irgendeiner anderen Ackerwiese. Und die Wiesenkräuter dufteten in der reinen Steinluft nach reinstem Honig und nach starken Gewürzen. Das Grün und die siebenfarbige Blumenschar waren hier leuchtender und selbstherrlicher als auf irgendeiner Wiese der Erde.

Eingerahmt von den dunklen, am Tage noch nachtblauen Granithügeln, die auf der Sonnenseite wie altes Silber schimmerten und rötliche und lila Schatten warfen, wirkten die wachen Wiesen wie ein greller Spuk, unwirklich in dem unwirklichsten Land, das ich je gesehen habe.

Eines Tages hatte ich lange mit dem alten Pfarrer über Deutschland gesprochen. Der alte Herr hatte einmal vor Jahren in Halle und Leipzig studiert. Und wie ich mich so recht an die deutsche Heimat zurückerinnerte, da fiel mir erst auf, wie fremd hier um mich alles war. Ich war im Gespräch mit dem alten Herrn in Gedanken in deutschen Straßen bei deutschen Lauten, auf deutschen Wegen, an Äckern,

Kornfeldern hingewandert und sah mich dann zurückgekehrt vor einem der Erdgeschoßfenster des großen Wohnzimmers im schwedischen Pfarrhof stehen und sah draußen zwischen den rotgetünchten Stallungen und den rotgetünchten Futtermagazinen den blauen granitbuckligen Felsenboden, den keine Menschenhand hier bewältigen konnte. Granit überall in mannshohen Buckeln und in tiefen Furchen. Der Granit machte auch noch den inneren Hof zwischen den Stallungen und dem Wohnhaus kraus. Wie ein zu Stein erstarrter Wasserfall stand der Granit vor den Fenstern, in steinerstarrten Strudeln, unerbittlich dem Menschen trotzend, hie und da roten Eisenrost zeigend und offenliegende Eisenadern. Furchtbar gerüstet und fremdartig starrte so das Land rund die wohnlichen Holzbauten und mich deutschen Menschen an.

Wenn es Abend wurde, und die Sonne hinter den nächsten Steinkuppen schwand, ließ sie den staubreinen Himmel zwar noch lange glashell leuchten, aber die stumme Steinlandschaft verwandelte sich, sonnenverlassen, rasch in eine dunkle Kohlenlandschaft, die schien geformt aus riesigen Schlackenmassen voll Höhen und Tälern. Fast angstvoll sah ich dann immer auf die ungewohnte Verwandlung. An jenem Abend, nachdem ich im Gespräch mit dem alten weißbärtigen Herrn weit in Deutschland geweilt hatte und er mich fragte, wie es mir in Bohuslän gefiele, mußte ich unwillkürlich ausrufen:

„Fremder könnte ich mich nicht fühlen, wenn man mich plötzlich von einer Erdlandschaft in eine Mondlandschaft versetzt hätte.“

Und ich bat, man möge mir eine Landkarte zeigen, damit ich mich überzeugen könnte, daß ich wirklich nur eine bis zwei Tagesreisen von Deutschland entfernt war. Denn ich hatte, solange ich jetzt in Schweden war, noch keinen genauen Begriff davon, unter welchem Breitegrad ich eigentlich lebte. Und wenn man mir gesagt hätte: „Sie sind ganz nah am Nordkap,“ so hätte ich vielleicht erstaunt gefragt: „Ach, bin ich nicht weiter von Deutschland fort?“ Denn die Landschaft hier im Vorfrühling erinnerte wirk-

lich mehr an Landschaften auf dem Mond als an Erdgebiete.

Auf der Karte sah ich dann zwar zu meinem Erstaunen, daß die bohusländsche Küste nur am Skagerak lag, dessen Meereswellen von Schottland und von der Nordspitze Dänemarks, von Skagen herüberkommen. Ich war also mitten in mir bekannter Geographie und war noch nicht einmal in Norwegen und hatte doch, der Landschaft nach, geglaubt, ich befände mich schon am äußersten Ende der Welt oder vielleicht gar nicht mehr auf der Erde.

Ich hatte in den ersten Tagen gefürchtet, mit dem Pfarrer über Glaubensfragen in Streit zu geraten. Aber dieses Pfarrhaus war so einzig dastehend in der Welt wie die Landschaft, in der es lag. Es herrschte da jene echte selbstverständliche Lebensandacht. Die Würde und die Ruhe, die den alten Pfarrer umgaben, waren ebenso unerschütterlich wie die Weltallwürde der Granithügel draußen. Denn dieser Geistliche dachte nicht daran, Glaubensfragen irgendwelcher Art aufzuwerfen oder aufzutischen. Sein Leben war tägliche Amtsarbeit, durchdrungen von ernster menschlicher Güte.

Zu Anfang jeder Woche besuchte der alte Herr bei Wind und Wetter — die dort schneidender als irgendwo sein konnten — ferne, verstecktgelegene Armeleutehäuschen seines Sprengels, wenn er vorher Nachricht bekommen, daß irgendein armes Weib oder ein Kind oder ein alter Mann krank lagen. Am Mittwochnachmittag war Katechismusstunde. Aber man denke nicht, daß da Kinder ins Haus kamen, um die Sprüche und Gebote des Katechismus aufzusagen.

Es gab im Pfarrhause eine Bank, die stand unter dem Gebälk des Dachbodens, wo des Pfarrers Arbeitszimmer als breite Mansardenstube lag, und dort vor der Tür, unter dem schiefen Dach, saßen an jedem Mittwoch schiefgebückte und ein wenig schiefgeratene Frauenzimmer der weitzerstreuten Gemeinde. Da waren Frauen, die Ehebruch begangen hatten, und junge Mädchen, die der Verführung eines Burschen nachgegeben hatten und sich nun Mütter werden sahen,

ehe sie noch mit dem Burschen einen Hausstand gegründet hatten. Diese Verfehlungen gegen Haustreue und Gesellschaftssitte mußten vom Pfarrer dadurch gerügt werden, daß die betreffenden Frauen zusammen Mittwochs zur Katechismusstunde befohlen wurden, wobei sie noch einmal das betreffende Gebot, das sie außer acht gelassen hatten, sich einprägen mußten und sich vom Pfarrer einige darauf hinweisende Worte zum besseren Verständnis ihrer Lebensstellung sagen lassen mußten.

Der junge Schwede machte sich an jedem Mittwoch immer ein besonderes Vergnügen daraus, mich aus dem Giebelzimmer, das ich bewohnte, zu rufen, um mit mir langsamen Schrittes und plaudernd im Hausboden auf und ab zu gehen, wo die büßenden Frauen und Mädchen der Fischer oder Mägde der nächsten Güter auf der langen Bank verlegen beieinander saßen und auf den Pfarrer warteten.

Freitags war der Begräbnistag. Am ersten Freitag meines Aufenthaltes dort wußte ich das nicht. Als ich ahnungslos, am Giebelfenster sitzend, von meinem Buch zufällig aufsah, hörte ich fern am Himmelsrand, wo ein Schneeweg zwischen Granithügeln ging, einen Schlitten klingeln. Als dann das Gefährt am Pfarrhaus vorbeikam, bemerkte ich einen Sarg, der neben dem Kutscher einen großen Platz im Schlitten einnahm. Dieser eine Sarg erstaunte mich noch nicht sehr. Der Schlitten mit dem Sarg fuhr hinter die Hügel, wo die Kirche lag.

Aber nach einer Weile, als ich einen Spaziergang machte, kam auf einem ganz anderen Schneeweg, von einer ganz anderen Himmelsrichtung wieder ein Schlitten an, und als ich näher kam, sah ich, daß dieser Schlitten auch einen Sarg mit sich führte. Und auf einem dritten Weg aus einer dritten Richtung hörte ich dann wieder einen Schlitten klingeln, und nun blieb ich neugierig am Kreuzweg im Schnee stehen, um zu sehen, ob er auch einen Sarg dabei hatte. Und wirklich, es war wieder ein Sarg auch auf dem dritten Schlitten.

Nun wurde es mir ganz unheimlich. Da schwarzgekleidete Leute in jedem Schlitten saßen, die in ihre

Taschentücher weinten, so konnten die Särge nicht leer sein. Und da die Schlitten aus verschiedenen Himmelsgegenden kamen, nahm ich an, es sei im ganzen Land eine Epidemie ausgebrochen.

Ich hörte dann aber im Pfarrhaus, daß jeden Freitag der Beerdigungstag war. Da die Leichen in dem kühlen schwedischen Klima acht Tage zu Hause aufgebahrt liegen dürfen, konnte man es so einrichten, einen einzigen Tag in der Woche zum Beerdigen festzusetzen.

Samstags und Sonntags waren Kindstaufen und Hochzeiten angesetzt. Diese fielen aber meistens in die wärmere Jahreszeit und nicht in die Schlittenzeit, indessen die Särge natürlich auch in der wärmeren Jahreszeit nicht ausblieben.

Am Samstag und Sonntag sah ich dann immer von meinem Giebelzimmer aus, auf den verschiedensten Wegen, über den Hügeln Bauernfuhrwerke auftauchen, deren Kutscher schon von ferne beim Anblick des Pfarrhofs lustig mit der Peitsche knallten. Gewöhnlich fuhren zwei, drei kleine Wagen hintereinander; und alle Peitschen knallten, und die Räder sprangen hoch über den Steinboden, und die Wägelchen hüpften mehr, als daß sie fuhren, und die Insassen hielten ihre Hüte und ihre Tücher am Kopf fest. Nur lachende Leute kamen an diesen Tagen in den Pfarrhof. Sie wurden an der Haustür des Pfarrhauses ausgeladen und stiegen zum Pfarrer ins Studierzimmer hinauf, wo sie ihre Traupapiere abholten, um nachher zur Kirche zu fahren.

Oder ein anderer Trupp lachender Leute begegneten mir auf der Haupttreppe. Sie trugen ein kleines weinendes Kind auf weißen Kissen oder in dicke Reisedecken gehüllt. Das Kindchen hatte stundenlang im offenen Wagen reisen müssen, um seinen Vornamen im Pfarrhause zu erhalten und seine Aufnahme in die Gemeinde. Auch die Särge hatten oft stundenlang reisen müssen, um ihre Toten bei der Kirche zur Ruhe zu bringen. Ebenso mußten die Brautpaare von allen Windrichtungen stundenweit herreisen, um sich ihren Segen zum Ehestand beim alten

weißhaarigen Liebegottpfarrer zu holen. Alles dieses war seit alters her so eingerichtet und wurde befolgt.

Des Pfarrers stattliches Landkirchlein lag hinter einigen Granithügeln, eine kleine Viertelstunde entfernt vom Pfarrhause. Das Kirchenhaus war ein schöner vielhundertjähriger behäbiger Granitbau mit gotischem Gewölbe und erinnerte an altschottische Kapellen. Ganz einsam lag das Gebäude in der Landschaft. Auf einer erhöhten Erdfläche, die den Friedhof bildete, stand diese schmucke silbergraue Kirche und hatte weite Fernsicht über das narbige steinerne Hügelland. Das Kircheninnere hatte Ähnlichkeit mit einem trutzigen Burgsaal. Die Sonne ging den ganzen Tag rund um diesen großen Kirchensaal, der einfach weißgetüncht war und doch einen festlichen Eindruck machte. Die Sonne sah auf ihrem Rundgang zu allen Fenstern in den Saal hinein.

Im Kirchhof draußen standen als Grabsteine viele mannshohe aufgerichtete Granitblöcke, und einige dieser Steine zeigten neuzeitliche Drachenzeichnungen, alte aufgefrischte Wikingererinnerungen.

Eines Sonntagmorgens fragte mich der junge Schwede, ob ich nicht einmal seinen Vater predigen hören wollte. Ich hatte längst gefürchtet, daß einmal im Pfarrhaus dieses Ansinnen an mich gestellt werden könnte. Und als ich fragte, ob der Pfarrer den Wunsch selbst ausgesprochen hätte, ob der Vater den Sohn beauftragt habe, mich zur Kirche zu führen, lachte der Gefragte und meinte, sein Vater kümmere sich nicht darum, was ich glaube oder nicht glaube, denn ich gehörte ja nicht zu seiner Gemeinde. Der alte Herr wisse recht gut, daß jeder nach seiner Art selig werden dürfe.

Wir gingen dann zur Kirche. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, und der junge Schwede öffnete deshalb vorsichtig und langsam die Türe, erst nur ein wenig, um zu horchen, weil wir bei einer Pause eintreten wollten.

Dicht bei der Türe hörte ich aus dem Innern des Steinhauses eine laute Predigerstimme. Aber das

schien nicht die Stimme des Pfarrers, nicht die Stimme eines gesunden, würdevollen und ruhigen Menschen zu sein. Diese Stimme klagte in den jämmerlichsten Lauten, ächzte, stöhnte und krümmte sich, als winde sie sich, um aus einem Menschenkörper zu entschlüpfen, der sie quälte. Und die Stimme näselte dabei, so daß ich ihr nicht glauben konnte, daß ihre Qual echt sei. Es schien mir, als jammere sie den Jammer eingebildeter Leiden; Leiden, die sie mit einer gewissen Wollust aufzählte. Die Stimme war wie die eines eingebildeten Kranken, der atemlos eine Krankheit nach der anderen an sich zu finden beteuert, und der sich und andere überreden muß, an diese Krankheiten zu glauben, weil er getrieben ist von einer unerklärlichen Notwendigkeit, fortgesetzt mit Krankheiten, die nicht vorhanden sind, sich und andere zu beschäftigen.

„Das ist doch nicht Ihr alter, ernster, Ihr stattlicher und rüstiger Vater, der da drinnen von der Kanzel spricht," sagte ich tief erstaunt zu dem jungen Schweden, nachdem ich einen Augenblick sprachlos draußen vor der Kirchentür gelauscht hatte. „Das ist doch nicht seine natürliche Stimme, mit der er sonst so weise, vornehm und würdevoll im Hause mit uns spricht."

Der junge Mann sah mich an und lachte. Er hatte seinen Vater oft predigen hören, und er begriff nicht recht, daß ich die Stimme des alten Herrn nicht wiederfinden konnte.

„Das ist er nicht! Das ist ganz unmöglich," behauptete ich. „Das ist ein fremder Geistlicher. Sicher hat sich Ihr Vater heute von einem anderen Prediger ablösen lassen."

„Aber ich kenne doch die Stimme meines Vaters wieder," meinte nun der Sohn ernst werdend.

„Ob das nun Ihr alter Herr ist oder nicht," sagte ich, „dieser Stimme will ich jedenfalls nicht zuhören. Diese Stimme kommt mir so unwahr und so unmenschlich vor, daß ich dem Menschen nicht zuhören will, der diese Stimme hat. Wie kann man bei schönem Frühlingssonnenschein so wimmern, wenn man nicht todkrank oder am Sterben ist! Ich finde diese

32*

Stimme unvernünftig. Der Frühling lacht auf den Steinen, und die Steine selber sehen in der Sonne so festlich aus, daß ich es eine Sünde finde, wenn ein Mensch an diesem frohen Sonntagmorgen ein so gequältes Gewimmer aufschlägt, welches mir ganz unausstehlich in den Ohren weh tut und meine Menschenwürde plagt."

„Es ist aber doch mein Vater," lachte jetzt wieder der Schwede, der meine Rede mehr lustig als ernst fand, und den es plötzlich gewaltig unterhielt, daß sein Vater zwei so verschiedene Stimmen hatte. „Das ist seine Amtsstimme," sagte er. „Mit dieser Stimme muß er zu den Bauern und zu den Fischern sprechen. Sonst glauben diese einfachen Leute nicht den Worten, die er zu sagen hat."

„Dann können die Worte nicht wahr sein," meinte ich und murmelte diesen Satz vor mich hin, denn der Schwede streckte eben seinen Kopf durch die Türspalte in die Kirche hinein und zog ihn vergnügt wieder zurück und sagte:

„Natürlich ist es mein Vater und kein Hilfsprediger. Aber jetzt, wo ich die Verschiedenheit in seiner Stimme empfunden habe, kann ich heute selber nicht mehr, ohne zu lachen, in die Kirche hineingehen."

Und wir gingen und wanderten, immer noch über den alten Herrn und seine Stimme streitend und sprechend, von der Kirche fort, und schritten lachend über das frühlingsbesonnte Steingesicht der Landschaft, das so aufrichtig und unverhüllt am Sonntag wie am Alltag mit gleicher Würde und Vornehmheit einem zu Herzen sprach, und das nur eine tiefe Weltallsprache und nur eine festliche Lebensstimme kannte.

Später zu Hause, beim Sonntagsmittagstisch, war der alte Herr großgeistig genug, unsere Aussprache über seine zwei Stimmen, die wir vor der Kirchentür hatten, und die ihm sein Sohn erzählte, lachend und humorvoll aufzufassen. Und ich war dadurch einer peinlichen Erklärung meiner Weltauffassung, die ich unvermeidlich hätte geben müssen, enthoben.

Denn es ist mir nie eingefallen, solange mich

meine neue Weltanschauung beschäftigte, sie irgend jemandem unaufgefordert einreden oder aufdrängen zu wollen. Trotzdem ich damals jung und lebhaft war, schwieg ich über meine Gedanken.

Teils schwieg ich, weil ich mich in den Jahren meiner Lebensunerfahrenheit älteren und in ihren Würden und Gedanken weiß gewordenen Männern gegenüber nicht fürwitzig benehmen wollte, aber hauptsächlich schwieg ich deshalb, weil ich die neue Weltauffassung zuerst am eigenen Leben, am eigenen Geist und Körper durchkosten und anwenden wollte.

Ich schwieg aber nicht bewußt, ich fühlte nur unbewußt: die Zeit wird kommen, wo ich entweder die Auffassung von der Festlichkeit des Lebens vergessen, abgetan und als unsinnig empfinden werde, oder ich bleibe dieser Anschauung treu, und mein Leben und meine Lebensarbeit gestalten sich von selbst im Sinne meiner neuen Anschauung.

Und dann, wenn das einmal sein wird, dachte ich, dann habe ich in mir selber den Wirklichkeitsbeweis gefunden, daß man glücklich, weltfestlich und alle Leben verstehend und auf alle Leben eingehen könnend, auch zu den ältesten und zu den jüngsten Leuten wird sagen können: „Seht, ich weiß einen Weg, einen Gedankengang, der alle Handlungen des Menschen, die Tätigkeit und die Ruhe, die Freude und das Leid festlicher und reicher machen kann, als es bisher in allen Jahrhunderten der Menschheit möglich gewesen ist.

Sich Schöpfer und Geschöpf fühlen, ob man nun Handwerker oder Dichter ist, Mann oder Frau, König oder Knecht, sich zu fühlen als Besitz aller und als Besitzer des Alls, diese Kraft legt in eure Gedanken.

Mit dieser Kraft lebt euer Leben, und ihr werdet so reich sein wie jene Götter, die ihr euch immer reich gedacht habt, so reich werdet ihr dann sein. Ihr werdet allwissend, allfühlend, allweise sein. Ihr werdet allmilde, allgütig und gestreng sein, mit euch und allen Leben. Ihr werdet dem Menschenleben in dieser festlichen Lebensauffassung eine natürliche

Schönheit geben. Und ihr werdet euch alle nicht mehr erniedrigen müssen mit Doppelzungen zu reden."

In den nächsten Tagen nach jenem Sonntagvormittag, an dem ich zum erstenmal in meinem Leben vor einer Kirchentüre umgekehrt war und mich von einer Doppelstimme hatte erschrecken lassen, dachte ich viel nach und sagte mir, daß ich wahrscheinlich niemals vor jener Kirchenstimme erschrocken wäre, wenn mir der Prediger unbekannt gewesen. Denn ich hatte eigentlich in der Kirche nichts anderes erwarten dürfen als den mir seit meiner Kindheit bekannten, halb klagenden, halb strafenden Kanzelton, bei dem wir Schulknaben alle unsere Sonntagvormittage bis zur Schulentlassung hatten verbringen müssen.

Aber hier in der fremdartigen Landschaft, auf dem heimatfernen Weltfleck, wo einen noch vor der Kirchentüre die Drachenzeichnungen alter starker Wikingererinnerungen auf aufgerichteten Friedhofsteinen empfingen und einem mächtige naturstolze Menschen aus der Vorzeit in die Vorstellung gerufen wurden, hier war in der Granitpracht des ungebändigten Landes und bei der Nähe des ungebändigten freien Nordmeeres die weinende, klagende, strafende und krankende Predigtstimme etwas, das sich so gar nicht in die starke Umgebung einfügte. So daß ich schon davon allein, vom Klang des jammernden Predigttones, bedrückt worden wäre, auch wenn ich gar nicht die schöne vornehme und kräftige Alltagsstimme des Pfarrers vom Pfarrhause her gekannt hätte. —

Kein Mann darf aber zwei Stimmen haben; die Amtsstimme und die Hausstimme sollen beide so ineinander verschmolzen sein, so wie Mund, Lunge und Herz im Amt und im Haus dasselbe bleiben und nicht an- und abgelegt werden können durch einen zweiten Mund, ein zweites Herz, eine zweite Lunge.

Das Hausamt ist ebenso feierlich und festlich zu nehmen wie das Weltamt, und keines darf das andere an Würde überbieten wollen.

Denn Kinder zu erziehen, lebende Menschen zu

schaffen und zu bilden und zu versorgen im Hause, das ist eine ebensolche feierliche Arbeit wie die Amtsarbeit außer dem Hause, die Würde verbreiten soll in das Leben der Menschenmassen.

Aber es war außer der Stimme auch der Schrecken über die Lehre von der Erbsünde und über die Lehre von dem Lebensjammertal, der mich mitten im Frühsonnenschein wie eine mittelalterliche Dunkelheit an der Kirchentür überfallen hat. Die Stimme, die da drinnen in der Kirche nur von Strafe und Leid und Sorgen zu predigen schien, von irdischen Qualen und sehnsüchtig erhofften ungewissen Himmeln nach dem Tode, diese Stimme schien die Tagessonne auslöschen zu wollen.

Ich versuchte es in den nächsten Tagen nach jenem Sonntag im Pfarrhause öfters, wenn ich mich mit dem alten Herrn in altgewohnter Weise unterhielt und er sich so ernst und gemessen in seinem Schaukelstuhl im großen Wohnzimmer wiegte, ob ich die Kirchenstimme, die mir von jenem Sonntagmorgen her wie ein trüber Spuk noch im Geiste stand, in den stattlichen, wohlgepflegten und trutzigen Herrn, der einem Wikingerhäuptling ähnlicher war als einem Pfarrer, hineindenken konnte.

Es war mir das aber ganz unmöglich. Zu Hause sprach der alte Herr tief und gewichtig, verständig, gesund und bedeutsam, und sein Ton wiegte sich auf einer allmenschlichen Güte und Würde, und in seinen blauen blitzenden Schwedenaugen blinkte das Salz eines klugen Verstandes wie der Glanz des Meeres. Und wenn die Sonne vom Fenster her in seinen weißen Bart leuchtete und wir von Politik und Philosophie sprachen und sein Sohn ihn beim Deutschsprechen ein wenig unterstützte, dann war das ganze einfache Haus, das diesen Alten in Amt und Würden seit vielen Jahren beherbergt hatte, für mich mehr festliche Kirche als die Kirche, zu der der Pfarrer Sonntags ging, und in der er, wie mir schien, seinen Leib aufgab und als sein eigenes Gespenst auf der Kanzel stehen mußte und zu Gespenstern predigen mußte.

Diese Begebenheit verwischte sich aber bald, verdrängt von neuen Tagen und neuen fremdartigen Eindrücken.

Eines Tages, als wir auf der Höhe beim Pfarrhaus standen, der junge Schwede und ich, und nach der Ferne hinhorchten, wo es immer wie Erdbeben grollte, und wo die Meerlinie mit ihrem Glanz den Erdrand silbern erscheinen ließ, da sagte mein Freund zu mir:

„Ich habe mit meinem Vater gesprochen. Er leiht uns morgen Wagen und Pferd. Dann fahren wir nach Fjellbacka. Dort nehmen wir ein Segelboot und segeln mehrere Tage."

Es war nun Mitte Mai, und überall zwischen den Steinen grünte es, und die Birken winkten im Wind mit tausend kleinen grünen Wimpeln, und die Sonne ließ sich nicht vom Meerwind verjagen. Es waren keine Wolken mehr am Himmel, und ich war sehr erstaunt, als der Schwede mit der Hand über das Land nach der Richtung des Meeres deutete und mitten im hellen Maisonnenschein behauptete, heute wäre noch Sturm auf dem Meer. Aber morgen würde der Wind wohl nachlassen, da es schon mehrere Tage gestürmt habe.

Da fühlte ich zum erstenmal, als passe das Wort Landratte auf mich. Sturm, ohne dunkle fliegende, grell beleuchtete Wolken, Sturm bei klarem blauen Himmel und reinstem Sonnenschein, dieses Sturmbild hatte noch nie in meiner Vorstellung gelebt. Aber ich fühlte, daß der Wind scharf an uns anprallte, als wir da in der Sonne unterm wolkenleeren Himmel auf dem Granithügel standen. Also mußte es draußen auf dem Meere bei diesem Winddruck hohen Seegang geben.

Der Schwede zeigte mir von unserem Platz aus einige Brandungswellen, die man am Horizont wie den weißen Dampf aus einer Kanone über dem sonnenglänzenden Meeresspiegel aufsteigen sah. Dort prallte das Meer an unterirdische Klippen und sprang in haushohem Schaum zur Luft. Das tat es aber nur

an Sturmtagen. An windstilleren Tagen kreiselte es, nur ein wenig aufspritzend, an jenen Meerstellen.

Am nächsten Morgen waren wir schon um vier Uhr aufgestanden. Ein Knecht hatte das Pferd geschirrt und den Wagen vors Haus geführt. Alles schlief noch. Die Mägde hatten vergessen, uns Milch ins Eßzimmer zu stellen, und so ging mein Freund selbst nach der Milchkammer, um uns einen Morgentrunk zu holen. Er kam aber gleich wieder, leise auf den Zehen gehend, und winkte mir verstohlen.

Um zur Milchkammer zu kommen, mußte man durch die große Mädchenkammer gehen. Und als ich hinter dem jungen Schweden dort eintrat, verstand ich lachend, warum er mich gerufen hatte. An den Wänden befanden sich in dem Raum drei pritschenartige schmale Betten, so schmal, daß sie kaum den üppigen Leib der Stall- und Küchendirnen fassen konnten, die da schliefen. Die Mädchen ließen die nackten Arme auf die Dielen herunterhängen, schöne stattliche Arme mit rosiger, zarter Haut, wie sie dem schwedischen Volke eigen ist.

Die lautlose Kammer im dämmerigen Morgenlicht, in der nur die Atemzüge der drei kräftigen Geschöpfe gutmütig auf- und niedergingen, war wie ein Bild aus Homers Zeiten. Ursprünglich, naturwüchsig und festlich irdisch war der Eindruck der gesunden, schlafenden Mägde, die da den Schlaf wie eine geweihte Mahlzeit vor uns genossen.

Während ich noch unter der Türe stand, ging der Schwede in die Milchkammer und holte den Milchkrug. Er konnte sich dann nicht enthalten, im Vorübergehen mit einem Löffel einige Tropfen Milch einer Magd auf den nackten Arm zu spritzen. Die so Gestörte öffnete die Augen, schien uns aber in ihrem angenehmen Schlafdunst für zwei Traumgesichter zu halten. Sie erschrak gar nicht, rückte auch die Arme nicht von der Stelle. Sie lächelte ein wenig, schloß die Augen und atmete weiter.

Wir schlossen wieder vorsichtig die Tür, und nachdem wir die Milch lachend getrunken hatten, verließen wir das Haus und kletterten auf den Wagen.

Im Augenblick aber, da der Knecht dem jungen Schweden die Zügel gab und, uns grüßend, sich zurückzog und der Wagen mit Lärm den Hof verließ, sahen wir hinter den Erdgeschoßfenstern der Mägdekammer alle drei Mägde hinter den Scheiben stehen. Sie drückten ihre Nasen an das Fensterglas und winkten uns zum Abschied ein wenig nach.

Sie hatten alle drei den muntern Sohn des Hauses gern. Dem jungen Schweden behagten auch die Landmädchen mehr als die Stadtfräuleins. Bei jeder Gelegenheit sprach er ein wenig spöttisch über Stadtdamen und lobte die gesunden einfachen Bauernmädchen seines Landes, deren Stallgeruch ihm angenehmer war als die überfeinerten Wohlgerüche der Städterinnen.

Er war auch der erste Mensch, dem ich begegnet bin, der in Paris gewesen war und die Pariserinnen nicht ausstehen konnte. „Sie sind nur eine Firnismasse und keine Menschen," behauptete er. „Es sind Wesen mit Schminke und Puder maskiert, verstandesmäßige, geldgierige Geschöpfe, deren ganzes Dasein sich in ewigen Berechnungen abwickelt, fern von allen natürlichen, einfach menschlichen und warmen, gütigen Gefühlen." Er sagte, er habe es nur drei Tage in Paris ausgehalten, so sehr habe ihn diese Stadt geekelt.

Ich war damals noch nicht in Paris gewesen und hörte diese Äußerungen mit Staunen. Ich hatte bis dahin Paris von den Deutschen immer nur loben hören. Dem urgermanischen Widerwillen gegen alles Romanische; dem Widerwillen, der die beiden Völker wie Hund und Katze in den tiefsten Instinkten einander nie natürlich befreundet macht, wenn nicht gegenseitige Geduld, Weisheit und Nachsicht walten, diesem Gefühl war ich noch nie so offen begegnet wie hier bei der Wikingernatur des jungen Schweden.

Ich war seit dem Tag meiner Ankunft aus Deutschland nicht wieder an der Küste in dem Fischerdorf Fjellbacka gewesen, denn der Ort lag zu weit weg, um ihn auf einem Spaziergang vom Pfarrhause erreichen zu können. Nun fand ich Fjellbacka frühling-

haft wieder. An der steil zum Meer abfallenden Hauptstraße standen die schmucken Holzhäuschen frisch weiß und gelb und blaßblau und rot bemalt, und in den winzigen Vorgärten, auf wenig Erde, zwischen buckligem Gestein, grünten sparsame Gartenbeete, in denen die wenigen Blumen kostbarer zu leuchten schienen als irgendwo; sie wurden hier den Menschen wertvoll, ähnlich dem Schluck Wasser, der in der Wüste den Wert von Menschenleben hat.

Fjellbacka heißt: Felsenhang. Die niedlichen roten Holzhäuschen kleben hier wie ein Haufen Schwalbennester an der grauen und lilarosigen Felsenwand, die dort zum Meer abfällt. Im Dorf sind winzige Gäßchen, und manches Häuschen ist nicht viel höher als ein Mensch. Manches Fischerhaus hat nur eine Küche und eine Stube, aber glänzt von Sauberkeit innen und außen. Die Gassen sind von Felsen natürlich, höckerig gepflastert, und jeder Schritt muß erklettert werden über kleinen und großen Granitbuckeln, die auch hier wie überall in Bohuslän in der Erde einen einzigen riesigen Stein zu bilden scheinen, der den Umfang einer ganzen Provinz behauptet.

Nachdem wir den Wagen in den Gasthof eingestellt hatten, traten wir unter einem nach Fisch und Teer duftenden, roten, hölzernen Vorratsschuppen hinaus auf eine Landungsrampe. Diese steht auf Holzbohlen ins Meer gerammt, und an ihr liegen unzählige kleine Boote der Fischer und Händler von Fjellbacka angeseilt.

Es machte mich fast erschrocken, wie dunkel und abgrundfinster das Meer mich ansah, das ich zuletzt, acht Wochen vorher, als weiße blinde Eisfläche undurchsichtig erstarrt gesehen hatte. Und nun spielte es mit kleinen kurzen quecksilberigen Wellen, die die Farben der verankerten bunten Fischerboote zurückspiegelten, als wäre das Wasser mit gelben, roten, blauen Glassplittern bestreut. Aber weiter draußen wurde das Meer ein dunkelgrüner Abgrund.

Es war mir einen Augenblick, als endete hier an der Anfahrtsrampe alle Erde, und das Meer schien

einen Weltabgrund auszufüllen. Ich hatte das Meer vom Lande drinnen nur als ferne Spiegelfläche gesehen und ganz vergessen, daß es eine ungeheure Tiefe hatte. Bei der Winterfahrt vor einigen Wochen war mir die Meeresoberfläche, die vereist gewesen, wie ein weißer Ballsaal mit blankem Boden erschienen und hatte nicht von Tiefe gesprochen und von keiner Unergründlichkeit, vor der ich jetzt staunte.

Als wir dann ein Boot bestiegen und der Schwede mit Hilfe eines Fischers die Segel aufsetzte, da war es ein großer Genuß, sich vorzustellen, daß wir nun in dem Kahn auf der tanzenden Wasserfläche hin über Abgründe, in denen alle Möglichkeiten des Todes lauerten, schweben sollten.

Das Meer, das vor Fjellbacka nicht frei liegt, sondern nur einen Meerplatz bei der Küste bildet, der von den vorgelagerten Inseln wie von hintereinanderliegenden Hügeln begrenzt wird, das Meer hat hier durch die Eingeschlossenheit etwas Heimliches, Gemütliches. Man war hier erst in einem Vorgemach zum Unendlichkeitssaal des Meeres.

Ungefähr in der Mitte dieses eingeschlossenen Meerplatzes liegt ein winziges Steininselchen, das sich nur mehrere Fuß hoch über den Wasserspiegel hebt. Diese Insel, auf der kein Baum und kein Strauch steht, sondern wo nur ein paar Holzgerüste zum Trocknen von Fischen errichtet sind, dieser kleine hellgraue Steinbuckel befand sich noch im letzten Jahrhundert unter dem Meeresspiegel, und an jener Klippe ist damals bei einem Sturm ein Bischof in seinem Boot mit seinen Leuten aufgerannt und untergegangen.

Dieses erzählte mir der Schwede, während wir jetzt im schönsten Morgensonnenwetter an dem Inselstein vorüberkreuzten. Und es war mir wunderbar, auszudenken, daß Steine aus dem Meere wachsen, und daß neue Welten sich bilden, und daß das hundertjährige kleine Inselchen noch wie ein Kind im Verhältnis zu den großen Inseln draußen war und doch schon hundert Menschenjahre zählte.

Und auszudenken, daß da einmal, wo wir jetzt über Abgründen, mit Meersalz bespritzt, in der Mor-

gensonne hinfuhren, das Wasser verschwunden sein würde und überall Land auferstehen würde!

Daß dann da Menschen gehen und Häuser bauen würden, wo jetzt Wasser war! So wie das Pfarrhaus drinnen im Land auf Meeresgrund stand, so würden Menschen hier walten, und niemand würde sich dann der Menschen von heute mehr erinnern nach den Tausenden von Jahren; niemand würde an uns beide denken können, niemand an diesen Tag, an dem wir hier Wirklichkeit waren.

Und wir hatten doch wirkliche Herzen und Hände, die jetzt eben in jedem Augenblick auf unser Leben bedacht sein wollten, die die sonnendurchleuchtete Segelleinwand sorgsam an den Tauen der Windrichtung anpassen mußten und vorsichtig gegen den Wind kreuzen mußten, um unsere Leben über die Abgründe zu bringen, die unter uns lagen.

Und auszudenken, daß unsere Schatten und der Schatten des Schiffes, die als schwarze gezeichnete Flecken über die grüne Wasserfläche mitfolgten, nicht körperloser waren als die Körpermasse des Bootes und unserer beiden Menschengestalten! Und ich verstand, daß das Holz des Bootes und sein Leben und das Leben der Segelleinwand und unsere Körper aus Fleisch und Blut, die so verschieden aussahen, im Grunde sich in nichts voneinander unterschieden. Sie würden, wenn hier das Wasser verschwunden und dieser Meeresplatz ein Tal mit Menschenhäusern darin geworden war, alle in der Spurlosigkeit eins geworden sein. Dieses Meer von heute, dieses Boot von heute und wir zwei Menschen im Boot waren im Grunde körperlose Schatten.

Und diese Betrachtung, die sicher täglich an verschiedenen Orten der Erde und rund um die Erde Tausende von Menschen anstellen, diese Betrachtung, die angestellt worden ist, so lange Menschen auf der Erde leben, endete bisher immer bei allen Sterblichen mit einem Seufzer des Sichhineinfindenmüssen in die lästige Vergänglichkeit.

Die Menschen aller Zeiten sahen das Vergehen ihrer Gestalt fast als eine persönliche Beleidigung

an, als eine Beleidigung, die ihnen jemand antat, jemand, von dem sie behaupteten, daß er stärker wäre als sie.

Und das Menschenleben konnte nie recht aufatmen, wenn es an die Vergänglichkeit erinnert wurde. Denn nur wenige haben den Gedanken in all den Zeiten zu Ende gedacht, der mit etwas Lebenslust so leicht zu Ende zu denken ist.

Es wird uns nichts angetan, auch wenn wir am Ende unseres Menschenlebens den Tod zur Menschengestalt kommen lassen. Denn wir sind aus der Vergänglichkeit hergekommen, aus der Unergründlichkeit, und gehen in die Unergründlichkeit. Wir gehören also dem Unergründlichen immer an, auch in jeder Sekunde des Lebens, weil wir von dort herkamen. Aber wir gehören ebensogut immer der Wirklichkeit an, weil wir zur Wirklichkeit kommen konnten.

Da einmal für uns die Möglichkeit vorhanden war, ins Wirklichkeitsleben zu kommen, so können wir ruhig annehmen, daß diese Möglichkeit schon tausende Male und immer in uns vorhanden war und ist. Wir müssen verstehen lernen, daß wir bereits tausende Male zur Wirklichkeit gekommen sind, und daß wir viele tausende Male immer wieder dieselbe Möglichkeit finden werden. Die Unergründlichkeit, der Tod, hält uns nicht für ewig fest, so wie die Wirklichkeit, das Leben, uns nicht ewig festhält.

So denken logisch die meisten Asiaten heute schon, und so haben die alten Ägypter gedacht, und so sollten wir wieder denken, nur mit dem neuen Zusatz unserer in tausend Jahren weiter fortgeschrittenen Erkenntnis, daß jeder Mensch, der da stirbt, die Kraft des ganzen Weltalls so gut in sich trägt, in seiner ihm angeborenen Unergründlichkeit, wie er auch die Schwächen seiner kleinen Wirklichkeitsfigur zugleich mit sich trägt.

Und es ist kein Seufzen, mit dem ihr diese Betrachtung schließen müßt. Ihr müßt lernen, mit weisem Lächeln eurem Verschwinden nachzusehen. Ihr müßt es feiern lernen, daß eure kleine Wirklichkeit vergeht und immer wieder vergehen muß, und

müßt wissen, daß ihr immer besteht als unvergänglich, so oft ihr auch das Wirklichkeitsspiel scheinbar verlaßt; das Festspiel des wirklichen Lebens behält euch immer.

Und wenn euch dann der Gedanke kommt: dieses Boot, in dem ich segle, dieses Meerwasser, auf dem ich fahre, diese Menschengestalt, in der ich heute die Segelfahrt genieße, sie werden in abertausend Jahren verschollen sein, dann werdet ihr lächelnd sagen:

Aber die Fahrt war deswegen doch festlich und genußreich, und es gibt noch Tausende von Sternen und Tausende von Lebensarten, auf denen und in denen wir wieder aufleben werden.

Ein schöner Tag, eine schöne Morgenfahrt wie heute, ist deswegen nicht weniger schön, weil sie vergänglich ist. Denn jedes Menschen Unergründlichkeit steht hinter seiner Gegenwart, seine Unergründlichkeit, die viel tiefer ist als diese Meerestiefe unter dem Boot, und die viel tiefer ist als alle Höhe über dem Boot.

Sie, unsere Ewigkeit, unser festlicher Besitz und der festliche Besitz aller, weilt bei mir im Boot, in mir, in meiner Gestalt. Sie schaut aus dem Wasser neben mir herauf, sie dröhnt aus dem Holz des Bootes, sie leuchtet aus der Leinwand des Segels, sie blickt mich aus dem Auge meines Kameraden im Boote ebenso an, wie sie aus meinem Auge ihn und alle Dinge rundum unergründlich ansieht.

Wie wenig ist dagegen die endliche Wirklichkeit, die ihr beweisen möchtet, der ihr nachseufzen möchtet, da doch die herrliche erhabene Unergründlichkeit — die ihr besitzt, und die euch besitzt — weitaus großartiger als die Wirklichkeit jede eurer kleinsten Handlungen beleuchtet!

Darum seufzt nicht über die unwirkliche Vergänglichkeit. Nichts stört euer großes Fest, ihr seid von Ewigkeit zu Ewigkeit mitten in diesem Fest, immer und ewig. —

An diesem Tage, bei dieser Segelfahrt, sah ich auch die Inselgassen wieder, in die wir nach der Durchkreuzung des Meeresplatzes eintraten. Die vielen

Mövenvölker, die im Winter dagewesen, waren jetzt fortgeflogen. Sie sind im Sommer draußen, sagte mir der Schwede, auf den äußersten Inseln im offenen Skagerakmeer, wo sie brüten. Nur hie und da glitt ein einzelner Strandvogel durch die stille Luft der geheimnisvollen Gassen.

Ich mußte an Venedig denken, als wir zwischen den hohen Felsenwänden in den Wasserläufen im Boote hinglitten. An ein versteinertes farbiges Venedig! Während wir zwischen dunkelblauen und grauen Klippenwänden fuhren, leuchteten hohe goldgelbe Steinwände auf und purpurbraune getürmte Riesenblöcke, und im Wasser zuckten die Widerscheine auf vom feuerblauen Frühlingshimmel, der wie ein blaues Glasdach die dämmerigen Inselgassen hell überdeckte. Im Wasser kreiselten langgezogene, farbige Spiralen, rote, gelbe und blaue, auf grünem Schattengrund, als wäre das Meerwasser hier mit beweglichen schwimmenden Blumenmassen angefüllt.

Ernst sah uns jeder vorweltliche Steinkoloß an, der die Menschenstimme zurückgab und doch regungslos blieb. Hie und da wehte aus einer Felsenspalte ein verlassenes Birkengebüsch im Morgenwinde.

Tiefe Versunkenheiten waren um uns, die fernen, dem Menschen unbekannten Leben: die Gedanken und Gefühle der Fische, die Gedanken des Tangs und die Gedanken der versunkenen Steine und Muscheln, die Gedanken und Gefühle vorüberstreichender lautloser Vogelpaare, die Gedanken des Morgenlichtes und des Morgenwindes. Alle begleiteten uns, vereinigten ihr tiefstes Leben mit unserem tiefsten Leben und verstanden sich hier untereinander in den lautlosen Gassen, wo nur der Kiel des Bootes im Wasser knisterte und der Meerschaum an der Bootswand zischte. Meersalz, das eben noch im Wasserabgrund gelebt, klebte, angespritzt, an unseren Segeljacken, bildete dort Kristalle und blitzte uns an, aufgestanden vom Wasserleben zum Sonnenleben.

Solchen innersten Zusammenkünften der Gedanken- und Gefühlswelt, die der Wald oder der Fluß, das Meer oder nur ein Feldweg in Stille und Einsam-

keit dem Menschen anbieten, diesen schweigenden unergründlichen Unterredungen zwischen Menschegedanken und Naturgedanken gaben die Menschen sich seit Jahrtausenden immer gerne willig hin. Ich meine die natürlichen, gesunden, einfachen und starken Menschen, jene klugen Menschen, die fühlen und wissen, daß nicht der Mensch allein dem Menschen Lebensklugheit gibt und Lebensreichtum.

Keine bewußten Gedanken machen einem vor der Natur jene Bereicherung und jenes Klügerwerden klar. Aber der ganze Mensch fühlt sich, wenn er wieder aus Natureinsamkeit, von jener schweigenden Unterhaltung, die er mit den Naturleben pflog, zu den Menschen zurückgekehrt, lebensbestärkter und lebenssicherer und benimmt sich dann also auch lebensklüger und lebensreicher zu den Mitmenschen.

Es ist nicht der Sauerstoff der Luft allein, nicht allein das wärmende Sonnenlicht, nicht die Stille allein, die den Menschen also in der Natur stärken. Es sind die unbewußten Unterhaltungen und Festlichkeiten, die entstehen, wenn sich die Unergründlichkeit des Menschen mit der Unergründlichkeit der anderen Lebewesen zu einem großen Schöpfergefühl vereinigt. Wobei das Geschöpf Mensch, ohne daß es sterben muß, totenstill und wunschlos wird und in Fühlung tritt mit seiner Unermeßlichkeit, mit seiner unsterblichen Urkraft.

Nicht bloß dem höher gebildeten Menschen, auch dem geistig tiefstehenden, ist es unbewußt innigstes Bedürfnis, von Zeit zu Zeit mit offenen Augen und offenen Ohren mitten im Naturleben, im Wald, Feld, auf einem Berg oder auf dem Meer sein Urweltgefühl dem Urweltgefühl der Naturleben bewußt oder unbewußt hinzuhalten und so für Augenblicke die Menschengestalt zu vergessen. — Der Dichter aber, der aus der Stadt fort von den Menschen wandert und seine Unergründlichkeit mit der Unergründlichkeit des Naturlebens zusammenlegt und sein tiefstes Menschengefühl, sein Liebesgefühl zu einem Menschen, in die Natur hinausträgt, ihm wird diese Vereinigung den Rhythmus eines unermeßlichen Liebesliedes geben.

Und der Wald oder das Meer, der Berg oder der Garten, zu dem der Dichter sein Liebesgefühl hintrug, die Wiese und der Wind, der Vogel und der Baum, die fernsten Sterne und der nahe Mond, sie werden alle mit ihm zusammen Liebeslieder erfinden, wenn er seine Menschengestalt bei ihnen weilen läßt und seine Unergründlichkeit mit ihrer Unergründlichkeit umgibt.

Die Naturleben verwandeln sich, so wie das Wetter, zu jeder Tagesstunde, und so wie die Beleuchtung und die Jahreszeiten täglich wechselnd vorüberschreiten, so werden sie — wenn ein Dichter immer mit dem gleichen warmen Liebesgefühl von seiner Geliebten kommt, oder wenn er in Zweifel von ihr kommt, oder wenn er getrennt von ihr in Sehnsucht kommt, oder wenn er beglückt von ihr in Freude kommt — so werden sie immer wieder, wenn er mit seinem unergründlichen Liebesgefühl die anderen unergründlichen Leben betrachtet, für jede seiner Stunden, die er in ihnen untertaucht, ihm eine andere Melodie gleich einer neuen Perle schenken.

Und jedes so entstandene Gedicht wird anders singen, und es ist da kein bestimmtes Versmaß, das dem Dichter vorgeschrieben ist, als das Versmaß seines Herzens und seiner Umwelt. Denn das Weltall kann dem Dichter das Liebesgefühl täglich in neuen Versmaßen zusingen, so daß er eine tausendtönige Stimme erhält, und jeden Tag eine neue Melodie. Und später sieht der Dichter auf einen unermeßlichen Melodienreichtum zurück. —

In der geheimnisvollen Inselstadt, deren Häuser mammutartige Klippenblöcke waren und Klippenberge, dort war, ganz verloren und vereinzelt, manchmal eine Menschenhütte hingestellt, ein gelbes oder rotes Holzhaus eines Fischers, mit weißen Tür- und Fensterleisten, schmuck und freundlich. Ein solch einsames Häuschen wirkte aber wie verhext, wenn es hinter einer Klippenkante auftauchte und in den glasgegossenen Meergassen scheinbar dem Boot entgegenschwamm.

Wir stiegen bei einem solchen Haus aus, der Schwede und ich. Das Holzgebäude stand etwas vom

Wasserspiegel abgerückt, ein paar Schritte fort auf Steingeröll, aber es hatte eine bretterne Landungsrampe auf Pfählen vor sich. Sonst wär es unmöglich gewesen, an den steil ins Wasser abfallenden Felsenwänden zu landen.

Grabesstille war auf dem kleinen Geröllplatz. Das gelbe Häuschen und ein paar rotbemalte Holzschuppen daneben leuchteten uns an, als wären sie von einem gelb und roten Feuer beschienen. Erstaunlich farbig standen die Gebäude hier bei den grauen Gesteinmassen. Und nichts rührte sich rund um die Hauswände.

Nur ein paar Geröllsteine klapperten unter unseren Füßen und waren wie Wächter, die ein Signal geben. Dann schob sich eine Frauengestalt aus der Haustüre und kam uns in der Morgensonne einige Schritte entgegen.

Als der Schwede seinen Namen nannte, verstand die Frau, daß er des Pfarrers Sohn war, und ihr erstauntes Gesicht wurde freundlich.

Sie hatte ein einfaches dunkles Kleid an, und in der Stube, in die sie uns hineinführte, waren mir Tisch und Stühle, Schrank, Spiegel und Sofa und die Bilder der Königsfamilie so erstaunlich wie das Kleid jener Frau, denn alle diese Dinge waren aus derselben Zeit wie wir.

Ich würde aber eher erwartet haben, daß eine Wikingfrau im selbstgewebten Mantel uns in ein leeres Wohngewölbe geführt hätte, wo nur ein Herd und Felle an der Erde den Gast empfangen hätten.

Denn ich war durch Jahrtausende gefahren in diesen Morgenstunden in den Inselgassen und mußte mich erst wieder damit zurechtfinden, daß ich in meiner Zeit geblieben war. So ungeheuerlich war die Einsamkeit zwischen den Klippen hier gewesen, daß, als wir das Boot angelegt hatten, es mir schien, als hätte ich seit Menschenalter kein Land mehr betreten, und als hätte ich viele Leben gelebt.

Ich war auf der Herfahrt, über den Bootsrand schauend, in der Wassertiefe oft einer der Dorsche da unten gewesen. Ich hatte auch als ein Muscheltier

in vielen Muscheln gelebt. Ich war auch als Qualle neben dem Boot hergekreiselt. Ich war auch als einzelne Möwe den Möwen nachgeflogen hinaus zu den Brutstätten. Ich war ein Birkenstrauch gewesen, eingeklemmt in eine Klippenspalte, und hatte die Morgensonne auf meinen Blättern spielen lassen.

Und ich war unzählige Male ein roter Stein und ein gelber Stein und ein brauner Stein und ein grauer Stein gewesen und hatte angeschwemmten Tang jahrelang an mich anwachsen lassen und kleine Schnecken. Und ich bin in der Ebbezeit ein wenig aus dem Wasser gestiegen und bin in der Flutzeit mit meinem Tang und meinen Schnecken, vom Wasser überspült, unsichtbar geworden für die Oberwelt.

Ich bin in so vielen Leben gewesen, die ich vorher nicht gekannt hatte, so daß es mich sehr erstaunte, als die Frau in dem Haus an der Klippengasse in denselben Kleidern zu mir trat und in dieselben Möbel mich niedersetzen hieß, die ich in Fjellbacka, wie mir schien, vor Tausenden von Jahren verlassen hatte.

Denn wenn ich im Boot an Menschen dachte, so hatte ich vergangener Menschen Leben in den Meergassen nachgelebt. Unser Segelboot hatte sich unzählige Male in das Drachenschiff eines Wikinghäuptlings verwandelt. Denn diese Wasserläufe, durch die wir kreuzten, hatten früher die Spiegelbilder der Boote der Wikinger vor Tausenden von Jahren verschluckt und widergespiegelt. Und die Felsen hatten damals die Stimmen der erzenen Wikingschilde und die Zurufe der Männer in sich verschluckt und konnten sie zurückrufen, wenn wir an sie dachten in der Totenstille.

Dieses gewesene Leben früherer Menschen, das ich auch gewesen bin und wir alle gewesen sind, tönte mit seiner Unergründlichkeit von fern in meinem Bewußtsein an, so daß ich die Gegenwart nur noch verschollen fühlte, und alle Vergangenheit war Macht und Wirklichkeit in mir geworden.

Und so werden auch wir Heutigen einmal über die Zukunftswelt Macht haben, wenn wir Großes getan,

Starkes, das sich den Zeiten einprägt wie der Name des Wikingervolkes. So werden Menschen in fernen Zeiten für Augenblicke uns wieder zur Wirklichkeit rufen können, indem wir Besitz von ihren Sinnen, ihrem Geist und ihrem Herzen ergreifen dürfen, und unsere Menschengestalt wird auch für Augenblicke durch zukünftige Menschen wieder zur Wirklichkeit hintreten können. Denn die Menschengestalt, die wir im Tode ablegten, auch sie kennt keinen Tod. Auch ihr Zerfall wird wirklich und unwirklich sein, wie alles Weltallleben. —

Die Fischerfrau, die uns empfangen hatte, erzählte uns, daß ihr Mann nach Fjellbacka gefahren sei; aber wir waren ihm in dem Labyrinth der Inselgassen, da wir auf Umwegen kamen, nicht begegnet. Sie kochte dann für uns Kaffee. Jede einzelne alltäglichste Handlung in diesem einsamen Hause, das umgeben vom breiten Rahmen einer unergründlichen Stille dalag, war hier in dieser Weltferne wertvoll und wichtig, jede Handlung wurde bedeutungsvoll wie ein Kunstwerk im Rahmen künstlerischer Ruhe.

Ein wenig Reisigfeuer prasselte in der Küche auf dem ganz neuzeitlichen eisernen Kochherd, der wahrscheinlich von Gothenburg nach Fjellbacka gebracht worden war. Aber selbst dieser geschmacklose und sonst unschöne Gußeisenherd konnte in dieser Einsamkeit nicht einmal unschön wirken. Er sprach von Treuherzigkeit und Einfalt, ließ die Funken knistern und krachen und zeigte Hilfsbereitschaft wie die Hände der Frau.

Der arbeitende Eisenherd war in der Weltferne hier ein lebendes Wesen geworden, hatte Lebensberechtigung und Lebensbedeutung und war beteiligt am Wohl des Häuschens und verschwand nicht hinter dem tausendfachen leeren Lärmen des Tages, wie die Dinge in den menschenreichen Städten heutzutage hinter dem lärmenden Menschenleben, dem überanspruchsvollen, verschwinden müssen und nur stumme Sklaven sein dürfen, statt mitlebende Freunde und Berater.

Daß wenig Gerät im Hause war, das war es vor

allem, was allen Dingen Bedeutung und ein Sichtbarwerden ihres Lebens zukommen ließ. Die Stühle und das Sofa kannten die Frau so gut, wie die Finger an ihren Händen sie kannten.

Da waren im Häuschen auch keine großen hallenden, toten Räume, die totgeborenen Geschöpfen gleichen, wie sie der Mensch in den Städten nur seiner Eitelkeit, seinem leersten Gefühl zuliebe erstehen läßt.

Solche Eitelkeit ist nicht einmal ein Gefühl, so wenig wie der Sonnenreflex Sonne ist. Eitelkeit ist nur zurückgespiegeltes Gefühl. Eitelkeit ist hinter allen Gefühlen immer nur eine Gefühlsleiche, und ihr Anblick erkältet und läßt kein warmes Leben aufkommen. —

Dieses Häuschen war für seine Bewohner nicht mehr als eine Nußschale um einen Nußkern. Und mehr Schale, als der Kern braucht, mehr sollte der Mensch an Geräten und Haus nicht um sich sammeln. Sonst wird die Schale zum Ballast, und der Kern erstickt dumpf und wird schimmelig und verwest im ungesunden Druck der Eitelkeitslasten.

Die Fischerfrau brachte dann ihre guten Tassen, und aus ihrer silbernen Kaffeekanne — die das ständige Hochzeitsgeschenk dort im Lande ist — goß sie uns den Kaffee in die uns anlächelnden ehrwürdigen Tassen. Und ebenfalls in einer silbernen Schale auf hohem Silberfuß stellte sie den Zucker zum Kaffee in die Mitte des Tisches und reichte uns auf einem Glasteller von ihrem Zwiebackvorrat, der zu jedem Fischerhause hier gehört wie das Salz.

Ehe die Frau aber das alles brachte, hörten wir zuerst eine Ziege im Holzschuppen neben dem Häuschen meckern, und der Schwede sagte lächelnd: „Jetzt ist sie zu ihrer Ziege gegangen, um Milch für den Kaffee zu melken."

Wie wunderbar gewichtig wurde dieser einfache Imbiß, dieser Kaffee vormittags um elf Uhr, der im ganzen Lande Elfuhrkaffee genannt wird und eine Landesgewohnheit ist, da die Leute arm sind und nicht mit Wein oder Bier aufwarten können, wie in den südlichen Ländern.

Während wir dann den Kaffee tranken, setzte sich die Frau höflich ans Fenster, ein wenig abseits, um ihre Gäste nicht durch aufdringliches Zuschauen zu stören. An der Wand unter einem Glaskästchen sah ich die in Holz geschnitzte Abbildung eines Bootes, wie man sie fast bei allen Fischersleuten findet. Gewöhnlich haben einige männliche Angehörige solcher Fischerfamilien die Welt als Matrosen oder Steuermänner auf Frachtschiffen bereist und schnitzen, heimgekommen, zur Erinnerung ihr Schiff. Aber dieses Schiffchen hier war nur das Modell eines kleinen Segelbootes, wie sie in Fjellbacka von den Fischern angefertigt werden.

Die Frau folgte mit ihren Augen meinen Blicken und sagte dann — wie mir der Schwede übersetzte —, daß dieses Boot der eine ihrer beiden ertrunkenen Söhne angefertigt habe.

Sie sagte das einfach und sah mich an und hörte jetzt erst von dem jungen Pfarrerssohn, daß ich ihre Sprache nicht verstünde. Aber das hielt sie nicht ab, auch weiter zu mir zu sprechen, und ich merkte am Tonfall und an dem Blick, den sie bald mit dem Bootmodell und bald mit dem Meer draußen wechselte, daß sie mir das Unglück erzählte, wie es vor Jahren ihre Söhne betroffen.

Und als ich zuhörend unwillkürlich nickte, weil ich begriffen hatte, daß das Boot in der Inselgasse nicht weit vom Hause bei einem Sturm gekentert war, und daß dabei die jungen Leute ertrunken waren, da sah die Frau mich plötzlich ganz entgeistert an und wußte nicht recht, ob sie jetzt gar Deutsch gesprochen hätte, oder ob ich plötzlich bei ihr Schwedisch gelernt hätte. Und sie bat mich, Deutsch zu sprechen, sie wollte sehen, ob sie mich auch verstünde.

Solche Einfalt, welche gläubig ist und nichts für unmöglich hält, konnte dem Menschenherzen nur in diesem einsamen Steinwinkel zufliegen.

Zwei von den Fensterchen des Zimmers, die gegen die Meergasse hin lagen, waren trüb, und noch vom letzten Sturm, der am Tag vorher gewütet hatte, mit Salzkristallen beklebt. Im Herbst, wenn die Stürme

immer tobten, wurden oft alle Fenster des Hauses blind von der Salzkruste, die die Wellen an die Scheiben klebten.

Ich konnte auch bald verstehen, warum jener Frau Gesicht fast unbeweglich blieb, wenn sie von den ertrunkenen Söhnen sprach, und weshalb kein Schmerz darin zuckte. Sie sah nämlich oft ihre Söhne in der Einsamkeit deutlich in dem kleinen Boot wiederkommen und wieder fortgehen. Die Mützen der toten jungen Leute hingen noch bei der Tür am Nagel, und die Frau bürstete sie täglich ab. Auch die Bücher, in denen die Söhne gelernt hatten, standen säuberlich abgestaubt auf einem Wandbrett.

In den ersten Tagen nach dem Unglück hatte die Mutter wohl manchmal geweint, aber dann waren die toten Söhne wiedergekommen. Sie hörte sie oft abends die Leiter zur Bodenkammer hinaufklettern und hörte morgens zur Stunde, da sie bei Lebzeiten das Boot gerüstet hatten, ihre Zurufe.

Und die Frau ging oft in Gedanken hinaus an die Anfahrtsrampe und sprach ein paar Worte ins Leere. Aber daß niemand da war und daß beide Jungens ertrunken waren, wenn ihr das einfiel, das störte sie gar nicht. Der Todesfall der Söhne war ihr nur wie eine kurze Krankheit gewesen.

Vom Tod waren für die Mutter beide Söhne längst wieder genesen. Sie kamen auch oft herein und sagten der Mutter, daß es Zeit sei, die Ziege zu melken, und sie erinnerten sie auch an verschiedene Sachen, die ihr nützlich waren. „Es sind gute Söhne," meinte sie und nickte mir zu. —

Diese ihre innersten Gedanken aber erzählte uns die Frau nicht. Die hörten wir erst am Abend, als wir nach Fjellbacka zurückkamen, von Leuten, denen es der Mann jener Frau erzählt hatte.

Da ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß die Frau die Mützen der ertrunkenen Söhne immer am Türnagel hängen haben wollte, und weil ich damals als junger Mensch glaubte, sie müsse dadurch täglich von neuem an Verlust und Tod erinnert werden, erklärte man mir in Fjellbacka, daß die Frau

immer ihre ertrunkenen Söhne kommen und gehen sehe und ihre Toten mehr lebendig als tot fühle.

Die Stille machte die Menschen auf den Inseln hellsehend. Denn alle, die auf den totstillen Inseln wohnen, sie sind so nahe Nachbarn des Todes, daß sie seine Geschöpfe kaum noch von den Geschöpfen des Lebens zu trennen vermögen. —

Und als wir am Abend zur Stunde, da der Landwind sich legte und kein Lufthauch die Segel antrieb — so daß wir die Leinwand vom Mast abnehmen und abwechselnd rudern mußten —, als wir da in den spiegelglatten Gassen, wo nur unsere Ruder im Takt Wasser schaufelten, an jener Stelle vorbeikamen, wo an einem Sonntagnachmittag die beiden jungen siebzehn- und achtzehnjährigen Burschen ertrunken waren, da wurden um uns die Sonne und der Wind und die Wasserströmung tot.

Da zeigte sich kein Vogel, da waren auch die farbigen Lichter, die wie buntes Glas am Morgen im Wasser geleuchtet hatten, verschwunden. Da waren die tiefen Gassen wie große Grüfte. Da war unser Boot, das ohne Segel mühsam vorwärts kam, wie ein schwerer Holzsarg. Und es fiel von den Felswänden eine eisige Kälte über uns.

Der Schwede und ich ruderten und schaufelten, aber das Boot schien nicht vorwärts zu rücken.

Kein Fisch war im Wasser zu sehen, und die Gassen schienen enger geworden zu sein und schienen uns irre zu führen in ihrem Labyrinth, denn die Stunden vergingen, und wir kamen nicht fort. Die Stunden waren nicht mehr wie am Vormittag unergründliche vorüberkreiselnde Jahrtausende. Es waren schwere unvergängliche Stunden geworden.

„Um diese Stunde mögen sie hier untergegangen sein," sagte der Schwede, und er meinte die Söhne der Fischerfrau.

Da hörte ich die Mutter hinter mir im Boot sagen: „Ja." Aber ich sah mich nicht um. Die Frau dachte wahrscheinlich daheim gar nicht daran, uns in Gedanken zu folgen. Sie bereitete zu Hause jetzt wohl das Abendbrot und melkte wieder die Ziege.

Aber hier an der Stelle, wo ihre Söhne sich am umgekippten Boot angeklammert hatten, hier war das innerste weltferne Leben jener Mutter immer, und das war zu uns ins Boot gekommen.

Und so konnte auch ihre Stimme in meinem Ohr „Ja" sagen. Hier um diese Stunde mußte die Mutter, so lange sie in ihrem Häuschen lebte, viele Male des Tages unbewußt mit ihrem innersten Leben um die Wasserstelle kreisen, und dann zog sie die Söhne beide mit Mutterkräften von dem untergehenden Boot fort und schritt mit ihnen über das Wasser heim. Und die Söhne folgten ihr in die Hütte, wo sie umhergingen und ihr Tagewerk vor den Augen der Mutter lautlos vollbrachten. —

Dieses war das Erlebnis meines ersten Segeltages. Am zweiten Tag fuhren wir nach einer großen Lotseninsel, von wo wir, nachdem wir im Hause des Oberlotsen übernachtet hatten, am anderen Tag zur äußersten Insel im Skagerak weitersegelten.

Diese letzte bewohnte Insel heißt Väderbod, das bedeutet Wetterschutz. Ich war vorher nie auf einem so seltsamen Fleck Erde gewesen. Die Insel hatte einen mächtigen Leuchtturm, und außer dem Leuchtturmwärter, der ein alter abgedankter Kapitän war, befanden sich nur noch ein zweiter Leuchtturmwächter und dessen Frau auf dieser kleinen Klippe. Diese Leute hatten im Schutz einer Klippenwand, auf einer Klippenanhöhe, alle drei ein kleines Holzhaus und daneben einen Stall für eine Kuh.

Die Insel stand ziemlich schroff wie ein Riesenwürfel aus dem Meer. Nachdem wir das Boot an Steine angebunden, warf man uns Seile zu, denn die drei Bewohner hatten unser Kommen längst bemerkt, und sie hißten uns an Seilen zu sich hinauf auf die Felsenplatte.

Dort oben wurde es einem fast schwindlig, wenn man sich umsah. Man hatte das Gefühl, als würde einen der Meerwind forttragen. Da oben war kein Baum und kein Strauch und kein Halm und keine Blume und nicht das kleinste Kräutlein, sondern nur

eine Steinfläche und in ihr eingehauen einige gähnende Felsenspalten und Risse, die da klafften.

Rundum kreiste das leere Meer. Die ferne Küste lag im Abend außer Sehweite, und nur einige der letzten Inseln sah man wie winzige graue Wölkchen ganz fern, in der Richtung gegen die Küste, auf dem pechschwarzen Wasser liegen. Aber man konnte nicht unterscheiden, ob diese grauen Flecken im Meer Erde oder Nebel waren.

Unendlich toste das Meer hier draußen. Ich fühlte mich anfangs betäubt auf diesem zu furchtbarer Meereinsamkeit verdammten Stein. Es war mir, als sprächen die Felsenplatten, über die ich trat, vor Sehnsucht zart werdend, vor Sehnsucht nach der Küste, mit meinen Füßen, bei jedem Schritt, den ich tat. Und die Felsenplatten wußten nicht, was sie tun sollten, um ihre Freude zu zeigen, weil sie von Füßen berührt wurden, die vom riesigen Mutterfestland kamen.

Es war etwas wie Ratlosigkeit über dem kahlen Inselstein, der nie Fremde sah, vom Augenblick an, da der junge Schwede und ich erschienen. Aber es war eine freundliche, aus Beglückung stammende Ratlosigkeit.

Ratlos war der kleine, alte, vertrocknete Kapitän, dessen Körperchen flach und dürr war, von Sonne und Wind und Meersalz gebeizt und gedörrt wie ein getrockneter Stockfisch. Und ratlos war die Magd, die Frau des zweiten Wächters, und der Wächter selbst.

Als wir oben bei ihnen auf der Klippe standen, schüttelten sie uns abwechselnd bald die linke, bald die rechte Hand mit ihren beiden Händen. Sie streichelten den Kleiderstoff an unseren Schultern und Armen, und sie lachten, und sie bückten sich, und sie schlugen die Hände zusammen, und sie lachten wieder, und sie sprachen alle drei zu gleicher Zeit, und sie lachten alle drei zu gleicher Zeit, und sie schüttelten sich selber gegenseitig die Hände, denn es war ihnen ganz wunderbar, daß sie zwei Lebende, wirkliche, lebende junge Männer an den Seilen emporgezogen

hatten, sie, die sonst während des ganzen Jahres nur das traurige Geschäft zu verrichten hatten, Leichen von Schiffbrüchigen, die vorüberschwammen, aufzufischen. Leichen waren ihre Menschenbesuche. Andere Besucher kannten sie kaum. Andere als tote Menschen fanden sich hier selten ein.

Im Frühjahr und im Herbst, nur zweimal im Jahre, kam der Regierungsdampfer gefahren, der ihnen den Mundvorrat für das nächste halbe Jahr in Kisten ausschiffte, und der alle Leuchttürme an der Küste zu versorgen hatte. Aber dieser Dampfer legte nur ein paar Stunden kurz an, und dann fuhr er weiter. Dann fischten die Einsamen wieder Leichen, wenn im Herbst oder Frühjahr zu den Gezeiten ein unglücklicher Schoner oder ein segelnder Dreimaster vom Orkan an die Klippe geschleudert wurde. Sie hatten oft nur ein paar gellende Schreie oder ein paar Zurufe in der Nacht gehört und sahen am nächsten Morgen Tote schwimmen, Menschenleichen, und vielleicht nur noch ein paar Schiffsbretter.

Diese Klippe war ein Unglücksblock, düster umstanden von jahrhundertealten Schrecknissen. Und der Riesenblock erzitterte immer. So ungeheuerlich war der Meeresdruck hier, daß der große Felsenwürfel Tag und Nacht bebte.

Mir aber schien es, als hätten die Wellen den Felsen eben erst hergetragen und als könnten sie ihn gleich wieder fortheben, denn ich war auch eben erst hergetragen worden, und ich hatte meinen Standplatz noch nicht begriffen. So neu und fremd war alles um mich, daß das Leben mir hier wie ein Spuk vorkam, und hundert Verwandlungsmöglichkeiten schienen mir möglich.

Ich selbst fühlte mich ratlos. Der weite Ausblick rundum war schwindelerregend, denn wo ich hinschaute, war ein Abgrund.

Die Kuh im Stall brüllte unausgesetzt, seit wir gekommen waren. Und aus einer Felsenspalte krähte der Haushahn unausgesetzt, der dort mit seinen Hennen lebte. Die Tiere begrüßten uns wie die Menschen verwirrt und aufgeregt.

Es waren da keine Bäume über unseren Köpfen, kein Grashalm am Wege. Nichts Vermittelndes zwischen Himmel und Erde. Nur die glatte geschliffene Felsenplatte zu Füßen und darüber unendliche Luft.

Die Felsenfläche war nicht größer als ein kleiner Dorfmarktplatz. Aber die Häuser fehlten. Nur der Meereswind kam pfeilgerade über den Platz. Kam und ging. Und draußen im Wasser stand hie und da eine Meereswelle aufrecht und bäumte sich gegen eine andere Welle, und beide bildeten zusammen einen weißen Palmbaum aus Schaum. Dort im Meer waren dann die unterirdischen Klippen, an denen die Schiffe so leicht zerschellten.

Bei den Leuten hier auf der Klippe mußten wir übernachten. Es war gegen sechs Uhr abends, als wir angekommen waren, und wir hätten nicht mehr genug Segelwind gefunden, um die Küste zu erreichen. Auch wäre es zu dunkel in den Inselgassen geworden, und wir hätten vielleicht nicht zurückgefunden.

Wir gingen zum Haus hin, und ich hatte bei jedem Schritt das Gefühl, als wenn wir ins Meer fallen könnten. Denn das Meer, das so riesenhaft ringsum lag, übte eine mächtige Anziehung aus von allen Seiten. Am liebsten hätte man sich flach auf die Steinfläche gelegt und mit dem Gesicht in den Himmel gesehen, um von dem Schwindelgefühl frei zu werden.

Wir hatten vorher im Boot das Rauschen des Meeres als einen wohltuenden Rhythmus empfunden. Und erst als die Insel, auf der wir jetzt waren, uns näher gekommen war, waren wir aufgestört worden durch den betäubenden Lärm, durch den Gischt und die überstürzende Flut, durch die waschenden Wellen und ihren donnernden Anprall und durch das gurgelnde Getose der Brandung, das uns mit seinem ohrenbetäubenden Lärm mehr und mehr umfing.

Vermittelst eines Sprachrohres hatten die Leute von der Klippe oben zu uns ins Boot hinuntergeschrien. Und auch jetzt, oben angekommen, konnte

man nicht reden, sondern man mußte schreien und lachen. Man schrie und lachte mit dem Höllenlärm rundum. Erst als im Haus die Türen geschlossen waren, wurde es möglich, die Menschenworte zu verstehen.

Der kleine lebhafte, ganz vertrocknete Kapitän plauderte mit uns zärtlich und kindisch vergnügt, wie ein Knabe, dem man zwei junge Katzen geschenkt hatte. Und er schob in seinem Zimmer viele Stühle an den Tisch, so viele Stühle als er hatte, als wären nicht bloß zwei Menschen, sondern wenigstens das halbe Fjellbacka zu ihm gekommen.

„Die Einsamkeit hat ihn etwas närrisch gemacht, den Alten," sagte der junge Schwede zu mir, und er bot dem Kapitän von seinen Zigarren an. Beim Rauch der Zigarre begann der Alte gleich von seinen Reisen nach Westindien und von Havanna zu erzählen. Und er erzählte, er wäre auch viele Male im „echten" Indien gewesen, in Bombay, in Kalkutta und Colombo. Und er war oft in China, in Java und Australien gewesen und viele Male rund um Afrika und rund um Kap Horn in Südamerika, war teils mit großen Segelboten, teils mit Lastdampfern gefahren. Er kannte alle Küsten der Erde. Er war auf allen Weltmeeren mit Dutzenden von Schiffen herumgetanzt, und er konnte jetzt noch nicht stillsitzen. Trotzdem er schon zehn Jahre auf dieser Klippe lebte, um seine alten Tage nützlich zu verwenden, hatte er doch nicht Ruhe lieben gelernt. Seine Zunge stand so wenig still wie seine Beine, und nur seine Hände steckten nach alter Seemannsgewohnheit in den Taschen.

Vierzehn Schiffbrüche hatte er mitgemacht. Vier eigene Schiffe hatte er verloren, und jetzt war er arm wie der Meerwind. Er hatte auf Ansuchen diese armselige Stellung von der Regierung bekommen und war jetzt Feuerturmwächter hier draußen auf dem letzten bewohnten Klippenstein im Skagerak. Und weil er die Unruhe liebte, liebte er auch den Meereslärm, der hier rund um die Steine war, und er hörte den Lärm schon fast gar nicht mehr.

Obwohl bei jedem Tür- und Fensteröffnen das Meeresgeschrei hereinstürzte, als wenn draußen ein ewiger Mord und Totschlag wäre, war es ihm doch in den Zimmern oft zu still, und er hatte sich deshalb eine Unzahl von laut tickenden Uhren angeschafft. Er schien seinen Jahresgehalt für den Einkauf neuer großer Standuhren auszugeben. Die Wände waren voll von Standuhren, und diese tickten alle zu gleicher Zeit, und ihr Räderwerk schnurrte durcheinander. Und der Kapitän hatte seine Freude daran in seiner Einsamkeit, die Uhren schlagen zu lassen, ihre Gewichte aufzuziehen und ihre Zeiten miteinander zu vergleichen.

Mir aber war von den vielen lauten Uhren, als wenn da Katzen an den Wänden säßen und schnurrten, und im dämmerigen Abend sahen auch alle die vielen weißen Zifferblätter weißen dickbackigen Katzengesichtern ähnlich.

Die Magd brachte zum Abend einen gekochten mächtigen Hummer und geräucherte Fische, gesalzene Fische und gekochte Fische und eine Schüssel voll mit dampfenden Kartoffeln. Aber in der vollständig geruchlosen Luft hier draußen im Meere, wo kein Halm und kein Laub und kein grünendes Maienholz duftete, und Häuser und Menschen vom Wind stündlich ausgepeitscht wurden, so daß kein Geruch an den Kleidern und den Wänden haften blieb, dufteten auch die Speisen nicht.

Es roch während der Mahlzeit nicht nach Fisch und roch nicht nach Kartoffeln, und es roch auch nicht nach Zigarren, wenn man rauchte. Und man hatte das Gefühl, als wären die angerichteten Speisen alle nur Schaugerichte aus Pappdeckel, wie man solche auf der Bühne in Theaterstücken verwendet. Man merkte nur auf der Zunge, ob man etwas Warmes oder etwas Kaltes hinunterschluckte. Der Geschmack aber war gleich null.

Der warme Kaffee schmeckte wie warmes Wasser, die kalte Milch wie kaltes Wasser. Der Branntwein brannte und gesalzenes Fleisch und Fisch unterschieden sich nur durch den stärkeren oder schwächeren

Salzgeschmack. Man aß und schmeckte nichts und war eigentlich um einen Lebenssinn, den Geschmackssinn, betrogen. Man horchte und hörte nur Lärm, immer wieder Lärm, nie einen gesteigerten und nie einen verminderten Lärm. Man horchte auf den unendlich vielen Lärm und hörte doch nichts und kam sich vor wie einer, der an beständigem Ohrensausen leidet. So war man wieder um einen Sinn genarrt, um das Gehör.

Trat man an ein Fenster, da sah man draußen nichts als eine Linie zwischen Wasser und Himmel. Und trat man an ein zweites Fenster und sah nach einer anderen Himmelsrichtung, so sah man wieder nichts als dieselbe Linie, und so war es bei jeder Himmelsrichtung. Man sah nichts als eine Linie zwischen einer dunklen Leere und einer etwas helleren Leere hingezogen. Und man wußte nicht, was man am Fenster mit den Augen anfangen sollte, und warum die Fenster Scheiben hatten und hinaussahen. Und man mußte einsehen, man war auch noch um den dritten Sinn hier bestohlen, um das Gesicht. Denn, so weit man auch die Augen und die Fenster aufriß, man sah nur immer wieder eine zweifache Leere und in deren Mitte eine einzige dünne Linie.

Da auch die Steine vor der Türe keinen Duft hatten, so schienen hier alle Sinne überflüssig zu sein. Man hätte ebensogut als Leichnam hier ankommen können. Man hätte nichts dabei verloren. Denn alle Sinne gingen hier leer aus. Das Menschenleben ist hier draußen überflüssig! Das schien der Höllenlärm rundum jedem Ankömmling zuzuschreien. Hier wollen nur Wasser, Luft, Sonne und Stein zusammenkommen! So schrie es aus dem Trubel und aus dem vielfachen Echo und Getöse der Brandung und des Windes.

Und man wird verstehen, daß die Menschen hier alle etwas verrückt wurden, wenn sie lange auf dem Inselstein blieben. Sie mußten deshalb abgelöst werden. Sonst lösten sie sich eines Tages selbst ab und stürzten sich im Irrsinn von der Klippe hinunter in das Meergeschrei, um nur einmal zu versuchen,

ob sie diesen Lärm nicht überschreien könnten, auch wenn sie ihr Leben dabei einsetzten. Und siehe, der Lärm hörte plötzlich dann in ihnen auf und wich einer lang ersehnten tiefen Stille...

Aber bis die Menschen dazu kamen, sagten sie sich dort alle immer vor, daß sie den Lärm nicht hörten. Aber das sagten sie nur, weil sie den Lärm hören mußten und ihm nirgends ausweichen konnten. Der Meerlärm war tags mit ihnen um ihre Arbeit und setzte sich mit ihnen zu Tisch und legte sich mit ihnen zu Bett, und es gab für sie keine Nachtruhe. Wenn die Leute hier schliefen, war der Lärm doch in ihren Ohren, und die Ohren durften nie schlafen. Und der Lärm zerrüttete allmählich die Gehirne, so wie die Brandung mit der Zeit Felsenblöcke absprengte.

Da in den Holzstuben des Hauses wenig Raum war, hatten dort keine Betten Platz, wie in anderen Häusern, und man schlief in großen Schubladen, die unter Schränken nachts herausgezogen wurden, und worin nur die Hälfte des Körpers Ruhe hatte. Und es sah aus, als meinte man, weil der Lärm den Geist nur zur Hälfte schlafen ließ, sollte auch der Körper nur ein halbes Bett haben.

Ich konnte mich in jener Nacht mit meiner Lagerstelle nicht in Frieden auseinandersetzen, und ich lag mit offenen Augen und horchte neben dem Meeresgeräusch noch auf die vielen irrsinnig tickenden Uhren, die im Zimmer und hinter den Wänden ihre Pendel rastlos arbeiten ließen. Als müßten sie hier die Zeiten anfertigen, die über das Weltall verteilt werden sollten, so arbeiteten alle Uhrenpendel hastig tickend darauf los.

Die Frühlingsnächte waren bereits hell hier oben im Norden. Aber das hatte ich an der Küste im Pfarrhause, wo der dunkle Granit den hellen Nachthimmel nicht widerspiegelte, noch nicht auffallend bemerkt. Hier draußen aber im Meer, wo Wasser und Himmel sich beleuchteten, blieb es während der ganzen Nacht bereits so hell, daß man um Mitternacht am Fenster hätte lesen können.

Da ich nicht schlafen konnte, stand ich aus meiner

Schublade in jeder Stunde ein paarmal auf und setzte mich an eines der Fenster. Der Himmel war gelbgrünlich, so wie die Blätter der Pflanzen leuchten, die in Kellern gewachsen sind. Die Sonne war im Norden um zwölf Uhr nachts im Meeresrand ein wenig untergetaucht. Aber es blieb so hell dort, als sähe man die Sonne blaß unterm Wasser liegen. Und um halb ein Uhr kam die Sonne schon wieder wie eine große Elfenbeinkugel aus dem Meer empor. Übernächtig und leblos sah sie aus und glich mehr einem Klumpen Teig, einem großen Mondleib, und zeigte nichts von ihrer sonstigen Herrlichkeit. Sie schien von allem Licht entkleidet zu sein und lag kahl und verlassen da draußen, als bettelte sie selbst um Licht.

Eine Stunde später entzündete sie sich ganz allmählich. Aber der Himmel blieb noch lange hellgrün, als müßte er den Klippensteinen nachts hier draußen im Meer den grünen Schein der Küstenwälder ersetzen, das Grün jener Wälder und Bäume, nach denen die Steine im Frühling zu hungern schienen, das Grün, das ihnen die Sonne nicht geben konnte.

Wohl sind die Nächte hell im Norden, und man spricht viel von ihrer Schönheit, aber mir schienen sie immer krankhaft, jene hellen Nächte, nicht wie eine Verschönerung, sondern wie eine Entstellung der Natur. Sie waren wie Einäugige traurig anzusehen. Man bekam nicht den vollen Blick, sondern nur einen halb lebenden, halb getöteten Blick vom Licht dieser hellen Nächte. Man erlebte sich selbst in dieser halben Helle als ein Zwischending von Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Man konnte sich aber auch nicht stark im Geist erheben, da man von dem hinschmachtenden Licht in seinen innersten Kräften unsicher gemacht wurde.

Ich wünschte oft die Dunkelheit herbei. Ich kann mir gut vorstellen, daß die Berserkerwut, die früher unversehens bei den nordischen Völkern einzeln und in Massen ausbrach, und daß auch der große Wanderzug, der die Normannen bis zum Mittelmeer nach Sizilien und nach Island und nach Nordamerika

getrieben hat, von den hellen Nächten angeregt wurde, die keine Ruhe geben, und die nach den langen Winternächten mit übermäßigem Lichtbesitz auch übermäßigen Machtbesitz vorspiegelten und die Männer in die Meerräume hinauslockten, wo das Gold der Welt und nicht die Sonne jene Nächte aufzuhellen schien.

Am nächsten Morgen rückte der kleine vertrocknete Kapitän, während er alle seine Uhren aufzog, mit dem Wunsch heraus, einmal wieder eine Kirche besuchen zu dürfen. Es war Sonnabend, und wir verstanden, daß er gerne mit uns hinüber zur Küste segeln wollte.

Wir dachten nicht weiter darüber nach, ob ihn auch noch etwas anderes zur Fahrt nach der Küste locken könnte, und der junge Schwede sagte zu mir:

„Wenn der Kapitän mitfahren will, dann ist es nicht nötig, daß wir gleich in den Vormittagsstunden zurückkehren. Dann können wir auch erst nachmittags fahren. Und sollte der Wind abflauen, dann wird der Kapitän, der ein ausgezeichneter Ruderer ist, uns beim Rudern helfen, und wir brauchen nicht zu befürchten, von der Nacht überrascht zu werden.

Den Vormittag können wir dann damit ausfüllen, daß wir erst noch hinaus nach den letzten Inselsteinen eine kleine Segelfahrt wagen. Es sind da Steine draußen im Skagerak, wo keine Menschen wohnen, aber wo Tausende von Möwen jetzt nisten."

Wir segelten dann in den Morgenstunden über das blauschwarze Morgenmeer, das uns mit weißköpfigen kleinen Wellen entgegengeschwommen kam. Es war, als zeigte jede Welle ein blankes Gebiß.

Das Boot glitt spielend in die Wassertäler und wurde auf halber Talfahrt schon wieder von einem Wasserberg, der unter ihm anwuchs, in die Luft gehoben, und das Aufsteigen und Versinken des Wassers wurde immer mächtiger, je weiter wir hinauskamen in den offenen Skagerak. Das Meer überspritzte uns, und wir kamen in die Nähe von hohen aufsprudelnden Wellenspringbrunnen, die sich über unterirdischen Klippen wie Geisire weißschäumend aufbäumten.

34*

Aber es war seltsam: je mehr Gefahren da rings-um wurden, und je weiter wir vom letzten bewohnten Klippenstein fortkamen, desto ruhiger und gefahrloser, einfacher und natürlicher fühlte sich mein Herz werden. Die Allmacht des Meerelementes schien eins geworden mit der Unergründlichkeit meines eigenen Wesens. Und der Weg des Bootes schien mir ebener, weil mir der Weg des Meeres ebener, unverfälschter und unverdorbener vorkam, je weiter ich mich von den Irrsinnigkeiten des verfälschten Menschenlebens entfernte.

Die Magd hatte uns ein paar hartgesottene Eier, Salz und Zwieback mitgegeben. Das Frühstück wollten wir, wenn wir auf einer der Inseln gelandet waren, verzehren. Aber wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten. Die Inseln, die da aus dem Meere sahen, waren keine Anhöhen, keine Klippen, sondern lagen wie flache große Steinlinsen, jede in einem weißen Brandungskranz.

Der Schwede kannte den Weg nicht und hatte noch nicht hier draußen gesegelt. So kreuzten wir ziellos, und das Meer erschien mir, je höher die Sonne stieg, die es blauer färbte, wie ein stahlblauer Garten, in welchem die Brandungen wie rauschende weiße Blütenbäume standen. Weißen Palmen ähnlich, schäumten die verschiedenen Meerspringbrunnen über den unterirdischen Klippen, und um die Inseln ereiferten sich die Schaumwellen und waren ähnlich wirren weißblühenden Hecken.

Immer vertraulicher wurde mir des Meeres Anblick. Der weite Morgenäther war mir wie ein altbekanntes Hausinnere, und das heilige Meer war wie ein altbekannter jauchzender unendlicher Garten. Das Boot wiegte uns zwischen der Lust der Gefahr und der Lust des unendlichen Friedens.

Es war eine Fahrt durch unwirkliches Leben, denn die Größen der Gefahren verflüchtigten das wirkliche Dasein derart, daß man sich über Tod und Leben gleichmäßig erhaben fühlen mußte.

Von der Küste sahen wir kaum einen Nebelrand, und die Klippe, auf der wir übernachtet hatten, war

nur als ein weißes Schaumpünktchen fern im schwarzblauen Meer zu sehen. Wäre unser Boot in einen Meerstrudel gekommen, deren es viele rundum gab, so wären wir im Kreis getrieben, mit dem Boot eingesogen worden und verschwunden wie ein Bissen in der Gurgel eines Tieres. Nirgends hätte man es bemerkt, und niemand hätte Rettung bringen können.

Aber darüber dachten wir kaum sekundenweise nach. Das Meer hatte uns eingeladen, und wir fühlten uns als sein Gast, und wir genossen das Bewußtsein der Gefahr und waren ganz Aug' und Ohr für die Meerfestlichkeit ringsum.

Endlich näherten wir uns einer der Inseln, nachdem wir eine Lücke in der umgebenden Brandung entdeckt hatten, eine Lücke in der weißen Schaumhecke, wo das Wasser stiller war. Es war schwierig, das Boot zu befestigen. Nachdem wir ans Land gesprungen waren, drohte uns die Möglichkeit, daß die zerrenden Wassermassen das Bootseil, auf das wir ein paar Steine gelegt hatten, lockern würden. Und wir mußten uns bei jedem Schritt auf dem kleinen Eiland immer wieder nach unserem Bootsmast umsehen, ob er noch zu sehen war, oder ob das Meer das Boot vielleicht schon fortgetrieben hatte. Es war das kein angenehmer Gedanke, hier ohne Boot ausgesetzt zu sein, auf der Insel, die nur wie ein ovaler Steinfußboden ohne Erhebung und ohne Schutzwand platt wie ein etwas buckeliger, zerbeulter Zinnteller flach in der Wasserwüste lag und bei Sturm im Meer verschwand.

Schon als wir uns der Insel näherten, hatte sich ein Klagegeschrei erhoben, und viele Möwen waren fortgeschossen. Jetzt aber bei unserem ersten Schritt auf dem Stein brauste plötzlich die Luft um unsere Köpfe, als schlüge der Meerschaum haushoch und weißflockig wie ein dickes Schneegestöber über uns zusammen. Es waren Tausende der brütenden Möwenpärchen, die aufflogen, und ihr Geschrei war wie das von tausend Klageweibern. Sie blieben wie ein flatterndes, kreischendes und rauschendes großes Federgespenst alle zusammen oben im Äther über der Insel

hängen. Sie ächzten und stöhnten. Sie verfluchten uns und beschworen uns, sie flehten und jammerten. Sie stießen gellende langgedehnte Angstschreie aus. Sie beschworen das Meer und die Wolken, uns Eindringlinge zu vernichten.

Niemals, so lange Möwen hier gebrütet hatten, waren zwei Menschentiere aus dem Meer hier auf das Eiland gekommen. Es war, als verhexten wir ihren Urweltfrieden, an dem nie gerüttelt wurde, so lange Möwen denken konnten.

In den langen, nur handtiefen Rissen und Sprüngen, die sich über die Inselplatte hinzogen, hatten die Möwenscharen dort in den getrockneten Tang unzählige, unauffällige, graugrüne Eier gelegt. Die tausend Mütter, die da, abwechselnd mit den tausend Vätern, gebrütet hatten, besprachen sich jetzt über uns im Himmel unausgesetzt fliegend und durcheinanderkreischend in dichtem Knäuel, und besprachen alles, was wir taten.

Sie sahen uns beim Frühstücken und beim schnellen Baden zu. Und als wir dann auf den sonnengewärmten Steinplatten auf dem Rücken lagen und uns von der Sonne trocknen ließen, da erst ließen sich die Aufgescheuchten in Gruppen bei uns nieder. Denn daß wir uns sonnen wollten, verstanden sie. Das taten die Seehunde manchmal auch, wenn einer aus dem Meer stieg und zu ihnen auf die Steine gerutscht kam und mit offenen Augen schlief, bis der Mittag vorüber war.

Wie ich dann Möwenpärchen bei Pärchen all die silbergrauen schönen Vögel beieinander sitzen sah, da fühlte ich, daß wir Menschen uns nicht so gut auf das Glück verstehen wie die Tiere. Jeder Vogel, jeder männliche, wenn er liebesreif wird, sucht sich sein Weibchen, und ein wenig Tang in einer Felsenspalte genügt ihnen für das ganze Leben als Brutplatz. Und die Möwenfrau und der Möwenmann brüten beide abwechselnd, und beide lehren später die jungen Möwenkinder zu fliegen und Fische zu fangen. Wie einfach ist das!

Aber welch eine Unwelt von Hindernissen wissen

die Menschen dagegen vor ihrem Liebesglück aufzubauen! Eine Hölle von Unnotwendigkeiten setzen sie sich in den Weg, die das Lebensglück schwächt, das in der höchsten Lebenseinfachheit am edelsten und reichsten sich darbieten will. —

Die Steinfläche, auf der wir uns befanden, wurde bei hohen Stürmen von den großen Wellen überrollt, und es konnte sich auch im Sommer ereignen, daß bei plötzlichen Wetterstürzen der Seegang mächtig hoch wurde, so daß die brütenden Möwen fliehen und ihre Eier im Stiche lassen mußten.

Im Himmel waren viele Wolken aufgestiegen, und trotzdem wir heute nichts Ähnliches befürchteten, konnten wir uns doch nicht einiger Unruhe erwehren. Das Klagegeschrei der Möwenmütter war in uns so tief eingedrungen, daß wir am liebsten mitgeklagt hätten. Es war, als könnten uns die Schreie allmählich selber in Möwen verwandeln; und wäre plötzlich jeder von uns ein weißer Vogel geworden, es hätte uns nicht erstaunt. Im Geist flogen wir mit den Scharen immer über dem Inselstein hin und her und schrien mit.

Derart verhexend wirkte in der Meereinsamkeit die Aufregung auf dem Möwenbrutplatz, daß wir beinahe Unruhe hatten, unsere Vernunft für immer verlieren zu können. Denn verwirrend und irremachend war das Angstgeschrei und das Geächze und das Gestöhne, das aus den Rissen und Steinspalten zu uns kam. Wir wußten zwar, daß dort Vögel versteckt saßen, aber es klang, als seufze und stöhne die sich grämende Brutstätte selbst, und wir eilten endlich, fortzukommen von dem Stein, auf dem wir von tausend Verwünschungen überschüttet wurden.

Zurückgekommen nach Båderbod, nahmen wir dort den Kapitän ins Boot, der uns gleich zurief, es würde heute noch schlechtes Wetter geben. Zugleich donnerte es schon draußen am Meeresrand.

Der Wind war günstig, und wir segelten stundenlang eiligst der Küste zu. Einige dunkle Wolken holten uns aber doch ein und sandten uns einige kurze Regenschauer auf den Rücken. Wir erzählten unter-

wegs dem Kapitän, daß wir vorhin auf einer der Möweninseln mit dem Segelboot angelegt hatten.

Der Meergreis schüttelte mißmutig den Kopf und meinte, das hätten wir nicht tun sollen. Die Brutplätze darf man nicht stören. Das sind heilige Plätze, sagte er, und außerdem ist es mit so viel Gefahr verbunden, auf jenen Inselflecken zu landen und loszukommen, daß deshalb schon niemals einer dort hingeht.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie dort landen wollten, hätte ich Sie vorher gewarnt. Denn die Tiere wollen, wenn sie in Familie sind, allein sein und mögen bei ihren Wochenbetten keine Menschen sehen."

Der Kapitän, als er dies sprach, stellte Menschen und Tiere ganz selbstverständlich auf gleiche Vernunftsstufe. So wie es die Leute, die viel im einsam Freien leben, zu tun gewohnt sind, und wie es auch das Natürliche ist.

„Ich freue mich," hatte der junge Schwede zu mir gesagt, „den Kapitän ans Land bringen zu können. Er hat seit zwei Jahren die Küste nicht mehr besucht. Und er roch nur manchmal den Frühling auf seiner Klippe draußen, wenn zufällig ein scharfer Ostwind vom Lande wehte, der über alle Wälder Schwedens gegangen war."

Der Alte wurde, je mehr wir uns den Inselgassen näherten, schweigsam und schnupperte immer mit der Nase in die Luft. Er roch Land. Und als der Wind im Abend abflaute, rührte er unermüdlich die Ruder und wollte sich nicht ablösen lassen.

Wie eng und still kam uns das Meer in den Inselgassen vor! Wie wohlbekannte Gänge in einer Stadtwohnung, in die man abends heimkommt nach einem Tagesausflug. Das Wasser lag im Abendlicht goldgelb ausgegossen. Auf einem Stein saß, wie ein einzelner Mann, ein großer dunkler Seeadler. Er ruckte mit dem Kopfe hin und her und hob sich mit den dunklen Schultern vom hellgelben Himmel ab.

„Ich wohne hier," meinte der Adler. „Ich bin hier zu Hause," sagte er mit seinem Kopfnicken. „Wir

wissen es schon auf allen Inseln," fuhr er fort, „ihr habt die Möwen draußen gestört. Hui, hui, wer wird die Brutstätten betreten!" Und die Luft durchfegend flog er fort.

Die dunklen Felsen in den Gassen sahen uns tiefgründig an. Und eine Steinwand sagte zur anderen: „Habt ihr den Donner heute nachmittag draußen gehört? Die da vorüberfahren, die haben die Brutstätten gestört! Die Möwen haben es überall hin ausgeschrieen. Bis zu den Wolken haben sie gerufen. Und beinahe wäre Wettersturz und Sturm gekommen. Aber dann nahmen die beiden Jungen den Alten mit ins Boot, und dadurch waren sie geschützt vor jedem Unwetter. Der Alte ist heilig wie die Brutstätten. Er ist ein alter Freund dem Meer und allem, was in und um das Meer ist."

In einer anderen größeren Gasse, wo das Meer immer noch goldig war, weil die Felswände weiter auseinander lagen, da hörten wir plötzlich zwei schrille Pfiffe. Hundert Schritte vom Boot entfernt waren in der Goldfläche des Wassers zwei Köpfe aufgetaucht, zwei dunkle menschenähnliche Köpfe.

„Seehunde!" flüsterte der junge Schwede. Und der alte Kapitän nickte vergnügt und ruderte. Wieder ein blitzartiger Pfiff, und die beiden Seehundköpfe verschwanden.

„Hm, hm," sagte der Kapitän, „daß sie sich so weit hereinwagen heute, die Seehunde! Die halten sich doch sonst immer draußen bei den Möwenbrutstätten auf!" Und er schüttelte verwundert den Kopf. Es war, als kannte er jedes Tier hier im Meer im Umkreis um seine Klippen.

„Die beiden Burschen sind uns nachgeschwommen," sagte er endlich nach einer Weile wieder. „Seehunde sind neugierig. Sie haben mich seit zwei Jahren nicht ans Land fahren sehen und mußten sich überzeugen, ob es wahr ist, daß ich ans Land segle. Denn alle Inseln wissen es wohl bereits, daß ich ans Land will, und daß Sie beide die Möwenbrutstätten gestört haben, das wissen auch schon alle hier herum."

Der Alte lachte gutmütig und nickte, als wollte er noch viel mehr erzählen. Aber er mußte jetzt öfters in seine Hände spucken, um die Ruder fester zu packen, und da blieb ihm nicht allzuviel Atem zum Erzählen übrig.

In Fjellbacka, am Land, schüttelte der kleine Greis uns die Hand und sagte, er würde hier bei Freunden übernachten und käme morgen zum Sonntag in die Kirche und ins Pfarrhaus.

Und das tat er auch. Am nächsten Mittag kam der Kapitän zum Pfarrhaus getrollt. Der junge Schwede hatte seinem Vater von unserer Fahrt erzählt. Dieser kannte den Alten längst. Als der Pfarrer zugleich hörte, daß wir eine Möwenbrutstätte aufgesucht hatten, wurde auch er plötzlich ganz ernst und schüttelte verwundert den Kopf.

Da kam ich mir mit einemmal ganz unwissend vor und hatte das Gefühl, als wären wir, der Schwede und ich, gestern, als wir auf jener Insel bei den Möwenmüttern im Boot angelegt hatten, wie zwei täppische junge Jagdhunde gewesen, die in ein Zimmer hereinspringen und nicht wissen, wo sie sind, und friedliche Leute erschrecken.

Der alte Pfarrer sagte: „Brutstätten darf man nicht stören. Das tut man nicht.“ Und als ich ihn fragte, was uns hätte geschehen können, sagte er kurz: „Das weiß ich nicht. Aber die Leute im Lande, die Fischer, behaupten, es störe die Seefahrt und den Fischfang.“

„Wir sind auch schon gestraft worden,“ sagte der junge Schwede. „Wir haben zuerst Angst vor einem Unwetter gehabt, und auf der zweiten Hälfte des Weges schlief der Wind ganz plötzlich ein, und wir haben rudern müssen, und wenn der alte Kapitän nicht mitgerudert hätte, würden wir das Land zum Abend nicht erreicht haben und hätten zur Nacht auf dem Wasser liegen müssen.“

Und ich mußte viel darüber nachdenken. Wenn man durch einen Kanonenschuß in den Himmel versucht — und es auch erreicht hat —, Wolken und

Gewitter zu erzeugen, so, sagte ich mir, konnte auch die unendliche Masse Möwen, die über unseren Häuptern mit kreisendem Flug stundenlang im höchsten Äther gelärmt und mit den Flügeln geschlagen hatten, recht wohl in dem schwülen Maienmittag ein Gewitter erzeugt haben. Denn um uns fortzuscheuchen, schrien die Möwen ganz besondere Rufe, Ketten von wirbelnden Rufen. Es hörte sich an, als rauschte ein lärmendes Feuer mit spitzen Stichflammen in den Himmel, so heftig war das Pfeifen und Flügelschlagen zur Mittagsstunde im Luftkreis über uns gewesen.

Und ich sagte mir weiter, wir werden von Haus aus als zu schlechte Nachbarn der Tiere, Pflanzen und Mitwelt erzogen. Wir lernen vielen Kram, aber wir lernen nicht, freundlich und geduldig die Lebensgewohnheiten der Tiere im Auge zu haben, wie Gewohnheiten unserer Hausnachbarn, die wir achten sollen. Wir sind nur Kameraden mit den Menschen, aber nicht Kameraden mit dem Weltalleben. Und wie reich, innig und festlich wäre unser Dasein, wenn wir verständige Kameraden allen Leben würden und nicht in unserer Unvernunft und unserer Ungeduld uns verleiten ließen, uns höherstehender vorzukommen als Tiere und Pflanzen. Solcher Hochmut ist unfruchtbar und unkameradschaftlich und läßt uns Menschen in den Augen des übrigen Weltalls lächerlich und beschränkt erscheinen.

Wie roh und beschränkt müssen wir beide den Möwen vorgekommen sein, als wir nicht die einfachsten Anstandsgesetze achteten und Mütter, welche Kinder zur Welt brüteten, in ihren Wochenstuben aufstörten. Wir taten, als wenn die Lebenserzeugung nur bei den Menschen die Mütter im schwangeren Zustand heilig spräche. Als ob die Tiermütter in demselben Zustand nicht auch heilig zu sprechen wären von unserer aller Schöpferkraft, die allen Handlungen bestimmte Grundgesetze vorgeschrieben hat.

Ich mußte noch den ganzen Sonntag über dieses letzte Ereignis nachdenken. — Der alte Kapitän war vom Pfarrer zu Tisch geladen worden, und er saß mir da bei Tisch gegenüber wie ein lebender Vor-

wurf meiner gestrigen Gedankenlosigkeit. Er sprach aber nicht von gestern und dachte auch sicher kaum noch an unser Versehen. Aber mein Herz ließ nicht los, mit ihm im stillen darüber zu sprechen.

Und er antwortete mir vieles im stillen zurück, der kleine vertrocknete mumienhafte Kapitän. Äußerlich aber befand er sich mit sich wie in einem Sturm. Zwei Jahre hatte er kein grünes Blatt und keinen grünen Halm gesehen. Zwei Jahre hatte er keine Stille in seinen Ohren genossen.

Er sagte nach dem Essen zum Pfarrer, er wäre gekommen, um die Nachmittagskirche zu besuchen. Und er ging vom Tisch fort und murmelte noch etwas. Die Glocke läutete dann, und als alle zur Kirche gegangen waren und ich in den Garten ging, um mich am Gartenende mit einem Buch auf die Moosbank zu setzen, staunte ich über die ab und zu fliegenden Elstern, die in den Erlenbäumen an der Südseite des Gartens gar keine Ruhe gaben. Auch sah ich über den langen Gartenweg mehr Eichhörnchen als sonst den Weg kreuzen. Auch die wilden Bienen summten heftiger unter den eben erblühten Apfelbäumen und über den Köpfen der hochgeschossenen Pfingstrosen.

Etwas war nicht in Ordnung im Garten. Nun kamen mir auch die drei Katzen des Hauses entgegen, die weiße, die schwarze und die graue. Sie gingen nicht, sie strichen, hohe Buckel machend, an den Stämmchen der jungen Bäume hin und hopsten nach rückwärts. Sie waren also besonders vergnügt und zufrieden. Wären junge Vögel irgendwo gelegen, die aus dem Nest gefallen waren, und hätten diese die Katzen angelockt, so wäre ihr Gang geduckt, zielbewußter und bei meinem Anblick scheu und bestürzt gewesen. Aber die drei Katzen gingen nur gemütlich spazieren, erzählten mir aber irgend etwas, das ich mit meinem innersten Ohr noch nicht deutlich hörte, weil ich noch zu überrascht war.

Das Auge muß fühlen und nicht bloß sehen, wenn man mit dem Weltalleben Gedankensprache austauschen will. Die eigenen Wünsche müssen ver-

stummen können. So wie man nicht ohne Übung fremde Sprachen sprechen kann, so muß man auch im Weltallverkehr ein wenig unauffällig Selbstzucht an sich üben. Aber nicht mehr, als man braucht, um telephonieren zu lernen.

Ich ging zur Moosbank hin und setzte mich und wollte lesen, aber die Elstern flogen zu und flogen fort, doch nicht ängstlich und auch nicht aufgebracht. Nur unterhaltsam, als wären sie in angeregtestem Gespräch.

Nun jagte auch ein großer weißer Vogel tief über den Garten, eine Möwe. Das war selten, daß im Sommer eine Möwe so weit ins Land hereinflog. Und ich mußte an die Seehunde denken, die gestern neugierig dem alten Kapitän nachgeschwommen waren. War nun auch diese Möwe ihm neugierig nachgeflogen?

Nach einer Weile ging ich an den roten Pfingstrosen vorbei, und ein paar Goldkäfer, die an den Blüten hingen, blitzten mich goldgrün an, und ich mußte an die Fenster des Klippenhauses in jener grünen Meernacht denken, in der der Himmel nicht dunkel wurde. Und ich mußte bei den Rosen an den purpurroten Tang denken, der draußen um die Möwenbrutstätten in dickem Kranze schwamm.

Ich habe eine Weile so vor mich hingeträumt und dachte: Wie wunderbar einschläfernd summen die Bienen! Wenn die Erde nicht so frühlingsfeucht wäre, müßte es gut sein, hier im Garten auf einer Grasböschung auf dem Rücken zu liegen, den blauen Himmel anzublinzeln und sich von den Bienen einschläfern zu lassen.

Dann läutete es wieder von der Kirche her, und ich war erstaunt, wie schnell die Zeit vergangen war. Die Kirche war aus. Aber daß Zeit vergangen war, das merkte ich nur an dem Gartenweg. Die Schatten der Bäume waren gewachsen, und der Weg sah mich nicht mehr grell sonnig an. Die Schatten zogen alle, länger geworden, sichtbar nach einer Richtung quer über den Garten fort.

Im Pfarrhof bei den Stallgebäuden hörte ich dann

die Bauernwagen von der fernen Kirche fortrollen, und der junge Schwede kam von seinem Zimmer herunter, wo er geraucht und Mittagsruhe gehalten hatte. Er streckte unter der Haustüre seine Glieder und lachte und nickte mir zu.

„Der alte Kapitän wird genug Kirche heute bekommen haben," rief er. Und wir lachten und plauderten unter der Haustür ein wenig von dem alten Meerkauz.

Dann kam der alte Pfarrer, von einigen Männern der Gemeinde begleitet, in den Hof. Wir fragten ihn, ob der Kapitän sich schon verabschiedet habe, weil wir ihn nicht sahen.

„Ach nein," lachte der alte Herr gutmütig, „er war gar nicht in der Kirche. Er schläft wahrscheinlich noch im Garten."

Und jetzt erinnerte ich mich, daß der Kapitän früher vom Tisch aufgestanden war und sich entschuldigt hatte, daß er ein Schläfchen tun möchte, da ihn die ungewohnte Landluft und der Geruch des Frühlings müde gemacht hätten. Wir waren im Gespräch gewesen und hatten seine letzten Worte halb überhört und glaubten, er sei zur Kirche gegangen.

„Er wird sich zu Tode erkälten," meinten die Damen des Hauses, die dazugekommen waren.

„Ach, nun verstehe ich alles," sagte ich zu dem jungen Schweden. „Der ganze Garten hat es mir erzählen wollen, daß der Alte, der zwei Jahre kein Grün und keine Blumen gesehen hat, sich zum Schlaf dort niedergelegt habe. Deshalb schnatterten die Elstern so laut, sie machten aufmerksam auf den Schlafenden unter den Bäumen. Und die drei Katzen strichen so verwunderlich hopsend herum und erzählten es mir, ihr Behagen ausdrückend, daß einer im Garten schlafe, von dem die Erde sage, daß man ihn nicht stören dürfe.

Auch die Eichhörnchen hatten sich ihn angesehen, den Meergreis, der selbst so behende und zwerghaft war wie die Eichhörnchen. Und der nach Meerluft roch und nach Fischen, wie die Katzen behaglich hinzugefügt hatten. Und eine Möwe hat im Flug mit

dem Schnabel auf ihn gedeutet. Und die grünen Goldkäfer an den Pfingstrosen hatten mir verständnisinnig zugeblinkt. Und alle meinten, mir den Schläfer zu zeigen, der ein Stück Meerwelt in das Garteninnere brachte."

Dann fanden wir ihn auch, als wir vorsichtig gingen und suchten, auf der Grasböschung am Gartenrand. Unter einem Haselnußstrauch lag der kleine alte Mann auf dem Rücken. Er hatte seinen Kapitänsuniformrock ausgezogen und ihn unter seinen Kopf gelegt und hatte sich mit seiner Kapitänsmütze Stirn und Augen zugedeckt. Aber den Mund hielt er weit offen, und seine Hände hielt er über der Brust gefaltet. Die schwielenreichen alten Finger, die vierzehn Schiffe gesteuert und geführt hatten, waren fest ineinander gehakt. Sein offener Mund atmete die langentbehrte Garten- und Landluft und die langentbehrte Stille in seinen alten meergebeizten Körper ein.

Wir konnten es nicht übers Herz bringen, ihn zu wecken und zu stören. „Aber wenn er sich erkältet?" meinte ich einen Augenblick.

„Der ist wie aus Seehundsleder," sagte der junge Schwede. „Den bringen Erde und Wasser nicht um. Er hat vierzehn Schiffbrüche erlebt und ist nicht umgekommen; da wird ihm doch die Erde im Schlaf nichts antun können und antun wollen."

„Und wenn er an diesem Schlaf sterben sollte," sagte ich, „so hat er wenigstens die Befriedigung, daß er noch einmal einen Landschlaf in Ruhe und ohne irrsinniges Meergeschrei und Brandungsgebrüll genossen hat."

Und wir ließen den Alten schlafen, trotzdem die Schatten des Gartens ihn kühl zudeckten. Alles schien auch dem Alten den verdienten Landschlaf herzlich zu gönnen.

Und der Schlaf im Grünen ist dem Kapitän nicht schlecht bekommen. Nur darin bekam er ihm vielleicht nicht gut, daß er, als er aufgestanden, dem Pfarrer und uns erklärte, er möge nicht mehr aufs Meer hinaus. Er sähe gar nicht ein, warum er

seinen alten Knochen nicht endlich am Land Ruhe gönnen sollte.

Und wirklich kündigte er nach diesem Landbesuch der Regierung seinen Leuchtturmplatz und mietete sich bei Freunden in Fjellbacka ein. Aber das Land wußte nichts mehr mit ihm anzufangen, und der kleine Meergreis starb bald ganz schnell weg, als wäre er nur ans Land gekommen, um in den Tod hinüberzuschlafen. —

Jene mehrtägige Meerfahrt bedeutete für mich auch zugleich den Abschluß meines Aufenthaltes im Pfarrhause. Denn der Sommer, der jetzt kam und Gäste und Besucher und Leben in die Einsamkeit brachte, trieb mich, der ich Ruhe zu Gedanken und Arbeiten liebte, zum Fortwandern an.

Ich war selbst erstaunt, daß die mächtige Einsamkeit, die mich zuerst bei der Ankunft, im Gegensatz zum lebhaften Berlin, an jenem Pfarrhause erschreckt hatte, mir jetzt zur unentbehrlichen Lebensbedingung geworden war.

Auch der junge Schwede wunderte sich nicht wenig, als ich ihm eines Tages sagte, ich fände das Haus, in dem Sommergäste kamen und gingen, zu lebhaft geworden, und daß ich mich nach der Zurückgezogenheit und totstillen Einsamkeit, wie ich sie hier in den ersten Wochen nach der Ankunft aus Deutschland genossen hatte, sehnte.

Er erwiderte mir, daß er das ganz unbegreiflich fände, da ich doch zuerst über die unendliche Winterstille im Pfarrhause erstaunt gewesen wäre und behauptet hätte, es wohnten keine Menschen, sondern nur eine tickende Uhr im Hause.

Ich mußte ihm recht geben; aber nicht darin, daß ich mich an den Sommerlärm in seinem Vaterhause so gut würde gewöhnen können wie an die Winterstille.

Ich sagte ihm, so wie mir sein Vaterhaus lieb geworden sei, so möchte ich es immer in meiner Erinnerung tragen. Es stünde dann einzig in seiner Art unter meinen Erlebnissen, und ich möchte deshalb nicht das Haus im Sommer beobachten, wie es immer

ähnlicher allen anderen Familienhäusern würde, die ich kannte. Ich wollte es nicht in mir allgemein und gewöhnlich werden lassen, sondern den Aufenthalt dort als ein außergewöhnliches Erlebnis, so erhaben und mächtig wie es gewesen, für alle Zeiten im Gedächtnis behalten.

Bis zum Johannisfest, wo in der hellen Sommernacht im Freien getanzt wurde und das Klavier hinaus hinter grüne Hecken in die Steinfelder gebracht wurde und die Töchter des Hauses und ihre Freundinnen mit viel Gelächter den Auszug des Klaviers unter den freien Himmel begleitet hatten, bis zu diesem Fest bin ich noch geblieben und war nahe daran, mich von dem Mädchentrubel verlocken zu lassen, auch den Sommer im Pfarrhause zu verbringen. —

Es war mir aber nach meiner Abreise dann ganz seltsam zumut. Nirgends mehr fand ich die unergründliche Ruhe, die majestätische Einsamkeit, wohin ich mich auch wendete, — nicht auf dem Lande, nicht in den Städten, auch nicht bei den Buchenwäldern Dänemarks am Isefjord, die, auf flachem Sandboden gewachsen, mir wie große Parkanlagen vorkamen im Vergleich zur Urweltnatur Bohusläns. Das Meer schien mir bei Dänemark ein Tümpel zu sein und der Isefjord ein Parkteich.

Die dänischen Kornfelder, über denen die Windmühlen einförmig sich auf und nieder drehten, kamen mir einfältig, nützlich und langweilig vor nach der prächtigen Granitdüsterkeit der nordischen Steinprovinz, in der die Hügel wie versteinerte Walroßherden gelagert waren, wie versteinerte Mammutleiber. Vorsintflutlich und ungeheuer abenteuerlich war vor den Fenstern des Bohusländschen Pfarrhauses die Umgebung gewesen. Aber dort in Dänemark, wo die Sommerausflügler und die wandernden Kinderschulen und die herumliegenden Zeitungspapiere einen fortwährend an enges Menschenleben erinnerten, an sinnlose Bildungssucht, wie sie über allen Völkern Europas jetzt liegt, da wurde ich keinen Tag froh. Der Unterschied war so groß, als wäre ich wirklich wieder vom Mond auf die Erde zurückgekehrt.

Und noch viel schlimmer erging es mir, als ich Landleben mit Stadtleben zu vertauschen suchte. Selbst das liebenswürdige und ungemein trauliche Kopenhagen, eine der feinfühlendsten Städte unter den Städten und die Stadt meines Lieblingsdichters J. P. Jakobsen, konnte mich nach der erquickenden Zeit in Bohuslän nicht zum Bleiben verlocken. Wohl wanderte ich in der dänischen Hauptstadt gern in Jakobsens Fußtapfen und war gern bei Andersens alter tröstlicher Märchenwelt, die jeder Kopenhagener Pflasterstein einem deutlich wiedererzählt. „Die Galoschen des Glücks", „die kleine Seejungfrau", „die Schneekönigin" begleiteten mich bei jedem Schritt und ließen mich der Vergangenheit nachhängen. Aber starkes Gegenwartsleben, neue vertiefte Wirklichkeitseindrücke, wie ich sie in Bohuslän stündlich erlebt hätte, erhielt ich hier nicht.

Wäre ich älter gewesen, würde mir das trauliche Kopenhagen sehr behagt haben. Man muß aber zuerst das Ziel möglichst erreicht haben, das man sich setzte, und muß selbst schon zur Vergangenheit hinneigen, um wunschlos in der Wirklichkeit ohne starkes Gegenwartsleben auskommen zu können.

Oder man muß, alt geworden, mit einem Chaos von mächtigen Erlebnissen angefüllt sein, dann sucht man gern stille träumerische Landschaft oder idyllische Orte auf, um dort die Flut der Eindrücke wie eine Sammlung zu sichten und zu ordnen.

Auch als ich zu Weihnachten zu einem Besuch in mein Vaterhaus nach Würzburg kam, schien mir die Rückkehr dorthin verfrüht. Zwar genoß ich den erfrischenden Geist meines Vaters und liebte den Kulturreichtum meiner altfränkischen Heimatstadt, aber doch schien mir beides im Wege zu sein für meine weitere Entwicklung. Denn die Zeit zur Selbstbetrachtung und die Zeit, mich in den Heimatboden einzuwurzeln, war noch nicht gekommen.

*

Im Januar 1894 reiste ich, von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben, zum bohuslänschen Pfarrhaus zurück. Aber die starken Eindrücke des ersten Aufenthaltes, die in meinen Erinnerungen schlackenlos dastanden, hatten sich so vergeistigt, daß die Wirklichkeit jetzt nicht mehr die Höhe der vergangenen Eindrücke erreichen konnte.

Ich blieb deshalb nur bis zum Frühjahr dort und reiste dann, ehe der Schnee noch vollständig weggetaut war, im April nach England, wo ich mit einem amerikanischen Künstlerehepaar, — Freunden des jungen Schweden, mit denen er seit seiner Amerikareise im Briefverkehr stand — zusammentraf.

An diese neue Bekanntschaft knüpfen sich dann Reihen neuer, mein äußeres Leben und meine Gedanken bestimmende Erlebnisse und eine spätere Aufenthaltszeit in Paris und in Mexiko.

Bei jenem zweiten Aufenthalt im Pfarrhause, bis zum Frühjahr 1894, schrieb ich endlich jenes Drama ohne Menschen: „Sehnsucht", zu dem ich in München, am Achensee und im Hoftheater während der Byronschen Manfred-Aufführung angeregt worden war. Aber ich hatte den Stoff zu lange mit mir herumgetragen und hatte mich schon über den Ursprungsgedanken hinaus entwickelt, und fand, daß ich die Gesänge der Sehnsucht, der Wüste, des Meeres und der Gletscher nicht so inhaltsschwer schreiben konnte, wie ich es gewünscht hätte.

Oder stand ich vielleicht nicht genug über der Sehnsucht und war ich selbst zu sehnsüchtig an Geist und Leib geworden? Denn der Wunsch, eine Frau zu finden, ein Mädchen, das liebend, häuslich und geistig kameradschaftlich um mich in einem kleinen stillen Haus walten sollte, dieser Wunsch wurde, je länger ich von der Heimat fort in der Fremde leben mußte, in mir immer dringender.

Aber die Erfüllung dieses Herzenswunsches lag ganz im Blinden. Denn ich konnte mich selbst nicht erhalten und wurde von meinem Vater nur notgedrungen unterstützt. Mit einem Hirn nur voll Pläne und mit

35*

Aussicht auf zukünftige Werke konnte ich kein Geld erwerben.

Und mein Vater, der von Monat zu Monat drohte, mir den Unterhalt zu entziehen, weil er mich dadurch auf seine Weise anspornen wollte, fleißig zu sein, er gab mir keine sichere Hilfe, so daß ich daraufhin hätte eine Frau an mich binden können. —

Schon bei meinem ersten Aufenthalt im Pfarrhause hatte ich im lautlosen Verkehr mit den Naturdingen eine Reihe Gedichte geschrieben, von denen jedes die Stimmung eines bestimmten Naturerlebnisses geben sollte.

Ein Gedicht hieß „Amselsang“, ein anderes „Faulbaumduft“, eines „Vollmond“, eines „Morgenduft“, eines „Wolkenschatten“, eines „Meerwassergeruch“, eines „Regenduft“. In diesen kleinen Gedichtversuchen hatte ich gewagt, Empfindungsbilder, die während des Mondaufganges oder beim Faulbaumduft, beim Regen, bei Wolkenschatten oder beim Amselsang in mir auftauchten, beinahe wahllos und getreu niederzuschreiben. Es waren gesteigerte, phantastische Bilder, die dem alltäglichen Leser sinnlos erscheinen mußten, die sich mir aber beim einsamen Erleben des Regens, des Mondaufganges und des Duftes von Pflanzen und vom Meer in der bohusländschen Granitwüste aufgedrängt hatten. Und so verwirrt diese Gedichtversuche beim ersten Eindruck erscheinen mochten, es lag doch ein wahrheitsgetreuer Zusammenhang zwischen Bild und Empfindung darin.

Aus jugendlicher Begeisterung und von der Aufgabe durchdrungen, möglichst wirklichkeits- und empfindungsgemäß das Leben in der durchlebten Bilderkette wiederzugeben, entstanden scheinbar form- und sinnlose, abenteuerliche Gedichtversuche, die nichts anderes waren als erste Schiefertafelübungen meiner späteren Lyrik.

Diese Gedichte, die in dem Band „Ultraviolett, einsame Poesien“ erschienen sind, können nur als Entwicklungsversuche gelten und haben keinen Sinn für die breite Öffentlichkeit. Aber ohne diese Ver-

suche wäre ich nicht zu meiner späteren Dichtungsweise gelangt, und wenn man mich noch einmal in dieselbe Welt setzen würde und in denselben Zeitgeist, in dem ich aufwuchs, ich würde nicht anders handeln können, als ich es getan habe.

Auf den Titel „Ultraviolett" war ich durch einen Zufall gekommen. Bei einer Durchreise durch Berlin hörte ich, daß Paul Scherbart einen Verlag gründen wollte, genannt: Verlag der Phantasten. Und ich war aufgefordert, Beiträge zu schicken. Aber der Titel „Phantasten" gefiel mir gar nicht. Er nahm der Phantasie die Würde und kam mir für die Dichter entwürdigend vor.

Ich machte eines Morgens Scherbart einen Besuch und fragte ihn, warum er denn das Wort Phantasten nötig habe. Wohl sei ich sehr dafür, daß die in den letzten Jahren durch den Naturalismus zu kurz gekommene Phantasie wieder zu Ehren kommen sollte, da die Phantasie der natürlichste Kern des dichterischen Geistes wäre. Aber das Wort Phantasten decke sich nicht mit dem ernsten Wert derer, die ihre Dichtungen phantasievoll und fern vom nüchternen Wirklichkeitsabschreiben gestalten wollen.

„Sagen Sie mir einen anderen Titel, wenn Ihnen einer einfällt," meinte Scherbart lebendig.

Nach kurzem Besinnen entfuhr mir das Wort „Ultraviolett".

Scherbart sagte: „Das versteht nicht jeder." Und ich mußte ihm zustimmen, daß für einen Verlag der Name zu unverständlich sein konnte.

Aber als ich Scherbart verlassen hatte, hing ich auf der Straße dem Gedanken noch weiter nach. Denn Scherbart hatte mich gefragt: „Wie kommen Sie eigentlich auf das Wort ‚Ultraviolett'?"

Dann hatte ich ihm erklärt, daß mein Vater, der sich auf Optik verstanden, durch seine Auseinandersetzungen über die ultravioletten Lichtstrahlen — die bewiesenermaßen im Weltraum leben, aber vom Menschenauge nicht erfaßt werden können — mir für dieses unsichtbare Licht eine große innere Ehrfurcht erweckt habe. Eine heilige Scheu habe sich immer

bei der Vorstellung dieses Lichtes „Ultraviolett" in mir geregt.

Außerhalb meines Augenkreises, sagte ich mir, war ein Licht entdeckt worden, das nur berechnet, aber nicht genossen werden konnte. Und es hatte mich bei der Vorstellung, daß jene ultravioletten Strahlen einsam im Weltraum leben müssen, ohne die Bewunderung des Menschenauges genießen zu dürfen, immer ein geheimnisvolles Wehgefühl durchschauert. Das ultraviolette Licht erschien mir als das Einsamste unter den einsamen Lebewesen.

Und da ich nun die Einsamkeit im Norden bewundern und schätzen gelernt und gefunden hatte, daß sie befruchtend auf meine Dichtung wirkte, sah ich die Phantasie des Dichters, die fern vom Weltgetriebe reifen und sich entwickeln muß, als den innigsten Gefährten jenes ultravioletten Lichtes an.

Ich weiß, daß dieses eine Jünglingsschwärmerei war, und daß ich im Grunde nicht das Alleinsein an sich meinte. Denn am liebsten hätte ich die Einsamkeit mit einem Weibe geteilt. Und in der Liebeseinsamkeit wäre ich nie auf den Gedanken verfallen, mich als Leidgenosse des einsamen Lichtes Ultraviolett zu fühlen.

Aber ich war damals stolz — wie jeder Asket stolz auf sein härnes Gewand, auf seine Geißel und auf seiner Geißel Wunde ist — stolz, der sehnsüchtige Gefährte des lebensfernen Ultravioletts zu sein.

Und so beschloß ich, da der Titel nicht für einen Verlag paßte, wie Scherbart gemeint hatte, denselben Titel „Ultraviolett" meiner Sammlung Dichtungen zu geben, die ich teils in München nach Gemälden in der Sezession und teils nach Natureindrücken in Bohuslän niedergeschrieben hatte.

In meiner Weltabgeschiedenheit hatte ich auch gefunden, daß Gedichte sich besser einprägten, wenn jedes Gedicht auf ein einzelnes Buchblatt gedruckt war. So wie bei einem Gemälde auf der Rückseite der Leinwand nicht noch ein Gemälde Platz findet, so fand ich es übel, wenn nicht jedes Gedicht auf

ein Blatt gedruckt war, ähnlich wie bei Handschriften, wobei man nur die eine Seite zu beschreiben pflegt. Und in diesem Sinne ließ ich mein Buch „Ultraviolett" drucken.

Die Annahme, daß das Buch nur einigen Künstlern Anregung geben würde, bestimmte mich, dasselbe nur in hundert Exemplaren drucken zu lassen. Damit ich aber mit den fünfzig Exemplaren, die ich verkaufen ließ, da ich die übrigen fünfzig verschenkte, auf die Druckkosten kommen konnte, ließ ich den Preis für jedes Buch auf fünfundzwanzig Mark ansetzen. — Heute wird das Buch von den Antiquariaten für achtzig Mark verkauft, wie ich aus verschiedenen Katalogen in den letzten Jahren ersah.

Daß sich in der Welt der Kritik kein kleines Geschrei erhob, als dieses absonderliche Buch das Schaufensterlicht der Buchhandlungen erblickte, wird sich jeder denken können, der ein wenig das literarische Tagesleben kennt. Ich aber war damals ahnungslos wie Johannes der Täufer in der Wüste. Ich wußte nicht, daß ich eine vierfache Sünde in den Augen der Kritik begangen hatte.

Erstens: in einer Wirklichkeitszeit, in der „Wiedergabe des Alltagslebens" das Losungswort der schreibenden Welt war, hatte ich phantastische Poesie erzeugt. Man sagte, ich wolle mit diesem Buch die Kritik an der Nase führen und säße heimlich daneben und verlachte alle und alles.

Zweite Sünde war: die Ausstattung des Buches, die nie dagewesene Ausstattung des nur halb bedruckten Buches. Und auch diese Sünde war, wie die erste, doch nur eine Einfaltssünde von mir.

Die dritte Sünde war der ungeheuerliche Titel „Ultraviolett", wobei alle Kritiker den Nachdruck auf „Ultra" legten. Während ich aber doch nie den lateinischen Ursprung des Wortes bedacht hatte, sondern nur immer von der Wehmut des Gedankens und des Gefühls beherrscht war, daß jenes wirkliche und unwirkliche Licht dort an der äußersten Grenze der Weltallvorstellung aufs einsamste lebte.

Meine vierte und auch nicht kleine Sünde war,

daß ich bei allen drei Überspanntheiten auch noch als vierte einen überspannt hohen Preis angesetzt hatte, der mir aber gar nicht zu hochgegriffen schien im Verhältnis zu meinen Druckunkosten. Warum sollte ich nicht für das Buch fünfundzwanzig Mark verlangen dürfen — alle fünfzig Exemplare wurden verkauft —, da ich doch gar keinen Gewinn für mich beanspruchte, sondern nur auf die Höhe der Druckkostensumme kommen wollte.

Ich merkte lange nicht, in welchem Grad ich mir durch dieses Buch meine Zukunft verbittert hatte. Zwar die Künstler, die Maler, liebten das Buch. Die Dichter blätterten darin verblüfft herum, fühlten den jugendlichen Drang des Dichtenden und waren gerührt von der Askese und der ehrlichen Weltfremdheit, die aus den Zeilen sprachen. Aber die Kritiker sahen mich für einen frechen Eindringling an, für einen wahnwitzigen Narren.

Zwanzig Jahre hindurch konnte ich in fast jeder Kritik, die über meine Art zu dichten geschrieben wurde, das Wort „Ultraviolett" wiederfinden. Wie die Brandmarke, die man einem Galeerensträfling ins Fleisch brennt, rief man mir fortgesetzt das Abcbuch meiner Lyrik in Erinnerung. Auch als ich schon längst über die Anfänge des ersten Könnens hinaus war, wollte man nur immer von meinen ersten Gehversuchen sprechen.

Wäre ich nicht in einer Zeit der allgemeinen Mauserung der Weltanschauung geboren, sondern wie die Dichter der früheren Jahrhunderte in einer Epoche feststehender Ideale, dann wären diese neuen Gehversuche nicht nötig gewesen. Aber gerade in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begann sich allgemein die europäische Menschheit von einer beinahe zweitausend Jahre alten Idealwelt loszulösen.

Wie den Griechen und Römern der Olymp eingestürzt war vor zweitausend Jahren, so stürzte uns der alttestamentarische Himmel ein nach beinah zweitausendjährigem Glauben. Und wer es ehrlich mit seiner Zeit meinte, mußte dem Erlöschen alter Ideale

Rechnung tragen und, im Dunkel stehend, Sehversuche machen, Tastversuche, um zu fühlen, zu suchen, von wo ein neues Licht der Zukunft für Leben und Kunst leuchten würde.

Solche Tastversuche waren für mich mein Buch „Ultraviolett". Ich nehme dieses Buch nicht anders in Schutz. Es ist nur ein Dichtungsversuch, der mir in einer unklaren Zeit genützt hat, der aber nie für die breite Öffentlichkeit bestimmt war. —

Ich verweilte deshalb ausführlich beim Ursprung dieses Buches, nicht um mich zu entschuldigen, sondern um mich und unsere Zeitforderungen zu erklären. —

Mein zweimaliger Aufenthalt im Norden, im bohuslänschen weltfernen Pfarrhause, hatte zur Folge, daß ich einsames und ursprünglichstes Naturleben kennen gelernt hatte und dabei zugleich aus engen Kulturverhältnissen alter deutscher Vergangenheiten losgekommen war, so daß ich jetzt nicht mehr leicht ausgetretene Wege einschlagen konnte. Dieser zweimalige Aufenthalt in Schweden gab mir einen größeren Weltblick. Ein jahrelanges Auslandsleben folgte, wobei ich Kunsteindrücke und vielseitiges Menschenleben aufnahm und Zeit und Vermögen blindlings verschwendete, nie nach Nutzen und Einkünften, sondern nur nach Lebensbereicherung fragend.

Daß ich mir damals das Erleben noch durch die stete Frage störte: wird dieser Tag ein Gedicht bringen? Und daß ich mich bei jedem Weg fragte, ob ich auf ihm eine Dichtung erleben würde. Dieses gehetzte Fragen kam nicht aus meinem Innern. Es war teils von der äußeren jugendlichen Ungeduld, mich betätigen zu wollen, eingegeben, teils kam es aus dem Ansporn, den mein Vater brieflich auf mich ausübte, indem er von Vierteljahr zu Vierteljahr drängte, Neues von mir hören zu wollen. Immer sollte ich ihn auf dem laufenden halten mit Plänen und Hoffnungen für neue Bücher. Er glaubte wahrscheinlich, Faulheit könne mich hinter seinem Rücken auffressen.

Man wollte zu Hause nicht dem harmonischen und

angeborenen natürlichen Entwicklungsfleiß, der jedem jungen Mann, der sich ernstlich ein Ziel gesetzt hat, innewohnt, vertrauen und glauben. Und man spornte den von selbst Fortschreitenden so an, als wenn er ein Eingeschlafener wäre.

O wieviel Sorge kann solche Übersorge anderer uns bereiten! Vertrauen ist das Gefühl, auf das die Jugend ein unbedingtes Recht hat.

Unter diesen Umständen war ich gezwungen worden zu fragen: Wird eine Dichtung aus dieser Reise entstehen? Werde ich diese Reise literarisch verwerten können? — Aber erst nach der Reise um die Erde, in meinem vierzigsten Lebensjahr, fühlte ich mich reif, Geschehenes und Gehörtes in Prosa und Dichtungen ununterbrochen wiedergeben zu können. Dann erst war es mir wieder zur zweiten Natur geworden, unbewußt erleben zu können, ohne dabei an literarisches oder dichterisches Verwerten denken zu müssen.

Bei meinem Sommeraufenthalt in Dänemark am Isefjord 1893 hatte ich den Entwurf zu einer neuen Dichtung gemacht.

Dieser gab ich den Titel „Die schwarze Sonne". In dieser Dichtung wollte ich im Gegensatz zur freudigen Sonne, die Sonne des Leides darstellen. So wie die Nacht dem Tag folgt, sagte ich mir, so wandert auch durch den Tag der Freuden der schwarze Strahl einer schwarzen Sonne, und die von ihm Gezeichneten ließ ich zu einer Leidensschar sich zusammenschließen. Es sollte dieser Zug von Leidenden ein Gegenstück zum Bacchuszug sein, den ich auf dem großen Gemälde von Rubens in der alten Pinakothek in München gesehen hatte.

Der Zug durchwandert die Heide. Nackte Männer, nackte Frauen, nackte Jungfrauen und Knaben, verwundet vom Leid, zusammengeschart im Leid und [illegible] sich ihr Leid nicht eingestehen wollend, aber jeder gezeichnet vom Todeskeim, wandern und lagern abends im Wald. Die Stärksten unter ihnen, die reifen Männer und Frauen pflücken schwarze Giftbeeren,

und Männer und Frauen sterben in einer letzten Umarmung.

Die Mädchen, Knaben und Greise aber steigen morgens vom Wald an den Felsenabhängen hinunter zum Meer und binden angeschwemmte Stämme zu einem Floß zusammen. Sie besteigen das Floß. Sie haben sich mit Waldkränzen geschmückt. Das Meersalz hängt sich an ihre Lippen, während sie singen. Und als die weiße Sonne des Tages im Mittag steht, schickt die schwarze Sonne des Leides aus der Tiefe des Meeres eine große finstere Welle herauf, die das Floß mit den bekränzten Singenden verschlingt. —

Der Einfall zu dieser Dichtung kam mir am Isefjord. Ich ging dort einmal bei einem Feldspaziergang in trauriger Stimmung, gequält von Einsamkeit und bedrängt von der Sorge um das tägliche Leben, an einem Moor vorüber. Vom Anblick der nachtschwarzen Moorerde und des unheimlichen Moorwassers angezogen, und angelockt von Todeslustgedanken, setzte ich mich am Rande des Moores nieder und fühlte, wie die Düsterkeit, die mich bei fröhlicher Stimmung vielleicht erschreckt hätte, mir jetzt in meiner Traurigkeit wohl tat.

Ich hatte bisher noch nie erlebt, daß mich Düsteres angelockt hätte, und daß ich mich bei Düsterem wohl gefühlt hatte, denn ich war immer lebenswarm und lebensfröhlich gewesen. Nun aber sagte ich mir, als ich am Moor saß und eine Wohltat von der Düsterheit der Landschaft empfing: es muß zwei Sonnen geben. Eine Freudengesinnte, die dem Freudiggestimmten gefällt, und eine Leidgesinnte, die dem Leidtragenden wohl tut. Und es war mir, als sah mich aus der Tiefe des Moores die schwarze Sonne des Leides an und begrüßte in mir die Düsterheit meines Kummers.

Die Dichtung „Die schwarze Sonne“, die ich dann zu schreiben begann, dichtete ich zum erstenmal in Binnenreimen, wobei ich, um das Echo des Wanderns auszudrücken, die Reimworte mitten in die Zeilen stellte, um so die im Takt schreitenden Schritte der Wandernden ertönen zu lassen.

In Kopenhagen schrieb ich den ersten Gesang dieser Dichtung, in London den zweiten Gesang und später in Stockholm den Schluß. Das ganze Gedicht entstand im Laufe von ungefähr zwei Jahren. Ich hatte immer große Arbeitspausen zwischen den verschiedenen Gesängen eintreten lassen müssen, da ich nur dann an dieser Dichtung weiterschreiben konnte, wenn mich ein tiefes Leid grämte.

Auch dieses Epos, obwohl ich es später — noch vor zwei Jahren — in einer neuen Auflage erscheinen ließ, zähle ich unter die Entwicklungsschriften meiner Dichterlehrjahre, von welchen ich hier in diesem Buche nebenbei berichten will.

Diese Jugendbücher waren ekstatische Ausbrüche einer jungen Phantasie. Ich hatte noch nicht die Geliebte gefunden, die der geistigen Freudigkeit als Gegengewicht irdische Freudigkeit des Lebens gibt. Erst später, im Liebeserleben, wurde mein Dichten warmblütig, während meine Dichtungen vorher, Nordlichtstrahlen ähnlich, aus meinem Kopfe schossen und mehr Spukwerk als Kunstwerk waren.

Ich hatte in meiner Jugend immer einen heiteren und lebensfröhlichen Sinn, und wenn ich morgens aufwachte, war ich nie grämlich und ängstlich, immer von Hoffnungen und Lebenswärme bewegt. Alles Erlebte war für mich immer festlich gewesen trotz des unerbittlichen Ernstes, der in meinem Vaterhause geherrscht hatte. Denn mein Vater war, als ich zwanzig Jahre alt wurde, bald ein Greis von siebzig Jahren. Ich fühlte mich oft ein wenig zu weise erzogen und kam mir damals etwas greisenhaft und im Blute unbeholfen vor, besonders da ich nicht wie andere junge Leute meines Alters Liebesgetändel und flüchtige Liebesverhältnisse pflegen konnte. Ich war immer von einer steten Bangigkeit erfüllt, die große Leidenschaft versäumen und verfehlen zu können.

Meinen Vater und meine Mutter sah ich als Vorbild aufopferndster Liebe an. Ich wäre nur dann imstande gewesen, einem Mädchen von Liebe zu sprechen, wenn ich es zu meiner Frau machen wollte.

Aber die Bedrückung, in meinen damaligen Verhältnissen keine Frau ernähren zu können, und der Gedanke, daß ich vielleicht jeden Tag der Frau begegnen könnte, zu der ich hätte sagen mögen: „Wir wollen uns lieben," und für die ich dann wohl Liebe, aber keine Mittel zum Zusammenleben bereit haben würde — diese Erwägungen verfolgten mich unausgesetzt und machten mich zurückhaltend der Welt gegenüber, der ich jeden Tag von neuem, seit ich mein Vaterhaus verlassen hatte, die Hoffnung auf Lebensmöglichkeit abringen mußte.

Mein Vater drohte von Brief zu Brief, mir meinen monatlichen Unterhalt zu entziehen, deshalb waren meine Sorgen nicht unbegründet. Und jeden Tag genoß ich nur wie ein Mensch, der schnelle Blicke auf eine Landschaft wirft, indessen immer unterirdisches Erdbeben grollt, das ihn jeden Augenblick aufschreckt und ihm von seinem, in den nächsten Sekunden möglichen, Untergang redet.

Da ich auch nicht die Leichtigkeit in mir fand, im Plauderstil für Tageszeitungen schreiben zu können, um mir dadurch Geldmittel zu verschaffen, — weil ich mich in einer geistigen Umwälzung befand und bewußt und unbewußt einer neuen Dichtungsart zustrebte und unzersplittert, aufmerksam für den neuen Dichtungsgeist leben mußte, — so war ich oft recht unglücklich in allen Reisetagen, und trotz aller neuen Eindrücke, immer unglücklich umgeben von der mich hilflos machenden Tagessorge.

Es sollte mir natürlich in Kleidung, Auftreten und Haltung niemand meine oft recht verzweifelte Lage anmerken. Und so trug mein Gesicht meist ein Lächeln, das nur zur Hälfte Lebensfreudigkeit war, zur anderen Hälfte aber eine Anstandsmaske über meine Sorgen legen sollte.

Ich hatte im Winter 1893, ehe ich zum erstenmal nach Bohuslän kam, eine kleine philosophische Betrachtung geschrieben, die ich „die Kunst des Intimen" betitelt hatte. In Bohuslän fügte ich dieser Schrift einen zweiten Teil an, „die Kunst des Erhabenen".

In der „Kunst des Intimen“ sprach ich von Jakobsens Schreibweise, von Ola Hansson und von ähnlichen, auch vom Maler Munch. Wogegen ich in der „Kunst des Erhabenen“ den vorgenannten Künstlern den Dichter Homer, Dante und ähnliche gegenüberstellte. Ebenso verglich ich in der Malerei Michelangelo und die großen Italiener mit den alten Holländern und den Sezessionisten der Neuzeit. Und verglich in der Musik Beethoven und Wagner mit Mozart und Grieg. Mit diesem Überblick über das Kunstleben aller Zeiten wollte ich zeigen, wie die Anforderungen im Künstlertum immer auf Erhabenes und Intimes zugleich gerichtet waren.

Von dieser Handschrift, die, ich glaube, nur fünfzig Druckseiten aufwies, hoffte ich, daß sie mir nebenbei auch eine kleine Einnahme bringen möchte. Ein Kopenhagener Rechtsanwalt, den ich kennen gelernt hatte, und dem die Arbeit gefiel, legte die Druckkosten für das Buch aus. Der junge Schwede hatte die Handschrift ins Schwedische übersetzt, und so erschienen diese Gedanken eines Deutschen in schwedischer Sprache bei einem dänischen Buchhändler in Kopenhagen gedruckt. Die deutsche Handschrift habe ich später auf den Reisen verloren, und die kleine Arbeit ist niemals anders als in schwedischer Sprache erschienen. Ich erzähle dieses, um an manche Hoffnungen und Pläne zu erinnern, die man sich als junger Schriftsteller macht, und die absterben wie Schößlinge eines Baumes, die neben den Hauptästen entstehen und verdorren müssen.

Während ich in Berlin im Winter 1893 jene Abhandlung über „intime Kunst“ niederschrieb, war mir auch der Gedanke gekommen, daß man intime Schauspielbühnen einrichten müßte, Bühnen in Zimmern oder Sälen, die nicht durch einen viereckigen Ausschnitt das Bühnenbild vom Zuschauer getrennt zeigen, sondern den Zuschauern, — welche zwanglos in Gruppen im Saal verteilt sein müßten —, den Eindruck geben sollten, als erlebten sie nicht bloß ein Schaustück, sondern ein intimes Ereignis, an dem sie selbst teilnahmen. Durch das Nichtgetrenntsein vom

Bühnenbild sollten sich die Zuschauer enger mit den Erlebnissen verkettet fühlen.

Auch hatte ich geglaubt, da die Schauspieler damals das Pathos noch nicht ganz abgelegt hatten, es müßten die Schriftsteller zuerst noch selbst in einigen Schauspielen auftreten und die neue Spielart den Schauspielern zeigen. Denn die intime Wirklichkeitskunst bahnte sich zuerst in den Köpfen der Schriftsteller den Weg, und nur durch sie, meinte ich, könnte dem Schauspieler das damals noch fast unbekannte Wirklichkeitsspielen beigebracht werden.

Ich hatte ein Jahr vorher im Winter 1891, als ich noch zu Hause in Würzburg war, ein damals noch ziemlich unbekanntes Maeterlinckisches intimes Drama, „Der Eindringling" (l'Intruse) aus dem Buch „Die Blinden" übersetzt. Von Maeterlinck erhielt ich dann das Einführungsrecht dieses Stückes für Deutschland.

Ich machte dann Ende Winter 1892 mit Frau Marholm einige Besuche bei verschiedenen Schriftstellern in Berlin und forderte sie auf, ein „Intimes Theater" zu gründen. Ich fand offene Ohren. Es schien, als sollten einige Aufführungen zustande kommen, denn die Lust nach einer intimen Bühne lag allgemein in der Luft.

Da es aber schon Frühjahr wurde, verschob man die Angelegenheit auf den nächsten Winter. Doch war keine rechte Sicherheit zu erlangen, und meine Reise nach Schweden und mein langjähriger Aufenthalt im Ausland, brachen dann die verschiedenen Unterhandlungen ab.

Etwas mutlos hatte mich der Ausspruch des damaligen Vorstandes der „Freien Bühne" gemacht, dem ich Maeterlincks Drama „Der Eindringling" in meiner Übersetzung eingereicht hatte. Er meinte, daß es jetzt keine Zeit wäre für eine intime Kunst im Maeterlinckschen Sinne, die zu zart und phantasieblau sei. Besonders, da eben Gerhart Hauptmann das deutsche Publikum zu starker Nüchternheitskunst bekehren wolle, würde Maeterlinck keine Aufmerksamkeit wecken.

Und ich sah auch ein, daß Berlin wirklich im Augenblick nicht der Boden für intime Phantasie und seelische Zartheit war, wie Maeterlinck sie bot. —

In Kopenhagen hatte ich außer der kleinen Handschrift „Die Kunst des Intimen" und „Die Kunst des Erhabenen" auf eine Aufforderung der Zeitung „Politiken" eine kleine Skizze geschrieben. Wie ich schon vorher erzählte, war ich damals noch nicht ganz frei von dem Wahn, Phantasien schreiben zu müssen, in welchen ich — als Gegensatz zu den alten abgebrauchten Menschenverkörperungen in der Natur, wie Elfen, Faune, Ungeheuer, Gnomen usw. — die Natur ohne menschliche Figurenwelt, einzig als Bild und Erlebnis für sich, geben wollte.

So hatte ich in jener Zeitungsskizze farbig beschrieben, was das Licht der Sommersonnenstrahlen erlebt, wenn es sich durch die Ritzen geschlossener Fensterläden von den Kornfeldern in einen alten Gobelinsaal eines dänischen Herrenhauses hineinstiehlt und dort bei den alten verstaubten Möbeln einen Aufruhr von neuem Leben hervorbringt.

Die Kopenhagener Zeitung brachte die erbetene Skizze, zugleich mit meinem Bild und einer Besprechung über meinen Roman „Josa Gerth". Und diese Zeitung war es, die zum erstenmal das Wort „Farbendichter" auf mich anwendete, das Wort, das nachher noch jahrelang mein Begleitname in der literarischen Welt bleiben sollte. —

*

Nach meinem zweiten Aufenthalt im Winter 1893 bis 1894 im bohuslänschen Pfarrhause reiste ich zu Anfang April 1894 von Schweden nach London. Ich fuhr auf einem Küstendampfer vom schwedischen Hafen Uddevalla, südlich von Fjellbacka, ab und erreichte, die Nordsee überquerend, in drei Tagen die Themsemündung.

Ich kann heute noch nicht den Eindruck vergessen, den mir die englischen Fischerflotten machten, die da still lagen im Meer am Themseeingang auf der großen

Silberbank des Wassers, über dem die Vorfrühlings-sonne bei silberberänderten Wolken blitzte. Die still arbeitenden Boote sahen aus wie unzählige dunkle Fische auf einer weißen Metallplatte.

Dieser Anblick der Vereinigung von Meer und stillen Meerarbeitern ließ mich noch einmal vor der Ankunft in London weit und frei aufatmen. Es sammelt sich in jedem jungen Herzen ein beklemmendes Gruseln an, wenn man zu einer fremden Weltstadt kommen soll. Es gruselte mich, von London verschluckt werden zu können, von den dort angestauten verschiedenen Lebensbegriffen und sich widerstreitenden Lebensgefühlen. Und so genoß ich noch einmal, wie im Abschiednehmen von der Meereseinsamkeit, die mir in Schweden ein weiser Kamerad geworden war, den letzten Meerblick, der mir so unendlich hell und friedlich mit seinen Meerarbeitern einen unzerstörbaren Glückszustand zuspiegelte.

Es wurde Abend, als wir in London in den schmutzigen Dockwassern, an rußigen düsteren Ausladehallen, im Finstern lautlos landeten. Und mehr als die See am Mittag gebraust, toste jetzt rundum das millionenträchtige London in der Nacht.

In einer Pension am Upper Wooburn Place, die in der Nähe des Britischen Museums lag, und wo die Freunde des jungen Schweden, das amerikanische junge Künstlerehepaar, lebten, nahm ich Wohnung.

Der Amerikaner hieß James mit Vornamen, und seine Frau hieß Theodosia. Er war Newyorker und sie aus San Franzisko, und beide hatten sich in Frankreich auf dem Pariser Montparnasse, dem Künstlerstadtteil der Pariser Amerikaner, kennen gelernt. Sie hatten sich eben in England trauen lassen und lebten hier auf einem Zimmer der Pension, sorglos bei Künstlersorgen.

In ihnen lernte ich nicht bloß die Menschen eines neuen Zeitgeistes kennen, sondern es sprach auch die Einfalt und Unverbrauchtheit des jungen Erdteils, aus dem sie kamen, aus ihren Handlungen und ihren Gedanken.

Bei unseren ersten Gesprächen erschien es mir, als unterhielt ich mich mit Schulkindern. Die beiden amerikanischen Künstler hatten in allem einen etwas belehrenden Ton, so wie Schulkinder untereinander reden, die sich und ihre Gefährten ganz richtig für unerwachsene Menschen halten. Da sie kein Deutsch sprachen, wurde unsere Unterhaltung auf Englisch oder in schlechtem Französisch geführt, was den belehrenden Ton bei den beiden erhöhte.

Ich hatte noch nicht viel von Okkultismus gehört und nicht viel von Astrologie, nichts vom englischen mystischen Maler Blake und seinen Geisterdichtungen, ebensowenig kannte ich Swedenborgs übersinnliche Philosophie. Ich wußte nichts von Geheimbünden. Ich wußte nur, daß diese Art Gelehrsamkeit in Deutschland mittelalterliches Treiben genannt wurde, und daß sie mir auch immer aus der Ferne als solches erschienen war. Ich glaubte nie an Wahrsagungen, nie an Aufstellung von Horoskopen, noch an ägyptische, arabische oder indische Sterndeuterei. Das amerikanische Ehepaar aber nannte sich Adepten eines mystischen Geheimbundes, über den sie nicht reden durften.

James wollte Bildhauer werden, Theodosia Malerin, und deshalb waren sie von Amerika nach Europa gekommen. Und als ich sie fragte, wozu sie denn die mystische Lehre für ihre Kunst nötig hätten, so sagten sie mir ganz richtig, jede Kunst brauche einen seelischen Inhalt, eine geistige Bildungslinie. Und als ich sie fragte, ob ihr Geheimbund die Freimaurerei sei, da lachten sie und meinten, daß die Freimaurer weit entfernt seien von dem Kreis, dem sie angehörten.

Das Zimmer, das sie bewohnten, war geräumig und bildete für sie beide: Schlafzimmer, Wohnzimmer, Eßzimmer und Atelier. Bisher hatte ich noch nie ein junges Ehepaar der gebildeten Stände kennen gelernt, das, auf einen so bescheidenen Raum angewiesen, so glücklich lebte wie diese Amerikaner. Und wenn ich heute an jenes Londoner Zimmer zurückdenke und an das Kaminfeuer, an den Londoner

Nebel vor den Fenstervierecken und an das ewige Teewasser, das auf den Kohlen des Kaminrostes den ganzen Tag gekocht wurde, dann entzückt mich immer noch der bescheidene Geist jener strebenden und sich gegenseitig anspornenden amerikanischen jungen Eheleute.

An den Wänden ihres Zimmers waren mit Heftnägeln unzählige Photographien an die Tapete gesteckt. Botticelli, dessen Ruhm damals alle Amerikaner mit besonderer Vorliebe in Mode gebracht hatten, war mit seinem Bild „Primavera" vertreten. Leonardo da Vincis „Mona Lisa", einige Photos von Holzschnitten Albrecht Dürers und verschiedene Bilder von Michel Angelos Arbeiten waren hier zum Studium und zur künstlerischen Augenlust ganz willkürlich an der Wand um den Kamin verteilt.

Zuerst wollte ich nicht recht zuhören, wenn die Amerikaner mir die Mystik der Darstellungen Michel Angelos, die Mystik Leonardo da Vincis und Albrecht Dürers erklärten und immer von Mystik und Symbolik bei allen alten Meistern sprechen wollten. Aber zwei Menschen gefunden zu haben, die eine neue Weltanschauung in der Mystik suchten, die ein neues Heil in ägyptischer, arabischer und indischer Astrologie zu finden glaubten, die überhaupt nach einem Sinn des Lebens fahndeten, das fesselte mich an diese amerikanischen Künstler.

Und ich machte mich geduldig, um ihnen zuzuhören bei ihren ganz unglaublichen mystischen Ergründungen, die sie immer wieder von neuem aus ihrem Geheimbund mit nach Hause brachten.

Ich hätte gern etwas Näheres über diese geheimen Versammlungen erfahren. Sie aber sagten, ich wäre noch viel zu ungläubig und zweifelnd und müßte, blind ergeben, ohne Mißtrauen, mich zuerst in Astrologie und okkultistische Lehren vertiefen, und wenn ich dann von dem heiligen Drang erfüllt wäre, ein Adept werden zu wollen, so würde ich ganz von selbst den Weg zu diesem Geheimbund finden.

Manchmal in den ersten Tagen fragte ich mich, ob ihr ganzes Gebaren nicht vielleicht ein Künstler-

scherz sei. Vielleicht würden sie später über mich belustigt lachen. Denn es schien mir ungeheuerlich, daß zwei aus dem Wirklichkeitsland Amerika, zwei aus dem Arbeitsland kommende Neuzeitmenschen, in die Dunkelheiten der Astrologie, der Alchemie, der Scholastik und Mystik zurückkehren wollten. Es war mir, als ob freie Menschen um Ketten und Kerker bettelten.

Der Amerikaner Weisheit hatte aber nichts mit dem Wissen der Theosophen gemein. Sie verneinten es lebhaft, als ich sie fragte, ob ihr Bund etwas mit Theosophie zu tun hätte.

Sie malten und bildhauerten in London nicht, sondern sagten, das würden sie wieder aufnehmen, wenn sie nach Paris zurückgekehrt wären. Sie waren nur jetzt nach London gekommen, um sich in die Geheimwissenschaften zu vertiefen und sich in jenem Geheimbund unterrichten und belehren zu lassen.

Sie waren aber niemals düster gestimmt, immer fröhlich und glücklich. Nur hatte für mich ihre Fröhlichkeit etwas Körperloses. Sie konnten sich nur immer bei übersinnlichen Gedanken aufhalten, ähnlich wie es jene Theosophen getan, denen ich in München begegnet war.

Sie lachten mich aus, als ich sie fragte, ob die Lehre, der sie nachgingen, der Spiritismus sei. Ich wußte damals noch zu wenig von Okkultismus, und erst später erfuhr ich, daß jene beiden einer okkultistischen Gesellschaft angehörten.

Dadurch, daß die Unterhaltungen mit jenen beiden Okkultisten immer halb Englisch, halb Französisch geführt wurde, fühlte ich mich sehr aus meinem Gleichgewicht gehoben und aus meinem Deutschtum fortgerückt, und die Einsamkeit meiner Gedanken war dadurch in dem unendlichen London unendlich viel größer, als sie im Pfarrhaus im Bohuslän gewesen, wo ich mit der Natur erquickenden Gedankenaustausch gepflegt hatte. Denn die Gespräche über Mystik bereiteten mir zuerst nur Qual. Es war mir, wenn ich der Geistesrichtung jener Okkultisten folgte, als ginge ich in den Spuren der schwarzen Sonne, die

ich am Isefjord in Dänemark in das schwarze Moor hineingedichtet hatte.

Das große düstere London selbst erschien mir wie eine schwarze mächtige Sonne. Als ich in jener Nacht, vom schwedischen Schiff kommend, die finsteren Docks betrat und sofort in den Bauch der Erde steigen mußte und in rauchigen Tunnels, beinahe zwanzig Stationen weit, unterirdisch reisen mußte, um zum Upper Wooburn Place zu gelangen, da glaubte ich durch die Eingeweide der Erde zu jagen.

Noch am Mittag desselben Tages war ich auf der Silberbank des Meeres unter silbriger Sonne gewesen, war durch silbrige Luft in die Themse eingefahren, an dem grünen Ufer von Greenwich und Richmond vorüber, und jetzt schien es nirgends mehr Meerfreiheit und ländliches Grün zu geben. Seitdem ich da in der Unterwelt fuhr, war mir, als führe ich in die Erdfinsternis, von aller Natur und Natürlichkeit fort, als tauschte ich klare Gedanken gegen dunkle Hirngespinste ein.

Seltsamerweise wirkte aber London, als ich es dann bei Tage sah, gar nicht so himmelgetürmt und nicht so geschäftshastig und großstadtgierig wie Berlin in jenen Zeiten auf mich gewirkt hatte. Die vielen Straßenzüge in London, in denen sich kleine Familieneinzelhäuser überaus schmucklos und einfach, ohne Schaufenster und, nur zweistöckig, aneinanderreihten, wirkten in ihrer Schlichtheit und Unauffälligkeit und in ihrer gediegenen Nützlichkeit, wenn auch eintönig, so doch menschenwürdig.

Die Londoner Geschäftsstraßen waren sachliche Arbeitsstraßen, in denen einem das Geldverdienen als eine Naturnotwendigkeit erschien, wobei die Arbeit nicht fieberhaft war, sondern gründlich, stark und einfach verrichtet wurde.

Durch eine im englischen Volk eingewurzelte und durch Geschlechter eingeführte klare Lebensordnung, der sich die ganze Stadt wie eine gut arbeitende, nirgends von Willkür gestörte Maschine hingibt, wirkte diese Millionenstadt mit den kleinen Familienhäusern fast friedlich und traulich wie ein Riesendorf.

Der Segen des Sichunterordnenkönnens der einzelnen unter Vätersitte und unter unumstößliche gesellschaftliche Sitte wirkte bei einer Millionenbevölkerung ungemein wohltuend. Und die tadellose Ordnung im englischen Tagesleben umgab wie ein Schutz, wie die Weihe heiliger Naturgesetze, den Fremdangekommenen. Auch der willkürlichste Mensch wird vom englischen starken Ordnungsleben, das das riesige London, wie einen sicher geleiteten Gutshof, tadellos arbeitend zusammenhält, zur Selbstzucht angespornt. Denn ohne Selbstzucht und Unterordnung des einzelnen unter das Massengefüge konnte hier wie überall im Weltall keiner vorwärtskommen.

Der Engländer, der unausgesetzt Achtung oder Verachtung austeilt, züchtet sich auch die Fremden, die zu ihm kommen, so wie er gewöhnt ist, den Ländern, die er erobert hat, und ihren Eingeborenen englische Ordnung und englischen Lebenssinn beizubringen.

England hat es, wie man weiß, mit dieser Ordnungsstrenge erreicht, daß rund um die Erde seine Sprache die Reise- und Weltsprache wurde. Dieses von altersher feststehende, eingeschulte englische Wesen, das stolz auf sich selbst beruht und sich alles Fremde kraftvoll unterordnet, fühlte ich als wohltuende Macht vom ersten Schritte an, als ich englischen Boden betreten hatte.

Als ich an jenem Ankunftsabend, der Untergrundbahn entstiegen, zum Pensionshause am Upper Wooburn Platz kam — das sich in nichts unterschied von den tausend stillgeordneten Nebenhäusern, und das dadurch häuslich und vornehm in sich zurückgezogen wirkte —, fühlte ich mich schon in jener Straße durch die schweigende Ordnung wohl aufgehoben.

Da war noch ein altmodischer Türklopfer außen an der Haustüre, ein Klöppel, der auf eine Bronzeplatte fiel. Ein schlank gewachsenes Dienstmädchen in schwarzem Kleid mit weißen Manschetten, weißem Kragen und weißem Häubchen öffnete und geleitete mich durch die Vorhalle, die aber keinen kahlen Gang und kein kahles Treppenhaus aufwies. Selbst diese nebensächlichen Hausräume waren traulich mit Haus-

geräten und Bilderschmuck ausgestattet, und mir war, als sei ich in ein altes Herrschaftshaus und in einen Kreis alter Familienüberlieferungen eingetreten.

Auch der überall sparsam verwendete Raum im Hause, wo eingebaute Schränke, Tapetentüren und eingeschachtelte Kammern den Hausraum ausnützten — ich möchte sagen das Hausleben verinnerlichten und einem den Wert von jedem Zoll des Londoner Bodens deutlich in Erinnerung brachten —, dieses Raumsparen erhöhte den Reiz des Wohnens. Man befand sich in einem solchen Hause wie in einer Schatulle, welche Geheimfächer barg, und an der das sorgsam Durchdachte dem Eintretenden Vertrauen einflößte und ihm Bestätigung vom Wert des Lebens gab. Sich beschränken müssen und sich klug und gewandt beschränken können, sich für das Leben züchten müssen, das redete hier jeden, der das Leben ernst nehmen wollte, wohltuend auf Schritt und Tritt an, innerhalb und außerhalb der Häuser Londons.

Daß das englische Volk auf einer engen Insel lebt und in seinem Vaterland jeden Fußbreit Erde liebt, daß es sozusagen im Meer verlassen lebt, auf sich allein angewiesen, umgeben von den ungeheuren Meereshorizonten, die dieses Volk weltblickend werden lassen und es zugleich heiß heimatliebend machen, dieses wurde einem in London täglich bewußt gemacht. Und daß dieses Meervolk, vom Festland getrennt, im Gegensatz zu den Festlandvölkern sich eigenwilliger und im besten Sinne eigensinniger entwickeln mußte, das wurde mir täglich beim Wandern und Beobachten englischer Eigenart und englischer Gediegenheit von den Londoner Straßen erklärt.

So erstaunte es mich auch bald nicht, daß hier im Mittelpunkt der fünf Weltteile, hier wo man täglich großzügige Fühlung mit Ägypten, Indien und mit dem fernsten buddhistischen Asien hat, eigenartige Gedankenmischungen entstehen können. Gedankenmischungen, die, ebensogut wie die neuzeitliche Wissenschaft, eine Fortsetzung in der Entwicklung des Menschheitsgeistes hervorbringen können. Da die Engländer im fernen Osten mit fremdem Volksgeist

in steter Berührung leben, können asiatische alte Weisheiten echter und unverfälschter durch den gradlinigen Meerverkehr der Engländer nach London kommen, als dieses in Deutschland oder in den anderen Festländern der Fall ist, die nicht so sehr im Mittelpunkt des Weltverkehrs stehen.

Bei uns in Deutschland riß die Wissenschaft im letzten Jahrhundert in den Herzen und den Hirnen der Gebildeten alte Weltanschauungen ein, aber sie baute keine neuen Ideale auf. In England aber, wo Vätersitte unerschütterlicher feststeht als bei uns, reißt man nicht so leicht ein, sondern baut — eingeschachtelten Räumen in den Häusern ähnlich — buddhistische, mohammedanische und altägyptische Ideenwelten in die christliche Weltanschauung hinein. Und, indem man nicht bloß Rohprodukte aus den asiatischen Kolonien in London einführt, sondern auch die Geistesprodukte der unterworfenen asiatischen Nationen, versucht man in England, Gedankenreiche aus der Vereinigung fremder Weltanschauungen, zusammengeschmiedet mit der heimatlichen Gedankenwelt, zu gründen.

Die Inder, die Ägypter, Asiaten und Afrikaner, denen der Londoner täglich in seinen Straßen und in den Gesellschaften, als zum englischen Reich Zugehörigen, begegnet, konnte er auf die Dauer auch geistig nicht unbeachtet lassen und mußte über ihr ihm fremdes Geistesleben nachdenken.

So versteht sich meistens der Engländer heutzutage besser als irgendein Europäer auf japanische und chinesische Kunstwerke, und die englische Literatur ist reich an asiatischen Übersetzungen und an ernsten Werken schlichter getreuer Kunst- und Sittenschilderungen asiatischer Völker. Während die deutschen Reisewerke vielfach von deutschem Gelehrtenwissen beleuchtet niedergeschrieben werden, sind die vielen Werke der englischen Privatreisenden — deren es natürlich bei dem ungeheuren Weltverkehr englischer Schiffe Legionen gibt — allmenschlicher, freundlicher und traulicher gehalten. Der Inhalt dieser Werke ist mehr von allmenschlicher Bewunderung erfüllt als von geistiger Überhebung.

Während in England durch den ungeheueren Welt- und Völkerverkehr sich neue Anschauungen den alten Anschauungen beimischen und Möglichkeiten einer gedanklichen Umgestaltung zulassen, stocken in Deutschland seit der Wirklichkeitserkenntnis der neunziger Jahre die Entwicklungen zu neuen geistigen Idealen hin fast vollständig. Man spürt von der großen deutschen Flotte her noch keinen Völkerweltverkehr und Weltgedankenaustausch im deutschen Lande selbst.

Ich will aber nicht sagen, daß in England in den breiten Volksmassen große gedankliche Umwälzungen erreicht worden sind. Doch praktische Umwälzungen sind erreicht worden, wie zum Beispiel die von England kommende Einrichtung der segenstiftenden Heilsarmee oder die von England und Amerika kommende Lehre von der „Christlichen Wissenschaft“, der „christian science“, die durch bewußte geistige Erhöhung die Gesundheit des Körpers anstrebt.

In Deutschland selbst ist nichts der Art aus der Nation entstanden. Man lebt bei uns noch von einem wissenschaftlichen Wirklichkeitssinn befangen.

Aber ein Siebzigmillionenvolk sollte sich doch zu neuen geistigen Höhen, zu neuen Idealen hin aufraffen. Immer noch befangen vom Geist der achtziger und der neunziger Jahre, in denen die Künstler und Gelehrten den Weg zur Wirklichkeit wiesen und zum Niederreißen falscher Ideale, verrannte sich jetzt die deutsche Welt in Wirklichkeitslust.

Die Zeit Goethes, die sich an den griechischen Göttern Erhebung holte, die Zeit Walters von der Vogelweide, in der das Christentum noch ein jung blühendes Ideal war, soll natürlich nicht wiederkommen. Aber die Wirklichkeitslust, die heute herrscht, die ohne Geisteslust ist, sie artet auf die Dauer in ein niederes Vergnügen aus, bei dem die nach neuem Geist sehnsüchtigen Menschen nicht ewig mittun können. Und die Lust nach einer neuen Geisteserhebung schwebt überall in der Luft, so wie am Ende des Winters die Sehnsucht nach dem Frühling da ist.

Dieses Streben nach einer neuen Weltanschauung, das ich bei dem jungen amerikanischen Ehepaar schon

vor zwanzig Jahren in London miterlebte, bestätigte es mir schon damals, daß die naturalistische Kunst, die in der Literatur in Deutschland in Gerhart Hauptmann ihren ersten größten Vertreter fand, nicht die allein seligmachende Entwicklung in der Dichtung bleiben würde.

Eine Vereinigung von starker Wirklichkeit und höchster Geistigkeit, eine festliche Weltauffassung vom festlichen Weltalleben und aus einer sich demütig und doch allmächtig fühlenden Menschheit heraus wird eine neue Festwelt für die jungen Dichter entstehen.

Weil im Weltalleben nichts zu klein und nichts zu dunkel ist, als daß es nicht Aufnahme in den Verstand und in das Gefühl einer neuen Menschheit finden müßte, so öffnete ich damals, nachdem ich den ersten Widerwillen überwunden hatte, willig Herz und Ohr auch der mittelalterlichen Welt, der ägyptischen Magie, der assyrischen Sternkunde, der indischen Adeptenlehre, der mittelalterlichen Alchemie und hörte tage- und wochenlang den Auseinandersetzungen des jungen und geistig entzückten amerikanischen Ehepaares zu.

Ich ließ mir die dicken Bände des Geisterdichters William Blake vorlesen und deuten. Und war in Bohuslän die Welt für mich stark, prächtig, natürlich klar und handgreiflich am Meer und beim Granit und in dem würdigen Pfarrhaus ausgebreitet gewesen, so gerade dem entgegengesetzt, unklar, geisterhaft, aber doch nicht unnatürlich, bei aller Finsternis nicht unglaubhaft, malte sich jetzt vor mir in jenem kleinen Londoner Zimmer die tastend begeisterte Dunkelwelt der Magie.

Ich glaubte zuerst, daß jene beiden Menschen, die mich in die Geheimwelt des Geisterlebens einweihen wollten, es ebenso auf Wunderverrichtung abgesehen hätten, wie ich und mein Freund, der junge Philosoph, einige Jahre vorher, an jenem Augustnachmittag auf dem Gute bei Würzburg, Wunderwünsche gehabt hatten.

Ich sagte deshalb den Amerikanern, daß ich längst

über die Sehnsucht, Wunder zu erleben, fortgekommen sei und deutete ihnen an, daß meine Weltanschauung darin bestehe, das größte und kleinste Leben im Weltall, ebenso wie mich selbst, als festlich zusammengehörig anzusehen und jedes Leben als seinen eigenen Schöpfer und zugleich als Mitschöpfer des ganzen Alls zu betrachten. Ich sagte ihnen, das Weltall würde von mir als ein Festleben, als eine unendliche Festlichkeit angesehen, bei der wir alle ewig in Freude und Leid mitfeiern und alle von neuem Leben zu neuem Leben die Festgestalt wechseln und dabei alle alles besitzen und zugleich der Besitz aller sind.

Da sagten die beiden Amerikaner: „Das ist im Grund dieselbe Lehre, die wir meinen. Wir haben sie in einem Geheimbund erfahren, und Sie sind mit Ihrem Freund, dem Philosophen, durch eigenes Nachdenken zur selben Erkenntnis gelangt.

Wir glauben dasselbe. Wir glauben auch, daß wir Menschen Wunder wirken könnten, aber aus Weisheit das Schöpfungswerk nicht durch törichte Wundersucht stören wollen. Denn dann wären wir nicht mehr weise. Wir glauben ebenso an die Festlichkeit des Lebens. Wir glauben aber auch, daß man sich die großen Kräfte der Sterne ebenso zu Nutzen machen darf, wie man sich Elektrizität und Dampfkräfte zu Nutzen gemacht hat.

Denn es wird kein vernünftiger Mensch daran zweifeln können, daß die Sternenmassen, die sich im Himmelsraum bewegen, die sich bald einander nähern, bald voneinander entfernen, in denen ganze Sonnensysteme wandern, daß diese Sonnen, die sich mit ihren Planeten umkreisen — daß diese sich einander nähernden und sich entfernenden Weltkörpermassen nicht untereinander Einflüsse ausüben müssen auf das Leben, das auf ihnen besteht.

Die Riesenschwankungen, die die Annäherungen solcher Massenungeheuer gegenseitig erzeugen, bleiben nicht ohne Einfluß auf die pflanzliche, tierische, chemische und menschliche Welt, die sich auf den verschiedenen Gestirnen befinden mag.

Darum sind die sich verschiebenden Stellungen der Sterne von Bedeutung für das kleinste Atomleben, also auch für das Menschenleben auf unserem Gestirn. Die Verschiebungen der Sterne bringen durch bedingte Atomverschiebungen Veränderungen chemischer Prozesse hervor. Denn die verschiedenen Gestirne stehen, wie jeder weiß, auf verschiedenen Verbrennungsstufen. Sie sind außerdem verschiedenartig zusammengesetzt. Und angenommen, es würden auch auf jedem Stern dieselben Elemente vorhanden sein, so sind diese doch in verschiedenen Hitze- und Abkühlungsstufen von verschiedenster Wirkung."

Diese letztere Erklärung sagte ich mir selbst, als die beiden Amerikaner mir die Sterneneinflüsse glaubhaft machen wollten. Ich sagte mir: betrachtet man das Weltall als eine chemische Masse, in der jedes Sonnensystem ein Molekül bedeutet, das sich wieder aus Atomen zusammensetzt, und sieht man die Planeten jedes Sonnensystems als Atome des Sonnensystemmoleküles an, so kann man sich recht gut vorstellen, daß Aufruhr und Änderungen in dieser chemischen Verbindung entstehen, wenn zum Beispiel ein Komet, der ein Atom darstellt, sich einem Molekül, einem Sonnensystem nähert, und dessen Bahn kreuzt.

Angenommen, es sei irgendein chemischer Stoff auf dem Komet überwiegender tätig als auf dem Planeten, dessen Bahn der Komet kreuzt, so wird er wie ein Gärungskeim auf die vorher ruhige Bahn des Planeten einwirken. Denn durch Strahlung kann der Komet kleinste Körperchen, wie zum Beispiel Elektronen, aus der Ferne in das Sonnensystem aufrührerisch schleudern und vorübergehend Zersetzungsprozesse erzeugen, die sich dann selbstverständlich als Unruhen, als Erdbeben, Störungen, Krankheiten des Wassers, Krankheiten der Luft, Krankheiten der Erde, Störungen in der Elektrizität, die sich also auch als Krankheiten der elektrischen Ströme auf jenem Planet fühlbar machen. Die Lebewesen unseres Planeten, die Menschen zum Beispiel, würden dann unruhiger denken, unruhiger handeln, ge-

stört im Gleichgewichte, kriegerischer gesinnt sein und fieberhafter und gewalttätiger werden.

Kriege, die sonst bei ruhigerem Überlegen vermieden werden könnten, werden bei dem gereizten Geisteszustand, in dem sich der ganze Planet befindet, durch die Strahlenstörung, die er vom Kometen erhielt, unvermeidlich werden, ebenso wie Mißwachs, Erdkrankheit und Hungersnot dann die Folge sein könnten.

Den denkenden Menschen muß es einleuchten, daß die gesamte Sternenwelt als eine Molekül-, Atom- oder Elektronenwelt gedacht, mit kreisenden Molekülwelten, das heißt Sonnensystemen, fortgesetzten Veränderungen unterworfen ist, die je nach den Molekülverschiebungen, je nach den Sternstellungen einsetzen.

Zu jeder Stunde der Nacht und des Tages ist die Sternstellung eine andere rund um den Planeten Erde. Also sind die Wirkungen im Weltall und auf der Erde, die chemischen Prozesse, die statthaben, stündlichen Veränderungen unterworfen.

Sagen wir nun, die chemische Masse Jupiter, oder die chemische Masse Venus, oder die chemische Masse Merkur entfernt oder nähert sich der chemischen Masse Erde, so müssen unbedingt, wie bei dem Nahen eines Kometen, Schwankungen bei allen Leben der Erde eintreten.

Nun sind aber nicht bloß alle Sterne in verschieden starken Elementzusammensetzungen zu denken. Sondern auch die verschiedenen Pflanzen, die verschiedenen Tiere und die verschiedenen Menschen sind aus verschiedenen Gewichtteilen jener Elemente zusammengesetzt. Nähert sich nun ein Stern, der durch seine Zusammensetzung schädlich oder günstig wirken kann, so wird jedes Lebewesen auf der Erde sich bei seiner Annäherung glücklicher oder unglücklicher fühlen, glücklicher oder unglücklicher handeln.

Und darum sagten die alten Astrologen: dieser ist ein glücklicher Tag für diejenigen, die zum Beispiel unter Jupiter geboren sind. Denn an diesem Tag ist die chemische Zusammensetzung im Weltall durch die Jupiterstellung, das heißt durch Molekularver-

änderungen, die das Atom Jupiter erzeugt, günstig für alle die, welche aus einer ähnlichen chemischen Zusammensetzung bestehen wie der Planet Jupiter.

Die ewig sich ändernden chemischen Prozesse, die sich einander nähernden und sich voneinander entfernenden Sternmassen, die den aus Elementen zusammengesetzten Körper des Menschen, der Tiere, der Pflanzen und der ganzen Erde ständlich chemisch beeinflussen, so wie auch sie wieder beeinflußt werden, diese Sternwanderungen und die dadurch entstehenden ständlich verschiedenen Sternmischungen, diese ständlich wechselnden chemischen Prozesse lassen einem die Sterndeutung, die durch Jahrhunderte und Jahrtausende bei allen Erdvölkern, bei Chinesen, Indern, Afrikanern, Azteken und Germanen geübt wurde, als eine durchaus nicht übernatürliche Wissenschaft verstehen.

Ein Astrologe kann also, wenn er die Geburtsstunde eines Menschen weiß und die Sternstellung jener Stunde, die er in den astronomischen Aufzeichnungen bereits festgestellt findet, nachgeschlagen hat, jenem Menschen die Zukunftsstunden, in denen ihn schädliche Einflüsse unvermeidlich treffen werden, aus dem astronomischen Kalender berechnen. Ähnlich wie ein Chemiker voraussagen kann, welche Einflüsse einer bestimmten chemischen Mischung von Vorteil oder von Nachteil sein können.

Der Astrologe hält sich also an Sternenprozesse. Er ist sozusagen der Kenner der Himmelschemikalien, angewendet auf die Chemie des Menschenkörpers. Wie es kluge und unkluge Chemiker gibt, gibt es natürlich auch kluge und unkluge Astrologen.

Die Indier, die Araber, die Ägypter, die unter wolkenloserem Himmel geboren sind als wir, und die die Sterne in mehr Nächten des Jahres studieren konnten als wir, haben in ältester Zeit, wie jeder weiß, die größten Fortschritte in der Beobachtung des Himmels gemacht. Auf der Reise um die Erde wurde ich an einigen indischen Fürstenhöfen in geräumige, besonders für die Astrologie gebaute Höfe geführt, wo große gemauerte Instrumente verteilt

waren, die heute noch, wie seit urältester Zeit, den Messungen und der Sternenkunde dienten.

Ob es Wert hat, die beeinflußten Lebenstage, die guten oder bösen, eines Menschenlebens aus den Sternen vorauszubestimmen, das wird jeder bei sich selbst fühlen müssen. Nicht jeder trägt Verlangen, die Stunden wissen zu wollen, die ihm schädlich oder günstig sind.

So wie heutzutage der Bauer und der Luftschiffer und der Seemann, ehe sie an die Arbeit gehen, das Voraussagen der Wetterwarten und das Wetterglas gern in Anspruch nehmen, so mag es auch wohl Menschen geben, die, so wie es die alten Griechen, Ägypter und Römer taten, die ihnen günstigen Sternstunden wissen wollen, ehe sie sich zu irgendeinem wichtigen Entschluß aufmachen. Da alle Dinge im Leben ihre unreifen, ihre reifen und überreifen Stunden und ihre welken Stunden haben, so wird der, der nicht selbst einen starken Instinktblick hat, zu Hilfsmitteln greifen, die seine Instinkte unterstützen. Der starke Instinktsmensch aber wird ohne Sterndeutung auskommen. Ein starker Bauer, ein Flieger oder ein Seemann, welcher die Wetterbestimmung im Instinkt und in der Erfahrung, sozusagen im Blut sitzen hat, dieser Starke wird sich nicht um die nicht immer sicheren Wetterwartenvoraussagungen kümmern. —

Als ich nun in London täglich mit dem amerikanischen Ehepaar über Astrologie und andere okkultistische Wissenschaften eingehend sprach, wendete sich mein Sinn, der sich vorher seiner zeitgemäßen wissenschaftlichen Aufklärung und Überwindung mittelalterlicher Mystik gefreut hatte, diesen Gesprächen von Tag zu Tag aufhorchender zu.

Ich mußte mir beschämt sagen, wir hatten in den deutschen Schulen unserer Neuzeit, in denen ich aufgewachsen war, blindlings den über Astrologie nicht unterrichteten Lehrern die Verachtung der Astrologie ablernen müssen. Wir Schüler waren in diesem wie in vielen anderen Weltanschauungsgedanken dumm

gemacht worden von Unaufgeklärten, und man verblieb gedankenlos sein Leben lang in dieser blinden Verachtung stecken, die man fälschlich für die höhere Aufklärung einer neuen Zeit gehalten hatte.

Die Lehrer hatten mit dem Satz: keiner kann die Zukunft wissen, die Astrologie ist etwas Übernatürliches, und mit Übersinnlichem geben wir neuzeitlichen Menschen uns nicht mehr ab, — die Astrologie rasch abgetan. Dieses mußte ich den beiden amerikanischen Okkultisten zugeben.

Die beiden Amerikaner wiederholten mir fortwährend: die Astrologie ist keine übersinnliche Kraft. Es wird bei der Astrologie mit natürlichen Kräften hantiert. So natürlich wie man mit dem Zucker sich den Tee versüßen kann und mit dem Salz den Tee ungenießbar machen kann, so natürlich ist die Sterndeutung. Die Wetterkarte der Wetterwarten und die Sternkarte der astronomischen Warten sind anerkannte wissenschaftliche Tatsachen, und nur auf Tatsachen, nicht auf Übersinnlichkeiten oder Übernatürlichkeiten, stützt sich auch die Astrologie.

Und da ich für Lebensbeobachtung bin und für Lebensbereicherung eintrete, wurde mir, als ich alles dieses ruhig und es nicht blind ablehnend überdachte, die Wissenschaft der Astrologie verständlich. Ich begriff, daß sie ungefähr den Wettervorausberechnungen gleichkommt.

Der an Einflüssen reiche Sternhimmel, den ich nachts über mir sah, angefüllt mit Schicksalsträgern, war mir danach nicht mehr bloß ein Bild aus leuchtenden Weltbällen, die wie ein leeres Feuerwerkschauspiel flimmern und nur durch ihr Licht ergötzen. Die Nachtbilder der Sterne sehen jetzt immer prächtig ereignisschwanger in mein Fenster, wie die Gesichter einer Menschenmenge, unter denen ich hier und dort Bekannte begrüße, die beeinflussend auf mein Schicksal unbewußt wirken, wie ich auf sie unbewußt wirken muß.

Leben, mit denen man in nächster Nähe, im Gespräch oder in Gedanken, verkehrt, werden einem herzlich vertraut. Und so wurden mir nach dieser

Erkenntnis jetzt die Planeten herzlich vertraut. Sie wurden zu Nachbarn meines Lebens, wie jene Vögel mir vertrauter sind, die in meinem Garten nisten, als die, die nur am Himmel vorüberfliegen.

Die Planeten Venus, Jupiter, Mars waren für mich bisher nur Sterne in der Sternmasse gewesen. Sie traten mir aber bei der Betrachtung des nächtlichen Himmels nachbarlich nah, nachdem ich ihren besonderen Einfluß auf die Leben der Erde erfahren hatte. Sie sind Familienmitglieder unserer Erde, sagte ich mir, Glieder unserer Sonnenverwandtschaft.

Jene Möwen in Bohuslän, deren Brutstätte ich besucht hatte, waren mir damals auch von der Stunde an vertrauter geworden, da ich mich in ihr Brutleben vertieft hatte, nachdem ich vom Kapitän und dem Pfarrer an der Möwen Eigenleben erinnert worden war. Und beim Nachdenken darüber, daß ich tölpelhaft gewesen und die Wochenstuben der Möwenmütter gestört hatte, war ich, nachdem ich mich mit den Gewohnheiten jener Vogelwelt bekannt gemacht hatte, mehr zu innerlichen Kameraden jener Möwen geworden, als ich es vorher gewesen. Wohl hatte ich die Möwen vorher schon als Weltallkameraden gefühlt, aber ich war ihnen noch nicht als Lebensnachbar nahegekommen. Und ebenso war es mir jetzt mit den Sternen ergangen.

Damit, daß man sich die Weltzusammengehörigkeit aller Leben im Geiste klar gemacht hat, hat man nur den ersten Schritt zur Erkenntnis des Weltallfestes getan. Der Geist, unsere Weltferne, besitzt aber auch einen erdvertrauten Leib, der uns zur Weltnähe führt, deshalb muß man die neue Weltanschauung nicht bloß geistig, sondern auch körperlich erleben wollen, um zur Weltvertraulichkeit zu gelangen, die dann der geistigen Feststimmung auch die irdische Feststimmung gibt. Denn erst aus beiden Feststimmungen ergibt sich das warme allfestliche Lebensgefühl des Menschen.

Aber nicht bloß vom geistigen Sichvertiefen des nach Lebensgründung strebenden amerikanischen Ehe-

paares hatte ich in London Gewinn. Auch vom schlichten Alltagsleben, das sie führten, lernte ich neue Lebensart kennen.

Der junge amerikanische Ehemann erleichterte seiner Frau, wo er konnte, das Hauswesen, um sie zu schonen. Da er ihr nicht ein eigenes Haus bieten konnte, war er doppelt sorgsam um sie. Und es war eine Freude zu sehen, wie keine Handreichung, die er ihr tat, ihm erniedrigend vorkam in bezug auf seine männliche Würde.

Sie, die Schwächere zu schonen, war ihm Würde. Wenn er sie glücklich wußte, dann fühlte er sich lebenswürdig und dachte nicht daran, seiner Männlichkeit irgendeine andere Glorie aufzusetzen. Und in der Tat, in der Hingabe zu ihr, in der Sorge um ihr Wohl, bewies er seine Männlichkeit besser, als wenn er sich eigenliebend mit leerer Würde gebrüstet hätte.

An einer Straßenkreuzung des Upper Wooburn-Platzes befand sich ein Markt. Kein Markt im deutschen Sinne. Sondern da waren vier Läden der vier Häuserblocks, die die Straßenkreuzung bildeten. Da waren ein Bäckerladen, ein Fleischerladen, ein Drogenladen, der zugleich Fischhandlung war, und eine Gemüse- und Südfrüchtehandlung. Es gab also da alles zur täglichen Nahrung Nötige.

Der Drogist bot Geflügel und Fische, Marmeladen und sonst hundert eßbare Dinge feil. Die Grünwarenhandlung war reich an Gemüsen aus den Mittelmeergegenden und an Südfrüchten der englischen Kolonien. Der Fleischerladen war appetitlich und zeigte frische Ware auf sauberem Marmor, und der Bäckerladen bot Backwaren und Teegebäck aller Art.

Der junge amerikanische Künstler nahm jeden Morgen eine Handtasche und kaufte alles Nötige für die Mahlzeiten ein, und ich begleitete ihn und staunte über seine Kenntnisse. Die frischesten Gemüsearten, die besten Fleischstücke, die schmackhaftesten Fischarten verstand er im Rohzustande ausgezeichnet auszuwählen. Ich fand diesen Morgenweg immer unterhaltsam und anregend.

Man hörte in der Fischhandlung von den letzten Fischzügen, vom Meersturm, der die Hummernsendung verhindert hatte. Man hörte in der Gemüsehandlung von der Bananenernte, die in diesem Jahr in Ceylon besonders günstig gewesen sei, von den Ananassendungen, die eben aus Westindien eingetroffen waren. Man hörte beim Metzger vom Viehstand und von der Viehzucht in den verschiedenen englischen Provinzen, die London versorgten, und man war während zwanzig Minuten ein bißchen überall in der Welt gewesen.

Wenn wir dann nach Hause kamen und der Amerikaner seine Einkäufe der Köchin der Pension gegeben, und diese die Dinge in die Küche, die im Keller lag, hinuntergetragen hatte, und wenn später zur Frühstückszeit, um zwölf Uhr mittags, und zur englischen Mittagszeit, nach sechs Uhr abends, alle eingekauften Sachen wohlzubereitet von der schmucken Bedienung aufs Zimmer gebracht wurden, dann aß man die Speisen angeregter und belustigter, weil man ihren Ursprungsorten schon beim Einkaufen nahegekommen war.

Nichts zu gering finden, auch in den kleinsten Dingen von Hand zu Hand sich behilflich sein, ohne sich in falsche Würde einwiegen und behaupten zu wollen, dieses war es, was ich nie vorher Gelegenheit hatte, in Deutschland zu beobachten. Und ich lernte in der Nähe der jungverheirateten Amerikaner ein mir neues Tagesleben, denn das Zusammenleben der beiden war innig und edel.

Der junge Mann hatte nie das Bedürfnis, in Kaffeehäusern zu sitzen oder Klubs zu besuchen. Er und seine Frau kannten viele Menschen in London und gingen Sonntags zur Teestunde in verschiedene Häuser, und ein- oder zweimal in der Woche besuchten sie den okkultistischen Geheimbund, dem sie angehörten. Die Hälfte des Tages oder ganze Tage verbrachten sie im Lesesaal der britischen Sammlungen, da sie nach London gekommen waren, um sich geistig zu vertiefen. Später wollten sie dann wieder nach Paris zu ihrer Atelierarbeit zurückkehren.

Durch einen Bekannten, der ein Haus in Kensington besaß, konnte ich auch eine Einlaßkarte in den britischen Lesesaal erhalten. Denn man darf nur, wenn man die Unterschrift eines Londoner Hausbesitzers vorzeigen kann, auf Genehmigung eines Einlaßgesuches rechnen.

Dort im größten Lesesaal der Welt sah ich zum erstenmal die mächtigen großen Bände in der Urschrift, die Albrecht Dürer — der Okkultist gewesen — über Menschenkörpermaße mit Bild und Text verfaßt hat. Auch sah ich die großen Mappen Leonardo da Vincis, seine Urschriften über Festungsbaukunst, Entwürfe für seine Belagerungsmaschinen und die ersten Skizzen für sein Meisterwerk „Mona Lisa", seltene Kunstdinge, die ich später nicht wieder Gelegenheit hatte zu genießen. Der junge amerikanische Bildhauer studierte jene Albrecht Dürerschen Bücher, und ich übersetzte ihm die deutschen Texte ins Englische.

Auch die Bände des englischen Geisterdichters Blake, der um 1810 gelebt hat, fesselten mich sehr. — Die Okkultisten behaupten, es sei nachweisbar, daß alle die großen Meister der Italiener, ebenso die Meister des mittelalterlichen Deutschlands, die Maler und auch Goethe, viele Zeit ihres Lebens dem Studium der Kabbala gewidmet haben. Deshalb seien dieser Männer Werke von so bleibender Schönheit, weil sie nicht bloß äußeren Sinnenreiz bieten wollen, sondern weil sie auch die Geheimwelt der Urweisheit, deren Schlüssel in der Kabbala liegt, erfaßt haben.

Der englische Dichter und Maler Blake, der die Kabbalaweisheit gründlich studierte, hat absonderliche Gedichtbände gedichtet, die voller Geisternamen wimmeln. In seinen Werken, die dickbändiger als die Bibel sind, hat er eigentümlicherweise über jede Zeile, die er schrieb, Bilder dessen, was jede Zeile in Worten erzählt, gezeichnet: fliegende Geister auf Wolken, Sternen, Planeten, halb Tier- halb Menschenungeheuer. Die Seiten seiner Bücher sehen deshalb sehr fremdartig aus, da jeder Gedanke nicht bloß in Wortzeilen, sondern auch in Zeilenbildern dargestellt ist.

Ich hatte früher von dem Kabbalawissen reden hören, ähnlich wie von der Astrologie, als von etwas Krausem, Unvernünftigem. Ich erfuhr aber, daß dieses Wissen so wohlbegründet ist, wie die Astrologie es ist, die jedem einzelnen notwendig oder unnotwendig erscheinen kann, so wie das Wettervoraussagen.

Das Kabbalawissen dringt in die Tiefe und in den mächtigen geistigen Erfahrungsgehalt ein, der aufgespeichert wurde von starken Gehirnen aller Jahrhunderte, von Gehirnen, die über das Alltagsleben hinaus Weltergründungen gesucht haben, wie es Salomon getan und die arabischen Mathematiker und die indischen Brahmanen, wie der Kult der Griechen in Delphi und der Isiskult der Ägypter.

Doch diese Ergründungen, wenn sie auch fern vom Wirklichkeitssinn der heutigen Wissenschaft zu liegen scheinen, sind einst mit nicht minder hohem Wirklichkeitssinn erforscht und zusammengetragen worden.

Ein Mensch, der sich abends zu Bett legt, weil er am Tage Geld verdient hat und müde wurde, und der dann fest schläft und morgens wieder aufsteht und wieder Geld verdient und abends wieder einschläft — er würde zum Beispiel nie beobachten können, daß die Sternstellungen sich nachts verändern. Und so werden ihm viele tausend andere Beobachtungen entgehen, die ihm nicht zufällig auf dem Weg seines Geldverdienens begegnen und sich ihm aufdrängen.

Deshalb aber darf dieser Mensch doch nicht behaupten wollen, weil er tausend Beobachtungen nicht selbst erlebte, die es außerhalb seines Berufsweges gibt, und die von anderen beobachtet werden können, welche sich das Weltergründen und Weltbeobachten zum Beruf gemacht haben, daß diese Dinge, die er nicht gesehen hat, überhaupt nicht bestehen.

Es wäre wohl ein Unsinn, zu behaupten, daß es keine Sterne gibt, weil einer, welcher mit den Hühnern schlafen ginge, niemals den Sternhimmel gesehen hätte.

Und so darf auch ein kluger Mensch und ein Mensch,

der sich Schöpfer und Geschöpf zu gleicher Zeit fühlt, nicht blindlings nur auf sein Gegenwartsleben pochen, sondern er muß auch die Werte der Vergangenheit beobachten. Die Geheimwerte, die fremde Völker, fremde Jahrhunderte ergründeten, müssen auch bei jedem klugen Geiste Beachtung und Aufnahme finden. So wie wir die Taten der Geschichte würdigen, müssen wir auch die Gedanken der okkultistischen Überlieferungen würdigen lernen, die nichts anderes sind als die Geschichtsereignisse des Denkens, Werte aus der Geschichte stiller, geheimer Beobachtungen, aus der Geschichte jener geheimen Wirklichkeiten, die scheinbar im Unwirklichen liegen und immer wiederkehren und immer weiterleben.

Ich meine natürlich nicht, daß jedermann sich in den Okkultismus vertiefen kann. Aber diejenigen, die sich zum Geistesadel der Nation zählen wollen, sollten doch, ehe sie rasche Urteile fällen, für die sie keine Vorkenntnisse haben, erst selbst den alten Überlieferungen nachdenken, ehe sie tiefste Natürlichkeiten für unsinnige Unnatürlichkeiten ausgeben.

Wie weit diese Geheimlehren nützlich sind und anwendbar aufs heutige Leben, dieses soll jeder sich selbst beantworten. Wer die Astrologie zu Rate ziehen will, dem sollte das unbeirrt und unbelacht freistehen. Dann erst ist unsere Zeit, die sich so gern die aufgeklärte nennt, wirklich würdig, aufgeklärt genannt zu werden, wenn sie durch keinen Spott mehr die Wege verstellt, die der jahrhundertalte Menschengeist gegangen ist.

Bei allen Gesprächen über Mystik, die ich mit den beiden Amerikanern pflegte, und nach dem Tagesstudium im Lesesaal der britischen Sammlungen, fühlte ich mich doch oft recht einsam. Und das Glockenspiel einer Kirche, die in der Upper Wooburn Straße in jeder Stunde dieselbe Melodie anschlug und abspielte, kam oft süßlich und fad in mein stilles Zimmer und war wie in meinem Mund der langweilige Geschmack des Oatmealbreis, den ich morgens zu meinem Tee aß.

Ich sehnte mich sehr nach deutschem Wort und deutscher Laune, als mir eines Tages das Dienstmädchen bei meiner Heimkunft vom Lesesaal eine Visitenkarte reichte und sagte, der Herr, der die Karte abgegeben, wünschte, daß ich ihn besuche. Dieser Besucher war der deutsche Dichter Frank Wedekind.

Von Frank Wedekind waren damals erst nur wenige Werke erschienen. Ich hatte in München zwei Jahre vorher sein Drama „Frühlingserwachen" gelesen. Die Schilderung einer grausigen Tragik, die heranreifende Kinder in Schule und Haus von törichten Lehrern und kaltblütigen Eltern erdulden müssen, hatte mich sehr erschüttert. Wedekind selbst kannte ich noch nicht. Als ich ihm dann meinen Gegenbesuch machte, sagte er mir, er habe meine Londoner Adresse durch Otto Julius Bierbaum aus Berlin erhalten, die dieser wieder von Richard Dehmel erfahren hatte.

Wedekind und ich trafen uns danach öfters im Piccadillyhaus, das damals das einzige Kaffeehaus in London war, da es sonst nur Stehschenken, Tee- und Likörstuben gab.

Wedekind war eben nach einem längeren Pariser Aufenthalt nach London gekommen. Seine Launen, so schien es mir, schwankten zwischen Weltbegeisterung und Weltverachtung.

Wenn ich aus den britischen Sammlungen kam oder von den neuidealistischen Gesprächen der beiden Amerikaner und Wedekind traf, war das ein seltsamer Gegensatz. Nachts in der Unionschenke, wo er zu finden war, bekam man nur Einlaß, wenn man in einer bestimmten Weise auf die Tür klopfte. Von außen war diese Schenke ein lichtloses Haus, und innen fand man in einem langen Gastraum eine sehr gemischte Kundschaft, Zirkus- und Varietékünstler, und Wedekind bei einem Toddy. Wenn er mir dann von seinen Pariser Erlebnissen erzählte, indessen manches Mal neben uns eine Zirkustänzerin übermütig auf den Tisch sprang und unter dem Hallo der Gäste Cancan tanzte, dann war mir, als sei ich vor ein lebendes Höllenbreughelsches Bild geraten.

Die Hölle hier war eigentlich harmlos. Aber der Gegensatz zwischen der nächtlichen Umgebung und meinen amerikanischen Freunden am Upper Wooburn Platz war kraß genug. Und ich, der ich bald ein Jahr lang in Skandinavien nur stummes Meer und stumme Steinwelt gewöhnt gewesen, war etwas verwundert über den überraschenden Szenenwechsel.

Der Frühling kam. Man merkte ihn aber in der Weltstadt nur erst an den Schaufenstern und an den Kunstausstellungen und an den über Nacht von den Gärtnern hingezauberten Tulpenbeeten im Regentpark und Hydepark. Jene Großgärten besuchte ich manchmal an den Konzerttagen, als eben die Londoner Geselligkeitszeit eröffnet wurde. —

James hatte mich auf einen englischen Dichterkreis aufmerksam gemacht, der sich um den mir damals unbekannten Dichter Oscar Wilde versammelte. Der Amerikaner erzählte mir, Oscar Wilde hielte täglich zur Teestunde Empfänge ab in einem vornehmen Ausschank der Hydeparkstraße. Dieser Dichter habe in diesem Frühjahr die Mode der grünen Rose aufgebracht und trüge immer eine solche im Knopfloch. Der Amerikaner selbst kannte ihn nicht.

Aber da ich nichts von Oscar Wildes Dichtungen wußte, dachte ich nicht daran, ihn aufzusuchen, auch nicht, als ich im britischen Lesesaal Wildes „Salome" gelesen hatte, die mir wie eine lüsterne Entwürdigung der alten guten Bibellegende vorkam. —

Ehe die Frühlingstage kamen, gab es noch ein paar schwere finstere Nebeltage, wobei der Londoner Nebel wie ein dicker gelber Qualm die Mittage zur Nacht machte und in mir starke Sehnsucht nach Deutschland erweckte.

In diesen Nebeltagen stellte mir das amerikanische Ehepaar den irländischen Dichter Yeats vor, der damals in London lebte und der, wie sie, jenem Geheimbund angehörte. Auch dieser Mann hatte Verlangen nach neuen Idealen.

Yeats glaubte fest an verschiedene Geisterreiche zwischen Himmel und Erde, an Himmelsabteilungen,

die von verschiedenen Geistergrößen bewohnt seien. Ähnlich, wie der Dichter Blake sie in seinen Dichtungen und Bildern dargestellt hatte. Yeats sagte mir: so wie es auf der Erde Könige, Beamten, Kaufleute und Tagelöhner gibt, so gibt es auch unter den unmittelbaren Kräften, unter den Astralleibern. die ihre Körper nach dem Tod verlassen haben, Rangordnungen. Und die verschiedenen Geister, die in verschiedenen Körpern gewohnt haben, werden nicht plötzlich ein und derselbe Geist, sondern sind nach dem Tode ebenfalls in verschiedene Rangordnungen eingeteilt.

Es gibt in den Geisterreichen, sagte Yeats, Kraftunterschiede so gut wie in den Körperreichen. Er meinte, er habe das sichere Gefühl, daß die Geister seiner alten irischen Heimatgötter, die vor dem Christentum hatten zurückweichen müssen, noch in der Luft über Irland lebten und zurückgerufen werden könnten. Im irischen Landvolk lebten noch viele der alten Lieder und Sagen und wurden in den Winternächten vor den Feuern der Kamine vielfach erzählt und gesungen. Und Yeats hatte sich mit einem anderen irischen Dichter verabredet, sie wollten als Landsleute gekleidet von Dorf zu Dorf ziehen und den Glauben an die alten irischen Götter wieder erwecken, indem sie die irischen Heldengeschichten und die Götterlehren den Bauern erzählten. —

Im Drury Lane Theater in London wurde in derselben Zeit ein Yeatssches Stück gespielt, zu dessen Erstaufführung der Dichter das amerikanische Ehepaar und mich eingeladen hatte. Ich erinnere noch, daß das Stück die ganze literarische Welt von London anzog, und daß Aubrey Beardsley, der damals bekannt gewordene englische Maler, der eben sein „Yellow Book" herausgegeben, den Theaterzettel gezeichnet hatte, und daß also das Stück ein künstlerisches Jahresereignis war.

Ich verstand aber von dem Schauspiel nichts und schrieb es der Frühlingsluft zu, daß meine Augen, während auf der Bühne gespielt wurde, zufielen. Ich sehe nur noch in der Erinnerung eine Dame vor

einem großen Kaminfeuer in einem dunklen Gemach und hinter ihr ein mondscheinblaues Fenster. Was die Dame mit Geistern und lebenden Menschen sprach, kam aber nicht zu meinem Bewußtsein.

Als ich wieder aufwachte, wurde geklatscht. Vorher, ehe wir zu jener Vormittagsaufführung ins Theater gegangen waren, hatte die Sonne geschienen, und wir hatten einen Kreis der Yeatsschen Bekannten in der Frühstückstube neben dem Theater getroffen, wo vom „Yellow Book" Aubrey Beardsleys das erste Exemplar herumgereicht worden war.

Dann nach dem Theater war es grauheller Spätnachmittag draußen auf der Straße. Aus Frühlingswolken fiel Frühlingsregen, der mit lauwarmem Wasser über das Londoner Pflaster lief.

Der Geist dieses eintönigen Frühlingsregens war neben mir in der Loge gesessen und hatte mich eingeschläfert. Ich schämte mich ein wenig, als der lange, blaßgesichtige, schwarzhaarige, irische Dichter uns fragte, wie uns sein Stück gefallen habe. Ich wußte ihm nichts zu antworten. Als wir dann zu Hause im schlichten Zimmer der Amerikaner am Kamin saßen und auf das Kochen des Teewassers warteten, fingen wir wieder an von den Geistern zu sprechen.

Hatte mich schon der Nebel herzschwach gemacht, der sich plötzlich unerwartet wie ein dunkler Knebel ins Fenster steckte und mir den Atem beklemmte, so taten dies der Frühling und die Gespenstergespräche noch viel mehr. Und ich sehnte mich fort nach Deutschland, heftiger und heftiger. Ein paar kleine Zufälle trieben mich dann ganz plötzlich zur Abreise.

Eines Nachmittags war ich im Hydepark. Ich saß auf einem der Pfennigstühle am Rotten Row; viele Zuschauer hatten sich beim Nachmittagskorso niedergelassen. Leichte Landauer und schwere Kutschen, gelenkt von schmucken Herrn oder Damen, und bespannt mit rassigen Pferden, zogen ununterbrochen, als wäre ein allgemeines Wettrennen, vorüber.

Ich hatte eine Zeitung gelesen und sah auf und bemerkte ein sehr hübsches Gefährt aus hellem Holz, dessen lebhafte Pferde von einer jungen, sehr schönen

Dame geführt wurden, die neben ihrem Stallburschen auf hohem Kutscherbock saß. Dame, Wagen und Pferde schienen zusammengehörig wie ein Geiger und seine Geige. Blitzend jagte das schöne Bild an mir vorbei. Ich bedauerte, daß es so schnell verschwunden war, und daß ich die Dame nicht nochmals sehen konnte.

Da höre ich ein Knattern, ein unheimliches Rasseln. Zugleich springen alle Leute, die neben mir sitzen, auf und steigen auf ihre Stühle, um über die Köpfe der Menschenmenge fortsehen zu können. Einen Augenblick schauten alle gespannt nach einer Richtung. Ich konnte mich nicht vor- und nicht rückwärtsbewegen, so schnell hatte sich eine Menschenmauer gebildet. Aber an den Gesichtern der Kutscher, die an der entgegengesetzten Seite des Rotten Rows in langen Reihen anhielten, sah ich, daß sich etwas sehr Schlimmes ereignet haben mußte.

Da eilte auch schon durch die Menschenmenge von Mund zu Mund das Gerücht: ein Wagen sei an einem Prellstein aufgestoßen und umgestürzt. Die Dame, die gelenkt hatte, sei auf die Steine geschleudert worden. Und einige Minuten später wandten sich bleiche Gesichter um, und einer sagte es dem anderen knapp und bestimmt: „Die junge Dame und ihr Diener sind tot!"

Allmählich wurde ich vom Menschenstrom nach jener Stelle gedrängt. Man hatte die Leichen der Dame und des Stallburschen bereits fortgefahren. Die Pferde an dem zertrümmerten Wagen wurden eben ausgespannt und fortgeführt. Die schönen Tiere zitterten noch und waren in ihrer Erregung kaum zu bändigen. Das dünne, leichte Gefährt aber lag zersplittert wie ein Spielzeug bei den Prellsteinen. Dann wurden die Trümmer rasch fortgeschafft, und die Wagenreihen, die von den Polizisten zurückgehalten worden waren, bewegten sich wieder mit ihren tänzelnden Pferden festlich heran, und das Wagenschauspiel glitt von neuem aufglänzend an mir vorüber und über die Unglücksstelle fort.

Ahnungslose Damen grüßten und nickten sich aus

den Wageninnern zu und wußten nicht, daß soeben eine aus ihren Reihen verschwunden war wie eine Geistererscheinung. Und ich fragte mich: welcher Unterschied ist da zwischen Geistern und Wirklichkeit? Sind wir nicht alle ein unwirklicher Spuk, da wir so schnell kommen und so schnell verschwinden können? Warum soll einem dann die Geisterwelt nicht glaubwürdig sein? Unser Erdenleben selbst ist doch nur eine flüchtige Geisterwelt!

Und ich wurde sehnsüchtig, Ruhe zu finden von dem vielen Erleben und vor den vielen Gedanken, die mir hier mein Leben zu denken aufgab. —

Dann kam ein Sonntag, an dem die beiden Amerikaner und ich bei einer englischen Dame zum Frühstück geladen waren. Dieselbe wohnte weit von uns in einem der entferntesten Londoner Stadtteile. Wir sollten nur bei schönem Wetter dorthin kommen, damit wir dann auch den kleinen Hausgarten genießen könnten. Es war aber leicht nebelig am Upper Wooburn Platz und es regnete auch ein wenig. Wir zögerten deshalb, auszugehen. Dann aber entschlossen wir uns doch und gingen.

Groß war unser Erstaunen, als wir nach einigen Untergrundhaltestellen aus der Erde ans Tageslicht stiegen, blauen Himmel fanden und bei jener Dame hören mußten, daß es in ihrem Stadtteil den ganzen Vormittag über schönes Wetter gewesen wäre und es dort keinen Tropfen geregnet habe.

London ist also so groß, daß jedes Ende ein anderes Wetter haben kann, sagten wir uns lachend. Und das Frühlingswetter jenes Stadtteils tat es mir an. Ich kehrte nur in unser graues Viertel zurück, um bald darauf meinen Koffer zu packen und dem grauen London und den amerikanischen Freunden Lebewohl zu sagen.

Dann reiste ich über Harwich und Hook of Holland nach Deutschland und vorerst nach Berlin.

Es war der erste Juni, als ich durch Holland fuhr, wo die Kornfelder schon hoch standen. Hie und da sah man kleine Segel über den Halmspitzen auftauchen. Das sah seltsam aus, Segelboote im Korn!

Die Kanäle lagen von den Ähren verdeckt, und die Schiffe kamen lautlos mit den weißen Segeln über den noch grünen Halmen daher.

Am liebsten wäre ich aus dem Eisenbahnzug ausgestiegen und hätte mich hier an den Rand eines Kornfeldes gesetzt und in die rundgeballten silbersonnigen Wolken gestarrt, die über dem flachen Holland lebhafter wirken als irgendwo. Und ich hätte gern den Sommer hier verträumt und den Segelbooten nachgesehen. Denn ich war sehr stadtmüde. Die vielen Gespräche der letzten Monate und das künstliche Gedankenleben im britischen Lesesaal und am Kamin der Amerikaner hatten mich naturhungrig gemacht.

Und seit ich das junge amerikanische Künstlerehepaar bescheiden und doch glücklich auf ihrem Pensionszimmer hatte hausen sehen, war der Drang und die Sehnsucht, ein Mädchen zu finden, mit dem zusammen ich den Frühling hätte jetzt genießen können, den Sommer, den Herbst, den Winter, — so stark in mir geworden, daß mich das leere Ansehen der Landschaft ungeduldig machte und mir jeder Tag qualvoll vorkam, der mich so ziellos der Weltbetrachtung preisgab, statt der Weltumarmung. Und ich sehnte mich nach Weltwärme und sehnte mich nach der Nähe einer geliebten Frau.

Ich hatte den Wunsch, mich verheiraten zu wollen, in London einmal zu den Amerikanern ausgesprochen, und sie hatten mir geantwortet: „Wer stark wünscht, zieht durch Wünsche die Wirklichkeit herbei. Aber," fügten sie hinzu, „Sie müssen sich ununterbrochen Ihren Wunsch klar machen und ihn immer wieder wünschen. Dann gestalten Sie sich damit die Zukunft, und Sie werden den Weg zu der Frau ganz von selbst finden, zu der Frau, die Sie lieben. Denn diese ist ja bereits geboren und geht irgendwo auf der Erde herum, unbewußt sehnsüchtig nach Ihnen, so wie Sie sich unbewußt nach ihr sehnen. Richten Sie Ihr ganzes Denken auf Ihren Wunsch, und Sie müssen jener Frau bald begegnen."

Und die beiden guten Menschen bedauerten leb-

haft, daß mir gar nicht anders zu helfen wäre als durch Geduld und starkes Wünschen. Und sie wollten mit mir wünschen, daß ich recht bald glücklich werden sollte.

Aber es ging auch in meinen Ohren immer die Rede mancher anderen Menschen um: „Ein Dichter soll frei bleiben. Ein Dichter soll sich an keine Frau binden. Der Dichter gehört der Welt, und er zerstört sich als Dichter, wenn er einen Hausstand gründet.“

Diese Aussprüche erregten in mir manchen Zweifel gegen mein Wünschen. Und die Zweifel, ob ein Dichter glücklich werden würde, wenn er eine Frau fürs Leben an sich gebunden hat, bedrängten mich in jenem Frühjahr, nachdem ich von London in Berlin angekommen war, so stark, daß die Zweifel kräftiger wurden und mit dem Herzenswunsch täglich zu ringen begannen. Und aus diesem Ringen zwischen Liebessehnsucht und Zweifel entstand in jenen Monaten ein kleines Versdrama „Sun“, das ich in Berlin schrieb.

Eindrücke, die ich noch von Bohuslän in mir trug, und die Seereise nach England mit dem Blick auf die Fischerboote bei der Mündung der Themse verdichteten sich zu einem Seebild. Und ich wollte in dem Drama Menschen schildern aus dem Anfang der christlichen Zeit, da Christentum und Heidentum noch im Volksgeist schwankend lebten.

Ich verlegte die Handlung an einen See in ein Pfahlbaudorf. Der junge Fischer, den ich „Sun“ nannte — der Name ist das engliche Wort für Sonne —, war ich selbst, und ich verkleidete mich in die Vorstellung, ein Skalde, ein Volkssänger, in jenem Pfahlbaudorf zu sein.

Die Brüder hassen Sun, weil sie glauben, daß er ein Zauberer sei. Sie sagen, er könne den See, die Fische und das Wasser behexen. Denn Sun spricht mit allen Dingen. Auch nachts, wenn er im Mond auf der Altane des Pfahlbaues sitzt, spricht er mit dem Mond, mit den Wellen und mit den Mondschatten. Und am Tag neigt er sich zu den Gräsern

und spricht mit dem Grase, spricht mit dem Holunderbaum, spricht mit der Morgensonne. Und wenn er draußen im Boot liegt, über den Bootsrand gebeugt, fängt er keine Fische wie die anderen Leute, aber er spricht mit den Fischen und mit den Wasserpflanzen.

Man sagte, er lege sich auch oft ins Boot zurück und spräche mit den Wolken und berede den Wind. Aber es sind nicht Reden, wie sie andere sprechen, die er da hält. Er summt und singt, als wäre er der Herr aller Dinge oder, als gehöre er mit allen Dingen zusammen. Lautlos kann er stundenlang so still liegen. Dann hört er allen Dingen zu und hört alles, behaupten seine Brüder.

Und seine Brüder beredeten den Mönch, der mit anderen Mönchen vor Jahren an den See gekommen war und das Pfahlbaudorf bereits bekehrt hatte, er, der Christenpriester solle Sun aus seiner Sippe austreiben. Damit der Zauberer nicht die Fischzüge störe und das Wetter nicht nach Belieben bestimme.

Aber in der Zeit, da die Brüder fortgegangen waren, um den Mönch zu holen und die Sippe, schlich sich in Suns Haus die junge Tochter eines anderen Pfahlbauers. Und sie traf den Skalden, der heimgekommen war vom See, und sie verstand plötzlich, geweiht von ihrer Liebe zu ihm, den Holunderbaum, der im Abend sang, und die Wellen und die Sonnenlichter. Aller Dinge Sprache verstand sie vom Augenblick an, als der junge Skalde seinen Arm um sie legte und sie an sich zog. Denn Sun liebte das Mädchen seit langem.

Sie aber war gekommen, um ihn vor seinen Brüdern zu warnen. Sie sagte ihm, während heute die Hagelwolke über den See niedergeprasselt sei und er ungestört auf dem See im Kahn weitergesungen habe, ohne sich vom Hagel und Sturm stören zu lassen, hätten seine Brüder ihn laut für einen Zauberer erklärt. Denn die Brüder seien von Haß und Neid erfüllt über seine Friedlichkeit und Ruhe.

Sie hätten jetzt die Sippe aufgestachelt und waren fortgegangen, um den Mönch zu holen, der das Zauber-

wesen aus Sun austreiben sollte. Und wenn Sun nicht die Zauberei aufgeben wolle, sagten sie, würde ihn die Sippe hinaus in den Urwald zu den wilden Tieren jagen, und er dürfe nicht mehr unter christlichen Menschen wohnen. Das Mädchen bangte sehr für Suns Leben.

Während sie noch zu dem Geliebten so sprach, ging die Sonne vor dem Hause unter, und eine Amsel sang. Und der junge Skalde lächelte nur und sagte ihr, er fürchte seine Brüder nicht. Er treibe kein Zauberwesen.

Sie aber, die er umarmt hielt, und die in ihrer Liebe jetzt die Abendröte ins Haus hereinsingen hörte, und die das Lied der Amsel nicht bloß als einen Ruf, sondern in Suns Nähe als ein Liebeslied verstand, begriff, daß der junge Skalde kein Zauberer war. Sie sah, daß er friedlich und festlich zu horchen verstand, und daß alle Dinge friedlich und festlich sangen, weil er sie ungestört singen ließ, wie es seine lärmenden Brüder nicht verstanden.

Als es rasch dunkel geworden war und die Ängstliche nochmals den Geliebten überreden wollte, daß er freiwillig fliehen sollte, damit ihm der Mönch und die Brüder und die Sippe nichts Böses tun sollten, Sun sich aber furchtlos weigerte und den herangehenden Leuten entgegenging, blieb das Mädchen in seiner Nähe, um zu sehen, ob man ihm etwas antun könne.

Mit Fackelbränden in den Händen kam das Volk im Abend heran und in ihrer Mitte der Mönch. Der hob ein Holzkreuz in seiner rechten Hand auf und trat vor den jungen Skalden hin und forderte Sun auf, er solle ihm die bösen Geister nennen, mit denen er bei Tag und Nacht, im Mond, im Sonnenschein und im Sturm Zwiesprache führe. Denn man wisse, sagte der Mönch, Sun spräche mit der Luft und mit dem Wasser, mit der Sonne und mit den Bäumen, mit lauter unvernünftigen und toten Dingen, die ihm doch nicht antworten können. Es müßten also Geister sein, die er aus dem Nichts zu beschwören verstünde. Aber der Gottesgeist dulde keine Götter neben sich,

und er, der Gottespriester, müsse die unsauberen Geister aus Sun austreiben.

Das ganze Volk aber stand schweigend und nickte zu der Rede des Mönches und wartete darauf, daß der junge Skalde sich nun öffentlich erklären und sein geheimnisvolles Tun verantworten sollte.

Der junge Skalde sah friedlich lächelnd, still und ernst in alle Gesichter der Leute, die ihn da alle aus Unverstand haßten. Und Sun sagte zum Mönch einfach, daß er den Holunderbaum und die Wellen des Sees und den Wind und die Wolken und die Sonne singen höre, und daß er auch allem Leben Lieder zusinge, denn sein Herz sei glücklich und festlich. Und wie könne man das Lied der Blüte und das Lied einer Welle und das Lied einer Amsel als bösen Geist ansehen, da aller Leben Sprache doch Lebensfreude sei, die er überall höre und die wohltuend und glücklichmachend wäre. Und er sagte noch, er antworte den Lebensgeistern der Dinge in Liedern, die sein Herz ihm vorsingt. Und er trage nichts Böses gegen die Sippe im Herzen und nichts gegen den Mönch.

Da fuhr der Christenpriester wütend auf und schrie, der junge Skalde wäre bereits so besessen von bösen Geistern, daß er nicht mehr die bösen Geister von den guten unterscheiden könne. Denn nur Dämonen wohnten in den toten Dingen der Natur. Und wenn der Skalde nicht versprechen könne, die Zaubergespräche beim Hause und auf dem See einzustellen, dann müsse er die Sippe verlassen und würde aus dem Dorf zu den bösen Geistern des Waldes gejagt.

Da sagte Sun zu dem Mönch, daß er das Singen niemals unterlassen könne. Daß er die Leben, die da um ihn leben, singen höre, und er es nie lassen könne, die Lieder zu singen, die ihm von seinem Herzen eingegeben würden.

Nachdem der junge Sun so gesprochen, richtete er sich auf und schritt aus der Hütte und band sein Boot von dem Altan los und ruderte auf den See in die Nacht hinaus. Der Mönch und das Volk ver-

standen nun, daß Sun sie freiwillig und für immer verlassen hatte.

Und wie die Leute noch staunten und Suns Ruderschlägen nachhorchten, die draußen in der Nacht vom See hereinhallten, da sprang aus der dunklen Herdecke ein junges Mädchen hervor. Das drängte sich zwischen den Leuten durch und sprang aus der Hütte. Und alles Volk rief den Namen des Mädchens. Und die Leute schrien auf, weil das Mädchen in den See gesprungen war und nun dem fortrudernden jungen Manne nachschwamm.

Aber der Vater des Mädchens stürzte aufgeregt auf den Altan hinaus und rief zornig seine Tochter zurück. Doch nur das Echo der Berge antwortete ihren Namen. Das Mädchen kehrte nicht um und folgte dem Ausgestoßenen. Da hob der Vater beide Fäuste in die Luft und verfluchte sein Kind und schleuderte hinter den Fliehenden her laut Fluch um Fluch durch die Nacht.

Der Schauplatz des zweiten Teiles des Dramas ist dann ein Platz im Urwald, in derselben Sommernacht. Im Wald leuchten ein paar verfaulte Riesenstämme phosphorfarben, und Scharen von Leuchtkäfern ziehen durch die dunklen Büsche. Ein wenig Mond scheint durch die Baumwipfel, und Sun und das Mädchen tasten flüchtend vorwärts. Das Mädchen ist scheu geworden im unheimlichen Dunkel des Waldes, und als Sun auf eine Eiche steigt, um beim Mondschein über den Wald fortzusehen und zu erfahren, ob sie verfolgt werden, steht es zitternd und angstvoll bei der Wurzel des Baumes. Der junge Mann, als er keine Verfolger sieht, deutet oben in der Eiche auf die Sterne und auf den Mond und fragt hinunter, ob seine Geliebte den Gesang der Sterne höre und das Lied der Mondnacht.

Das Mädchen aber hört in seinen Ohren nur die wilden und drohenden Flüche, die sein Vater ihr nachgeschleudert, und es hört im Walde überall die Stimme seines Vaters. Als Sun von der Eiche steigt und den Arm um die Geliebte legen will und sie zu sich ins Moos ziehen will, da wehrt sich diese und flieht

einige Schritte von ihm fort. Sie glaubt ihren Vater hinter jedem Busch zu hören, überall ist sein Fluchen.

Da überredete Sun die Furchtsame nicht länger, und er sagte nur, sie solle sich bei der Birke niedersetzen. Er wolle dann, einige Schritte von ihr entfernt, sich niederlegen, und er wolle ihr erzählen, damit sie sich nicht mehr fürchte.

Das Mädchen aber hört immer deutlicher die Flüche und des Vaters Stimme. Es wird immer unruhiger, und immer mehr Zweifel tauchen in ihm auf, ob Sun nicht doch ein Zauberer sei. Und als sich die Zweifel in ihm immer mehren, hört es des Vaters Stimme lauter und verdammender und hört dazwischen des Mönches Stimme aus allen Büschen. Angstgepeinigt springt die Erschrockene auf und stürzt, den Skalden verdammend, zurück auf dem Weg, den sie gekommen, zurück zu den andern.

Sun aber glaubt nicht gleich an die Flucht des Mädchens. Doch als er am Morgen den Platz leer findet und das Gras noch warm findet, wo die Geliebte vorher geruht, ruft er und ruft. Aber er scheucht nur das Wild im Walde auf. Als sein Herz dann bitter klagt, taucht die rote Scheibe der Morgensonne in der Ferne bei den Wurzeln der Eichen auf, und der Gesang der Morgensonne und der Gesang der Amsel versuchen Sun zu trösten.

Er horcht und wird ernst und stark, und die Eichenstämme im Morgenwind singen, und Sun gehorcht den Eichen und macht sich hart wie ihre Stämme. Dann singt er vor sich hin, daß er die Eichen verstanden habe, daß er, der Skalde, ewig einsam sein müsse, einsam wie die Eichen im Urwald. Und er geht aufrecht weiter in den Urwald und kehrt nicht mehr zu seiner Sippe zurück. —

Dieses Drama dachte ich mir mit Musikbegleitung gespielt.

Nachdem ich es in Berlin niedergeschrieben hatte und dann zu einem kurzen Besuch zu meinem Vater nach Würzburg gereist war, kam ich mir in der Heimat unverstanden, wie Sun im Pfahlbaudorf vor. Und ich sehnte mich wieder heftig von den Menschen

38*

fort, da ich nicht wußte, wo ich das Mädchen finden sollte, das ich mir vorstellte. Ich sehnte mich wieder nach der Urwelt Schwedens zurück, wo mir die Natur, die unberührte, mit ihren Wäldern wohlgetan, wo keine Forstzählung den Wald kleinlich und zum Holzgeschäft machte, wo die Welt ursprünglich und herzlich war, so daß ich mich an ihr vergessen konnte. Während ich unter vielen Menschen meine Einsamkeit immer an mir nagen fühlte.

Der junge Schwede, der sich in Stockholm befand, schrieb mir, daß er auf Dalarö bei Stockholm einen schönen Sommeraufenthalt wisse. Dorthin reiste ich dann und wohnte auf einem Hof, der tief im Walde lag, und dort schrieb ich einige der Landschaftsgedichte, die sich in meinem kleinen Band „Reliquien", meinem ersten Gedichtbuch, finden. Das Buch ließ ich bei meinem späteren Aufenthalt in Mexiko drucken, und noch später, im Jahre 1900, kam es dann durch einen deutschen Verlag in Neudruck an die breitere Öffentlichkeit.

Ich sollte unbeirrt wünschen, hatten die Amerikaner gesagt, und würde dadurch in die Nähe des Mädchens kommen, das für mich geboren an irgendeinem Fleck der Welt lebte. Ich wünschte heftig. Und es hat dieser Wunsch, der unbewußt hinter allen meinen Wünschen stand, mich in jenem Sommer nach Schweden geführt, wo ich im selben Herbst die Bekanntschaft jenes Mädchens machte, die dann meine Lebensgefährtin wurde und es heute noch ist. Und viel später, als ich die Amerikaner in Paris wiedersah und ihnen dann meine Frau vorstellte, erinnerten sie mich oft an die Stunden in London, da ich ihnen geklagt hatte — wenn ich sie beide glücklich sah —, daß ich doch bald die Frau finden möchte, die für mich bereits an irgendeinem Ende der Erde lebte und wartete.

Und nie hätte ich damals in London glauben können, daß einige Monate später der Wunsch schon die Erfüllung finden sollte.

Mein Leben an der schwedischen Ostküste in diesem Sommer 1894, auf einem Hof in den Wäldern auf der Insel Dalarö, war durchaus nicht eigenartig und reizvoll, nicht mächtig und nicht erschütternd, nicht so, wie ich es im Granitland Bohuslän gefunden hatte. Wenn man diese beiden schwedischen Küsten miteinander vergleicht, drücken sich ihre Landschaftsunterschiede am besten mit den Worten aus: die Westküste zeigt eine männliche Haltung, schroff, unerbittlich, trotzig. Die Ostküste Schwedens dagegen wirkt weiblich, mit sanften Ständern, mit ebenen großen Waldungen, mit Wiesen und vielen sanften bewaldeten Inseln.

Meist grünen dort Tannen und Birken, dazwischen hier und da starke Eichen. Auch viele Steinblöcke sind in den Wäldern verstreut, aber nicht vergleichbar mit dem Granitpanzer Bohusläns. Das Meer ist an der schwedischen Ostküste schmeichelnder. Es hat den schwachen Wellenschlag eines Sackgassenmeeres. Es wirkt gezähmt und hat nichts von dem titanenhaften Fluten, von den frischen, schaffenden und vernichtenden Kräften, die das Meer im Skagerak beleben. Die Ostküste ist ein Land der Gutsbesitzer, und statt der Fische im Meer sind es dort die Kühe auf den Wiesen, die den Menschen versorgen müssen.

Diesen Unterschied fand ich zuerst reizlos. Aber die schwedische Güte und Treuherzigkeit, die überall im Lande zu Hause ist, gefiel mir auch in Dalarö, und so blieb ich bis spät in den Herbst dort und saß noch, als es regnete, draußen im Wald und machte Waldspaziergänge mit dem Lehrer einer Schnitzereischule. Das Schulhaus lag mitten im Dickicht und hatte viele Schüler, welche da eifrig wie Waldwichtelmänner in einem Holzhaus an Hobelbänken und Schnitztischen in Scharen arbeiteten. —

Als die Tage dann kurz und dunkel wurden, zog ich Anfang Oktober nach Stockholm. Ellen Key, die schwedische Philosophin, hatte damals einen literarischen Salon in Stockholm, wo sich Sonntags die bekanntesten schwedischen Schriftsteller trafen. Ich

verkehrte gern bei der liebenswürdigen Ellen Key, und an einem Sonntagabend lernte ich bei ihr den jungen norwegischen lyrischen Dichter Sigbjörn Obstfelder kennen.

Ellen Key hatte in ihrem Salon zwischen den verschiedenen Sesseln ein kleines Stühlchen stehen, das war einst ihr eigenes Kinderstühlchen gewesen. Auf diesem kleinen Stuhl saß Obstfelder an jenem Abend, umgeben von einem Kreis von Herren und Damen. Er sprach so leise, daß sein Sprechen wie ein Wimmern war. Und als ich ihm ein wenig lebhaft in irgendeiner Frage widersprechen mußte, meinte Ellen Key, Obstfelder in Schutz nehmend: man dürfe das Lamm, wie sie ihn nannte, nicht so heftig anreden.

Ich erzähle diese kleine Begebenheit nur, um den jungen Dichter zu zeichnen, der sehr ernst, aber auch sehr empfindsam war, zugleich aber kräftig genug und eigentlich des Schutzes der Damen entraten konnte. Aber sein Hang zu großer Traurigkeit gab ihm den Schein von Hilflosigkeit. Und es war sehr gütig von Ellen Key gemeint, daß sie dem immer sorgenvollen und einem tiefen Weltschmerz nachhängenden, jungen Norweger schützend zu Hilfe kam.

Das Wesen dieses Dichters aber war das gerade Gegenteil von meinem Wesen. Während ich allen Lebensregungen die festliche Seite abgewinnen wollte und den festlichen Kern des Lebens immer betont haben wollte, war Sigbjörn Obstfelder von einem wollüstigen Nachhängen der Traurigkeiten des Lebens beherrscht.

Diese Art stieß mich ab, aber erregte zugleich immer wieder mein Erstaunen, weil ich es kaum für möglich halten konnte, daß jene Traurigkeit ernsthaft war. So kam ich fast auf den Gedanken, dieses Traurigsein für Einbildung zu halten, und es fesselte mich, zu ergründen, wie dieser junge Mann sich im Leben zurechtfinden konnte bei all dem Leid, das er freiwillig aufsuchte.

Als man Obstfelder fragte, ob er sich in Stockholm wohl fühle, wisperte er an jenem Abend etwas Unverständliches. Dann erklärte einer in der Gesell-

schaft, der ihm zunächst saß und die Worte verstanden hatte, der junge Dichter habe gesagt, er fühle sich nirgends wohl. Als wir beim Heimweg zusammen durch die Straßen Stockholms gingen, erzählte mir Obstfelder, daß er eine Witwe liebe, die rotverweinte Augen habe und einen großen schwarzen Kreppschleier am Hut trage. Und er sagte mir, daß ihn die Trauer der Dame angezogen habe. Sie hätten beide gestern einen schönen Nachmittag verlebt. Er habe sie auf den Kirchhof begleitet, an das Grab ihres Mannes, und habe den Kranz tragen dürfen. Das sagte er tieftraurig, einfach und ungesucht, als wäre das Traurigste das Begehrenswerteste für alle Menschen. Mir wurde unheimlich bei der Vorstellung, daß ein Mann mit jungem warmen Blut sich gern trauernden Menschen anschloß und Damen in Trauerschleiern bevorzugte und am liebsten Spaziergänge zu Kirchhöfen machte. Obstfelder sagte mir weiter, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, er liebe es, in Stadtvierteln zu wohnen, wo ganz arme Leute hausen, versorgte Gesichter armer Leute. Er suche sich als Wohnung gern Häuser aus, die so bekümmert aussehen wie ihre elenden Bewohner, Häuser, wo auf den Fensterbrettern ein paar kümmerliche Blumen stehen, dürftige Geranienstöcke, die in alte Scherben und Porzellantassen gepflanzt sind, wo Wäschestücke vor den Fenstern zum Trocknen aufgehängt sind und wo die grauen engen Treppenhäuser, die nach Kalk und Keller riechen, ausgetretene Treppenstufen haben. In solcher Umgebung, die nie frei aufgeatmet hat, in der das Leben bedrückt aus den Winkeln winselt, dort fühle er sich am wohlsten und zu Hause.

Ich hatte danach geglaubt, daß Obstfelder hilfsbedürftig sei, und da ich in einer angenehmen Pension wohnte am Tegnerlund, in einem schönen, reinlichen und geräumigen Hause, mit Aussicht über die grüne freundliche Tegneranlage, so dachte ich, ich würde dem jungen Dichter etwas Gutes tun, wenn ich die liebenswürdige alte Dame, bei der ich wohnte, bäte, ihm einen billigen Mittagstisch zu geben. Aber Obst-

selber fand es dann viel zu sonnig, viel zu schön, viel zu hell und viel zu freundlich bei jener Dame und sagte mir dieses, was ich ganz unbegreiflich fand.

Und ich sagte ihm: „Sie finden genug Traurigkeit auch in hellen freundlichen Häusern. Glauben Sie doch nicht, daß die reinlichen Menschen, die in schönen Häusern wohnen, nicht viele Traurigkeiten und viele ungeweinte Tränen verbergen müssen. Die Dame zum Beispiel, die jene Pension hat, in der ich wohne, ist von Kindheit an halb taub; sie hört nur, wenn man durch ein Hörrohr zu ihr spricht. Sie hat sich ihr Leben lang nur mit Büchern unterhalten müssen, und sie ist zart und vornehm und lautlos. Und wenn sie auch nicht einen Kreppschleier trägt, so umgibt sie doch immer ein dunkler Schleier von Lebenswehmut. Er ist nicht für die Augen zu sehen, aber für das Gefühl."

Während ich dieses sagte, ärgerte ich mich dabei, daß ich dem Dichter der Traurigkeit mein freundliches helles Haus, in dem ich wohnte, von der innersten Seite erklärte, und daß ich ihm erst sagen mußte, was ich als etwas Selbstverständliches empfand, daß die Menschen, die zu lächeln suchen, während sie trauern, nicht minder stark empfindende Menschen sind als die, welche da offensichtlich weinen und traurig den Kopf hängen lassen. Aber Obstfelders Drang zu Traurigkeiten hin mag auch wohl darin begründet gewesen sein, daß sein Vater, der einst ein tüchtiger Bäcker war, in seiner Armut im Bürgerspital in Stavanger Unterkunft gefunden hatte. Vielleicht wollte der Sohn nicht besser wohnen als der Vater.

Sigbjörn Obstfelder war früher Ingenieur in Amerika gewesen und hatte dann, zurückgekehrt von dort, den ihm verhaßten Beruf aufgegeben. Er erhielt, als ich ihn kennen lernte, vom norwegischen Staat ein Jahresgeld, das aber so wenig war, daß er nie richtig aufatmen konnte. Der Fluch der meisten jungen Dichter ist es, daß sie die weite Welt erleben möchten und sich vertiefen möchten in die Leben ringsum, und in Lebensnot wie vom Leben Ausgestoßene

jahrelang neben dem Lebensstrom herschleichen müssen, von bitterer Armut erniedrigt.

Auf meiner Weltreise, als ich fern in Asien in Hongkong und Schanghai und in Japan großen deutschen Kriegsschiffen begegnete, die auf dem Weg zu den Kolonien nach der Südsee waren oder dort in asiatischen Gewässern nach China beordert lagen, dachte ich oft beim Anblick der kostbaren Staatsfuhrzeuge bei mir: wie wäre es doch so einfach, wenn auf diesen mächtig schwimmenden Staatskolossen, für die das Volk Millionen bezahlt hat, einige Kabinen für Gelehrte, Künstler und Dichter eingerichtet wären, um diesen freie Hin- und Rückfahrt nach den fernen Ländern zu ermöglichen!

Und wie wäre es einfach, wenn neben den Kasernen oder in den Regierungsgebäuden in unseren Kolonien, die doch auch vom deutschen Volk bezahlt werden, ein Unterkunftshaus, eine Herberge für Gelehrte, Künstler und Dichter vom Staat eingerichtet würde! Welche Unsummen werden vom deutschen Volk an Beamte aller Art verwendet! Welche Unsummen für Kasernen und Schiffe! Es würde bei den Millionen, die dafür ausgegeben werden, nicht darauf ankommen, wenn der Staat den jungen Künstlern des Landes auf den Panzerschiffen freie Fahrt und in den Kolonien Unterkunftshäuser mit freiem Aufenthalt zum Studium der fremden Länder gewähren würde.

Und es würde auch nicht große Summen kosten, ein Taschengeld, ähnlich einem Beamtensold, den Studierenden zu jenen Reisen mitzugeben. Man dürfte aber nichts von ihnen fordern und nichts von ihnen erwarten nach dieser Reise. Man müßte ihnen Vertrauen und Glauben schenken, daß das, was man für sie täte, sich zum Vorteil für das Vaterland erweisen würde.

Denn manche Künstler, die gereist sind, konnten aus der Ferne nichts mit nach Hause bringen als ein gründliches Heimweh und ein echtes und tiefes Heimatserkennen. Es ist genug, wenn nur dieses erreicht wird, daß einer, indem er den richtigen Ab-

stand von der Heimat bekommen hat und beim Vergleich mit anderen Völkern, die er besuchte, seine Heimat aufrichtig beurteilen lernte, durchdrungen wird vom Bewußtsein, daß niemals äußere Schönheit ferner Weltteile dem echten Mann die Heimatsscholle ersetzen kann. Ein Volk, das sich solch echte Heimatkünstler züchtet, tut sich selbst wohl, indem es immer den Dank und die Gedanken dieser Künstler an sich fesseln wird. Und die Werke dieser weitgewanderten Künstler werden tiefe, nutzvolle Arbeiten werden, da sie dann aus tiefen Heimwehlebensströmen geschöpft sind.

Während jetzt viele der jungen Künstlerkräfte aus Lebenshunger das Nachtleben der Großstädte und in ihrer Armut und Ratlosigkeit das Herumsitzen in Kaffeehäusern pflegen müssen, um wenigstens vor den Schaufenstern des Weltlebens zu bleiben, da ihre Geldmittel nicht zum Einhandeln großer Welteindrücke reichen, so würden dagegen freie Kriegsschiffsreisen die jungen Künstler reich befruchten können.

Man soll nicht spotten über die Kaffeehauspoeten der heutigen Zeit, die sich meistens aus jungen heranwachsenden, dichtenden Lebensanbetern zusammensetzen. Man soll helfen, statt zu spotten. Das Volk, jede Nation hat die Pflicht zu helfen. So gut wie ein Land seine Landesgrenzen erweitert, indem es ferne Kolonien gründet, im selben Verhältnis muß es auch die Weltblicke derer erweitern, die berufen sind, das Leben künstlerisch festzuhalten in allen Zeitläuften. Denn nur die Künstler können die fernen Länder dem Heimatland innerlich nahebringen.

Es sollten auch die Staatseisenbahnen allen angehenden jungen Künstlern, Gelehrten und Dichtern freie Fahrt durch ganz Deutschland geben, und ebenso sollten die Nationen untereinander den Künstlern diese freie Fahrt durch alle Länder ermöglichen.

Die schwedische Nation hat durch einen Schweden, der den Nobelpreis stiftete, die Bewunderung ganz Europas geerntet. Dieses Volk geht auch in der freien Eisenbahnreise der Künstler den Kulturvölkern mit großem Beispiel voran. Die Stockholmer Eisen-

bahnverwaltung erteilt jedes Jahr einigen Künstlern, inländischen wie ausländischen, freie Reise erster Klasse vom südlichsten bis zum nördlichsten Grenzpunkt in Schweden. Ich selbst erhielt vor einigen Jahren für mich und meine Frau auf Anfragen diese freie Fahrt durch ganz Schweden, und ich weiß, daß freies Reisen auch anderen deutschen Schriftstellern gewährt wurde.

Warum ist die deutsche Nation sich nur ihrer Pflicht bewußt, ihre Minister, ihre Offiziere, ihre Geistlichen besolden zu müssen? Warum ist dieselbe Nation sich nicht ihrer Pflicht bewußt, ihre Künstler besolden zu müssen, die neue Seelenwerte hinterlassen? Neue Seelenwerte schaffen die Geistlichen, die immer wieder die Bibel erklären, nie, und die Geistlichen erhalten doch Besoldung und Pfarrhäuser vom Staat.

Die Städte, die einen Künstler geboren haben, sollten es als eine Ehre ansehen — wenn sie es nicht als Pflicht betrachten — dem Künstler, der die Erdscholle, der den Menschenstamm, aus der er hervorgeht, in seinen Werken verherrlichen wird, Haus und Garten zu bauen und ihn zu erhalten.

So wie die Städte Kasernen, Kirchen, Spitäler, Rathaus, Post, Bahnhof bauen können und sich Parke, Theater, Konzertsäle hinstellen, so sollten die Städte doch zuerst bei dem jungen Künstler Heimatschutz und Heimatsorge anwenden, der bei ihnen durch seine Geburt Heimatrecht erlangt hat.

Ein bescheidenes Haus, ein bescheidener Garten, eine bescheidene Einrichtung, gesundheitlich und sauber im Stand gehalten, eine bescheidene Küchenkost sollte jeder Künstler in seiner Heimat für sich finden, neben dem freien Reisen durch die Länder. Und laßt dann bei ihm seine Frau oder seine Familie, seinen Vater, seine Mutter, oder eines seiner Geschwister weilen, die um ihn sorgsam sein wollen. Denn bedenkt, daß der Künstler immer im Geiste weltfern leben muß, um echt im Geist und Gefühl zu schaffen. Und bedenkt, daß ein Künstler ein wenig Schutz um sich braucht, weil der Geist immer leichter zu gefährden ist als der Körper.

Ihr erlaubt doch euren Generälen und Offizieren, euren Ministern und Beamten, euren Lehrern und protestantischen Geistlichen, daß sie ihre staatliche Wohnung haben, worin sie mit ihrer Familie hausen. Seid nicht engherzig und gönnt euren Künstlern dasselbe, was ihr diesen Männern, die der Staat benötigt, bietet.

Jede Stadt sollte eine Jahressumme aussetzen für jeden ihrer Künstler, der Geburtsrecht in ihr hat. Jede Stadt wird so die Heimatkunst und dadurch die nationale Kunst bereichern helfen.

Der Künstler soll in seiner Heimatstadt seinen Erdfleck haben, sein Stück Vaterland und sein Heimatdach, wo er zu jeder Zeit, wenn er, bereichert von Wissen und Erleben, sich zurückziehen will, für kurz oder lang einen Ruheplatz zum Ergründen und Ausarbeiten seiner Eindrücke finden kann; einen Ruheplatz, wenn er krank ist, und einen Ruheplatz, wenn er alt ist.

Die flüchtige Hast, die viel unreifes Schreiben erzeugt und einen Wust von Büchern gebiert, durch die das Volk kaum den Weg aus nebensächlichen Werken zu hauptsächlichen Werken finden kann, wird wegfallen, sobald der Künstler immer wieder weiß, daß seine Stadt und zugleich die ganze Welt frei vor ihm liegt. Wenn er weiß, daß er frei, kostenlos wandern und zurückkehren darf, sobald er es verlangt, und überall standesgemäße Unterkunft findet.

Jeder Künstler muß wissen, daß er unermeßliches Vertrauen genießt, weil er mit dem kleinsten Buch, mit einem einzigen Gemälde, mit einem einzigen Musikstück Unermeßliches, Hoheitsvolles seiner Heimat geben kann, Höheres, als jemals Pfarrer, Lehrer und Beamte ihrer Heimat und ihrem Volke zu geben vermögen.

Dann wird mancher Künstler nicht gezwungen werden, manchem erniedrigenden bürgerlichen Zeitgeschmack zu huldigen, des täglichen Brotes und des Lebens zuliebe. Er wird stark werden durch die Heimat, die er bis zu seinem Lebensende als sicheren Lebensgrundstein spürt.

Es sollten sich Vereine bilden, die Einzelhäuser und Atelierhäuser und Unterkunftshäuser den wandernden Künstlern bauen.

Die Echtheit eines solchen mit Bewußtsein gepflegten Künstlertums wird das nationale Leben eines Volkes so verinnerlichen, daß davon die Völker, geistig gekräftigt und geistig erfrischt, sich in jeder Beziehung tatkräftiger fühlen werden. Denn durch die Würdigung des Künstlers wird die höchste nationale Geist- und Gefühlsentfaltung gepflegt. So wie Nationen bis jetzt für ihre körperliche Erhaltung sorgten, indem sie Handelsministerien, Kriegsministerien, Ministerien der Kolonien und andere Ministerien gegründet haben, müßten sie auch ein Künstlerministerium aus tätigen Künstlern gründen, das an Bedeutung zum mindesten der Nation so wichtig sein müßte wie die Schulangelegenheiten, die kirchlichen und die militärischen Angelegenheiten.

Aber zuerst müssen die Städte und Orte beginnen, ihre schöpferischsten Söhne, die Künstler, die in ihnen geboren sind, heimatlich und in allen Ehren zu verpflegen. Die Städte sollen sich aber nicht einfallen lassen, dabei in einen Wetteifer zu verfallen und zu protzen mit dem Wohltun, denn damit schädigen sie die künstlerische Ruhe ebensosehr wie mit der Vernachlässigung der Künstler. Die Städte sollen nicht künstlerische Schlemmer und künstlerische Verschwender erziehen. Die Städte sollen den in ihren Mauern geborenen Künstlern unveräußerliches Hab und Gut auf Lebenszeit zur Verfügung stellen. Aber die Heimat soll den Künstler nicht durch verderbliche Üppigkeit verwöhnen und vernichten. —

Ich sprach diese Gedanken aus, die mir oft auf Reisen und zu Hause im Herzen umgingen. Ich hatte die Künstlernot nicht bloß bei Hunderten von jungen heranwachsenden Künstlern in vielen Städten Europas vor Augen, auch meine eigenen Notstunden vergangener Jahre gaben mir diese Gedanken ein. Hunderte von Gesprächen habe ich gehört und hundertmal rastloses Fragen, wie den jungen heranwachsenden Künstlern am besten geholfen werden könne, damit

sie die Welt in Tiefen und Weiten erleben und doch, in der Heimat festwurzelnd, ihrer großen Lebensaufgabe, die an sich mühevoll genug ist, ohne Armutsleiden gerecht werden könnten.

Ich will nicht sagen, daß alle Künstler das Reisen nötig haben. Manche werden zeitlebens ihre Scholle nicht verlassen wollen. Aber das werden die wenigsten sein. Ich glaube, daß jedem Künstler in der Jugend der Drang innewohnt, wenn nicht alle Weltteile, so doch die Heimat auf freien Reisewegen und die äußerste Heimat, die Kolonien, ebenfalls auf freien Reisewegen erleben zu wollen.

Und die Mittel, dieses zu erreichen, sind nicht so ungeheuerlich und nicht so unmöglich unerschwinglich für ein Volk, wenn man den Plan verfolgen würde, für die Künstler freie Reise auf den Staatsschiffen und freie Reise auf den Staatseisenbahnen einzurichten, und wenn man es durchsetzen würde, mit Errichtung von Unterkunftshäusern in den Großstädten und mit Errichtung von Heimathäusern in den Heimatsorten den betreffenden Künstlern das Wandern und das Wohnen und die Verpflegung zu erleichtern. —

Der arme Sigbjörn Obstfelder starb schon bald. Er wurde nur einige dreißig Jahre alt. Not, Gram, Unterernährung machten, daß er hinsiechte und lebenswiderstandslos wurde, und die erste größere Krankheit, die ihn traf, raffte ihn fort. Nachdem der Arme noch die Schrecken einer unglücklichen Ehe erlebt hatte und von der Frau, die er liebte, tägliche Verachtung ertragen mußte, weil er sie nicht ernähren konnte, wurde er todkrank und starb. Die Norweger sehen Obstfelder heute noch als einen ihrer tiefsten Lyriker an, die die Neuzeit hervorgebracht. Der Dichter des Elends und der Traurigkeit ist er gewesen und geworden durch das Elend, das heutzutage jeden armgeborenen Dichter verfolgt. —

Die meisten Völker haben ein Gesetz gemacht, das die Nutznießung der Werke eines Künstlers nur bis dreißig Jahre nach seinem Tode den Nachkommen

des Künstlers gewährt. Die Nationen, die sich also ein Nationalrecht auf das Lebenswerk ihrer Künstler zugesprochen haben, haben das Eigentum eines Menschen nach dreißig Jahren als vogelfrei erklärt und als der Nation zugehörig. Die Völker, die dieses Gesetz gemacht und dieses Recht sich zueigneten, haben damit öffentlich kundgetan, daß der Künstler kein außer der Nation und außer dem Volksinteresse stehender Mensch ist.

Und es ist darum nicht bloß anständig, sondern gerecht, zu fordern, daß das Volk, das sich durch den Künstler später auf Jahrhunderte bereichert fühlt, eine Vorausvergütung auf diese zu erwartende Nationalbereicherung dem Künstler bei Lebzeiten zukommen läßt. Und zwar in der Weise, daß die Nation dem Künstler die Arbeit und die Aufnahme von Lebenseindrücken erleichtert. Jedes Künstlers Heimatstadt soll angewiesen sein, den Künstler, der ihr einst Ruhm bringt und ihr einen geistigen Besitz hinterläßt, nicht bloß gnädig zu besolden, sondern diese Stadt soll dem Künstler einen Ehrenunterhalt bieten. Denn angeborenes Künstlertum berechtigt den jungen Künstler, einen Ehrensold zu erwarten und zu empfangen.

Der Einwand, daß soundso viele junge Kräfte vielleicht der Nation keinen Reichtum zurücklassen, indem nach ihrem Tode ihre Werke vielleicht nicht einmal von dreißigjähriger Bedeutung sind, dieser Einwand wird dadurch hinfällig gemacht, daß ein einziger großer Künstler jene hundert und mehr umsonst vom Staate ernährte Künstler aufwiegen würde.

Goethes Geist ist in der deutschen Nation so selten wie Bismarcks Geist und Moltkes Geist. Aber deshalb ernährt man doch viele Offiziere und Staatsbeamte, wenn diese auch keine Bismarcks und Moltkes werden, und bietet ihnen Ehren und Unterhalt, Wohnung und Altersversorgung. Und soviel wie diese Beamtenschar, die der Staat heute ernährt, Versorgungsgelder beansprucht und Würdegelder, soviel wird im Verhältnis nie der Künstler dem Staat kosten. Denn die echten Künstler werden von der Natur vereinzelt geboren und können nicht durch

Schulen gezüchtet werden wie Beamte und Offiziere! Also werden sie nie in Massen da sein. Aber die Werte, die hundert von tausend Künstlern hinterlassen, sind immer unschätzbarer und unbezahlbarer als die Werte, die hundert Beamte von tausend Beamten auf Hunderte von Jahren der Zukunftsentwicklung des Nationalgeistes schenken können.

Außerdem soll der Künstler — und jeder echte Künstler wird es so wollen — nicht in Protzerei und Großtuerei vom Staate großgepflegt werden. Sondern es soll ihm verholfen werden zur Bewegungsfreiheit und Heimatsruhe, und es soll ihm Schutz vor Nahrungs-, Gesundheits- und Verpflegungssorgen gewährt werden. Dieses Wenige aber soll ihm in gediegenster und ehrendster Weise zugesprochen werden. Denn des Künstlers Leben, auch des jüngsten künstlerischen Anfängers, bedeutet, sowohl wie seine Werke nach seinem Tode, ein Ehrengut für die Nation.

In den achtziger und neunziger Jahren, in jener Zeit, von der ich hier in meinem Buch „Gedankengut" spreche, waren die Selbstmorde unter den jungen Künstlern in schreckenerregender Weise an der Tagesordnung. Das neue Großstadtleben, das da zum erstenmal von der Maschinenwelt urplötzlich aufgebaut, im Glanz des neuen elektrischen Lichtes, in der Eile des Reiseverkehrs und mit dem Einsetzen des blendenden Nachtlebens, dastand, verwirrte manchen jungen Geist. Ebenso kam dazu die öffentliche Unverhülltheit des bisher unterdrückten Geschlechtslebens, das aus der Verkümmerung und Unterdrückung in einen Geschlechtstaumel umschlug, der nichts mehr mit heiliger, selbstverständlicher, aus der Natur geborener Geschlechtsliebe zu tun hatte.

Dieses Großstadtleben überreizte jährlich viele aufwachsende und ins Leben tretende junge künstlerische Talente mit seinen neuen schwindelnden Freiheiten. Es riß die jungen Künstler aus dem Heimatboden in nervenerschütterndes Getriebe, erweckte maßlose Weltgier und Sinnenbegierde und erfüllte die Künstlerherzen nur mit viel Blendwerk und mit viel krankhaftem Verlangen aufgestachelter Erwartungen.

Der Alkohol spielte dann als Hauptbetäubungsmittel eine große Rolle. Die käufliche Straßenliebe und die herzloseste Abenteuerjagd, die das innerste Verlangen nicht stillen konnten, trieben die zerrütteten Geister junger Künstler entweder ins Irrenhaus oder zur Alkoholvergiftung an oder zum Selbstmord.

Würden aber die jungen Künstlerkräfte, die da welthungrig in den Weltstädten zusammenkamen, freie Wege, von Staat und Nation gebotene freie Weltwanderwege gefunden haben, und würden sie auch die Versicherung gehabt haben, daß bei der Rückkehr aus der Fremde ihnen die Heimat immer einen Ehrenruheplatz zu bieten hatte, so wären nicht die Verzweiflung, die Verirrung, der Selbstmord damals so alltäglich geworden.

Ein verrückter Maler, ein verrückter Dichter, ein Malerlump, ein Dichterlump, ein armer Musikernarr — so hörte man und hört man noch heute im Volk die jungen Künstler verächtlich nennen, sie, die vielleicht nicht immer welterschütternde Werke hinterlassen werden, die aber doch meistens alle ehrlich streben und auch mit dem kleinsten Werk Festlichkeit verbreiten können und einen Hauch von seliger Unwirklichkeit in die sich sonst heißlaufende Wirklichkeit des Lebens zu bringen vermögen.

Es ist nicht wahr und es ist eine Selbsttäuschung, wenn eine Nation behauptet, sie könne das Heer der jungen Künstler nicht ernähren. Sie muß es können. So gut wie sie das Muskelheer, das Kriegsheer, vaterlandsfreudig ernährt, muß sie das Geistesheer junger schöpferischer Künstler ernähren.

Die Nation muß die geistigen Förderer, die zur Erhöhung der Lebensfestlichkeit und zur Erhöhung des Lebensmutes und zur geistigen festlichen Erhebung dem Volk geboren sind, mit allen Kräften und allen Ehren von allen Sorgen des Alltagslebens befreien, damit jeder Künstler sein ihm angeborenes festliches Inneres, seine ihm angeborene geistige Schöpferkraft in erschöpfendstem Maße betätigen kann. Nur dann darf sich eine Nation vollkommen lebenswürdig nennen, wenn sie sich aufrafft und sorgt, daß ihre Künstler,

deren Werke sie später als Nationaleigentum beansprucht, bei Lebzeiten Anspruch haben dürfen auf würdigste nationale Förderung.

Und wenn Heimatgemeinde und Staatsgemeinde Hand in Hand gehen bei der Förderung der Lebensfrage ihrer Künstler, so wird eine Hilfe gar nicht so schwer sein und unmöglich, wie das bis zum heutigen Tag allgemein angenommen wurde. Der Staat allein kann nicht helfen. Er hat auch nicht den Einblick in jede einzelne Künstlernatur. Die Stadtgemeinde aber, die den Künstler geboren hat, trägt die erste Verpflichtung zur ehrenvollen Erhaltung des Künstlerlebens, das in ihren Mauern geboren wurde. Der Staat aber soll das Reisen der Künstler zu Wasser und zu Land durch Reiseerleichterung und Einrichtung von Unterkunftshäusern ermöglichen.

Wie schnell werden dann jene Kaffeehausliteraten ihre Arbeitswege finden und nicht mehr, brütend und zeitvergeudend, ihre Jugend vertrauernd, sich dem Spott des Publikums preisgeben müssen. Wenn jene jungen Künstler frei reisen können, werden sie nicht mehr in ihrer Traumseligkeit bloß die Kaffeehäuser aufsuchen müssen. Ihre Träume werden durch weites Reisen großzügige Weltnahrung erhalten, und später dann, von der Weltwanderung zurückgekehrt, werden sie ihre Heimat doppelt lieben können, werden mehr als in jedem anderen Land die Schönheit der engen Heimat entdecken und werden herzliche Dichter und weise Berater ihrem Volke sein können.

Wenn man aber sagen würde, daß es Jahrhunderte den Künstlern schlecht gegangen ist und Jahrhunderte ihnen ohne Stadt- und Staatshilfe weiter schlecht gehen soll, so ist das eine liederliche und unwissende Antwort. Es ist, als wollte einer sagen: wir sind Jahrhunderte ohne Eisenbahnen und ohne Telegraphie ausgekommen, wir haben uns Jahrhunderte nicht gegen die Pocken impfen lassen müssen, und die Menschheit hat doch gelebt, jede Neuerung ist ein Unsinn, weil die Menschheit sich ohne Neuheit von selbst durchschlägt oder verdirbt!

Kein ernstes Gehirn und kein ernstes Herz wird

einer so menschenunwürdigen Antwort zustimmen können.

Natürlich ist nicht jeder, der einen Reim schreiben kann, ein Dichter. Nicht jeder, der eine Zeichnung nachzeichnen kann, ist ein Maler, und nicht jeder, der ein Instrument spielen kann, ist ein Komponist. Aber jeder Stadt wird es mit der Zeit nicht schwer fallen, in ihren Mauern ihre wirklich schöpferischen Künstler zu entdecken und diese in den Stadthaushalt aufzunehmen.

Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr, vielleicht auch noch früher, wird es jedem Künstler möglich sein, den Beweis zu liefern, daß er etwas Eigenartiges schaffen kann. Von dann ab sollte er in die Stadtobhut aufgenommen werden. Wenn nicht der Beweis so auffallend ist, daß er schon mit zwanzig Jahren die Aufnahme erlangen kann. Mit der Aufnahme in den Stadtschutz müßte dann zugleich die Aufnahme in den Staatsschutz verbunden sein.

Und kann ein junger Künstler nicht mit fünfundzwanzig Jahren den Beweis seltner Fähigkeit bringen, so bringt er vielleicht mit dreißig, mit fünfunddreißig, mit vierzig Jahren den Beweis, daß sein Leben ein geistiges Heimatgut und damit ein geistiges Staatsgut bedeutet.

Der Gedanke, nicht ewig dem Elend preisgegeben zu sein, wird einem jungen Künstler, wenn er auch noch nicht den Stadtschutz erlangt hat, mutig und lebenszuversichtlicher machen und ihn vor den großen Bekümmernissen schützen, die seine geistigen Arbeiten benachteiligen. Denn es ist eine traurige Niederträchtigkeit, wenn unverständige Menschen den jungen Künstlern nachsagen, daß, je mehr Not sie leiden müssen, desto besser die jungen Geister arbeiten können.

Das ist gerade so unsinnig und roh gesprochen, als wollte ich sagen: je weniger ich einen Garten pflege, desto mehr Blumen blühen und desto mehr Früchte tragen die Bäume dort.

Die Blumen und die Früchte, die sich unter Mühseligkeiten, ohne Pflege im verwahrlosten Garten

39*

durchschlagen müssen durch Unkraut, Insektenfraß und auf vernachlässigtem ungedüngtem Boden, die werden recht kümmerlich ausfallen im Vergleich zu denen, die auf einem gut gepflegten Gartenstücke aufwuchsen.

Der junge Künstler, der sich zum Stadt- und Staatsschutz hin entwickelt, wird in seiner Familie, bei seinen Verwandten und Freunden Achtung erhalten! Und bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr wird die Familie nicht abstehen wollen, den jungen Künstler wie einen Studenten, den sie danach versorgt weiß, nach Kräften zu unterstützen. Der junge, sonst von seinen Verwandten unverstandene und beargwöhnte Künstler wird der Verachtung enthoben werden durch die Aussicht, daß er nach seiner ersten stärkeren Arbeit dann für die weiteren Arbeiten den Schutz und die Ehrenversorgung der Nation finden wird.

Und sollte es wirklich vorkommen, daß unverdientermaßen einige halbe Talente Unterkunft gefunden hätten, so wäre das Unglück nicht so groß, denn wie viele halbe Beamte und halbe Offiziere ernährt nicht der Staat seit Jahren. Größer ist das Verschulden der Nation, wenn sie die Gesamternte der Kunst nicht heben und steigern will. Denn dadurch wird die Lebensfestlichkeit, der Lebensmut und die Lebenskraft eines ganzen Volkes und seine Weisheit und seine Gefühlswelt niedergehalten.

Was nützt ein stehendes Heer, was nützen alle Offiziere und Beamte, die zum Kulturschutz da sind, wenn in dem Schutzwall, den das Heer und das Beamtentum um die Geisteskraft des Volkes bilden soll, diese Geisteskraft nicht zu gepflegtem Blühen gebracht wird. Denn die höchste Blüte der nationalen Geisteskraft war nie allein das Gelehrtentum eines Volkes, sondern vor allem war es das Künstlertum.

Seht zurück auf die Jahrtausende, was von dem Leben der toten Völker heute noch fruchtbringend zu uns gekommen ist. Es sind das meistens nur die künstlerischen Werke toter Nationen. Mit den Wissen-

schaften vergangener Jahrtausende können wir nicht allzuviel mehr anfangen, und nur einiges davon wirkt noch befruchtend, während die Dichter und die Künstler untergegangener Nationen heute noch in ihren Werken immer gefühlbefruchtend ewig unter uns weiterleben.

Wir können fast gar nicht daran glauben, wenn wir zum Beispiel ein altes chinesisches Gedicht, ein indisches Lied, ein griechisches Drama, eine ägyptische oder griechische Bildsäule nachempfinden, daß diese Geschlechter, aus deren Zeit diese Werke uns überliefert wurden, vom Erdboden verschwunden sind. Diese Geschlechter haben nur ihren Körper, aber nicht ihren Geist aufgegeben. Denn ihr Geist lebt in den überlieferten Kunstwerken fruchtbringend und unüberwindlich, alle kommenden Zeiten zur Achtung zwingend und an die tote Zeit erinnernd.

Die Künstler sind die unsterblichen Atome der Völker. Was diese Atome taten oder sagten, behält ewige Lebenswärme, wenn es echt gewesen. Denn die Werke der Künstler bilden den Unsterblichkeitsbestand untergegangener Völker.

Und wenn der einzelne Mensch gern an ein Fortleben seines eigenen Lebens und des Lebens seiner Lieben denken möchte, so wird er, wenn er ein ernstes Wesen ist, auch an dem Fortleben seines Volkes, in dessen Mitte sein Leben sich abspielte, beteiligt sein wollen und sich daran beteiligen müssen.

Darum wird es Ehrenpflicht jedes Bürgers sein, daß er mit der Erhaltung des Künstlertums und mit ehrenvoller Verpflegung der Künstler zur Unsterblichkeit der Nation beisteuert. Ebenso, wie jeder tüchtige Bürger zur nationalen Verteidigung mit seinem gesunden Körper und seinen Steuern willig beiträgt. Es wird eine Steuer, zum Nutzen der Künstler den verschiedenen Ständen des Volkes, der Arbeiterklasse, der Beamtenklasse und der Kaufmannsklasse angepaßt, das ganz selbstverständliche und natürliche Mittel sein, zu dem die veredelte und sich selbst achtende Nation greifen muß, um festliche Daseinsberechtigung und künstlerische Unsterblichkeit zu erlangen.

Als eines der vielen tausend Beispiele, die ich bringen könnte, um dem deutschen Volk zu berichten, wie bitter und grausam ein junger Künstler von der Verpflegungssorge gequält werden kann, will ich nur einen der unglücklichsten Fälle aus meinem eigenen Leben erzählen.

Es war eines Tages in Paris. Meine Frau und ich waren schon wieder von Mexiko zurückgekehrt, wo wir gehofft hatten, unter billigen Lebensverhältnissen und fern von dem anspruchsvollen europäischen Leben uns niederzulassen und uns durchzuschlagen. Es war ein Rettungsversuch gewesen, ein Fluchtversuch fort von der Überkultur. Mit dem Rest meines Vermögens hatte ich mir in Mexiko einen Tropengarten kaufen wollen, dessen Ertrag uns ernähren sollte.

Diese und viele andere verzweifelte Versuche, Dichtung und Lebensverdienst zu vereinigen, waren gescheitert, und mittellos befanden wir uns wieder, nach Paris zurückgekehrt, in einem bescheidenen Künstlerhotel im Stadtviertel Montparnasse. Wir wohnten in einem kleinen Zimmer, das wirklich für nicht mehr als fünf Schritte Raum hatte. Aber wir waren verhältnismäßig unbesorgt, und ich dichtete, und wir hofften auf die Hilfe von Verwandten, denen wir geschrieben hatten.

Aber die Antwort blieb aus. Und eines Tages hatte ich kein Kupferstück mehr in der Tasche. In Paris war es uns unmöglich, in eine Wirtschaft zu gehen und auf Stundung zu essen, und es blieb uns auch keine Aussicht, von irgendwelcher Seite Hilfe zu bekommen.

Tonlos und die Verzweiflung einander nicht zeigen wollend, saßen wir, meine Frau und ich, in unserem kleinen Zimmer und hatten nicht gefrühstückt und wußten, daß wir weder Mittag- und Abendessen erhalten würden, und daß wir wahrscheinlich auch, wenn wir nicht vorher verhungert sein würden, das Gasthaus bald verlassen müßten, da wir die Miete des winzigen Zimmers nicht zahlen konnten.

Wir hatten natürlich unzählige Briefe geschrieben

nach verschiedenen Seiten, aber entweder abschlägige Antworten oder gar keine Antwort erhalten. Und doch hatte ich viele Bekannte und viele Verwandte in aller Welt und hatte auch mehrere Bücher veröffentlicht, und man wußte, daß ich kein zweifelhafter Anfänger mehr war, denn mein Name war bereits unter die Namen der neuzeitlichen Literatur als bekannt aufgenommen worden. Und doch war dieses Mal, wie so oft vorher und nachher, keine Hand da, die uns Schutz bieten wollte. Denn niemand fühlt einem Künstler gegenüber, auch wenn dieser schon bekannt ist, eine Verpflichtung, bevor derselbe nicht gestorben ist. Dann erst setzt die Verpflichtung, ihn als Nationalgut zu ehren, die Häuser, in denen er gewohnt hat, mit Tafeln zu versehen, seine Notbriefe zu veröffentlichen, mit rührender und leider mit recht nutzloser Sorgfalt ein.

An jenem grauen Sorgentag, an dem die große Stadt Paris mir wie ein menschenleeres Meer vorkam, auf dem meine Frau und ich vergeblich hilfesuchend hintrieben, fand ich, als ich gegen Abend die Gasthaustreppe hinunterstieg, am Schlüsselhalter neben der Hausmeisterstube bei meiner Zimmernummer ein Telegramm für mich angesteckt.

Ich will das gefaltete Papier öffnen, als meine Frau im selben Augenblick durch die Haustüre von der Straße hereinkommt, da sie auf der Post gewesen und meine Briefe fortgeschickt hatte. Sie sieht das noch ungeöffnete Telegramm in meiner Hand, erschrickt und bittet mich dringend, es nicht zu lesen. Ich verstehe, daß sie irgendeinen Verwandten, von dem es mir peinlich wäre, Hilfe anzunehmen, telegraphisch um Hilfe angegangen hat, und daß dieses nun die Antwort sein muß, der meine Frau mich aber nicht aussetzen will, im Fall dieselbe abschlägig ist.

So deutete ich mir den Schrecken in ihrem Gesicht. Und um sie nicht zu quälen, gab ich ihr das Telegramm ungeöffnet. Wir verließen dann zusammen das Gasthaus und gingen auf dem stillen Boulevard Raspail hin. Und hier erzählte sie mir unter Tränen, daß ihr, nach all den abschlägigen Ant-

worten, nichts anderes übriggeblieben war, als einen ganz außergewöhnlichen, aber notwendigen Ausweg zu wählen. Sie hatte am Nachmittag ihrem Vater, der nicht mehr helfen wollte, nach Stockholm telegraphiert, daß ich plötzlich an einem Hirnschlag gestorben sei! Und sie hatte ihn um Beerdigungsgeld gebeten! — Nun war es uns ganz schauerlich zumute, als wir das Telegramm öffneten, das meines Schwiegervaters Beileid enthielt und zugleich die Meldung, daß tausend Franken für die Beerdigungskosten telegraphisch folgen würden. Ich war tief erschüttert. Niemals ist mir eine Hilfe so schauerlich und grauenhaft erschienen wie diese. Und doch mußte ich meiner Frau recht geben, als sie diesen einzigen Ausweg, den es für uns gab, gewählt hatte.

Wir gingen zum Gasthaus zurück und warteten unter unheimlicher Bedrückung und empfingen eine Stunde später von der Post mein Beerdigungsgeld. Und noch unheimlicher wurde dann die kleine Mahlzeit, die wir in einer kleinen Künstlerwirtschaft, schweigend und mit Tränen kämpfend, einnahmen. Wir waren von der Sorge schon so ernst gemacht worden, daß wir dieses Mal nicht mehr die Kraft hatten, uns von dem empfangenen Geld mit jugendlicher Leichtigkeit zu sättigen.

Als wir zu unserem Gasthaus zurückkehrten, fanden wir dort andere Beileidstelegramme von anderen Familiengliedern meiner Frau aus Stockholm vor. Wir weinten, als läge wirklich ein Toter im Zimmer, so sehr quälte uns noch der Schrecken und die Schmach der Not. Dann mußten wir, um die Sorge der Angehörigen nicht zu lang auszudehnen, zurücktelegraphieren und melden, daß ich wieder am Leben sei, und zugleich schickten wir erklärende Briefe ab.

Aber mein Begräbnisessen, an dem ich selbst teilgenommen hatte, und jene Notstunden, die meine Frau zu dieser verzweifelten Notlüge gezwungen hatten, stehen mir heute noch schaudervoll im Gedächtnis. Nur die tausend jungen Künstler, die sich in ähnlicher Lage befunden haben, werden mir nachfühlen können. Aber den Fluch, der sich einem auf die

Lippen drängt, den man erbittert jener Generation zurufen möchte, die nie ihre ganze Kraft eingesetzt hat, um sich der Kunstwerke, die ihr ihre Künstler schenkten, würdig zu erweisen — diesen Fluch verschluckt man am besten. Denn immer ist noch die Annahme möglich — wenn auch die Zeit zur Erkenntnis nationaler Pflichten bei den Völkern damals noch nicht reif war — daß eine bessere Zeit jetzt anbricht, die dem Stand der Künstler gerecht werden muß. Diese Hoffnung tröstet mich und macht mir vergangene Schmerzen allmählich vergessen.

Vorläufig, finde ich, benehmen sich die Nationen dem Künstlerstand gegenüber im großen und ganzen wie Räuber einem Wehrlosen gegenüber. Sie raubten einfach dreißig Jahre nach dem Tod des Künstlers den Nachkommen das Eigentumsrecht der Arbeit des Verstorbenen. Dem sie im Leben nichts gegeben haben, den sie in seiner Jugend keine hilfreiche Hand gereicht haben, keine Mittel und Wege geschenkt — dem nehmen sie auch noch das, was seinen Kindern und Enkeln gebührt, das Eigentumsrecht der väterlichen Arbeit.

Warum fallen nicht die Güter des Adels, warum fallen nicht die erworbenen Vermögen der Reichen, warum fallen nicht die Geschäfte verstorbener Handelsherren nach dreißig Jahren der Nation zu?

Richard Wagner wünschte, daß sein „Parcifal" nur in Bayreuth gespielt würde. Welche Kämpfe hat es jetzt der Familie Wagners gekostet, ihr Eigentumsrecht nach dreißig Jahren verlängert zu erhalten! Dieser Künstler wurde bei Lebzeiten von seinen Gläubigern von Stadt zu Stadt gejagt. Er mußte sich verstecken, wurde in seinen Arbeitsjahren mit Schande und Spott beworfen und steht jetzt als der Herold eines neuen deutschen Musikgeistes, von ganz Europa gefeiert, an der Spitze der deutschen Musikwelt und brachte seinem Volk vor anderen Völkern Ruhm und Ehre.

Und ging es Beethoven anders? Verkannt und versorgt plagte er sich sein Leben lang. Nichts schenkte ihm die Nation. Aber er schenkte seinem Volk seine

Kraft, so daß es sich nach seinem Tod das musikstolzeste Volk nennen durfte. Die Nation selbst aber hat nichts für Beethoven getan, als er lebte.

Für die Wehr des Landes sorgt man. Es kommt mir aber vor, als ob wir dicke Gartenmauern bauen, indessen drinnen im Garten die besten Bäume und die besten Pflanzen hungern. Und was nützen die Mauern, was nützt das Heer, wenn die Gartenleitung, wenn die Regierung die besten jungen Pflanzen und jungen Bäume nicht zu pflegen weiß.

Neulich erst hat sich eine ausgezeichnete polnische Malerin, die, tüchtig und anerkannt, von den besten französischen Malern gerühmt wurde, und deren Bilder von verschiedenen Museen angekauft wurden, nach jahrelanger Mühseligkeit, verzweifelt gemacht von Nahrungssorgen, in Warschau vor einen Eisenbahnzug auf die Schienen geworfen.

Die unglückliche Künstlerin war zu einem Besuch nach Hause nach Polen gereist. Vielleicht hoffte sie bei ihren Verwandten Hilfe zu finden oder in der Heimat überhaupt. Aber es scheint, Enttäuschung dort hat ihr den letzten Mut genommen. Und statt in den Zug zu steigen, der sie wieder nach Paris, in die bittere Mühseligkeit fern von der Heimat zurückführen sollte, hat die arme verzweifelte Frau den Tod gewählt und sich vor die Lokomotive geworfen.

Und diese Malerin war kein halbes Talent. Es war ein großes Talent, das mit ihr untergegangen ist. Und die Stadt Warschau hätte stolz sein dürfen, eine solche Künstlerin geboren zu haben. Wenn die Nationen stolz sind auf Völkersiege, so sollten sie noch stolzer sein auf Geistessiege.

In meiner Wohnung hängt ein Bild, das jene Frau gemalt hat. Sie war in Paris Schülerin Carrières gewesen, und sie hatte sogar selbst mit Carrière und einem anderen bedeutenden Pariser Maler eine Malschule eröffnet. Ich kannte sie gut, schon vom Tage an, an dem sie zum erstenmal nach Paris kam, bis zu ihrem Tode, und ich weiß genau, daß keine andere Sorge als die Sorge um den Lebensunterhalt jene Künstlerin in den Tod getrieben hat.

Die arme bedeutende Frau bewohnte ein großes Atelier, und dieser Raum war ihre Lebensstätte. Sie schlief auf einem kleinen Liegestuhl in einem Winkel dieser Werkstatthalle. Aber man soll nicht denken, daß jenes Atelier bunt aufgeputzt war mit weibischem Schmuck. Der große Raum war nur ernste Werkstatt, war die echte Arbeitsstätte eines echten Künstlergeistes. Mit Ausnahme von einigen notwendigen Hausgeräten standen da nur noch eine alte Kommode, ein Klavier und ein paar Tische und Stühle. Außerdem befanden sich nur Unmassen von Bilderrahmen, aufgespannte Leinwanden, Staffeleien und ein kleiner eiserner Ofen in dem arbeitsnüchternen Raum.

Die zarte Gestalt dieser Künstlerin, deren großer Kopf auf einem gebrechlichen lautlosen Körper lebte, sehe ich noch immer mit der Palette in der Hand vor mir. Eine große Palette, hinter der die schmächtige Dame fast verschwand.

Ein paar armselige Tassen ohne Untertassen und ein einziger Teelöffel, der, wenn Besuch da war, herumgereicht wurde, machten ihre wenigen Haushaltungsgegenstände aus. Sie aß täglich kaum mehr als ein Ei oder einen Zwieback und sie trank Tee in der Abendstunde und Tee in der Morgenstunde und Tee in der Mittagsstunde. Manchmal nur besuchte sie mittags eine kleine Arbeiterspeisestube, wo sie einen Teller Suppe aß und ein Brot.

Sie war tief gebildet. Polnische Dichter und polnische Künstler und französische Dichter und französische Maler füllten an Sonntagabenden die ärmliche Pariser Malerwerkstatt, wenn die Polin Empfang hatte. Dann reichte die Künstlerin in ihren wenigen Tassen den Tee herum, schlicht und anspruchslos zwischen ihren Gästen sitzend. Das Echo aller europäischen Kunstbestrebungen und das Echo aller europäischen Dichtergeister lebte in den klugen Meinungen, die an jenen Sonntagabenden in dem wenig erleuchteten riesigen Glasraum zwischen jener Frau und ihren Gästen lebhaft ausgetauscht wurden.

Eine Schwester dieser Malerin studierte in Paris Chemie. Und ich erinnere mich, daß mir eines Tages

die Künstlerin, als sie mich malte, mit außergewöhnlich lebhaften Augen erzählte, ihre Schwester sei jetzt in einer chemischen Abteilung in Paris beschäftigt, in welcher man auf künstlichem Wege Diamanten herzustellen versuchte.

„Ach," sagte sie lächelnd, halb ernst, halb spaßhaft, „wenn meine Schwester es lernen wird, Diamanten zu machen —" und sie vollendete den Satz nicht und malte weiter und sah mich nicht an, weil sie schon erschrocken war, sich vielleicht verraten zu haben. Denn sie wollte niemand wissen lassen, wie schlecht es ihr gehe. Sie sagte zu jedermann, daß ihr Vater sie unterstütze. Aber später erfuhr ich, daß sie dieses nur sagte, um nicht bemitleidet zu werden. Sie hoffte auf die künstlichen Diamanten, träumerisch und belustigt!

Nie klagte sie in Worten, aber ihr demütig stilles feines Wesen klagte, ohne daß sie es selbst wußte. So sagte sie einmal an einem eisigen Wintertag lachend zu mir:

„Das große Atelier heizt sich so schwer, und deshalb muß ich mich nachts, um nicht zu frieren, in alle möglichen Teppichlappen und Jacken und Schals einwickeln. Sie würden mich gar nicht wiedererkennen, wenn Sie mich einmal morgens so sehen könnten, wie vermummt ich da bin. Und ich muß immer lachen, wenn ich mich morgens beim Aufstehen zufällig im Spiegel sehe."

Die arme Künstlerin kehrte jeden Morgen ihre Werkstatt eigenhändig mit den zierlichsten Händen der Welt und heizte selbst den kleinen groben Ofen, um das Geld für die Bedienung zu sparen. Und dabei hingen von ihr unsterbliche Werke im Luxembourgmuseum, und sie hatte bereits verschiedene goldene Medaillen in Londoner und Pariser Kunstausstellungen erhalten.

Ich finde, das polnische Volk hätte weinen und trauern müssen tagelang, nachdem sich jene begabte Frau in Warschau verzweifelt auf die Schienen geworfen hatte. Die Lokomotive, die den zarten und von Entbehrungen geheiligten Körper dieser Künst-

lerin rasch unter ihren Eisenrädern zermalmt hat, sie, scheint mir, war barmherziger als das Volk, das eine seiner besten Künstlerinnen hat hungern und darben lassen.

Haben denn die Künstler nicht genug mit der Bewältigung ihres Gefühlslebens zu tun, mit der Bewältigung ihrer Weltbetrachtung, mit der Erringung eines ruhigen Künstlerstandpunktes, von dem aus sie nie dagewesene Werke aufbauen müssen! Warum sollen Künstler auch noch die Nahrungssorgen bewältigen, sie, die von der Natur geboren sind zu schenken, Höchstes und Erdentrücktes. Sie, die nicht wie die Beamten und Offiziere in Wiederholungen und vorgeschriebenen Richtungen ihr tägliches Amt erfüllen können. Sie, die nach jedem vollendeten Werk ein neues, ganz anderes, nie dagewesenes Werk beginnen müssen. Sie, die tiefste Sammlung, tiefste Verinnerlichung der Arbeitskräfte vom Gedanken des Geldverdienens trennen muß, weil sonst das Künstlerwerk unrein, unkünstlerisch wird und nicht Ewigkeitswert erreicht und nicht erhebende Kraft spenden kann.

Sie, denen das entstehende Kunstwerk sogar verbietet, an Ruhm und Ehre zu denken, sie, die also nur auf sich hingewiesen, ohne Rücksicht auf ihren Vorteil oder Nachteil, schaffen müssen und auch von der Natur so geboren sind, um nur so schaffen zu können, sie, die nie den Geldverdienst im Auge haben dürfen, damit ihr Auge rein bleibt wie das Auge eines Heiligen oder eines Helden; sie, die so veranlagt sind, so hilflos dem Verdienst gegenüber — ihnen sollte nicht die ganze Nation, die später jene künstlerischen Werke genießt und deren Eigentumsrecht beansprucht und die durch die Künstler mit Ruhm bedeckt wird — ihnen sollte nicht die Nation einen würdigen Platz in ihrer Mitte bei Lebzeiten einräumen können?

Wenn es bis heute nicht in dem Maß geschehen ist, wie es geschehen muß, so sind daran schuld der unaufgeklärte Zeitgeist und eine veraltete Weltanschauung. Aber mit der Anerkennung der Festlich-

keit des Lebens werden die Völker nicht anders können — wenn sie ehrlich sein wollen —, als dem nicht nach Geld streben dürfenden Künstlertum freie Entwicklungswege und freie Pflege zu bieten.

Das Volk hatte bisher die falsche Meinung, daß das Künstlertum mit der Leichtlebigkeit, dem Leichtsinn, der Verschwendung und der Unzuverlässigkeit unzertrennlich zusammenhängen müsse, ebenso wie mit der Launenhaftigkeit. Die Leute zucken die Schultern über den Künstler, wenn sie manche seiner Handlungen nicht begreifen, und sagen zwar entschuldigend: „Es ist eben ein Künstler. Der darf das tun. Ein wenig leichtsinnig, ein wenig leichtlebig, ein wenig verschwenderisch, ein wenig launisch, ein wenig unzuverlässig darf er schon sein. Es ist ein Künstler.“ Aber man verachtet trotzdem die künstlerische Sorglosigkeit.

Ich frage: in welchem Stande fänden sich nicht obige Eigenschaften? Wer kann mir einen Stand nennen, in welchem nicht leichtlebige, leichtsinnige, verschwenderische, unzuverlässige und launenhafte Leute zu finden wären? Gibt es nicht unter den Offizieren Schuldenmacher, Spieler? Gibt es nicht unter den Kaufleuten, unter den Handwerkern leichtlebige, unzuverlässige, verschwenderische Menschen?

Ich habe am Eingang dieses Buches gesagt, daß dem Künstler, als sechster Sinn, die Sorgenblindheit angeboren ist. Das will aber nicht sagen, daß er die Sorgen nicht sieht und von ihnen nicht mehr geplagt wird wie jeder andere Mensch. Der Künstler hat von der Natur die Kraft bekommen, über die Sorgen hinweg in geistige Erhebung kommen zu können, und so scheint es denen, die das nicht vermögen, als wäre der Künstler bei allen Sorgen leichtsinnig und sorgenlos. Aber da sein Beruf in der Erdentrücktheit liegt, wird der Künstler doppelt schwer betroffen, wenn er von seiner Arbeit, der weltentrückten, zur Wirklichkeit zurückkehrt und statt des Lohnes die Nahrungssorge neben sich sitzen sieht.

Das Volk besoldet seine Priester. Warum? Weil man sagt, sie dienen einem Wesen, das sie nicht bar

bezahlt; sie dienen einem Ideal. Und was tun die Künstler anderes? Dienen sie nicht alle dem Kunstideal? Schöpfen sie nicht täglich aus der Unwirklichkeit neue Gefühls- und Hoheitswerte? Und verdienen sie darum nicht, daß ihr ihnen wenigstens denselben Lohn gebt wie euren Priestern, wie euren Bischöfen? —

Ich habe einmal einer Verschwendungsszene in einem Künstlerhaus beigewohnt. Jener Künstler ist jetzt ein vielgefeierter Mann, und sein Name ist berühmt. Aber dieses trug sich vor zwanzig Jahren zu, als er noch jung war und erst an der Schwelle zur Berühmtheit stand.

Er hatte damals noch einen Brotberuf und konnte sich nur nebenbei mit seiner Kunst beschäftigen und litt sehr unter diesem Doppelleben. Eines Abends, als ich sein Haus besuchte, fand ich seine Frau allein mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme, und sie klagte mir, halb lachend, halb weinend:

„Sehen Sie, was er wieder gemacht hat! Ist das nicht ein toller Mensch? Gestern hat er seinen Monatsgehalt bekommen, und auf dem Heimweg kam er an einer Teppichhandlung vorüber, in welcher dieser kleine Teppich ausgestellt war. Und denken Sie, dieser Teppich reizte ihn durch seine Farbenzusammenstellung so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, in den Laden einzutreten und den Teppich zu kaufen. Und drinnen im Laden fällt ihm ein wunderbares venezianisches Kelchglas, ein rubinfarbenes, auf, und auch dieses mußte er haben.

Und er legte für beides seinen ganzen Monatsgehalt auf den Tisch. Er ließ sich dann den Teppich zusammenrollen und nahm das Rubinglas dazu und kam vergnügt, als wenn er das große Los gewonnen hätte, zu mir nach Hause. Dann rollte er den Teppich hier mitten im Zimmer auf und ging am Abend stundenlang jubelnd und entzückt, die Augen auf den farbigen Teppich gerichtet, auf und ab, hin und her. Und dazwischen hielt er den venezianischen roten Rubinkelch gegen das Lampenlicht und freute sich wie ein Kind, dem man eine Blume geschenkt hat.

Warten Sie nur, er wird gleich nach Hause kom-

men. Dann werden Sie selber sehen, wie er sich benimmt. Aber ich kann ihm nicht einmal böse sein. Er freut sich zu sehr. Ach, sagen Sie nur, was macht man mit solchem Menschen? Sie können sich vorstellen, daß in einem Haushalt, wo Kinder sind, der ganze Monatsgehalt nicht für Teppichfreuden und für ein venezianisches Glas verwendet werden darf." So klagte die junge ratlose Künstlerfrau.

„Sind Sie ohne Sorge," sagte ich, „es wird ein schönes Kunstwerk, irgendeine künstlerische Eingebung aus dem Teppich und aus dem Rubinglas Ihrem Manne gegeben werden."

„Ja, das sage ich mir auch," meinte die junge Frau aufatmend, „und das tröstet mich auch. Es ist ja eigentlich auch keine Verschwendung von meinem Manne, da sich solche Ausgaben immer wieder bei ihm künstlerisch umsetzen. Aber augenblicklich hätten wir den Monatsgehalt nötiger gehabt als den Teppich und das venezianische Glas."

Die Frau des Künstlers hatte verständig als Künstlerfrau und verständig als junge Mutter gesprochen. Die Liebe zu ihrem Mann hatte ihr tiefes Verständnis für seine Handlungen gegeben, und die Liebe zu ihren Kindern gab ihr aber auch zugleich die laute Klage auf die Lippen. Man hörte ihr aber an, sie wußte nicht recht, durfte sie klagen oder nicht. —

Tritt die Verschwendung in anderen Gesellschaftsklassen nicht in wilderer Art auf? Die Verschwendung des Künstlers setzt sich stets in neue Eingebungen um. Die Verschwendung aber in anderen Kreisen bleibt barer Schaden, ohne daß er sich in Gewinn umsetzt. Und wie klein sind im Grund die Verschwendungen, die sich ernste Künstler leisten oder geleistet haben, im Verhältnis zu dem Aufwand, den Offiziere, Beamte und Kaufleute über ihre Verhältnisse wagen!

Auch ist ein ernster Künstler immer mehr von seinem Gewissen geplagt als irgendein anderer Mensch. Und die meisten Künstler, die ich traf, haben weniger Luxusschulden gemacht als Schulden, die den Lebensunterhalt betrafen.

Ich habe aber nie einen ernsten Künstler getroffen, der das Leben nicht schwer genommen hätte. —

Man könnte falscherweise annehmen, ich hätte, wenn ich von ehrender Versorgung sprach, die dem Künstler die Heimatstadt und der Staat bieten sollten, gemeint, man sollte die Künstler äußerlich auffallend ehren. Dieses aber wäre das schrecklichste Leid, was man dem stillen Künstler antun könnte. Es gibt zum Beispiel nichts Störenderes für den echten Künstler, als wenn er mit Nachfragen, Aussprüche zu fällen, Vereinen beizutreten, Bild und Autogramme zu liefern und ähnlichen Verlangen geehrt wird. Möglichst unauffällig, möglichst unsichtbar und möglichst unbeobachtet will und soll der ernste Künstler seine Werke schaffen.

Wohl sehnt jeder Künstler sich nach Beifall und Widerhall und freut sich, wenn seine Arbeiten ihm die Herzen seines Volkes zuführen. Aber nicht in auffallender Ehrung und nicht auf seine Person soll und will der echte Künstler die Anerkennung hingelenkt wissen.

Der Künstler will und soll immer hinter seinen Werken zurücktreten. Nur auf diesem bescheidenen Platz wird er sich ewig fruchtbar fühlen. Darum sichert ihm sein Leben, sichert ihm Wanderfreiheit, nehmt ihm die Alltagssorge ab! Aber krönt ihn erst nach seinem Tode, zerrt ihn nicht bei Lebzeiten aus seiner Verinnerlichung heraus in die verflachende Öffentlichkeit.

In alter Zeit, wenn in Japan der Kaiser in seiner Sänfte durch die Straßen getragen wurde und reiste, da war es bei Todesstrafe verboten, daß ihn das Auge eines seiner Untertanen ansah, ihn, den Sohn des Himmels. Die Menschen mußten sich alle mit der Stirn auf die Erde neigen, und niemand im Volk hatte je den Kaiser gesehen, und nirgends durfte ein Bildnis von ihm hergestellt werden.

Der leitende Gedanke dabei war wohl der, daß das Idealbild, das sich das Volk von einem Sohn des Himmels im Geist gemacht hatte, nicht zerstört werden sollte, und auch der Kaiser selbst mochte nicht

von tausend Gaffern in seiner kaiserlichen Ruhe und Würde gestört werden. Und dieses letztere wird jeder echte Künstler dem japanischen Kaiser am besten nachempfinden können.

Wie störend sind heutzutage die Zeitungsumfragen, mit denen die Künstler geplagt und gestört werden. Nur eines Augenblicksreizes wegen, nur um einen leeren Neugierreiz der Masse zu befriedigen, soll der Künstler antworten. Der Künstler sollte immer ein unsichtbarer Schöpfer bleiben dürfen. Und ich denke mir, der allerschönste Nachruhm für einen echten Künstler ist der, daß sein Kunstwerk namenlos groß bestehen bleibt, daß er auf viele Zeiten und Völker befruchtend mit seinem Werke wirkt, aber daß sein Leben hinter dem Werk verschwindet. So daß man in späten Zeiten nichts von ihm weiß und sich über seine Herkunft streitet, da er so bescheiden und unauffällig gelebt hat, daß sein Leben verschwinden konnte hinter seiner starken Arbeit, hinter seiner starken Schöpfung, die erst sein eigentliches Leben, sein unsterbliches, ewiges Dasein bedeutet.

Wir wissen von den Gesängen der „Edda" nicht mehr die Namen der Dichter. Wir wissen vom „Nibelungenlied" nicht mehr, wer es gedichtet hat. Wir wissen von vielen schönen alten Volksliedern nicht mehr, wer sie gesungen hat. Kümmern wir uns darum, wenn wir die Märchen von „Tausend und eine Nacht" lesen, nach den Namen der arabischen Dichter zu fragen? Wunderbare Werke reißen uns so fort, daß wir darüber den Dichternamen vergessen.

Und dieses, dünkt mir, ist die allerhöchste Anerkennung für einen Dichter, wenn seine Werke so blind hinreißend die Menschen packen können, daß seine Werke selbständige Welten wurden, und daß nur des Dichters Nation, daß nur ihr Name an Stelle des Künstlernamens tritt.

Dieses Vergessen des Künstlers darf aber nicht aus Vergeßlichkeit, aus Rücksichtslosigkeit, aus Geistesbeschränktheit seines Volkes entstehen. Sondern die Kraft seiner Schöpfung muß den Künstler vergessen machen, die Kraft der Hingabe an das Kunstwerk,

die Kraft, die das Kunstwerk so überwältigend gestaltet hat, daß man den Dichter deutlich zu kennen, zu sehen, zu hören glaubt und dabei ganz vergißt, nach seinem Namen zu fragen.

Nur so soll diese höchste Anerkennung entstehen. Man ist dann dem toten Künstler viel näher und ist ihm näher noch, als sein eigener Name ihm gewesen ist. Man wird eins mit ihm in Körper und Geist, als wäre man selbst der Schöpfer jener Kunstwerke.

Die Persönlichkeitsvergötterung, die heutzutage getrieben wird mit lebenden Künstlern, ist, so wohlgefällig sie im Augenblick für beide Teile sein kann, im letzten Grunde kunstfeindlich. Nur die Kunstwerke sollten gefeiert werden. Für das Leben des Künstlers aber soll in unauffälliger, ehrerbietiger Weise von Heimat und Staat gesorgt werden. Des Künstlers Person aber soll nur dadurch geehrt werden, daß man den Künstler ungestört, unbelästigt von vergötternder Neugierde, unbelästigt von äußerlichen, persönlichen Ehrungen sein Lebenswerk vollenden läßt. Denn der Widerhall, die Nachricht wie seine Werke wirken, wird immer zu ihm dringen, und dies wird und soll ihm genügende Befriedigung sein. Und das Bewußtsein, daß er stillschweigend, mehr und mehr, als der Stolz seiner Stadt und als der Stolz seines Landes mit anderen Künstlern zugleich gepriesen wird, muß ihm genügen, wenn er sich ernst nimmt.

Heutzutage leben fast die meisten Künstler, aus ihrer Heimat entwurzelt, einer Großstadtkunst ergeben. Denn ihr Weltdrang wurde in den jungen Jahren nicht genügend befriedigt. Und statt daß sie von aller Welt Lebenseindrücke aufnehmen können, müssen sie in den Kaffeehäusern der Großstadt oder im Großstadtgetriebe Kreise bilden und sich dort zusammenhalten, um sich leben zu fühlen.

Da die Nation den Heranwachsenden keine Hand zum Vorwärtskommen, zum Weltbetrachten bot, nicht durch Reiseerleichterung, nicht durch Unterkunftshäuser, nicht durch Heimatsverpflegung, so bildeten sich in den Großstädten unter den entwurzelten Künstlern

40*

jene kommenden und gehenden, hastigen, neuheitswütigen Kunstrichtungen aus. Denn die jungen Männer wurden unruhig, angepeitscht vom beirrenden Großstadtgetriebe, hastig im Ausdenken neuer Kunstwerte. Ich erlebte eine ganze Reihe solcher kommender und schwindender Kunstrichtungen in den jetzt bald fünfundzwanzig Jahren meiner Erfahrung.

Die Zeitbetrachtung aber wird in späteren Jahrhunderten nur feststellen, daß um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts, ähnlich wie um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, eine sich neubildende Weltanschauung die Künstler zu neuen Formen in der Dichtung, wie in der Malerei und der Musik kommen ließ.

Und dann wird auch dieses einmal vergessen werden, und es werden nur einzelne Lieder, einzelne Kunstwerke dastehen, und man wird, um ihre Entstehungszeit zu bezeichnen, sich kurz fassen, wie man von diesen und jenen Volksliedern heute sagt: „Sie sind aus dem zehnten oder zwölften Jahrhundert entstanden," oder, „sie sind um die Zeit Karls des Großen entstanden." Dieses wird dann die reinliche Ausscheidung des Bleibenden von dem Nebensächlichen sein. Von den Geburtswehen verschiedener Kunstrichtungen wird man nichts mehr wissen oder nicht viel darnach fragen. Das Kunstwerk allein soll wie ein kleiner oder großer Stern am Himmel der Vergangenheit stehen.

Das Sichzusammenschließen der Künstler, das Richtungen hervorbrachte, die schnell auftauchten und schnell von neuen Richtungen abgelöst wurden, trat wohl niemals so stark auf als in den neunziger Jahren. Die wichtigsten aller dieser Richtungen aber blieben der Naturalismus und die Neuromantik, die sich gegenseitig den Rang streitig machen wollten. Zwei große Gegensätze kämpften damals unter den Künstlern.

Der Naturalismus hat das Wirklichkeitserleben der Dichter geschult, und dann kam später wieder Schulung der Gedanken- und Phantasiewelt hinzu, die man zu Anfang der neunziger Jahre vor lauter Schwelgen im Wirklichkeitserkennen versäumt hatte.

Ich glaube aber, daß literarische Richtungen nie mehr so hastig auftauchen werden wie damals, keine sich überstürzenden Richtungen mehr einander ablösen werden, sondern daß ein selbstverständliches, geistvolles Erzählen und ein ganz selbstverständliches Liedersingen, jedem Land angepaßt und jeder Provinz angepaßt, im ganzen Reich einsetzen wird, sobald Dichter und Volk wieder eine feststehende Weltanschauung bekommen haben.

Die christliche Weltanschauung war einmal ein künstlerisch befruchtendes Ideal und hat einmal Künstler und Volk eng zusammengeführt. Und auch in heidnischer Zeit, als die Götterideale bestanden, sind Künstler und Volk einheitlich begeistert worden.

So wird auch die Anschauung von der natürlichen Festlichkeit des Lebens, von dem Bewußtsein, daß wir alles besitzen und alle uns besitzen, zugleich mit der Erkenntnis, daß wir im tiefsten Grunde Schöpfer und Geschöpf, unwirklich und wirklich sind und Festgeber und Gast des Lebensfestes sind, ein einheitliches künstlerisches Ideal werden können. Denn diese Weltanschauung wird in einem Volke oder in allen Völkern der Erde, wenn sie Fuß gefaßt hat, die Herzen und die Gehirne des Menschen festlich kunstfreundlich erwärmen und erleuchten. Dann werden nicht mehr nach zwei, drei Jahren Kunstrichtungen auftauchen, Künstler und Volk verwirrend.

Dann werden Künstler und Volk sich nicht mehr entfremdet sein. Dann wird wieder stillschweigendes Einverständnis zwischen Künstler und Volk herrschen, wenn die Menschen — welche die Festlichkeit des Weltallebens und ihres eigenen Lebens anerkannt haben — nicht mehr nur die Welt als ein Jammertal oder als ein Durchgangsaufenthalt zum besseren Leben betrachten, sondern Zeit zum Kunstgenuß finden, und Zeit haben werden zur künstlerischen Vertiefung in alles Weltalleben.

Jedes so aufgeklärte Volk wird mit der dem Künstler angeborenen Festlichkeit Schritt halten können, wenn es sich zu dem Standpunkt aufschwingt, daß alle Leben sich selbst belohnen und selbst bestrafen, daß

alle Leben teilhaben an der Allmacht, an der Allwissenheit und an der Unsterblichkeit des Weltallfestes, und daß alle Leben, zu festlichem Dasein zusammengekommen, Festlichkeit schaffen wollen. —

Wie es ein Schaden für das Land ist, wenn Bauern und Landleute in großen Massen die Dörfer verlassen und, statt Landbau zu pflegen, einen Stadtberuf wählen, so ist es ein Schaden für die Kunst und für das Künstlertum, wenn Künstler in Massen ihre Heimatorte verlassen und sich in den Großstädten ansammeln, weil sie glauben, dort ihren Welthunger befriedigen zu können.

Gebt den Künstlern kostenlos Reisefreiheit zu Wasser und zu Land, gebt dem Künstler sein Heimathaus in der Vaterstadt oder in ihrer Umgebung und gebt ihm Unterkunftshäuser — in der Art von Klubwohnhäusern in den Weltstädten —, wo jeder Künstler freie Verpflegung findet. Und er wird bei freier Reisemöglichkeit gar nicht den Drang haben, in den Weltstädten, die ihm im letzten Grund nur vorübergehend zusagen, sich für das ganze Leben dort niederlassen zu wollen. Das heißt, wenn er nicht selbst in einer der Großstädte geboren und dort zu Hause ist.

Die Möglichkeit, verschiedenste Länder und Weltstädte kostenlos besuchen zu können, und die Möglichkeit, kostenlos zur Bereicherung des Weltüberblickes große Seereisen machen zu können, alles dieses wird den Künstler nicht mehr heimatentwurzelt, sondern heimatsansässig machen, wenn er, heimgekehrt von den Reisen, die Arbeitsruhe ersehnt.

Wir leben in einer Zeit, die mehr von überzüchteter Großstadtzüchtung lebt als von wohlgepflegter Heimatdichtung, welche in verschiedenen Landesteilen aus den verschiedenen Landschaften und verschiedenen Landschaftseelen aufblühen könnte, die aber nichts mit beschränkter Lokaldichtung gemein haben soll.

Man stelle sich vor: eine Provinzbevölkerung wohnt um einen Fluß oder um einen See. Eine andere Bevölkerung ist hauptsächlich auf Wald- und Wiesenland angewiesen. Eine dritte Provinz ist eine Heidelandschaft. Eine vierte liegt an der Meeresküste,

eine fünfte liegt im Binnenland, in Bergen bei Bergseen, eine sechste kennt nur Gruben, Bergwerke, Fabriken, eine siebente treibt Ackerbau und hat Weinland und Hügellandschaft.

Wie verschieden ist die eine Bevölkerung von der anderen in jedem Landkreise! Wie verschieden müssen die Männer jeder Provinz denken und arbeiten! Und wie verschieden wird die Frauenschönheit, die im verschiedenen Menschenschlag, im verschiedenen Landeskreis auftritt, vom Künstler besungen und wiedergegeben werden müssen.

Es haben wenige Künstler ihre Heimat so geliebt wie zum Beispiel Fontane seine Mark liebte, und wie der Maler Hans Thoma sein badisches Land liebte. Wie jeder weise Mensch seine Eltern und seine nächste Familie näher fühlt als die Fremden, so wird in jedem Dichter die Heimatliebe zugleich mit der Liebesleidenschaft zu dem Weib, das er sich von irgendwo aus der Welt nach Hause geholt hat, am besten die innigsten und herzlichsten Stimmungen und Bilder aus seiner Dichterkraft auslösen.

Von allen großen Künstlern wissen wir, daß sie gerne gewandert sind. Ich erinnere nur an die Deutschen Walter von der Vogelweide, Dürer, Goethe. Und wie fruchtbar blühte Geist und Herz des Künstlers nach der Wanderzeit. Denkt an Richard Wagner, denkt an Nietzsche. In den jungen Jahren zogen sie alle hinaus und wechselten Ort um Ort. Aber der war nie ein großer Künstler, der nicht endlich seßhaft werden konnte. Und glücklich der, der dann die Seßhaftigkeit wieder in der Heimat finden durfte. —

*

Über meinen Lebenslauf in meinen Wanderjahren berichtete ich zuletzt von Stockholm, vom Winter 1894, von den Sonntagsbesuchen bei Ellen Key, wo ich den norwegischen Lyriker Sigbjörn Obstfelder, den Dichter der Traurigkeit, kennen gelernt hatte.

Eines Tages erzählte mir Obstfelder, er habe bei seiner letzten Sommerwanderung, als er mit seinem

Geigenkasten durch die Berge Norwegens zu Fuß gereist war, eine junge schwedische Dame mit ihrer Mutter kennen gelernt. Der Vater der jungen Dame sei ein Großkaufmann. Obstfelder war jetzt öfters im Winter in dem Landhaus jener Familie draußen vor Stockholm zu Gast.

Im Laufe des Winters ergab es sich denn, daß ich jene junge Dame durch Obstfelder kennen lernte. Ich traf sie einige Male in einem Stockholmer Lesesaal, wo man für zwanzig Öre stundenlang in einem lautlosen Zimmer Zeitungen aus aller Welt lesen konnte, und wo auch Bücher zu leihen waren. Später war ich dann in ihrem Hause eingeladen und hatte die Familie kennen gelernt.

Gleich nach der ersten Begegnung hatte ich, was mir sonst so schnell noch nie vorgekommen war, ein Gedicht über das schöne Goldhaar jenes Mädchens geschrieben. Ich merkte aber auch dabei, daß ich zum erstenmal in meinem Leben mehr als nur flüchtig verliebt war. Ich fühlte erstaunt, daß die ernsteste Seite meines Gefühls angeschlagen war.

Ungläubig und verwundert kämpfte ich zuerst gegen den befremdeten Liebesernst an, der beinahe schmerzlich in mir wach geworden war. Ich mußte mir immer wiederholen: nur mit diesem Mädchen, bei welchem scheuer, starker Geist und gesunder, keuscher Körper zusammenlebten und mir nicht bloß vom süßen Verlieben sprachen, sondern vom tiefen Zusammengehören, würde ich gern täglich meine Zukunft teilen.

Und bei ihr, sagte ich zu mir, kann ich mir den Begriff Ehe vorstellen. Vielen lieblichen, reizvollen, unterhaltenden und brennend berückenden Frauengeschöpfen war ich vorher begegnet. Manche hatte meine Sinne gefesselt, manche meine Gedanken unterhalten, manche hatte mir schöne Träume gegeben. Und verschiedenste Liebesgefühle konnte ich mir bei all den verschiedensten Mädchen vorstellen, jede war wie eine Farbe oder eine Farbenabstufung gewesen. So wie man einmal ein schönes Blau liebt, einmal ein feuriges Rot, einmal ein erfrischendes Grün, einmal ein

stolzes Goldgelb, so wie einzelne Farben belebend und entzückend wirken können, so waren mir verschiedene Mädchen vorher nahe gekommen. Aber wie man nicht nur eine Farbe sein Leben lang ansehen möchte, so war ich immer bei jeder Frau früher oder später dem Gedanken ausgewichen, eine von ihnen meinem Leben für immer verbinden zu wollen.

Aber dieses schwedische Mädchen jetzt war die erste, die keiner einzelnen Farbe ähnlich war. Sie war, wie jeder Lebenstag, eine Vereinigung aller sieben Farben. Ich konnte erschütterndes Rot in ihr finden und besänftigendes Blau, das erquickende Grün und das machtvolle Goldgelb. Ihr Herz war von der Natur warm und verständig gebildet, so daß es nicht wie einfarbiges bengalisches Feuer mein Herz nur festlich blendete, sondern ich fühlte mich in jenes Mädchens Nähe festlich befriedigt und wußte, nachdem wir uns kaum einige Stunden gesehen hatten, daß ihr Leben mir gehörte, und daß das meine ihr gehören müßte.

Eigentlich wäre es das Einfachste gewesen, wenn ich ihr dies alles gleich gesagt hätte. Aber die neue Liebeserkenntnis war, wenn ich die Lippen öffnen wollte und sie zu ihr aussprechen sollte, mir selbst noch so ungeheuerlich überraschend, daß ich zauderte und immer schweigend hinhorchte, ob ich nicht den Schall und die Aufregung dieses Ereignisses in und um mich laut werden hören könnte.

Ich war bestürzt dumm wie Hans im Glück. Eines nur bestätigte mir den Hall des Ereignisses. Das war die Tatsache, daß ich über diese Frau in den nächsten Tagen wieder ein Gedicht machen mußte und wieder ein Gedicht — und so fort bis auf den heugen Tag. Und dieses Besingen ihrer Erscheinung war natürlich der Schall des laut gewordenen ernsten Gefühles, das mich erschütterte.

Es war im Frühjahr 1895. Niemand außer dem jungen Schweden hatte ich es gesagt, daß ich mir meine zukünftige Frau in jenem jungen Mädchen vorstellen konnte, das ich öfters, bei verschiedenen Gelegenheiten, bald in Gesellschaft anderer, bald zu-

fällig allein im Lesesaal wiedergesehen hatte. Der jungen Dame selbst hatte ich keine Andeutung gemacht. Denn ich fand es ganz lächerlich, daß ich junger Fremdling, der ich nur von meines Vaters Gnade leben durfte und mich hilflos vor einer ganz unklaren Zukunft befand, wagen sollte, an die Möglichkeit zu denken, vor den Vater dieses Mädchens hinzutreten, um seine Tochter als Frau zu verlangen.

Meine Verhältnisse hatten sich nicht geändert. Und in den Bürgerkreisen rechnete man es einem jungen Mann, der nicht Universitätsstudent war, übel an, wenn er in meinem Alter von siebenundzwanzig Jahren noch keine anderen Einnahmen hatte als die Unterstützung von zu Hause.

Täglich fühlte ich mich gedemütigt von dieser Lebenseinrichtung, die den jungen Dichter oder jungen werdenden Schriftsteller lieblos und gedankenlos behandelt und ihm keine staatliche Lebensvergünstigung, keine staatliche Fürsorge für sein weiteres Fortkommen und für seine Entwicklung bietet. Von Monat zu Monat mußte ich in ausführlichen und eindringlichen Briefen immer wieder meinen weiteren Unterhalt von meinem Vater erbitten.

Wie hätte ich da wagen sollen, in einem fremden Land in ein reiches Kaufmannshaus einzutreten und um die Hand der Tochter zu freien! Wenn ich auch auf ein späteres Erbteil von zu Hause rechnen konnte, so lag mir das doch ganz fern, solange mein Vater lebte, etwas von seinem Tod erhoffen zu wollen. Dieser Gedanke hätte mir nicht geschmeckt, und ich hätte nicht gewagt, mich auf diesen Gedanken zu stützen und den Vater des Mädchens darauf hinzuweisen.

Im Frühjahr 1895 begegnete ich eines Tages, als ich in Stockholm in einen offenen Trambahnwagen aufsprang, der jungen Dame, die bereits eingestiegen war. Und ich saß neben ihr, sehr vergnügt darüber, sie einmal ganz allein und nicht in dem lautlosen Lesesaal zu sehen, wo man sich neben anderen Lesern immer nur ein geflüstertes „Guten Tag" und „Lebewohl" hatte zunicken können.

Es war elf Uhr vormittags, und die Sonne schien freundlich, als hätte sie uns beide zusammengeführt, und als freue sie sich jetzt mit uns. Draußen eilten während der Fahrt die sonnenbeleuchteten Häuser vorüber und Stockholms Brücken, die Bildsäulen der Könige, die Schiffe im lebhaften Mälarenwasser und das vornehme Stockholmer Schloß, das wie eine einzige Terrasse über das stahlblaue Stromwasser herschaut.

Mir schien, ich hatte die schwedische Hauptstadt nie so glänzend und frühlingsbewegt gesehen als jetzt an der Seite des jungen Mädchens, die einen gütigen Hauch von Familienunschuld mit einer frischen, neuzeitlichen Weltart in ihrem sicheren und freundlichen Wesen vereinigte.

Ich war beglückt, daß sie einiges über mich wissen wollte, wenn es auch nur kleine unbedeutende Fragen waren, die sie an mich richtete. Einen Augenblick war es mir, als führen wir beide ganz allein durch die Welt. Und da kam es mir leicht über die Lippen, ihr zu erzählen, daß ich ein paar Gedichte über sie geschrieben hatte.

Sie sah erstaunt und erfreut aus und fragte, ob sie die Gedichte lesen dürfte. Da aber wurde mir klar, daß diese Gedichte die innerlichste Liebeserklärung enthielten, der ich je in meinem Leben Wort gegeben hatte. Und ich wußte nicht recht, ob ich ja oder nein antworten sollte. Indessen hielt der Trambahnwagen, und die junge Dame mußte aussteigen. Und im Aussteigen sagte sie nochmals:

„Bitte, bringen Sie doch die Gedichte in den Lesesaal mit."

Ich sagte rasch: „Nein, ich werde sie Ihnen mit der Post schicken."

„Ich bitte, tun Sie es bald," rief sie mir noch zu und reichte mir die Hand.

Aber kaum war ich im Wagen allein und kehrte wieder zu meinem nüchternen Sorgendasein zurück, da sagte ich mir: sie hat keine Ahnung, was diese Gedichte sagen. Sie glaubt vielleicht, es sind nur ein paar spöttische oder schelmische Reimereien. Und ich

nahm, als ich nach Hause kam, die Gedichte und las sie noch einmal durch. Und während ich las, war es mir, als säße die junge Dame wieder neben mir, wie vorher in dem Trambahnwagen.

Und da überströmte mich ein warmes zukunftsgläubiges Gefühl, und ich sagte mir: mag werden, was will. Mag sie mich verlachen oder mag sie erschrecken — ich werde ihr die Gedichte schicken. Und ich schrieb dieselben auf schöne saubere weiße Blätter. Aber schon während des Schreibens schämte ich mich wieder, und mein Zimmer und ich selbst wurden mir unheimlich.

Mein Blut wogte dann auf und nieder, als ich die Blätter in einen Briefumschlag getan. Und als ich meinen Mantel anzog, um zum Briefkasten zu gehen, war mir jede meiner Bewegungen fremd und neu. Es wurde mir klar, die nächsten Tage mußten etwas ganz Ungewohntes bringen. Ich konnte mir aber nicht ausdenken, wie sich jenes Mädchen benehmen würde, wenn es die Gedichte empfangen hatte.

Entweder, sagte ich mir, war ich, wenn es die Gedichte gelesen hatte, sein erklärter Bräutigam vor meinem und seinem Herzen oder, wenn es sich ablehnend und erschrocken benahm, müßte ich gleich fort aus dieser Stadt. Denn nach dem Überreichen der Gedichte würde es mir nicht möglich sein, in denselben Straßen zu gehen, wo die Geliebte täglich ging, und in diesen Straßen unter ihren Augen meine ihr offenbarte Sehnsucht kalt zu machen und zu begraben.

So lange sie nichts von meiner Neigung wußte und kein Wort, kein Blick, kein Gedicht mich ihr verraten hatte, konnte ich in ihrer Nähe alle meine Träume und meine Hoffnungen entstehen, kommen und gehen lassen und war immer noch mein eigener Herr über mein inneres Leben. Aber wenn ich diesen Brief mit den Gedichten dem Briefkasten übergeben hatte, war ich der Knecht einer Aufrichtigkeit geworden, die vielleicht verfrüht war oder vielleicht niemals jener Frau zu Bewußtsein kommen sollte.

Ich ging dann am ersten Briefkasten vorüber und

sagte mir: es gibt mehr Briefkästen. Und ich ging an dem zweiten Briefkasten vorüber und sagte mir: du hast ja den ganzen Tag Zeit, den Brief in den Briefkasten zu werfen. Und so kam ich zur Straße, in der die Stadtwohnung der Familie jenes Mädchens war. Und da war wieder ein Briefkasten. Dieser war der verführerischste von allen Briefkästen.

Ich ging dort ein paarmal auf und ab; aber während ich von weitem das Haus ansah, wo jene junge Dame ahnungslos in ihrem Familienkreis, bei ihrem tüchtigen Vater und bei ihrer tüchtigen Mutter, von Sitte und Würde umgeben, wohnte, da befiel mich wieder die Scham vor meiner Armut.

Nein, niemals sagte ich mir, werde ich mich lächerlich machen, und ich werde in einem fremden Land nicht um ein fremdes reiches Mädchen werben, ehe ich nicht genug besitze und frei und unbefangen das Vertrauen der Eltern fordern kann.

Es war mir darnach nicht schwer, den Briefkasten zu meiden. Und ich eilte, so schnell ich konnte, zu meiner Straße zurück. Und wenn es mir auch unterwegs öfters noch einen Ruck gab, und ich schnell einen hastigen Griff in die Tasche tun wollte, um den knisternden Briefumschlag mit den ehrlichsten Liebesgedichten in den nächsten Briefkasten zu werfen, so kam ich doch glücklich in mein Zimmer zurück, und dort verbrannte ich sofort in meinem Ofen den Briefumschlag mit den Gedichtabschriften.

„Gottlob, welcher Torheit bist du entgangen!“ sagte mein Verstand. „Aber nein,“ weinte mein Herz, „nun ist es wieder alltäglich um mich, und alle Festlichkeit, die da hätte entstehen können, ist im Ofen zu Asche verbrannt. Warum quälst du mich so lange? Warum hast du nicht mutig gewagt, was gewagt werden muß?“

„Oh,“ lachte mein Verstand roh. Und er schickte mir eine schamheiße Blutwelle ins Gesicht. „Wie lächerlich wärest du morgen vor dir dagestanden, sowohl, wenn jene ‚nein‘, als wenn sie ‚ja‘ gesagt hätte.“

„Nein, nein, nein, Liebe ist nie lächerlich,“ schluchzte

mein Herz. Und ich lief aus dem Zimmer fort, um Luft zu schnappen. Denn ich wußte mir nicht mehr zu sagen, hatte ich vernünftig oder unvernünftig gehandelt.

Am nächsten Tag war ich aber doch zufrieden, daß ich mich nicht verraten hatte, denn ich hatte Herz und Verstand Frieden schließen lassen. Sie waren beide mit mir zu folgender Überzeugung gekommen: Ist diese Frau wirklich mein Schicksal, wie ich es so sehr ersehne, dann wird mir dieses Schicksal nicht entgehen. Ich werde dann, wie ich auch in bezug auf sie handle, immer recht handeln. Wenn ich auch meine Gedichte vor ihr nicht enthüllen darf, wird sie doch mit der Zeit ahnen müssen, was ich für sie empfinde.

„Habe Geduld und überlasse alles der Zeit und deinem Schicksal," sagten Herz und Verstand zu mir, friedlich geworden.

Es war an diesem Tag der erste Mai, und die Sonne schien so friedlich wie am Tage vorher, da ich der heimlich geliebten begegnet war. Und an die fröhliche Vormittagsonne, die in meinem Zimmer die Leere wärmte, war seit der Begegnung bei der gestrigen Vormittagfahrt im Trambahnwagen an dieses Vormittagsonnenlicht die Erscheinung des jungen Mädchens gebunden. Es war mir, als säße es jetzt wieder zwischen elf und zwölf Uhr vormittags neben mir. Aber heute saß es an meinem Schreibtisch.

Nach dem Mittagessen sagte die liebenswürdige, aber halb taube, gütige Pensionsdame zu mir, es müsse mir etwas ganz besonders Angenehmes begegnet sein, da ich heute einen so glücklichen Ausdruck hätte. Und eine ältere Freundin, die mit ihr, nachdem die Tischgäste gegangen waren, noch allein im Eßsaal geblieben war, drohte mir, schelmisch lächelnd, mit dem Finger, als wollte sie sagen: Sie haben wohl ein kleines Herzensabenteuer erlebt.

Durch die Balkontüre, die gegen den Tegnerplatz hinsah und breit offen stand, fiel der Maiensonnenschein glänzend in das große Eßzimmer, und der lange Balkon vor den Fenstern lockte hinaus in die sonnige

Luft. Da bekam ich einen scherzhaften Einfall; ich drehte meinen Ring am Finger so um, so daß der Stein des Ringes an die Handinnenseite kam und der Ring dann nur als Goldreif wirkte. Ich deutete lachend auf den glatten Goldreif und sagte halb ernst, halb scherzend zu den beiden älteren Damen: „Ich habe mich heute verlobt."

Dieser Satz lag, seit der letzten Begegnung mit jenem jungen Mädchen so sehr oft vorgesagt, in meinem Herzen und meinem Verstande da, daß die festliche Stimmung, der Sonnenschein und die auf ein Liebesereignis hindeutenden Fragen der Damen mir spielend den Satz entlockten: „Ich habe mich heute verlobt."

„Ach," riefen die beiden Damen fröhlich erstaunt, für Scherz und für Ernst bereit, „heute am ersten Mai haben Sie sich verlobt? Und das erfahren wir jetzt erst?"

„Ja, es bleibt einstweilen noch Geheimnis," sagte ich lachend weiter.

„Das müssen wir feiern," meinte die Hausdame. Und sie ließ gleich den Kaffeetisch, an den wir uns eben setzen sollten, auf den Balkon hinaustragen und ließ eine auf Eis gestellte Flasche schwedischen Punsch bringen.

Als wir in der Sonne saßen, wollten aber die Damen wissen, wer jene Dame sei, deren Ring ich an der Hand trüge. Aber der Scherz wurde mir nun beinahe zu ernst, und, in die Enge getrieben von der fröhlich festlichen Stimmung der Fragenden, die mit den Punschgläsern auf das Wohl meiner Braut anstoßen wollten, wenn ich ihren Namen genannt hätte, blieb mir nichts übrig, als lachend zu erklären, indem ich mit der Hand auf die Sonne deutete, die mir so warm aufs Herz schien und so frühlingshaft erregt zu uns über das Balkongeländer sah: „Ich habe mich heute mit der Maiensonne verlobt."

Die Damen, die gern Scherz liebten, waren über den zahmen Einfall nicht böse. Und sie glaubten vielleicht auch heimlich, ich wollte den Namen meiner

Herzensdame nicht nennen. Sie stießen dann fröhlich mit den Punschgläsern auf das Wohl meiner Braut, der Maiensonne, an.

Mein Herz aber und mein Geist waren während dieses Vorgangs weit von dem Balkon abwesend. Meine Hand spielte zwar mit dem Ring, mein Gesicht lachte mit den Damen, meine Augen vergnügten sich an der Maiensonne, aber es fehlte mir mein Kern. Es fehlte meinem äußeren Dasein in jenem Augenblick mein innerstes Dasein. Und heute erst beim Rückblick weiß ich, wo in jener halben Stunde damals mein innerstes Leben geweilt hat.

Es war nicht in die Wohnung zu jenem jungen Mädchen gegangen. Mein innerstes Leben war von jenem Balkon fort, allwissend gegen den Strom der Zeit angeschwommen und hatte hellsehend ein Jahr vorausgeschaut und war frei und fröhlich geworden, weil es gerade über ein Jahr am nächsten ersten Mai jenes junge Mädchen und mich zusammen in einer der Straßen von Paris fand, wo wir eben unseren Verlobungstag feierten.

Und mein Herz wollte in mir aufjubeln, aber mein Leben durfte nicht jenen Damen, die da so fröhlich ahnungslos am weißgedeckten Tisch bei mir saßen, zulachen, denn es sah allwissend noch anderes. Es sah, daß die Hausdame, die mich zuerst gefragt hatte, welches Glück mir begegnet wäre, nicht mehr am Tische saß, und daß ihre Freundin in Trauer gekleidet umherging.

Denn jene, die da vor mir lachte, sah nicht mehr die Maiensonne des nächsten Jahres. Sie starb im Vorfrühling, und meine inneren Augen sahen bereits ihren Platz am Tisch leer. Und mein innerer Jubel über meine Verlobung durfte nur scheu in mir antönen.

In diesem zweigeteilten Gefühl stand ich vom Kaffeetisch auf und verabschiedete mich von den beiden Damen, auf deren Verlangen ich mich auch zum Abschied vor der Maiensonne verbeugen mußte. —

Als der Sommer kam und sich alle Welt aus der Stadt fort, auf Reisen, aufs Land und in alle vier

Windrichtungen zerstreute, reiste ich, um mein Vaterhaus zu besuchen, nach Deutschland. Und zu Hause angekommen, erzählte ich dann meinem Vater, daß ich mich gern in Schweden mit einem jungen Mädchen verheiraten möchte. Er fand das gut, aber als er mich fragte, wovon ich mit meiner Frau leben wollte, wurde es mir wieder klar, daß man als junger Dichteranfänger der Wirklichkeit schutzlos und hilflos gegenübersteht.

Der Dichtergeist sagte zu mir: „Du darfst nicht ans Geldverdienen denken, darfst nie mit der Dichtung Geld verdienen wollen, sonst helfe ich nicht beim Dichten mit. Wenn dir deine Werke von selbst Geld einbringen werden, so ist das gut und schön. Aber um des Geldes willen dir zu dienen, dazu gebe ich mich nicht her. Ich will nicht Knechtdienst tun".

„Denn ein Dichtergeist," fuhr die Stimme in mir selbstbewußt fort, „arbeitet nicht für Tagelohn. Er läßt sich nicht rufen, er läßt sich nicht Kanzleistunden vorschreiben. Da er aus dem Reich der Unwirklichkeit kommt, kann er sich nicht mit deiner Wirklichkeit, mit deiner Hungerfrage, mit deiner Zeitfrage, mit deinen körperlichen endlichen Lebensfragen beschäftigen und nicht Rücksicht auf deine Endlichkeit nehmen.

Der Dichtergeist ist der Hall deiner Ewigkeit, der in dir laut wird; lauter im Dichter als in den anderen Menschen. Er erhebt deine Gefühle ins Unendliche und will deinen Worten Rhythmen geben, nicht Zeitmaße der nützlichen Zeit. Unwirkliche Zeit, Ereignisse der Vergangenheit und Zukunft können dir in der Dichtung Gegenwart werden, wenn du den Dichtergeist in seiner Unendlichkeit aus dir singen läßt.

Willst du ihn aber zum Lastknecht, zum Gegenwartsknecht machen, der deinen Magen ernähren soll und deinem Körper Behaglichkeit bringen soll, dann treibst du diesen Geist aus dir aus. Dann bleiben nur Reste von ihm in dir, und die werden nur halbe Werke leisten, Endlichkeitswerke. Mit ihnen wirst du kein Glück machen, denn der unbefangene Leser

wird sie immer als Reste erkennen, und die Welt hat das Recht, deinen ganzen Dichtergeist zu fordern."

„Aber ich kann mein begehrendes Herz nicht verstoßen," sagte ich zum Geist der Dichtung, der so zu mir sprach. „Ich liebe und will die Geliebte ernähren können."

„Nimm dir Geduld," sagten Herz und Geist zu mir, „denn wir sind unzertrennlich aneinander gebunden. Ohne Herz gibt es keinen Dichtergeist. Er ist die Flamme, die nur vom liebenden Herzen gespeist wird." —

Da mir mein Vater nicht raten und nicht helfen konnte und mir ebenfalls von Geduld und Zeit sprach, und daß ich die Hoffnung nicht sinken lassen sollte, beschloß ich, nicht mehr nach Schweden zurückzukehren, und war müde gemacht von der Aussichtslosigkeit, von der ich kein Ende sah.

Und ich nahm mir vor, um meine Gedanken von meiner innersten Sehnsucht abzulenken, eine Reise zu Fuß nach Italien zu machen.

Ich wollte von München nach Rom wandern. Und da ich immer gern Landschaften zeichnete, kaufte ich mir frische Farben und Papierblocks und wollte unterwegs zeichnen und malen und diese Malereien am Weg verkaufen und so bis nach Rom kommen.

Aber mein Schicksal ließ mich von München nur bis Schliersee kommen. In Schliersee wohnte damals in einem kleinen Bauernhause am Bergabhang über dem See der schwedische Schriftsteller Ola Hanson mit seiner Frau. Und es kam mir die Lust an, diesen zuerst zu besuchen und dann erst die Fußreise nach Italien anzutreten.

Ich stieg in einem Schlierseer Gasthaus ab und suchte Ola Hansons Haus auf. Die beiden alten Bekannten waren erfreut, mich nach so langer Zeit wiederzusehen. Wir hatten uns seit meinem ersten Aufbruch nach Bohuslän nicht mehr gesehen, da jene von Friedrichshagen nach Oberbayern gezogen waren und nicht mehr in Berlin lebten, als ich später mehrmals dort durchreiste.

In ihrer weißgetünchten Bauernstube saß ich nun

Abend für Abend bei den schwedischen Schriftstellers-leuten, und mein Herz war glücklich, daß es von Stockholm erzählen durfte, von Obstfelder und Ellen Key, von Heidenstam und Geijerstam und Levertin und Josephson. Und während Tür und Fenster der Bauernstube weit in die Sommernacht offen standen und von den dunklen Matten ein paar Kuhglockenlaute antönten, wenn dort schlafende Kühe sich regten, erstaunte ich mitten im Erzählen immer wieder, daß vor den Fenstern meine deutsche und bayerische Heimat lag, da ich mich doch eben deutlich auf den Stockholmer Straßen hatte gehen gefühlt.

Ich dehnte den Aufenthalt in Schliersee länger aus, als ich mir vorgenommen hatte. Je mehr ich mit Ola Hanson von Stockholm sprach, desto mehr schwand Rom, das ich sehen wollte, und ich sah zuletzt wieder als Reiseziel Stockholm vor mir liegen.

Aber dann sprach doch der Verstand dazwischen und sagte barsch: „Du wirst nicht mehr Vermögen als vorher in den Taschen haben, um in Schweden eine Frau heiraten zu können, wenn du jetzt wieder dorthin umkehrst. Du bist von dort abgereist, weil dir das Vermögen fehlte, mit dem du die zukünftige Frau ernähren sollst. Erinnere dich doch, wie du im Mai in der Stockholmer Straße an dem Briefkasten standest. Da war es dir doch ganz bewußt, daß du ohne Geld nicht freien darfst." —

Eines Abends ging ich mit Herrn und Frau Hanson von ihrem Berghaus hinunter nach Schliersee in den Garten des Gasthauses „Zur Post". Sie hatten mir gesagt, daß Hermann Bahr, der sich eben auf der Hochzeitsreise befände, mit seiner jungen Frau dort abgestiegen wäre, und daß sie ihn treffen und mich ihm vorstellen wollten.

Ich sah und sprach dann auch Hermann Bahr an jenem Abend. Und am nächsten Vormittag fuhr ich mit ihm und seiner jungen Frau in einem Ruderboot auf den Schliersee hinaus. Als wir danach, er und ich, nachdem seine Frau zum Gasthaus gegangen, um sich umzukleiden, ein wenig auf der Landstraße spazierten, erinnere ich, daß ich, auf Bahrs Befragen,

ihm eine lebhafte Schilderung meiner Eindrücke von Bohuslän gab und ihm erzählte, wie mich das Leben in dem einsamen schwedischen Pfarrhaus und meine Spaziergänge dort im schwedischen Granitland dazu gebracht hätten, die Dichtungen meines Buches „Ultraviolett“ zu schreiben.

Er verstand sehr wohl, daß man den Regenduft und den Mondaufgang, den Amselschlag und alle Naturerlebnisse lebhafter und bilderreicher aufnehmen müsse, wenn man an einer steinernen, weltfernen Küste, in einem Land, dessen Sprache man nicht versteht, mit feingewordenen Ohren und Augen nichts anderes erlebte als das wenige, das sich in dem steinernen Rahmen jener fremden Natur abspielte.

Und während ich so sprach, und Hermann Bahr mein Leben in Schweden in Gedanken mitlebte, wurde mir mit einem Male klar, daß mein ganzes Buch „Ultraviolett“ kein Herz besaß; daß alle diese Lieder herzleer wirkten im Vergleich zu den wenigen Versen, die ich jetzt über das junge schwedische Mädchen gedichtet hatte.

Wie anders wären jene Lieder geworden, die ich in Bohuslän aus meiner Einsamkeit heraus gedichtet hatte, wenn damals schon jenes Mädchen mit mir über die Steine der schwedischen Westküste gegangen wäre! Die Gedichte wären nicht bloß Farbenbilder und Tonbilder geworden, sondern Lieder voll Liebesgeist. So sagte ich zu mir.

Der Inhalt des Buches „Ultraviolett“ erschien mir jetzt wie eine durch Natureinsamkeiten hingleitende Irrlichtflamme, die nur eine blaue Luftflamme war, aber die kein Feuer hatte, das einen Körper verzehrte.

Mein Herz hatte damals noch nicht gebrannt, als ich nur der Dichterlust zuliebe dichten wollte.

Nun war mir völlig klar: ich mußte umkehren, nach Stockholm zurück und nicht nach Italien wandern. Dieses Mädchen, das ich im Norden wußte, war mir so notwendig zum Atmen wie meine Lunge. Mein Herz war an ihr entzündet worden und konnte auch nicht in der Ferne mehr verlöschen. Es verfolgte

mich jetzt ebensosehr die Sehnsucht nach der Liebe jenes Weibes als die Sehnsucht nach den Dichtungen, die sie mir eingeben würde.

Als ich dann am nächsten Tag Hermann Bahr mit seiner jungen Frau glücklich lachend abreisen sah, und als ich am Abend wieder oben auf dem Berg in dem Bauernhause Ola Hansen und seine Frau besuchte, sprach dort in ihrer Häuslichkeit der Geist der Ehe, der Geist der Lust, einen Hausstand zu gründen, stark auf mich ein, und ich erzählte beiden, daß ich eine Stockholmerin liebte, die ich heiraten wollte. Die beiden waren sehr erstaunt und freuten sich und wünschten mir Glück. —

Kaum aber nach Stockholm zurückgekehrt, wurde mir noch deutlicher als vorher bewußt — da ich durch das viele Reisen mich wieder in Not gebracht hatte —, wie unmöglich es mir sein würde, da ich nur von meines Vaters Gnade lebte, mich mit einer Frau durchzuschlagen. Aber doch fand ich nicht die Kraft, die Sehnsuchtsgedanken an das junge Mädchen aufzugeben. In Stockholm angekommen, erfuhr ich, daß sie verreist sei, aber ich war glücklich, wenigstens in ihrer Vaterstadt umherzugehen. Eines Tages aber hörte ich dann plötzlich von ihrer Verlobung.

Ich wollte sofort aus Schweden abreisen. Doch die Mittel zur raschen Reise fehlten für mich, und eine mir grauenhafte Verkettung der Umstände zwang mich sogar, am Verlobungsessen im Hause der jungen Dame teilzunehmen. Danach hätte ich aber am liebsten meinem Leben ein Ende gemacht.

Wie ich noch voll Gram und Unentschiedenheit mit mir zu Rate ging, meldete mir eines Tages das Dienstmädchen, daß ein unheimlicher Mann vor der Türe stände, der mich zu sprechen wünsche. Es war der polnische Schriftsteller Stanislaus Przybyszewski, dessen leise Stimme und fremdländisches Äußere dem Dienstmädchen Furcht eingejagt hatte. Przybyszewski war mit seiner Frau, welche Norwegerin war, von Christiania nach Stockholm gekommen, und ich war nun glücklich, durch den geistig lebendigen Polen auf andere Gedanken gebracht zu werden. Er arbeitete

in dieser Zeit eben an seinem Roman „Satans Kinder".

Bei irgendeinem Bekannten saßen wir nun immer, bei starken Alkoholgetränken und im Zigarettenqualm, er, seine Frau, Freundinnen und Freunde, fast Nacht für Nacht bis in die Vormittagstunden, unendliche Reden führend und unendlich schweigen könnend, halb schlafend, halb wachend, zusammen, immer neue Grogs brauend, immer neue Zigarettenschachteln öffnend. Und mein Hirn tanzte bald, überreizt von Nikotin- und Alkoholvergiftung, und ich fühlte mich in jenen Winterwochen weder körperlich noch geistig lebend. Es war mir in jenen Nächten oft, als wären wir alle Spukgestalten geworden, die Frauen wie die Männer jenes Kreises. Wenn sie lachten, wenn sie sprachen, wenn sie schwiegen, waren sie mir wie eine Gespenstergesellschaft, die erst der anbrechende dunkle Wintermorgen scheuchte.

Aber sobald wieder nachmittags die Straßenlaternen angezündet waren und überall künstliches Licht war, fand sich auf den Alkoholwolke und auf den Tabakswolken die Spukgesellschaft wieder zusammen, mit wirren geistblitzenden verzerrten Gelächtern die lange Nacht ausfüllend.

Przybyszewski spielte Chopin, wenn er bei Laune war. Das sonst so öde Klavier wurde dann zu einer Hölle, die er mit wild tastenden Händen öffnete. Und die Töne fraßen Ordnung und Gesetze und Gedanken blindlings aus den Hirnen aller Zuhörer fort, und Töne, Menschen und Zeiten wurden zum Chaos. Kein Leben behielt mehr seine Form und seinen Sinn. Nur der Einsturz alles Lebens und die Vernichtungsfreude schien in den Tönen zu funkeln, wie der glühende Alkohol in den Gläsern und wie die Feuerpunkte der Zigaretten zwischen den Lippen der Menschen, die da in Sesseln und Sophas auf den Teppichen herumlagen und herumhockten.

Und da war kein stilles Kreisen der Gestirne, kein geordnetes Planetenleben mehr an dem Nachthimmel draußen, der zu den Fenstern auf uns und auf den spielenden Polen sah. Es war, als schossen vor

meinen Augen alle Sterne, Kometen geworden, wild und regellos durch den Nachtraum.

Die Töne klirrten unter den weißen gelenkigen Fingern des Spielenden, und die Herzen klirrten in der Brust der Zuhörer. Und wie die Scherben der zerbrochenen Groggläser am Boden, sahen die Augen der Frauen und Männer, Glassplittern ähnlich, aus dem Tabakrauch. Der Geist, der sekundenweise aus ihnen aufschoß, hatte keine Geistesgewalt mehr, sondern war nur ein Zucken und Verenden des Geistes. Des Morgens war mein Herz voll Mattigkeit, und abends sehnte es sich doch wieder nach dem Untertauchen in den Hexensabbat.

Endlich raffte ich mich im Januar auf, die Stadt zu verlassen, wo die wirren Nächte mich für die bekümmerten Tage betäuben mußten. Denn ich schlief in diesen Wochen nicht einmal tagsüber, sondern sehnte mich unnütz. Ich lag und dachte an mein Herz und stand erst zur Abendstunde auf, gedankenmüde und verquält.

Aber als ich das Geld zur Abreise bereit hatte, fehlte mir der Mut zur Abreise, und ich gab das Reisen wieder auf. Denn auch in der dunkelsten Zeit, in dem Wirrwarr jener Nachtstunden, stand wie der Geist meiner guten Stunden, wie der gute Genius meiner Gedichte, hinter dem Tabaksqualm, hinter den Betäubungen, das Gesicht jenes Mädchens, das ich liebte.

Und wenn ich morgens über die menschenleeren Pflastersteine nach Hause ging, sagte ich mir: über diese Steine wird sie am Tage gehen! Und dieser Gedanke gab mir ein wenig Befriedigung. Doch ich getraute mich nicht, von den Steinen aufzusehen. Denn dann konnte ich sie, wenn sie auch nicht auf der Straße war, im Geist deutlich am Arme ihres Verlobten daherkommen sehen.

„Wir wollen alle reisen," sagte eines Tages Frau Przybyszewski. Und ich sagte, ich wollte meinem Vater um Geld telegraphieren. Wir gingen dann alle zusammen zum Telegraphenamt. Aber wie ich das Telegrammpapier vor mir liegen hatte, sagte ich:

„Ich werde niemals Geld erhalten, wenn ich nicht einen triftigen Grund angebe.“

Ich schrieb deshalb auf das Papier: „Bitte telephiere mir tausend Mark wegen einer Frau.“ Aber dann wußte ich nicht mehr weiter. Ich meinte, mein Vater würde vielleicht annehmen, daß ich einen Ehrenhandel hätte. „Schreiben Sie dazu,“ sagte eine der Frauen, „werde sonst verhaftet.“ Und ich schrieb dieses und schickte das Telegramm ab und erhielt auch am Abend das Geld von meinem erschrockenen Vater, der natürlich briefliche Aufklärung verlangte. So wildes Wesen trieb die Verzweiflung mit mir, daß ich nichts mehr bedachte, was ich tat.

Wir reisten am nächsten Tag von Stockholm ab. In Kopenhagen trennte ich mich dann von Przybyszewski und seiner Frau und fuhr nach Paris.

Vorher hörte ich schon, daß jene junge Schwedin in Stockholm ihre Verlobung wieder gelöst hatte, und ich atmete auf und durfte nun wieder hoffend und frei an sie denken; doch wagte ich es kaum noch. —

In Paris hatte ich das amerikanische Ehepaar James und Theodosia, die von London zurückgekehrt waren, in ihrem Atelier bald nach meiner Ankunft aufgesucht und hatte ihnen von meiner Herzensnot erzählt und von meiner Hoffnung, daß der Himmel mich vielleicht doch noch einmal mit der jungen schwedischen Dame, die ich liebte, zusammenführen würde.

Die beiden Amerikaner machten mir großen Mut und sagten immer wieder, mein Wünschen würde sicher so stark wirken, daß ich eines Tages noch glücklich würde.

Und Paris war die geeignete Stadt, in der ich am stärksten meinem Liebeswunsch nachhängen konnte, denn das Straßenleben, die Vergangenheit und die Gegenwart dieser Stadt sprechen ununterbrochen von der Liebe, die diese Stadt erlebt, erlebt hat und erleben will.

*

Als ich im Februar 1896 nach Paris kam, war vier Wochen vorher Frankreichs bester Dichter, der Lyriker Paul Verlaine, gestorben. Und die Zeitungen erzählten täglich Züge aus seinem Leben. Man erfuhr, daß er sich von Krankenhaus zu Krankenhaus durchgeschlagen hatte. Aber er war nicht so sehr krank gewesen als notleidend. Er hatte keinen anderen Ausweg gesehen, um sich zu helfen, als daß er sich bei den verschiedenen Spitälern in der Armenabteilung krank meldete, nur um Unterkunft und Verköstigung zu erhalten.

Ich wohnte auf der Höhe des „Quartier Latin" in einem Gasthof in der Straße de l'Abbé de l'Epée, einer friedlichen kleinen Seitenstraße des Boulevards St. Michel, die, wie man weiß, die Hauptstraße des Pariser Studentenviertels ist.

In der stillen, freundlichen Gasse, durch welche fast nie ein Wagen fuhr, waren auf der einen Seite sonnenbeschienene, helle, hohe Gartenmauern, und am Gassenende stand eine alte Kirche, die mit Abend- und Morgengeläut die klösterliche Friedlichkeit noch erhöhte. Das Gäßchen war sehr still. Man sah nur immer das menschenleere, sonnenbeschienene, saubere Pflaster unter den Fenstern. Die Häuser waren ein- und zweistöckige, kleine, helle, vornehme, weltabgeschlossene Einzelhäuser. Manchmal verirrte sich einer der Straßenverkäufer, mit singender Stimme ausrufend, unter die Fenster der sauberen Gebäude, aber sonst flogen dort nur die Sperlinge durch den Sonnenschein.

In dem ruhigen Gasthof stiegen meistens ausländische Künstler ab und einige ältere französische Studenten, die Prüfungsarbeiten machten. Zur Frühstücks- und Abendessensstunde sah man kluge, ernste, gedankenvolle Köpfe in dem schmalen Eßsaal. Dieser Saal war schmal wie ein Hausflur. Durch die Verglasung seiner einen Längsseite sah man in den kleinen dreieckigen Hausgarten, der mit hohen, dichtverwachsenen Efeumauern und einem grünen Rasen eine wohltuende Oase für das Auge war, wenn man ermüdet vom Weltstadtlärm und aus der wüsten

Pariser Lebensjagd, aus der Innenstadt, heimkehrte und sich zur Mahlzeit niedersetzte.

Da sah man manchmal auch im Gartengrün eine Katze kauern und sich bei der Efeuwand sonnen, oder es flog eine Amsel herbei und spazierte auf dem Rasen und flog dann über die Mauer in einen Nachbarsgarten, von wo sie, auf hohem Ahornzweige schaukelnd, ein Lied jubelte. Man wußte nicht mehr, lag dieses Stück grüne Erde da draußen vor dem schmalen Speisesaal in der Stadt Paris oder in einem friedlichen Kirchhof. Denn dieses stille, kleine Gasthaus hatte die Macht, starken Frieden um sich zu verbreiten, so wie Öl, das man auf stürmende Wellen träufelt, das Meer im Umkreis sanft macht.

Wenn ich nicht diese Stille in Paris täglich erlebt hätte, ich hätte es nicht für möglich halten können, daß man solche Lautlosigkeit schaffen kann mitten in einer Millionenstadt. Aber dieses ist die Kunst der Pariser, vornehme Ruhe zu schaffen. Indem sie mit kluger Ausnützung des kleinsten Erdflecks grüne Gartenwinkel anlegen, in welche man mit Einfachheit und Bescheidenheit nur Rasen und Efeu pflanzt und so dem Auge ländliche Ruhe zuführt. Man schachtelt also ins laute Paris Ruhe in Ruhe ein. Und man gelangt so dort mitten in dem kochenden Leidenschaftsherd, der die ganze Stadt wie einen ewig arbeitenden Krater wogen und wallen läßt, trotz aller überhitzter und gesteigerter Lebenslust, zu einer fast unschuldigen Ruhe mit sich selbst.

In keiner Weltstadt sah ich auch jemals soviel Kleingewerbetätigkeit. Neben den großen, spiegelglänzenden, gläsernen Pariser Läden nistet ein bescheidener und traulicher Kleinhandel. Alles darf und alles soll leben können hier in dieser lebenswarmen Stadt! Es kommt einem vor, als stünden diese Worte als Spruch am Eingang der meisten Straßen. Wie jahrhundertalte Wohnungen und Häuser Raum für viele Andenken haben, Andenken an verschiedene Geschlechter, die hier lachten und starben, so ist das Pariser Straßenleben durchwebt und durchlagert von Versteinerungen verschwundener Zeitschichten.

Dieses gibt der Stadt etwas innig Rührendes, etwas innig Rückständiges und künstlerisch Gedankenvolles neben der wahnwitzigen Vorwärtsjagd, dem Vorwärtsstreben und dem lauten Dasein.

Nirgends sah ich noch soviel Katzen auf der Welt als in Paris. Daß die Ägypter die Katzen heilig sprechen konnten, wurde mir nirgends verständlicher als in Frankreich. Die Pariser Katzen gehen wie die Geister vergangener Geschlechter lautlos und gepflegt, geliebt und geschätzt in allen Häusern herum, in allen Läden, in allen Gasthäusern. Kein Mensch erschrickt vor ihnen, kein Mensch jagt sie, und sie werden nicht bloß geduldet, sondern gefeiert, weil der lebendige und lebenssüchtige Pariser im letzten Grunde auch am Tier die Ruhe des Benehmens als die höchste Lebenskunst feiert.

Der alte schwedische Maler Josephson, den ich auf Veranlassung von Ellen Key noch vor meiner Abreise in Stockholm besucht hatte und der fünfzehn Jahre seines Lebens in Paris verbracht hatte, sagte beim Abschied zu mir:

„Also, Sie wollen nach Paris! Grüßen Sie die große, starke Stadt von mir, die große, ruhige, vornehme Stadt."

„Ruhig?" fragte ich. „Die Stadt, in der man sich seit Jahrhunderten betäubt, innerlich und äußerlich, die Stadt kann doch nicht ruhig sein?"

„Glauben Sie mir," meinte der alte Maler, „Paris ist die ruhigste Stadt in Europa. Und wenn Sie dort hinkommen, rate ich Ihnen, nehmen Sie es sich als ersten und letzten Grundsatz vor: bewahren Sie sich immer Ihre Ruhe dort. Machen Sie mit Ruhe die Hast mit. Aber geben Sie Ihre Ruhe nie auf. Dann wird Sie der Pariser schätzen, er, der so verächtlich auf die unruhigen Fremden herabsieht."

Und als ich nun die Katze, das Symbol häuslicher Ruhe, überall in Paris gepflegt fand, mußte ich immer an diese Worte des alten schwedischen Malers denken. —

Draußen vor meiner sonnenstillen Gasse stand man, wenn man die breite, sonnige Straße St. Michel

kreuzte, vor den großen Eisengittern des weiten Luxembourgparkes, dem Garten der Bildsäulen der Königinnen von Frankreich und der Dichter.

Auf den Terrassen rund um den Platz eines großen Wasserbeckens stehen die Bildsäulen der hohen Frauen, und unter den Augen der steinernen Königinnen und in einem Kreis von Zuschauern lassen die Pariser Kinder dort im Frühlingsnachmittag ihre handgroßen Segelschiffchen auf dem Wasserspiegel kreuzen.

Aber auf einer anderen Seite des Schloßgartens, im lauschigeren Teil, wo die Singvögel in blühenden Büschen nisten und grüner Rasen mit Blumenhügeln und Zwergobstbäumen abwechselt und unter schattigen, alten Kastanien- und Ahornbäumen noch Lauschigkeit und Heimlichkeit herrscht, findet der Spaziergänger die Denkmäler der Dichter.

Im Nebenflügel des Lustschlosses selbst, das näher zur Stadt hin liegt, und darin jetzt die Senatoren von Paris ihre Sitzungen abhalten und ihre Schreibstuben haben, ist die neuzeitliche Bildersammlung mit ihren Kunstschätzen lebender oder erst jüngst gestorbener Zeitgenossen.

Die Luxembourgsammlung wird als die Vorhalle zum Allerheiligsten, zur Ewigkeitssammlung, dem Louvre, angesehen. Ein Kunstwerk, das eine gewisse Anzahl von Jahren in der Luxembourgsammlung ausgestellt ist, wird, wenn sein Kunstwert nach Jahren noch als ein bleibender anerkannt ist, dann erst der Louvresammlung einverleibt.

So sind der Luxembourggarten und seine Bildersammlung eigentlich das Besitztum der französischen Jugend. In den Vormittagsstunden sieht man im lauschigen Teil des Parkes manchen bücherlesenden Studenten. Am Nachmittag gehört der Baumschatten den Kindern, den Kinderfrauen und den Tierfreunden, die die Vögel füttern und sich die Sperlinge so zähmen, daß diese ihnen die Brotkrumen von den Lippen picken.

Der Spätnachmittag aber lockt die Studenten und jungen Künstler mit ihren zierlichen Freundinnen in Scharen von der Seite des Boulevards St. Michel

her auf den großen Musikplatz des Gartens, und bei Musikspiel lebt das Liebesspiel in den Augen, in den Worten und Gelächtern der Spazierenden. —

Jedem Fremden flößt die große Ordnung Achtung ein, die sowohl in London als in Paris die Tagesarbeit und das Vergnügen in bestimmte Zeitabschnitte abteilt. Man muß das Uhrwerk dieser Städte als Fremder verstehen lernen und sich ihm anpassen. Das Leben dort wird von der Ordnung wie ein Konzert von einem Kapellmeister geleitet. Es haben sich bestimmte Ordnungsbegriffe gebildet, die von Geschlecht zu Geschlecht festgehalten werden. Man spricht von der Stunde vor „der Spazierfahrt ins Gehölz". Dann kommt die Stunde „der Erfrischungsgetränke", die Stunde vor dem „Gang ins Theater" und so weiter.

Die Strenge, mit der an althergebrachter Sitte festgehalten wird, macht den Pariser stolz und ruhig mitten im Neuzeittrubel.

Damals, im Jahre 1896, lebten und arbeiteten in Paris immer noch Zola, Huysmans, Mallarmé, von denen für die Literatur tonangebende Neuerungen ausgingen. Wie ich schon sagte, Verlaine war eben gestorben. Auf dem Boulevard St. Michel lief ein älterer, etwas komischer, halb verhungerter Literaturstudent im Gehrock und Zylinder umher, der den Spitznamen Bibi hatte, und der unversehens mitten im Menschengewühl zu einem herantrat, aus seiner hinteren Gehrocktasche eine Stiefelbürste zog, den Zylinder höflich lüftete und mit ernster Miene um die Erlaubnis fragte, einem den Staub von den Stiefeln und vom Hosensaum bürsten zu dürfen.

Man ließ es sich gefallen und gab ihm eine Geldmünze dafür. Denn jedermann wußte, daß Bibi bitterarm war. Aber außerdem wußte man auch, dieser dürftige, dürre Mensch, der nur flüsterte und der im Menschengedräng wie ein Schatten kam und schwand, er war der treueste Anhänger Paul Verlaines gewesen. Und man behauptete später, daß er noch zehn Jahre nach Verlaines Tod das letzte

Hemd des Dichters an seinem Leib trage und es, aus Verehrung für den toten Meister, niemals ablege.

Gestalten von solch rührender, wandelnder Lächerlichkeit lebten viele im Gedränge des Boulevards St. Michel. Zur Mitternachtsstunde tauchten sie auf, und es war dann, als verkörperten sich in ihnen vergangene Zeiten.

Man sah da auch ein altes Mütterchen. Sie verkaufte Oliven in Öl oder gekochte rote Krebse, je nach der Jahreszeit, und man sagte, sie sei eine Freundin des Dichters Musset gewesen. Sie war wohl neunzig Jahre alt, und ihr Kopf wackelte, und manchmal machte sie einen Luftsprung, wenn ihr auf einer Kaffeehausrampe von einem Studenten Geld zugeworfen wurde. Dieser Hopser der Alten war die letzte Erinnerung aus ihrer Tänzerinnenzeit, die sie einst am Ballett der Großen Oper erlebt hatte.

Diese Spukgestalten der Vergangenheit wurden von den Studenten sowohl wie von ihren Freundinnen, die die nächtlichen Straßen füllten, geachtet und geliebt, man schätzte sie. Sie bildeten die Patina der Straße. Alte Kenner des Lebens sahen ihnen ehrfürchtig und behaglich schmunzelnd zu. Und die jungen Lebensneulinge betrachteten diese Überbleibsel toter Zeiten mit Scheu und mit leisem Anflug von Selbsterkenntnis: das Leben vergeht, darum wollen wir es festlich nehmen. Mehr Erkenntnis aber lebte noch nicht in den jungen Nachtschwärmern des lateinischen Viertels.

In diesem Stadtteil von Paris verbrachte ich vom Februar 1896 bis Ende April die letzten Wintertage. Im Betrachten der großen fremden Stadt und im Betrachten der nächsten Umgebung meiner Gasse, in der ich wohnte, vergingen die Stunden schnell.

Und eines Sonntags, im Parke von Versailles, erstaunte ich, daß in den hohen Baumgängen und in den künstlichen Wasserläufen dort schon die Frühlingssonne warm spielte.

Als ich über die endlose Baumreihe, die sich von der Schloßrampe beinahe bis an den Erdrand hinzu-

ziehen scheint, hinsah und mich die frische, freie Luft ferner Äcker und Felder anwehte, knickte mein Herz ein. Denn ich wurde plötzlich erinnert, daß es außer dem künstlichen Stadtleben, das ich bis jetzt in diesen Pariser Wintertagen und in den letzten Monaten in Stockholm fern von freier Natur gelebt hatte, auch noch Wiesen, Wälder, Länder, Erdteile und Meere zum Aufatmen gab.

Und die Luft sagte weiter, daß über dem Meer fern im Norden ein Mädchen, das ich ersehnte, lebte, und daß die Frische, die hier in den stadtfernen Versailler Schloßgarten über Äcker hergekommen war und nicht über Hausdächer, mich an das ferne Land im Norden erinnern wollte, an Bohuslän, wo ich zuerst ohne Herz gedichtet hatte, und an Stockholm, an meine Wohnung am Tegnerlund, wo ich meine ersten Liebesgedichte herzlich gedichtet hatte.

Hier in Frankreich war ich bisher vor dem Neuen wie ein Schlafwandelnder gegangen, und es war mir oft, als ob ich meine Dichtung und meine Liebesgefühle zu jenem Mädchen in einem fern vergangenen Leben erlebt hätte.

Aber nun kam vom Erdrand junge Luft durch den langen Baumgang, über den langen Wasserlauf, zu den Treppen der Schloßrampe von Versailles, und eine große Sehnsuchtswelle rührte mich an. Die Vögel, die Amseln und Finken, die da in den blätterleeren hohen Bäumen des Parkes auffangen, wollten auch mich zum Aufsingen überreden. Und das Wasser blitzte unter dem dunklen Geäst, die Frühlingssonne glitzerte in den laubleeren Kronen der Bäume, und die weißen großen Götterbilder, die da am Fuß der breiten Treppe stehen, sprachen von der Göttlichkeit des Menschenleibes und von der Festlichkeit, mit der die Heiden ehemals Himmel und Erde herzlich und selbstverständlich genossen haben.

Der große leere Frühlingsgarten, der bereit stand zu erwachen, der Knospen und Blätterschwärme bringen wollte und zu grünen Sälen werden wollte, darinnen sich die Menschen in Paaren ergehen sollten, dieser Garten sagte: „Geh, hole dir dein Mädchen

und komme wieder mit ihr. Meine festlichen Wege sind nicht für Einsame gedacht. Ich bin ausgedacht zur Feier der Liebesgefühle. Auf meinen Wegen will ich der Menschen Liebesgeplauder hören und will Menschen sehen, deren Herzen nicht einknicken vor Weh und Einsamkeit, wenn sie an das Ende meiner langen Baumgänge blicken.

Wenn es die kleine Amsel dort fertig bringt, sich ein Weibchen zu finden und diesem ihr Lied zu singen, warum sollst du, junger Mensch, es nicht fertig bringen, wie eine Amsel dein Weibchen zu finden und ihm deine Lieder zu singen."

Alles dieses hörte ich laut in meinem Blut reden. Bei jedem Schritt, den ich über den feinen Sand in dem ebenen Garten tat, schluchzte mein Herz und klagte meinen Verstand an und sagte:

„Sieh und höre, was der Garten spricht. So wahr als die Sonne, die jetzt hier das leere Wasser in weißes glänzendes Feuer verwandelt, die Gartenbäume und den Rasen täglich anruft, daß sie blühen sollen, und so wahr es ist, daß dieser Garten der Sonne folgen muß und Blätter und Knospen treiben wird, so wahr ist es, daß ich dich anrufe und flehe: höre auf dein Herz. Du kannst es nie betäuben!

Ich rufe dich an wie die Sonne. Und dein Geist und dein Leib müssen mir folgen. Du kannst die Liebe nicht ersticken. Das ferne Gesicht jenes Mädchens, das du liebst, spiegelt sich in mir, in deinem Herzen, wie die Frühlingssonne hier im Wasserlauf und verwandelt mich in weißes Feuer. Geh heim jetzt und liebe und singe." —

Und am Abend in Paris im hellgrauen Frühlingsabend, in dem kleinen stillen Gasthof, schrieb ich mein erstes Gedicht seit Monaten und wünschte inbrünstig wie nie diejenige herbei, von der heute im leeren Versailler Schloßgarten den langen Nachmittag das ganze Weltall zu mir gesprochen hatte.

Seit drei Tagen aber befand sich die, die ich fern in Schweden glaubte, in derselben Stadt wie ich. Das erfuhr ich am nächsten Tag, als ich ihr, die mir

wie vom Himmel gefallen schien, mitten in Paris begegnete. —

Ich ging meistens nach dem Frühstück, das ich zwischen elf und zwölf Uhr einnahm, und das mein Mittagessen bedeutete, aus dem Gasthaus fort, um dann im Luxembourggarten zu lesen, und trat gegen zwei Uhr in ein Kaffeehaus ein, wo ich immer einige mir bekannte Künstler traf. Manchmal saß ich im Café Francois premier am Boulevard St. Michel. Da war Verlaines Stammplatz gewesen, der jetzt auf dem Ledersofa unter den mit Blumen bemalten Spiegeln für immer leer blieb.

Der Kellner dort, der den Dichter noch vor einigen Monaten bedient hatte, erzählte, wenn er mir die Zeitungen brachte, gern von seinem toten Dichtergast. Von ihm hörte ich auch über den seltsamen kindlichen Goldhunger, der den verarmten Bohemepoeten kurz vor seinem Tode noch befallen hat.

Freunde hatten Verlaine ein kleines Zimmer gemietet, und dort fanden sie ihn eines Tages, als er seine wenigen Tische, Stühle und Geräte und alles, was in dem dürftigen Stübchen sich um ihn befand, liebevoll mit einer ganz gemeinen Goldbronzefarbe bemalte.

Er, der selten Gold in die Hände bekommen hatte, den der Hunger an die Türen der Armenspitäler getrieben hatte, und der in seinem Geist sich so viele goldfeurige Leidenschaftshimmel in die Welt geträumt hatte, wollte auch einmal die irdische Armseligkeit — in der ihn seine stolze reiche Nation darben und verkommen ließ —, ehe er sterbend von ihr schied, sichtbar vergoldet sehen.

Er konnte das Zimmer schon nicht mehr verlassen vor Entkräftung und von stetem Elendsfieber gepeinigt, das seinen Körper zerrüttet hatte. Seine Freundin, die ihn zuletzt pflegte, kaufte ihm einige Flaschen Goldbronze, seinen letzten Wunsch erfüllend. Und halb kindlich, halb spöttisch schmunzelnd, vergoldete er in seiner Stube das graue und abgestorbene Holzgerät, die Stuhlbeine und die Tischbeine.

Die blanke Goldbronze mußte dem kranken Dichter den fehlenden Sonnenschein in den dunklen Pariser Dezembertagen vortäuschen, die Frühlingssonne hat der Arme nicht mehr wiedersehen dürfen.

Verlaine starb, und die Pariser Bürger bemerkten seinen Tod kaum. Nur das Studentenviertel, nur die Künstler, erlitten bewußt einen tiefen Verlust mit seinem Hinscheiden.

Sollte man es für möglich halten, daß große Geister so unbemerkt von einer gebildetseinwollenden Bürgerschaft und so ungefühlt leben und gehen können? Das war doch nie bei den Griechen und Römern der Fall, daß ein großer Mann in ihrer Mitte lebte, den nicht auch die ganze Nation gekannt hätte. Die Jagd nach dem Gold heute macht die Bürger geistesblind, blind gegen sich selbst, blind gegen ihre eigenen tiefsten heiligsten Forderungen.

Der arme Dichter rief jenes Gold, das die Bürger von ihm fernhielt, in sein Sterbezimmer, und er zwang den Goldschein, ihm in sein leidendes, abschiednehmendes Auge zu sehen. Und als ihn das Gold ungerührt ansah, lächelte er ihm im Sterben zu und versöhnte sich auch mit ihm, seinem Lebensfeinde. Das Gold, nach welchem Verlaine nie gestrebt, hatte ihn vielleicht deshalb, weil der Dichter es nicht verehren wollte, gehaßt. Das Gold, das über alle bürgerlichen Menschen Macht hat, hatte nicht über diesen Helden der Dichtung Macht bekommen, und nur in seiner Sterbezeit spielte Verlaine mit dem Glanz des Goldes wie ein Kind. —

Da ich an jenem Tage, nach dem Versailler Sonntag, keinen von meinen Bekannten im Café Francois premier getroffen hatte, ging ich in das Kaffeehaus Lilas, das auf der Höhe des Studentenviertels am Boulevard Montparnasse liegt. Dort war immer ein Kreis des jüngsten künstlerischen Frankreichs und des jüngsten künstlerischen Auslandes, nachmittags und abends, anzutreffen.

Ich befand mich auch nicht lange dort, da kam Eduard Munch und setzte sich zu mir. Ich fragte ihn sogleich nach der Adresse einer norwegischen Freundin,

jener jungen Stockholmer Dame, die Munch ebensogut wie ich kannte. Ich ließ mir dann vom Kellner eine Postkarte geben und schrieb an jene Dame nach Norwegen, denn bei ihr hielt sich jetzt, wie ich erfahren hatte, die junge Stockholmerin zu Besuch auf.

Ich hatte noch nicht zwei Zeilen und noch nicht die Frage an die Norwegerin, ob die junge Schwedin schon nach Stockholm zurückgekehrt sei, ausgeschrieben, als sich die Glastüre des Kaffeehauses öffnete und Munch neben mir erstaunt ausrief: „Nein, sehen Sie, da kommt sie ja schon selbst."

Verblüfft sah ich auf und sah wirklich sie, zu der ich so ungeduldig in diesem Augenblick nach Skandinavien hingedacht hatte, unter der Tür eintreten. Ihr Gesicht, das ich gestern ganz fern am Ende der Versailler Baumgänge im Frühlingswinde in meinem Geist hatte aufwachen sehen, kam mir nun vervielfacht aus den breiten Spiegelwänden, aus allen Ecken und Enden der Glaswände des Pariser Kaffeehauses beweglich und lebend entgegen.

Ich sah mich mit einemmal wie umringt von allen den Sehnsuchtsbildern, die ich mir von jenem Mädchen gemacht hatte. Und es stand in der Mitte aller dieser Spiegelgesichter wie der warme Kern aller meiner Sehnsüchte, und erstaunt reichte es mir über den Marmortisch die Hand zur Begrüßung.

Die junge Schwedin war mit ihrer norwegischen Freundin kurz entschlossen nach Paris gekommen. Sie war nach der raschen Verlobung und Entlobung dieses Winters unruhig, müde und fliehend vor sich selbst und ratlos geworden.

Sie kannte schon Europa von früheren Reisen. Ihr Vater hatte sie, als sie achtzehn Jahre alt war, nach der Schweiz gebracht, in ein Pensionat, wo sie fremde Sprachen gelernt hatte. Ein Jahr später war sie mit mehreren Freundinnen durch Italien gereist, nach Rom und Neapel, und sie war dort eifrig durch die Bildersammlungen gewandert, teils weil sie dieses unterhalten hatte, teils weil sie ihren Vater beim Heimkommen mit dem Gesehenen unterhalten wollte. Auch Paris hatte sie besucht und dann London. Und

später war sie in England auf dem Lande einige Zeit in einem Pfarrhaus in Pension gewesen. Alles dieses wußte ich, und ihr plötzliches Erscheinen in Paris war mir erklärlich, da ich auch wußte, wie gern und leicht sie reiste. —

Am dritten Tage unseres Wiedersehens schien es mir endlich an der Zeit zu sein, ihr zu erzählen, warum ich ihr die Gedichte, welche meine Liebe erklärt hätten, in Stockholm nicht gegeben hatte. Ich wollte ihr sagen, daß ich nicht gewagt hatte, um sie zu freien. Aber jetzt hätte ich eingesehen, daß mir nichts Schlimmeres begegnen könnte, als von ihr getrennt zu leben.

Wenn ich ihr auch noch nichts zu bieten hätte als meine Liebe und meine Lust, ihr zeitlebens Liebeslieder zu schreiben, so meinte ich doch, es würde der Kampf gegen die Armut das kleinste Übel sein.

Durfte doch der Amselmann das Amselweibchen besingen! Und wurden sie nicht beide satt dabei und konnten ans Nestbauen denken?

Und diesen Mut wollte ich mir jetzt nehmen, und das Mädchen, das ich liebte, wollte ich mir nicht mehr entgehen lassen, wollte nicht mehr getrennt von ihm leben.

Ich stieg deshalb am dritten Tage mittags in einen Wagen und fuhr in das entfernte Stadtviertel, wo die junge Dame in einer Pension wohnte, und wo sie für einen Monat ein Zimmer genommen hatte.

Ich holte sie dort ab, und wir gingen miteinander fröhlich plaudernd zum Frühstück, und danach schlenderten wir durch die Louvresammlung und kamen zuletzt auch vor die große Bildsäule der Venus von Milo, die im Erdgeschoßgewölbe des Louvreschlosses einen Raum für sich hat.

Der heilige wunderbare marmorne Frauenleib, der da hochaufgerichtet, stolz und göttlich allen Menschen zum Wohlgefallen geschaffen schien, machte uns beide verstummen. Ich mußte an den Dichter Heinrich Heine denken, der sich als Todkranker vor dieses Bild hatte hintragen lassen und der mit den Fingern sein Augenlid öffnen mußte, das schon gelähmt war, um nur

nochmals vor seinem Tod die Venus bewundern zu können, für die er so viele Strophen gesungen hatte. Den kranken Dichter, den halbtoten, erquickte noch einmal die Schönheit, die ein griechischer Künstler vor mehr als zweitausend Jahren geschaffen hatte!

Nach zweitausend Jahren ist jene Kraft heute noch wirksam, mit der die Künstlerhand den Marmor geformt, mit der ein menschlicher Geist, mit der ein Mensch einen Göttinnenleib und eine Götterkraft geschaffen hatte!

Sind wir Menschen dann nicht Schöpfer, Schöpfer am Weltall, wenn wir nach zweitausend Jahren noch mit unserer Hände Werk und mit dem Werk unseres Herzens ferngeborene Geister begeistern können und ihnen Lebensmut und Lebensherzlichkeit einflößen können, ihnen sogar noch Götterkraft in der Todesstunde geben können? — Die griechischen Götter vergingen, aber der griechische Künstler lebte fortwirkend über seine Götter!

Ich schickte ein kurzes Stoßgebet zum Liebesgeist, der vor zweitausend Jahren den Marmor geschaffen hatte. „Segne mein Vorhaben!" bat ich. „Großer Geist, wenn du ewig des Lebensfestes höchster Festgeist gewesen bist, steh mir bei. Laß mich nicht mutlos werden. Segne uns beide!"

Oft habe ich später an den seltsamen Zufall denken müssen, daß uns unser Weg ganz absichtslos in den Louvre und vor die Venus geführt hatte. Der Anblick der starken Liebesgöttin und die starke Künstlerkraft, die aus dem Marmor jahrtausendestolz zu uns redete, beschleunigte mein Vorhaben, und ich sagte der lang Begehrten meinen Herzenswunsch.

Einige Stunden später stellte ich bei einem Abendbesuch bei James und Theodosia, den Amerikanern, meine Braut vor. Diese freuten sich und triumphierten, weil sie mir vorausgesagt hatten: das, was man stark und aufrichtig, im Innersten seines Wesens, wünscht, zieht man zu sich heran und schafft so selbst seinem Wunsch die Erfüllung.

Die tatkräftigen Amerikaner schlugen uns vor, daß wir, wie sie es getan hatten, gleich nach England

reisen sollten, um uns dort trauen zu lassen. Das taten wir auch und reisten am nächsten Tage; und am fünften Tage nach dem Besuch bei der Venus im Louvre waren wir schon vermählt.

Bei unserer Trauung herrschte aber eine babylonische Sprachverwirrung. Die junge Schwedin verstand wohl Deutsch, konnte es aber noch nicht sprechen. Ich verstand Schwedisch, konnte es aber nicht sprechen. Und von einem englischen Geistlichen, der weder Schwedisch noch Deutsch verstand, wurden wir in der Französisch sprechenden Stadt St. Helier, auf der Insel Jersey, in einer wunderbaren alten englischen Kapelle in französischer Sprache getraut.

Im Seebad Gorey auf derselben Insel, in dem schmucken englischen Fischerdorf, das am Fuße einer alten Normannenburg liegt, wohnten wir während des Monats Mai bis Anfang Juni, von wo wir dann nach Paris zurückkehrten. Denn ich bemerkte mit Schrecken, wie schnell man im Glück das Geld ausgibt.

Ich war einige Wochen vorher, ehe die junge Schwedin in Paris erschien, noch in der schrecklichsten Notlage gewesen. Zwei Tage hatte ich fast nichts zu essen gehabt und hatte kein Geld und keine Aussicht, welches zu bekommen. Ich hatte Brief um Brief nach Hause geschrieben, aber mein Vater wußte nichts davon. Man wollte ihn mit meinen Briefen nicht verstimmen, und man legte dieselben, da er nicht wohl war und zu Bett lag, ungeöffnet auf seinen Schreibtisch, einen Brief zum anderen.

Das amerikanische Ehepaar streckte mir endlich das Heimreisegeld vor, nachdem ich schon halb verhungert war. Ich hatte an einem Tag nur für einen Sou eine halbe Semmel gegessen und am anderen Tag nur ein Ei für meine letzten zwei Sous verzehrt und die Hälfte der Semmel vom Tage vorher, die ich aufgehoben hatte. Um meine Kräfte zu schonen, hatte ich mich zuletzt tagsüber aufs Bett legen müssen, weil ich mich nicht durch Gehen im Straßenlärm hungrig machen wollte.

Am dritten Tag konnte ich nicht mehr länger in

dieser elenden Weise auf den Postboten warten, und als mich zufällig die beiden Amerikaner besuchten und mich fragten, warum ich nicht ausgehen wollte, gestand ich ihnen meine Hungersnot. Noch am selben Abend begleiteten sie mich, nachdem sie mich gestärkt hatten, zum Bahnhof, und ich reiste zu meinem Vater.

Dieser war müde von den drei Jahre langen Unterstützungen, die er mir gegeben hatte. Er bedachte nicht, daß die Schriftstellerei und die Dichtung mehr Studienjahre in Anspruch nehmen als die Medizin und die Jurisprudenz. Ich erlangte aber dann doch von ihm, nach einer eindringlichen Auseinandersetzung, daß er mir noch einmal einige tausend Mark gab, wofür ich ihm dann versprach, wenn dieses Geld verbraucht wäre, für mich selbst zu sorgen, so daß mein Vater sich danach nicht mehr um mich kümmern sollte. Mit dieser Summe wollte ich sparsam leben und hoffte auf baldige Büchereinnahmen. Ich wollte jetzt in einem Winkel von Paris eifrig schreiben.

Aber weder mein Vater, noch ich, ahnte bei diesem Wiedersehen — das unser letztes war —, daß ich sechs Wochen später verheiratet sein würde. Ich hatte damals keine Ahnung, daß das junge Mädchen, das ich im stillen liebte, nach Paris kommen würde. Und mit nur viertausend Mark in der Tasche hätte ich nicht gewagt, nach Stockholm zu reisen und im Hause des Großkaufmanns um die Tochter zu bitten.

So war ich nach Paris zurückgekehrt und hatte mich ein wenig bei den Spaziergängen im Luxembourggarten von dem letzten Hungerschrecken erholt, als die junge Schwedin erschien und ich nun, ermutigt durch die paar Banknoten in meiner Tasche, mich nicht lange besann und für mein Herz ein Weib wollte, da es ja auch der ärmste Pariser Straßensperling sich erlaubte, ein Weib von der Natur zu fordern. —

Von der Englandreise nach Paris zurückgekehrt, mieteten wir jungen Eheleute dann in der Rue Boissonnade, die eine Atelierstraße ist, von einem

Amerikaner, der zum Sommer aufs Land gezogen war, ein großes ausgestattetes Maleratelier und ein Schlafzimmer.

Noch einige Zeit konnte ich meiner jungen Frau verbergen, daß die Sorge bald vor unserer Tür stehen würde, und daß ich nicht ahnte, wovon wir dann weiterleben sollten.

Da unsere meisten Pariser Bekannten jetzt im Hochsommer auf dem Lande waren, war unser einziger Verkehr das amerikanische Ehepaar James und Theodosia, die in der Nähe des Eiffelturmes an einer Avenue ein hoch im Himmel gelegenes Atelier mit Küche und Schlafzimmer bewohnten.

Die alten okkultistischen Gespräche wurden bei den Amerikanern wieder aufgenommen. Denn James und Theodosia hatten ihre kabbalistischen und okkultistischen Studien nicht aufgegeben. Beide standen immer noch im regen Briefverkehr mit ihren Londoner Freunden. Eines Tages besuchten wir auch in ihrer Gesellschaft in Neuilly den letzten Abkömmling eines schottischen Königs, der in Paris als Ägyptologe lebte und mit seiner Frau ein hübsches Gartenhaus bewohnte, wo er Sonntags eine Unmenge Damen und Herren empfing.

Ich sah bei ihm die Papyrusrollen des ägyptischen Totenbuches, das jener Gelehrte aus den Hieroglyphen ins Englische übersetzte.

Derselbe Gelehrte führte später in Paris den alten Isiskultus wieder ein, und seine Frau wurde Isispriesterin. Ich ersah das viele Jahre später aus illustrierten Zeitungen, die das Bild der beiden mit der Nachricht von der Auffrischung des Isiskultus brachten.

Mit James und Theodosia besuchten wir in jenen Sommermonaten auch öfters die Gewölbe des Louvres, die die großen ägyptischen Sammlungen enthalten. Ich lernte dabei wieder viel Neues aus den Geheimlehren der Okkultisten kennen. Sie erklärten mir, daß es falsch sei, wenn man die großen Porphyrbildsäulen jener ägyptischen Götter, die Tiergestalt zeigen, immer für Tiergottheiten ansehen will.

Diese Steinbilder, halb Menschen, halb Tiere, die da in steifer feierlicher Haltung aufrecht stehen oder sitzen, tragen nur Tiermasken vor den Gesichtern: die Maske eines Ibisvogels oder die eines Schakals oder die einer Tigerkatze. Die Ägypter stellten die Götter gern mit Tiermasken dar, um anzudeuten, daß Tier und Menschen die gleichen menschlichen Regungen besitzen, daß alle Erdenleben ein und dasselbe göttliche Leben erleben, und daß das Unergründliche hinter verschiedenen irdischen Masken auftritt; und daß nicht bloß in der Gestalt des Menschen, sondern auch in den Tieren alle ewigen Gefühle des Weltalls sich vereinigten.

Auch wenn wir die Maske wechseln und im anderen Leben Katze, Schakal oder Ibis werden, haben wir dieselben ewigen Gefühle in uns. Deshalb wurden bei den Ägyptern Tiergesichte von Menschengestalten getragen und umgekehrt. Die Sphinx zeigt einen Menschenkopf auf einem Tierleib. Menschen und Tiere gehen im wechselnden Weltalleben ineinander über.

Da ist keine Grenze gezogen zwischen dem Empfindungsvermögen der beiden. Mensch und Tier, beider Körper, leben vom Hunger und von der Liebe, sie erleben beide die höchsten Weltallfestlichkeiten Geburt, Liebe und Tod. Und beide erleben Weltunergründlichkeit. Mensch und Tier erschaffen sich aus der gleichen Wirklichkeit und der gleichen Unwirklichkeit. Mensch und Tier gehören der Endlichkeit und der Unendlichkeit an, da sie dem Weltalleben angehören, das ein festliches Verwandlungsspiel aus unendlicher Kraft bedeutet, worin sich alles mit unendlichem Geist erschafft. Deshalb ist kein Tier von Natur geistloser als der Mensch. —

Ich hörte sehr gern solchen Erklärungen über die ägyptischen Kunstwerke zu, den Erklärungen über das Symbol der Schildkröte, über das Symbol des Skarabäuskäfers und über viele andere Gestalten des Tierreiches, die der Ägypter tausendfach nachgebildet hat, um sie immer als Gleichnisbild der Ruhe oder als Gleichnisbild der Seelenwanderung vor Augen zu haben. Ähnlich wie die Christen sich das Lamm und

die Taube als Lebensgleichnisse in den Kirchen dargestellt haben.

Nicht bloß hoher Geist sprach aus den ägyptischen Kunstwerken; es wirkte ebenso erhebend die edle vereinfachte Linie, in der die ägyptischen Künstler Menschenkörper und Tierkörper in Porphyr, Granit und Alabaster dargestellt hatten. Mit kluger Beherrschung arbeiteten einst ägyptischer Meistergeist und Meisterhände ernst und mit gemessener Ruhe, so wie der Strahl der senkrechten Sonne, die steil über dem Nil steht und nur des Menschen wichtigste Lebenslinie an Körper und Seele groß beleuchtet. Bei solcher Feierlichkeit der Lebensauffassung verstummen alle nebensächlichen Fragen des Alltags, und nur der reine stolze Weltallfestlichkeitsgedanke strömt von den Kunstwerken auf den Beschauer. —

Wenn ich dann von den Louvregewölben wieder hinaus auf die Pariser Straßen kam, nachdem wir uns lange in die ägyptischen Bildwerke vertieft und uns an ihnen ergötzt hatten und die Festlichkeit unseres eigenen Daseins bestätigt erhalten hatten vom festlichen Lebensgefühl ferner Jahrtausende, so konnte ich mich mit meiner jungen Frau, die sich gern mit mir in alles vertiefte, was mich künstlerisch erregte, zuerst nicht gleich zurechtfinden in den Gegenwartsstraßen von Paris.

Wie läppisch kamen mir zum Beispiel an den Möbeln, die da in den Schaufenstern standen, die Rokokolinien vor. Flüchtig wirkend wie Straßengeschwätz im Vergleich zu den ägyptischen monumentalen Hausgeräten. Im Vergleich auch zu den edlen griechischen Geräten, die strengen Zweck und zarte, nur angedeutete Grazie und eine leichte kluge natürliche Ausschmückung gezeigt hatten, und die wir ebenfalls vorher im Louvre bewundert hatten.

Ich hätte am liebsten die Augen geschlossen und wäre mit meiner Frau durch die Jahrtausende zurückgeeilt und hätte mit ihr am liebsten das untergegangene Theben am Nil und das verschwundene Athen Homers aufgesucht. Denn wir nahmen die Liebe, die wir jetzt erlebten, hoch, festlich und feierlich,

und das Glück des Körpers wünschte auch das Glück des Geistes.

Aber der Geist unserer Jahrhunderte, sagte ich mir, der Geist der alten Weltanschauung heutzutage, verfolgte, haßte und beschimpfte den Körper, da er sich ihn mit einer Erbsünde belastet vorstellte. Der Menschenleib war wegen seiner Vergänglichkeit vom christlichen Geist immer verächtlich und herablassend behandelt worden. Aber die Glückseligkeit, die der liebende Körper geben konnte, schien mir vollkommen glücklichmachend zu sein. Wogegen man das nicht vom Zeitgeist sagen konnte, der immer hochmütig mit zukünftiger Seligkeit handelte.

Man war in meiner Jugendzeit in den Bürgerkreisen noch argwöhnisch gegen die selbstverständlichsten Forderungen des lebenden Körpers. Und man schämte sich in den Familien seiner natürlichen Liebesforderungen. Man gestand sich wohl ein, daß das Herz liebebedürftig sei, man sprach von der Zusammengehörigkeit der Seelen. Aber man wollte gern die Regungen des Körpers bei der Liebe übersehen wissen. Man fand aus falscher Scham des Leibes natürliche Lebensbedingungen sündhaft.

In meiner Jugendzeit waren fast alle Mädchen bleichsüchtig. Und ich erinnere mich, daß man sie mit den verschiedensten Medizinen gesund machen wollte. Aber das gesündeste Mittel, das darin besteht, dem gereiften Körper die unerbittlichen Forderungen der Sinne zu befriedigen, indem man die jungen Menschen so früh wie möglich, sobald es ihre körperliche Sehnsucht fordert, sich verheiraten läßt, dieses kam gar nicht in Frage. Man tat, als wäre der Körper nur ein Seelenquäler.

Wenn der Körper sich nicht krank meldete, wußte man von seiten der Erzieher damals während der Erziehungsjahre gar nichts von ihm. Man sprach nur eindringlich zu dem jungen Menschen von der Seele, vom Gemüt und vom Herzen. Und diese an und für sich erhabensten Dinge wurden durch die übertriebene Anrufung dem Heranwachsenden so lästig gemacht, daß ein junger, körperlich reif werdender

Mensch die Worte Seele, Gemüt und Herz zu verachten begann, ehe er noch ihren Sinn begriffen hatte.

Denn diese Worte, die eigentlich erst dem reifen zufriedengestellten erwachsenen Körper in aller Innigkeit und Erhabenheit beim Erleben verständlich werden, wurden den Kindern, sowohl in der Religion von den Lehrern, als in der Familie von den Eltern, so reichlich zugeteilt, daß ihnen die Ohren damit vom Schall dieser schönen Worte übel vollgestopft waren.

Und wurden jene Menschen dann älter und reif, so steckten ihnen die Ohren immer noch voll vom leeren Wortschwall, und sie wollten keinen Anschluß an den Inhalt dieser Worte haben. Sie verlachten oder wichen allen tieferen Werten des Lebens, allen tieferen geistigen Erkenntnissen aus und fanden es überflüssig, davon zu sprechen. Denn man hatte von der Schulbank her und von der Familie her den Menschen mit zu frühem Hinweisen auf geistige Lebenswerte vor hohen Worten Ekel eingeflößt. Der verachtete Körper rächte sich später und griff stürmischer und rücksichtsloser und, aus dem Gleichgewicht gebracht durch langes Darben, heftig nach dem Wirklichkeitsleben, und fern von geistiger Vertiefung entschädigte man sich für die zu frühe und überüppige Seelenlehre der Schul- und Erziehungsjahre.

Die Jahre, die man, eingesperrt in den Gefängnissen der Schule beim Auswendiglernen geisttötender Plappereien, fern von den vier belebenden Jahreszeiten, beinahe unterirdisch eingekerkert, hatte verbringen müssen, und die weiteren Jahre, die da in gemütstriefenden Familienkreisen bei falscher Scham fortgesetzt werden mußten, entnervten die heranwachsenden jungen Männer und jungen Mädchen meiner Zeit.

Nervenkrankheiten aller Art brachen in Massen aus. Das Wort Hysterie tauchte auf, und wie ein Aussatz fraß diese Krankheit der Nerven um sich und befiel viele gesundgeborene Menschengeister. Die natürlichen Sinnentriebe des herrlichen und klug durchdachten Menschenkörpers, die die Erzieher bei übertriebener Seelenzucht und übertriebener Mast des Geistes einfach ableugneten und für sündige, menschenunwürdige

teuflische Triebe erklärten, die nagten, von falscher Weltanschauung vergewaltigt, verzweifelt in der Einsamkeit am klaren Geist vieler junger Menschen.

Und die vorher herzlichen und natürlichen Triebe arteten dann in herzlose Sinnensucht aus, die doppelt heftig in der Unterdrückung wucherte. Und die Unschuld der Natürlichkeit und der Empfindung, in der jeder Mensch und jedes Lebewesen sich im Weltall geschaffen hat, und die Gesundheit der jungen Menschen wurden durch die Sinnenunterdrückung angegriffen.

In allen Großstädten fand ich, daß die Entnervung in schreckenerregendster Weise in jenen Jahren unter den jungen Menschen aller Stände überhandgenommen hatte. Viele Männer, die mit siebzehn, achtzehn Jahren körperlich männlich entwickelt waren, ebensoviele Mädchen, die schon mit sechzehn und siebzehn Jahren reif zur Mütterlichkeit waren, und die eine natürliche kluge einfache Freude zum Leben mitbrachten, wurden auf den ewigen Schulbänken und in verlogener Familienunterdrückung matt gemacht und übermüdet vom Warten.

Ihre Körper welkten bleichsüchtig, weil ihr körperlicher Liebessinn hungern mußte. Und weder nützte den jungen Mädchen die Sorgfalt der Familie, noch den jungen Männern die Pflicht des Berufes: diese konnten nicht die seelische Überreiztheit von den körperlich darbenden jugendlichen Naturen abwenden.

Das Drama „Jugend" von Max Halbe wurde deshalb in den neunziger Jahren mit so großer Begeisterung aufgenommen, weil es eines der echtesten Zeitdramen war. Die einander begehrenden jungen Leute sahen sich in diesem Drama in ihren natürlichsten Forderungen und in ihrem unnatürlichen Leid widergespiegelt.

Und noch grimmiger und beinahe in grotesker Tragik bedichtete damals die Seelen- und Körperqualen der reifwerdenden jungen Menschen in seinem Drama „Frühlingserwachen" Frank Wedekind. Nur war man in den Bürgerkreisen jener Jahre noch nicht an Selbsterkenntnis so weit vorgeschritten, daß man

das Erwachen des jugendlichen Körpers zur Liebe und die daraus entstehende Tragik zwischen Schulzwang und Körperdrang begreifen und ernst nehmen wollte.

Wedekinds tragischstes Drama fand erst zehn Jahre später die große Anerkennung, die ihm gebührte. Beschränkte Polizeiverbote, die dem starken Künstler Wedekind soviel grimmiges Unrecht getan haben, wurden dann endlich aufgehoben, und das erschütterndste Schulkinderdrama, das erschütterndste Erzieher- und Schülerdrama, das jemals geschrieben worden ist, durfte endlich seine aufklärende Wirkung von der Bühne auf die Öffentlichkeit ausüben. —

Im Mittelalter hat man vielen Erwachsenen das Leben zur Hölle gemacht, indem man viele unschuldige Menschen in Massen für Hexen und Zauberer erklärte, weil man Körperlichkeit haßte und verfolgte. Und in meiner Zeit hatte man der Jugend die Jugend zur Hölle gemacht. Die Erwachsenen hatten sich mehr oder weniger zu Sinnennatürlichkeit befreit, und die Menschen verbrannten nicht mehr Unschuldige als Hexen und Zauberer. Aber die ermüdenden Schulen, die man eingerichtet, der Schulzwang und der Erzieher Unverständnis allen jugendlichen sinnlichen Regungen gegenüber, sie waren eine Hölle für die Jugend geworden.

Das Grauenhafte an der heutigen unvollkommenen Lebensfestlichkeit wurde mir stärker bewußt, wenn ich so mit meiner jungen Frau durch Paris ging und wir sehr zufrieden und glücklich waren. Wie erstaunt sieht der Alltag den Glücklichen und Festlichen an, der Alltag, den die europäischen Menschen sich künstlich geschaffen haben.

In der natürlichen festlichen Weltalleinrichtung aber gibt es niemals einen Alltag. Da ist auch jede Arbeit eine Lebensfestlichkeit. Es gibt da nur lautere und stillere Festlichkeiten im Weltall, aber nirgends einen Alltag. Der Schlaf noch ist eine stille Festlichkeit und das Sterben auch.

Seht die Vögel an, wenn sie ihre Nester bauen.

Seht die Tiere im Walde an, wenn sie ihr Futter suchen, die Rehe und Hasen, wie vergnügt sie es tun, wie leicht und lächelnd und doch wie tiefernst dabei, ernster als der gezüchtetste Mensch und lächelnd wie nur der wohlerzogendste Mensch.

Sagt nicht, daß nicht das wildeste Tier lächeln kann. Das Wildschwein, das mit seinen Jungen spaziert, grunzt behaglich und plaudert mit seinen Kleinen, und das zwinkernde Behagen seiner Augen ist sein Lächeln, das so herzlich aus des Wildschweins Lebensfestlichkeit kommt, wie das Menschenlächeln einer Menschenmutter, die ihre Kinder spazieren führt.

Als ich um die Erde reiste, erstaunte mich immer wieder an Asien, daß ich dort keinen Sonntag fand. Zuerst war mir das seltsam. Aber welcher Gebildete in Europa hat nicht das Gähnen gelernt am Sonntag, weil ihm eine Ruhe aufgezwungen wird, nach der sein Körper nicht verlangt hat. Man hat Arbeitslust, und man soll alle sechs Tage an einem Tag plötzlich nicht arbeiten. Man fühlt oft gerade den Drang und den Geist, am Sonntag glückliche Geschäfte abzuschließen, und man darf sich nicht beschäftigen.

Dieses verblödende Sonntagsfeiern, das eigentlich nur eine Angewohnheit, aber kein Festbedürfnis ist, fällt auf der anderen Erdhälfte bei den buddhistischen Asiaten in Indien, China und Japan weg. Und wenn ich mir vorstelle, jeder Mensch bei uns dürfte die Ruhe unserer europäischen zweiundfünfzig Sonntage, die Ruhestunden dieser Tage, in Minuten oder Stunden nach eigenem Gutdünken über das ganze Jahr hingestreut genießen, dann würden viele Nervenkrankheiten, viel Hast und Übereilung, die Europa an den Abgrund früher Entnervung führen werden, und die jetzt schon einzelne Völker vor die Frage der Entvölkerung gestellt haben, fortfallen und einer ruhigeren Einsicht, einer ruhigeren Beschaulichkeit und einer ebenmäßigeren sanfteren und stündlich festlicheren Daseinsfreude Platz machen.

Etwas anderes ist es, wenn die Menschen, um

ihre Gemeinschaft untereinander zu spüren und ihre Gemeinschaft mit der Natur zu genießen, natürliche Jahresfeste feiern wollen. Es gibt genug natürliche Jahresfeste: Vaterlandsfeste, das Fest der Sonnenwende, die Feste der Frühlingswiederkehr, das Fest der Wiederkehr des Lichtes, die Feste verschiedener Blütezeiten in Wald und Feld, Vollmondsfeste und Feste bei der Stellung besonderer Sterne, Feste bei gewisser Planetennähe und Erntefeste. Diese Feste, davon sich auch einige in der alten Weltanschauung finden, bieten genügende natürliche Ruhetage im Jahr, genügende im Weltallleben begründete Feste.

Ich besuchte in jener Pariser Zeit 1896/97 auch öfters das eben erst eröffnete Museum Guimet, das beim Trocadero liegt, und darin ein reicher Franzose ungeheure Schätze asiatischer Kunst angesammelt hat. Chinesische und japanische Kunstgewerbegegenstände waren da und große Götterbronzen, viele vergoldete Buddhas, auf riesigen vergoldeten Lotosblumen sitzend, und wunderbares asiatisches Lackgerät für Haus und Tempel, ebenso eine reiche asiatische Bilder- und Porzellansammlung.

Hier erwachte die Lust zu meiner späteren Weltreise zum erstenmal, als ich mich sehnte, des Friedens jener Völker teilhaftig zu werden, die da im kleinsten nicht bloß Nützliches tun, sondern nützlich Schönes, die als Buddhisten mit allem Weltallleben festlicher verkehren, weil sie sich nicht höher stellen wollen und sich nicht hochmütig besser zu sein dünken als die mitlebenden Lebewesen des Alls.

Ich sehnte mich, jene Völker aufzusuchen, die so gesittet und klug denken und sich jahrhundertelang künstlerisch geschult und bereichert haben und künstlerischen Verkehr übten mit allen Weltalldingen durch beschauliches Sichvertiefen in die Natur. Jene Völker waren nicht bloß den Menschen, sondern auch den Pflanzen und den Tieren vor ihren Fenstern und Türen vertrauliche Kameraden geworden, da sie herzliche Bewunderer sind allen Lebens.

Die Volksmassen der Europäer haben es hingegen

hauptsächlich nur zu wissenschaftlichem Ergründen und Bewundern des Lebens gebracht. Über die Wissenschaft hinaus, zur Kunst, zur künstlerischen Vertiefung, wohin alle Leute in Japan und China durch ihre buddhistische Weltauffassung gekommen sind, davon sind unsere breiten Volksmassen noch weit entfernt.

Nur eine Schar von künstlerisch Gebildeten und nur die Künstler weisen in Europa von Jahr zu Jahr mehr darauf hin, mit dem Weltalleben künstlerischen festlichen Verkehr zu pflegen, was seit der Heidenzeit bei uns nicht mehr der Fall gewesen ist.

Das Atelier in Paris, in dem meine Frau und ich wohnten, lag in einer Sackgasse, in welcher sich viele Ateliers befanden, und wo fast nur Künstler und Künstlerinnen hausten, Amerikaner, Franzosen, Deutsche und Skandinavier. Dieser glasbedeckte Raum lag in einem freundlichen sauberen Gartenhof und grenzte mit der Rückwand an einen großen Klostergarten, dessen Bäume wir nachts durch die Wand rauschen hörten, und dessen singende Vögel uns morgens beim Erwachen ihre frohen Gedanken gaben.

Die Mauer jenes Klostergartens lief außen am Boulevard Raspail entlang. Sie war hoch, und ich habe nie in diesen Garten hineinsehen können. Er ist für meine Augen unsichtbar geblieben und baute sich nur vor meinen Ohren in der Sonnenstille des Tages und in der Sommerstille der Nächte auf.

Im Atelier war hoch oben unter der Decke ein kleines Luftfenster, das nicht größer war als die Blätterhand einer Kastanie, und durch dieses handgroße Viereck leuchtete die Sonne durch das Kastaniengrün herein zu uns und gab einen Schimmer der Gartenwelt.

Nur draußen auf der Straße konnte man die Laubkronen der uralten hohen Ulmen über der langen Mauer sehen und die Singvögel, die von Krone zu Krone flogen. Dieser Garten hinter jener Mauer war in jenem Sommer, den wir in dem heißen

Paris verbrachten, nur eine Sommerfrische für unsere Ohren.

Manchmal stand ich frühmorgens um fünf Uhr auf, von dem Rauschen des unsichtbaren Gartens aus dem Bett gelockt, und ging allein auf dem leeren breiten morgenfreundlichen Boulevard Raspail nach dem eine halbe Stunde von unserer Wohnung entfernt liegenden Park Montsouris. Dieser liebliche Mäusebergpark ähnelt sehr einer japanischen kunstvollen Gartenanlage.

Es befindet sich dort ein großer glänzender künstlicher See von künstlichen Hügelwegen, sprudelnden Quellen und kleinen Schluchten umgeben. Auf dem pflanzenreichen Wasser tummeln sich viele hundert verschiedene Wasservögel, bunte chinesische Enten, afrikanische rosa Flamingos, schwarze australische Schwäne und silberblaue Möwenarten der Polarmeere. Der Garten hatte damals nur wenig hohe Bäume, aber viel blühendes Buschwerk.

Eines Morgens bemerkte ich dort ein vornehmes Gefährt, das am Gitter stand, aber ich beobachtete es nicht besonders. Als ich dann hoch oben auf den Hügelwegen spazierte, sah ich auf der gegenüberliegenden Seite des Sees zwei Frauen auf einer Bank mit heraufgezogenen Beinen nebeneinander sitzen. Ich stand halb verdeckt hinter einem Goldregenstrauch und blieb erstaunt stehen, um durch mein Hervortreten auf den offenen Weg nicht die Aufmerksamkeit der seltsam kauernden Frauen auf mich zu richten.

Ich war um diese frühe Stunde gewöhnlich der einzige Spaziergänger im Garten. Außer dem alten grauen Invaliden, in dessen Obhut die Parkbewachung lag, der mich schon kannte, und dem ich öfters beim Füttern der Wasservögel zusah und mit dem ich manchesmal plauderte, war sonst kein Mensch zu sehen.

Die beiden Frauen hatten keine Hüte auf und waren so schlicht und schmucklos gekleidet, daß ich sie im ersten Augenblick für junge Fabrikarbeiterinnen hielt, die da frühmorgens auf dem Wege zur Fabrik,

mit häuslicher Näharbeit beschäftigt, eine Weile den blühenden Park genießen wollten.

Dann sah ich aber mit Erstaunen, daß die Frauen, die dort lautlos, wie zwei graue Mäuschen, mit hochgezogenen Beinen auf der Bank saßen, zwei vornehme Japanerinnen waren. Und der Invalide erzählte mir später, es seien Damen der japanischen Gesandtschaft, die mit ihrem Wagen zur frühen Morgenstunde den Park öfters aufsuchten, und die lautlos, jede mit einer Seidenstickerei in der Hand, ein Stündchen hier verbrachten. Die Kleidung einer jeden von ihnen war ein unauffälliger japanischer Kimono aus schiefergrauer Seide. Die Köpfe der Frauen waren schön frisiert, und außer dem schwarzen glänzenden Haarknoten trugen sie keinen Kopfschmuck.

Hätten sie nicht nach asiatischer Sitte mit heraufgezogenen Beinen auf der Bank gesessen, sie wären mir gar nicht aufgefallen, und ich hätte sie von weitem für zwei schlichte Frauen aus dem Volk gehalten. Unauffällig verschmolzen diese stillen Wesen mit dem Morgenleben der Gartenwelt.

Diese vornehmen Damen aus der hohen japanischen Aristokratie waren nicht auffälliger in ihrer Kleidung und in ihrem Gebaren als die Amseln oder die Tauben, die im Rasen ab und zu flogen. Eine zufriedene vornehme Einheit trennte bei ihnen nicht Körper und Kleidung voneinander. Ihre schlafrockartigen Kimonos waren für die Körper schlichte Behälter, wie das Federkleid es für die Vögel, wie das Fell es für die Tiere ist.

Die asiatischen Kleider waren gütige und selbstverständliche Hüllen für den Leib, die in großzügiger Linie die Gestalt nur andeuteten, die Glieder schützten, aber nicht allen Körperlinien nachliefen. Es war nur Selbstverständlichkeit und keine Selbstgefälligkeit in dieser klugen Kimonokleidung, die, wie es schien, sowohl auf der Straße als hier im Garten, sowie im Hause, vor allem Schlichtheit, edle Nützlichkeit und vornehme Haltung betonte.

Ich habe dann jene Damen nicht wiedergesehen.

Vielleicht hat es sie verscheucht, daß sie sich im Park nicht mehr allein wußten, aber ich habe dasselbe Bild später oft in Japan wiedererlebt. Sowohl in der Eisenbahn dort als im Geschäftsleben war es die Unauffälligkeit, die die wohlanständige japanische Frau kennzeichnet. Nur die Teehaustänzerinnen, die das Bürgerstadtteil verlassen haben und ein eigenes Stadtteil in Japan bewohnen, das abends für die Besucher geöffnet wird, nur diese tragen auffallende feuerbunte Kleider, die mit Blumen in Gold und Purpur bestickt sind. Und auch die kleinen Kinder läßt man in kunterbunten Kleidern eine äußerliche Lebensfreude öffentlich zur Schau tragen.

Der gebildete Mensch, der das innere Leben reich in Gemüts- und Seelenfarben erlebt, wird den äußeren Farbenbehang gern vermeiden.

Nur das Kind, das noch nicht reif für das Innenleben ist, und jene Frauen, die ihr Leben daran setzen, allein den Sinnen zu schmeicheln, die sollen zu den Farben greifen. Aber die häusliche und im Gleichgewicht zwischen Geist und Körper lebende Frau wird immer die Schlichtheit dem grellen Auftreten vorziehen. —

Damals, nach meinen häufigen Besuchen in den Louvresammlungen und in der asiatischen Sammlung Guimet, kam mir die Sehnsucht, Ägypten und Griechenland zu besuchen, Indien, China und Japan. Griechenland bereiste ich dann im zweiten Jahr meiner Verheiratung. Die anderen Länder sah ich erst zehn Jahre später. Aber es war mir in allen diesen zehn Jahren, bis ich die Weltreise in meinem achtunddreißigsten Lebensjahre ermöglichen konnte, ein stetes Bedürfnis, von asiatischen Ländern zu hören. Von den Ländern, aus denen wir alle unsere Weisheit und künstlerische Kultur erhalten haben, von jenen Ländern, die von jeher ihren Hunger nach Kunst so selbstverständlich befriedigt haben wie den Hunger ihres Magens. Künstlerische Schönheit gehört bei den Asiaten zum Leben wie das tägliche Salz, ohne das der Mensch nicht leben kann. —

Teils angeregt durch die Kraft der Liebe, teils angeregt durch die Gespräche kabbalistischer und okkultistischer Art schrieb ich in jenem Sommer 1896, wo ich, eben verheiratet, in jenem Atelier in Paris wohnte, das Epos „Phallus". Auch diese Dichtung zähle ich noch zu meinen Jugendschriften.

Dieses Gedicht schildert, wie der Riese Zeit und die Riesin Leben, nachdem sie neun Jahre sich geliebt hatten, den jungen Gott Phallus schufen, den Gott der männlichen, lebenfortpflanzenden Kraft. Der junge Gott, von den Menschen verkannt, wandert durch die Straßen der Städte der menschenüberfüllten Welt und findet die Menschen in Kleidern aus Sorgengarn gekleidet und mit Mützen aus Maulwurfsfellen über den Ohren. Und sie wohnen in Backsteinhäusern, deren Steine aus dem Staub untergegangener Völker gebacken sind, und die Menschenasche der Jahrhunderte, die sich auf den Wegen der Erde angesammelt hat, erstickt die Geister und Gedanken der kommenden Geschlechter.

Da tritt Phallus, nackt und herrlich geformt, unter diese im Menschenstaub lebenden sorgengrauen Menschen. Die frische Weisheit der Quellen, die starke Kraft der Wurzeln aller Bäume, die Härte aller Metalle der Erde, die Brunst der Tiere und der Geist des Himmels haben den jungen Gott großgezogen, als ihn Vater und Mutter liegen gelassen, wo sie ihn geboren.

Er kommt in der Stadt in das höchste Haus, dessen Wände nach allen vier Windrichtungen sehen. Auf den Treppen und Gängen des Hauses findet er Hunderte von Leichen junger Männer, in deren leeren Augenhöhlen Schwärme von Fliegen nisten.

Phallus steigt über die Leichen der Jugend und tritt in den größten Saal jenes Hauses ein. Dieser Saal ist in der Mitte durch eine Glaswand geteilt, und hinter dem Glase leben die letzten Töchter der Menschen, von den Männern getrennt, in einem Spiegel.

Scharen sterbender junger Männer, die sich die Stirn an der harten Glaswand eingerannt haben,

liegen vor diesem Spiegel verblutend auf den Fliesen des Saales.

Phallus sieht staunend die Scharen der Sterbenden, die nicht zu den Töchtern des Landes gelangen konnten, und er sieht auf die letzten Töchter der Menschen, die hinter der Glaswand lächeln und sich schmücken und unberührt bleiben vom Massentod der jungen Männer.

Da schüttelt ein ungeheures Mitleid das Herz des jungen Gottes Phallus, und da er nicht die unzerbrechliche eisige Glaswand zerschlagen kann, die die jungen Männer von den Frauen trennt, so stemmt er seine Arme gegen das Dach des Saales, zerbricht die Decke und ruft die Sonne herein, die dann mit ihrem Weltfeuer den großen Spiegel, in dem die letzten Töchter der Menschheit wohnen, zerschmilzt.

Aber die jungen Mädchen lassen sich nicht durch des jungen Gottes Gewalt fangen. Sie lachen höhnisch auf, und sie machen sich alle unsichtbar. Denn sie hatten das Unsichtbarmachen erlernt, das der Gott Phallus nicht kannte.

Der junge Gott, der schon glaubt, die Töchter des Menschen zu fassen, steht allein im leeren Saal, wo das geschmolzene Glas seine nackten Sohlen verbrennt. Er aber achtet nicht der Brandwunden. Er ruft laut die Töchter der Menschen. Aber diese bleiben unsichtbar und fliehen ihn.

Doch die lebenskräftigen Rufe des Gottes erwecken die Scharen der jungen toten Männer, die auf den Treppen aufstehen und erstaunt den weltkräftigen Gott vor sich sehen. Aber auch sie flüchten alle erschrocken vor seiner Kraft.

Phallus legt sich am Abend auf einen Berg zum Schlafen nieder. Der Berg erglüht von des Gottes Hitze und speit Rauch und Feuer und wird ein Vulkan.

Die Männer beschlossen, den schlafenden Gott zu binden und zu töten. Doch Phallus schläft tief und glühend in glühenden Wolken, und keiner der Menschen kann sich ihm nahen.

Der junge Gott wandert fort über die Erde und besucht alle Geschöpfe. Und er schafft den Wolken

Töchter, den Adlern Söhne und den Eichen Töchter, und die Sturmfrau gebiert von ihm Söhne. Er bevölkert mit seinen sagenhaften Gestalten die Erde, und allen seinen Geschöpfen gibt er silbernes klares Blut. Und mit Wohlgefallen begegnet er überall auf den Bergen und in den Wäldern seinen Geschöpfen, die sich vermehren und sich lieben.

Nur die letzten Menschentöchter konnte Phallus nicht zur Liebe bewegen. Das Menschengeschlecht ist am Aussterben. Die letzten Männer der Menschen schlafen einsam an trüben Seen, und einsam in hohlen Bergen liegen die Töchter der Menschen. Aber sie sind alle mit Kleidern aus Sorgengarnen bekleidet und wissen nichts mehr vom nackten Menschenleib.

Einmal liegt Phallus in einer Nacht schlafend auf jenem rostigen Berg, in dessen Innern die letzten Menschenfrauen wohnen. Sie, die kaltblütig Denkenden, fühlen, wie sich der Berg erwärmt, und denken alle sofort, daß es nur der Gott Phallus sein könne, der in der Nähe ist und die Steine erwärmt.

Sie erschrecken und teilen sich gegenseitig ihre Furcht mit. Phallus aber hört, auf dem Berg liegend, durch den erwärmten Felsen ihre feigen Reden. Zugleich hört er auch über sich das Gespräch eines Adlerknaben, der um die Tochter einer Wolke wirbt, und er hört, wie jeder von beiden stolz erzählt, daß sein Vater der Gott Phallus ist.

Als der Adlerknabe erfährt, daß die Wolkentochter silbernes Blut besitze wie er, will er, daß sie ihm das Blut in ihren Adern zeigen soll. Sie soll mit ihm hinunter ins Tal an den Salzsee kommen, wo die finsteren Männer der Menschen, die letzten, um ein Feuer schlafen. Dort soll sie sich vor das Feuer stellen, damit sie, durchleuchtet, ihm das silberne Blut in ihrem Leibe zeige. Dann wollte er sie immer lieben, immer küssen, wenn sie vom selben Stamme sei wie er.

Und Phallus sieht sich um und sieht, wie überall unter den Geschöpfen, die er geschaffen, rund auf der Erde die Liebe herrscht, nur nicht bei den letzten Menschen.

Und wie der Gott noch auf dem Berge liegt und horcht, stürzt plötzlich einer der Götterboten, mit Namen Hilferuf, herauf vom See und erzählt Phallus, indessen vor Schrecken die Wolken erstarren, daß die metallgierigen letzten Menschen unten am See zwei seiner Geschöpfe, den Adlerknaben und die Tochter der Wolke, getötet haben, um das Silber aus ihren Adern zu fangen.

Phallus springt auf, und unter ihm schreit die erschrockene Erde. Er flucht den letzten Menschen, und sein gewaltiger Götterfluch erschlägt die letzten unsichtbar fliehenden Männer und Frauen. Das Unsichtbarwerden nützt ihnen nichts mehr. Die Menschheit verzehrt eine rächende Nacht.

Dann steht Phallus auf der menschenleeren Erde allein. Sein Fluch hat alles Leben vernichtet. Auch seine Geschöpfe sind zu Asche verbrannt unter dem furchtbaren Fluch.

Phallus weint sechs Tage, sechs Nächte. Seine Träne steht still am siebenten Tag, und Phallus ruht auf verwitterter Erde.

Die Erde gibt ihm ihren weisen Rat. Der Einsame soll sich nach seiner Herzlust ein Weib wünschen, wie es ihm sein Herz befiehlt. Denn einem Herzwunsch müssen die Sonnen gehorchen.

Und Phallus wünscht und ruft seinen Herzschrei ins Weltall. Die beiden Riesen Urklang und Urlicht, die die Sonnenfeuer schüren und die Sterne rollen, und die dem Urleib der Welt dienen, hören am Feuerherd den Schrei, den Phallus auf Rat der Erde, die mit großer Weisheit zu ihm gesprochen hatte, zu den Sonnen gerufen hat. Unter diesem Schrei stürzen betäubt die ältesten Riesen des Weltalls, Urlicht und Urklang, geblendet nieder. Und das Feuer der Sonne schrumpft ein, so daß die Sonne verdunkelt und die Erde aufschreit, weil ihre Tierherden und ihre Wälder sterben.

Phallus bittet die Riesen, ihm das Weib zu geben, nach dem seine Sehnsucht ruft.

Da beraten alle Sonnen, denn sie müssen zittern vor einem echten Herzschrei, und sie müssen ant-

worten. Und sie versprechen Phallus ein en euen Stern zu bauen. Auf diesem wollen sie sein Weib, das sie ihm erschaffen wollen, wandeln lassen. Dort auf dem rundesten Stern soll er sie besuchen. Und sein Weib, geboren aus Himmel und Erde, werde ihm heiter drei Söhne gebären. Die Namen der Söhne sind Bildner, Pfeifer und Träumer.

Und die Sonne verspricht, Phallus Söhnen drei Bräute zu senden. Die Namen der drei Bräute sind: Lichtlust, Klanglust, Mär.

Die drei Söhne des Phallus und die drei Töchter der Sonne sollen dann der Erde neue Menschen schaffen, Menschen nach heiligen Maßen, nach Linien der Mutter.

„Und nun, Phallus, freue dich und entzünde die verdunkelte Sonne mit deiner Freude. Komm in den heiligen Garten, wohin alle Straßen der Erde münden, und finde das Ende der schmerzlichen Welt. Dort unter Lauben aus seltsamem Laub finde dein Weib.

Ihre Brüste sind wie ein Paar Honigäpfel, und ihre Augen sind wie zwei dunkle Teiche, auf deren Tiefe das Alter der Erde und das Alter der Sonne geschrieben steht. Ihr Leib aber ist wie ein Garten, und ihre Adern sind heiße Bäume. In ihrem Herzen münden feurig alle Straßen der Erde. Bei ihr findest du das Ende der schmerzlichen Welt."

Und Phallus betrachtet sein Weib und nennt sie Herzfreude und umarmt sie. Sie gebiert ihm drei Söhne. Als die Söhne heranwachsen, hören sie ein Seufzen und ein Schluchzen im Schlaf in jeder Nacht. Sie klagen dies dem Vater. Er erzählt ihnen, daß das die Erde sei, die sie klagen hören. Die Erde wolle Menschen.

Da verlangen die Söhne, daß der Vater sie zur Erde bringe. Sie wollen der einsamgewordenen Erde wieder neue Menschen erschaffen.

Der Vater aber sagt ihnen: „Wenn ihr einmal zur Erde gekommen seid, könnt ihr nie mehr das Auge eurer Mutter fassen. Nie seht ihr wieder solch rundes Auge."

Aber die Söhne bestehen darauf, daß der Vater sie zur Erde führe.

Darauf erzählt ihnen Phallus, daß sie dort drei Jungfrauen der Sonne finden werden. Diese Jungfrauen sollen sie zu Bräuten nehmen.

Auch die Mutter umarmt ihre Söhne zum Abschied und gibt ihnen Ratschläge. Sie sagt ihnen, daß auf Erden der Wurm Tod wohnt und die Schlange Unheil. Und sie müßten diesen beiden göttliche Gestalt geben und müßten dem Tod ein Lächeln und die eisernen Sohlen der Notwendigkeit geben und das Unheil als einen in Ketten wandernden Schattenkönig ansehen. Sie werden auch auf der Erde die Mutter Erdlust und ihre vier Töchter finden: Erdfeuer, Fleischlust, Blutbrand und Gürtellos. Sie sollen mit den Töchtern der Erde drei Nächte im Maimond tanzen und drei Nächte im Herbstmond, und weiter ratet die Mutter den Söhnen:

„Und seid ihr auf Erden angekommen, nie backt dort Ziegel vom Staub eurer Brüder, nie näht von Maulwurffellen euch Mützen. Schneller geht nie als im Takt eurer Herzen, aber schaut tiefer als euer Auge."

Phallus führt die Söhne zur Erde. Dort gibt er ihnen drei Hengste, stählerne Hengste, die vom Urblau geworfen wurden. Sie heißen Eifer. Und Phallus füttert sie mit Blitzen. Auf diesen Hengsten sollen Phallus' Söhne die Töchter der Sonne erjagen, die auf goldenen Stuten vor ihnen fliehen. Zwölf Monde jagen die Söhne des Phallus hinter den Jungfrauen her, bis sie sie erreichen und die Frauen ihnen fürs Leben in Liebe zu Willen sein wollen.

Und dann wird später geboren: Rundherz, der erste rundherzige Mann, und Rundherz, die erste rundherzige Frau. Und Goldklang und Goldwort. Diese leben bei Bäumen und Tieren glücklich wie Mutter Herzfreude im Urblau. —

Ich gab den Inhalt dieser Dichtung deshalb hier an, um an die Gedankengänge zu erinnern, die durch

jenes Buch gehen. Man wird erkennen, wie sehr dieses Gedicht aus den Gefühlen und Gedanken jenes Lebensabschnittes hervorgegangen ist, aus dem Leben meiner jungen Ehe und aus dem Verkehr mit dem okkultistischen amerikanischen Ehepaar. Aber im tiefsten Grunde natürlich war das Epos von meiner festlichen Weltanschauung beeinflußt worden.

Dieses Epos „Phallus", ebenso wie die „schwarze Sonne", deren Entstehung ich schon früher beschrieb, das Buch „Ultraviolett", das Drama „Sun" und das Drama „Sehnsucht", waren Arbeiten, die ich vom fünfundzwanzigsten bis zu meinem dreißigsten Jahre schrieb.

Außerdem hatte ich in jenem Jahre 1896 von Gedichten einen kleinen Band liegen, den ich teils im Herbste 1894 geschrieben hatte, teils stammen die meisten dieser Gedichte aus dem Jahr vor meiner Verheiratung. Dieses Bändchen von ungefähr hundert Gedichten war mir ein kleines Heiligtum. Es waren darin meine ersten Liebeslieder, und ich hatte mir vorgenommen, sie nie zu veröffentlichen. Ich schämte mich, meine innigsten Gefühle anderen zum Lesen zu geben, und ich sagte zu meiner Frau, daß diese Liebesgedichte erst nach meinem Tod erscheinen dürften.

Ich wünschte Dichter zu sein, aber wollte nicht nach der öffentlichen Anerkennung streben, da die Anerkennung von ihr, der ich meine Gedichte schrieb, mich reichlich zufriedenstellte. Die bedichtete Liebe gehört nicht in die Öffentlichkeit, so dachte ich damals. Liebe ist jedes Menschen innerste Herzensangelegenheit, meinte ich. Und wenn ich aufgefordert wurde von Zeitschriften und Zeitungen, eines der Liebesgedichte zu senden, antwortete ich nicht.

Denn meine Liebe hatte noch die Schamhaftigkeit des jugendlichen Alters. Sie war noch nicht die Liebe des ausgereiften Mannes. Ich glaubte, daß meine Liebesinnigkeit von der Welt belächelt werden könnte. Ich hatte noch nicht die Weisheit im Fleisch, daß man die Welt in sich besitzt, und daß das Echte, das einen bewegt, alle Echten auch bewegt, und daß

alle in der großen Welt von der gleichen Innigkeit der Freuden leben und von den gleichen Qualen der inneren Leiden.

Wer seine Freuden oder Leiden in einem Kunstwerk wiedergeben kann, in einem Musikstück, in einem Bild oder in einem Gedicht, der gibt damit im letzten Grunde nicht sich, nicht seine Innigkeit, nicht seine Erschütterungen, sondern er gibt die Gefühlswelt aller. Darum ist es eine falsche Schamhaftigkeit, Gedichte oder Kunstwerke, die aus dem Liebesinhalt eines Lebens stammen, vor der Öffentlichkeit verbergen zu wollen.

Damals war meine Zurückhaltung nur insofern gerechtfertigt, als der Band Gedichte, den ich „Reliquien" nannte, zu meinen Jugendgedichten zu rechnen ist. Ich versuchte bei diesen Gedichten in den ersten Anfängen eine neue Form und Kürze, die ich erst später sicherer handhaben konnte. Und ich wollte weder die Innigkeit, noch die Neuheit belächeln lassen.

Wieviel muß ein junger Künstler mit sich selbst durchkämpfen! In der Dichtung kann nicht einmal ein Freund den Freund beraten. Keinen Freundesweg, keinen Schulweg, keinen Staatsweg, nur den eigenen Lebensweg, nur den eigenen Verantwortungsweg kann der junge Künstler beim Schaffen gehen.

Bei all dieser Verantwortung des innerlichsten Berufes wird dem jungen Dichter nicht einmal äußere Hilfe zuteil, keine Erleichterungen, die ihm der Staat auf Reisewegen verschaffen könnte, keine Erleichterungen durch Staat und Vaterstadt. Den jungen Dichtern, auf die später einmal nach Hunderten von Jahren die Nation angewiesen ist, zurückzuschauen, und die sie als die Förderer ihrer Geistesschätze und ihrer Herzensbildung den Kindern und Kindeskindern nennen, wird von ihrer Nation bei Lebzeiten keine Sorgfalt zuteil.

Keine Hand rührt sich im Staatshaushalt, die heranwachsenden Dichter zu pflegen, die innerlich ganz aufgenommen sind von ihrer geistigen Entwick-

lung und von ihrem vertiefteren Empfindungsleben, in dem sie untertauchen müssen, von der Oberfläche des Alltags fort. Niemand bedenkt, daß Dichter nicht daran denken können und auch nicht daran denken dürfen, Geld mit ihrer Kunst zu verdienen, um ihrer künstlerischen Entwicklung nicht zu schaden.

Viele jener jungen Männer müssen deshalb die verzweiflungsvollsten Stunden und Tage durchmachen. Sie werden bitter davon gepeinigt, mitten in der Welt des Verdienens verdienstlos dastehen zu müssen, trotzdem sie unausgesetzt arbeiten, trotzdem es für sie keine Ruhetage gibt. Ich möchte auch sagen, keine Ruheaugenblicke gibt es für sie, denn des Künstlers Leben ist ein stündliches unausgesetztes Ringen, der inneren Welt schöpferischen Ausdruck zu geben.

Nie sind Künstler in einem Augenblick ihres Lebens ganz frei von diesem Schöpfungsfieber. Denn das Leben des Künstlers bewegt sich im Verhältnis zum Leben der Gelehrten, Kaufleute und Handwerker in fieberhaftem gesteigerten Zustand, und dieser ist viel gesteigerter als der Fieberzustand, in dem ein Erfinder lebt.

Der Erfinder kämpft mit der Gestaltung neuer Wirklichkeit, die Künstler aber müssen neue Unwirklichkeit gestalten.

Verleger und Zeitschriften können einem jungen Dichter nicht viel nützen. Sie sind Geschäfte, die für ihren Vorteil arbeiten müssen. Gedichte werden mit Kleinigkeiten bezahlt und nicht nach ihrer Güte und nicht nach ihrem Inhalt und innerem Wert, nicht wie man Juwelen abschätzt, für die man nach Feuer, Glanz und Schliff die Preise bestimmt.

Und doch benötigt jedes Volk Gedichte und Dichter, wie es Heldentaten und Helden benötigt. Weil der Lebensgeist, die Lebensfreude und der Lebenssinn erst im Kunstwerk seine Krönung findet. Und weil der Nachwelt im Gedicht die Gefühlswelt der Vergangenheit übermittelt werden soll. Kein Volk sollte es vernachlässigen, seinen jungen Künstlern breiteste Lebenserleichterung zu bieten. Das Volk, das dieses tut, bietet sich dann selbst ein höheres Leben.

Nachdem ich einige Monate verheiratet war, kam das, was ich schon vorausgesehen hatte, daß das Geld, das mein Vater mir im Frühjahr gegeben hatte, rasch zur Neige ging. Denn ich hatte damit Hochzeitsreise und den Sommeraufenthalt in Paris bestreiten müssen. Und als ich das Gedicht „Phallus" beendet hatte, wußte ich genau, daß jetzt noch niemand dasselbe kaufen würde, und daß das, was man mir vielleicht dafür böte, so wenig sein würde, daß man sich davon nicht viel Lebenstage kaufen könnte. Erst fünf Jahre später nahm dieses Gedicht die Zeitschrift „Insel" für einige hundert Mark.

Diese Ohnmacht, nichts verdienen zu können und doch die Zeit bei unausgesetzter Arbeit zugebracht zu haben, zu wissen, daß ich mich zugleich in fortgesetzter geistiger Weiterentwicklung befand und eine neue Weltanschauung verkörpern wollte, die täglich meine Gedanken und mein Empfinden beschäftigte — alles dieses hätte mich verfinstern müssen.

Wohl wurde ich oft verdüstert. Aber die junge Liebe, die ich erlebte, war zu süß und ließ keine Verbitterung in mich dringen. Ich fühlte nur, daß die Welt nicht in Ordnung war. Und wenn ich mich auch schämte, Freunde und Verwandte um Weiterhilfe immer wieder von neuem angehen zu müssen, so sagte doch mein Inneres: es wird sich ganz von selbst eines Tages beweisen, daß die Hilfe, die man mir gab, nicht schlecht angewendet war.

Im letzten Grund gab ich die Schuld, daß ich bitten mußte, der ungenügenden Gesellschaftsordnung, in der ich heutzutage lebte, und die jeden jungen, sich entwickelnden Dichter ganz aus dem Auge ließ und ihn zum Bitten und Betteln zwang und ihn dem Mitleid und zufälliger Unterstützung aussetzte. So wie man früher nicht auf das Volk- und Arbeiterwohl bedacht gewesen war, so war man jetzt noch nicht auf das Künstlerwohl bedacht; aber diese Erkenntnis war schmerzlich, je klarer sie mir wurde.

In Petersburg lebten noch Verwandte meiner Mutter und alte Freunde meines Vaters. Und da ich meinem Vater hatte versprechen müssen, als er mir

die letzte Geldsumme gegeben, ihn nicht wieder um Unterstützung anzugehen, so dachte ich an meine Verwandten in Rußland.

Traurig war es mir, meiner Frau jetzt erzählen zu müssen, daß ich schon lange Sorgen für die Zukunft in mir trug. Sie hatte stillschweigend angenommen, daß meines Vaters Unterstützung nicht ausbleiben würde, und begriff, als das nicht der Fall war, daß ich nach Petersburg reisen müsse, um von dortigen Verwandten vielleicht eine dauernde Unterstützung zu erhalten. Ich reiste dann nach Rußland, nachdem das amerikanische Ehepaar meine junge Frau aufgefordert hatte, während meiner Reisetage in ihrem Atelier Aufenthalt zu nehmen, wo ich sie also in gutem Schutz wußte.

Diese Reise, bei der ich nur fünf Tage von Paris abwesend war, war eine der eigentümlichsten, die ich je erlebt habe. Es war mir ganz bunt und seltsam zumute, aus Frankreich zu kommen, über den Rhein, nach Deutschland, mich verheiratet zu wissen und doch meine Frau, welche Schwedin war, bei Amerikanern im Französisch sprechenden Lande zurückgelassen zu haben.

In Berlin, am Bahnhof Friedrichstraße, als ich dort kurzen Aufenthalt hatte, umarmten mich von allen Seiten aufs stürmischste deutsche Erinnerungen. Meinem Ohr, das so lange Schwedisch, Französisch und Englisch gehört hatte, war die geliebte deutsche Muttersprache wie Musik. Jedes Wort am Bahnhof der deutschen Hauptstadt schmeckte mir wie Honig und Milch, schmeckte nach Süße und Einfachheit.

Mein Gehirn war nicht bloß von Sorgen, sondern auch von der Fremde übermüdet. Das fühlte ich jetzt erst, wo die Heimatlaute ohne Gehirnanstrengung in mein heißes, von der Fremde gerädertes Herz wie Tau fielen.

Du hast ein Land, sagte mein Blut. Du hattest vergessen, daß du ein Volk besitzt, Heimatgebräuche, Heimattraulichkeit, Heimateinfachheit voll Selbstverständlichkeit, ein Volk, dem du angeboren, angewachsen bist, das du nicht abschütteln kannst, das du bis in

den Tod als deinen Besitz fühlen sollst. So wie dein Körper dir gehört, gehört nur das deutschsprechende Volk, nur das deutsche Wesen dir. Nur auf deutschem Boden gehen deine Füße sicher. Nur in deutscher Luft atmet deine Brust frei auf. Nur bei deutscher Landschaft wirst du echt dichten können.

Aber so klar, wie ich dieses heute schreibe, wurden mir damals die auf mich einstürmenden Gefühle nicht bewußt. Ich hegte noch den Wahn, soweit Eisenbahnen, europäische Sitte und europäische Gedanken reichen, müßte auch ich mich als Künstler überall zu Hause fühlen können, überall dichten können. Denn die früheren Jahre der Familienenge lagen noch in meiner Erinnerung wie ein Zellengefängnis, in das ich noch nicht wieder hätte zurückkehren können. Die weite Welt schien für mich noch das Notwendigere zu sein und das Nützlichere für meine Weiterentwicklung.

Aber ich war doch erstaunt, daß ich solche Süßigkeit in meinem Blut empfand, als ich auf dieser Reise von der französischen Sprachgrenze fort nach Deutschland gekommen war. Und es tat mir weh, daß ich allein war und meiner Frau nicht Deutschland und Berlin und deutsches Wesen zeigen konnte.

Doch der schöne Heimatrausch war kurz. Der Zug flog noch in der Nacht von Berlin nach Königsberg. Und am nächsten Mittag, als in Eydtkuhnen an der Grenze struppige russische Packträger, mit roten Hemdblusen, weiten Pluderhosen und schweren Stulpstiefeln angetan, meine Koffer durchs Zollamt trugen und ich den großen kupfernen Samowar in der Bahnhofwirtschaft dampfen sah und ich auch der mir bereits aus einer früheren Reise und aus Familienerinnerungen bekannten russischen Art wieder begegnete, konnte ich nur schwer aus der alten Heimathaut in die russische neue Haut schlüpfen und mich anderen Gebräuchen anpassen.

Doch sagte ich mir dabei, alle die wechselnden Bedrängnisse wollte ich gern ertragen, wenn ich dann danach, mit Zukunftsunterhalt versorgt, von Petersburg nach Paris beruhigt zu meiner Frau zurück-

kehren konnte. Und ich hielt mich nur an diesen Gedanken.

Mein Schrecken war aber groß, als ich in Petersburg hören mußte, daß die Schwester meiner Mutter, die ich besuchen wollte, in einem der letzten Monate gestorben war. Auf ihre Hilfe hatte ich gehofft, denn die anderen Verwandten standen mir nicht so nah und hatten für sich selbst zu sorgen.

Ich hatte die weite Reise unternommen, weil ich wußte, daß langes Briefschreiben meine Lage nicht so gut würde auseinandersetzen können. Und nun war diese Reise umsonst! Man hatte mich vom Tod meiner Tante nicht benachrichtigen können, da man meine Adresse nicht gewußt. Ich erfuhr nun den Tod der mir lieben Verwandten erst bei meiner Ankunft in Petersburg. Damit war aber auch alle Hoffnung auf Hilfe tot.

Ich blieb kaum zwei Tage in Rußland. Dann fuhr ich wieder von einem Ende Europas nach dem anderen Ende, nach Paris zurück.

Sehr niedergeschlagen reiste ich nochmals durch Deutschland, als wäre es ein fremdes Land. Eilig flog ich durch deutsche Meilen und durfte nirgends aussteigen. Und es war mir seltsam, sowohl in Königsberg, als auch in Berlin und Köln, überall auf jedem Bahnsteig, wieder denselben Gesichtern der Schaffner, der Zeitungsverkäufer, der Kellner zu begegnen. Dieselben Menschen standen da, überall, wo ich zwei Tage vorher vorübergekommen war, in ganz Europa noch wie am selben Fleck. Aber ich war nicht mehr derselbe. Ich hatte die fremde russische Welt in mir, den Schrecken der Todesnachricht, die Qualen der Enttäuschung, die Angst vor der Zukunft und fremde Petersburger Bilder. Ich war drei Tage durch drei große Völkerheimaten gereist, zuerst hoffnungsfröhlich, und kam nun verzweifelt denselben Weg zurück. Der Weg war derselbe. Auch ich als Wanderer war äußerlich derselbe. Aber mein Herz hatte auf diesem riesigen europäischen Weg noch mächtigere Wege durch viele innere Welten zurückgelegt und war nicht bei mir.

Ich hatte zuerst die Heimatsehnsucht erfahren, das Heimatentzücken. Ich hatte dann ferne Verwandte wiedergesehen, Vergangenheiten besucht, war Toten begegnet. Ich hatte in neuen Familien Neugeborene gefunden, die eben erst ihr Leben anfingen, die harmlos und hoffnungsvoll anzusehen waren, wie ich es auf der Hinreise gewesen. Ich hatte auch gealterte, enttäuschte Gesichter gesehen, sowie ich selbst jetzt gealtert und enttäuscht geworden.

Als ich in Paris wieder auf dem Bahnhof ankam, waren für die große Stadt auch nur ein paar Tage vergangen. Hier hatte sich nichts am Stadtbild geändert. Dieselben Zollbeamten, dieselben Gesichter überall, dieselben Gewohnheiten und derselbe Lärm auf den Straßen.

Doch ich kam von neuen Gesichtern umgeben in diese Stadt zurück, mit Gesichtern von ganz Europa, die aus mir heraussahen, die aus mir sprachen, und die doch niemand an mir bemerken konnte. Ich schien mir dabei, als ich ein paar Stunden später am Abend mit meiner Frau und den Amerikanern über die Straße ging, gar nicht von dieser äußeren Welt hier fortgewesen zu sein.

Ich war auch nur äußerlich in Paris angekommen. Innerlich war ich noch lange nicht da. Und ich wußte auch, daß ich innerlich nie wieder ganz ankommen würde. Erfahrungen und innere Erlebnisse verwandeln einen Menschen rasch und gründlich. Und man verwandelt sich nie wieder zurück. Bei manchen Erlebnissen kreist das Blut schneller als Sonne und Erde, und das Herz eilt beiden im Altwerden voraus.

Oftmals habe ich später dasselbe wieder erlebt, aber nie so auffallend wie bei dieser Blitzfahrt, bei der ich binnen einer knappen Woche zweimal Europa durchquerte. Trotz aller persönlichen Enttäuschung bewunderte ich aber die Kraft unserer heutigen Zeit, die es einem einfachen Menschen ermöglicht, solche Reisestrecken in Kürze zurückzulegen.

Wenn man bedenkt, welche Zeitdauer früher ein Reisewagen zu Goethes oder Luthers Zeit nahm, so war diese meine Europafahrt, äußerlich angesehen, nur

ein Reisespiel. Innerlich waren aber die Entfernungen mit solcher Schnelle fast unmöglich zu bewältigen. Ich war noch wochenlang nach dieser Blitzfahrt wie betäubt und fürchtete noch nachträglich an einem Gehirnfieber von den Folgen der äußeren und inneren Erschütterungen zu erkranken. —

Jetzt kamen bittere Tage. Ich erinnere, daß wir uns einmal nur aus etwas Stärkemehl, mit heißem Wasser aufgebrüht, und mit dem Zusatz von ein paar Krumen Kakao, die wir als Rest in einer Kakaobüchse fanden, zum Mittagessen einen braunen Brei in einem kleinen Töpfchen über einer Spiritusflamme anrührten. Wir versuchten dabei zu lachen und zu singen, trotzdem unser Blut ganz dünn vor Lebensangst war. Und als die Spiritusflamme ausging, weil der Spiritus nicht mehr gereicht hatte, konnte dieser braune Kleister, der nicht fertig gekocht war, nicht einmal unsere Nahrung werden. Es wurde uns übel, als wir davon versuchen wollten, und wir hungerten lächelnd weiter, immer hoffend, daß die Türe aufgehen müsse. Wenn wir auch nicht einen lieben Gott erhoffen konnten, der uns persönlich Hilfe brächte, und wenn auch kein Abgesandter des deutschen Volkes zu erwarten war, so glaubten wir doch, es müsse irgendein lieber Mensch hereinkommen, und hofften dieses gern.

In dieser Not kam aber auch wirklich ein unerwarteter Helfer. Wir bekamen ein Telegramm aus Havre, daß mein Freund, der junge Philosoph, der eben als Schiffsarzt aus Japan zurückkam, nachdem er vorher in Brasilien gewesen war, in einer Stunde in Paris ankommen würde.

Er kam und half dann, ohne sich zu verwundern. Und als er am nächsten Tag wieder abreiste, weil sein Schiff von Havre weiterfuhr, hatten wir wenigstens für einige Zeit wieder das Hungergespenst verschwinden machen können.

Einige Wochen später, im Herbst 1896, sagte uns eines Tages ein Telegramm, daß mein Vater gestorben sei, und nun reiste ich zum erstenmal mit meiner Frau nach Deutschland.

44*

Ich muß aber noch berichten, daß in jenen schweren Pariser Sorgentagen sich in mir immer mehr und mehr der Gedanke entwickelte, daß ich mich mit meiner jungen Frau vor der so anstrengenden und kostspieligen und, wie mir immer schien, unnützen europäischen Kultur zurückziehen wollte, um irgendwo als Landmann oder Gärtner, in der Natur, in einer Landschaft, meinen Unterhalt zu suchen. Und ich machte jetzt oft mit dem amerikanischen Ehepaar Pläne dieser Art.

Die beiden Amerikaner hatten öfters im Sommer in weltentlegenen Bretagnedörfern gewohnt, hatten dort manches Mal ein kleines leeres Fischerhäuschen gemietet und waren genügsam mit wenigem Hausrat ausgekommen. Sie fanden, daß Fischnahrung und Brot zum Leben vollkommen ausreichend wären. Man könne vielleicht nebenbei Geflügelzucht als ständige Erwerbsquelle anlegen und wäre dann nicht angewiesen auf Kunsthändler und Verleger und auf Bitten um Unterstützung bei Freunden und Verwandten.

Der Gedanke leuchtete mir ein. Es schien mir, als müßte es nicht so unmöglich sein, auf diese Weise, wenn auch bescheiden, so doch endlich sorgenfreier zu leben. Ich wollte den Aufenthalt am Meer und die Einsamkeit in großer Landschaft, auch bei anspruchsloser Nahrung, mit Freuden wählen, wenn ich dadurch sorgenfrei werden würde und künstlerisch unabhängig arbeiten könnte.

Wir sagten uns, wir könnten mit Büchern und Zeitschriften, die wir uns kommen lassen wollten, in einer Fischerhütte geistig an der Welt beteiligt bleiben und würden körperlich frisch bleiben durch einige Landarbeit, und würden dann freie stolze Künstler sein können, die nicht mehr von Gnaden leben müßten und dann auch nicht unter Demütigung der geldverdienenden Kreise zu leiden hätten.

Früher, wie ich noch nicht meine Lebensgefährtin gefunden, hatte ich nur vorübergehend die Landeinsamkeit vertragen. Herzunzufriedenheit und Blutunruhe hatten mich immer wieder zum Suchen nach Menschen

in die Städte und unter Menschen zurückgetrieben. Jetzt aber, da mein Herz und mein Blut zufrieden waren, fehlte mir nichts als Ruhe vor äußeren Sorgen, damit ich meine volle Kraft der Dichtung widmen konnte; denn die Heimatsehnsucht glaubte ich überall überwinden zu können.

Nach langen Besprechungen schlug ich den Amerikanern vor, nicht nach der rauhen Bretagne zu gehen, sondern in ein wärmeres Klima, wo die Früchte der Erde uns unter leichterer Landarbeit den Lebensunterhalt geben würden, und wo wir dann mehr Zeit für die künstlerischen Arbeiten behalten würden.

Wir dachten an den Genfer See, wo es üppige Gärten gibt und Weinland. Aber die Erdarbeit schien dort zu hart für uns Künstler zu sein und zu viel Zeit zu beanspruchen. Dann dachten wir an die Riviera, an Korsika, Spanien oder Sizilien. Und der Amerikaner schlug amerikanische Südstaaten vor, und seine Frau, Theodosia, die in der Nähe von San Franzisko geboren war, schlug Kalifornien vor als das leichteste Arbeitsland und als bestes Land für Gartenfrüchte.

Wir wollten uns nun eine kleine Reisesumme verschaffen, dann Land in Pacht nehmen und fleißig sein. Sowohl wir zwei Männer als die beiden Frauen dachten mit Garten-, Haus- und Künstlerarbeit in einer schönen Landschaft, wo Wald, Wasser und gutes Klima wären, unsere Lebenstage ruhig verbringen zu können, fern von überreizter Kultur, fern von der die Kunstarbeit so störenden Geschäftsgier unserer Zeit.

Der Amerikaner hatte in Newyork zwei kleine Häuser, von deren Rente er bisher knapp leben konnte, so daß er wenigstens nicht mit der äußersten Not zu kämpfen hatte. Er wollte nun versuchen, diese Häuser verkaufen zu lassen. Sein Großvater, mütterlicherseits, hatte die Tiffany Glasfabrik in Newyork gegründet und war ein reicher Mann, und von ihm erwartete James später ein größeres Erbe.

Ich selbst war hauptsächlich dieser Landankaufspläne wegen, um zu ihrer Ausführung eine größere

Geldsumme von meinen russischen Verwandten zu erhalten, nach Petersburg gereist. Wir hatten dann nach dem Fehlschlagen dieser Reise von neuem wochenlang darüber nachgedacht, wie wir die Anlagesumme für einen dauernden Landaufenthalt erlangen sollten, als wir plötzlich die Nachricht vom Tode meines Vaters erhielten.

So sehr mich die Todesnachricht erschütterte, so war doch ein Aufatmen in mir, das ich damals aber nicht gleich bewußt fühlen wollte. Denn ich fand es häßlich und gemein, daß der Tod meines, mir so lieben alten Vaters mich in meiner bedrängten Lage aufatmen machen sollte.

Heute nach so langer Zeit weiß ich es aber, wenn ich auch als Sohn vom Verlust tief getroffen wurde, als Künstler fühlte ich, daß das Schicksal auf irgendeine Weise mir zu meinem weiteren Weg hatte verhelfen müssen. Aber es schaudert mich doch heute noch, daß mein Schicksal mir, der ich so sehr an meinem Vater gehangen hatte, nur durch seinen Tod helfen konnte.

Ich frage das deutsche Volk, dem ich angehöre, in dessen Land ich geboren bin, und in dessen Sprache ich meine Bücher schreibe: ist es nicht erschütternd, daß ein Künstler nicht auf gütigem Wege, nicht auf staatlichem und auf dem Gemeindewege, die Erleichterung seines Lebensunterhaltes erhalten kann? In einer Nation, wo so viele tausend Beamte das Brot des Staates essen und auf Kosten der Nation leben können, weil sie ihre Arbeit im Dienste der Nation tun, sollen auch die Künstler leben können.

Die Künstler, die ihrer Nation dienen, werden nur manches Mal mit Ehren und Geschenken belohnt, wenn sie alt geworden sind. Aber wie viele junge Künstler, die in den nächsten hundert Jahren unter den Ehrennamen des deutschen Volkes genannt werden können, wie viele werden, im Augenblick während ich dieses niederschreibe, in ähnlicher Weise wie ich es vor fünfzehn Jahren erlebte, aufatmen müssen, wenn der Vater oder die Mutter stirbt. Und sie müssen es als schändlich fühlen, daß sie erst durch

den Tod der liebsten Angehörigen, erst durch eine Erbschaft, in die Lage versetzt werden, weiter leben zu können.

Im wilden Hohn, der mich damals über solche Tragik befiel, nannte ich das Erben Menschenfresserei. Denn als ich mein Erbe erhielt, war es mir grauenhaft zu denken, daß ich mich von der Kraft meines toten Vaters nähren mußte, und daß der Dichterberuf mich unter den jetzigen Gesellschaftsgesetzen nicht ernähren konnte. Der Vaterlandsgeist läßt doch seine Kriegsoffiziere nicht hungern, wie darf er die Friedensoffiziere, die Künstler, vernachlässigen und übersehen. Dienen sie ihm nicht erst recht, indem sie dem Geist und der Schönheit dienen, das heißt dem innersten Leben, dem innersten Vaterland, dem Herzen der Nation dienen?

Solange diese Einsicht einem Volk fehlt, ist eine Nation noch unentwickelt und soll sich nichts auf ihre Kulturhöhe einbilden.

In den Tagen, während ich dieses schreibe, werden die hundertjährigen Geburtsfeste zweier deutscher toter Dichter gefeiert. Der eine ist Otto Ludwig, der andere Friedrich Hebbel, und beide lebten in bitterster Not und Verzweiflung.

Wen feierten wir Deutsche, als jene Dichter hungerten? —

*

Als ich mit meiner Frau zum erstenmal nach Deutschland, nach Würzburg kam, im September 1896, fragte ich mich, ob ich nicht jetzt für immer in der Heimat bleiben sollte. Aber wenn auch mein Erbe zum Lebensunterhalt für eine Person ausgereicht hätte, für zwei reichten die Zinsen nicht.

Und außerdem, so lieb ich meine Vaterstadt auch immer gehabt hatte, konnte ich mir nicht vorstellen, jetzt schon in meinen jungen Jahren mich in der Provinz niederzulassen, in einer Stadt, wo kein neuzeitliches Kunstleben gepflegt wurde.

Mit Ausnahme von der Musik, die es in Würz-

burg gut hatte, wurden damals Malerei und Dichtung ernstester Art in den gebildeten Kreisen ziemlich nebensächlich behandelt. Vom neuzeitlichen Geist Ibsens, Gerhart Hauptmanns, Björnsons, Strindbergs war in jenen Jahren in meiner Vaterstadt so gut wie nichts zu spüren. Es gab dort keine jungen Schriftsteller, keine strebenden Literaturkreise, keine sezessionistischen Maler wie in München und Berlin.

Die deutschen Provinzstädte lebten hauptsächlich von Viktor v. Scheffels altdeutscher Romantik. Sie glaubten schon Äußerstes zu tun, wenn sie im Theater ein Sudermannsches Stück aufführten. Auch muß man bedenken, daß Zeitschriften wie die „Jugend" und der „Simplizissimus" im Jahre 1896, von dem ich hier spreche, eben erst gegründet wurden. Ihr Geist, der die breiteren Volksmassen in künstlerischer Hinsicht, später auch in der Provinz, auf neuzeitliche Literatur, Zeichner und Maler aufmerksam machte und ihnen etwas neuzeitliches Stilgefühl beibrachte, war noch nicht tätig.

Die Provinzstädte Deutschlands, auch die, welche Universitätsstädte waren, lebten damals von den Klassikern, und ihre Kenntnisnahme von moderner Literatur hörte bei Paul Heyse auf. Es herrschte noch kein geistigkünstlerischer Gegenwartspulsschlag im Leben der kleinen Universitätsstädte.

Es hatten sich auch noch keine literarischen Gesellschaften in den akademischen Kreisen gebildet. Und deshalb mußten die jungen Künstler sich in den großen Städten in Paris, München, Berlin zusammenhalten, um im neuen Geist zusammen zu stehen gegen die bürgerlichen Vorurteile, die neben dem sogenannten Klassikergeist keine neuzeitlichen Lebensschönheiten aufkommen lassen wollten.

Die jüngsten Künstler jener Zeit waren verraten von ihrer eigenen Nation. In den Schulen und in den meisten Zeitungen, in allen Bürgerkreisen, selbst beim Adel, der sonst immer zu den Künstlern gehalten hatte, war man aufgebracht gegen den Wirklichkeitssinn, der sich in der Kunst der neunziger Jahre ausdrückte, der die Stirn hatte, auch das Häßliche

lebensbedeutend zu finden, der auch den Armenstand, den Arbeiterstand künstlerisch verehrungswürdig fand und ihn mit Liebe in Bild und Wort schilderte.

Der zuerst unter den Künstlern lautgewordene, alles umarmende neue Weltgeist, der die Arbeit und den Arbeiter nicht mehr verächtlich, nicht mehr ekelerregend, nicht mehr abstoßend finden konnte, verblüffte alle sogenannten gebildeten Kreise jener Tage. Sie spotteten, lachten, schimpften auf die jungen, von neuer Weltinbrunst aufgeklärten Künstlerherzen, die stürmisch und mit Recht forderten, daß auch der verachtete Lebensstand, der der Arbeiter und der Armen, der Kunstwürdigung teilhaftig werden sollte. Die Künstler behaupteten, daß eine Schönheit in der Arbeit liege, eine ernste Schönheit in jedem Arbeiter, und daß Schönheit auch bei den Kranken, Armen und Elenden zu finden sei.

Die Jungen wollten das Volk auf diese inneren Schönheiten des Lebens aufmerksam machen. Man wollte ernstlich zeigen, daß hinter äußerer Häßlichkeit sich tiefe Ergriffenheiten verbergen, die künstlerische Erschütterungen hervorrufen können.

Die jungen Künstler wollten das Innenleben der Nation bereichern. Aber die Bürgerkreise, die im Geldverdienen und im Tagesgetriebe der Annahme dieser neuen Kunstideale noch nicht gewachsen waren, wollten sich nicht von ihren alten Schönheitsgrundsätzen, die sie für unerschütterlich hielten, trennen, wollten sich nicht innerlich vertiefen und sich nicht von schmerzlichen Schönheiten der Welt bereichern lassen.

Und doch hatten dieselben Bürgerkreise ihr Leben lang immer ein schmerzliches Ideal, Christus, den Gekreuzigten, vor Augen gehabt. Aber vielleicht gerade deswegen, weil ihnen von Kindheit an gepredigt wurde, daß das Leben ein Jammertal sei, wollten jene Kreise bei den Künstlern eine Erlösung aus dem Jammertal finden.

Und als die Künstler auf die Leiden der Armen und der Arbeiter und auf die Schönheit der Arbeitskraft selbst, wie Uhde, Meunier, Zola und Gerhart

Hauptmann es taten, aufmerksam machen wollten, da rief der ganze Bürgerstand entrüstet: „Wir haben keine Kunst und keine Künstler mehr! Die Jungen sind verrückt geworden. Sie wollen uns weismachen, daß Häßlichkeit schön sei. Wir aber wollen uns an der Schönheit erholen. Wir sehen genug Elend im Leben, wir wollen Erlösung vom Elend bei den Künstlern finden."

Und jene Entrüsteten bedachten nicht, daß die Schönheit und die Festlichkeit des Lebens überall im Weltall zu Hause ist, in den Leiden und in den Freuden, im Schönen und im Häßlichen, beim König und beim Arbeiter und beim Bettler.

Jene Leute jener Jahre lebten das Leben nicht in dem Sinne, wie es gelebt sein soll, mit großem Weltgeistumarmen. Sie hatten sich nur ein Mitleid angezüchtet, womit sie allen Elenden künstlich begegneten. Und dieses Mitleid war ihnen nur Pflicht geworden. Ihr Mitleid war ihnen nicht Natur und Natürlichkeit und nicht Weltallfestlichkeit.

Die Bürger jener Tage ließen nur das halbe Leben gelten. Nur der lichten Seite konnten sie Festlichkeit abgewinnen. Sie sehnten sich nur, vom Leben auszuruhen, wenn sie Kunst genossen. Aber der Ernstseite des Lebens, der Arbeit im Leben, der Arbeitsheiligkeit und der Arbeitsfestlichkeit konnten die Massen der Gebildeten damals keinen künstlerischen Reiz abgewinnen.

Sie haßten das Müssen und die Notwendigkeit der Arbeit. Sie sprangen nicht lebensfroh zu bei der Arbeit. Arbeit war ihnen noch erniedrigend und war ihnen nicht voll Weihe und Lust und war ihnen nicht etwas Selbstverständliches, Natürliches. Sie wußten nicht, wie es dem ganzen Weltall natürlich ist, zu arbeiten.

Die Menschen von damals hatten sich ausgedacht, daß die Arbeit eigentlich ein Fluch wäre, eine Plage, eine Qual, eine Demütigung. Und sie hatten sich furchtbar geschädigt durch diese falsche Auffassung dieses wichtigen Lebenspulses.

Arbeitet nicht die Sonne und dreht sie sich nicht

immer und kommt und geht ununterbrochen? Arbeiten nicht alle Sterne immer, die da kreisen und seit Millionen Jahren ohne auszuruhen arbeiten? Arbeiten nicht alle Pflanzen, die sich aufbauen und blühen und sich nähren müssen? Arbeiten nicht die Bäume, die da Früchte hervorbringen, vom Frühling bis zum Herbst? Arbeiten nicht alle Tiere? Arbeiten nicht die Meere, die ihre Strömungen haben, die Flüsse, die unaufhaltsam vorwärts treiben?

Arbeitet nicht der Menschenleib ständlich mit seinem Herzen, mit seinen Lungen, mit seinem Blut? Und warum wollt ihr Menschen eure Hände lahm liegen lassen und eure Füße nicht rühren, eure Gehirne nicht anstrengen, euer Herz nicht fühlen lassen, da es dem ganzen menschlichen Körper wohl tut, wenn er arbeitet?

Jeder Mensch soll natürlich nur nach seiner Veranlagung arbeiten. Nur dann, wenn er das tut, wozu er sich befähigt fühlt. Nichts soll er versuchen, was außerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten liegt.

Aber im Kreis seiner Fähigkeiten wird er die Arbeit immer festlich und glücklichmachend empfinden müssen. Das Märchen, das die Arbeit als einen Fluch ansieht, das ist ein irreführendes Märchen. Denn ein festliches Dasein ohne Arbeit gibt es nicht im Weltall.

Nur ein Mensch, der das Leben nie vollständig ergründet hat, nur die Menschheit der früheren Jahrhunderte, die nicht wie wir bis zur Erkenntnis der Festlichkeit des arbeitenden Daseins, der Festlichkeit des arbeitenden Weltallebens durchgedrungen war, konnte sich nach Himmeln ohne Arbeit sehnen. Himmel ewiger Ruhe sind Todeshimmel.

Hat es uns jemals geschmerzt, daß wir atmen dürfen? Wenn wir gesund sind, wollen dann nicht Glieder, Blut und Geist tätig sein? Daß kranken Menschen Arbeit schwer ankommen mag, ist selbstverständlich. Ihnen kommt vielleicht auch das Atmen schwer an und das Leben überhaupt. Den Gesunden aber wird immer das Leben ein Weltfest sein, ebenso wird ihnen die Arbeit ein Fest sein, die ein Teil des Lebensfestes ist.

In meiner Jugend war in den reichen Kreisen die Ansicht maßgebend, daß Nichtstun höchste Lebensweisheit und Lebensschönheit sei. Niemand hatte zwar jemals versucht, ewiges Nichtstun zu erleben, aber alle träumten von diesem unmöglichen Ideal, das ein falsches und blödes Ideal war. Denn im fortgesetzten Nichtstun, das fühlt jeder bald, siechen Körper und Geist dahin, und der Mensch verdirbt und verfault und wird Unrat.

Auch die Künstler wollte man damals zwingen, die Schönheit des Nichtstuns in den Kunstwerken zu feiern. Das heißt, man verlangte, daß sie eine ganz platte unmögliche Schönheitsharmonie in Farben und Linien ausklügeln sollten und Ideallandschaften, Idealporträts schaffen sollten, künstliche, unnatürlich ausgedachte Bilder voll verlogener Schönheiten, die ähnlich den wehleidigen Seelenschwärmereien waren, in denen sich in Versen die Dichter einer süßlich romantischen Zeit ergingen.

Bei diesen Kunstwerken künstlichster und ganz unkünstlerischer Natur wollten dann die vom Nichtstun schwärmenden Bürgerherzen vom Alltag, wie sie sagten, bei der Kunst ausruhen.

Daß es aber für den gesunden Menschen keinen Alltag gibt, daß der vernünftige Mensch von der Festlichkeit der Arbeit spricht wie von der Festlichkeit des Genießens, dieses war erst nur den Künstlern jener neunziger Jahre bewußt geworden. Die Bürger litten noch unter dem eingeredeten Fluch der Arbeit.

Es war damals nicht daran zu denken, daß Künstler und Volk, die sich in ihren Forderungen nicht verstanden, sich gegenseitig achten könnten. Der Bürger verachtete den Künstler als nicht ernst zu nehmend, weil der Künstler nicht vom Fluch der Arbeit jammerte, weil er die Arbeit verehrte und seine eigene Arbeit festlich nahm.

Der Künstler wieder verachtete den Bürger, weil dieser von den Kunstwerken nur künstliche, ausgedachte Schönheit ersehnte und nicht die tiefe aufrichtige Weltfestlichkeit nachfühlen wollte, die auch auf der Ernstseite des Lebens, auch bei den Elenden, bei

den Armen, bei den Häßlichen und bei den in Ruß und Qualm Arbeitenden, das Menschenherz bereichert und künstlerisch erschüttert.

Innere Schönheit der Lebensernstseite wiedergeben zu können, das war die Errungenschaft der Künstler der neunziger Jahre, die sich verächtlich von althergebrachter Schönheit fort der Wiedergabe neuer Schönheitsoffenbarungen zugewendet hatten.

Ich konnte also nicht daran denken, mich in meiner Vaterstadt niederzulassen, weil ich noch bei meiner Jugend des künstlerischen Verkehrs und der Anregung bedurfte und eines Gedankenaustausches, den ich dort nicht gefunden hätte. Und da sich weder die Stadt- und Gemeindeverwaltung, noch der Staat damals um junge Dichter und Künstler kümmerten, konnte ich auch nicht in Deutschland und nicht in der Heimat auf Unterstützung rechnen und mußte weiter den Plänen nachhängen, einen Landaufenthalt zu suchen in einem günstigen, möglichst warmen Klima, wo die Gartenarbeit für mich nicht zu hart sein würde, und wo ich von meinem Erbe Erde kaufen wollte.

Ich reiste deshalb vierzehn Tage nach dem Tode meines Vaters mit meiner Frau nach Sizilien. Wir wohnten einige Wochen in dem berühmten schönen Felsenstädtchen Taormina, das der ganzen Welt durch das besterhaltenste griechische Theater bekannt ist.

Dort unter freiem Himmel in der Theaterruine saß ich grübelnd und sah auf die Rauchsäulen des nahen Ätna, aber ich fühlte mich nicht zufrieden. Der alte Kulturboden Siziliens, auf welchem einem überall die Spuren griechischer und normannischer Menschengeschlechter begegneten, gab der Gegend rundum etwas Greisenhaftes, trotz aller südlicher Kraft. Alle Wege schienen dort ausgefahren zu sein. Aus den Gesichtszügen des Menschenschlages, dem ich da begegnete, sprachen einem verwischte afrikanische, europäische, arabische Rassen an.

Ich sehnte mich nach Paris zurück.

Auch manche schöne Hauskatze ägyptischer Rasse,

die auf den Türschwellen und in den Gäßchen des Felsennestes Taormina im Sonnenschein still und klug saß und mich vorübergehen ließ, ohne sich zu rühren, ohne sich zu ducken, erinnerte mich an das Pariser Leben. Diese Haustiere kauerten wie eingewachsen an den sizilianischen Türschwellen, als wollten sie sagen: hier hat kein Fremder das Recht, sich niederzulassen. Hier wirst du immer ein Fremder bleiben, und nur als Gast darfst du kommen und gehen.

Es schien mir auch ganz unmöglich, daß ich hier auf dem sizilianischen Kulturboden, der seit Jahrtausenden unter vielen Menschengeschlechtern aufgeteilt war, einen Fleck für mich finden könnte, und daß ich als Fremder die Sitte des eingeborenen Bauers nachahmen könnte. Hier war kein künstlerischer Unternehmungsgeist mehr in der Luft. Nur wenn man hätte Fabriken gründen wollen und Großindustrie, wäre es vielleicht möglich gewesen, fortzukommen in diesem Lande. Aber auch das wäre sicher sehr schwer gewesen.

Als zu Ende Oktober an jedem Morgen die Meernebel weiß vor den Gasthausfenstern standen und mich an den grauen Norden erinnerten, verstärkte sich in mir das starke Heimweh nach dem nördlicheren Europa, und ebenso geschah das durch ein lebendes Bild, das ich immer vor Augen hatte.

Wir wohnten in Taormina in einem sehr hübschen kleinen Gasthof an der Hauptstraße, der viel von Künstlern besucht wurde, und dessen Speisesaal bemalt war mit den Einfällen durchreisender junger Maler. Von diesem Saal aus, dessen zwei Fenster auf die Straße sahen, bemerkten meine Frau und ich täglich gegenüber auf dem Altan des ersten Stockwerks eines einfachen Hauses eine neunzigjährige graue Alte. Die saß dort, solange tags die Sonne schien, und hielt eine Kunkel in der Hand und drehte vom Flachs zwischen ihren gekrümmten Fingern immer fleißig den Faden.

Sie saß da schlicht und sah kaum von ihrer Arbeit auf. Um sie her auf dem Geländer der Altane trockneten Weintrauben. Täglich war die Sonne am

Himmel über den Häusern der Gasse, und täglich saß unter der Sonne am Altan uns gegenüber die arbeitende Alte, die nie von der Arbeit aufsah. Wie die Altane fest an der Hauswand klebte, so lebte die alte graue Frau in diesem Hause und an ihre Arbeit angeklebt.

Jene Arbeiterin schickte mich durch ihr ununterbrochenes, schlichtes und bescheidenes ernstes Tun schweigend aus Sizilien fort. Ich sehnte mich bei ihrem Anblick zurück nach dem stillen Atelier in Paris, dahinter der unsichtbare Garten rauschte, und wo ich im Sommer fleißig wie die Neunzigjährige gearbeitet hatte, und ich sehnte mich auch nach dem künstlerischen und fleißigen Paris, dessen große Emsigkeit mir immer eine innerliche Freude gewesen.

Mir fehlte hier in der Meer- und Felsenlandschaft das Gesumm des großen Menschenbienenstockes der Weltstadt von dem Augenblick an, da ich erkannt hatte, daß ich hier nie in dem überlieferungsreichen Land den Eingeborenen ähnlich werden könnte, und nie unter ihnen würde als Fischer oder Landmann leben können. Nach dieser Erkenntnis trieb es mich von Sizilien fort, vorläufig nach Paris zurück, wo ich vorher so gut gearbeitet hatte.

So fuhren wir bald nach Neapel und nahmen ein Schiff nach Marseille und waren zu Anfang November wieder in Paris.

Der Amerikaner und die Amerikanerin waren erstaunt, daß wir schon zurückkamen, denn sie hatten nach Sizilien nachkommen wollen. Aber ich erklärte ihnen traurig, daß wir den Plan, uns irgendwo in einem Lande mit Landarbeit beschäftigen zu wollen, aufgeben müßten. Denn ich hätte eingesehen, daß man nirgends der Bauer eines Landes werden könnte, nur vielleicht in dem Lande, in dem man geboren war.

Und ich sagte: „Wir müssen uns ins Leben finden. Wenn die europäische Kultur uns auch quält, wir müssen uns einordnen in die europäische Art und Weise."

Da sich mein Gehirn auf der Sizilienreise an vielen

neuen Landschaftsbildern gesättigt hatte, waren mir die Wünsche nach Landeinsamkeit vorläufig zurückgedrängt worden, was aber die beiden Amerikaner gar nicht begreifen wollten.

Sie hatten ihr Atelier aufgegeben, und James verhandelte bereits über seinen Häuserverkauf in Newyork. Sie ließen mich beide deutlich durch Ausdruck und Worte verstehen, daß sie glaubten, das väterliche Erbe, das ich erhalten, habe mich bequem gemacht. Und ich fühlte, daß die Freunde mich nicht mehr als Freund achten könnten, wenn ich nicht festhielte an dem in den armen Tagen gefaßten Entschluß, einer falschen Kultur den Rücken zu kehren und von der Hände Arbeit auf dem Lande zu leben und so, bei Gartenarbeit und Geflügelzucht, ein von Verlegern und Zeitschriften unabhängig arbeitender Dichter zu werden.

Sie hatten beide als Amerikaner keine Ahnung vom echten Bauernstand, der aus den Unergründlichkeiten des Heimatbodens aufgewachsen und mit den Eigenarten des Erdstrichs, den er Jahrhunderte bearbeitete, dem Schoß seiner Heimaterde angehört, und dessen Lebensart nicht von jedem beliebigen Fremden nachgeahmt werden kann.

So wie die eingestammten Pflanzenarten, Steinarten, Tierarten eines Landstriches nicht beliebig verpflanzt werden können, so stellt der Bauer auf dem angestammten Boden eine erdgeheiligte Menschenart dar. Der Fremde, der sich neben dem Bauer eines Landteiles niederlassen will und von einer anderen Bodenart geboren wurde, er wird ewig dem Bauer des Landes fremd bleiben. Und es müssen erst Jahrhunderte vergehen, bis Kinder und Kindeskinder, vielleicht durch vielfache Blutmischung mit den Eingeborenen, ihre fremde Art verloren haben und von dem betreffenden Erdstrich als Zugehörige anerkannt werden können. Da hilft kein Wille und kein Geist, die Anpassung wird nie künstlich erreicht. Aber dieses begriffen die Amerikaner nicht.

Als Künstler brauchte ich die Heimat und die Zugehörigkeit zu meinem angestammten Land. Das

hatte mir die alte Kultur in Sizilien eingegeben, sowohl die sizilianischen Katzen auf den Türschwellen, als die alte arbeitende Frau auf der Altane in Taormina.

Das sagten mir auch jetzt in Paris die uralten Kleingewerbe, die auf hundertjährige Überlieferungen zurückschauten, das sagten mir die steinernen Königinnen am Teich des Luxembourgparkes, das sagte mir das uralte Schloß, der Louvre, und die Schlösser der Pariser Umgebung, aus deren ehrwürdigen Steinen mich die Geschichte des französischen Volkes und sein Alter und seine Arbeitstätigkeit immer als den Ausländer und den Fremden ansahen, und mir begreiflich machten, daß ich als Deutscher nach Deutschland gehörte.

Auch wenn ich meine blonde Frau betrachtete, redeten ihr Haar und ihre helle Haut von germanischen Ländern und germanischer Heimat. Ihr Haar war goldgelb wie das Tannenharz und ihr Auge silbrig grün wie leichte Birkenblätter und ihre Haut weiß rosig wie Birkenrinde, beschienen vom Sonnenaufgang.

Es war nichts Romanisches in ihrem Wesen und an ihrem Aussehen, und an ihrer Seite blieb das große Paris für mich immer wie ein großes Gasthaus, in dem ich nur auf der Durchreise lebte. Denn germanische Art verbindet sich in nichts mit der romanischen Art des französischen Volkes. Auch das war gut für mich zu erfahren. So konnte ich nie ernstlich daran denken, nur zu versuchen, in Paris festen Fuß zu fassen und vom ausländischen Wesen beeinflußt zu werden.

Aber meine Jugend spielte mir doch noch manchen Streich. Wäre damals das Vaterland dem heranwachsenden Künstler ein wenig entgegenkommend gewesen, so hätte ich nicht in Jugendunerfahrenheit und Lebensangst noch große, umständliche, überseeische Umwege machen müssen, bis ich endlich in der Heimat seßhaft wurde. —

*

In jenem Winter 1896/97, als ich mit meiner Frau am Boulevard Montparnasse wohnte, hatten wir mehrere Zimmer in einem Gasthof gemietet. Dabei war ein größerer Salon mit Klavier. Meine Frau studierte bei einem der besten Pariser Musikprofessoren ein wenig Harmonielehre, da sie gern aus alten Musikwerken Melodien alter Völker, die sie sich abschrieb, sammelte und mir vorspielte, nachdem sie dieselben für Klavier umgesetzt hatte.

In unserem Salon sahen wir in jenem Winter des Abends viele Menschen bei uns, meistens ausländische Maler und Schriftsteller, Skandinavier, Polen, Russen und Russinnen, außer den beiden Amerikanern.

Wir hatten aber sonst unsere einfachen Lebensgewohnheiten nicht aufgegeben und aßen in der „Crémerie" der Madame Charlotte in der Rue de la Grande Chaumiere, die unserem Hotel gegenüberlag. Dieses war damals die echteste Künstlerwirtschaft des Stadtviertels Montparnasse.

Dort waren auch Strindberg und Munch jeden Tag. Im Strindbergschen Drama „Rausch" spielen ein paar Akte in jener urechten französischen Künstlergarküche, über deren Eingang geschrieben stand: „Rotschild ist der Eintritt verboten. Wer nicht Schulden machen kann, bleibe draußen", und ähnliches.

Die Wände des kleinen Raumes hatten keine Tapeten nötig. Sie waren dicht behangen mit Hunderten von eingerahmten Ölbildern. Da fand sich aber selten eine Anfängerskizze darunter, denn die eigenartigsten Künstler, die besten von Paris, hatten hier gegessen und Schulden gemacht und in jungen Jahren die Madame Charlotte mit einem guten Ölbild bezahlt. Da waren selbst Bilder von van Gogh und Gauguin zu sehen.

Zur Frühstücksstunde zwischen elf und zwei Uhr war dort bei Madame Charlotte kaum ein Platz zu bekommen. Auf dem steinernen roten Backsteinboden standen an zwei Wänden zwei einfache lange ungedeckte Holztische, an denen ungefähr fünfundzwanzig Menschen Platz hatten. Im Hintergrunde des Raumes war neben dem flaschenreichen Kredenztisch die dunkle

Küche. Durch die immer offene Küchentüre sah man die vom Herdfeuer beleuchtete starke Lothringerin „Madame Charlotte", die selbst kochte und die ihren Sohn, einen späteren Kunsthändler, und die Magd mit den Tellern zu den Gästen schickte.

Beim Eintritt in die „Crémerie" war jeder darüber erstaunt, welch buntgewürfelte Gesellschaft man dort antraf. Außer den Malern, die da in Joppen schlicht von der Atelierarbeit kamen und schnell ihr Essen schluckten und vorerst wenig Lust zum Sprechen hatten, waren da auch viele Malerinnen, Damen der besten Gesellschaftskreise.

Ich kannte dort zwei russische Fürstinnen aus Moskau, die ihre Freundinnen mitbrachten. Einige hatten ihre Wohnung im Champs-Elysée, und sie kamen öfters mittags aus dem vornehmsten Stadtviertel angefahren, den neuesten Pariser Frühlingshut auf dem Kopf. Manche jener vornehmen Ausländerinnen kam gegen den Willen ihrer Verwandten, wie man mir sagte. Sie aßen einen Teller der wässerigen Suppe und tranken ein Glas des sauersüßen Weines und wagten sich auch an eines der rätselhaften Fleischgerichte, die Madame Charlotte auftischte. Von denen man nie genau wußte, ob sie frisch oder alt, vom Pferdeschlächter, Hundeschlächter oder Katzenschlächter kamen.

Ein paarmal wurden wir krank nach diesem Essen. Aber wir gingen doch immer wieder zu Madame Charlotte, weil die anderen spiegelglänzenden Wirtschaften der Boulevards weder dem Geldbeutel noch dem Geist zusagten.

Der Zigarettenrauch, der gegen zwei Uhr in dem kleinen kellerartigen Raum schwebte, hing über manchem Kopf, der einige Jahre nachher aus diesem unbekannten Winkel hinter den zwei Tischen der Madame Charlotte hervor in die Öffentlichkeit trat und weltbekannt wurde.

Hier bei der kargen Mahlzeit wurden große Träume geträumt, künstlerische Pläne entworfen, und die Augen in manchem sorgengrauen Gesicht kämpften hier schweigend, in den Teller starrend und innerlich schwere Lebensfragen betrachtend.

Da war kein gitarrenklimperndes Künstlertum in diesen vier Wänden zu finden. Auch keine schwüle lüsterne Pariser Luft drang hier ein. Es kamen keine der Pariser Straßenmädchen zu Madame Charlotte herein. Auch kein Modell wagte dort zu essen, wo die jungen Meister und Meisterinnen aßen.

Nur ausländische Damen der Bürger- und Adelskreise, kluge Amerikanerinnen, lebhafte reizvolle Russinnen, Polinnen, Rumäninnen, Irländerinnen, Schweizerinnen und Österreicherinnen traf man an, von denen manche mutig die Künstlerarmut dem reichen weichen Familienleben vorgezogen hatten, und die nach Paris gekommen waren, um Welt und Kunst zu erleben. Teils malten sie in Museen, teils in eigenen Ateliers, und die jungen Maler begegneten ihnen mit Achtung und Höflichkeit.

Manche Künstlerehe wurde auch in dieser Garküche — die Rotschild nicht betreten durfte — in ihren ersten Anfängen geschlossen. Und wie der Feuerschein aus der dunklen Küche manchmal hellauf bis zur Decke schlug und uns alle wie ein Blitz beleuchtete, so schlug das Blut manchem heiß über dem Gehirn zusammen. Und es entstanden dort Tragödien, die später ihren erschütternden Abschluß an irgendeinem Weltende fanden. —

*

Als im Frühjahr 1897 meine Erbschaftsangelegenheiten so weit geordnet waren, daß ich mein Vermögen erhalten konnte, befiel mich von neuem der Schrecken vor der Zukunft. Von den Zinsen meines Erbteils konnte ich mit meiner Frau nicht leben, und wenn das Kapital aufgezehrt war, hätte ich wieder der Not entgegensehen müssen. Und dieses wollte ich doch verhindern.

Ich hörte wieder aufmerksamer dem immer noch pläneschmiedenden Amerikaner zu. Diesem hatte ich erklärt, daß ich seit jener Reise nach Petersburg und seit der Heimfahrt zur Beerdigung meines Vaters mir klar gemacht habe, daß ich niemals ohne meine

Muttersprache, ohne Deutsch sprechen zu hören, mich auf die Dauer irgendwo fest niederlassen könnte. Es sei mir bewußt geworden, daß ich nicht lange mehr im Ausland leben könne und nicht daran denken könne, Deutschland für immer zu verlassen und mich in andersprechenden Ländern anzukaufen.

Da schlug der Amerikaner mir vor, wir sollten alle nach den Südstaaten Nordamerikas ziehen, nach Neukarolina. In diesen Ländern gäbe es überall Deutsche, und es würde mir nicht schwer fallen, öfters Deutsch sprechen zu hören, wenn ich Sehnsucht danach hätte. Das Klima wäre dort äußerst günstig für leichte Gartenarbeit.

Aber mir wollte der Vorschlag immer noch nicht gefallen. James aber sagte, er würde jedenfalls nach den Südstaaten Amerikas reisen und sich dort mit seiner Frau niederlassen. Er wollte zugleich in London und Neuyork in Zeitschriften einen Aufsatz veröffentlichen, der den Vorschlag enthalten sollte, daß junge verheiratete Künstler aller Nationen sich auf einem Stück Land zusammenfinden sollten.

Sie sollten zusammen eine Arbeitsteilung vornehmen, wie es in Ordensniederlassungen früher der Brauch gewesen. Jedes Künstlerehepaar sollte ein kleines Arbeitshäuschen erhalten, und man sollte den halben Tag über mit den Händen arbeiten und die andere Hälfte des Tages künstlerisch tätig sein. Es sollten sich so Maler, Musiker und Dichter zusammenfinden. Des Abends sollten die, welche Lust nach Gesellschaft hatten, im Sommer auf einem Rasenplatz, im Winter in einer Halle zusammenkommen, Sportspiele spielen, Musik hören, Theateraufführungen und Vorträgen und Vorlesungen von Dichtungen beiwohnen.

Der Amerikaner wollte amerikanische Mäzene ausfindig machen, die Geld zum Bau von Bibliotheken und zum Bau nützlicher bescheidener Gebäulichkeiten, zum Bau von Werkstätten und so weiter, hergeben würden. Die Gedichtwerke sollten in der Vereinigung jener Künstler auf kleinen Handpressen selbst gesetzt und selbst gedruckt werden und unter den Mitgliedern zur Verteilung kommen. Bei Jagd, Fischerei

und Gartenarbeit sollte der Körper Tätigkeit finden, und damit sollte zugleich auch von allen Künstlern für den gemeinsamen Unterhalt gesorgt werden.

Es war eine selbstverständliche Gewissenhaftigkeit vorausgesetzt, eine gewisse Lebensreife und die Bedingung, daß nur verheiratete Frauen und Männer, also nur Paare mit ihren Kindern, Aufnahme finden könnten. Wie das gemeinsame Leben einer solchen Künstlervereinigung sich dann entwickeln würde, das sollte man der Zukunft überlassen. Es sollte kein Zwang im Zuziehen und Fortziehen herrschen, und man wollte mit frohen Hoffnungen das beste für Kunst- und Körperleben erwarten.

Es war aber dabei nicht geplant, daß die Künstler alle zusammen in einem Dorf wohnen sollten. Man hoffte, daß die amerikanische Regierung ein größeres Stück unbewohntes Land zur Verfügung stellen würde, und daß einige Millionäre sich finden könnten, die das amerikanische Kunstleben heben wollten, indem sie dort den Künstlern Heimstätten schaffen würden. Jeder Künstler sollte entfernt von den anderen wohnen, der eine an einem Fluß, der andere an einem Wald, der dritte auf einem Berg. Nur am gemeinsamen Versammlungsplatz sollte man sich sprechen und sich uneingeladen nie im Arbeiten stören.

Dieser Plan war von dem Amerikaner ausführlich ausgearbeitet worden. Und er veröffentlichte dann auch in Neuyork und London den Aufsatz über die amerikanische Künstlerkolonie, den ich ins Deutsche übersetzte und einer deutschen Monatsschrift schickte.

Viele Künstler suchten damals Neuland, und in jenen Jahren gründete sich die Worpsweder Vereinigung, die aber nur ein Zusammenwohnen in derselben Landschaft, aber nicht, um freie Lebensmöglichkeit zu erlangen, ein Zusammenarbeiten kennt.

Der Drang nach Vertiefung und Abwendung von der Geschäftshast und Geschäftsgier und vom geschmacklosen bürgerlichen Unverstand ging als tiefe Sehnsucht damals unter den jungen Künstlern Europas um. Und so war das eigentlich gar nicht so absonderlich, was der Amerikaner vorschlug.

Ich hatte nur den einen Einwand, der war, daß ich am liebsten die Künstlervereinigung auf deutschem Boden gesehen hätte. Aber ich verstand auch, daß übervölkerte Länder wie Deutschland für den Plan nicht geeignet waren, weil man nicht so leicht in unserem verkehrsreichen Lande eine verkehrsfreie Landschaft hätte finden können.

Ein zweiter Grund, der für Amerika sprach, war der, daß amerikanische Millionäre freigebiger sind und leichter ideale Bestrebungen unterstützen würden als deutsche reiche Leute.

Nur hatte ich von jeher einen Widerwillen gegen Nordamerika. Das große Land, in dem die Einwanderer in dem letzten Jahrhundert die eingeborenen Stämme zurückgedrängt oder ausgerottet hatten, und auf dem meine Phantasie keine anderen geschichtlichen Träume fand als die Knabenträume aus dem Buch „Lederstrumpf“, dieses Land, das nie große alte Baudenkmäler, nie große geschichtliche Ereignisse aus dem Mittelalter oder der frühesten Vergangenheit für uns aufzuweisen hatte, gab meiner Einbildungskraft, wenn ich mich dort hinversetzte, nur leere unbekannte Wälder und leere ungeschichtliche Grasflächen zu sehen, auf denen sich nichts abspielte als das Geschäftsleben der Eisenbahnzüge, die durchs Land hinliefen.

Als ich von dieser meiner Unlust gegen Nordamerika zu dem Amerikaner sprach, so hatte er einen neuen Vorschlag bereit. Er meinte, wir sollten nach Mexiko. Dort würden wir genug Stimmung finden. Dort gäbe es alte Baudenkmäler der Azteken, wunderbare Ruinen verlassener Indianerstädte in tiefen Wäldern. Auch sei das Klima, das halbtropische, der Gartenarbeit günstig. Man könnte dort leicht Gärten pachten und diese billig von Indianern bearbeiten lassen, wenn unsere Kräfte nicht ausreichen sollten.

Das alte Gold- und Abenteuerland Mexiko, mit der gewaltigen Vergangenheit des Aztekenreiches, fesselte meine Einbildungskraft und Aufmerksamkeit sofort. Und da ich mein geerbtes Geld in Paris leicht und schnell schwinden sah und in der Heimat

mir kein Vaterhaus mehr stand, so sagte ich mir, ich müsse für einige Jahre meine Heimatsehnsucht schweigen lassen. Ich hatte früher in Schweden und in London gelebt und dort gedichtet, ich würde also auch in Amerika dichten können. Es würde mir sicher gut tun, meinte ich, einige Jahre ganz zurückgezogen vom alten Europa — das ich, wie ich glaubte, auswendig kannte —, in einem schönen tropischen Lande zu wohnen, mir durch einen Garten Verdienst zu verschaffen und zugleich neue Dichtungen zu schreiben.

Dann, wenn ich mal Heimweh bekäme, könnte ich mit leicht verdientem Gelde später zurückkehren, oder auch wollte ich, wenn ich die Heimat vergessen könnte, in der Fremde bleiben.

Jedenfalls war jetzt, als der Frühling kam, meine Reiselust wieder wach, und es wurde beschlossen, daß wir nach Amerika, das heißt nach Mexiko reisen sollten.

Gedrängt von der unsicheren Zukunft, die mich in Europa erwartete, getrieben von den schlimmen Erfahrungen der Not, die ich erlebt hatte, redete ich mir trotz meiner unstillbaren Sehnsucht nach Deutschland, die mich im geheimen plagte, die Notwendigkeit ein, Europa verlassen zu müssen. Aber ich ertappte mich oft dabei, nachdem ich dem Amerikaner die Mithilfe bei der Gründung seiner Künstlervereinigung zugesagt hatte, daß ich an einer glücklichen Ausführung des Planes stark zweifelte.

Wir machten dann für diese Reise wochenlang Einkäufe in Paris, und die Hundertfrankenscheine flogen aus meinen Händen wie welke Blätter. Es war kein Leichtsinn, der mich zu diesen vielen Einkäufen hinriß. Es war die innerste Sehnsucht vom angeborenen Europa Andenken und künstlerische Werte mitzunehmen hinaus in die riesenhafte Fremde der Tropenwelt, vor der mir eigentlich im stillen bereits graute.

Mit großen Koffern und Kisten, die all mein Hab und Gut enthielten, reisten wir von Paris zu Anfang Mai 1897 ab. Wir nahmen noch einen Aufenthalt von vier Wochen in der Bretagne, wo wir auf

Nachricht von den Amerikanern warteten, welche bereits nach Neuyork vorausgeeilt waren, um ihren Hausverkauf zu ordnen, und welche uns von dort telegraphieren sollten, sobald sie nach Mexiko abreisten.

Anfangs Juni erhielten wir das Telegramm und fuhren von der Bretagne nach Southampton, wo wir am nächsten Tag einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd bestiegen, der uns nach Neuyork brachte. Dort wechselten wir das Schiff und fuhren mit einem kleineren Dampfer nach Vera-Cruz im Golf von Mexiko.

Ich habe diese Mexikoreise in ihren landschaftlichen Reiseeindrücken in meinem Roman „Raubmenschen" so eingehend geschildert, daß ich mir die nochmalige Wiedergabe hier ersparen kann, um dem Leser, der den Roman bereits kennt, nicht mit Wiederholungen lästig fallen zu müssen.

Ich will nur in kurzen Zügen meine Gefühle wiedergeben, die mich nach einigen Monaten zur Rückkehr nach Europa antrieben.

Kaum hatte ich im Golf von Mexiko in Vera-Cruz nach einer langen Seereise das tropische Festland unter den Füßen, kaum sah ich die ersten Kokospalmen in einem Baumgang der kleinen Hafenstadt, da wurde mir mit einem Schlage klar: hier werde ich nie ein deutsches Lied schreiben.

Aber du hast doch in England, Dänemark und Schweden gedichtet, meinte der törichte Verstand, der beim Menschen immer das ursprüngliche Gefühl bevormunden will, und der dem Gefühl gegenüber doch immer der beschränktere ist.

Des Verstandes Vorsicht läßt den Menschen nie so tief und innig mit dem Weltallfest verschmelzen, wie es das Gefühl will. Und nur den stärksten Menschen gelingt es, sich gegen den Verstand im Gefühl zu behaupten, und dieses sind dann auch die künstlerischsten Menschen. Das unklare Gefühl greift in seiner Unbewußtheit immer sicherer zu und handelt immer ehrlicher und glücklicher, als der sich brüstende zielbewußte und von seiner Klarheit geblendete Verstand.

Sicher ist, daß das Gefühl bei jedem Künstler die

Oberhand behalten muß, und daß der Künstler nur deshalb der schöpferischste unter den Menschen ist, weil er immer das zielbewußte dunkle Gefühl bei seinen Schöpfungen für sich handeln läßt und mit dem Verstand nicht dem Gefühl dreinredet.

Aber, dieses zu tun, kann nur ein Künstler wagen; nur er ist reiner Gefühlsheld. Nur ihm ist ein harmonisches Weltgefühl angeboren, mit dem er, ohne den Verstand zu fragen, festlichere Harmonie erzeugen kann, als sie jemals der größte ausklügelnde Verstand mit aller Berechnung zuwege bringen könnte. Nie sollte deshalb der Verstand nichtkünstlerischer Menschen an Kunstwerken des Künstlers Urteile üben dürfen. Jene Nichtkünstler können mit allem höchsten Verstand nie das harmonische Weltgefühl des Künstlers erfassen, das sein Werk geschaffen hat. Nur wenn jene vertrauend und treu glaubend ihr Gefühl einem Kunstwerk hinhalten, können sie allmählich, mit Selbstbeherrschung und Ausschaltung des unkünstlerischen Verstandes, den Hoheitsgefühlen künstlerischer Schöpfungen nahekommen.

So antwortete damals auch mein Gefühl in Mexiko meinem Verstand: er habe unrecht, zu verlangen, daß ich in Mexiko dichten sollte, weil ich in England, Dänemark und Schweden gedichtet hätte.

„Du verstehst aber auch gar nichts," so sagte das Gefühl zu ihm. „Begreifst du denn gar nicht, daß Skandinavien und England germanische Länder sind, Deutschland ähnliche Länder. Tannen, Birken und Buchen wachsen dort. Die Landschaft und die Sprache jener Länder spricht germanische Laute, hat schlichte germanische Farben. Wolken, Winde und Erde sind sich ähnlich in jenen nordischen Ländern.

Aber in Mexiko riecht es nach Kaffee, Zucker und nach allerhand Drogen, nach Zimt und Pfeffer; die ganze Landschaft riecht wie ein Kaufmannsladen. Und dann, sieh die Formen der Palmen! Sieh diese kopfgroßen Kokosnüsse! Kannst du dir diese Nüsse vergoldet am Weihnachtsbaume vorstellen?

Ach — und Weihnachten! Die schönen lautlosen Schneenächte! Die langen dunklen Wintermorgen!

Die ernste dunkelgrüne Tanne! Und die Tannenzapfen daran! Ich hasse diese schwindelnden Kokospalmen, die da gespreizt zum Himmel ragen, als wären sie Pfauenfächer, aufgespannt über dem Haupt eines Großmoguls.

Glaubst du denn, daß ich ohne Singvögel, ohne Rotkehlchen, ohne Finken und Stare, ohne Lerchen dichten kann! Du verstandloser Verstand, der mich hierher gelockt hat. Hier soll ich dichten! Hier, wo über den Dächen statt blinkender Schwalbenscharen ungeheuere Aasgeier die Gassen umjagen, Aasgeier, die ich nur aus den zoologischen Gärten kenne. Bin ich je in einen zoologischen Garten gegangen, um über Papageien, Jaguare und Alligatoren zu dichten?

Du hast mir immer von warmer Luft und schönen Blumen erzählt, die ich in den Tropen finden würde. Und ich bin dir gedankenlos gefolgt, denn du wolltest nicht darauf hören, wie ich in meinen Herzkammern schluchzend Tag und Nacht in Paris bettelte: geh nicht aus Europa fort! Es gibt ein Unglück, du verlierst nur dein Geld! Es kostet dich dein Vermögen, und du hast nichts davon.

Aber du natürlich, du warst der Verstand, der mich zurückwies, und nanntest mich gefühlsduselig und sagtest, man muß sich im Leben hart machen. Man muß nützlich sein können und muß nicht immer das Gefühl reden lassen. Nur dann kommt der ganze Mensch vorwärts, wenn der Verstand das Gefühl beaufsichtigt. So sagtest Du, Verstand, zu mir.

O, hätte ich nur den Mut gehabt und dir diese Reise verboten, wie ich immer dir gebiete, wenn du mir ins Dichten hineinreden willst. Das weißt du, beim Dichten durftest du mir noch nie hineinreden. Beim Leben ließ ich dich manches Mal mitsprechen. Eigentlich aber traute ich dir auch da niemals recht.

Du, Verstand, mußt es noch lernen, mehr schweigender Teilhaber in meinem Menschenleben zu sein. Sonst zerstörst du uns beide.“ —

Nach diesem Gespräch meines inneren Lebens öffnete ich meinen Mund und sagte zu meiner Frau:

„In diesem Lande bleibe ich nicht lange. Ich möchte

schon am Ende der Woche abreisen. Am liebsten möchte ich gleich aufs Schiff zurückkehren. Denn dieses hier ist kein Land, um deutsch zu dichten. Das sagt mir mein Gefühl."

Es war mir, als hätte ich nun schon meine Pflicht getan, indem ich mit Amerika einen Versuch gemacht und gelandet war und Europa den Rücken gekehrt hatte, wie ich es dem Amerikaner versprochen. Und es kam mir schon nach den ersten hundert Schritten am Land vor, als wäre ich nun ledig aller heiligen Verstandespflichten und dürfte nun wieder meinem Gefühl gehorchen und gleich nach Europa umkehren.

Wir fuhren aber doch noch von Vera-Cruz nach der Hauptstadt Mexiko. Ich erwartete dort auf der Post Briefe mit der mexikanischen Adresse des amerikanischen Ehepaars zu finden. Aber es war keine Nachricht da, und ich wußte nicht, was ich nun im fremden Erdteil tun sollte.

Ich wendete mich an den deutschen Konsul und erkundigte mich über die Landesverhältnisse. Er meinte, das Innere des Landes sei sehr gefährlich für Fremde. Es lebe da spanisches Gesindel in Indianerdörfern, und wenn die bei einem etwas Geld vermuten, könne man bei jedem Spaziergang leicht aus dem Hinterhalt erschossen werden. In diesem ordnungslosen Lande kräht kein Hahn nach einem Toten. Den Mörder fände man niemals. Es gäbe zu viel Morde hier. Und die Polizei hätte zu viel zu tun, wenn sie alle Morde verfolgen wollte, die sich draußen in abgelegenen Gegenden ereigneten.

Würden wir aber trotzdem im Lande Gärten bebauen und unbehelligt leben wollen, so müßten wir wenigstens zusammen zehn Männer und zehn Frauen sein, und auch dann wäre es sehr gefährlich, wenn wir die Landessprache nicht sprächen und nicht der katholischen Religion angehörten. Denn die Spanier wären in Religionsfragen sehr streng und fanatisch.

Ich mußte für mich lachen, als ich diese Aufklärung auf dem Konsulat empfing. Der Gedanke war uns vor der Reise nicht gekommen, erst schriftlich anzufragen. Die ganze Reise war nun umsonst.

Es war mir aber doch angenehm, daß der Amerikaner noch nicht angekommen war, denn nun würde ich schnell wieder abreisen können, dachte ich.

Ich hatte es auf einmal so eilig, nach Europa zurückzukehren, als erwarteten mich dort die hellsten Freuden. Meine Frau aber meinte, wir sollten doch erst ein wenig in Mexiko Ausflüge machen, das Land betrachten und die Ankunft der Amerikaner abwarten.

In den nächsten Tagen begegneten wir James und Theodosia auf der Straße. Sie waren schon lange da und hatten uns überall gesucht. James hatte sogar einen Empfehlungsbrief an den Präsidenten Porfirio Diaz mit sich. Als meine Frau ihnen sagte, wir dächten wieder an die Abreise, waren sie sehr erstaunt. Nachdem ich ihnen dann erzählt hatte, wie sehr der deutsche Konsul mir vom Bleiben abgeraten, fanden sie die Warnungen übertrieben. Ich aber blieb dabei und sagte:

„Lieber bin ich Steinklopfer, Straßenkehrer und Bettler an den Kirchentüren in Europa, als daß ich in einem Land bleibe, dessen Natur, dessen Palmen und Vulkane, dessen Agavenpflanzungen, Zuckerrohr und Kaffeebäume mir niemals ein deutsches Lied geben werden.“

Da verstanden sie, daß ich nicht bleiben würde und gingen geärgert von uns. Ich war aber erstaunt, daß sie sich ärgern konnten, wo ich doch als Künstler gefühlsehrlich zu Künstlern zu sprechen glaubte. Sie aber maßen mich mit ihrem Verstand, nannten mich launenhaft und begriffen mich nicht.

Sie hatten mir, ehe sie fortgingen, noch das Versprechen abgenommen, daß ich mich wenigstens erst einige Wochen überzeugen sollte, ob ich dem Lande keine Reize abgewinnen könne. Ich sagte, das sei ganz unnütz. Aber ich versprach ihnen, mich einige Zeit umzusehen, trotzdem ich wußte, daß es keinen Sinn hatte. Denn ich hatte beim ersten Blick, bei der Landung in Vera-Cruz, begriffen, daß ich meinem Gefühl recht geben mußte, das sich beim Anblick der ersten Kokospalme aufgelehnt hatte, und das mir ge-

sagt hatte, daß ich hier niemals ein deutsches Gedicht schreiben würde.

Ich kaufte mir dann ein Pferd und ritt jeden Tag in die Umgebung der Hauptstadt auf Meilen über die Hochebene hin, wo es nur ausgetrocknete Staubflächen, einige Maisfelder und nur vereinzelte Bäume gab.

Mexiko teilt sich klimatisch in drei Zonen: in das glühende Tropenland am Meer, wo Vera-Cruz liegt, in das Halbtropenland, das auf halber Höhe, auf dem Weg nach der Hauptstadt, sehr fruchtbar einen reichen Landstrich voll Plantagen und Haziendas bildet, und dann, als dritter Teil, in die Hochebene, auf welcher die Hauptstadt Mexiko liegt. Diese Ebene wirkt leer im Vergleich zu den beiden anderen tiefer gelegenen Zonen, sie hat zwar auch ein warmes, aber nicht so glühendes Klima und ist nicht so fruchtbar. Diese Hochebene ist staubig und trostlos öde, und ihr Landschaftsreiz besteht nur im gewaltigen Rundblick auf die Vulkanberge am Horizont.

Ich besuchte bald auch die reichen Gärten und Plantagen der Halbtropen, fand dort viele spanische Klöster umgewandelt in neuzeitliche Zuckerfabriken und durchwanderte die Pflanzungen, die üppigen Bananengärten, die Ananasgärten, die Kaffeegärten, die Zuckerrohrfelder und die Baumwollenfelder.

Aber immer begleitete mich auf allen Wegen, mitten in der Tropenüppigkeit, der Gram, daß es nirgends Wiesen mit heimatlichen Blumen gab, nirgends Wälder, die da rauschten. Denn die Urwälder rührten sich nicht. Wie aus Leder geschnitten hingen die schweren Blättermassen in der Luft, und die Bäume standen in der Treibhausschwüle aufgebläht. Da war kein liebliches Geflüster von Halmen und Gräsern. Kreischende Vögel mit grellen Lauten nannte man mexikanische Nachtigallen. Ihre Pfiffe waren wie Lokomotivenpfiffe gellend, so daß einem bei diesem Gejohl die Ohren schmerzten.

Die weißschaftigen Königspalmen standen zwar prächtig da, wie Säulen aus Marmor und Alabaster. Sie verblüfften mich erst; dann aber wußte ich nichts

mit den fremdartigen Eindrücken und mit der Verblüffung in meinem Herzen anzufangen.

Jeden Morgen, wenn ich aufgestanden ans Fenster trat — nachdem ich im Schlaf in Europa gewesen war —, schnürte sich mein Herz zusammen, sobald ich statt Europäer draußen Indianer in ihren weißen Hemden und ihren weißen Hosen lautlos durch die Straßen eilen sah. Und die Dunkelgesichter und die fremden Bäume und die spanisch-mexikanische Architektur, alles erzählte mir immer wieder: du bist viele Wochen weit durch einen ungeheuren Ozean von deinem Heimaterdteil getrennt.

Ich hatte Ländlichkeit und tropische Lebensfreude gegen das geschäftliche Europa, gegen den Warenhaussinn europäischer Weltstädte eintauschen wollen und hatte nicht dabei an Abenteuerlust, nicht an die Befriedigung wilder Instinkte, wilder roher Goldgier und nicht an Jagd nach fabelhaftem Glück gedacht.

Aber schon auf dem Schiff von Neuyork nach Vera-Cruz war mir das Gesindel, das von der ersten bis zur letzten Klasse das Schiffsdeck füllte, aufgefallen. Da waren nur Glücksjäger, Goldschmuggler, Männer, die sich der harten Arbeitsordnung in Neuyork und den nördlichen Staaten nicht unterwerfen wollten, und die sicher nicht vor falschem Spiel, betrügerischen Geschäften, ja sogar nicht vor Raub und Mord zurückscheuten. Das sah man ihren frechen herausfordernden Gesichtern an, daß sie wie überhitzte Spieler ihren letzten Lebenseinsatz auf Abenteuerreisen gewagt hatten.

Da war keine Ruhe bei ihnen und natürlich auch von künstlerischem Lebenssinn und inniger Lebensbetrachtung kein Gedanke in ihrer Nähe.

Denselben Gesichtern und Gesellen begegnete ich dann zwischen Vera-Cruz und Mexiko auf der zweitägigen Eisenbahnfahrt, auf dem Weg nach der Hochebene und in der Hauptstadt Mexiko überall. Die Gold- und Silberminen Mexikos, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Hunderttausende angezogen hatten, aber jetzt reichlich geplündert waren,

lockten immer noch die goldlüsternen ordnungslosen Geister aus dem Norden Amerikas.

Wenn auch viele von jenen Männern das Goldsuchen aufgegeben hatten und Besitzer von kleinen Haziendas geworden waren, so waren die Landesverhältnisse nicht friedlicher geworden. Das sah man der Ausrüstung aller Männer an, daß sie immer noch gegen Mord, hinterlistige Überfälle, heimtückischen Todschlag und gegen Raubgier nicht bloß in entlegenen Winkeln des Landes, sondern auf den offenen Hauptstraßen, sogar mitten in der verkehrsreichen Hauptstadt Mexiko, anzukämpfen hatten.

Ein Revolver genügte ihnen nicht in der Gürteltasche. Auf der Juwelierstraße und Hauptstraße der Stadt Mexiko standen die schwer bewaffneten Gruppen morgens, mittags und abends zusammen, als wäre die Straße ein Räubermarkt. Die Männergürtel waren bepackt mit Revolvern und Waffen aller Art. Die großen breitrandigen Filzhüte, die Sombreros, die die Gesichter halb verdeckten, gaben jedem einzelnen das Aussehen von einem Rinaldo Rinaldini.

In den Trambahnwagen und in den Eisenbahnwagen, abends auf dem Korso und beim Billardspiel in den Kaffeehäusern begegneten einem die mit Revolvern und Waffen bespickten Gestalten überall. Sie waren immer mit Waffen drohend beladen, als kämen sie eben von Raubzügen zurück oder als hätten sie sich zu einem Raubplan verabredet.

Wir, die wir von dem lebhaften, aber doch gesitteten Pariser Boulevardleben, nur mit Sonnenschirm und Spazierstock bewaffnet, friedvoll und natursehnsüchtig in jenem Lande angekommen waren, verwunderten uns nicht wenig über die abenteuerliche Haltung der Leute hier und über ihr räuberisches Aussehen.

Mit dem Totschläger in der einen Hand, den Revolver im Gürtel und eine brennende Laterne in der anderen Hand, so standen nachts in Gruppen die Polizisten an den Straßenkreuzungen. Und jeden Donnerstag war unter den Bäumen der „Avenue des Columbus" Musterung über das Heer der Polizisten.

Eine der aufregendsten Polizeigreueltaten ereignete sich während meines Aufenthaltes.

Ich erlebte es, daß neunzehn Polizisten, bestochen und überredet vom verbrecherischen Polizeioberhaupt selbst, einen Häftling, der im Nationalpalast eingesperrt war, am Nachmittag des Nationaltages in seiner Zelle mit neunzehn Messerstichen niederstießen.

Das Polizeioberhaupt war mit jenem verhafteten Mann verbrecherisch verbunden gewesen. Jener Gefangene hatte dem Polizeipräsidenten früher einmal Gift verschafft, damit dieser einen Abbé aus dem Wege schaffen konnte. Jener Abbé, der auch wirklich von ihm vergiftet wurde, war der Beichtvater einer reichen jungen Mexikanerin gewesen, die der Polizeipräsident hatte heiraten wollen. Aber der Abbé, der auch der Beichtvater des Polizeipräsidenten gewesen, hatte jene Dame vor der Heirat gewarnt. Auf diese Warnung hin hatte sie ihre Verlobung mit dem Polizeipräsidenten gelöst.

Jener Mann, der dem Polizeipräsidenten das Gift zu jenem Mord verschafft hatte, erpreßte danach von ihm unausgesetzt große Schweigesummen. Als der Polizeipräsident nicht weitere Erpressungsgelder zahlen wollte oder konnte, drohte jener, den Mord an dem Abbé dem Präsidenten der Republik mitzuteilen und den Polizeipräsidenten durch diese Enthüllungen zu vernichten.

Am Vormittag des mexikanischen Nationalfestes, im September, als der Präsident der Republik, Porfirio Diaz, an der Tribüne vorfuhr, von welcher er die Truppenschau abhalten sollte, drängte sich jener Mann, der das Polizeioberhaupt beim Präsidenten der Republik anzeigen wollte, durch die Zuschauermasse und hielt, um die Aufmerksamkeit des Präsidenten und seiner Generäle auf sich zu lenken, einen faustgroßen Stein in der gehobenen Hand, als wolle er Porfirio Diaz erschlagen.

Ein General warf sich dem Heranstürmenden entgegen, ebenso taten andere Herren der Umgebung und die Polizisten. Man fesselte den Mann, welcher laut rief, er habe große Enthüllungen über die Polizei

zu machen. Man sah den Polizeipräsidenten selbst, der den Mann fortschleppen ließ, rasch mit dem Gefangenen in einen Wagen steigen und nach dem Nationalpalast fahren. Der Polizeipräsident hatte seine Wohnung im Nationalpalast, wo der Häftling eingesperrt wurde.

Nach der Truppenschau kehrte Porfirio Diaz unter dem Jubel der Menschenmassen und von den Leuten von allen Balkonen herab begeistert begrüßt, durch die Hauptstraße, die Calle San Francisco, an der Spitze der Truppen in die Stadt zurück. Die Zeitungen brachten in Extrablättern noch mittags, während des großen Nationalfestessens, die Nachricht von dem glücklich abgewendeten anarchistischen Anschlag eines Verrückten auf den Präsidenten der Republik.

Ich selbst war bei der Truppenschau gewesen und hatte mit eigenen Augen an dem beflaggten Platz der Stadt den Überfall auf den Präsidenten mit angesehen.

Am Abend war großes Feuerwerk vor dem Nationalpalast, wo Musikbanden spielten. Hunderttausende von Indianern, die auf dem Platz vor der Kathedrale Bananen brieten und Maiskuchen buken und dort auf dem Rasen um kleine Kohlenfeuer hockten, sangen während der ganzen Nacht zu ihren Mandolinen alte wehmütige Indianerweisen, Überlieferungen aus der Aztekenzeit.

Ich ging mehrere Stunden auf dem Festplatz umher, saß unter den Bäumen und freute mich an den malerischen Gruppen, an den sanften friedlichen Liedern und an der Schlichtheit und Einfachheit des Eingeborenenvolkes. In weißen Leinwandkleidern, in weißer Hose und weißem Hemd die Männer und in blauen Leinwandröcken und in schwarze Tücher gehüllt die Frauen, so lagerten die Indianerscharen auf dem Rasen und vergnügten sich sanft und harmlos. Sie waren wie Gazellenherden, die in einer Nacht im Mondschein vergessen dürfen, daß sie von Jägern, Hunden, tödlichen Gewehren und eisernen Waffen am Tage umringt, gehetzt und mitleidlos gejagt dahinleben müssen.

Gegen Mitternacht, als ich heimging, hörte ich einige Schüsse fallen. Der Schall kam von der Richtung des Nationalpalastes, welcher ein langes einstöckiges Gebäude im spanischen Jesuitenstil ist. Ich kümmerte mich aber nicht um das Schießen und ging nach meinem spanischen Hotel. Ich sah noch, als ich den Platz verließ und in die Seitenstraße bog, daß Scharen von Polizisten aus allen Straßen nach dem Nationalpalast liefen, und daß auch die Massen der auf dem Rasengarten des Platzes friedlich gelagerten Indianer sich erhoben hatten und sich gegen den Nationalpalast hinbewegten, angezogen, wie es schien, von den Schüssen, deren Echos ich noch in den Ohren trug.

In jenem Lande aber, wo man den ganzen Tag mit Pistolen bewaffneten Männern begegnet, schien es mir nichts Absonderliches zu sein, wenn ein kleiner Streit ausgebrochen war, bei welchem geschossen wurde, oder daß ein kleiner Überfall statthatte. Und da es nicht weise ist, sich unter Streitende zu mischen, vermied ich es, neugierig zu werden, und schlenderte nach Hause.

Am nächsten Morgen hatte ich das kleine Ereignis vergessen und dachte erst daran, als alle Zeitungen berichteten, daß in der Nacht jener Anarchist, der den Präsidenten bei der Truppenschau angefallen hatte, in dem Haftzimmer im Nationalpalast von einer eindringenden Menschenmenge gelyncht worden sei. Neunzehn maskierte Männer wären in das Gebäude eingedrungen, gefolgt von tobenden Menschenmassen, und die neunzehn Maskierten hätten mit neunzehn Messern — die sie in dem Leichnam stecken ließen — den Verhafteten im Haftraum niedergestoßen. Auf einem Zettel, den sie zurückließen, stand das Wort „Lynchjustiz" geschrieben.

Die Pistolenschüsse aber, die ich gehört hatte, waren um Mitternacht vom Polizeioberhaupt selbst vom Balkon des Nationalpalastes abgegeben worden. Man sagte, als die neunzehn maskierten Mörder in den Palast drangen, hätten sie den Polizeipräsidenten, der noch allein spät in seinem Amtszimmer tätig ge-

46*

wesen, aufgefordert, ihnen den Weg zum Haftzimmer zu zeigen, da sie im Namen des Volkswillens, im Namen der Nation, den Häftling, der am Morgen bei der Truppenschau das Leben ihres geliebten Präsidenten der Republik bedroht habe, lynchen wollten.

Der Polizeipräsident habe auf dieses Ansinnen nicht eingehen wollen. Doch als sich die Mörder nicht hatten abhalten lassen und selbst den Weg zum Haftlokal gesucht und gefunden hatten, sei das Polizeioberhaupt auf den Balkon gesprungen und habe seinen Revolver in die Nachtluft abgefeuert, um die auf dem Platz das Nationalfest feiernde Volksmasse aufmerksam zu machen und sie zur Hilfe herbeizurufen.

Nach einigen Tagen aber stellte sich zum größten Erstaunen der Stadt Mexiko heraus, daß der Polizeipräsident selbst diesen Mord an dem Verhafteten beauftragt hatte. Aber man wußte noch nicht, welcher Grund den obersten Polizeiherrn zu dieser Mordtat gezwungen hatte. Der Beweggrund wurde erst später enthüllt.

Die Leute, die auf des Polizeipräsidenten Pistolenschüsse in den Hof des Nationalpalastes geeilt waren, einige hundert Menschen, hatte er durch die Schüsse herbeilocken wollen, und er hatte hinter ihnen die Palasttore schließen lassen. Das Ganze sollte den Anschein bekommen, als wäre der geheimnisvolle Mord vom Volk erzwungen worden und die Polizei selbst überrascht worden vom Volkswillen.

Aber ein Polizist jener neunzehn Polizisten, die von ihrem Oberhaupt überredet waren, erklärte an einem der nächsten Tage, von Gewissensbissen gepeinigt, den ganzen Vorgang auf dem Geschäftszimmer einer der größten Zeitungen der mexikanischen Hauptstadt.

Er berichtete: am Nachmittag des Nationalfestes habe der Präsident der Polizei neunzehn neue Messer kaufen lassen, habe neunzehn der zuverlässigsten seiner Polizisten zu sich ins Zimmer gerufen und ihnen erklärt, sie wüßten doch von jeher, daß der Präsident der Republik nur ungern ein Todesurteil unterschreibe,

und daß sie Diaz einen Gefallen täten, wenn sie ein Todesurteil an dem Attentäter vollstrecken würden. Er, der Präsident der Polizei, wolle das Ganze so anordnen, daß der Mord einem Lynchverfahren, von Volksmännern ausgeführt, ähnlich sehen sollte.

Den Bedenken der neunzehn Polizisten setzte er entgegen, daß sich der Präsident der Republik den neunzehn Beamten erkenntlich erweisen würde, wenn sie Porfirio Diaz das Unterschreiben des Todesurteils über jenen Anarchisten ersparen würden. Da jener Mann doch zum Tode verurteilt werden müsse, fiele keine Mordschuld auf die Beamten. Denn sie würden nur mit dieser Tat dem Gesetz zu seinem Recht verhelfen und zugleich dem Präsidenten der Republik eine Gefälligkeit erweisen.

Nachdem die Zeitungen diese Enthüllungen des einen mitschuldigen Polizisten gebracht hatten, war die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Mexiko von Entsetzen erfüllt. Der Polizeipräsident wurde verhaftet, ebenso die neunzehn Polizisten. Allmählich kam auch heraus, warum jener getötete Mann dem Polizeioberhaupt im Wege gewesen war, und daß außer der Vergiftung des Abbé der Polizeipräsident noch viele Schändlichkeiten begangen hatte.

Seine Freunde aber sandten ihm in einem ausgehöhlten Kuchen einen geladenen Revolver ins Gefängnis, und er erschoß sich dort, ehe man ihn richten konnte. Die neunzehn Polizisten wurden alle zum Tode verurteilt. Die Zeitungen brachten die Bilder der neunzehn Verurteilten, und Ansichtspostkarten mit den neunzehn Gesichtern der Mörder wurden während meines Dortseins noch überall auf den Straßen verkauft.

In atemlosester Spannung hatte die ganze Stadt vierzehn Tage lang die Enthüllungen über diesen außergewöhnlichsten Mord verfolgt. Auch ich las die Berichte über diese unerhörten, schauderhaften Polizeizustände, und ich verstehe recht wohl, daß manche, die meinen Roman „Raubmenschen“, darin ich diese Schreckenstat erzähle, gelesen haben, die Wirklichkeit dieses nie dagewesenen Schreckens bezweifeln mochten.

Aber diese Ungeheuerlichkeit ist tatsächlich wahr und hat sich während meines Aufenthaltes in Mexiko ereignet und sozusagen vor meinen Augen abgespielt.

Daß Mexiko das Land der mörderischsten Möglichkeiten ist, wurde mir klar. Sobald ich von Juli bis Dezember genügende Eindrücke gesammelt hatte, so daß ich für alle Zeiten wissen konnte, daß ich dort niemals ländlichen Frieden und künstlerische Ruhe finden würde, reiste ich, nachdem ich noch mit meiner Frau eine Rundreise durch den Golf von Mexiko nach New-Orleans gemacht hatte, von dort über den Ozean zurück nach Europa, wo wir wieder Anfang Februar in Havre landeten.

Die Rückreise war so stürmisch gewesen, daß unser Schiff überfällig war und in Havre als verloren galt und bereits auf der Verlustliste stand. Von vier Dampfkesseln waren zwei im Sturm unbrauchbar geworden, so daß wir nur mit halber Fahrt vorwärts kommen konnten und statt zwei Wochen sechs Wochen zwischen dem mexikanischen Golf und Frankreich in unendlichen Ozeanstürmen zubrachten.

Einige unserer Freunde in Paris, junge deutsche Maler, erwarteten uns bei unserer Rückkunft am Bahnhof Saint Lazare. Und als sie meiner Frau zum Willkommengruß Blumen reichten und wir wieder durch das vornehme bewegliche Paris fuhren, atmete ich tief auf. Hier war doch wieder Gesittung! Hier war doch nicht mehr offensichtliche Räuberwillkür! Mochten auch noch so viele Verbrecherleidenschaften im Dunkeln dieser Weltstadt hausen, das äußere Stadtgesicht war jedenfalls menschenwürdig.

In dieser Stadt herrschte vor allem das Lächeln der Frauen, das gnädig oder ungnädig die Willen der Männer lenkte, und die Frauenlust stand hier höher als die Goldlust.

Von der göttlich künstlerischen Herrschaft der Liebe in all ihren Sehnsüchten, vom wildesten und lüsternsten Sinnentrieb an bis zum zärtlichsten Sehnen nach dem Gunstblick der geliebten Frau, sprechen Straßen und Menschen in jedem Augenblick in Paris.

Paris trägt den Namen jenes Hirten, der den Apfel als Schönheitspreis der Venus reichte, und der sich dadurch einstmals Juno und Pallas Athene zu Feindinnen gemacht haben soll. Und es ist wohl kein bloßer Zufall, sondern ein dichterischer Einfall des Lebens, daß diese Stadt das schönste Venusbild der griechischen Liebesgöttin zu sich in den Louvre gerettet hat, das Bild der Venus von Milo, zu welcher jährlich Tausende von Europäern gewallfahrtet sind und noch wallfahrten.

Die Reise nach Mexiko hatte mir aber doch nicht bloß Verluste gebracht. Es war eine große innere Erkenntnis über mich gekommen, die, daß der Erdteil Europa, in dem ich geboren war, mich lebenslänglich nicht loslassen wird. Nirgends anders, in keinem anderen Weltteil, durfte ich mir als Künstler Haus und Heim schaffen. Dies war mir ganz klar geworden, und ich hegte nun keine überseeischen Niederlassungsträume mehr.

Aber Überlandträume konnte ich doch nicht aufgeben. Der unkünstlerischen Großstadtgeschäftigkeit und dem neuzeitlichen Maschinenwesen, das über Europa herrschte, glaubte ich nur entgehen zu können, wenn ich mich in einen, an edelsten Überlieferungen reichen Winkel Europas zurückzog und dort vielleicht doch ein Hirtendasein führen konnte.

Es müßte aber ein Land sein, sagte ich mir, wo ich Eichen, Buchen und heimatliche Flora finden konnte. Kein Land der Palmen. Und ich glaubte, daß Griechenland, von wo wir Europäer edelste Dichtung und herrliche Kunstwerke und unsere Menschlichkeitslehre im reinsten künstlerischen Sinn empfangen hatten, das rechte Land für mich wäre, um dort, ungestört vom Weltgetriebe, der Dichtung leben zu können.

In Athen und draußen vor Athen oder an irgendeiner griechischen Meerbucht müßte es möglich sein, einen Weinberggarten zu kaufen, dachte ich mir, und dort wollte ich in einem bescheidenen Haus, unter mildem Himmel, bei europäischen Eichen und Wiesen wohnen.

Ich hatte schon in Schweden in den letzten Jahren mit Vorliebe griechische Dramen gelesen, und ich fand sie viel festlicher und feierlicher als die Gesellschafts-spitzfindigkeiten und die Nervenlust der Ibsenschen Dramen, die damals die Begeisterung der Welt für sich hatten.

Als ich mit meiner Frau nach der Beerdigung meines Vaters im Jahr 1896 vor der Mexikoreise nach Sizilien gereist war, war ich auch durch Karlsruhe gekommen. Richard Dehmel hatte mir brieflich von einem jungen Dichter Mombert erzählt, den ich doch kennen lernen sollte, und der auch in Süddeutschland wohne. Ich sah dann A. Mombert in Karlsruhe einen Nachmittag, und als ich ihm sagte, ich wollte mir auf die Reise nach Sizilien Homers „Ilias“ und „Odyssee“ mitnehmen, da hatte er die Liebenswürdigkeit, mir diese beiden Bücher anzubieten und sie mir beim Abschied auf die Reise mitzugeben.

Auf dem Schiff zwischen Genua und Neapel las ich dann zum erstenmal in der „Ilias“, die ich noch nie gelesen hatte, und die ich nur öfters vorher in großen Prachtausgaben in der Hand gehabt und durchblättert hatte. In den früheren Jahren war mir Homers Sprache viel zu lebensfestlich gewesen, weil ich selbst noch vom Alleinsein bedrückt und ohne Liebe lebte. Jetzt aber hatte ich in mir Herzensfestlichkeit durch eine geliebte Frau gefunden, und Homers „Ilias“ und „Odyssee“ wurden mir so leicht verständlich, wie es nur sonst das deutsche Nibelungenlied uns Deutschen ist.

Die sonnige Schiffbank auf dem kleinen österreichischen Lloyddampfer, der uns damals von Genua durch das Mittelmeer nach Sizilien trug, war auch ein geeigneterer Platz, um Homer zu lesen, als die Schulbank. Das Schiff, das zwischen blauem Wasser und blauem Himmel, einer weißen Sommerwolke ähnlich, hinschwebte, ließ mir beim Lesen die unermeßlichen Rhythmen der „Ilias“ so lebendig und kräftig werden, daß es mir vorkam, als trüge mich Gesang um Gesang durch die Bläue. Das Rauschen der Meeres-

wellen vermengte sich mit dem Rauschen des Geistes und dem Rauschen der Bilder und der edlen Gefühle, die Zeile um Zeile aus der „Ilias“ dringen.

Bei der Hinreise nach Mexiko aber las ich dann auf dem großen Ozean die „Odyssee“. Und die Abenteuer des männertötenden Odysseus und die festlichen Schrecken, die der Held erlebte, hielten mich kräftig und aufrecht, als ich mich zwischen Neuyork, Havanna und Vera-Cruz auf dem Goldsucherschiff von Abenteurergesindel umgeben fand. Unter den Verbrecherblicken und Verbrechergedanken, die mich dort und nach meiner Ankunft in Mexiko stündlich auf allen Straßen umgaben, war mir das Lesen Homers Bedürfnis geworden.

Auch hatte ich für die Künstlerniederlassung nach Mexiko einige Abgüsse griechischer Reliefs, Verkleinerungen vom Parthenonfries und eine Masse guter Photographien der besten griechischen Bildhauerwerke der Louvresammlungen, in Kisten eingepackt, mit mir. Und griechische Bilder und griechische Dichtung trösteten mich oft drüben über dem Atlantischen Ozean in dem wilden Vulkanland Mexiko, wenn ich vor Heimweh nach Europa zu verzweifeln meinte.

Durch den deutschen Konsul in Mexiko war mir auch ein Lehrer der deutschen Schule bekannt geworden, der mir und meiner Frau in jenen mexikanischen Monaten einigen griechischen Unterricht gab. Denn nachdem ich Homer in deutscher Sprache gelesen hatte, wollte ich gern dieselben Verse in griechischen Lauten nochmals hören. Aber der Unterricht war nur kurz und wurde durch die Rückreise nach Europa bald abgebrochen.

Am Abend des Karnevaldienstages waren wir, von Mexiko zurückkehrend, wieder in Paris eingetroffen. Bei der Vorüberfahrt am Opernplatz bliesen vom ersten Stockwerk des Opernhauses über die Menschenmenge die Fanfaren, die die Eröffnung des Maskenballes anzeigten. Es war mir aber, als verkündeten die Trompeten zugleich das Ende des Winters, den

Beginn und den Einzug des Vorfrühlings und einen Willkomm für uns in Europa.

Ich verabredete mit meiner Frau, die von der langen ozeanischen Sturmreise sehr erschöpft war, daß sie sich in ihrem Vaterhause in Schweden ausruhen und sich dort aufhalten sollte, bis ich in Griechenland Haus und Garten gefunden hätte. Sollte ich aber dort auch keinen geeigneten Platz entdecken, so wollten wir uns dann beide in Würzburg, in meiner Heimatstadt, treffen und wollten dort einstweilen wohnen.

Wir waren dann noch einige Wochen bis Mitte April 1897 in Paris.

Am Tage, da ich meine Fahrkarte nach Griechenland bei der „Schiffsgesellschaft des Mittelmeeres" in Paris bestellt hatte und meine Frau eben nach Schweden abgereist war, begegnete mir auf dem Boulevard St. Michel der Schriftsteller Karl Vollmöller, den ich kurz vorher kennen gelernt hatte. Als er hörte, daß ich in zwei Tagen nach Griechenland reisen würde, sagte er mir, er würde gern auch nach Griechenland fahren. Er wolle nur an seinen Vater nach Hause telegraphieren, und wenn dieser zustimmende Antwort gäbe, würde er mit mir reisen. Wir fuhren dann einige Tage später von Marseille nach dem Hafen Piräus und machten die griechische Reise zusammen.

Bei der Fahrt um den Peloponnes entzückte mich besonders die rhythmische Berggestaltung dieses griechischen Landteiles. Die Berge waren dort, als ob eine Hand die Berglinien in der Luft vorgezeichnet hätte, als wären die Wellen der Erde einst bezwingenden rhythmischen Handbewegungen gefolgt und dann als zur Erde gewordener Rhythmus stehen geblieben.

In zarten Morgensonnenfarben, in einem kühlen Grün, das wie bereift aussah, und in einem fleischigen goldigen Rosa erschienen auf ätherblauem Meer diese ersten griechischen Landlinien des Peloponnes vor meinen Augen. Und ich hoffte bei ihrem Anblick bestimmt, daß hier der Boden für glücklichsten Dichter-

frieden sein konnte, denn ich war beglückt vom Anschauen der rosigen Küste.

Ich saß, vom tönenden Meer getragen, auf dem sauberen silberweißen Schiffsverdeck, halb hinhorchend auf den Arbeitstakt der Schiffsmaschine, und baute mir in Gedanken ein Haus dort hinüber an eine der stillen weltverlassenen Meeresbuchten.

Vom Schiff aus gesehen, sprach jenes griechische Land keine andere Sprache als meine Heimatlaute, die ich in der Brust trug, und kein anderes Leben lebte an der nahen Küste als das Traumleben und die Traumgeschichten, die ich vom stillen Schiffsdeck hinüberschickte unter die Ölbäume dort.

Von jenen frühesten Morgenstunden an, als wir um den Peloponnes fuhren, bis zum Abend und bis zum nächsten Morgen, solange die Reise bis Piräus währte, füllte sich mir das leere Schiffsdeck, auf welchem wir nur vier Passagiere waren, mit allen Helden der „Ilias", mit allen großen Geistern Athens.

Das Schiff war dann nicht mehr nur ein gewöhnliches Dampfschiff; es wurde hoheitsvoll ein Argonautenfahrzeug voll herrlich gerüsteter Männer, voll festlicher Götterfrauen. Sie kamen in hellen Zügen wie aufsteigender Meerschaum über das türkisenblaue Meerwasser. Sie kamen aus den fernsten Ölbaumhainen. Und als spät am Tage der Berge lange Abendschatten sich dunkelgrün in das Meer hinaus bis an unseren Schiffsbord hinlegten, da kamen immer mehr griechische Helden und Heldinnen, griechische Götter und Göttinnen, gefolgt vom frohen singenden Volk, auf den Abendschatten, wie auf Brücken, über die Meerflut heran.

— Nur wieder neun Jahre später erlebte ich ähnliches Entzücken, als ich in einem ähnlichen silberblauen Vorfrühlingslicht in der japanischen Inlandsee fuhr, zwischen japanischen Ufern, in der Heimat des naturseligsten Volkes der Erde. —

Als ich die Uferbilder und Meeresbuchtenlinien Griechenlands zum erstenmal zwischen den Wimpern meiner Augen in mein Herz einziehen fühlte, schienen sie unwirkliche Gefilde zu sein. So verklärt schimmerte

das Tageslicht von den melodisch geschweiften Bergen, als wäre die Küste von dem Licht einer geistigen, unirdischen Sonne beschienen.

Jene Erde, die so viele Schritte ernster Helden einst gehört hatte und sich von Homer besungen fühlte, lag da vor mir, als hätte sie sich unter Homers Gesang verklärt — wie eine Frau, die lautlos ein Liebeslied immer wieder singt, das ihr der gestorbene Geliebte einst gedichtet hat.

Und wie das Antlitz eines Menschen, der ein Gedicht wiederholt, das er liebt, und dessen Auge zwischen irdischem und unirdischem Ausdruck geteilt, verklärt in den Tag sieht, so sah Griechenland — das Lied Homers lautlos vor sich hinsingend — mit seinen feierlichen Höhen an jenem Tage, an dem ich vom Morgen bis zum nächsten Morgen im Meer an der Küste vorüberfuhr, in meine Augen und war eine heilige Geisterwelt, eine heilige Dichterwelt.

Es schien keine Stunde nüchterner Alltag an jenen Ufern zu sein. Eine köstliche Festlichkeit begleitete mich an dieser Küste entlang bis zur nächsten Morgenstunde, bis zum Augenblick, da das Schiff in Piräus anlegte.

In Piräus, im Hafengetriebe, zwischen Hafenhallen und Haufen von Fischerbooten, bei schmutzigen Fischerkneipen, bei den Kähnen, die, beladen mit gelben Orangen und grünen Zitronen, fremdartig leuchteten, wußte ich nicht mehr, als ich den Fuß ans Land gesetzt, daß ich in Griechenland war. Es lag vor mir ein kleinstädtischer lebendiger Mittelmeerhafen mit dem üblichen Hafenlärm, mit Zollbeamten, Fuhrleuten, Fischern. Nur die griechische Lebhaftigkeit, das fliegende Verständnis für jeden Augenblick des Lebens, eine gewandte Eile und eine bestrickende Gefälligkeit, die den Nordländer argwöhnisch macht, in ihnen war griechischer Geist zu fühlen.

Wir fuhren dann bald mit einem Wagen auf der alten Heerstraße hin, die in einer geraden Linie, wie mit einem Lineal gezogen, nach Athen führt. Ich hatte geglaubt, daß hier Ende März schon Frühlings-

grün zu finden wäre, und war nun erstaunt, daß die Weingärten an den Wegseiten nur braune Rebenstrünke und noch kein grünes Blatt zeigten.

Während der Fahrt sah ich immer geradeaus und wunderte mich, daß ich nirgends den Felsen der Akropolis entdecken konnte. In der breiten Ebene, die sich zwischen zwei Bergzügen von Athen nach Pyräus ans Meer zieht, hätte ich geglaubt, den Berg und die Akropolis am Ende des Tales, groß gegen den Himmel gezeichnet, sofort erkennen zu müssen. Aber erst nah bei der Einfahrt in Athen sah ich, umgeben von höheren Hügeln und verschwindend klein neben dem mächtigen Hymettosbergwall, die Anhöhe der Akropolis mit den Tempelresten. Aus der Ferne ließ diese Tempelruine noch nichts von ihrer Großartigkeit ahnen.

Das neue Athen, in das wir einfuhren, mit seinen bürgerlichen Häusern der Neuzeit, mit seinen Schaufenstern, Straßenbahnen, seinem Kaffeehausleben, mit dem Getriebe unseres Jahrhunderts in der langen Stadionstraße, war mir vom Anfang an im Wege. Ich wäre am liebsten draußen vor der neuen Stadt heimlich aus dem Wagen gestiegen und durch die Felder in weitem Bogen um das neuzeitliche Athen gegangen, hinauf zur Akropolis.

Am Tage vorher auf dem Meer war ich im Geist in einer stillen Ruinenwelt angekommen, die sich Athen nannte. Ich hatte in Gedanken nebenbei ein paar Gasthäuser oder ähnliche Häuser in ehrfurchtsvoller Entfernung, den Ruinen bescheiden Platz machend, gesehen und hatte geglaubt, daß die Fenster jener neuen Häuser, so wie die Augen der neuen Menschen dort, den ganzen Tag andachtsvoll träumend und vom Bewundern der großen Vergangenheit der Ruinen bewegt, keine Zeit zu eigenem Leben finden könnten.

Nun aber lärmte da eine sich selbständig dünkende junge Stadt, eine mit Trambahnen, elektrischen Maschinen, Telegraphen und Telephonen und mit Motoren arbeitende, zeitgemäße, laute, ehrgeizige Stadt.

Diesen Zeitlärm konnte ich noch nicht mit meinen,

nur feierliche Ruinen suchenden Wünschen vereinigen. Und ich war enttäuscht und wünschte mich wieder aufs griechische Meer zurück. Die Zeitungsverkäufer und die Lotterieverkäufer, die auf unserem Wagentrittbrett geschäftig schreiend emporkletterten, während wir in die lebendigen, gewerbetreibenden Morgengassen von Athen einfuhren, machten mich endlich lachen. Und Humor stellte sich ein, und ich freute mich, doch allmählich von der Meeröde wieder unter zappelnde Menschenkinder gekommen zu sein.

Das unterhaltende südliche Straßenleben, die Kupferschmiede, die Seiler, die Korbflechter, die Töpfer und das viele andere Kleingewerbe, das da zusammengepackt in den Gassen nistet, war in seiner herzlichen Irdischkeit reizvoll zu betrachten, und der Lärm, der mich zuerst abstieß, lockte bald vertraulich meine Ohren an. Eine arbeitende starke Gegenwart, meine Gegenwartswelt, erfüllte mich wieder, und ich ließ die feierlichen Träume weit zurück und fühlte mich trotzdem wohl.

Mein Reisegefährte hatte von seinem Vater einige Empfehlungen an griechische Geschäftsleute, an den deutschen Konsul und an den deutschen Archäologen Professor Dörpfeld mit sich. Von dem letzteren erhielten wir bei einem Besuch einige gute Ratschläge für unseren Ritt durch den Peloponnes, den wir von Olympia aus nach Sparta unternehmen wollten. Zuerst aber wollten wir vorher noch Delphi, Apollos heilige Stätte, am korinthischen Meerbusen sehen. Französische Gelehrte hatten dort kürzlich das große Ruinenfeld der Heiligtümer wieder aufgedeckt. —

Morgens von sechs bis neun Uhr herrschte schon das lauteste Leben zwischen den blendend weißgetünchten Häusern von Athen. Keine Stadt ist mir je wieder so hell vorgekommen wie diese lichtdurchtränkte weiße Neustadt Athen. Und trotzdem herrschte Düsterkeit in den Straßen.

Denn in keiner Stadt sah ich jemals wieder so wenig Frauen, wie am Nachmittag dort auf dem Schloßplatz, während die Musik spielte. Nirgends war eine griechische Dame, nirgends ein griechisches Mädchen zu

sehen. Nur manchmal fuhr ein weibliches Wesen in einem Wagen vorüber. Aber auf dem Schloßplatz standen wie eine einzige schwarze Masse, Schulter an Schulter, plaudernde Männer von allen Altern.

Nie wieder sah ich ein ähnlich einseitiges Dasein. Man könnte glauben, es würde hier Börse abgehalten unter freiem Himmel. Oder man konnte denken, es sei eine Verschwörung im Gang. Während im heutigen Rom zur Musikzeit in den Gartenanlagen des Monte Pincio die Römerinnen aller Gesellschaftskreise, zu Fuß und zu Wagen, plaudernd mit und zwischen den Herren erscheinen, sind in Athen zu den Musikstunden nur einige Ausländerinnen am Rand des Platzes bei den Kaffeehäusern zu sehen. Es entsteht deshalb hier kein fröhliches Gemisch, keine festliche gesellige Woge. Wie eine zusammengepferchte Stierherde stauen sich die Männer stumpf und stolz um die Musik.

Ich habe ähnliches nur im Hyde-Park in London gesehen, wenn ein politischer Redner auf einen Stuhl gestiegen war und sich Hunderte von Männern um ihn gesammelt hatten. Dort sah ich ähnlich viel schwarzbekleidete Rücken wie auf dem Schloßplatz von Athen.

Eine gähnende Langweile ging von dieser Musik aus. Denn die plaudernden und politisierenden eifrigen griechischen Männer ließen die Musik, wie es schien, nur in ihren Ohren verhallen. Die Frauen, die im Gehen und im Lächeln wandelnde Musik sein können, fehlten hier den Augen der Männer, und das machte, daß die Männerohren nur halb hinfühlten, und daß nur eine halbe Festlichkeit aufkam.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagt die Bibel. Und ich möchte hinzufügen: es ist nicht gut, daß der Mann ohne eine Frau Musik hört, daß der Mann ohne eine Frau ein Gedicht liest, daß der Mann ohne eine Frau ein Bild betrachtet, daß der Mann nur mit Männern spaziert. Ohne die Frau kommt nur die halbe Welt der Kunstwerke und die halbe Welt allen Lebens zum Mann. Ebenso können die Frauen die Welt und die Künste nicht allein ohne den Mann ganz verstehen und ganz genießen.

Als ich allein um die Erde reiste ohne meine Frau, merkte ich es zuerst gar nicht, wie wenig ich eigentlich sah. Ich merkte es aber gleich, wie viel ich sah, als ich heimkam von der Weltreise und meine Frau in meinen Erzählungen mit mir zusammenreiste.

Da erst wachten viele Blicke auf, von denen ich nicht gewußt, daß ich sie aufgenommen hatte, und Bilder und Landschaften und Begebenheiten kamen mir aus dem Unterbewußtsein ins Bewußtsein, als ich vor ihren Augen noch einmal die Weltreise zu Hause in Gedanken dichtete.

Was ich für mich allein erinnert hätte, das wäre kaum die Hälfte der Eindrücke gewesen. Für sie aber erinnerte ich noch eine Fülle, die ich im Unbewußten beim Reisen mit ihren Augen aufgenommen hatte, und die verloren gegangen wären, wenn nicht ihr Auge mir dann zu Hause das unbewußt Gesehene geweckt hätte.

Ich hatte auf der Weltreise unterwegs keine Notizen gemacht, was ich niemals auf Reisen tue, hatte mich auch durch keine Bücher auf die Reise vorbereitet, las auch nach meiner Heimkehr nicht die Briefe durch, die ich unterwegs geschrieben hatte, sondern hielt mich nur an mein und ihr Auge, an unsere inneren und äußeren Augen, mit denen ich die große Reise nochmals nachreiste, so wie ich heute nach sechzehn Jahren die griechische Reise wieder nachreise.

Von der Weltreise kam ich im Juli 1906 zurück, und erst im Juli 1907 begann ich mein Buch „Die geflügelte Erde", das jene Reise in Versen beschreibt. Nur einige Photographien und Ansichtspostkarten und nur kleine Geschenkerinnerungen, die ich von jedem Ort unterwegs für meine Frau mit nach Hause genommen hatte, nur diese winzigen Stückchen Wirklichkeit halfen mir zwei Jahre lang nochmals die sieben Meere und ihre Wunder in einer Dichtung aufleben zu lassen.

Ich fühlte mich während der Reise um den Globus auch keinen Augenblick als Schriftsteller reisen.

Wohl hatte ich jene Fahrt mit dem Gedanken angetreten, später einmal eine Dichtung über die Wunder der Erde schreiben zu wollen. Aber während der Reise enthielt ich mich jedes Gedankens an das künftige Buch. Und ich glaube, ich bewahrte mir dadurch einen möglichst unbefangenen innerlichen Blick, indem ich jedes übertriebene berufsmäßige Schauen, jedes berufsmäßige Aufnehmenwollen beim Reisen ausschaltete, wie ich das auch bei Erlebnissen immer zu tun versuche.

Nur dann lassen sich die Empfindungen und die Gefühle breit und tief in einem nieder, wenn man ihnen allmenschlich und zwecklos entgegenkommt. Jeder Zweck macht die künstlerischen Gefühle taub und öffnet nicht die Tiefen des Innenlebens im Menschen.

Aber ich habe gefunden, daß es für einen Schriftsteller einer jahrelangen Selbstzucht bedarf, einer immer wieder erneuten Zucht des Willens und einer immer wieder erneuten Zucht zur Ruhe und Geduld bedarf, um das Leben mit offenem Gefühl täglich von neuem in heiliger Zwecklosigkeit empfangen zu können. Nur jenen Zweck soll der Dichter hochhalten, den, dem Weltalleben nachzufühlen und nicht nur sein eigenes Leben, sondern alle Lebenserscheinungen in das Herz einmünden zu lassen.

Nur dann wird dem, der sich durch solches Weltallempfinden, durch das gerechte und empfindende Betrachten aller Leben bereichert hat, nicht bloß das geistige, sondern auch das leibliche Gefühl der Lebensunendlichkeit zu teil.

Die Lust an der Unvergänglichkeit der einzelnen Atome des Leibes überbietet dann das leise Weh über die Vergänglichkeit der Leibesform. Denn das Gefühl der leiblichen Unsterblichkeit ist für uns alle erreicht, sobald wir das Weltall als unseren Leib und Besitz fühlen lernten.

Als ich am Spätnachmittag des ersten Tages in Athen, am Theseustempel vorbei, dessen ehemals weiße Säulen jetzt wie gelbes Bienenwachs leuchteten, auf dem Weg bei den alten Amphitheatern zur An-

höhe der Akropolis hinaufwanderte und dann über die breiten zerbrochenen Freitreppen, auf dem mit Quadern bepflasterten Platz beim kleinen Erechtheiontempel vor den ungeheueren Säulen des Parthenontempels stand, da, schien es mir, waren das keine Ruinen, was ich vor mir sah. Es waren Bauwerke noch im Aufbau begriffen.

Die Handwerksleute und die Architekten schienen den jungen Bauplatz des herrlichen Zukunftsbaues eben zur Abendstunde verlassen zu haben und waren hinunter in die Stadt gegangen. Da lagen Säulen und Quadern, die scheinbar noch am Mittag den Hammer und den Meißel der Steinmetzen gespürt hatten. Und die steinernen Frauengestalten, die das Sims des Erechtheion auf ihren Köpfen stützen, waren von den jungen Bildhauern vorhin erst mit den lebenden Frauen verglichen worden, die dazu Modell gestanden hatten, vor dem inneren und äußeren Auge der Künstler.

Jung, lebensvoll, wunderbar zeitlos waren die Formen und die künstlerischen Linien der behauenen Steine. Die gerillten Säulen standen jung aufrecht, als wäre in ihren tiefen Rinnen nur erst einmal ein Frühlingsregen herabgerieselt.

Nichts sprach hier von jahrtausendaltem Regen, von jahrtausendalten Winden und Sonnenbränden, die diese Steine erlebt hatten. Nur neuzeitliche und zukünftigste Weltfestlichkeit tönte bei jedem Schritt auf den Fließen des Parthenons in mein innerstes Ohr. Diesem Bauplatz fehlten nur die Gerüste; man mußte annehmen, die Baugerüste seien zu früh abgenommen worden, ehe die Bauten noch ganz fertig waren. Einen andern Eindruck empfing ich nicht. Das Wort Ruine kam nicht in meinen Gedanken auf.

Welche stümperhafte Bauten waren dagegen die alten römischen Backsteinbauwerke des Forums in Rom! Welche stümperhafte, geistesbeschränkte, unharmonische Linien trugen nicht alle anderen Steinbauten Europas! Hier an der Akropolis waren nicht bloß geschickte Menschenhände und klug berechnende

Gehirne an der Arbeit gewesen. Hier hatten weltfestliche Herzen die Pläne gezeichnet, weltfreudige Hände und Augen Meißel und Hammer walten lassen. Die aus den Gehirnen eines Volkes von Dichtern geborenen menschenherrlichen Götter hatten, ähnlich wie sie beim Kampf um Ilion die Krieger aneiferten, so hier die Künstler bei ihrer Arbeit beseelt. Diese Tempel waren gedichtet, waren jahrtausendalte Steingedichte. Und so wie jedes echte Gedicht kein Alter, keine Zeit, keine Vergänglichkeit kennt, so standen auch diese Bauten alterlos jugendlich in ihrer unvergänglichen Selbstverständlichkeit da.

Auch die Säulen, die gestürzt waren, sie wurden nicht zu Ruinenstücken. Sie blieben Vollkommenheiten. Sie schienen in jedem Augenblick neu aufwachsen zu wollen, da jeder einzelne Stein, jede Meißellinie Unsterblichkeit ausstrahlte und überzeugendste Weltallfestlichkeit.

Wenn ich mir heute vorstelle, daß dort auf der Anhöhe der Akropolis, um den freien Platz bei dem Parthenontempel, Flieger mit ihren Flugmaschinen landen und wieder aufsteigen sollten und um jene sogenannten Ruinen kreisen würden, und wenn ich mir dieselben Luftfahrzeuge aufsteigend und kreisend um alte deutsche Burgen denke oder um das Schloß von Versailles, um den Londoner Tower, um das Potsdamer Lustschloß Sanssouci — nirgends in Europa würden die Flugmaschine und der Motor in ihrer edlen stählernen Gelenkigkeit und gestaltet von neuzeitlichem Erfindungsgeist sich so klar und gleichberechtigt dem Geist der Baumeister anpassen als bei der Akropolis. Hier könnte man glauben, die Ururenkel jener Bauleute haben von ihren Vätern mit den Plänen der Tempel auch die Pläne zu den neuzeitlichen Flugmaschinen, die Pläne zu den stählernen Motoren, ebenso wie die Pläne der drahtlosen Telegraphie, die Pläne zu den Markoniapparaten und die Pläne zu allen heutigen technischen und elektrischen Erfindungen erhalten.

Wenn ich an Gotik-, Renaissance- oder Rokokobauten denke, selbst wenn ich an den arabisch-mau-

rischen Stil mit seiner weiblichen Märchenhaftigkeit denke, — bei keiner dieser an sich harmonischen Stilarten tritt das Geistige und das Körperliche in so klarer, edler und einfacher Einheit auf. Dieser Baustil ist der Brudergeist unserer sich in Arbeit und Festlichkeit und Selbstzucht übenden Zeit. Jung tritt einem dieser Neuzeitgeist entgegen aus allen alten Bauten Griechenlands und besonders aus den alterlosen athenischen Bauten der Akropolis und des Theseustempels.

Es scheint mir oft, als hätten unsere Architekten in ihren neuesten Bauten noch nicht dem aufgeklärten festlichen Zeitgeist voll Rechnung getragen. Wohl wirkt die große Vereinfachung in der heutigen Architektur befreiend. Aber es fehlt noch die Selbstverständlichkeit der Formen.

Zu viel geschultes Wissen, zu wenig innerliche Freiheit gestalten den heutigen Baustil. Es sind noch nicht alle Dumpfheiten alter Weltanschauungen vollkommen überstanden. Es herrscht noch nicht in der Architektur die selbstverständliche einfache Weltallfestlichkeit, die angeboren in uns lebt.

Den meisten unserer Bauwerke fehlt in der Linie noch die natürliche Beherrschung, mit welcher zum Beispiel ein Vogel von Baum zu Baum fliegt, mit der ein Reh aus dem Waldsaum tritt, mit der die Biene arbeitet und die Forelle gegen den Bachstrudel schwimmt, mit der das Buchenblatt sich aus seiner braunen Schutzkapsel entfaltet, mit der jede Baumart ihre verschiedenen zackigen Blätter naturgefällig hervorbringt.

Bauformen müssen so körperlich klug wie geistig klug sein und Nutzen und Schönheit in unzertrennlicher klarer Einheit vereinigen.

Aber ich will nicht damit sagen, wenn ich die alten griechischen Baudenkmale lobe, daß man, wie man es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts getan, zu Napoleon des Ersten Zeit und später, die griechische Säulenwelt nachgeahmt bei uns aufstellen soll.

Ich möchte nur darauf hinweisen, daß, wenn wir

eine befreite festliche Innerlichkeit, mit der der Grieche das Alltagsleben in jedem Augenblick auffaßte, auch bei uns wirken lassen wollen, so werden wir dann auch zu geistig freieren Bauwerken, unserem Klima angepaßt, zu einem edlen, unveränderbaren feststehenden Stil kommen.

Eine festliche Weltanschauung wird alle Künstler verinnerlichter und vereinfachter arbeiten machen. Sobald das Leben von den europäischen Völkermassen nicht bloß als eine Pflicht oder gar als sündiges Jammertal oder als ein Durchgangsaufenthalt zu einem besseren Leben aufgefaßt wird, wird sich alles Menschenleben natürlicher und künstlerischer gestalten als jemals.

Wenn die Völker von der zweckmäßigen, daseinsklugen Weltfestlichkeit aller Leben, also auch von der Festlichkeit der Menschenleben, durchdrungen und überzeugt worden sind, wird der Kunstsinn festlich befreit sein.

Ebenso wie die Griechen, so hat man auch lange Zeit die Japaner nur vom Standpunkt einer schmachtenden Schönheitsschwärmerei aus bewundert. Man verstand nicht, wie herrlich nützlich in erster Linie alle Gebilde sind, die diese beiden Völker hervorbrachten, und die zuerst den Zweck erfüllen und bei wunderbarer Zweckdienlichkeit eine selbstverständliche Schönheit bieten.

Eine Bauernfrau im schlichten Arbeitskleid und jeder Arbeiter in seiner Arbeitstracht, die zweckdienlich erfunden wurde, wirken künstlerisch und zeitgemäß und sind nicht stimmungsstörend für den Künstler.

Zweck und Geist verhöhnend aber sind die heutigen, zerstückelten und zusammengenähten, sinnlosen Modekleider der europäischen Frauen. Grauenhaft verirrt ist das europäische Frauenkleid von heute und ist nicht mehr die kluge nützliche, schöne irdische Hülle für den schönen irdischen Frauenleib.

Die Japanerin, die Chinesin, die Araberin sehen ihr Kleid noch mit gesundem und klugem Natursinn als eine feierliche, zweckmäßige Umhüllung an.

Das europäische, zweckwidrige, schönheitswidrige un-

edle, unsinnig zusammengestellte Modenungeheuer, das man nicht mit dem edlen Namen Frauengewandung benennen darf, ist ein Ergebnis dumpfer, verjährter und überwundener Weltanschauung.

Und auch die europäische Männerkleidung beengt den Körper, wirkt zerstückelt und ist zeitraubend beim Anlegen. Sie besteht aus viel zu viel einzelnen Teilen und Teilchen.

Der Menschenkörper aber soll eingehüllt und nicht eingezwängt werden.

Wie man ein einziges Einpackpapier um einen Gegenstand wickelt, den man einhüllen und so geschützt heimbringen will, so wird von Chinesen und Japanern der Körper des Menschen bei der Kleiderfrage behandelt.

Man preßt den Leib nicht ein und behängt ihn nicht mit zehnerlei Lappen und Läppchen, nicht mit drückenden Knöpfen und mit überflüssigen Litzen, Kragen, Krawatten. Der Asiate hüllt den Leib wie einen kostbaren Gegenstand weit und reichlich und doch sorgfältig ein, ohne die Glieder herauszuschrauben oder sie zu beengen. Der Asiate läßt seinem Leib in der Hülle Bewegungsfreiheit, er behandelt seine Glieder gütig und selbstverständlich verständig und liebevoll.

Man betrachte nur die Bilder der Japaner und Chinesen, die seit Jahrhunderten die Frauen immer im gleichen Kleide zeigen. Jene Völker sind nicht müde geworden, dieses selbe Kleid immer wieder zu sehen.

Man nahm an dieser Kleidung nur kleine Abwechslungen in den Stoffmustern vor, von Jahrhundert zu Jahrhundert kaum merkbar. Unsere Frauenwelt aber ist von einer Kleiderkrankheit, von einer Kleiderverwandlungssucht besessen. Teils bewirkt dieses die kaufmännische Gewinnsucht der Männer, teils hysterische Eigenliebe der Frauen, die sich gegenseitig zu unsinnigsten gehetzten Formen anspornen.

Wenn aber einmal Frau und Mann sich nicht mehr belügen und sich nicht mehr als den Gipfel der Schöpfung betrachten, sondern sich als Weltall-

mitglieder sehen, dann wird die Eitelkeit edlere Wege gehen. Diese aufgeklärten Menschen werden den Modeirrsinn verschmähen und die Körper mit natürlichen Gewändern zweckdienlich, vornehm und freudig verhüllen, statt den Leib mit Stückwerk überreizt, unbequem, unschön einzupressen oder zu behängen.

Das chinesische Kleid, das weite Beinkleid, der ärmelweite, hemdartige chinesische Rock, könnte auch für uns Europäer eine Zukunftskleidung werden. — Die künftige Frau wird zugleich wie der künftige Mann die Schöpferkraft des ganzen Weltalls in ihrem Herzen als ewigen verantwortlichen Besitz und als unendlichen festlichen Widerhall fühlen. Diese dann nicht nur persönliche, sondern weltallfestlich gestimmte Zukunftsfrau, die im Garten und in der Natur, in der Gesellschaft, im Haus und bei der Arbeit, bei den Künsten und bei den Weisheiten ihres Volkes freudig und befreit aufgewachsen ist, diese wird sich ganz von selbst scheuen, sich unedler zu kleiden, als die Griechinnen es taten, unedler, als die Frauen der sinnenweisen Völker Asiens es tun.

Ich erlaubte mir die griechische Reise mit dieser Betrachtung zu unterbrechen, da ich, wie ich nochmals wiederholen möchte, in diesem Buch Gedankengut aus meinen Wanderjahren geben will und nicht nur Ereignisse. Ich möchte im Anschluß an die europäische Kleidungsfrage daran erinnern, welches Aufsehen in den neunziger Jahren Tolstois „Kreuzersonate" machte. Der Dichter eiferte in diesem Werk gegen die Schamlosigkeit unserer Frauenkleidung, gegen die das Fleisch ausstellenden Ballkleider und gegen das Stahlgerüst, das damals den Frauen die Rippen einpreßte und die Brüste und Hüften herausdrückte.

Wie recht hatte der große Mann! Wie werden die europäischen Frauen von allen asiatischen Völkern verachtet, weil sie der Öffentlichkeit Reize enthüllen, die nur der Liebesstunde und dem Geliebten gehören sollen.

Das ist nicht Festlichkeit des Lebens, eine schamlose Ausstellung der Reize. Das ist hurenhafte Fest-

lichkeit. Und sie mag gut sein auf dem Sinnenmarkt, dort wo die Frau ihren Körper verkaufen will, in den Häusern und Stadtvierteln der Freudenmädchen. Aber nicht einmal auf den japanischen Mädchenmärkten wagt die Dirne Japans mehr als ihr Gesicht und ihre Hände öffentlich zur Schau zu stellen.

Würden wir alle nackt gehen und würden alle Sinnenverrichtungen wie die Tiere unter freiem Himmel und vor allen Menschen ausüben, das wäre unschuldiger und schamvoller als es diese berechnende, halbe Enthüllung auf den heutigen Bällen der Europäer ist. Gebietet es die Sonnenhitze, das Baden im Meer, die Hitze im heißen Süden, daß die Frauen ähnlich den Indierinnen nur halb verhüllt gehen, so ist dann dieses Sichenthüllen natürlich und dort durch Zweckmäßigkeit geheiligt und unschuldig zu nennen.

Aber in unserem kalten, kühlen Klima, in unserer nüchternen Winterwelt, ist es Wahnsinn und Schamlosigkeit, wenn die Männer sich gegenseitig ihre Frauen in den Gesellschaften mit entblößten Brüsten und nackten Armen zuführen.

Ich meine nicht, daß die Frau ihr Gesicht verhüllen soll wie die Mohammedanerin. Das Gesicht soll niemand verstecken, aus dem Geist sprechen soll und das Herz.

Die Chinesinnen und Japanerinnen gehen seit Jahrhunderten schlicht und vornehm mit offenem Gesicht und schön friesiertem Kopf, ohne Hutaufputz, auf ihren Straßen umher und in ihrem Hause. Nur die Tänzerinnen und die öffentlichen Mädchen kleiden sich in schreiende Farben.

Da dieses Volk in seinen nördlichen Provinzen in ähnlichem Klima lebt wie wir, und wie wir bei Regen, Sonne und Schnee aufgewachsen ist, soll man nicht glauben, daß wir uns nicht auch an jenen Kleidertrachten ein Beispiel nehmen dürften. Denn jene Tracht der Chinesen und Japaner eignet sich auch für unsere europäischen Witterungsverhältnisse und ist für unsere Männer und Frauen nützlicher und zweckdienlicher, als die heutige europäische Tracht es ist.

Wer es nur einmal in seinem Leben versucht hat, ein japanisches oder chinesisches Kleid anzulegen, der wird den wunderbaren Genuß nicht vergessen können, den ihm diese schöne, vornehme, kleidsame, gesunde und behagliche Umhüllung bereitet hat.

Sowohl die Anzüge für die Männer als die Trachten für die Frauen sind in jenen Ländern für beide Geschlechter aufs sinnvollste ausgedacht. Kein Druck eines Hakens oder Druckknopfes, keine Beengung und Ermüdung fühlt der Körper in dieser einfachen harmonischen und lebensfestlichen Gewandung. In diesen Hüllen bleibt der Mensch ein unbeengter Mensch.

Diese Kleider treiben den, der sie trägt, nicht an, mit sich selbst in eitlem Unfrieden, in eitler Wechselsucht und unnützer Unbequemlichkeit zu leben. Diese weiten Kleider in ihrer einfachen Schönheitslinie bedeuten, weil sie zweckmäßig sind, beim Tragen und Anlegen eine Kraftersparnis für den Körper und für das Leben eine Zeitersparnis.

Ich bin mir in Japan und China in meiner europäischen Kleidung, die beengend, ermüdend und von den Schneidern unfrei ausgetüftelt ist, mit ihren vielen Knöpfen und Knopflöchern, mit der unmännlichen Krawatte und den vielen anderen Unbequemlichkeiten, belastet und ungeheuerlich vorgekommen unter den schlicht und zweckmäßig, bequem und vornehm umhüllten Chinesen und Japanern. Ich erschien mir unfreudig und unsinnig gekleidet.

Wir belächelten bisher nur das Fremde an der aus der Fremde kommenden Tracht der Chinesen und Japaner. Aber wir versuchten niemals diese Trachten auf ihren Lebenssinn, auf ihre Bequemlichkeit, Sparsamkeit, Einfachheit und Zeitersparnis hin genau zu prüfen. Man könnte sehr wohl bei uns zur allgemeinen Erleichterung und zum allgemeinen Wohlbefinden sowohl jene Trachten der asiatischen Männer als die der asiatischen Frauen zur Grundlage für eine neue europäische Tracht annehmen und einführen.

Schnelle Zeitungsschreiber verbreiten bei uns fortgesetzt die Nachrichten, in Japan und China kleide sich jetzt die Bevölkerung europaähnlich. Dieses ist

nur insoweit wahr, als es sich auf das Militär, auf die Beamtenwelt und die mit Europa verkehrenden Diplomaten bezieht. Das chinesische und japanische Volk aber, der chinesische Handwerkerstand und der Bauernstand, von denen Millionen in Japan und China leben, diese denken nie daran, ihre Kleidung, die ihre Urväter ihnen so bequem, gefällig, sparsam und zweckdienlich erdacht haben, aufzugeben.

Mein japanischer Reiseführer, ein gebildeter Japaner, trug europäische Kleidung. Aber wenn er abends das Hotel betrat, so vertauschte er gleich die ihn belästigende europäische Tracht mit seiner schönen unauffälligen, schlafrockartigen Gewandung.

Als ich ihn einmal fragte, warum er das tue, sagte er höflich: zum Billardspielen würde er auch zu Hause im Hotel die europäische Tracht anbehalten. Dazu sei sie sehr bequem, da der weite japanische Ärmel das Billardspielen erschweren würde. Aber sonst sei ihm die japanische Tracht bequemer.

Ich mußte lachen und ihm recht geben, wie ich in so vielem den Asiaten recht geben mußte, ihnen, die wir Europäer in unserem grünen Schuldünkel so oft mißverstehen und ungefühlt und ungerecht und unverständig beurteilen. —

Eines Abends bestiegen wir in Piräus ein Schiff, das uns in der Nacht durch die Schleusen des Isthmus von Korinth und durch die korinthische Meerenge am nächsten Morgen nach Itea bringen sollte. Itea ist eine Landungsstelle am Fuße der Bergmasse, auf welcher die Ruinenfelder des heiligen Delphi ausgebreitet liegen.

In dieser Nacht schlief ich nur wenige Stunden und träumte wachend, am Schiffsgeländer sitzend. Griechische und türkische Kaufleute, mit ihren Familien, hockten schlafend, in Mäntel und Decken eingewickelt, in der warmen Frühlingsnacht auf dem Verdeck. Von der friedlich schlummernden Menschenherde sah man im Mondschein nur Knäule, und das Schiff glitt mit den Schlafenden wie ein großes schwimmendes Bett durch das mondglänzende Wasser.

Ich saß am Schiffsgeländer und beobachtete unseren Weg, der, als der Schiffskörper in die hochgemauerten Schleusen kam, einer Fahrt durch gemauerte Kellerräume glich. Der Mond ging treu am Himmel über dem Schiffsmast mit, es war auch, als sänke er mit dem Schiff von Schleuse zu Schleuse tiefer.

Wie wissen die Neuzeitmenschen sich die Wege zu kürzen! Wie sind sie unglücklich von der Endlichkeit aller Wege durchdrungen! Tausende und tausende Jahre lang nahmen die Menschen das Leben breit, machten auch Umwege, weil sie immer am Anfang und Ende der Wege zugleich waren. Wir aber sehen heute nur das Ende aller Wege vor uns. Der Anfang ist abhanden gekommen, der Weganfang fehlt, der sich immer wieder dem Ende anschließt.

Eine Eintagsfliege lebt nicht kürzer als ein Mensch, der hundert Jahre alt wird. Die Fliege erlebt ihr Leben, das für die Form des kleinen Wesens so unendlich viel ist, wie es die hundert Jahre Menschenleben für die Form Mensch sind. Den Menschen fehlt das Köstlichste heute: die Zeitlosigkeit. Das Gefühl fehlt, das uns sagt, daß nicht bloß das Leben, nicht bloß das Vorwärtsrennen erlebt werden soll, sondern daß Lebensbetrachtung ebenso wie Tätigkeit ein Allestun bedeutet, wenn sie im Geist und im Herzen gepflegt wird.

Ein Europäer von heute braucht eine Zeitung, wenn er nicht arbeitet. Und wenn er die Zeitung fortlegt, braucht er einen Mund oder mehrere Münder, die ihn anreden. Und er braucht um sich Ohren, in die er wieder hineinredet. Und die Europäerin braucht Augen, die sie betrachten, umschwärmen, beneiden. Sie braucht auch auf dieselbe Weise ihre eigenen Augen.

Aber sich selbst brauchen wenige Europäer und wenige Europäerinnen. Und von der Allwelt sind sie überzeugt, daß mit ihr sich die Wissenschaft genügend beschäftigt; und von der Schönheit der Allwelt, von der Innigkeit des Allebens wissen sie, daß diese die Künstler beschäftigt, so wie sie wissen, daß die Schuster

sich mit dem Leder und die Schreiner sich mit dem Holz beschäftigen.

Wenn die Europäer Stiefel anziehen oder Möbel hinstellen, tragen sie den Stiefel nicht an ihrer Person, sie lieben sich das Möbelstück nicht an wie ein Kind, das man adoptierte. Die neuen Stiefel sind für die anderen angezogen, die Möbel sind für die anderen hingestellt, so wie die Augen für die anderen da sind.

Sich selbst haben jene, die so tun, nie gefunden. Darum kann man nicht sagen, daß sie sich verloren haben. Nur die wenigsten von ihnen wissen heute, wer sie sind und was sie wollen. Sie wissen aber immer, was alle wollen.

Und sie verwechseln den Willen des anderen mit dem eigenen und halten die Wünsche der anderen für ihre eigenen. Sie hören nicht mehr mit ihren eigenen Ohren, sie redeten niemals mit ihrem eigenen Munde. Sie hören mit geliehenen Ohren, und mit geliehenem Mund reden sie.

Sie sind nur Schattenleben aller jener, die wie sie nur ein Schattenleben führen. So wie der Schatten hastiger dem Körper vorausgleitet, spurlos, bald rechts, bald links, bald vor, bald zurück, am Wege hinstreift, ohne eigentlich den Weg zu sehen, so sind die Herzen jener Europäer heute, die die Hast und die Eile lieben, wenn sie auf den Wegen, an den Dingen vorüberfliegend, achtlos hinflüchten.

Immer sind sie wie Menschen, die, statt vom Berg mit den Füßen herunterzugehen, statt das Land mit den Füßen zu fühlen, sich von den Bergen auf dem kürzesten Weg durch die Luft herunterstürzen. Die Eile, der kürzeste Weg, das ist ihr Lebenszweck. Und sie glauben ihr Leben zu bereichern, indem sie sich eilig mit Endlichkeitsgefühlen anfüllen und anpeitschen, da sie das Größte am Leben, das Wirklichste, das dem Menschen angeborene Unendlichkeitsgefühl, nicht als Wirklichkeit empfinden können.

Sie halten die Ewigkeit, die in uns ebenso wirklich liegt, wie sie in jeder Minute draußen das Weltall unbegrenzt macht, für eine billige Einbildung.

Sie bedenken dabei aber, kurzsichtig, nicht, daß ihre Endlichkeit, ihre Wirklichkeit, erst recht eine Einbildung wird, sobald das Menschenleben nicht den unendlichen Widerhall in dem uns angeborenen Unendlichkeitsgefühl findet.

Aber bei der Jagd nach Eile erhält keine Gebärde, kein Erlebnis Widerhall und gibt kein Wesen dem anderen Wesen den Rahmen der Unendlichkeit. Statt einer Musik, statt einer Lebenshymne, die das Schicksal jedes Menschen, zusammengesetzt aus Leid- und Freudetönen, dem inneren Ohr, dem ewigen Ohr vorsingt; statt der ewigen Bilder, die dem inneren Auge, dem ewigen Auge, des Menschen sich täglich hinmalen wollen, bleibt dem Eiligen nur ein Tonlärm und ein Farbenfleckengefühl im Sinn.

Die Menschen von heute haben die Lebensruhe eingebüßt, die jedem Menschen die Erkenntnis gibt, daß er im Innersten zugleich Herr und Diener der Schöpfung ist. Die Lebensruhe hat sich in eine Lebensflucht verwandelt, und die meisten fühlen sich deshalb nur als Lebensknechte.

Einige glauben ihr Ich erst nach dem Tode in einem Himmel oder in einer Hölle wiederzufinden, in einer ausgedachten Peinlichkeit oder in einer erdachten Überschwenglichkeit, für die das Weltalleben keinen Raum hat, und die ein weises Weltschöpfertum nie ausklügelt.

Oder die, die sich aufgeklärt vorkommen, erwarten, daß sie nach dem Tode spurlos verschwinden. Und sie werden spurlos verschwinden, da sie nie waren. Denn ihr Schattenleben ist noch kein Leben gewesen. Und sie waren nur fliegende, hastige, fahrige Schatten auf Erden. Sie erkennen dieses selbst, da sie finden, daß sie spurlos verschwinden werden.

Diese Leben sind so verschieden von wirklichen Menschenleben, wie die Zuckungen eines toten elektrisierten Frosches verschieden sind von den Bewegungen eines lebendigen. Die hastigen Zuckungen der Eile jener Gehirne geben jenen Menschen kein herzliches Leben, und es gehen von ihnen auch keine herzlichen warmen Lebenswirkungen aus.

Nur durch Sichzeitnehmen, nur durch das Verweilenkönnen, durch das zeitlose Sichvertiefenkönnen, nur durch geduldiges Umwegemachenkönnen gelangt der Mensch zu seinen innersten Augen, zu seinen innersten Ohren, zu seinem innersten Mund und auch zu seinen innersten Händen.

Aufnehmen und Wirken geschieht dann im Rahmen zeitloser Ruhe, im Rahmen der dem Menschen angeborenen innersten Ewigkeit. Jede andere Art zu leben, erzeugt gekünsteltes Dasein. Warmblütiges Leben will Weile, Geduld und Vertiefung.

Ein Mensch, der zu langsam ist, der wird nicht soviel Schaden unter den Menschen anstiften als der Mensch, der zu schnell ist.

Betrachtet die Ruhe, die in jedem Kinde wohnt. Wenn der Erwachsene ein Kind nicht erschreckt durch ungeduldiges Antreiben zur Eile, und das Kind noch nicht verdorben ist durch die verderbliche Eilelust der heutigen Menschen, so handelt jedes Kind aus der Weltunergründlichkeit heraus, ruhig vornehm, bedächtig, sich Zeit lassend.

So wie ein würdiger Greis, der zur Weisheit und zum weisen Rückblick des Lebens gelangt ist, Ruhe verbreitet, trägt jedes Kind in sich ein weises stilles Vorwärtsschauen, das sich nicht anders ausdrücken kann als durch Ruhe. Ruhe, die ergründen will und die mit vorsichtigen Tastversuchen zu den ewigen Lebensregeln kommen will, die das Kind innerlich unbewußt als richtig erkennt. Zu diesem Erkennen will jedes Kind seinen noch ungelenken Körper und das noch ungelenke Gehirn mit Ruhe hinführen; sobald es nicht durch Eile und Antrieb verwirrt wird, gelingt jedem in Ruhe geleiteten Kinde die Lebenserkenntnis von selbst.

Immer habe ich gefunden, daß die Schulknaben mehr innere Ruhe und dadurch mehr innere Weisheit besaßen, mehr innere Klugheit als der vom heutigen Leben ungeduldig gemachte, gepeitschte und in seinem Innenleben bereits zerrüttete Lehrer.

Darin besteht die Heiligkeit der Jugend, daß sie noch ein unzerrüttetes Innenleben kennt, das noch

nicht schattenhaft geworden ist, wie das Innenleben der Erwachsenen es heute ist. Ich glaube, innerlich können die jetzigen erwachsenen Menschen, die durch den Wahlspruch: Zeit ist Geld und Geld ist Leben, innerlich kurzsichtig und innerlich schwerhörig geworden sind, von den Kindern leichter tiefer sehen und tiefer hören lernen als von ihren eigenen, bereits verdorbenen Augen und Ohren.

Und wie die Ruhe des Kindes aus des Menschen Urkraft kommt, so ist die Ruhe des echten Künstlers aller Zeiten gewesen. Und wie die Ruhe dieser beiden ist die Ruhe der Tiere, ist die Ruhe der Pflanzen, ist die Ruhe aller Weltalleben einem ewigen Weisheitszustand unergründlich angeschlossen. Diesen natürlichen Weisheitszustand verjagt sich der heutige, hastige, nach Zeit und Wegabkürzung und Endlichkeit gierige Europäer. —

Das griechische Volk, das eine so große und edle Vergangenheit hat, hat zwischen Athen und Sparta im Peloponnes, also um den Isthmus von Korinth, seinen Handel jahrhundertelang walten lassen, und seine Schiffahrt bedurfte nicht der Schleusen und des Durchschneidens einer Landenge. Dieses Künstlervolk lebte festlich in Göttermenschenlust und nahm sich Zeit zu seiner Festlichkeit. Den Griechen war ein rascher kluger Blick eigen, ein rasches lebendiges Handeln, aber keine jämmerliche überstürzte Eile. Keine jämmerliche, nervenzerrüttende Lebensjagd störte das große Volk in seiner künstlerischen Hoheitszeit beim Weltallfest. Darum, weil es Zeit zum künstlerischen Genießen hatte, hatte es sich auch in Delphi und in Olympia große Festplätze geschaffen, dieses kleine unsterbliche Volk.

Am frühen Morgen, als das Schiff kurz vor Sonnenaufgang im schattigen Wasser an der Küste entlangglitt, stand das Parnaßgebirge, mit silbrigem Schneeglanz am Gipfel, morgengrau in der frischen Aprilluft. Auf diese Berge hatte ich die lange Nacht gewartet. Hier hatten die griechischen Dichter den Sitz des Dichtergottes Apollo und den Sitz der

Freundinnen der Künstler, der neun Musen, hingeträumt. Und was die Künstler träumten, das glaubte ehemals ihr Volk, und es träumte es nicht bloß nach, sondern es lebte es nach. —

Der heilige Ort Delphi liegt auf der halben Berghöhe, den Blick gerichtet zum Musensitz, den Blick gerichtet zum Parnassos, zum Sitz des Dichtergottes.

In Itea, wo morgens das Schiff landete, fanden wir Maultiere und einen Führer. Und wir ritten durch den kleinen Ort, der, weltverloren, vergessen und unberührt, von keinem Reisenden besucht werden würde, wenn nicht die Anziehung der großen Reste großer Künstlerträume, die Anziehung der Ruinen Delphis, einzelne Freunde Griechenlands nach Itea bringen würde.

Außer kleinen Eidechsen am Wege und Ölbaumanpflanzungen begegneten wir, im Morgen hinreitend, nichts als Steinen. Das Klettern unserer bepackten Maultiere schien kein Ende zu nehmen. Und der alte graubärtige Führer, der den Weg in allen seinen Lebensjahren hier geklettert war, hatte uns Fremden nichts zu sagen und auch nicht seinen Tieren, die er nur mit einem Zungenschnalzen manchmal aufmunterte. So ritten wir denn in diesem Schweigen, das zwanglos und natürlich war, nicht bloß den Berg hinauf, sondern wir kamen mit den hufeklappernden Tieren und mit dem verwitterten Alten unmerklich in die Jahrhunderte zurück. In den zwei, drei Stunden, die der Ritt beanspruchte, legten wir die Wegstrecke von zwei- bis dreitausend Jahren zurück, mühelos und einfach.

Auf der breiten gepflasterten heiligen Wallfahrtsstraße, am Bergabhang, bei Felsblöcken vorbei, bei Aprilwolken, die unter uns hinschwebten, waren wir dann, als das neue Dorf Kastri oben mit unscheinbaren Hütten auftauchte, längst nicht mehr in unserem Zeitalter. Und in der dünnen Bergluft schien das Blut in uns zarter und war in den Adern mehr Lebensgeist geworden als Lebensblut.

Am Wege sahen wir einige Schachte in den Felsen. „Felsengräber," sagte der Führer. Und er

zog aus seiner Tasche einen kleinen Ring aus Eisenbronze, der mit Plattgold vergoldet war. Es war ein Fingerring, den er in einem Grabe dort gefunden hatte.

Wer hatte ihn getragen? Ein Apollopriester? Oder eine der liedersingenden Frauen im Dienste des Gottes der Dichtung?

Ich kaufte dem Alten den Ring ab. Ein zweitausendjähriges Körperchen war in meine Hand gekommen, auf dem weiten Wege der Vergangenheit eine erste körperliche Begegnung mit der Vergangenheit. Und ich sah das alte Ringlein als einen Willkommgruß Delphis an.

Das Bergdorf Kastri, das da oben liegt, war erst kürzlich, vor einigen Jahren, aufgebaut worden. Die Leute hatten früher auf entfernteren Felsen gewohnt, auf den grün umwachsenen Schutthügeln, unter denen das von verschiedentlichen Erdbeben und Bergstürzen zerstörte und verschüttete alte Delphi gelegen, ehe man die Ausgrabungen begonnen.

Wir hatten eine Empfehlung an den griechischen Vorsteher der Ausgrabungsarbeiten. In seinem Hause bekamen wir dann gegen Bezahlung Wohnung und Beköstigung wie in einem Gasthaus. Er führte uns am Nachmittag zum neuen Dorf hinaus auf der breiten heiligen Straße hin, die früher mit Tausenden von Bildsäulen geschmückt war. Die Kunstwerke waren dann von den römischen Kaisern geraubt und nach Rom und nach Byzanz fortgeschafft worden.

Nach einem Weg von zehn Minuten kamen wir an einen gewaltigen, sanft ansteigenden Berghang, und vor uns lag auf der ansteigenden Ebene, unterhalb einer mächtigen Bergwand, das neuausgegrabene ungeheure Trümmerfeld der vielen delphischen Tempelruinen. Da lagen auch aufgedeckt und gut erhalten mit ihren ansteigenden Sitzreihen die Amphitheater. Da standen noch die weißen marmornen Sessel der delphischen Priesterinnen im Theater; sie waren mit feinen weißen Löwenklauen und mit feinen kleinen Löwenköpfen geschmückt.

Der Rundtempel, in welchem die Pythia, auf dem Dreifuß sitzend, in tiefer Betäubung übersinnliche Gesichte hatte und Orakelworte sprach, war eingestürzt wie die anderen Tempel. Aber in der Mitte des guterhaltenen Tempelrundsteines starrte noch der rötliche Felsenstein aus dem weißen Marmorrund. Und da waren noch die Erdspalten phosphorgrün, aus welchen einst die Schwefeldämpfe gestiegen, die die Priesterin in den Götterschlaf versetzt hatten.

Und viele Dinge, die ich längst vergessen hatte, waren wie selbstverständlich dort noch am Leben. Da war auch noch die eisige heilige Quelle, und ihr Eishauch, aus der Felswand kommend, war noch wie vor Tausenden von Jahren belebend, und das Quellwasser tropfte auf die Steine wie flüssiger Kristall.

Da war, gut erhalten, das große Stadion, viele hundert Fuß lang, mit den Sitzreihen am Berg an der Felswand hingedehnt.

Wie muß es hier einst den jungen Kämpfern hochgemut zu Sinn gewesen sein, wenn sie mit gepflegtem Körper und gepflegtem Geist, mit leiblichem und geistigem Mut den Lorbeer Apollos errungen haben. —

Von der Höhe des Stadions hat man bergabwärts einen vollständigen Überblick über das ungeheure, von silbrig weißen und bläulich grauen Steinmassen dicht bedeckte Trümmerfeld, welches vom alten Delphi einen immer noch gewaltigen Eindruck gibt.

Man stelle sich im bayerischen Gebirge, vielleicht bei Partenkirchen oder Mittenwald, auf einer mehrere Kilometer großen, hoch gelegenen Bergmatte eine eingestürzte Tempel- und Theaterwelt vor. Nirgends sind Städte oder Dörfer rund um diese Bergeinsamkeit sichtbar, nur die Wolken des Himmels steigen aus den Schluchten auf, am Rande dieser verlassenen Trümmerwelt.

So einsam, weltentrückt liegt Delphi. Nur aus einem Taleinschnitt blinkt in der Tiefe, wie eine große Silberbarre, ein Stück des Meeres aus den Abgründen herauf. Vor den fernen und vor den nahen

Bergen stehen Wolken wie weiße Marmorrampen und lassen über sich neue Berghöhen im Himmel erscheinen. Höhen, die, von der Erde durch Wolkenfelder abgeschnitten, im Sonnenhimmel wie Erdinseln schweben. Aber die Stufen der Luftrampen der Wolken verschieben sich langsam, und die Nähe verschwindet, und neue, unsichtbar gewesene Berge enthüllen sich, wie herbeigetragen auf neuen Wolkenfeldern. Unmögliches und Wirkliches arbeitet in der Höhe um Delphi vor dem Menschenauge. Erdstreifen werden zu Himmeln, und Luftreiche werden Erdreiche.

Aus dem großen Bergschlund, in welchen die Delphimatte am Rande des Ruinenfeldes, zwischen Ölbaumwäldern, Kastanien, Platanen, Eichen und Birken abstürzt, aus diesem dunkelgrünen Abgrundkessel ziehen die Wolken in Ballen wie ein gärender Urschaum weiß aus dem Talschlund.

Diesen Abgrund nannten die Griechen einst den Nabel der Erde. Hier, sagten sie, hing einst die Erde bei ihrer Geburt mit dem Mutterleib des Himmels eng zusammen, und hier am Rande des Nabels der Erde war deshalb den Menschen das Mutterweltall näher als irgendwo auf der Erde.

Ich konnte mir beim Anblick der sich immer verwandelnden, die Berge verzaubernden und die Berge erscheinen lassenden dampfenden Wolkenwelt gut vorstellen, daß hier das Volk sich einst fortgerückt fühlte, und daß es sich bei den Wolkenstufen fernen Leben, fernen Zukunftsdingen nahefühlen mußte.

Denn das auf- und niederwogende Wolkenheer, in welchem unsichtbare Hände zu arbeiten scheinen, wie Hände von tausend Künstlern, die da im Himmel Heerscharen von schimmernden Kunstwerken gestalten, dieses immer arbeitende Gewölk um Delphi entzückte die phantasievollen Griechen so sehr, daß sie weiße Massen Marmor über Marmor jahrelang herbeischleppten, und daß sie silberweiße Tempel und Schatzhäuser und silberweiße Amphitheater und die silberweiß gepflasterte, breite, heilige Straße auf dem Meilenfeld des Bergabhangs wie ein weißes Wolkenfeld entstehen ließen.

48*

Nur die Erdbeben und die herabstürzenden Bergwände und die Raubgier fremder Eroberer konnten die ragenden, weißen Tempel und diese leuchtenden Tempelstraßen in ein Trümmerfeld verwandeln, das jetzt hell aufgelöst vor mir lag wie ein Bergnebel, der sich verflüchten wollte.

Ich fand da Säulenreihen, die sahen von der Höhe des Stadions wie Reihen hingezählter Mühlsteine aus. Denn die Säulen jener Tempel waren nicht aus einem langen Stein gebildet, sondern aus Rundsteinen, die ähnlich wie Münzen aufgebrochener Geldrollen, jetzt nach dem Umstürzen auseinandergerollt waren. Säulen, die zwei Männer kaum umfassen konnten, lagen zu Dutzenden auf den Treppen und auf den entblößten, noch schön geglätteten Steinfußböden der einstigen Tempelhallen.

Der Glaube an den Gott der Dichtung, an Apollo und an die neun Musen hatte hier Tausende von Händen von Geschlecht zu Geschlecht bei atemloser Arbeit rege gehalten. Der Glaube an die Notwendigkeit der Dichtungskraft, Glaube an die menschenfreundlichste Kunst und an die erhebendste Lust schuf diese Marmorbauten.

Keinem anderen Gotte als dem der Dichtkunst hatte man in dem griechischen Lande eine so mächtige Stätte bereitet, eine Stätte weltfern und himmelnah, bei den Füßen der Wolken, bei den Füßen der Sonne, bei den Wangen des Äthers und beim Nabel der Erde.

Herrlicher als alle Tempel und Theater, herrlicher als die dreißigtausend Bildsäulen, die Delphi geschmückt haben sollen, war hier in Delphi auf der Berghöhe für die Menschen die Himmelsnähe gewesen, und die Erdtiefe, die sich ins Unbegrenzte, ins innere und äußere Leben der Welt, dem Menschenherzen zu öffnen schienen.

Diese Bergmatte, die zweitausend Fuß über dem Meere liegt und hinter der das Parnaßgebirge noch viele tausend Fuß höher mit senkrechten Bergwänden ansteigt, sie horcht wie eine gewaltige Muschel zum Himmel, als horche hier ein ungeheures Ohr zu den fernen Planeten und Sonnen.

Die nahe graue Silbermasse des getürmten Parnaßgebirges konnte den Gebeten und den Inbrünsten der Pilger ein inneres Echo geben. Diese sonnenbeleuchtete hohe Gesteinwelt führt den Blick zu überirdischen Festigkeiten und gab den Herzen der Delphiwallfahrer Vertrauen auf die jedem Leben eigenen überirdischen Kräfte.

Das Menschenherz, das auf der Höhe in Delphi schneller schlug und in der klaren Luft leichter atmete, kam sich unbebürdet vor und war, den Verwandlungen der Wolken nachträumend, eigenen Verwandlungen, Kräftigungen und Lebensstärkungen leichter zugänglich.

Und die Augen der Menschen, die einst hier zwischen tausend marmornen Kunstwerken wandeln durften, und die Ohren, die die feierliche Musik der Apollohymne — deren Text man, auf Steinen eingegraben, vor kurzem erst wiedergefunden hatte — genießen durften, diese Augen und Ohren fühlten sich unwillkürlich glücklich. Frieden und Schönheit, von Künstlern geschaffen, walteten einst hier und wurden vom Landschaftshintergrund ins Unendliche gesteigert.

Die Wanderer, die einst auf den heiligen Tempelstraßen von Unwirklichkeit erfüllt und erschüttert wurden, stärkten hier beim Sitz der neun Musen ihr Herz, das mit Sorgen der Endlichkeit gekommen war. Und von Apollo verwandelt und verwandelt von der Hoheit der neun Kunstfreundinnen, kamen die Menschen zurück von Delphi, als stiegen sie verjüngt und bürdelos vom Himmel nieder zu ihren Menschengeschäften zurück.

So können Kunst und Natur gewaltig trostreich und lebensbestärkend Menschen und ganze Völker innerlich erhöhen.

In einem Schuppen sah ich auch den kegelförmigen Marmorblock, der den Nabel der Erde darstellte und der in einem Tempelinnern gestanden. Dieser fast mannshohe Block war schön geglättet und zugespitzt, und rundum befanden sich in seinen Marmor eingemeißelt Vögel, Blumen, Trauben, die fröhlichsten

Dinge, die, von der Erde erzeugt, dem Menschenherzen Genuß bereiten.

Mein Reisegefährte und ich, wir waren im Jahr 1898 zwei der wenigen Deutschen, die das neuausgegrabene Delphi zu sehen bekamen. Wir durften aber mit unseren Taschenapparaten noch nichts photographieren und keine Zeichnungen in unsere Skizzenbücher machen. Alles das war untersagt. Am ersten Tag hatte uns der Leiter der noch nicht beendeten Ausgrabungen selbst durch die Ruinen geführt.

An den anderen Tagen, als wir das Ruinenfeld allein besuchten, folgten uns griechische Soldaten, die jeden Fremden als Wache begleiten und streng darauf achten mußten, daß nicht photographiert und nicht gezeichnet wurde. Die Franzosen, die das Geld zu den Ausgrabungen gegeben hatten, und die das alleinige Grundrecht über die Ruinenfelder noch einige Jahre besaßen, ließen damals Fremde nur ungern zur Besichtigung zu. Sie wollten zuerst die ersten Berichte über das neu ans Tageslicht zurückgekehrte Delphi herausgegeben haben. —

In der Nacht in Delphi lag ich auf meinem Kopfkissen mit offenen Augen fast ununterbrochen wach und starrte zu dem weit offenen Fenster meines Zimmers hinaus, wo der Mond wie ein goldener Gott im Himmel saß und die Wolkenfelder, die zu ihm heraufzogen, wie weißen Ton in große Formen zu kneten schien, und der dann diese Bilder zerbrach und zerstreute und unaufhörlich wieder neue Wolkenbilder auftürmte.

Es war heute nicht anders als in den Mondnächten vor zweitausend Jahren, da die Priester und die Pilger zu dem Mond geschaut haben mögen, der da über dem Weltschlund, über dem Nabel der Erde schwebte wie ein Gedanke, der aus der Unergründlichkeit glänzend auftaucht und leuchtet.

Mein Reisegefährte hatte mich am Abend gefragt, ob ich mir hier bei Delphi ein Bauernhaus im Dorfe Kastri bauen oder mieten wollte. Ich hatte nicht gewußt, was ich antworten sollte. Innerlich war ich ergriffen von der Landschaftsherrlichkeit, aber zugleich auch erschüttert von der Fremdheit.

Und als ich jetzt in der Nacht schlaflos und überlegend in die wühlenden Wolkengebilde sah, die draußen wie eine Wolkenvölkerwanderung über den finsteren Bergtälern bald senkrecht zum Mond aufstiegen, bald seitlich vom Mond fortflüchteten, da wurde ich von einem Weinkrampf geschüttelt.

Ich grämte mich, weil ich nicht wußte, wo ich mich niederlassen sollte. Ich war todunglücklich, weil ich auch hier an dem weihevollsten Ort Griechenlands, bei dem Gedanken des immer Bleibensollens auf dieser weltfernen Berghöhe, bei einer toten gestürzten Säulenwelt, bei den Resten einer toten gestürzten Idealwelt, mir heimatlos vorkam.

Es war mir, als wenn ich mir zugemutet hätte, ich sollte mein Haus mitten in einen fremden Friedhof zwischen Grabsteine hinstellen und dort mit meiner Frau dann Liebe und Dichtung pflegen.

Hier in Delphi waren zwar keine äußeren Schrecken wie in Mexiko. Hier waren herrliche Vergangenheitsträume. Hier waren keine Räuber wie in Mexiko, keine goldgierigen. Aber die Vergangenheit war hier gegen mich räuberhaft. Gegen die Größe und Hoheit der ungeheuren griechischen Traumreste, gegen das Geschaffene, das hier bereits aus dem Erdboden alle Kräfte gezogen hatte, hätte ich hier stündlich ankämpfen müssen, dabei hätte ich aber nicht Frieden finden können für mich selbst, nicht Frieden und Kräfte für neue Wege.

Es war hier, als sollte ich in den Grüften bei den Särgen großer Ahnherren frische Luft suchen. Die Erinnerungen waren hier zu stolz und zu selbstherrlich. Der Stolz und die Herrlichkeit jener künstlerischen Ahnen unserer heutigen europäischen Kunstwelt beklemmten mir die Luft und die Lebenslust meiner Gegenwart und meiner Zukunft. Meine Gedanken wollten auf diesen Wegen hier nichts vom Morgen und nichts vom Werdenden und Zukünftigen wissen. Sie wurden immer zurückgerollt statt vorwärts, und sie weilten in verklärter tausendjähriger Vergangenheit und befanden sich dort wie in einem hypnotischen Zustand.

Ich war verzweifelt, da ich einsah, wenn Delphi mich nicht zum Bleiben locken könne, dann würde mich wahrscheinlich kein anderer Platz in Griechenland zum Niederlassen locken.

Der künstlerische Lebensernst, der einst hier gelebt hatte, gab mir aus den delphischen Ruinen deutlich eine Offenbarung: nur in deiner engsten Heimat wirst du künstlerische Kraft finden! Nicht im Auswandern, sondern im Heimkehren liegt dein Heil! —

Und als der Morgen kam und meine verzweifelte Gedankenwelt in meiner Stirnhöhle stiller wurde, so wie der Wirbel von Hell und Dunkel da draußen im Wolkenhimmel stiller wurde, sagte ich mir: ich will jetzt nur noch nach Arkadien auf die andere Seite des korinthischen Meeres hinüberreisen. Vielleicht finde ich dort in einer schönen Landschaft, wo keine Ruinen den Geist ablenken, ein Landhäuschen, wie ich es mir immer, in ländlicher Stille fern von der Kultur, erträumt habe.

Nach jener durchkämpften Nacht konnte ich dann zu meinem Reisegefährten sagen, daß ich nicht in Delphi bleiben könne, und daß ich mich nicht weiter mit der Hausfrage und Niederlassungsfrage hier in Delphi abgeben wolle.

Den ganzen Tag vorher hatte ich immer beim Wandern durch die Tempel meinen Reisezweck aus dem Auge verloren, und nur als wir abends die Ruinen verlassen hatten und ins Dorf Kastri zurückgekehrt waren, hatte ich mich wieder an den eigentlichen Sinn meiner griechischen Wanderung von meinem Reisekameraden erinnern lassen müssen. Dann erst, durch das Erinnern, war im Abend Unruhe über mich gekommen: für welchen Erdenfleck soll ich mich entscheiden? Soll ich wirklich meine Heimat hier in Delphi aufschlagen? — Nun aber nach der gedankenstürmischen wachen Nacht wußte ich, daß ich weiterreisen und weitersuchen wollte.

So hatte ich auch bereits in Athen mit mir viele Selbstgespräche geführt. Denn jeden Schritt, den ich in Griechenland bisher getan, tat ich nicht wie ein Vergnügungsreisender, sondern immer wie ein Auswanderer, der heimatlos eine Heimat sucht.

Ich beneidete oft meinen Reisegefährten, der neben mir sorglos und frühlingsfröhlich eine schöne Studien- und Vergnügungsreise machte, während ich, voll Enttäuschungen von Mexiko kommend, die ernsten Gedanken um meine Lebenssorge und die Sehnsuchtsgedanken nach meiner Frau immer zwischen den Zähnen zerbiß, als kaute ich an einer bitteren Wurzel, die ich verschlucken sollte und nicht verschlucken konnte. —

Wie wir wieder auf den Maultieren hinunterreiten sollten nach Itea, war mir nach kurzer Strecke das Sitzen auf dem bepackten Tier, das mühselig und vorsichtig abwärts stieg, zu langweilig. Ich sprang ab und lief voraus über das vieltausendjährige Pflaster der heiligen Straße. Es war mir dann, als lachten meine Schritte fröhlich, weil ich nicht oben in Delphi bei dem alten Ruinenfeld geblieben war, und weil ich nicht mehr daran dachte, mich in jener Fremde niederzulassen.

Und die riesigen alten Quaderplatten der Straße, über die vielleicht einmal Homer nach Delphi gewandelt war, und die unter seinen Schritten geklungen hatten damals, wie heute unter unseren Schritten, besprachen sich mit meinem Herzen, während ich eilig bergabwärts schritt.

„Deine Füße sind nicht hier gewachsen und nicht dein Leib," sagten die Steine der heiligen Straße zu mir. „Darum wird auch das Brot des Landes deinen Hunger nicht sättigen können, und das Wasser des Landes wird deinen Durst nicht löschen können, und die Luft des Landes wird dir keine Ruhe bringen können, dir Fremden. Männer erstarken nur im Lande ihrer Väter. Sie sollen mutig wandern, aber der Weg des Mannes soll von der Heimat zur Heimat zurückführen."

„Ihr Steine habt recht," sagte mein Herz. „Ihr fühlt zart und fein wie nur warmes Blut fühlt, und ihr redet wahr und aufrichtig wie nur gutes Blut redet."

„Dann soll auch diese Reise umsonst sein?" schrie mein Verstand dazwischen. Und es war mir, als

gäbe mir der Schreier einen unsichtbaren Schlag ins Gesicht, so daß ich rot und blaß vor Scham wurde. „Soll dein Geld unnütz verreist sein? Sollen dich deine Freunde für einen Narren erklären? Nein, wir kehren nicht um! Blut und Herz sind immer weichlich unverständlich. Wir müssen hier in diesem Lande jetzt ein Haus finden. Haben nicht Tausende die Heimat verlassen? Der Verstand eines Menschen von heute darf nicht heimatsehnsüchtig empfindsam sein. Ich bin härter als ihr alten Steine. Und diese Füße sollen vorläufig noch nicht daran denken, zur Heimat zurückzulaufen."

„O unheiliger Verstand von heute!" rief es aus den Pflastersteinen der heiligen Straße. Und mein Herz schwieg erschüttert.

So kämpfte und wogte es in mir. Kein Weg machte mich müde in meinen Gliedern, aber die Unklarheit über meine Zukunftswege machte mich müde in meinem Herzen und am ganzen Leibe.

Ein Dampfschiff brachte uns dann am Nachmittag hinüber ans andere Ufer der Meeresenge, und von dort fuhr uns ein Zug nach Patras. Aber hier muß ich einen kleinen erlebten Scherz erzählen, der das griechische Volk gut kennzeichnet, das geneigt ist, immer in der Unbegrenztheit der Phantasie zu leben.

Am Schalter des kleinen Bahnhofs, an dem wir Fahrkarten nehmen sollten für den Zug, der von Athen erwartet wurde und der uns nach Patras bringen sollte, fragten wir — uns in französischer und englischer Sprache verständigend — den Schalterbeamten, ob wir, anstatt mit diesem Zug zu reisen, der erst in einer Stunde von Athen hier erwartet wurde, nicht mit einem früheren Zug fahren könnten.

Der Beamte nickte eilfertig und höflich. „Das ginge schon." Wir waren erstaunt und konnten nicht begreifen, warum er es uns nicht gleich gesagt hatte, daß es einen früheren Zug gab. Wir forderten natürlich nun für den früheren Zug Karten. Ungefähr nach zehn Minuten könnte der Zug abgehen, sagte

der Beamte. Er würde uns dann die Karten auf den Bahnsteig bringen.

Wir fanden es etwas eigentümlich, daß man uns nicht gleich die Karten geben konnte, aber wenn man viel reist, wundert man sich nicht mehr laut, und so schwiegen wir, nickten und gingen dann plaudernd auf dem Bahnsteig auf und ab.

Nach zehn Minuten, als der Mann noch nicht kam und auch kein Zug sichtbar wurde, plagte uns Ungeduld. Wir warteten noch eine Weile und gingen dann zum Schalter. Dort nickte uns der Beamte wieder zu und sagte, er hätte die Berechnung gleich fertig.

Wir begriffen nichts. Aber da wir in fremden Sprachen redeten, glaubten wir, weiter geduldig sein zu müssen, und gingen wieder auf dem Bahnsteig auf und ab.

Kurz darauf suchte uns der Beamte auf. Er hielt ein Aktenpapier in der Hand und las davon ab, daß der Fahrpreis für den Zug nach Patras vierhundertundfünfzig Francs betragen sollte. Wir möchten das Geld hinterlegen, sagte er freundlich. Dann würde er die Wagen von der nächsten Hauptstelle telegraphisch bestellen, da hier keine Wagen für einen Extrazug vorrätig wären.

Wir sahen einander erstaunt an und mußten natürlich hell auflachen. Der Grieche hatte geglaubt, wir wünschten einen Extrazug zu nehmen, weil wir vielleicht zu vornehm wären, um auf den Athener Zug zu warten. Denn fremde Reisende wurden damals, da nur wenig Ausländer in Griechenland unterwegs waren, entweder für reisende Prinzen oder für amerikanische Milliardäre angesehen. —

Der Hausdiener unseres Hotels in Athen, der öfters Reisegesellschaften durch den Peloponnes führte, hatte uns seine Visitenkarte an den Hausdiener des Hotels in Olympia mitgegeben, denn dieser war ebenfalls Reiseführer.

Am nächsten Morgen kamen wir von Patras aus, wo wir übernachtet hatten, in Olympia an. Dort

nahmen wir den empfohlenen Führer und Maultiere und ritten durch die Landschaft von Arkadien nach Süden gegen Kalamata. Eine Tagreise vor Kalamata verabschiedete sich der Führer, der uns drei Tage begleitet hatte, und an seine Stelle trat ein griechischer Bauer, der uns nach Kalamata brachte, wo ein dritter Mann ihn ablöste und uns über den Gebirgspaß, immer noch auf Maultieren, nach Sparta führte.

In Sparta ruhten wir zwei Tage aus und nahmen dann einen Wagen nach Tripolitza. Dieser Ort ist eine Stadt mit türkisch-griechischer Bevölkerung. In Tripolitza übernachteten wir und fuhren am nächsten Tag nach Nauplia und von dort nach Epidaurus, wo wir wieder übernachteten und am Tage darauf mit einem Wagen nach Nauplia zurückkehrten. Von Nauplia führte uns ein Eisenbahnzug nach Mykene, wo wir nur einige Stunden beim Löwentor, im Palast des Agamemnon und am Grab der Klytämnestra weilten. Dann fuhren wir mit der Eisenbahn, ohne auszusteigen, über Korinth nach Athen zurück.

Wir waren zwei Wochen auf dieser Rundreise von Athen nach Delphi und durch den Peloponnes unterwegs gewesen, als wir zum Osterfest am Athener Bahnhof ausstiegen.

Meine Aufmerksamkeit hatte sich hauptsächlich, als wir nach Olympia kamen, in Gedanken auf Arkadien gerichtet.

Die dunkelgrauen Ruinen von Olympia liegen versteckt, von kleinen grünen Anhöhen eingeschlossen, und die Landschaft umher hat nicht das Großzügige, nicht das Erschütternde, nicht das sich unaufhaltsam Verwandelnde wie die von kreisenden Wolkendämpfen umwanderte hohe Gebirgsmatte von Delphi. Aber gewaltig, irdisch trotzig und machthaberisch lagen in Olympia, beim lieblichen Herahügel, die wuchtigen Säulen des Zeustempels. Und da stand auch noch der mächtige Sockel, der einst das herrliche Laokoonbildwerk getragen, das jetzt in den Sammlungen des Vatikans in Rom steht.

Außer den machtvollen Gebäuderesten, die in dem kleinen Hügeltal durch die deutschen Ausgrabungen aufgedeckt lagen, war um Olympia nichts Reizvolles zu finden. Und ich sehnte mich, fortzureisen von den grauen trüben Steinmassen, die nicht festlich leuchteten, und die in lieblicher Landschaft Träumern glichen, die sich auf grünen Rasen hingelegt haben und gutmütig mit dem Erdboden verschmelzen wollen und, von gütigem Grün und Sonne zugedeckt, davon träumen Erde zu werden.

In dem kleinen Hotel, das das einzige Haus in Olympia war, saßen an einem Ende des langen Mittagstisches neun deutschsprechende Professorenfrauen. Sie waren auf einer Italienreise von Brindisi herübergekommen und hatten zusammen einen Abstecher nach Griechenland gemacht.

Damit wir den neun, unaufhörlich redenden Frauenzungen nicht preisgegeben wären, unterhielten wir uns, am anderen Ende des Tisches sitzend, in raschem Pariser Französisch. Ich muß aber gestehen, auch dabei war wieder nur mein Verstand Tyrann über mich. Mein Herz wimmerte und lechzte nach den deutschen Heimatlauten, die vom anderen Ende des Zimmers kamen. Und ich wäre gern zu den neun alten Damen hingerückt, wenn auch ihre Zungen unausgesetzt wie Strickstrumpfnadeln bei der Sprecharbeit klapperten.

Ich war schon ganz müde von dem Suchen in der Fremde nach einem Haus. Meine Ohren horchten darum entzückt auf deutsche Frauenworte. Ich hatte deutsche Frauen seit der raschen Reise nach Petersburg, seit dem kurzen Aufenthalt am Berliner Bahnhof Friedrichstraße, seit dem Begräbnis meines Vaters und seit der Rückkehr von Mexiko, nun fast ein Jahr lang, nicht mehr unverfälscht sprechen hören.

Als wir am nächsten Morgen früh um drei Uhr in Olympia vom Hotel fortritten, vom Führer begleitet, um tief in den Peloponnes hineinzuwandern, tat es mir leid, daß die neun Professorenfrauen noch schliefen und ich nicht mehr zum Abschied die neun deutschen Frauenstimmen hören durfte, die zwar so

gar nicht zu der griechischen olympischen Stimmung der Tempelruinen hingehörten, die aber meinem Herzen ein wenig den Heimathunger und den Heimatdurst besänftigt hatten.

Es war in der ersten Hälfte des April, als wir durch den Peloponnes ritten. Aber außer den unzähligen Anemonen, deren es feuerblaue, rosenrote, rosige und schneeweiße gab, fanden sich im jungen Gras der kühlen Wiesen noch keine anderen Blumen. Diese farbigen Anemonen, deren schwarze Staubfädengruppe aus der hellen Blütenkrone wie eine dunkle große Pupille in einem Auge aufsah, betrachteten uns von allen Wegen in dem Peloponnes, auf den Berghöhen und im Talgrün.

Diese jungen Anemonenblumen, die vielleicht erst eine Woche alt waren und vielleicht nach einer dritten Woche schon verblüht sein würden, hatten einen unergründlichen Festblick und beleuchteten mit ihrer kurzen Lebensfreude die mühseligsten Höhen, die unsere Bergpferde erklettern mußten. Mir schien aber, die jungen Blumen kannten alle Freuden der Welt. Sie freuten sich in ihrem dreiwochenkurzen Leben mehr, als die Menschen sich in einem hundertjährigen Dasein freuen können.

Den Blicken dieser frohen Anemonen verdanke ich es, daß ich nicht in bittere Verzweiflung über mich selbst geriet. Denn mein Auge wurde immer salzig, wenn ich an meine ferne Frau dachte, die so weit von mir fort, in Schweden, am äußersten Ende Europas, im Norden weilte, während ich hier am äußersten Ende Europas, im Süden, auf einem Pferd kaum auf der Erde ritt. Denn der Boden unter den Hufen des Tieres, das mich trug, gehörte kaum noch der Gegenwart an. Er war das verschollene Vaterland eines untergegangenen großen Volkes.

Ich ritt hier nicht im April im Jahr 1897. Ich ritt hier im April eines Jahres, das Hunderte von Jahren vor Christi Geburt vor mir blühte. Auf den Wegen erzählten die wochenjungen Anemonen von den Augen der jungen Griechen und Griechinnen, die einst in jedem vierten Jahr von allen Teilen des Pelo-

ponnes, im Festjahr und zu den Kampfspielen, nach Olympia gezogen waren.

Die Urmutter Erde gibt alle ihre Erinnerungen ihren Blumen am Wege mit. Und der Himmel, unter dem sich die Blumen für ein kurzes Hochzeitsfest erschlossen haben, das ihnen Geburts-, Liebes- und Todesfest zugleich ist, bestätigt die Erinnerungen, die der Himmel mit der Erde austauscht. Nichts ist vergessen, was da, an die Erde antönend, vorübergewandelt ist, auch nicht der Blick eines Auges, der eine Blume am Boden streifte. Alles lebt ewig im All, unversunken und erwachend, wenn es sich gerufen fühlt.

So wie die Graswege jetzt hier unter hohen Ahornhainen, unter schönen hochgeschwungenen Platanen, bei blendendweißen stattlichen Birkenstämmen, mit den vielfarbigen Scharen der Anemonen bevölkert waren, so war auch der Weg selbst nicht einsam. Überall kamen unserem Geist die Geister fröhlich wandernder Griechen aus der Vergangenheit entgegen. Menschenleer war die Landschaft, aber hoheitsvoll seelenbevölkert.

Ein paarmal kamen wir an echt arkadischen Wiesen und Quellen vorüber. Da war eine Quelle, die sprang als mannsdicker Silberstrahl von einem kleinen haushohen Hügel in weitem Bogen und freiem Sprung von grüner Höhe auf die blumenbedeckte Wiese. Dieser köstliche Wasserstrahl kam erquickend und lebendig in die weiche Wiesenstille, und es würde uns nicht verwundert haben, wenn hier bei der Quelle und den Blumen Quellnymphen und Baumnymphen sich aus dem Gras erhoben hätten und in rhythmischen Tanzreigen unter dem arkadischen Frühlingsblau vorübergezogen wären.

Am Wege trafen wir selten ein Haus. Aber wenn wir zu einem der kleinen weißgekalkten Bauernhäuschen kamen, herrschte dort ideale Armut und patriarchalische Einfachheit. Der Hausherr, ein schlichtgekleideter Landmann, verbeugte sich unter der Tür. Er konnte uns kein Mahl bieten, auch nicht für Geld, denn er selbst lebte nur von Brot und Milch und getrockneten Feigen.

Ein Gläschen wasserfarbener Mastichabranntwein war alles, was wir kaufen konnten. Aber wir hatten Brot und Feigen, etwas Schinken und kaltes Huhn von Olympia in den Reisetaschen mitgenommen; wir saßen vor dem Hause nieder unter den hohen glitzernden bauschigen Silberpappeln am grasigen Wegrand und dachten selbst kaum daran, das wenige zu essen, das wir bei uns hatten.

Denn die kräuterduftende Luft hier, die Luft aus den grünen Bäumen und die Luft aus der kühlen Frühlingserde und aus dem kühlen Frühlingsgras erquickte uns festlich das Herz, und wer von dieser Luft kostete, kam sich frisch genährt vor. Diese Luft ließ im Magen keinen Hunger aufkommen.

Niemals bin ich wieder tagelang so anstrengend gereist, und niemals habe ich tagelang so wenig Nahrung zu mir nehmen müssen. Und am Abend jener Tage war ich nicht müde. Es war, als würden wir hier vom Himmel unsichtbar mit Nektar und Ambrosia genährt.

Einmal ließen wir uns abends in einer Hirtenhütte wo wir die Pferde eingestellt hatten und wo wir übernachten sollten, ein Huhn auftischen. Der Hirte briet es uns am Spieß über einem kleinen offenen Feuer, das auf einem Stein am gestampften Erdfußboden brannte. An dem mageren Huhn war aber nichts zu essen. Es hatte nur Knochenröhren und am Feuer gedörrte Stoppelhaut zu bieten. Doch war ich von den wenigen Bissen schon übersatt. Es war, als nährte einen schon der Geruch des Feuers, der an dem dürren Huhn haftete.

Auf dem ganzen Ritt durch den Peloponnes fanden wir bis Kalamata kein europäisches Gasthaus. In der ersten Nacht kamen wir in ein Bergnest, das an einem abschüssigen Gebirgshang mühsam von unseren Pferden erklettert wurde. In der Abenddämmerung, als schon die Sonne untergegangen war, erklommen wir das wilde verwahrloste Bergstädtchen, zu welchem sich selten ein Reisender verirrte. Der Ort hieß Andritzina.

Ein paar Stunden vorher hatten wir auf einer

anderen kahlen Höhe, bei einem einzelnstehenden Haus, ein Glas Wein kaufen können. Und wie wir noch dort vor der Haustüre auf- und abstampften, um die im unbequemen Holzsattel taub gewordenen Beine lebendig zu machen, kam ein Reiter, ein düsterer Kerl, auf bepacktem Pferd und stieg gleichfalls vor jener einsamen Haustüre ab.

Während er mit dem Hausherrn, der unter der Türe erschien, mit griechischer Lebendigkeit laute Worte tauschte, die wir nicht verstanden, bemerkte ich, als der fremde Reiter mit der rechten Hand den Sattel seines Pferdes rückte, daß ihm an dieser Hand neben dem kleinen Finger ein sechster lebloser Finger baumelte.

Die Sonne war eben im trüben Bergdunst untergegangen. Der schwarzbärtige, etwas verwilderte Grieche, seine Sprache, die ich nicht verstand, die düstere Abendluft, die Bergeinsamkeit, die menschenleere todstille Landschaft rund um uns, alles das brachte mich auf unheimliche Erinnerungen, auf Geschichten von griechischen Räubereien, wo man europäische Reisende in die Berge verschleppt und sie erst, nachdem man großes Lösegeld gefordert, freigelassen hatte.

Ich trieb unseren Führer zur Eile an, da es mir unangenehm schien, wenn jener Mensch mit dem seltsamen sechsten Finger an der rechten Hand uns wie ein Spuk im heranbrechenden Abend folgen würde. Ich sagte meine Befürchtungen, als wir weiter geritten waren, meinem Reisegefährten, der sich gewundert hatte, daß ich mein Pferd so eilig anspornte. Und wir trieben dann unsere beiden Pferde lebhaft vorwärts, so daß wir den Führer weit hinter uns ließen.

Wir hörten bald auch schon die klappernden Hufe des fremden Reiters, der uns folgte, auf den Steinen des ausgetrockneten Bachbettes, das wir in der Abenddämmerung eben durchquert hatten. Da es nur einen Weg nach Andritzina gab, konnten wir das Reiseziel nicht verfehlen. Immer aber, wenn ich mich umsah, bemerkte ich zwei, drei Reiter mehr, die

über den kahlen Anhöhen im Halbdunkel aufgetaucht waren, und die zuletzt in einiger Entfernung hinter uns einen kleinen Trupp von acht bis zehn Reitern bildeten.

Mein Herz sagte einfach: „Das sind nur Reisende wie wir auch; Handelsleute, heimkehrend von irgendeinem weitentfernten griechischen Marktflecken."

Aber ich sah unseren Führer nicht mehr. Er schien spurlos verschwunden zu sein. Bisher war er den ganzen Tag neben unseren Pferden mit seinem kleinen, gewandten Bedientenschritt hergegangen.

Nun wurde auch mein Reisegefährte, er, der vorher keine Angst hatte, von meinen Räubervorstellungen angesteckt. Es war zu verlockend, sich auf diesen düsteren, abgeholzten, menschenleeren Höhen, auf welchen selten ein verkümmerter Baum, ein Busch oder eine Agavenpflanze im Abenddunkel stand, Räubergeschichten hinzudenken.

Wir hörten immer in einiger Entfernung hinter uns die Steine klappern und die Reiter, die die Pferde antrieben, schnalzten mit der Zunge. Sonst war in der Weltverlorenheit des dunstigen toten Abends auf diesen kahlen Berghöhen kein Laut zu hören, keine Abendglocke, kein heimziehendes Gefährt. Von Fabriken oder Eisenbahnen war hier natürlich keine Spur.

Der vorsichtige Verstand, der Hausherr meines Körpers, erzählte mir immer lebhafter, was er über das heutige Räuberwesen Griechenlands in den Zeitungen gelesen hatte.

Mein Reisegefährte konnte unseren Führer ebenfalls nicht mehr entdecken, und sein Verschwinden gab uns die Versicherung, daß er wahrscheinlich an jenem letzten Berghaus absichtlich zurückgeblieben war. Es war mir nun klar: der Führer hatte in Olympia räuberische Landsleute von unserem Vorhaben, durch den Peloponnes reiten zu wollen, benachrichtigt. Meistens wird dieser Ritt nur von großen Gesellschaften ausgeführt und selten von einzelnen fremden Reisenden.

Die Räuber hatten wahrscheinlich verabredet, wenn der Abend des ersten Tages hereinbräche, uns ein-

zuholen und abzufangen, um ein Lösegeld zu erpressen. Deshalb war unser Führer, der Hoteldiener, bereits zurückgeblieben, um, im Falle die Sache missglücken würde, nicht Zeuge der räuberischen Schandtaten gewesen zu sein.

Also faselte mein Verstand ganz ernstlich, indessen mein Herz, das durch sein Gefühl immer allwissend, immer ruhig und gleichmütig war, beschwichtigend vor sich hinmurmelte: „Die friedlichen Handelsleute tun euch nichts. Achte doch auf den wunderbaren sanften dunkelnden Abend, an dem alle Hast der Welt eingeschlafen scheint. Nie mehr wirst du hier in Arkadien reiten. Nur selten kommt man zu einem so schönen Abendritt.

Sieh doch, der Geist der Frau, die dich liebt, geht jetzt an Stelle des Führers neben den Pferden her. Du fürchtest, ihr könntet von rückwärts von den harmlosen Reitern erschossen oder gefangen werden. Die Kraft der Geliebten wird jede Kugel von dir fernhalten, und kein Lasso wird dich einfangen können, weil dich die Liebe begleitet."

„Schweig," befahl der Verstand dem Herzen. „In einem wildfremden Land, und in einem Land wie dieses, ist es gefährlich, im Abend zu träumen. Im Dunkel soll man Augen und Ohren doppelt offen haben."

Unsere armen Pferde aber wußten nicht, ob sie hinstürzen oder fortjagen sollten, weil wir sie so unmäßig antrieben. Hinter uns wurden die Wege immer dunkler. Nur auf der Höhe, auf der die Pferde auf gewundenen Wegen hochkletterten und wo das Bergdorf liegen sollte, das wir aber noch nicht sahen, war noch mattes Dämmerlicht. Es war noch so hell, daß ich meinen Reisegefährten neben mir und die Straße vor mir erkennen konnte. Bergabwärts aber steckten die Reiter hinter uns bereits in Dunkelheit. Nur Stimmen und Pferdehufe folgten uns.

Die Fensterscheiben von steil auf den Bergwänden stehenden fernen Hütten blinkten auf. Unbehelligt kamen wir vorwärts, und bei den ersten Fenstern

warteten wir. Ich wunderte mich eigentlich, daß wir noch nicht gefangen genommen waren. Denn jetzt war es für die Räuber zu einem Überfall zu spät, da in diesem Ort, das wußten wir, sogar eine Telegraphenstation war. Also würden wohl auch Gemeindevorsteher und andere anständige Leute da sein, die uns in Schutz nehmen konnten.

Ich hatte mir unterwegs vorgenommen, von hier gleich an den deutschen Konsul nach Kalamata zu telegraphieren und das Telegramm auffällig aufzugeben, damit man wissen sollte, daß wir dort erwartet würden, und damit man uns nicht noch in der Nacht in einer der unheimlichen Herbergen verschwinden lassen könnte.

In der späten Abendstunde gaben wir dann, umgeben von einem Haufen Leute, die zusammengelaufen waren, um uns zu sehen, das Telegramm auf dem armseligen Telegraphenamt ab.

Schon beim Eintritt in das Dorf, als uns hufeklappernd die Pferde der anderen Reiter einholten, rief uns die Stimme unseres Führers an, welcher hinter dem sechsfingrigen Reiter auf dessen Sattel mit aufgesessen war, und den wir so verdeckt in der Dunkelheit nicht mehr hatten erkennen können.

Mein Herz lachte nun mein Gehirn aus, aber der Verstand erklärte immer gesetzt und altklug: „Ehe wir nicht diese Reise durch den Peloponnes beendet haben, sollst du mich nicht verlachen.“ —

In einem elenden Zimmer in elendesten Strohbetten übernachteten wir. Der Raum lag im ersten Stocke eines schmutzigen und düsteren Hauses. Durch die breiten Spalten der geborstenen Dielen konnte man in die unteren Räume hinunter auf die Köpfe der Griechen sehen, die dort bei einer Kerze zusammensaßen.

Zu essen gab es nichts. Wir verzehrten altes Brot, das wir noch bei uns hatten, und einige Scheiben getrocknete Zervelatwurst. Dazu tranken wir ein Glas geharzten Landwein, an dessen bitteren Geschmack wir uns nicht gleich gewöhnen konnten.

Die Weinkrüge, in welchen dieser griechische Land-

wein aufbewahrt wurde, hatten noch die alte Form. Sie waren fast menschengroß, aus rötlicher Tonmasse, bauchig und unten spitz zulaufend, und wurden zur Hälfte in die Erde eingegraben. Wir sahen auf der Reise öfters solche Krüge in den Hausgängen der Bauernhäuser in einer Ecke lehnen, und diese geheiligten altväterlichen Krüge schienen jedes neuzeitliche Bauernhäuschen mit altgriechischem Geist zu weihen.

Das offene Reisigfeuer, das auf dem Herd unter unserem Zimmer in der Herberge im kalten Abend angezündet worden war, schickte uns beißenden Rauch durch die Dielenspalten, und hustend und mit Kopfschmerzen suchten wir unser Lager auf, wo wir bald, von Müdigkeit und Rauch betäubt, einschliefen.

Nach jenem unheimlichen Abendritt, der zwar mehr in meiner Vorstellung als in der Folge gefährlich gewesen, stiegen mir wieder neue Bedenken auf gegen ein Leben in fernen, einsamen, unbekannten Gegenden unter Volksstämmen, deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten nicht die meinen waren.

Am Tage, als wir unter den Wiesen und Quellen, unter den Platanen und Pappeln, unter den Birken und Kastanien, bei den tausend Anemonenblumen, bei Morgen- und Mittagssonne hingeritten waren, hatten mich die altgriechischen Geister begleitet, und ihre Festlichkeit hatte mein Herz mutig und zuversichtlich gemacht, so daß ich einige Stunden geglaubt hatte, ich würde mir gern in jener hoheitsvollen arkadischen Landschaft ein einsames Bauernhaus kaufen und hier meine Lebensjahre verbringen wollen.

Aber seit dem Schreckanfall in der Abenddüsterheit, seit der Mann mit den sechs Fingern am Wege aufgetaucht war, bebte der Grund und Boden unter mir hier von Räubervorstellungen, die ich auch in den nächsten Tagen nicht mehr ganz überwinden konnte. Und niemals mehr kehrte in mir das tiefe Verlangen wieder, im Peloponnes bleiben zu wollen. Ich sah ein, wenn schon ein Mann hier auf Schreckensgedanken kommen konnte, wie unmöglich war es dann erst für eine europäische Frau, für meine Frau, mit

mir hier in einem einsamen Bauernhaus zu leben und einen Haushalt zu führen.

Die arkadischen Landschaften sahen sich verlockend an, aber die Lebensbedingungen waren zu hart und waren mir auch zu unbekannt. Und ich sagte mir vom nächsten Morgen an: ich will jetzt als Vergnügungsreisender, wie mein Reisegefährte es ist, sorgenfrei über die Berge dieses Landes reiten und nicht mehr dabei an meine Zukunft denken. Ich werde bei meiner Rückkunft nach Athen, vielleicht in der Nähe der griechischen Hauptstadt, ein einfaches Weinberghaus finden, wo ich mit meiner Frau, aber doch nicht weltverlassen, leben kann.

Von diesem Entschluß an war es mir, als legte ich ein schweres Gepäck ab, das ich unsichtbar auf meinem Kopf getragen hatte. Sorgenlasten fielen von mir, mit denen ich in Delphi, in Olympia und in Arkadien bepackt, unter stetem Druck die griechischen Meilen hätte atembeklommen betrachten müssen.

Am nächsten Morgen, als wir bei Sonnenaufgang zeitig aufbrachen, war ich dem Räuberabenteuer dankbar, daß es mich wenigstens in Gedanken auf die Schatten des arkadischen Einsamkeitslebens hingewiesen hatte. Und befreit von dem Ansiedlungsplan sah ich fröhlich in die taufrische Frühhelle.

Das alte verwitterte Bergstädtchen lag rosig verklärt auf seiner wagehalsigen Höhe. Es sah aus, als bewohnten es nicht geplagte alltägliche Menschen, sondern Menschen, die fliegen könnten, wenn sie die goldglänzenden Scheiben ihrer Hütten über den Bergabhängen öffneten. Wie eilfertige Schwalben, festlich und fröhlich, schienen diese Menschen auf dieser Berghöhe zu sein, so wie es die Vögel immer im Vergleich zu erdgebundenen vierfüßigen Tieren sind.

Ferne Bergspitzen gen Süden hin, drüben über den lilablauen Abgründen des Gebirges, lagen im Morgennebel wie blaue Inseln und schienen unser Kommen in ihrer Unwirklichkeit zu erwarten.

Wenn wir auch nichts zu essen und nichts zu trin-

ken bekamen und seit unserem Austritt aus Olympia noch kein warmes Mahl gesehen hatten, so merkten wir doch noch nicht, daß uns irgend etwas fehlte. Mein Reisegefährte hatte sich vom Führer einen Kranz getrockneter Feigen kaufen lassen, und diesen hängte er über den Arm. So zum Morgenimbiß Feigen kauend, ritten wir auf neuen Bergwegen weiter. Die Bäume wurden immer spärlicher, und die Steinblöcke wuchsen immer reicher in die Luft.

Wir hatten jetzt außer dem Hotelführer noch einen jungen griechischen Hirten als Führer dabei, der mit seinem langen Holzstab in der Hand — an welchen oben eine Muschel geschnitzt war — vor unseren Pferden aufrecht und wegkundig einherschritt und uns über die Bergpässe führte.

Kein Haus, kein Dorf, keine Menschenansiedelung war auf viele Meilen zu finden. Gegen Mittag trafen wir nur im Gestein an einer altgriechischen Quellenfassung, wo das Wasser aus einem weißen marmornen Löwenkopf sprudelte, zwei Hirten bei großen Hammelheerden. Diese arkadischen Hirten hatten keine anderen Kleider an als die Felle ihrer Hammel, die sie mit Hanfstricken um die Brust und um die Beine gebunden trugen.

Sie hatten aus Rohren selbstgefertigte griechische Panflöten in der Hand, und sie verwunderten sich so wenig über unser Erscheinen, so wenig wie die Steine und die Quelle es taten, für die sie ihre Flöten spielten. Diese jungen Hirten trugen dieselbe allwissende Geste zur Schau, so wie sie das Wild im Walde, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser zeigten, die sich nicht vom natürlichfestlichen Weltall-zusammenleben getrennt haben.

Der Mensch der Städte, der da, nur mit seinesgleichen beschäftigt, auch nur seinesgleichen als lebenswürdig betrachtet, hat diese Geste verloren. Diese beiden in Schaffelle gewickelten Gestalten aber lebten mit der Sonne, mit dem Regen, mit ihren Tieren auf du und du. Und unser Erscheinen bei ihnen, jenen reichsten Armen, die sich Besitzer des Weltallgebäudes nennen könnten, die mit mehr Welt leben

als jeder Städter, brachte kein Überraschtsein, keine Verwunderung hervor.

Sie machten uns, sich ruhig erhebend, auf ihren Steinen an der Quelle Platz, und sie setzten sich, einen Gruß murmelnd, ein wenig weiter fort in die Sonne, ohne uns neugierig zu betrachten.

Nach einer Weile, während wir den alten tausendjährigen Löwenkopf an der schön umfaßten Quelle bewunderten und uns am eisigen Wasser erquickten, waren die beiden Hirten, als wir uns wieder aufrichteten, spurlos aus den Steinfeldern verschwunden. Wir hörten nur noch die Hammelherde über eine ferne Geröllböschung fortziehen, deren Steine unter den vielen Füßen rasselten.

Einige hundert Schritte von jener Quelle stand auf der steinigen Höhe eine einsame prächtige Tempelruine. Sie wurde der Tempel von Bassä genannt. In der Nähe des Tempels ragte hier und da ein uralter Eichenstumpf auf. Es waren das nur hohe Stammstummeln ohne Äste, und sie bildeten wahrscheinlich in alter Zeit, als jener Tempel noch jung war den Eichenhain um das Heiligtum.

Hier mag auch am Steinboden einst Rasen und Erde gewesen sein, aber die Stürme der Jahrhunderte hatten die Felsenplatten von Erde reingewaschen, und der Berg schien wie mit nackten Knochen bedeckt. Und wie ein zerbrochenes Knochengerüst stand die Tempelruine, von der Sonne silbrig gebleicht und dachlos, auf der Gebirgshöhe.

Die Säulenreihen zeigten noch starke klare Form und waren noch jung und stolz in ihren Linien. Hinter den Säulen aber, im Tempel, lag ein wüstes Durcheinander von kantigen und brüchigen Blöcken, die einst der Giebel und die Dachplatten gewesen sind.

Von der Tempelschwelle aus hatten wir eine mächtige Fernsicht gegen Süden bis zu den letzten Ausläufern des Peloponnes und bis zum Mittelmeer hin. Da drunten in mächtigen Tälern, wo üppige Pappelgruppen, Platanenwälder und Wiesenflächen mit blaudunklem Grün und goldgelbem Grün wech-

selten, ging im Morgenlicht ein ferner Regen, mit herrlicher lila Bestrahlung der Bergwellen, über dem weiten Peloponnes nieder. Und wir freuten uns auf den Abstieg zu den laubreichen Tälern.

Über einem fernen Stein tauchten die Gesichter der beiden Hirten nochmals auf, und der eine blies auf seiner Panflöte. Die Morgenluft brachte uns, als wir fortzogen, kleine Stücke einer lieblichen weltvergessenen Melodie noch lange über die Höhe nach.

Von nun an änderte sich nach einigen Meilen beim Hinunterklettern der Weg. Wir verließen die Kahlheit und kamen in erdreicheres, belaubteres Gebiet. Manchmal erschien an den Abhängen, hinter üppigen, gelbblühenden Ginsterbüschen, der neugierige Kopf eines langbärtigen Ziegenbockes, der zum jungen Birkengrün über die Büsche hinaufschnupperte. Es war, als sähe uns ein behaarter Faun mit spitzen Ohren und schlauem Auge, halb von den Büschen verdeckt, an. Dann verschwand das neugierige zottige Bocksgesicht wieder hinter gelben Ginsterblüten.

Zugleich trafen wir hier und da einen Hirten auf seinen Stab gestützt am Wege oder eine Hütte. Und beide, Haus und Mensch, standen totenstill. Nur ihr fortrückender Schatten lag neben ihnen am Wege in der Sonne als einzige Bewegung ihres Lebens.

Der Tempel von Bassä ist die bedeutendste Ruine, die zwischen Olympia und Kalamata den Landschaftsweg schmückt. Auch die alten Stadtmauern von Messaene besuchten wir von Kalamata aus, aber sie geben nicht denselben entzückenden Eindruck wie der in der Verschollenheit einer kahlen silbrigen Gebirgshöhe unerwartet dastehende silbrige Tempel von Bassä.

Wir kamen am gleichen Abend zu einer Hirtenhütte, die auf dem Trümmerfeld einer verlassenen Stadt bei ein paar kümmerlichen Ölbäumen stand. Hier sollten wir übernachten. Hier war es, wo man uns das dürftige Huhn briet, das nach zwei anstrengenden Reisetagen der erste warme Bissen war, den wir zu uns nahmen.

Die Hütte bestand aus zwei höhlenartigen Räumen. In dem einen Raum kauerte die Hirtenfamilie in der Nähe des Feuers. Nur ein Stein am Fußboden war der einfache Herd. Der Rauch zog zum Fensterloch oder zum Türloch ins Freie.

In dem hinteren fensterlosen Raum wurden uns zum Schlafen Pferdedecken auf den gestampften Erdboden gelegt. An einem Holzspan, der zwischen die Mauersteine gesteckt war, hing ein ölgefülltes Eisennäpfchen. Darinnen brannte mit dünnem Rauchflämmchen ein Docht. In den Winkeln standen ein paar alte Ziegenkrippen und einige Futtersäcke.

Die Einfachheit gefiel mir außerordentlich. Der harte gestampfte Fußboden unter den Pferdedecken war zwar für die vom Ritt müden Glieder nicht verlockend. Doch lag eine Weihe, ein göttlicher Armuternst in dem Häuschen, in dem es keinen Tisch, keinen Stuhl und kein Gerät gab.

Der armen Hirtenfamilie war die Mutter Erde im wahesten Sinne Mutter vom Geburtstage an bis zum Sterbetage. Die Leute hockten bei der Erde, sie aßen bei der Erde, sie kochten bei der Erde und schliefen bei der Erde. In einem Haus, in dem man nichts besaß als das Leben und die Erde, hatte ich bisher noch nie übernachtet.

Es war Friede und leises Plaudern am Abend bei den Leuten, die da im Herdrauch auf ihrer Türschwelle hockten und unserem Führer zuhörten. Von der toten Stadt, die draußen rund um die Hütte lag, stand keine Säule mehr aufrecht, stand keine Mauer mehr, und die tausendjährige Sonnenhitze und die kalten Nachtfröste hatten die Stadtreste längst wie mit Hämmern zu Steingeröll zermürbt. Hier und da ragte am Rand eines Steinfeldes ein kümmerlicher Baum auf, oder es lag da eine andere Hirtenhütte ebenso arm wie die, welche uns aufgenommen hatte.

Ich habe den Namen jener staubgewordenen Stadt vergessen und will nicht in Büchern nachschlagen. Ich will nur das, was noch von dieser Reise in meiner Erinnerung lebend haftet, wiedergeben und nicht mehr.

Die Pferdedecken, in die wir uns nachts zum Schlafen eingewickelt hatten, kratzten uns. Und auch die Erdmutter, die wir immer mit unseren Stiefelabsätzen getreten hatten, wollte uns auf dem Fußboden nicht so ruhig schlafen lassen wie die Hirten, die die Erde zeitlebens barfuß mit weichem Schritt gestreichelt hatten. Es war mir beim Liegen auf dem Fußboden, als teile die Erde meinen vom Ritt müden Knochen harte Püffe aus.

Vorher waren in diesem Raum die Hühner eingesperrt gewesen, und die zurückgebliebenen Hühnerflöhe machten sich nun mit blutdürstigem Vergnügen über uns Fremdlinge her.

Dazu rauchte das Öllicht so schrecklich, daß wir Kopfschmerzen bekamen und zu ersticken meinten. Wir waren noch zu ungöttlich für diese göttliche Armut, in die wir so plötzlich aufgenommen worden waren. Und der Körper, der immer langsamer als der Geist ist, wollte die Kasteiungen dieser Nacht nicht willig ertragen und wurde störrisch.

Ich hatte meine Taschenuhr neben dem Reisebündel, das mein Kopfkissen war, auf den Fußboden gelegt, aber in dieser Hütte schienen die Stunden nicht wandern zu wollen. Sie blieben hocken, und die Uhrzeiger vergaßen fortzurücken. In dieser Armut war ein ewiger Stillstand an Stelle der Zeit zu spüren. So wie es kein Hausgerät gab, schien auch hier keine Uhr nötig zu sein. Die Nacht war eine einzige große Stunde und der Tag eine einzige große Stunde, die saß bei der Armut, auf dem leeren gestampften Erdboden, beharrlich zwischen den vier leeren Wänden der Hütte. Und deshalb war es gleich, was man in dieser Zeitlosigkeit erlebte.

Und da wir nicht schlafen konnten und einer den anderen sich in seinem Hüttenwinkel herumwälzen hörte, riefen wir uns zu, daß es vernünftiger wäre, in der Mondnacht weiterzureiten. Lieber wollten wir am Tage versuchen, ungeplagt von Rauch und Hühnerflöhen, auf einer weichen Wiese in frischer Luft zu schlafen und die Nachtruhe nachzuholen.

Die Hirten, die noch nicht ihr Lager aufgesucht

hatten, staunten nicht, als wir im schönen Mondschein weiterreiten wollten. Nur unser Führer, der eben schlafen gehen wollte, brummte ein wenig.

Wir ritten um Mitternacht von der Hütte fort. Die schöne erfrischende Nacht machte uns eine Weile munter, aber das Mondlicht schläferte die Augen bald wieder ein. Und als wir das Steinfeld der untergegangenen Stadt verlassen hatten und unter Baumschatten an einem Bergabhang ritten, wußte ich bald nicht mehr, wie ich meine Augen vor Müdigkeit offen halten sollte.

Der Mond schien den Schlaf durch die Baumblätter zu schicken. Die weißen Milchflecken des Mondlichtes am Weg, durch die wir ritten, waren wie ein über uns ausgegossener Schlaftrunk. Und der Schlaf duftete aus den Büschen und sank aus den ruhenden Bäumen herab auf uns, und zeitweise fürchtete ich, vom Pferde zu fallen, denn der wiegende Gang des Tieres erhöhte die Schlaflust.

Wir hörten aus einer Schlucht herauf, an der wir entlang ritten, ein ununterbrochenes Rauschen. Ich wußte nicht, kam das Geräusch von einem Wasser oder vom Wind im Laub. Es war da im Finstern ein Lärm in einem Tal, der ununterbrochen neben uns lebte. Der Weg senkte sich mehr und mehr, und bald sah ich durch die Zweige ein breites Bachbett; das andere Ufer lag in Finsternis, unbeleuchtet vom Mond.

Das Wasser vor mir schien endlos breit zu sein. Das schnelle Wasser sprang über Felsenblöcke und zeigte viele buckelige Strudel, die im Mondlicht silberschäumend kreiselten.

Die Luft wurde immer frischer und feuchter, und dann stand mein Pferd still. Der Weg endete vor dem wilden Wasser. Der Führer, der hinter uns zurückgeblieben und wahrscheinlich auch im Gehen halb eingeschlafen war, kam auf mein Rufen herabgerannt und sagte, daß wir das Wasser durchqueren müßten.

Dann rief er durch die hohlen Hände über das Wasser hinüber: „Compatriot!“ Drüben sah ich

bald Feuerschein aufleuchten, als wenn man die Türe eines im Innern brennenden Hauses öffnete.

„Dort ist eine Mühle," erklärte der Führer, „und die Müllerknechte werden uns hinüberholen."

Es war nicht gerade behaglich, mitten in der Nacht durch ein angeschwollenes, unbekanntes Frühlingswasser reiten zu müssen, wenn man den Weg am Tage noch nie gesehen hatte.

Unsere Rufe waren beantwortet worden, und nachdem sich die Stimmen eine Weile gegenseitig, über das Wasserbrausen weg, zugeschrien hatten, erschienen Männer im Mondschein, bis zu den Hüften mitten im Wasserschaum stehend, und sie winkten und schrien von neuem.

Wir ritten vorwärts, den Pferden die Zügel freigebend, da die Tiere die Furt suchten und behutsam die unter den Schaumstrudeln liegenden Übergangssteine mit den Hufen fanden. Indessen schrien die Müllerknechte, und die Felsen echoten, und die Wasserwirbel johlten und zischten betäubend. Es war als ritten wir durch einen überkochenden Hexenkessel.

An den mondhellen Stellen sah ich neben mir die rasende Flut vorbeischießen. Dann empfingen uns die Müllerknechte bei den tiefsten Strudeln und stemmten sich gegen die Pferde und schoben diese und uns, die wir mit hochgezogenen Beinen im Sattel saßen, da das Wasser bis an den Sattel reichte, durch die nächtige Wasserwildnis.

Drüben empfing uns die vorweltlichste Mühle. Die Mühlenhütte war niedrig, aus mächtigen Eichenstämmen roh zusammengefügt, und drinnen im einzigen Raum prasselte ein mächtiges Feuer und brannte lichterloh. Um die Flammen saßen Männer, die uns zunickten.

Diese Mühle mit dem brüllenden Wasser vor der Tür, am gestampften Boden das hochwallende prunkvolle Feuer darinnen, das mit ungeheurem Leben den Raum füllte, die alten verwitterten Müllerknechte, alles zusammen erinnerte mich mit einem Male an Odysseus Abenteuer bei den Zyklopen.

Die Nacht draußen unter der offenen Tür, mit dem hochgehängten Mond, mit der johlenden Wasserstimme, schien einer der einäugigen Zyklopen zu sein, der jeden Augenblick hereinkommen konnte, um am Feuer niederzusitzen und einen von uns Menschen, die wir hier als Gefährten des Odysseus Unterkunft nahmen, zu verzehren.

Nachdem wir unsere Kleider an der Feuerwärme getrocknet hatten, war die Nacht schon am Verschwinden. Und als wir in die Morgendämmerung hinaustraten, um wieder auf den Pferden aufzusitzen, da war alles verwandelt und alltäglich. Da war nichts Besonderes ringsum, als ein mit gurgelndem Hochwasser angeschwollenes Bachbett, ein plumpes hölzernes Mühlenhaus und stumme schattige Baumgruppen davor, die sich vom morgengrauen Himmel abhoben.

Der Zyklopenspuk war verschwunden, das Feuer fortgeflogen, und wir ritten gemächlich auf einer breiteren Straße unter den Bäumen wieder weiter in die Berghöhen hinauf.

Am Spätnachmittag desselben Tages kamen wir noch nach dem Hafenort Kalamata am Mittelmeer. Hier waren dunkle Orangengärten am Meerufer, voll reifer Früchte, reichbeladen wie Apfelbäume im August.

Nach zwei Ruhetagen ritten wir über einen hohen Gebirgspaß, an Abgründen vorbei, in das düstere und kühle Tal von Sparta. Den Spartanern war wenig Sonne gegönnt. Ganz nahe der neuen Stadt, die hauptsächlich aus Kasernen besteht, erhebt sich im Osten und Westen ein mächtiger Bergwall. Die Sonne kommt spät in das Tal hinunter und geht am hohen Nachmittag schon zeitig aus dem Tal fort. Sparta liegt dem heißen Wind von Süden und dem eisigen Wind von Norden offen.

Lachendes Licht und von allen Windrichtungen spielende Lüfte umgeben das Auge Hellas': Athen. Aber wie menschenunfreundlich dagegen das düstere Tal um Sparta.

Die Ritte vorher durch Arkadien und von Kalamata bis Sparta waren mir wertvoller als die anderen Wege nachher, die wir teils im zweispännigen Wagen, teils mit der Eisenbahn zurücklegen mußten.

Der Weg durch Arkadien an den Wiesentälern und dem Strahl der rauschenden Quellen vorbei, und der Aufenthalt bei weltabgeschiedenen Hirten auf den Berghöhen blieben mir so festlich in Erinnerung wie einst Jahre vorher die Frühlingstage und Segelfahrten an der Westküste Schwedens, in Bohuslän, und wie die einsamen Ritte und Wege zu den Aztekenpyramiden und Vulkantälern Mexikos.

Als wir Arkadien verlassen und später von Sparta einen Wagen genommen hatten, um die berühmten Ruinen von Thyrinz, Epidaurus und Mykene zu erreichen, fühlte ich mich wieder den gutbürgerlichen Menschen zurückgegeben, nachdem wir bisher in Arkadien von den edlen Armutgöttern der Hirten mit nur Luft und Sonnenschein genährt worden waren.

Wir wohnten von nun ab wieder in kleinen griechisch-europäischen Gasthäusern, wanderten in Tripolitza, dem gewerbetreibenden Provinzstädtchen, durch die lange Gasse der Leinwandhändler, durch die Gasse der Kupferschmiede, durch die Gasse der Töpfer und durch die Gasse der Seiler. Jede Gasse war von einem Handwerk bewohnt, und die Meister jeder Gasse, die da in ihren kleinen offenen Werkstätten arbeiteten, waren sich gute Nachbarn.

Sie saßen wie eine Gemeinde in ihrer Gasse, und jede Gasse hatte einen anderen Handwerkergott über sich, für den die Meister und Gesellen in Ehre und in Zucht arbeiteten, und der ihnen Käufer und tägliches Brot ins Haus schickte.

Hier lebten die Menschen für die Menschen, wie Würmer bei den Würmern. Ihre Arbeit adelte sie, ihre Herzen waren gut, aber sie waren lebensgeängstigter und lebensgeknechteter als die Herzen jener weltfernen Hirten in Arkadien, die sich mit der Mutter Erde begnügten ihr Leben lang und der Erde nichts gaben und ihr nichts nahmen als den

menschlichen Herzschlag vom ersten Lebenstag bis zum letzten.

In bedürfnisloser Seligkeit waren die Hirten Arkadiens freie Männer in ihrer Armut, während die Handwerker in Tripolitza, die mit einem Auge nach den Käufern spähen mußten und die nur mit dem anderen bei der Arbeit blieben, in ihren Gassen nur mit halbem Herzschlag, nur mit halber Ruhe an der Erde saßen.

Mein Herz sehnte sich bald nach der feierlichen Armutsstille, nach der sorglosen Bedürfnislosigkeit Arkadiens zurück. Aber dann wurde es von großen Ruinen getröstet, die es auf der Weiterreise mit alter festlicher Vergangenheit unterhielten.

Bei dem Städtchen Nauplia, in dessen Nähe einst die alte Burg von Thyrinz gelegen, bestiegen wir die Reste der grimmigen Feste, deren Mauern aus so ungeheuren Felsblöcken gebildet sind, daß man heute noch nicht versteht, wie jene Zyklopenmauern haben entstehen können. Hier waren keine Säulen, keine schönbehauenen Bildwerke. Hier war nur die irdische Kraft, der Männer Trotz und der Männer Stärke vergangener Zeiten zu bewundern.

Und auch in Mykene, wo noch das Löwentor an der Burg des Agamemnon steht und die Grundmauern der Säle und Kammern auf leichter Anhöhe bei einer sonnigen sandigen Ebene lagen, war Trotz und Kraft in den Steinmauern, die von unendlichem Machtbewußtsein der Menschen sprachen, die zu allen Tagen sich untereinander das Leben abtrotzen mußten, und sich immer leichter gegen die Elemente und gegen wilde Tiere wehren konnten als gegen das Raubtier Mensch.

Von Nauplia ritten wir in zwei Tagereisen nach Epidaurus hin und zurück. In einem lieblichen Hügelwinkel lagen noch die schönen weißen marmornen Mauern der Hallen und Säulengänge und die Badebecken des alten Heil- und Badeortes der Griechen. Der Gott der Ärzte, der Gott Äskulap, hatte hier seinen Weiheort, wo einst warme Quellen die Kranken Griechenlands herbeilockten.

Der kleine Bergwinkel war mit weißem Marmor bepflastert. Die Ruinen leuchteten, wie aus Schnee gebildet, unter dem jungen Grün vieler Bäume, die den Ruinenplatz umgaben.

Da waren noch die Wandelgänge für die Genesenden; die Säulen waren zwar umgestürzt, aber die Pflasterplatten noch gut erhalten. In den Nischen standen noch die marmornen Halbrundbänke, auf denen die Kranken geruht haben. Und jeder Bank gegenüber stand ein mächtiger Marmorsockel, darauf sich einst eine Bildergruppe aus Marmor befunden hat, deren Anblick die Sterbenden und die Genesenden erquicken konnte.

Immer gingen in diesem Lande die Künstler als oberste Herren allen Lebensbetätigungen zur Seite. Dem Menschen, der in Delphi seelische Erhebung gesucht hatte und Heilung von seinen Sorgen, waren die Kunstwerke dort am Wege vom Meer zur Parnaßhöhe, so wie die Kunstwerke hier in Epidaurus, wo die Körperkranken am warmen Erdenatem Linderung der Körperschmerzen suchten, Tröster und Beglücker des Menschenherzens gewesen.

Die Festlichkeit, die jedes Künstlerherz angeboren mit auf die Welt bringt, umgab feierlich nicht bloß Athen, die Hauptstadt des Geistes, sondern auch die nationalen Wallfahrtsorte Griechenlands, Delphi, Olympia und Epidaurus.

In den Bäderanlagen in Epidaurus waren noch die Röhrenleitungen und auch die großen gemauerten Wasserbecken sichtbar und gut erhalten, in denen viele Kranke zugleich hatten baden können. Es standen da noch Steine mit Inschriften, sowie Altäre.

Aus Fürsorglichkeit für die Kranken waren da keine Treppenstufen bei den Tempeleingängen angebracht. Damit die Bahrenträger die Schwerkranken, ohne sie zu stoßen, auf ihren Betten in den Tempel bringen konnten, waren, statt der sonst üblichen vier, fünf Tempelstufen, schräg gelegte Steinplatten aus Marmor da, die sanft zur Höhe der Tempeleingänge anstiegen.

Unter einigen Bäumen nahe der Anlage befand

sich noch das herrliche, besterhaltenste Theater Griechenlands, dessen Sitzreihen, kühl und vor der Sonne geschützt, hier im Bergwinkel in lauschigem grünen Hügelversteck zu beträchtlicher Höhe anstiegen.

Dieses Theater sah wie neu aus, als hätten die Zuschauer gestern erst ihre Plätze nach einer Vorstellung verlassen. Und doch weilten zweitausend Jahre hier im Halbrund bei mir, als ich dort auf den Marmorstufen saß. Diese Sitzreihen hatten viele Menschengeschlechter in der Ferne vorüberwandern fühlen, seit das letzte Wort von dem Altar gesprochen wurde, der da unten, festlich gebildet von Künstlerhand, in der Mitte der marmornen Bühne stand.

Wo ist das Gebäude, dachte ich, das Theater, in Berlin, in London, in Petersburg, in Paris, in Neuyork, das nach zweitausend Jahren noch wie neu wirken würde? Das so edel, einfach und erhaben in seiner Einteilung, in der Vereinigung von Zuschauerwelt und Darstellerwelt ist, daß es noch ein Vorbild sein kann künftigen Theatern?

Mein Reisegefährte sprach unten auf dem Steinplatz der Bühne bei dem Altar einige Sätze, und ich verstand oben auf der fernsten Sitzreihe in dem muschelförmigen Halbrund auch das schwach geflüsterte Wort.

Ich glaube, daß die Einheit des angewendeten Materials im griechischen Theaterrund — denn es ist zum Bau nur Stein verwendet worden — den Klang melodisch und ungestört zu einem einzigen Hall für das Menschenohr sammelt. Auch der einheitliche Holzbau in chinesischen und japanischen Theatern fördert den Schall, der nicht zerstückelt und zerstört klingt. Während unsere Theater, die eine Zusammensetzung aus Eisen, Holz, Stein, Kalkbewurf bilden, den Schall, der von der Bühne kommt, nicht einheitlich weiterschwingen können.

Ich glaube, daß diese Einheit des Materials wichtiger ist als alle akustischen Berechnungen. Man stelle sich vor, daß wir uns eine Ohrmuschel zusammensetzen würden aus Steinchen, Eisenteilen, Ton und

Holzstückchen. Wie unmöglich würde der Klang in diesem Ohr einheitlich gefaßt werden können!

Als ein großes Ohr ist aber der muschelartige Zuschauerraum jedes griechischen Theaters gedacht, dessen Halbrundform ganz unerläßlich ist unter freiem Himmel, wo die Geräusche der Bäume, der Winde und des Naturlebens das Bühnengespräch noch besonders beim Auffangen des Schalls stören können. Unsere menschliche Ohrmuschel aber ist auch nichts anderes als ein amphitheaterartiges Halbrund aus einheitlichem Material, das vom Lebensdrama den Schall aufnimmt.

An dieses mußte ich immer denken, so oft ich in Griechenland, in Delphi, in Olympia, in Epidaurus und in Athen eines der großen alten Theater besuchte und mich die gute Schallverteilung in dem weiten steinernen Halbrund unter offenem Himmel immer wieder zum Staunen brachte und zum Vergleichen aufforderte mit heutigen europäischen Theatern. —

Wir ritten von den Bäderanlagen noch einige Stunden weiter fort in ein Fischerdorf am Meer, wo wir übernachteten. Als wir gegen Abend in den Ort kamen, hing an einigen Türpfosten an einem Nagel ein frischgeschlachtetes Lamm. In der Hauptgasse an mancher Tür stand der ländliche Hausherr bei seinem Osterlamm. Es war Karfreitag und der Lammbraten für das Osterfest wurde überall vorbereitet, und die Familie, die Kinder und die Frauen, stand andächtig und spielend und plaudernd um den Vater, der das geschlachtete Tier abhäutete.

Unser Reiseführer, der neben den Pferden herlief, erklärte uns, daß die Landleute hier nur einmal im Jahr Fleisch zu sehen bekämen, zum Osterfest. Man kann sich leicht die Erwartung vorstellen, mit der die Augen der Familienmitglieder das geschlachtete Lamm am Türpfosten betrachteten.

In Einfachheit lebten die Menschen hier friedlich, und die unbewußte Bedürfnislosigkeit machte ihre Gebärden schlicht und frei von Begierde. Das Meer vor der Türe speiste sie täglich, ebenso der Feigenbaum und das kleine Kornfeld hinter dem Haus.

50*

Außer einigen Holzhockern fand sich fast kein Hausrat bei den meisten Leuten. Der Herdstein am gestampften Fußboden in einer Zimmerecke gab dem Haus das natürlichste Gerät. Ruhe und Wärme kamen von diesem edlen Stein, der in schlichter Nützlichkeit nur eine Aschenhöhlung zeigte, und der seit Homers Zeiten keine andere Form angenommen hatte.

Wie in den spanischen leeren Zimmern, wo nur eine Blumenvase in einem Winkel oder ein Bild der einzige Schmuck sind und nirgends ein Gerät zu finden ist, so war es hier bei den griechischen Landleuten. Eine wohltuende Leere herrschte in den Häusern. Der Sinn der Frauen richtet sich nur auf das Notwendigste, ebenso der Sinn der Männer. Und ihr Auftreten und ihre Rede blieben in dieser Bedürfnislosigkeit würdevoll und einheitlich.

Und diese Griechen im Peloponnes gingen auch, von alter Vergangenheit geadelt, so würdevoll frei und gesittet aufrecht, köstlich harmonisch im Geist und im Herzen, viel edler als das Landvolk in Italien, das erhitzter, begierdevoller und unklarer hinlebt. Unendliche unvergängliche Hoheit sprach aus der Haltung der griechischen Landleute, die ich da am Wege und auf den Türschwellen bei einsamen Bauernhäusern antraf.

Nur einmal fand ich im Gebirge flüchtige Unbescheidenheit, das war auf dem Wege nach Kalamata. Es war in früher Morgendämmerung, nachdem wir die Mühle verlassen hatten, hoch im Gebirge, als wir auf eine Hirtengesellschaft stießen. Mehrere Hirten hausten dort mit ihren Weibern und Kindern in Zelten. Es war noch grauer Morgen vor Sonnenaufgang, als wir, nach einem mühevollen Aufstieg, auf einem öden Geröllplatz jenen Menschen begegneten. Wir hätten gern ein wenig Milch getrunken und beauftragten unseren Führer, bei den Hirten zu fragen, ob sie uns Milch verkaufen wollten.

Es war aber noch nicht gemolken worden, da die Herde noch abseits zerstreut im Gestein schlief. Unser plötzliches Erscheinen machte die Hirten starr. Daß

wir vor Sonnenaufgang erschienen, das hat die dürftigen Leute so verwundert, daß sie zum mindesten glaubten, der König von Griechenland wäre mit seinem Gefolge unterwegs. Sie redeten uns mit „Fürst“ und „Prinz“ an, und sie glaubten dabei, es würde über ihre Zelte Gold regnen.

Sie forderten für eine kleine Schale Milch, die sie endlich herbeibrachten, Gold und Gold und wieder Gold. Schließlich mußten wir die Leute durch den Führer zurechtweisen und ihnen Vernunft zureden lassen. Sie meinten aber, wenn man aus Athen käme, müsse man vom König kommen, und der König sei Besitzer von goldenen Schlössern, und wohin der König gehe oder ein Königlicher, müsse er auch Gold mitbringen.

Und die Frauen der Hirten, die nur ihre Köpfe aus den Zeltfalten heraussteckten, und die Kinder, die unter dem Zeltsaum herauskrabbelten, alle begehrten Gold für den Napf Milch. Ich glaube heute, da sie eben aus dem Schlaf aufgewacht, waren sie noch nicht ganz von der Unwirklichkeit zur Wirklichkeit zurückgekehrt.

Denn so lange diese Einsamen lebten, ist sicher noch nie jemand vor Sonnenaufgang, wie aus der Erde gewachsen, vor ihrem Zelte erschienen, geradeswegs aus Athen kommend. Sie begnügten sich jedoch endlich mit einigen Frankenstücken, die sie gern annahmen, wobei sie immer noch das Wort „Gold“ murmelten und sich zurückgesetzt fühlten, weil von dem vom Himmel gefallenen Morgenbesuch nur Silber und kein Gold kam.

Aber dann, als wir weiter ritten, und je weiter wir uns von ihnen entfernten, desto fröhlicher dankten sie uns, und ehe wir ganz verschwanden, riefen sie uns lange Danksprüche nach. So kindlich handelten diese Leute, wenn in ihnen unerwartet Begierden erweckt wurden, denen ihr Herz nicht gewachsen war, und die eigentlich nicht ernst gemeint waren. Denn nur ihre Träume schrien nach Gold.

Wir Fremde aber sind für diese weltfremden Hirten keine richtigen Fremden aus dem königlichen

Athen gewesen, da wir nicht königliches Gold auf unsere Wege regnen ließen. Jene Hirten wollten ihre Träume erleben.

Es war nur dieses eine Mal hoch im Gebirge, daß wir dem ausgesprochenen Goldverlangen begegneten. Gewöhnlich waren die Anforderungen zufriedengestellt bei landesüblicher Preiseinhaltung.

Noch heute sehe ich gern im Geist die einfachen ländlichen Häuslichkeiten, in die wir in Griechenland am Wege kurze Einblicke bekamen.

Bei Epidaurus saß an einer Landstraße auf der Hausschwelle eine Frau, die von einer mit Hanf umwickelten Kunkel, die sie auf ihre eine Hüfte stützte, den Garnfaden drehte. Auf einer Böschung seitlich vom Hause, unter einem großen Platanenbaum, stand aufrecht eine andere Frau; sie hielt auch eine Kunkel im Arm und arbeitete wie die erste.

Und am Rande eines großen steinernen Brunnentroges, aus dem unsere Pferde getränkt wurden und in den das Wasser aus dem Felsen sickerte, saß eine dritte Frau und hielt gleichfalls eine hanfumwickelte Kunkel und arbeitete. Über den drei Frauen stand der Frühlingshimmel, und der Frühlingssonnenschein machte den Himmel hinter dem Haus und durch die Blätter des Platanenbaumes leuchten, als wäre dort ein gläsernes Fenster, das ins Weltall hinaussah.

Von dem hellen Weltraum draußen kam seligste Einfachheit, weise Lebensfreude, Lebensernst und Lebensruhe; und nicht das Licht allein, sondern diese dreifache Seligkeit beschien und bewachte die drei stillen, ihre Hanffäden drehenden Frauen.

Da war keine Hast, keine Unruhe, kein wild erwartetes Morgen, keine sinnlose Eile um den Brunnen, um den Platanenbaum und um das Haus. Und solche, von unbewußter Menschenweisheit geschmückte, natürlich festliche Landschaftsbilder, fand ich viele auf jener Reise durch den Peloponnes. Sie erquickten den Wandernden mehr als ein erfrischender Schluck Wasser aus der klarsten Quelle.

Wo die Quellen des Weltalls ungestört, fern von gepeitschter Lebensjagd und frei von sinnlosen Be-

dürfnissen, friedlich rinnen dürfen, dort ist immer für das künstlerische Herz das Weltallfest vollkommen. Denn der Künstler trägt in sich das ursprünglichste Herz und sehnt sich nach harmonischer Ursprünglichkeit auf allen Lebenswegen.

Während ich reitend, von meinem Bergpferdchen herab, solche Bilder, die in Weltallruhe eingerahmt waren, in mich aufnahm, wurde mir zugleich die Sehnsucht nach der Heimat und nicht nach der Fremde von solchen Blicken gestärkt. Ich sah mit Neid, wie die einfachen Landleute alle, ebenso wie die Handwerksleute der Städte, an ihrem Stück Erde hingen, und mit Frieden an der ihnen angeborenen Erdscholle ihr Stück Brot aßen und ihre Hände still bei der Arbeit rührten.

Je mehr ich Einblick bekam in die fremden Häuslichkeiten am fremden Wege, desto mehr wurde in mir der Glaube bestärkt, daß auch mir als Künstler nur die Heimat fortgesetzt Frieden und Kraft geben konnte.

Ich erinnerte mich daran, daß ich auch auf den fränkischen Landstraßen und auch bei den bayrischen Bergen und Seen und auf deutscher Heimaterde überall dieselbe edle Einfachheit der Sitten, dieselbe Arbeitsvertiefung beim Volk, dieselbe Schlichtheit der Gebärden, die Helligkeit alter vergangener Gebräuche und auch edle Bedürfnislosigkeit finden könnte.

Es gibt bei uns auch genug künstlerische Bilder am Wege und ebenso genug unbewußtes Verschmelzen mit dem Weltall. „Du findest es daheim in den Bauernstuben, in den Handwerkerstuben, in den Studierstuben," sagte mein Herz ernst zu mir und zeigte meinen Gedanken warme runde Heimatsbilder, viele und freundliche, buntfarbig wie die verschiedenen Anemonenblumen auf den griechischen Wiesen.

Aber noch schämte ich mich vor mir selbst und vor meinem Reisegefährten, der mich bei jedem Aufenthalt in den griechischen Landschaften, in den Bergen, bei den Ruinen, in den Tälern und am Meere immer gefragt hatte, wo ich mich denn jetzt im Peloponnes niederlassen wollte. Und immer wieder hatte ich antworten müssen: „Hier nicht."

Und dann waren wir wieder weiter geritten. Ich glaubte zuletzt, da ich schon vorher in Mexiko keine Heimat gefunden hatte, und ich nun einmal in Griechenland war, ich müßte wenigstens eine lange Zeit hier in diesem Lande ausharren, um mich nicht vor mir und meinen Freunden qualvoll lächerlich zu fühlen.

Als wir im Eisenbahnzug am Tag vor dem Ostersonntag nach Athen fuhren, und ich erklärt hatte, nirgends im Peloponnes bleiben zu wollen, sagte ich deshalb, noch einmal mein Herz verleugnend, ich wollte mir in der Nähe von Athen ein Weinberghaus suchen.

In Athen wurde uns dann bekannt, daß draußen ein einsames verlassenes kleines Klostergebäude am Fuße des Hymättos liege. Dieses hieß Cäsaria. Jenes Haus war einmal in ältester Zeit unter Kaiser Hadrian ein Lustschlößchen gewesen. Später ist es ein Kloster geworden. Das Gebäude war jetzt noch Eigentum eines großen Klosters in Athen. Wir mußten in jenem Kloster die Schlüssel für Cäsaria holen. Wir wollten das Haus besichtigen, das man mir verpachten sollte.

Der kurze Augenblick in jenem großen griechischen Kloster, in dem wir die Schlüssel verlangten, ist mir unvergeßlich.

Nach einem viereckigen sonnigen Hof hin lagen die offenen Zellen der Mönche. Große schattige Bäume standen mächtig und ruhig bei den Zellentüren. Die dicken Stämme der Bäume waren wie große Urnen anzusehen. Aus diesen quollen die Blätterkronen, als wüchse der Friede hier Blatt an Blatt aus der Erde.

Die Zellentüren standen offen, und ich sah in jedem kleinen weißgetünchten viereckigen Raum ein Betpult und ein schmales Bett. An der Wand hing ein Holzkreuz, und in einer Nische stand ein Wasserkrug. Köstliche heilige Einfachheit herrschte hier.

Einige Mönche mit langen grauen Bärten saßen im Hof unter den Bäumen und lasen, und ein alter stattlicher Mönch mit weißem Haupthaar und weißem Bart gab uns vertrauensvoll die Schlüssel.

Wie schade ist es, dachte ich, daß wir Künstler nicht in solcher Einfachheit mit unseren Frauen leben wie die Mönche hier. Diese leben wie jene drei Frauen, die ich im Peloponnes mit ihren Flachskunkeln in der Hand, im Frühlingstag arbeitend, unter einem Ahornbaum, in der Haustür und am Brunnen fand, und die mir wie an den Quellen der Ewigkeit sitzend erschienen sind.

So müßten wir Männer, in äußerer Einfachheit den Mönchen ähnlich, und unsere Frauen, jenen drei Rockenspinnerinnen ähnlich, im herrlichsten Frieden leben können, zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, den Vorbildern aller Götterbegriffe ähnlich, wenn wir uns zur edelsten Bedürfnislosigkeit entschließen könnten.

Sauberkeit und Ordnung am Körper, in der Kleidung und im Hause müßten die Grundbedürfnisse bleiben bei täglicher Arbeit. Und die Quellen des Weltallfriedens und der künstlerischen Freuden wären dann unerschöpflich.

Welche festliche künstlerische Beobachtung des Weltalls, welch festliches Miterleben mit Pflanzen, Tieren und Menschen wäre jenen Menschenherzen möglich, jenem Mann und jener Frau, die in solch äußerster Schlichtheit ihr tägliches Leben führen wollten!

Später, auf meiner Weltreise, traf ich diese Schlichtheit in Asien bei Millionen Menschen, sowohl im warmen Indien, als in dem in gemäßigter Zone liegenden Japan. Überall fand ich diese möbelleeren, aber von künstlerischen Gedanken erfüllten, kleinen Wohnungen, in welchen als erster Schmuck die peinlichste Sauberkeit herrschte und die feinfühligste Lebensordnung.

Zwischen leeren Wänden saßen in jenen Ländern gefühlvoll fleißige und allem Weltalleben klug nachfühlende Menschen. Und die Leere der japanischen Zimmer war so reich wie die Leere des blauen Himmels es ist, die nie langweilt.

Die Japaner hatten die Maße der Höhe, Breite und Tiefe ihres Hauses klug und fühlend um die Menschenfigur ausgedacht, so daß das Zimmer wie

eine Schachtel zum Verpacken eines köstlichen Kunstwerkes wurde, eine Schachtel, die gerade so viel Raum bietet, als der Gegenstand Schutz braucht.

Das kleine Gebäude von Cäsaria lag bei einer winzigen Kapelle. Die stammte noch aus den ersten Jahren des Christentums. Die Kreuze und die Bilder darinnen waren ungemein liebevoll, einfältig und rührend kindlich gläubig gearbeitet. Das einstöckige Haus neben der Kapelle wurde von einigen Hirtenfamilien bewohnt. Aber hier herrschte Verwahrlosung überall. Die Dielen waren so zerrissen, daß man durch die Stockwerke hindurchsehen konnte, und das Gesindel, das da hauste, war nicht vertrauenerweckend. Die Hirten beim Hause trugen Gewehre über den Schultern, Revolver und Dolche in den Gürteln. So standen sie zwischen ihren Herden und schossen nach Vögeln und Feldmäusen und benahmen sich bei unserem Erscheinen, als müßten sie uns mit ihren Büchsen das Echo vom Hymättosgebirge hören lassen.

Hinter dem Haus zog ein ungeheuerer Bergabhang hinauf, der seit Jahrhunderten schon abgeholzt war und kahl und sonnenverbrannt in die Lüfte starrte.

Einige Schritte von der Türschwelle fort, unter dürftigen Laubbäumen, sickerte aus einem alten marmornen Widderkopf eine Quelle. Dort bei einem großen alten Trog knieten Weiber, alte Männer und Kinder; die wuschen unter viel Geschnatter und Geschimpf ihre Wäsche.

Es führte kein eigentlicher Weg zu diesem Haus. Wir hatten von der großen Landstraße quer durch Felder einen Pfad suchen müssen. Ich hatte geglaubt, ein einsames einfaches leeres Klosterhaus zu finden, und war erstaunt über die uns mißtrauisch begrüßende, verwilderte Hirtengesellschaft, die da, büchsenknallend und freche Reden führend, das verwahrloste Haus wie eine Räuberhöhle erscheinen ließ.

Da war kein Garten, kein Wald in der Nähe, nur dürftiges Buschwerk war da und ein heißer steinerner Bergabhang und flache Felder davor. „Wollen Sie hier auch nicht bleiben?“ fragte mich mein Reise-

gefährte. „Nein," sagte ich, „hier erst recht nicht." „Was wollen Sie dann tun?" —

Die Frage war leicht gestellt, aber ich mußte in meiner Brust einen schweren Kampf kämpfen, um die Antwort zu finden, die ich mir selbst geben sollte. Ich kam mir gedemütigt vor, weil ich so viele Pläne gemacht hatte, und weil nun alle meine Gefühle und Gedanken, wenn ich aufrichtig zu mir war, nichts mehr von jenen Plänen wissen wollten. Mein Herz drängte nur heftig nach der Vereinigung mit meiner Frau und mit meiner Heimat.

Wir gaben die Schlüssel von Cäsaria dann wieder im Kloster ab. Der weißbärtige Mönch nickte, als er hörte, daß ich nicht daran denken wollte, dort zu wohnen, und er fand es ganz in der Ordnung, daß ich wieder nach Hause reisen wollte. Herrlich friedlich war es in mir nach diesem Entschluß. Auf dem Rückweg vom Kloster nach Athen beleuchtete die Abendsonne vor uns den fernen Akropolishügel. Der lag goldrötlich über den blauschattigen Feldern und verdunkelte sich mehr und mehr, als wollte er vor meinen Augen verschwinden und wollte sich in einen fränkischen Hügel, in den Marienberg, der das Schloß über der Stadt in Würzburg trägt, verwandeln.

Von den Bergwänden des Hymättos hallten Käuzchenschreie und Eulenrufe in der Abenddämmerung.

„Eulen nach Athen tragen", fuhr es mir durch den Sinn. Ich hatte, wie das Sprichwort sagt, gehandelt. Die Eulen waren meine unruhig flatternden Pläne gewesen, die ich umsonst nach Athen getragen. Ich ließ sie jetzt für immer fortfliegen, und sie riefen mir von Cäsaria zum letztenmal nach. Aber ich kehrte ihnen den Rücken und ging im weichen Staub der Landstraße weiter.

Dabei machte ich in meiner Zufriedenheit die Wahrnehmung, daß jener alte Staub der athenischen Straßen einen wunderbar süßen Geruch hat. Wie Wohlgeruch aus alten Räucherurnen, so stieg ein Duft von der Erde hier auf. Ich fragte mich, ob sich der Staub am Boden hier noch an jene Abende erinnert, da die Griechen köstliche Rauchopfer vor den edlen Men-

schengestalten ihrer Heimatgötter auf den Hausaltären anbrannten. Nirgends auf der Welt fand ich wieder, daß der Erdstaub so süß, getrockneten Blumen ähnlich, duftete wie hier auf den Landstraßen um Athen.

Befreit vom Ballast unmöglicher Pläne, kam ich jetzt nach Athen reicher zurück, als ich fortgegangen war. Ich nahm mir nun vor, nur noch einige Tage die Schönheiten Athens zu sehen, und dann auf kürzestem Weg nach meiner fränkischen Heimat, nach Deutschland zurückzukehren. Dort wollte ich meine Frau erwarten, und dann würden wir endlich in der Heimat unsere Heimat finden.

Ich besuchte am nächsten Nachmittag noch Eleusis, denn dort waren alljährlich zum Osterfest alte Ostertänze auf dem Marktplatz zu sehen. Eleusis ist nach einer kurzen Bahnfahrt von Athen aus erreichbar. Die Bahn läuft am Meer entlang neben der alten heiligen Straße der Pilger.

Als wir nachmittags durch die kleine Provinzstadt wanderten, hing an verschiedenen Häusern das gebratene Osterlamm an einem Nagel am Türpfosten. Der Hausherr stand daneben mit einem Messer und schnitt Bratenstreifen ab, die er unter seiner Familie austeilte.

Aus einer Türe trat ein Hausvater freundlich lachend auch an uns Fremdlinge heran und reichte jedem von uns ein Stückchen Lammbraten zum Ostergruß. Wir mußten es aus seinen Händen annehmen und es mit den Händen zum Munde führend verzehren, wie es nach uraltem Brauch die Landbewohner in Griechenland tun, die keine Tischgeräte anwenden, ähnlich wie es bei uns einst im Mittelalter noch Sitte war.

Vor allen Türen saßen die Leute in Gruppen und aßen fröhlich das Osterfleisch. Es hatte sie alle das festliche Osterlicht auf die Straßen gelockt. Munter und unterhaltend lachten, plauderten und grüßten sich die Nachbarn vor den kleinen Häusern.

Gegen zwei Uhr versammelten sich auf der einen Seite des Marktplatzes die jungen Mädchen der Stadt, auf der anderen Marktseite die jungen Männer. Die

Mädchen hatten die Haare in zwei lange Zöpfe geflochten, und die bänderdurchflochtenen Zöpfe reichten ihnen bis auf die Fersen. Viele bunte Seidenbänder waren in die Zöpfe geschlungen, und mit eingeflochtenenen schwarzen Roßschweifen waren die Zöpfe auch künstlich verlängert worden.

Jedes Mädchen faßte mit gekreuzten Händen nach den Händen ihrer beiden Nachbarinnen, und ebenso taten die Burschen. Und nach einer uralten Melodie, die die Mädchen und die Burschen sich zusangen und beantworteten, bewegten sich die beiden breiten Reihen von jeder Seite des Marktplatzes einander entgegen, und die vielen Füße tanzten langsam, rhythmisch vor und zurück, je nach dem Takte des einfachen Liedes.

Das Lied war feierlich und leicht klagend, und seine Melodie bewegte sich nur in ein paar Tönen. Aber die wunderbare Einförmigkeit und Einfachheit des uralten Tanzes und des Osterliedes, das schon die Väter und Vorväter bei der Wiederkehr des Frühlings hier auf dem Marktplatz getanzt und gesungen hatten, war unergründlich festlich stimmend auch für die Ohren eines Fremden.

Ich nahm das Lied als Abschiedsgruß von Griechenland in meinen Ohren mit nach Deutschland. Und ich summte es noch lange gern vor mich hin auf den Feldwegen daheim, als meine Frau und ich uns wieder zusammengefunden hatten und auf dem Gut bei Würzburg wohnten, am Nikolausberg, wo einst meine Mutter gestorben ist.

*

Es war im Mai 1898, als ich dann nach langen Irrfahrten in der mir angeborenen Heimat gelandet bin. Zwei Jahre waren wir, meine Frau und ich, von Hotel zu Hotel und von Land zu Land gezogen und hatten es noch nie zusammen erlebt, auf altem Erinnerungsboden zu wohnen, in eigener Küche ein nach persönlichem Geschmack hergerichtetes Mahl auf dem Feuer zu haben, am häuslich gedeckten Tisch zu essen und vor den Türen Wege zu gehen, die nicht ins Unbekannte, ins Unklare führten.

Hier kannte ich die Ziele eines jeden Feldwegs und jeder Landstraße. Ich konnte meiner Frau unterwegs berichten, was uns erwartete, wenn wir vom Haus am Berg aus nach Osten, nach Westen, nach Norden oder Süden gingen.

Die Hähne, die im Gutshof krähten, waren Heimathähne, deren Laute ich mit mir in der Fremde herumgetragen hatte. Und immer, wo ich auf den Reisen in den Wanderjahren einen Hahn hatte krähen hören, war das Bild jenes Gutshofes in mir aufgestiegen. Und Hahnenschreie, wo ich sie auch hörte, hatten mir immer zugerufen, heimzukommen in die Vaterstadt, dorthin, wo ich einst sprechen, gehen, denken, handeln und träumen gelernt hatte. Die Häuser kannten mich alle noch, sie, die mit ihren Fensterscheiben immer am gleichen Fleck standen und die Menschen betrachteten, die in ihnen heranwuchsen und von ihnen fortgingen.

Wenige von den Fortgehenden aber waren wiedergekommen, und wenige nickten ihnen zu.

Ich fühlte bei meinen Wegen durch die Stadt, daß diese Häuser, die mir bei meinem Kinderspiel und bei meinem Schulweg zugesehen hatten, die meine Jünglingsgedanken mitgedacht hatten, und die mich nun mit meiner Frau zusammen übers Pflaster wandern sahen, daß diese Häuser mein Besitz waren. Sie waren durchbrungen und in Besitz genommen von den Gedanken meiner früher hier verlebten Jahre.

Und als ich nun so hinging, war mir, als steckten die verschiedenen Häuser an ihren Ecken, Türen, Gesimsen, Dächern, Hauswinkeln, Dachrinnen, Fähnchen heraus, beschrieben mit bunten Sätzen, alten Gesprächsresten, alten Gedankensätzen und alten Vorsätzen.

Pflichten und Erinnerungen standen dort bunt, mal rot, mal gelb, mal blau hingeschrieben auf die beweglichen Wimpeln, die da, nur für mein inneres Auge sichtbar, die ganze alte Stadt reich und lustig schmückten. Da war Kindertorheit und Jünglingsernst, Jünglingstorheit und Manneserust, Mannestorheit und der Ernst lieber Toten für mich durch alle Gassen verbreitet.

Grundzufrieden war ich dann, wenn ich hinaus vor die Stadt zum Berg zurückkehrte und in der Ferne am Hügelabhang den Giebel des Hauses sah, unter dem meine Frau und ich jetzt lebten. Die Sonne, die wir dort oben auf- und untergehen sahen, kam nicht mehr aus dem Unbekannten, denn auch die Landschaft hier war mein Besitz, sowie es die Gassen der Stadt und die Häuser waren.

Wo überm Maintal, auf fernen Äckern, morgens die Sonne in der Frühdämmerung hergewandert kam, da war ich oft mit meinen Füßen selbst gewandert, und ich kannte die Ortschaften und die Waldstrecken und die Namen der Orte und der Berge so gut wie die Namen meiner Familienangehörigen. Die Sonne kam also nicht aus dem Grenzlosen, Atemlosen, Namenlosen jeden Morgen zu mir.

Ich kannte auch ihren Tagesweg. So weit mein Auge nach Süden und Westen sehen konnte, kannte ich von mittags und bis zum Abend, und bis zu ihrer Untergangsstunde, die Landwege, die Waldwege, die das Himmelsfeuer durchwanderte, so genau wie die Sonne selbst. Und ich wußte, was ihr Licht rundum tagsüber zu arbeiten hatte. Ich kannte die großen Kornstrecken, die verschiedenen Weinlagen, die Obstpflanzungen und die Baumschulen, wo die Sonne überall tüchtig zu tun bekam, um Frucht reifen zu lassen.

Und die arbeitende Stadt im Tal, wo gefahren und gebaut, geboren, geliebt und gestorben wurde, kannte ich innen und außen und wußte, wie die Sonne dort die verschiedenen Straßen zu den verschiedenen Tagesstunden beleuchtete und erwärmte oder mit kühlen Schatten bedeckte.

Ich sah auch über den Bergen dem Mainfluß nach, der, in Windungen fließend, die Sonne auf seinem Wasserrücken spiegelnd, weit bis nach Norden strahlte. Und ich saß stundenlang auf dem Gutshof an der Terrassenecke bei der Fahnenstange, wo ich vor vielen Jahren mit meinem Freunde gestanden, und wo wir wunderlustig gewesen; und freute mich jetzt, heimgekommen zu sein aus der Unendlichkeit. Denn ich hatte damals nicht die Liebe gekannt, nur Lebens-

pläne und noch keinen Lebensbau. Und hier an dieser Terrassenecke, wo ich damals meinen Freund zum Wunderwirken an jenem Augustnachmittag erwartet hatte, wurde mir jetzt klar, daß ich auch körperlich und nicht bloß geistig in meine festliche Weltanschauung hineingewachsen war.

Jeder Morgen, der über der Stadt im Tal aufging, der den Tau auf den Kleefeldern vor dieser Terrasse bläulich aufblitzen ließ, redete nicht mehr vom Gedanklichen des Lebens, nicht mehr von Hoffnungen und Plänen, sondern von der innerlichsten Innigkeit jedes Tages.

Wenn die Giebelfenster des Gutshauses in den Morgenstunden blitzten, wenn die Fliederbäume, die altgekrümmten, an der Terrassenmauer blühten oder abblühten; wenn das Finkenpärchen, das in der großen Kastanie nistete, sein Nest bauend, ab und zu flog, wenn die Pfauenhenne oben am Berg, unter einem Busch versteckt, wochenlang brütete und der Pfau einsam auf der Terrassenmauer stolzierte und schrie, da er Regen erwartete; wenn Türen im Hause zuschlugen, Ketten der Pferde und der Kühe in den Ställen rasselten; wenn nur ein Strohhalm, der vom Einfahren der letzten Ernte vom Vorjahr draußen am Weg an den wilden Rosenbüschen hängen geblieben war, dem Vorübergehenden zuwinkte, — dann war alles das nicht ein zwischen Himmel und Erde geborener vorüberflatternder flüchtiger Augenblick.

Sondern: das Licht und die Schatten, die Geräusche und die Ruhe, die Tagesfarben und die Dunkelheit der Nacht, die Gerüche, die Kälte und die Wärme kamen mir wie Rhythmen der Zufriedenheit meines Herzens vor und kamen mir künstlerisch zum Bewußtsein. Jeder Augenblick brachte die Anfänge von Gedichten, Liedern und Geschichten mit.

Und wenn ich mir nur ein wenig Zeit nahm und in mich hineinhorchte, dann konnte ich ein neues Liebeslied singen, und konnte es ihr, der geliebten Frau, bringen, die, ohne daß sie mit den Lippen oder mit den Augen danach fragte, mit dem Herzen darauf wartete.

Ein wenig am Berg hinauf, vom Haus fort, steht ein großer stattlicher Nußbaum. Unter diesem Baum saß ich jetzt oft in den Vormittagsstunden und schrieb mir manches Lied auf, und dann kam meine Frau vom Hause her mit einem Körbchen und brachte mir, wie eine Maurerfrau ihrem Maurer, Frühstück auf meinen Arbeitsplatz und setzte sich zu mir unter den Schatten des Nußbaums. Dann aber glaubte ich erst recht nicht mehr, daß irgendein Mensch das Leben anders als festlich ansehen konnte.

In jenen Jahren, die ich im Sommer auf jenem Gut und im Winter in meiner Landeshauptstadt, in München, mit meiner Frau verbrachte, schrieb ich zwei Liedersammlungen, die ich dann als mein erstes reifes Gedichtbuch unter den Titeln „Die ewige Hochzeit" und „Der brennende Kalender" erscheinen ließ. Mit diesem Buch beginnt die Dichtungsarbeit meiner Mannesjahre. Die vorbereitende Zeit der suchenden Jahre war für meine Dichtung beendet, als man das neue Jahrhundert schrieb.

Wenn ich auch noch manche Reise im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts und die Weltreise im Jahr 1905—1906 rund um die Erde machte, so ist doch nie mehr in mir der Gedanke oder der Wunsch aufgestiegen, mich irgendwo für immer in der Fremde fest niederzulassen. Alle weiteren Reisen unternahm ich aus dem Bedürfnis, Länder und Völker zu sehen. Aber die Heimat stand mir bei allen Reisen immer wieder als Endziel vor Augen.

Und die Heimat gab mir die Verinnerlichung und die rechte Lebensandacht. Nur auf den Wegen, auf denen man in der Jugend gewandert, kann man im Mannesalter aus dem Chaos der Eindrücke das Hauptsächliche vom Nebensächlichen trennen, das Wichtige vom Unwichtigen und die künstlerische Linie eines jeden in der Fremde erlebten Eindruckes finden. Die Heimat mit ihrer ernsten und von den besten jugendlichen Vorsätzen durchwärmten Sonnenluft verbrennt die unnützen Stoffe, deren Wichtigkeit und Unwichtigkeit man in der Fremde nur schwer unterscheiden kann.

Man baut auf dem Jugendboden, auf dem man geboren, auf dem man aus dem Unergründlichen, aus dem Unendlichen zur Endlichkeit, sich einst selbst geschaffen hat, am fruchtbringendsten und sichersten das weitere Leben auf, nachdem man sich aus der Fremde genügend Weisheit geholt hat.

Ich erinnere mich noch eines Morgens, da ich mit meiner Frau in dem Atelier in der Rue Boissonade, eben jung verheiratet, in Paris wohnte, als zum erstenmal die Heimatsehnsucht in mir ausbrach. Es war an jenem Hochsommermorgen, an dem ich, früh aufgestanden, allein durch mein stilles Stadtviertel zum Park Montsouris ging, zu jenem Park, in dem ich die beiden vornehmen Japanerinnen eines Morgens antraf.

Auf dem Hinweg beim Bronzedenkmal des mächtigen Löwen von Belfort war an einer Straßenecke in der frühen Morgenstunde ein Geflügelmarkt. In Holzkäfigen eingepfercht, steckten die Hähne und die Hennen ihre roten Kämme zwischen den Gitterstäbchen durch, und einige Hähne krähten im Sonnenschein.

Beim Anblick und bei dem Geruch der Hühner und beim gewaltigen und doch melodischen Krähen der Hähne tauchten die Würzburger Heimatberge vor mir auf.

Und es war mir, als müßte um die Straßenecke der Weg nicht zum Park Montsouris, sondern zu jenem Gutshof führen, wo ich in meiner Kindheit mit meiner Mutter zusammen die ersten Hahnenschreie gehört hatte, wo ich zum erstenmal Korn und Klee hatte wachsen sehen, wo meine Mutter dann gestorben war und mir die Mutter Erde als ihre Stellvertreterin hinterlassen hatte.

Dort in der Ferne bei den Hecken, dort bei Steinbruch und Hügeln, am Kleeacker und am Kornfeld, wo ich als mutterloses Kind gewandert war, fehlte mir meine gestorbene Mutter nie.

Die warme Güte der Äcker, die immer am selben Fleck stillstehenden alten Bäume, die nur ihren Schatten ein wenig wandern ließen, welche taumelnde Schmetterlinge und summend arbeitende Bienen, gütig

duftende Kräutlein, reifende kleine Erdbeeren und reifende Brombeeren, die Lerchen im blauen Himmel, die Finken und Ammern im Gebüsch, die Schnecken am Weg und die weißen Sommerwolken über den Baumkronen am Himmel, die Ameisen, die über meine Stiefelspitzen liefen, die knallende Peitsche des pflügenden Bauers, die wiehernden Pferde im Acker — sie alle waren mir Liebkosungen der Mutter Erde. Sie waren meinem Lebenssinn erquickend und festlich. Im Sonnenschein, im Regen, im Wind, im Gewitter, in allen Stunden und in allen Wandlungen aller Jahreszeiten, war es mir auf dem Heimatberg, als hätte ich in allen Natureindrücken Hunderte von Müttern gefunden, die lieb und zutraulich mit mir plauderten, mit mir spielten, mich belehrten, mir die Zeit vertrieben und mir Lebenslust gaben.

Und bei jenem Hahnenschrei, dem ich in Paris an jenem Morgen bei den hohen Weltstadthäusern nachhorchte, riefen jetzt alle diese hundert Mütter vom Heimatberg aus der Ferne her. Deutlich wie die Sonne in jenem Augenblick über Paris und Würzburg zugleich leuchtete, so deutlich sah ich durch jenen Hahnenschrei von Paris nach Würzburg, von meinen Mannesjahren zu meinen Jugendjahren zurück.

Und ein tiefes Heimweh wurde mir zum erstenmal bewußt. Dieses Heimweh war schon lange irgendwo in meinem Dasein wie eine offene blutende Wunde gewesen. Es war mir, als hätte ich plötzlich Blut an meinen Fingern entdeckt, und wußte jetzt erst, daß ich verwundet war. Und ich erschrak. Seit jenem Hahnenschrei habe ich die Wunde des Heimwehs nie mehr aus den Augen gelassen.

Noch einmal später, auf der Rückreise von Mexiko, als wir bei einem vierwöchigen Orkan die ungeheuren einsamen Wasser des Atlantischen Ozeans kreuzten, riefen mir, wenn der Sturm sich mittags für einige Stunden etwas legte, um am Abend mit doppelter Wildheit einzusetzen, einige Hähne, die bei der Schiffsküche in Käfigen als lebender Mundvorrat eingesperrt waren, mit heiligem Krähen die Heimathügel der Vaterstadt über die Wasserberge her.

51*

Und es war mir, als läge mitten im Urweltgebrause des Ozeans irgendwo ganz nah das freundliche sonnenbeleuchtete Maintal mit den Türmen der Vaterstadt und mit den Weinbergen. Ich glaubte bei den Hahnenschreien, das Schiff könne mitten im Sturm jeden Augenblick friedlich zu Hause landen.

Ich vergaß immer wieder die ungeheuren Meilenstrecken, die zwischen mir und Europa lagen, und ich und die Heimat waren einander so nah, wie es mir meine Hand vor meinen Augen war, sobald mitten im Sturmtag jene Schiffshähne krähten.

Süße Zuversicht erfüllt den, für den es kein anderes Weltall gibt als das Herz. Im Herzen gibt es nicht Raum und nicht Zeit, sondern nur herznahes Gefühl. Über Raum und Zeit fort zeigt dir dein Herz deinen ewigen Besitz.

Als ich in späteren Jahren einsam um die Erde reiste und meine Frau in Europa zurücklassen mußte, da war nicht ein Tag, nicht eine Stunde in den sieben Reisemonaten und auf den sieben Meeren bei allen Wundern der Welt, an denen mir nicht mein Herz überall das Gesicht und die Gestalt von ihr zeigte, die ich vermißte.

Überall in der Fremde deutete das Herz zuerst auf seinen Besitz, und dann ließ es erst meine Augen die Bilder der Fremde wie mit vier Augen genießen, mit den Augen von ihr, die in der Heimat zurückgeblieben, und mit meinen reisenden Augen. —

Wenn ich jetzt morgens oder abends auf meinem Berg stehe, kann mir die Sonne keine entwurzelnde Sehnsucht mehr von Osten herbringen, und sie zieht meine Augen abends nicht nach Westen über unbekannte Grenzen in die Leere fort. Ich bin zufrieden, endlich in der Heimat angekommen zu sein.

Ich sehe gern in mich hinein, wie in einen Brunnen, auf dessen Spiegel ganz unten das Bild der Sonne wie eine Mondscheibe tanzt. Und neben ihr tanzen auch am Tage alle Sterne. Und ich kann in meinem Innern nicht mehr Tag und Nacht voneinan-

der trennen. Es sind alle Zeiten und alle Räume in der Lebensseligkeit des Heimgekehrten.

Die Nachtstunde, die den Fluß unter meinen Fenstern lauter rauschen läßt, ist nicht dunkler als die Mittagsstunde, die die Glocken über der Stadt läuten läßt. Der Wintertag, der den Schnee ans Fenster treibt, ist dir nicht kälter als der Sommertag, der das Kornfeld gilbt, sobald du angekommen bist beim innersten Wesen aller Dinge, bei der Schöpferkraft des Liebesgefühls, das die Krone aller Gefühle ist.

Du dachtest zum Beispiel, die Sonne scheint, und du und deine Geliebte, ihr möchtet in das Grüne unter die Bäume gehen. Aber es regnet im nächsten Augenblick, und, unter der Türe stehend, streckst du die Hand aus und fühlst die Regentropfen. Du weißt aber bald nicht mehr, daß du den Wunsch hattest, unter die Bäume zu gehen, weil die Wolken den Wunsch hatten zu regnen, und die Sonne den Wunsch hatte auszuruhen, und weil du nichts Lieberes unter den Bäumen gesehen hättest als die Augen jener, die du liebst, und die mit dir auf der Türschwelle steht.

Aug' in Aug' mit ihr quält dich nichts. Und ihr laßt beide wunschlos den Regen fallen, denn keine anderen Wege sind von Wichtigkeit und von äußerstem Wert als der Weg von Blut zu Blut bei Zweien, die sich lieben.

Diese Wunschlosigkeit in der Liebeslust und in der Heimatlust zu erkennen, zu pflegen, zu erhalten, das hat Lebenssinn.

Wenn zwei Liebende sich befriedigen, werden ihre Sinne überall allgegenwärtig im Weltall. Auch wenn die beiden ihr Haus nicht verlassen, auch wenn sie an dem kleinsten Erdfleck Seite an Seite leben. Sie sind überall allgegenwärtig und allklug, weil sie Besitzer der Urkraft des Lebens sind, der Liebeskraft, aus welcher das Weltall entsprungen und aus welcher alle Leben immer wieder entspringen.

Seit ich diese süße Weisheit erfahren, wendete sich mein Sinn in der Dichtung dem Besingen und

Preisen dieses edelsten und schöpferischsten Gefühls aller Gefühle zu.

Die mir liebsten Gedichte, die ich von anderen Dichtern lese, sind die Gedichte, die das erhöhte Gefühl, das Liebesgefühl, mit seinen tausend und abertausend Stimmungen, gesteigert aus Sehnsucht, Zweifel und Erfüllung verkünden und die zugleich die Natur besingen.

Als ich von Griechenland zurückgekehrt war, kam mir eine kleine neue Ausgabe der Geschichten von „Tausendundeine Nacht" in die Hände. Ich hatte einige der Geschichten früher schon in Sammelbänden gelesen, aber niemals gewußt, daß in diese Geschichten die schönsten Liebeslieder eingestreut sind. Denn man hatte in den früheren Ausgaben jene kurzen Lieder nicht mitgedruckt.

Diese kleinen arabischen Lieder aus „Tausendundeine Nacht" wurden dann meine Lehrer. Ich mußte sie lesen und immer wieder lesen und sie ihr, die ich liebe, immer wieder vorlesen. Und dann wurden die Verse noch schöner, wenn ich sie von Herz zu Herz hinsagte. Dann waren sie nicht bloß geistvoll, rhythmisch und innig. Dann waren sie wie von ihr und mir geboren. Dann hatten sie ihre und meine Augen und hatten Menschenhände und Menschenstimme und waren nicht mehr kleine gedruckte Gedichte, sondern wurden lebende Wesen.

Wie die Amsel, die auf die Fensterbank geflogen kommt, die vorher irgendwo unsichtbar gesungen hatte, und die von der Fensterbank sich einsingt in die Menschenbrust, wo ihr Lied wohnen bleibt, so zahm wurden die kleinen Gedichte, und so wunderbar verschwanden sie in uns und sangen dort fort und fort.

Aus den kleinen Reclambänden von „Tausendundeine Nacht", in welchen ich diese schönsten, nur den Liebenden verständlichen Lieder, die mit der Liebe leiden und jubeln können, gefunden hatte, schnitt ich alle diese Gedichte heraus und klebte sie in ein dauerhaftes, in Leder gebundenes Buch.

Und diese Gedichte, deren Dichter tot und verschollen sind, deren Namen ich nicht kenne, deren

Lebenszeiten ich nicht kenne, waren meine Lieblingsgedichte in jenen Jahren. Jene toten Dichter und die von ihnen geliebten Frauen gingen als gute Freunde bei uns umher, und ich versuchte ihnen nachzutun und zu dichten in ihrem Sinn kurz und eindringlich. —

*

In Japan gilt ein gutes Gedicht als höchste nationale Leistung in Friedenszeiten. Von Japan, wo der Kaiser und die Kaiserin jährlich mit dem Volk sich um einen Preis in der Dichtung bewerben, von Japan, das unsere Maschinenkunst und unsere Kriegskunst angenommen hat, können wir Europäer diese Friedenskunst erlernen.

Kunstwerke bedeuten dort Heldentaten in Friedenszeiten. Mit möglichst wenig Worten in der Dichtung eindringlich viel sagen, mit möglichst wenig Linien und Farben viel in der Malerei ausdrücken, mit wenig Tönen in der Musik Unendliches geben — dieses hätten wir in der nächsten Zukunft von den Künstlern des Ostens zu lernen.

Auch die Art, wie Kunstwerke zu genießen sind, und daß sie nur in einer Art genossen werden können, dies wollen wir von jenen lernen, die seit Hunderten von Jahren die Künste inniger pflegten als wir. Ein Gedicht des Kaisers wird in Japan fünfmal vorgelesen, ein Gedicht der Kaiserin dreimal, ein Gedicht eines Bürgerlichen zweimal.

Wenn ich dieses berichte, so bin ich nicht der Meinung, daß gerade diese Unterschiede nachahmenswert sind. Sondern ich will nur darauf hinweisen, daß ein Gedicht nicht vom einmaligen Vorlesen, wie es bei unseren öffentlichen Vorlesungen geschieht, verstanden oder voll aufgenommen werden kann. Wie man den edlen Wein langsam auf der Zunge kosten muß, um seine Blume festzustellen, so ist es mit einem edlen Gedicht, es will langsam und nachdenklich aufgenommen sein. Und zum langsamen Kunstgenießen muß das europäische Publikum erst erzogen werden.

Zweimal und mehr muß jedes gute Gedicht gelesen

werden, ehe sein Sinn und seine Schönheit im Herzen des Zuhörers keimen können. Ein gutes Gedicht kann immer wieder anders und neu, innerlich und äußerlich, im Gefühlssinn und im Wortlaut, genossen werden. Ein Gedicht ist unerschöpflich, unergründlich wie das Himmelsblau, wie das Meerblau, wie ein Menschenauge, wie ein Sternhimmel. Bei allen diesen Leben können wir von unendlichen Lebenswerten träumen, so auch bei dem Gedicht und bei jedem Kunstwerk, wenn wir es langsam und öfters auf uns wirken lassen. —

Ich erinnere, daß man mir einmal, als ich Kind war, kleine Holzformen geschenkt hatte, die, in feuchtem Sand gepreßt, hübsche Sandkuchen gaben. Diese Sandkuchen bereitete ich auf einem Brett und freute mich ihrer Figuren. Aber wie erstaunt war ich, daß die Figuren, sobald die Sonne das Brett beschien, in kleine Sandhäufchen zerfielen.

Ich fand diesen Zerfall unerhört, und er grämte mich jedesmal bitterlich. Wenn die Figuren noch so schön scharf geschnitten in Schneckenform und Sternform vor mir lagen, nach ein paar Stunden waren sie in formlose Sandhäufchen zerkrümelt.

Ich sann damals vergebens darüber nach, wie ich die Form im Sand festhalten könnte. Meine Lust und meine Kraft waren gründlich beleidigt von der unüberwindlichen Vergänglichkeit, die mir da beim Spiel entgegenarbeitete, ohne daß ich sie hindern konnte.

Und ich grübelte nach und meinte, es müßte da doch etwas geben, was nie zerfallen dürfte, etwas, das ewig seine Form behalten müßte. Und ich sagte mir, daß ich, wenn ich groß sein würde, keine Arbeit tun möchte, die zerfallen könnte. Ich wollte mich nicht von der Vergänglichkeit kränken lassen. Wenn meine Arbeit, die ich mit aller Lust getan, spurlos verschwinden sollte, so würde mir das Leben keinen Spaß machen.

Derart grübelte ich als Kind betrübt vor dem kleinen Sandhäufchen, aber ich wußte nicht, was ich tun müßte, und was von allem auf Erden immer unzerstört fortdauern könnte.

Als ich erwachsen war, fand ich, daß von allem das Liebesgefühl das Unvergänglichste und Ursprünglichste ist und bleibt. Das Weltall verjüngt sich immer wieder durch Liebe. Liebe ist die Schöpferkraft des Alls. Wenn du von Liebe singst, können die Menschen der kommenden Zeiten dein Lied miterleben, und das Lied wird nicht veralten, sobald du es vom tiefsten Gefühl durchdrungen dichtetest.

So wie du ein vielhundertjähriges kleines Liebeslied von Walter von der Vogelweide, das Lied „Tantaradei", heute noch beim Lesen erlebst, als dichtete es nicht ein Toter, sondern dein Herz, so werden alle Lieder, die das tiefe Liebesgefühl besingen, warm bleiben wie ein lebender Körper, auch wenn das Herz, das das Lied gesungen, längst ein Häufchen zerkrümelter Staub ist.

Solche Erkenntnisse waren in anderen Zeiten unnötig, weil sie Selbstverständlichkeiten gewesen sind. Die Menschen anderer Jahrhunderte haben sich nie über die Liebeskraft Gedanken machen müssen und nie der Liebe Schöpferkraft betonen müssen.

Aber dieses war anders im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, wo man achselzuckend von Liebesdichtern, Liebesliedern und von jeder selbstverständlichen Liebesinnigkeit sprach. Die Menschen damals und viele auch heute noch meinten, das Liebesgefühl wäre dichterisch so gründlich ausgebeutet worden, daß man nicht mehr darüber dichten, nichts mehr darüber sagen könne.

Denn viele schlechte seichte Romane und weichliche, aber nicht leidenschaftsstarke Liebeslieder waren in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts so reichlich verbreitet worden, daß man derartige Bücher und Gedichte gut genug für schwache Frauen fand, aber nicht ausreichend zur Erquickung für den Mann.

Der Wert jener schwächlichen Liebesliteratur war aber im letzten Grunde für Männer wie für Frauen, welche vom Gedicht echte Empfindung und keine Empfindsamkeit erwarteten, gleich Null. Und so verbrei-

tete sich die irrtümliche Ansicht, daß die Liebesdichtung sich ausgelebt habe.

Und man meinte, daß die Liebesdichter nur Sonne — Wonne und Herz — Schmerz reimen könnten. Diese Ansicht wäre wohl zutreffend gewesen, wenn die Dichter schwache, idealistisch empfindsame Naturen geblieben wären, deren es so viele vor dem Umwerten aller Werte gab, ehe in den achtziger Jahren künstlerische Selbstzucht einsetzte, die sowohl die Musiker und die Maler, wie die Dichter packte und allen europäischen Ländern neues Kunstleben gab. In Deutschland waren es Liliencron, Dehmel, Stefan George, Wedekind, die die Liebe in neuer Weise verkündeten, teils in gesteigerter Leidenschaft, teils in überraschenderer Ausdrucksweise, mit treffenderem und gewagterem neuen Bilderreichtum und mit neuen Vergleichen.

Aber erst dem neuen Jahrhundert blieb es vorbehalten, die neue Liebesnote dieser Dichter und ihre künstlerische Schönheit anzuerkennen. In den zehn Jahren von 1890—1900, in welche Zeitspanne meine Wanderjahre fallen, und über die ich hier meine Gedanken niederlegte, kämpften jene Dichtergeister noch um ihren Lorbeer. Die Kritik und die Volksmeinung schlug damals mit Disteln nach denen, die das Liebesfeuer in der Dichtung nicht untergehen lassen wollten, und die die Verkünder der herzlichen Leidenschaft blieben.

Spätere Jahrzehnte werden sich kaum vorstellen können, welches Kämpfen um die selbstverständlichsten Gefühle die Dichter und alle Künstler der neunziger Jahre durchmachen mußten.

Denn unter den Bürgern herrschte damals eine allgemeine Abkehr in der Kunst von den Liebesempfindungen fort. Man wollte nur Tagesfragen bedichtet wissen, Soziales, Politisches, Philosophisches. Und dasselbe forderte man von Roman und Drama, in denen es sich immer um Entwicklung von Problemen und nicht um das Aufeinanderprallen von leidenschaftlichen Gefühlen handeln sollte.

Jetzt neigt die Zeit wieder dem Gedichtelesen zu

und dem Leidenschaftlichen in der Dichtung. Die verschiedenen neuen Dichter haben ihre verschiedenen neuen Formen gefunden, und das bedichtete Liebesgefühl darf wieder seinen selbstverständlichen ersten Platz einnehmen, und der bedichtete Gedanke erhält den zweiten Platz, wie es zu allen Zeiten früher selbstverständlich war.

Wäre die Welt immer in harmonischem Gleichgewicht erlebt worden, hätte man nicht Götterlehren über Götterlehren seit Tausenden von Jahren gegründet und eingerissen, dann würde das Menschengeschlecht in festlicher Selbstverständlichkeit das Dasein erleben und immer wieder erlebt haben. Aber Götterfurcht und Menschenfurcht haben das, dem Menschen ebenso wie allen Leben, angeborene Weltfestlichkeitsgefühl getrübt.

Die Menschen haben ergründen wollen, anbeten wollen, hinein geheimnissen wollen, da wo nichts anderes herrscht als das geheimnislose, freie und in sich selbst andächtige Weltalleben, bei dessen Festlichkeit wir alle zusammen Anbeter und Angebetete, Schöpfer und Geschöpf zugleich sind. So wie im Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau jeder Anbeter und Angebeteter zugleich ist.

Alle Leben, die ihr um euch seht, die Leben der großen Sterne und der kleinsten Atome, sie schreiben ihre Lebenszeile. Und die Weltallrune, an der alle Leben schreiben, an der wir alle leidenschaftlich mitschreiben, sie zu entziffern, braucht es keiner Wissenschaft — nur Liebesgefühl.

Wer das Liebesgefühl erkannt hat, wer sich als Mann mit seiner Frau als Angebeteter und Anbeter zugleich fühlt, dem offenbart sich die Weltallgeheimschrift in ihrer unendlichen Klarheit, ohne Wissen und ohne Denken, im einfachen herzlichen Festlichkeitsgefühl.

Und die Frau wie der Mann sind in diesem Gefühl gleichwertig klug, gleichwertig weise, und sie gewinnen in der Liebeserkenntnis alles Wissen aller Unendlichkeiten ohne Grübeln.

Die Furcht vor Göttern und die Furcht vor Men-

schen wird auf der Welt für alle Zeiten überwunden sein, sobald die Menschheit wieder die Weisheit der Weltallfestlichkeit annimmt, die den Völkern im Urzustand bereits Eigentum war. Bei selbstverständlichem Welternst und selbstverständlicher Weltfestlichkeit wird die im Liebesgefühl selbstbewußt gewordene Menschheit nie mehr verarmen.

Ich will in einigen Sätzen noch einen Überblick geben zum Verständnis jener Weltanschauung, die ich für die kommende halte:

Die Anschauung von der Weltfestlichkeit befiehlt dir nichts. Sie läßt dich als freigeborener Mensch, nur der eigenen Verantwortung unterworfen, frei handeln, nachdem sie dir festgestellt hat, wer du bist, und gesagt hat: du bist der Besitz aller, und du selbst besitzt alles.

Daraus ziehe dann jeder ernste Mensch selbst die Schlüsse für seine Verpflichtungen und seine Ansprüche an die Lebensfestlichkeit.

Die lebensfestliche Weltanschauung sagt dir: dein Lebensheil liegt in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Dein Heil erwartet dich nicht erst nach dem Tode. Denn du warst, du bist und du wirst ewiger Mitgenießer, Miterleber und Mitschöpfer des Weltalls sein. Du trägst die Ewigkeit in dir. Du bist kein schwaches Geschöpf. Du bist Schöpfer und Geschöpf immer zugleich gewesen und wirst es bleiben in Unendlichkeit.

Du brauchst nicht auf deine Erlösung zu warten. Du hast dich mit allen Leben zugleich selbst geschaffen, und du erlöst dich von Leben zu Leben selbst, von tätigem Fest zu tätigem Fest.

Dein Wesen ist Schöpferkraft; Ewigkeit ist dein Weg; und Seligkeit ist dein Urzustand.

Du nimmst Strafe und Lob von dir selbst und von allen, die mit dir leben, in Empfang. Aber deine Strafe und dein Lob, beide sind nicht ewig, so wie es deine Gestalt nicht ist, in der du Strafe und Lob erlebst.

Du verwandelst dich von Leben zu Leben, denn du willst immer schaffen, und dieses ist deine Lust und deine Seligkeit.

Sind jemals unter früheren Weltanschauungen Verbrechen, Schlechtigkeiten, Kriege und Kämpfe abgeschafft worden? Nein. — Und so wird auch diese Weltanschauung nicht die notwendigen Verwandlungen, nicht den Lebenswechsel, abschaffen können oder abschaffen wollen. Begierden, gute und böse, werden mit jedem neuen Menschen, mit jedem neuen Tier, mit jedem neuen Lebewesen neu geboren.

Das Wasser, das vom Himmel regnet, verdampft wieder in den Himmel zurück. Es stirbt mit jedem Lebewesen aus dem Leben ein Herd von Begierden. Aber mit jedem Neugeborenen kommt ein neuer Begierdeherd ins Leben.

Das Leben wird nicht besser und nicht schlechter, denn es war seit Ewigkeit festlich in seinem Wechsel von Licht und Schatten, in seinem Wechsel von Schuld und Unschuld eine Festlichkeit.

Aber, wenn ihr Menschen die Verantwortlichkeit des Lebens in Zukunft auf euch selbst nehmt, wenn ihr wißt, daß ihr euch schafft, daß ihr eure Leiden wollt wie eure Freuden; daß es nichts Besseres für euch gibt als das, was ihr schon besitzt, — diese Erkenntnis von der Weltfestlichkeit wird euch das Leben aufmerksamer, inniger, teilnehmender aber auch sanfter, ruhiger und verzichtender im Wandel von Leben zu Leben genießen machen. Diese Erkenntnis wird euch aufrichten. Denn ihr wißt nun, ihr seid im tiefsten Grund allwissend und allgegenwärtig. Ihr seid der Herr eures Glückes und eures Unglücks. Ihr seid Schöpfer und Geschöpf der Weltschöpfung. Und alle, die ihr um euch seht und hört und fühlt, sind es mit euch.

Welch eine Feststimmung bringt euch dieses Bewußtsein, daß ihr Herr und Genosse der Ewigkeit und aller Leben seid!

Keine tote Welt, keine toten Dinge, keine Einsamkeiten bedrücken euch mehr. Ihr wißt, euer Leben

liegt von euch gewünscht, erschaffen und erhalten auf dem Weg der Tätigkeit, der Liebe und der Weisheit, von Leben zu Leben, ewig vor euch.

Wenn ihr nun in euren Zimmern und auf allen Wegen, wo ihr unterm Himmel weilt, wißt, daß ihr sogar mit allen Gegenständen, Gedanken, Eingebungen und Erhebungen, unbewußt und bewußt, austauschen könnt und zugleich wißt, ihr seid von allen Leben, auch von den sogenannten toten Dingen, verstanden und gefühlt, und es wird euch von ihnen geantwortet, — so werdet ihr mehr von euch sehen als je, mehr fühlen und mehr erleben als je, und ihr werdet der Welt mehr Augen, mehr Hände, mehr Ohren und mehr Herzen geben, und auch der sogenannten toten Welt um euch, der ihr früher aus Unverständnis das Leben abgesprochen habt. Und dieses bewußte oder unbewußte Verstehen- und Sprechenlernen mit allen Dingen bedeutet sowohl eine nützliche als eine künstlerische Bereicherung eures Daseins. Unerschöpfliche Lebenseindrücke und Lebenserregungen sind euch damit erschlossen, wenn ihr euch als den Besitz aller fühlt und zugleich wißt, daß ihr alles besitzt.

Jetzt sind es bald dreiundzwanzig Jahre, daß ich diese Erkenntnis mit mir trage. Aus meinen Wanderjahren wird jeder ersehen, wie schwer es mir war, mich an das neue Licht zu gewöhnen, und wie ich das Festlichkeitsgefühl noch nicht besaß, als ich es nur im Geiste aufgenommen hatte, und wie die Erkenntnis vom Fest des Lebens erst allmählich von meinem Körper Besitz ergriff. Mir war es zuerst, wie es Aladdin ergangen ist in jenem Märchen, als der Berg Sesam sich öffnete, und der junge Mann die Haufen von kopfgroßen Edelsteinen vor sich im Dunkeln leuchten sah. Ich wußte nicht, wo ich zuerst zugreifen sollte, bis die Weltanschauung selbst von mir Besitz nahm.

Die da glauben, der Mensch allein führe ein inneres Leben, nur er sei fühlend, nur er sei klug und gerecht, denen erwächst ein Stolz, der blind und unzugänglich gegen die anderen Leben im Weltall

macht. Wer sich dünkt, mehr und besser zu sein, edler als die Tiere und die Pflanzen und die Erde und alle Dinge, weil er ein Mensch ist, dieser Mensch hat dadurch, daß er so denkt, den Anschluß an die Welt und an sich selbst, an seinen eigenen Urzustand eingebüßt.

Als Kinder haben wir den Anschluß an die Welt unbewußt mitgebracht. Aber mit zu kurzem Weltverstehen schneiden wir später den Anschluß ab an unsere eigene angeborene Ewigkeit, den Anschluß an die angeborene Weltallfestlichkeit, den feierlichen Anschluß zum Verständnis aller Leben, die außerhalb der Menschheit liegen.

Nichts weiter als den uns angeborenen und nur zeitweise verloren gegangenen Anschluß an das Weltall, an des Weltalls festliches Leben, will ich mit meinem „Gedankengut aus meinen Wanderjahren" in den Lesern dieses Buches erwecken und ins Bewußtsein zurückrufen.

*

In den siebzig Tagen und Nächten, während ich das Zimmer nicht verlassen konnte und ich dieses Buch bedacht und geschrieben habe, kam täglich nach Sonnenuntergang der Venusstern, der in diesem Winter ungewöhnlich stark leuchtend war, in das dunkle Fensterviereck meines Zimmers. Der Stern hat mit seinem begeisterten Licht treu zu meinen Gedanken gehalten und mir Kraft und Ausdauer gegeben, sie niederzuschreiben. Der Stern stand wie ein geschliffener Stein im Dunkeln, funkelnd wie das Ziel meiner Gedanken.

Ich stelle mir vor, ich hätte den blitzenden Punkt in einen Ring fassen können und hätte diesen der Frau an den Finger gesteckt, die mit ihrem Leben mein Herz in der Hand hält, dann würde sie nun ans Ende der letzten Zeile dieses Buches den Ringstein, den Venusstern, als Siegel aufdrücken, als Bestätigung der erlebten Wahrheiten meiner Worte.

Möge der Liebesgeist und der lebensstärkende Glanz

dieses Sternes durch diese Blätter leuchten und im Namen aller Leben, aller Sterne und im Namen unserer Erde diesem Buch das Geleit geben.

Würzburg, Ostern 1913

Max Dauthendey

Inhalt des ersten Bandes

Max Dauthendey
Gesammelte Werke
in sechs Bänden.

Inhalt:

Band 1: Autobiographisches

Der Geist meines Vaters
Gedankengut aus meinen Wanderjahren

*

Band 2: Aus fernen Ländern

Erlebnisse auf Java
Letzte Reise
Das Märchenbriefbuch
der heiligen Nächte im Javanerlande

*

Band 3: Novellen und Romane

Novellen:

Lingam
Die acht Gesichter am Biwasee
Geschichten aus den vier Winden

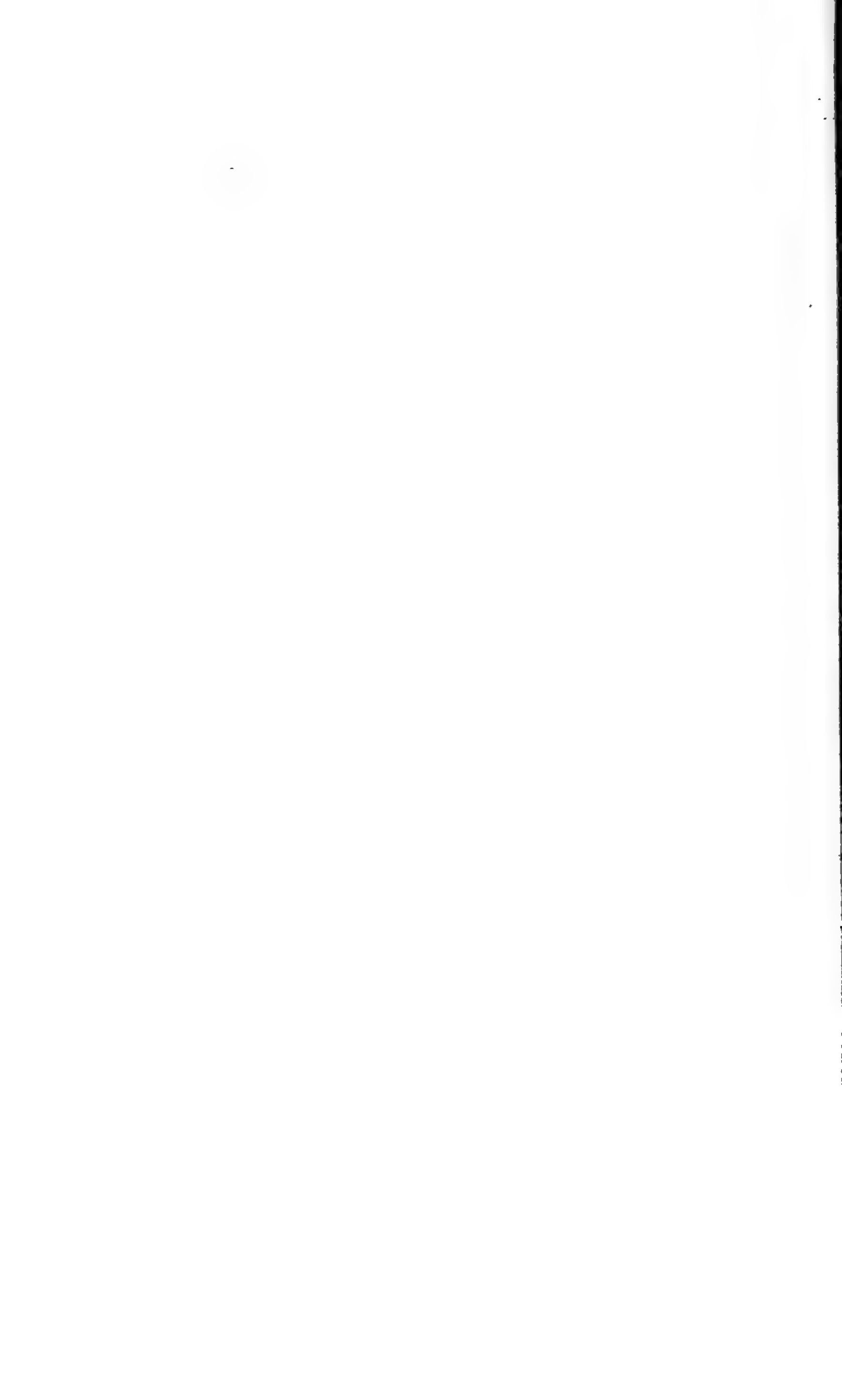
Albert Langen, Verlag, München

Max Dauthendey
Gesammelte Werke
in sechs Bänden

Inhalt:

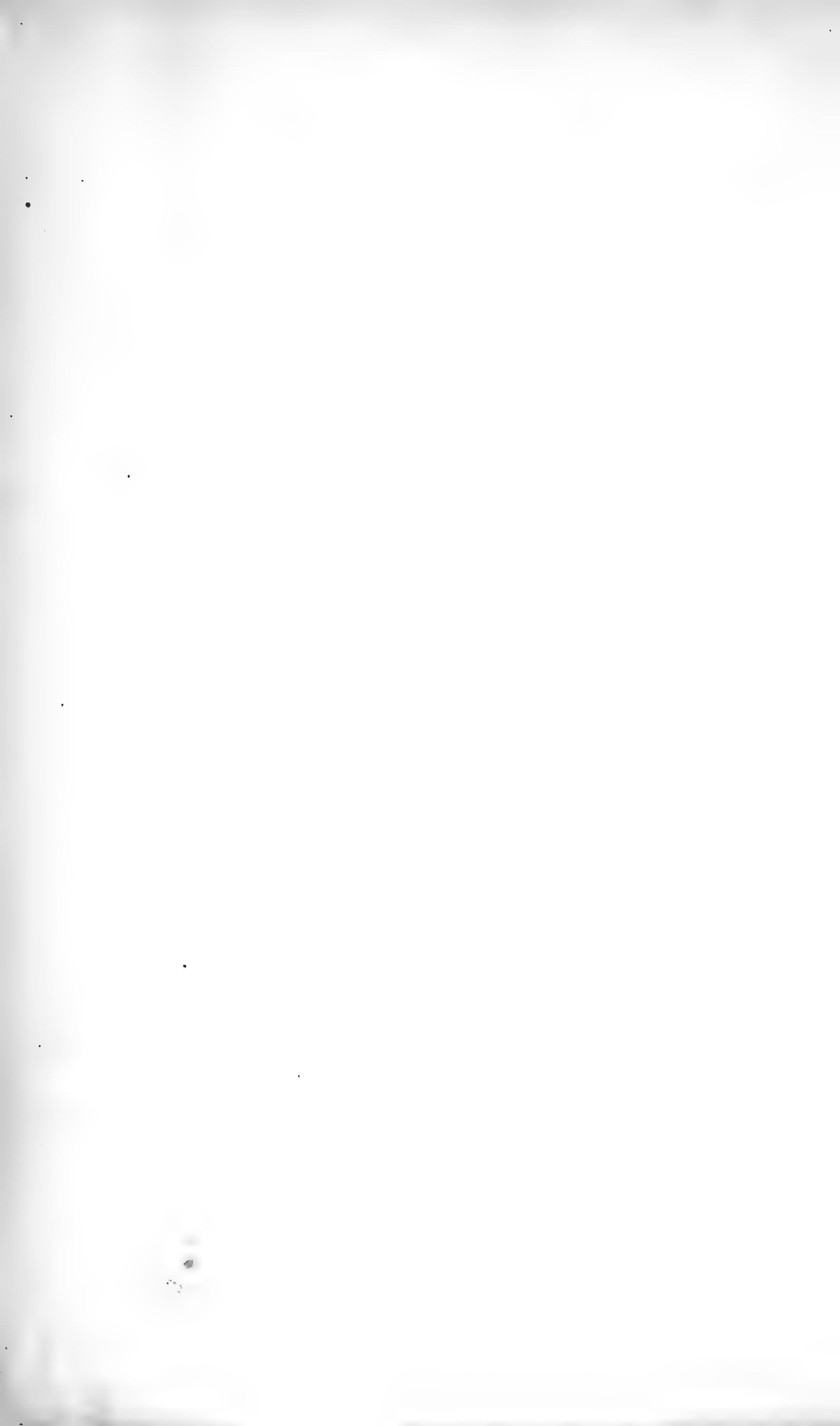
Albert Langen, Verlag, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig



MAX DAUTHENDEY

GESAMMELTE WERKE



Max Dauthendeys Werke

Band 2



Max Dauthendey

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Zweiter Band:

Aus fernen Ländern



Albert Langen / München

Erlebnisse auf Java

Aus Tagebüchern



Die Hochzeit des „Nagels der Erde"

Auf der Fahrt von Garoet nach
Solo (Java), 23. Oktober 1915

Es ist sonderbar, daß ich nach Solo reise, in die einzige javanische Stadt, wo die Pest herrscht.

Und ich fahre dorthin zu einer Fürstenhochzeit.

Jeden Tag sterben dort sechs bis zehn Menschen an der Pest, und zwanzig Leute erkranken täglich. Die Pest ist im Zunehmen begriffen. Es sind Baracken gebaut, Regierungsärzte sind hingeschickt, und es wird viel dagegen getan, aber es hilft nichts. Die Pest will sich erst ausleben, ehe sie ans Sterben denkt.

Die Morgensonne ist jetzt mit gelbem Blick durch die Nebel gekommen und färbt die Felder ein wenig sonnig. Die Berge runden aber noch die dunkeln Rücken in der Luft und schweben über dem bläulichen Wasserdunst, der aus den grünblitzenden Reisfeldern dampft. Die Berge haben noch nicht Fuß gefaßt im neuen Tag.

Welche Ordnung strahlen diese Reisfelder, diese künstlichen, aus. Jedes Keimpflänzchen ist mit der Hand in bestimmten Abständen von den Nachbarpflänzchen hingesetzt. Sie sehen alle wie grüne Punkte, eingewebt in die Erde, aus.

Die Luft weht kühl mit dem Rauch der Lokomotive zu den Wagenfenstern herein. Der Zug tutet, läutet, pfeift, stampft, stolpert, rattert und benimmt sich wie ein Zug in Europa. Diese Täuschung, daß ich mich im Zug jetzt scheinbar in Deutschland befinde, steigert meine morgendliche Reisebegeisterung.

Ich habe gründlich Abschied genommen von meinem Beovogel. Hoffentlich frißt ihn die Katze nicht inzwischen auf.

Die Sonne brennt jetzt stark herein durch die Fensterreihe. — — —

In Tjibatoe bin ich umgestiegen. Und treffe eben halb acht Uhr im Bandoengzug, der mich nach Solo mitnehmen soll, in dem Wagenabteil, in das ich eingetreten bin, Herrn Z.

Welch ein Glück für mich! Einen Deutschen, einen Großkaufmann, der schon dreißig Jahre in Java lebt, so unvermutet zu treffen. Und das Beste ist, er reist auch zu den Sultansfestlichkeiten nach Solo!

Er ist soeben in den Speisewagen zum ersten Frühstück gegangen, — ich bin noch ganz überrascht. Nun bin ich gut aufgehoben, glaube ich. — Ich kenne ihn, da er mich vor einiger Zeit in Garoet besuchte. Er ist sehr musikalisch. Er ist wohl sechzig Jahre alt, ist unverheiratet, eine Nichte führt ihm den Haushalt in Buitenzorg. Sein Geschäftshaus ist in Batavia. Er ist noch sehr rüstig. Zierlich vornehm, gewählt, macht den wohltuenden Eindruck größter Gewissenhaftigkeit.

Nie braucht man hier in Java vom Wetter zu reden. Es ist einfach immer schön. — — Der Zug fährt rasend bergab. Die Garoeter Bergwelt bleibt jetzt zurück. Es fällt mir eine größere lila Blume auf, die reich an allen Abhängen blüht, und die man in Garoet nicht sieht. Reisfelder wie Riesentreppen mit flachen Stufen steigen ausgebreitet an den Hügeln hinauf. Nun kehrt Herr Z. zurück in den Wagen. Ich habe in seiner Abwesenheit lange seine Hutschachtel angestarrt, die da oben im Gepäcknetz des Wagens liegt, und stellte mir den Zylinder da drinnen vor. War ängstlich, daß ich mir für vieles Geld doch noch so einen dummen Deckel kaufen müßte, um die Zeremonie zu erfüllen. Nun höre ich zu meinem Staunen, daß er, wie ich, nur einen Tropenhut und einen Strohhut bei sich in der Schachtel hat. Und ich freue mich sehr. Denn solche kleine Sachen machen mir viel Bekümmernis. Ich liebe es nicht, unliebsam aufzufallen, da ich dann nicht im stillen zuschauen und aufnehmen kann, wie ich es gern, unbeachtet, möchte.

Hotel Siel in Solo (Java), 23. Oktober 1915

Nun haben wir vom Morgen bis zur Ankunft nachmittags um halb drei Uhr in Solo fast immer zusammen gesprochen, Herr Z. und ich. Er hat alte holländische Bücher über die Zeremonien der Hochzeitsfeier von Solo dabei. Er weiß so viel Hofgeschichten aus Solo. Er weiß so viel von Java. Er ist auch im Aufsichtsrat des Museums von Batavia. Und im Auftrag des Museums reist er nun, um dieses seltene Fest zu beschreiben. Wir essen Mittag zusammen im Speisewagen um ein Uhr. Er ist so furchtbar höflich zu mir; das ist sehr wohltuend, aber auch etwas störend auf die Dauer.

In Solo holte uns ein Freund des Herrn Z. im Auto von der Bahn ab. Ein Herr L. Er sagte, er kenne meine Gedichte schon aus dem „Deutschen Bund". Unterwegs erzählte er, vor zehn Jahren sei ein Herr namens Dauthendey hier in Solo als Soldat gewesen. Er habe ihm geholfen, frei zu werden. Ich war sehr erstaunt. Denn es gibt keinen Dauthendey mehr auf der ganzen Welt. Ich bin der letzte Dauthendey, der letzte Mann des Geschlechtes Dauthendey, und da ich keinen Sohn habe, stirbt mit mir der Name aus. Als ich genauer fragte, meinte er, er könne sich auch irren, es könne ein ähnlich lautender Name gewesen sein. — So leicht reden die Menschen im Übereifer Unsinn.

Als wir in Solo in die Stadt einfuhren, das heißt durch die Hüttenstraßen, zeigte uns der Herr L. viele Eingeborenenhäuser, deren Dächer abgedeckt waren. Das seien jedesmal Pesthäuser, erklärte er. Häuser, in denen ein Pesttodesfall vorgekommen sei. Ich fand, es waren eine ganze Menge dachlose Häuser am Weg. In jeder Straße einige. — Ich dachte bei mir: Würde ein Mensch in Europa in eine Stadt reisen, wo die Pest umgeht, hinreisen zu einer Hochzeit?

Als ich gebadet habe und aus meinem Zimmer im ersten Stock des Hotels auf die Veranda trete und mich eben bequem im Stuhl niederlasse, um Solo vom Altan aus behaglich zu betrachten, da kommt ein Leichenzug vorüber. Es war dieses mein erster Leichen-

zug, den ich auf der Reise seit Europa gesehen habe. Ich war verblüfft. Der erste Solo-Gruß für mich — ein schwarzverhangener Totenwagen. Es mußte ein Soldat gestorben sein, da viele Soldaten hinterhergingen. —

Schöne dunkle Baumgänge mit langen Reihen von alten Regenbäumen, einer Mimosenart, sieht man hier überall im Fürstenland. Die Kleidung der Javanen hier ist gegen die der Sundanesen vom Preangergebiet ganz blau, dunkel und schlicht. Wirkt aber dadurch viel echter javanisch. Die Menschen scheinen mir dunkelbrauner hier. Die Frauen sind schön und sehr weiblich und wohlgeformt. Die Männer mager, hager, stolz und edel in ihren Bewegungen, besonders die Adeligen, die alle den Kris im Gürtel auf dem Rücken in den Schärpengürtel gesteckt tragen. Die Stadt wirkt sehr echt javanisch, und das Europäische dringt nirgends sehr durch. Die Stadt ist reinlicher und gefälliger als Djokja, das ich im Mai 1914 besucht habe.

Ich hatte mich schon gelegt, da werde ich um elf Uhr durch ein unendliches Gefahre und Pferdegetrappel unten von der breiten, baumüberdunkelten Asphaltstraße aufgeweckt. Eine endlose Reihe Mietswagen fuhr vorbei. Vielleicht war es eine Nachtfahrt des Sultans von Solo? Ein Zug konnte nicht am Bahnhof angekommen sein, denn um die Nachtzeit fahren keine Züge in Java. Oder war es die Rückkunft einer Gesandtschaft aus Djokja, die vielleicht doch mit einem Extrazug in der Nacht ankam? Auch viele Menschen zu Fuß folgten der Wagenreihe.

Die Braut wird Montag von Djokja geholt. Die war es auch noch nicht. Ich muß fragen, was das war.

Solo, Sonntag, 24. Oktober 1915.
Morgens 6 Uhr

Ich habe sonderbar geschlafen. Ich war halb oben in der Luft, halb unten auf der Erde im Bett. Es war ein wildfremder Zustand.

Das Gefühl, in einer Stadt zu sein nach acht Monaten Landaufenthalt in Garoet, die Stadtgeräusche,

die mich nach Berlin versetzten und nach Würzburg, besonders der Hufschlag, der so angenehm auf dem Asphalt vorbeischlappt und viele Stadtgedanken weckt, — alles machte, daß ich mir wie in einer Schaukel vorkam, die zwischen Mond und Erde hin und her pendelte.

Neben dem Hotel ist das Lustschloß der Javabank, gegenüber das maurische Lustschloß der nagelneuen Hauptpost; denn wie kleine Parkschlösser, äußerst lustig und vornehm, mit Loggien, Erkern, Wandelgalerien, Treppenhäusern, durchsichtigen Türmen und mit Goldsäulen geschmückt, stehen die weißblendenden jungen Gebäude im Grün großer Parkbäume. Die Hauptpost ist eben erst zu den Hochzeitsfeierlichkeiten fertig geworden, der Bauschutt rundum wird weggeschafft. Abends ist sie sogar schon glänzend erleuchtet. Auch die Javabank mit vielen verschieden großen Fenstern und Toren leuchtet die ganze Nacht in mein Zimmer herein.

Dieser Hotelplatz mit den paar Europahäusern ist aber auch der einzige echt europäische Platz in Solo, — sonst liegt alles, außer den Basarstraßen, im Grün mit kleinen Häusern oder Hütten hinter meilenlangen weißen Gartenmauern und Stadtviertelmauern des Kraton-Stadtteiles versteckt.

Der Herr L. erzählte gestern sonderbare Dinge vom Kraton. Er selbst stellt die elektrische Beleuchtung zum Montagabend am Aloen-Aloen her. Er hat auch die Beleuchtung am Hochzeitsbett geschaffen. Der Sultan bekommt zwei Hochzeitsbetten. Ein europäisches Bett für achttausend Gulden mit Seidenmatratzen usw. Im Bett sind Druckschalter angebracht, verschiedene, jede schaltet eine andere elektrische Lichtfarbe ein. Im Schlafzimmer, in den vier Ecken, sind elektrische Kronleuchter. Alte teure Ladenhüter, die der Herr L. dem Sultan verkauft hat. L.s Frau hat, um sich einen Brillantring zu verdienen, sagt er, die ganze europäische Sultan-Bettwäsche selbst gestickt. Der Sultan hielt neulich Probe ab. Er drückte den ganzen Abend auf alle Birnen der Reihe nach. „Und der alte fünfundfünfzigjährige Bock,“ sagte Herr L., „freute

sich kindisch über das gelbe, grüne, blaue und rote Licht, das fortgesetzt wechselte, je nachdem er drückte." Auch ein kleiner Windschläger kreiselt über dem Bett, wenn man auf einen Knopf drückt, und er stäubt dann Kölnisches Wasser von oben herab über das Bett. Alles das hat sich der Sultan bestellt und hat es von Herrn L. bekommen. Was Herr L. eigentlich von Beruf ist, habe ich bis jetzt noch nicht ergründen können. „Er ist ein wenig Vergnügungsdirektor, wenn etwas los ist," sagte Herr Z. Aber was ist er, wenn nichts los ist? — Das muß ich Herrn Z. noch fragen. Direktor vom Elektrizitätswerk, das hier von Deutschen gebaut wurde, ist er nicht. Aber man könnte glauben, er wäre es, so viel buntes Licht spendet er in Wort und Tat.

Er kam gestern nachmittag, als er sich eben verabschiedet hatte und ich im Schlafanzug zum Bad wanderte, atemlos die Treppe heraufgelaufen und sagte, daß der Umzug der heiligen Lanze eben, ungefähr fünf Minuten vom Hotel entfernt, in einer Seitenstraße, aber leider für mich vom Hotel nicht sichtbar, vorbeiziehe. Es war fünf Uhr nachmittags. Ich dankte ihm, daß er mir das so genau zu wissen tat. Aber gesehen habe ich bei aller seiner Atemlosigkeit nichts.

Es wird nämlich jetzt jeden Tag, um die Pest in Solo abzuwenden, eine heilige Lanze des Sultans in feierlichem Aufzug herumgefahren in einem Ochsenwagen, und jeden Tag durch andere Straßen, aber immer nachmittags fünf Uhr. Leider bewirkt die Lanze, daß die Javanen an sie mehr glauben als an die europäische Wissenschaft und keine Desinfektionsmittel anwenden wollen, weil ja die heilige Lanze herumgefahren wird und den bösen Geist der Pest vertreiben soll.

Ich habe vergessen, weiter zu erzählen, daß der Sultan zwei Hochzeitsbetten bekommt. Ein europäisches neben einem javanischen. Das javanische ist ganz und gar aus geschnitztem Holz und über und über dick vergoldet.

Der Sultan soll recht deutschfreundlich sein, be-

hauptet Herr L. Alles wird im Kraton bei deutschen Kaufhäusern eingekauft. Andere Marken, französische, englische, amerikanische, gelten gar nichts bei ihm. Alles muß deutsch sein. Auch das deutsche Auto von Herrn L. wird der Sultan kaufen, wenn Herr L. zum Urlaub nach Europa geht, — behauptet Herr L. Ach, er behauptet so viel. Mir ist schon ganz schwindlig.

Die entsetzliche Dampfklingel einer Dampfstraßenbahn arbeitet gerade unter dem Hotel auf der Straße, wenn drüben an der Haltestelle „Javabank“ die Lokomotive auf das zweite Geleise umgeleitet wird. Schon morgens um sechs Uhr fing das Biest das endlose Gebimmel an. Es ist wie in einer Millionenstadt: solch ein Straßenlärm jetzt morgens um zehn Uhr in der Sonntagsfrühe. Die Straßen sind Tag und Nacht gleichmäßig menschenbelebt. Immer sind Javanen unterwegs. Europäer sieht man kaum einen manches Mal dazwischen. Herr Z. hat mich schon gestern im Zug auf diese gewalttätige Dampfbahnklingel aufmerksam gemacht. Und er hat nicht zu viel geklagt. Sie ist atemlos fleißig, diese verwünschte Klingel. Ich glaube, die Javanen hier sind alle taub, weil die Klingel so wahnwitzig lebhaft sein darf.

Herr Z. erzählte gestern im Zug: als ein Pflanzer, einer, der sich höher als der alteingesessene Sultan dünkt, bei diesem eingeladen war, trug der Pflanzer einen nagelneuen Orden an seinen Frack genagelt. Der Sultan fragte über die lange Tafel hinweg ans Ende, wo der Pflanzer saß: „Nun, Herr, was hat Ihnen denn der neue Orden gekostet?“

Solche Freiheiten gestattet der gescheite Sultan sich sehr gern. Ich finde, er hat ganz recht. Diese ungebildeten, hochmütigen Pflanzer sollen mit der gleichen Roheit behandelt werden, wie sie alle Welt behandeln.

Den Grund und Boden in Solo darf der Sultan teils an Eingeborene, teils an europäische Pflanzer verpachten. Es wird teils Zuckerrohr, teils Tabak von den europäischen Pflanzern im Fürstengebiet von Solo gepflanzt. Der Eingeborene pflanzt Reis und Tapioka und andere Sachen. Es herrscht augenblick-

lich große Trockenheit hier. Wir sahen gestern vom Zug aus lange ausgetrocknete Kanäle, die aussahen, als wenn sie in die Erde eingegrabene staubige Landstraßen wären; sie waren ohne einen Tropfen Wasser. In Maos, unterwegs, in dem Sumpfgebiet, war Überschwemmung, und es regnete auch. Hier hingen nur dicke, heiße Wolken gestern am Himmel im grellen Nachmittagslicht. Aber es war staubtrocken in allen Feldern. Und der Zug fuhr über Brücken, unter denen der Fluß verschwunden war. Nur ein heißes Steinbett, breit und leer, lag in der Sonne ausgebreitet bei den eisernen Brückenpfeilern . . .

Solo ist dafür bekannt, daß es ganz plötzlich hereinbrechende Gewitter mit Sturzregen hat. Darum stehen die Häuser alle auf mannshohen Veranden von Stein. Was zuerst in den Verkehrsstraßen befremdend wirkt. Denn oft steht ganz Solo für einige Stunden meterhoch unter Wasser.

Die Javanen am Hof sind sehr empfindlich, erzählte mir Herr Z., sie sind sehr stark darin, sich selbst zu helfen, wo ihnen Unrecht geschieht. Bei einem neuen Residenten war einmal ein Fest. Da war ein hoher Hofherr mit anderen eingeladen. Zufällig bekommt er einen Platz ganz unten an der Tafel, weit vom Residenten, einen sehr niedrigen Platz, der ihm seinem Rang nach gar nicht zukam. Er ließ sich aber gar nichts merken. Er ging ruhig und gemessen in aller Würde auf seinen Platz und setzte sich, ohne ein Zeichen des Unwillens. Aber als er saß, begann er alle seine Orden von der Brust abzunehmen und reichte die Handvoll Orden über die Schulter seinem javanischen Diener hin.

„Ja, so sind sie," sagte immer wieder Herr Z., wenn er eine Hofgeschichte beendet hatte. „Ja, so sind sie." —

Das Gefahre gestern abend, das mich um elf Uhr aufweckte, war nichts als die Reihe Wagen, die von dem Bioskop kam, der um elf Uhr schließt. Wer erwartet solches Nachtleben in Solo, in der javanischsten Stadt auf Java!

Jetzt bimmelt die Bimmelbahn schon wieder! —

Sie fährt weit hinaus vor die Stadt, bis zu einem Dorf am Fuß eines Berges. Mag sie doch dort bimmeln, so viel sie will.

Heute abend ist Beleuchtungsprobe im Kraton beim Sultan, erzählte vorhin Herr L., der meinen Stuhl am Frühstückstisch bereits gewärmt hatte, als ich gegen neun Uhr hinunter in den Eßsaal kam, wo Herr Z. schon frühstückte. Die Beleuchtung der Tänzerinnenschar wird heute abend auch versucht. Und ich bat ihn, mich zu dieser Generalprobe mitzunehmen. Aber er hielt es für unmöglich, der Herr L. „Ach, ich möchte lieber die Generalprobe als das Fest sehen," sagte ich zu ihm. Ich sagte, er solle mich als Elektrotechniker oder als Monteur mitnehmen. Er meinte, dann müßte ich javanisch gekleidet und barfuß kommen. Aber Herr Z. sagte, ich könnte auch einen europäischen Elektrotechniker vorstellen. Er will sehen, ob es sich machen läßt. Aber es wird wahrscheinlich nicht gehen, denn vielleicht muß Frau L. die gestickte Bettwäsche persönlich an den Sultan abliefern, und da darf nur der Ehegatte Herr L. mit dabei sein. Nicht ich als beobachtender Schriftsteller.

Der Sultan hat auch ein Orchester, das europäische Instrumente spielt, und er läßt sogar Wagner spielen. Dieser deutschfreundliche Javakaiser gefällt mir.

Sein Bild hängt lebensgroß, auf blutrotem Hintergrund gemalt, ganze Figur, unten im Eßsaal und nimmt eine ganze Wand von der Decke bis zum Fußboden ein. Er sieht tüchtig, kraftklug aus. Sonst würde er auch Deutschland nicht lieben. Oder kann er es — so wie Javanen es tun — nur aus Nützlichkeitsgründen lieben? — Ich würde Deutschand lieben, auch wenn es schwach wäre. Und erst recht, wenn es besiegt werden sollte. Aber der Sultan ist ja kein Deutscher. Sein Java würde wohl auch er so lieben. Und liebt es wohl genau so, das schwache, arme, unterjochte Land, das so herrlich ist.

Der Sultan hat auch eine europäische, holländische Leibwache. Zur Ehre, sagt man ihm. Zur Bewachung und zur Gefangenhaltung, sagen im stillen die Europäer, und sagt sich im stillen der javanische Sultan auch.

Der Sultan hat auch einen Gegensultan. Die holländische Regierung hat in Solo noch einen Gegensultan aufgestellt, der den Sultan — den Soesoehuan — in Schach halten muß. Der Gegensultan ist sogar reicher als der Sultan. Aber er darf nicht den Titel Soesoehuan tragen, er heißt: Mangkoe Negoro. Er bekommt ein Jahresgehalt von der Regierung und hat auch Land zu verpachten. Aber er muß dafür der holländischen Regierung ein Heer inländischer Soldaten ausrüsten. Er ist sozusagen der Rivale des Sultans. Wenn der nicht brav ist, kommt der andere daran und wird Sultan. Dieser Posten ist in der Familie erblich, wie es der Sultansrang ist. —

Außerdem ist noch ein dritter Kraton hier in Solo, der des Reichskanzlers, des javanischen. Er heißt Tuan Kandjeng Raden Adipati Sosrodiningrat. — Es sollen unendlich viel Hofheimlichkeiten an den beiden Fürstenhöfen Djokja und Solo umgehen, sagte gestern Herr Z. In Djokja ist schon dreimal hintereinander, immer an Dysenterie, der jeweilige Kronprinz ganz auffallend plötzlich und schnell gestorben. Wer mag da noch Kronprinz sein!

Vor Jahren lebte auch einmal ein Prinz an einem Hof, dem waren diese Hofgeschichten, diese entarteten, so zuwider, daß er beide Höfe haßte. Aber mehr noch haßte er alle Europäer. Es hieß: Eines Tages zog er sich in die Einsamkeit als Einsiedler zurück und lebte einen Monat ganz allein. Das tun die Javaner immer, sagt Herr Z., wenn sie sich auf etwas Besonderes vorbereiten. Das tue ich auch immer am liebsten. — Nach dem Monat leitete der Prinz einen großen Aufstand. Dieser machte der holländischen Regierung mehr als alle anderen Aufstände zu schaffen. Zuletzt wurde der Javane, der großartige, nur dadurch gefangengenommen, daß die Holländer einen Treubruch gegen ihn begingen. Man versprach ihm freies Geleit, wenn er zu Verhandlungen nach Solo kommen würde. Er verließ sich dummerweise auf das Wort europäischer Diplomaten. Er kam voll Vertrauen wie ein ehrlicher Held. Da setzte man ihn gefangen. Nachher wurde er dadurch unschädlich gemacht, daß

man ihn auf die Molukkeninseln nach Amboina verbannte.

Die Sperlinge, die auf der Galerie und vor dem Fenster herumfliegen, zwitscherten so hübsch heute früh um fünf Uhr, wo ich aufwachte, als wenn sie mich von den Sperlingen in Garoet und in Würzburg grüßen wollten. Ich glaube ja immer, daß sich alle Vögel in der hohen Luft auf Gedankenübertragung verstehen, wie Apparate für drahtlose Telegraphie. Die Wärme, die hier um mich im Zimmer ist, bei offener Tür und offenem Fenster, ist mir so angenehm, sie erinnert mich an heiße Sommertage auf den Liparischen Inseln, wo ich im Herbst 1913 mit Annie reiste. So schön heiß und trocken. Drüben über der Straße blüht an der Ecke des grünbewachsenen Platzes ein Baum mit großen blaßlila Blüten. Er sieht so glücklich in seiner Hochzeitsblütenfeststimmung aus, der Baum. Ob die zweiundzwanzigjährige Braut, die morgen aus Djokja geholt wird, heute auch im Herzen so blüht zu ihrem Fest wie der reiche Baum da drüben?

Alles, was ich hier höre, dreht sich eigentlich immer nur um den Sultan von Solo, und von der jungen Braut spricht man wenig. Aber Herr Z. weiß auch, daß sie es, wenn sie übers Jahr einen Thronerben gebiert, schwer haben wird vor Hofmißgunst bei den anderen Frauen des Sultans.

Morgen früh um zehn Uhr soll ich meine Aufwartung beim Residenten und dann beim Assistentresidenten machen. Gottlob brauch ich keinen Gehrock dazu anzuziehen, nur einen Sackanzug aus heller, silbergrauer Leinwand. Ich werde mit Herrn Z. zusammen hingehen. An jedem Festtage müssen wir uns beim Residenten versammeln, und dann fahren wir alle in langem Wagen- und Autozug nach dem Kraton, der Resident an der Spitze. Aber zu allen Empfängen im Kraton muß man den Frack anziehen. —

Ich habe meinen Frack schon ausgebreitet, und er hängt, die Veranda, die helle, verdunkelnd, über einer Stuhllehne; man glaubt, es sitze ein würdiger Europäer auf dem Verandastuhl; es ist aber ein leerer, würdiger Frack. —

Um fünf Uhr wollen wir den Zug des heiligen Speeres ansehen. Herr L. hat sagen lassen, daß es nichts ist für mich heute abend, ich darf nicht mit zur Generalprobe gehen, — weil der Soesoehuan in eigener Person der Beleuchtungsprobe beiwohnen wird.

Solo, 24. Oktober. Sonntag, abends 6 Uhr

Eben komme ich vom Aloen-Aloen nach Hause. Herr Z. und ich warteten auf diesem weiten Platz vor dem Kraton von halb fünf Uhr an auf den Festzug der heiligen Lanze. Sie käme aber erst morgen, hörten wir sagen. Wir standen auf dem Platz herum und sahen uns die Gebäude an, das heißt die schießbudenähnlichen Empfangshäuser der Regenten des Reiches Solo, die rund um den Platz liegen. Auf der einen Seite ist auch die mit spitzem Turmdach zum Himmel steigende Moschee, von einigen hohen Kokospalmen umgeben. Den Hintergrund des Platzes bildet eine erhöhte Empfangshalle des Sultans, und dahinter erst gehen Freitreppen in eine heiligere Empfangshalle, und hinter ihr liegt ein kleines verschlossenes Glashaus, die eigentliche Empfangshalle des Allerheiligsten, wo der Sultan, der „Nagel der Erde“ und die „Milch des Himmels“, wie seine beiden erhabensten Titel sind, thront, wenn er Feste und Empfänge gibt. Dahinter wieder liegen dann die ausgedehnten Wohngebäude des Kratons, der, alles in allem, eine unendliche Stadt für sich bildet mit südlichem Tor und südlichem Aloen-Aloen usw. Der ganze Kraton wird von elektrischen Glühlampen in Straßen, Gärten, Hallen und Wohnräumen beleuchtet. Aber zu diesem Fest hat Herr L., der, wie sich nun herausgestellt, doch der Administrator der Elektrischen Werke von Solo ist, zum erstenmal eine elektrische Illumination für die Festabende hergestellt. Der ganze Aloen-Aloen ist umgeben von Regentenhallen, Häusern, wo die Regenten aller Provinzen des Reiches von Solo während der Festtage wohnen und empfangen. Jeder Regent hat ein solches Haus am Aloenplatz. Es reihen sich da ungefähr ein Dutzend Häuser, weitläufig in Gärten liegend, rund um den Platz. Ich

wurde von L. einem Regenten vorgestellt, der gerade bei Hof vorgefahren kam, und der zufällig auch Prinz aus königlichem Blute ist. Wir standen gerade und bewunderten die Illuminationsprobe an seinem Haus. Er war prächtig gekleidet. Er grüßte vor einer Halle, wo einige Dutzende brauner edler Javanenfrauen mit ihren Kindern wie die Engel ruhig und andächtig in Gruppen zusammen an der Erde saßen. Die Frauen trugen dunkelgrüne Jacken und braune Slendangs und dunkle, blaue, einfach edle Sarongs. Der Platz war so vornehm gefüllt von nur edlen Gestalten, die überall herumsaßen.

An der Treppe zur großen, leeren Sultanshalle faltete ein Mann aus dem Volk die Hände und kniete leicht hin, stand auf und stellte zwei Körbchen mit Betel und Siri als Opfer hin. Dann ging er still weiter. Der Adlige auf dem gelben Isabellenpferd ritt weiter, gefolgt von seinem Knecht, der auf einem derben, dicken Schimmel ehrfurchtsvoll hinter ihm herritt. Auch der Diener trug den Kris im Rücken, hatte aber eine einfache Jacke aus schilfgrüner Soldatenleinwand an. Herr L. der zwischen den Regentenhäusern der Illuminations- und Lampenfrage wegen im Auto hin und her fahren mußte, kam immer wieder zu uns zurückgerast und erklärte mir immer etwas Neues. Auf der Moscheekuppel blitzte ein elektrisches Licht von sechstausend Kerzen Stärke auf, als es Abend wurde. Schöne rosa Wolken türmten sich, ebenso wie am Abend vorher, im Osten des Aloen-Aloen. Im Westen des Platzes ging die Sonne gelb und grau im Dunst verwischt hinter Gartenbäumen unter.

Ein Gecko fängt trotz des großen Wagenlärmes der Straße eben wieder seine Rufe zu rufen an in die Dunkelheit hinein.

Heute abend um acht Uhr kommt der Reichskanzler auf den Aloen-Aloen. Und um neun Uhr kommt im Zug der Soesoehuan, der „Nagel des Weltalls“.

Es muß sonderbar sein für die feinen Javanen, die noch nie eine elektrische Illumination sahen. Sie stehen alle und staunen, während daran gearbeitet wird. Aber sie stehen nicht in drängenden, dicken

2*

Massen. Sie stehen in kleinen Gruppen und gehen gleich wieder weiter.

Nun hörte ich auch die Geschichte der Kraton-Hochzeit. Also, die einzige erste Frau, die dreißig Jahre mit dem Sultan verheiratet war, hat kein Kind geboren. Kronprinz wurde der Sohn einer Nebenfrau. Der Sultan hat das Recht, sich fünf erste Frauen außer den Hunderten von Nebenfrauen zu halten. Nun soll er also doch noch eine zweite erste Frau nehmen, damit diese einen Sohn oder Erben bekommt. — Deshalb heiratet er. Die bisherige einzige Frau, die dreißig Jahre lang keine Frau neben sich hatte, fühlt das vielleicht doch als Zurücksetzung, sagen alle. Ich glaube es ja nicht. Ich glaube, alle asiatischen Frauen sind in dieser Hinsicht nach dreißig Ehejahren ziemlich gleichgültig. Nun wird die Prinzessin von Djokja morgen als ihre erste „Rivalin" einziehen; das stellen sich alle Europäer mit Genuß vor. Ich glaube, sie ist ganz erfreut über die Abwechslung, die das Fest und die Hochzeit in die alte Ehe bringen. Denn auch sie wird dadurch Vorteil haben. Sie wird zur tragischen Heldenfigur vor den Leuten, aber sie selbst fühlt es gar nicht tragisch, dazu sind diese Javanen zu edel, zu geduldig, zu nachgiebig erzogen. Der Europäer kann kaum nachfühlen, wie edel und einfach diese javanischen Menschen im Innern alle fühlen. O, wie herrlich edel gab mir der Prinz vorhin die Hand. Und als Herr L. an ihm vorbei zu der Illumination deutete (gerade wie eine komische Figur in einem Ausstattungsstück), da wendete uns der Prinz kurz entschlossen den Rücken und ließ uns am Eingang seines Hauses stehen. Denn es war eigentlich eine Dummheit von L. gewesen, uns ganz überflüssigerweise hier bei der Illuminationsprobe einem königlichen Prinzen und Regenten vorzustellen. Wir fuhren dann im Auto die Kratonstraßen ab und sahen uns die Beleuchtung an, die in den Haupteingängen eben zum erstenmal leuchtete: und die Javanen standen auf langen Bambusleitern und befestigten die letzten Birnen und schalteten den Strom ein. Oft gingen immer acht Lämpchen auf einmal wieder aus.

L. erklärte uns, warum, ich verstand es aber nicht genau. Ich saß neben ihm auf dem Bock und dachte so viel Dinge. Er ist immer bei gutem Humor, immer mit der Zigarre im Munde, der wohlbeleibte, vierundvierzigjährige L. Als er sich einen alten Knaben nannte, sagte ich ihm, daß ich achtundvierzig Jahre bin. Da lachte er ungestört weiter und sagte, verlegen lachend: „Der eine so, der andere so, nicht wahr?" — „Jawohl," sagte ich und denke immer noch nach, was das „so und so" bedeuten soll. —

Sonntag, abends 11 Uhr

Ich komme eben von der Beleuchtungsprobe am Aloen-Aloen nach Hause. Um acht Uhr war ich zuerst allein da. Aber es begann einige Tropfen zu regnen, nur Tropfen, und ein leichter Südwind blies über den Platz. Wie Gespenster huschten einige Staubwölkchen von dem Platz auf. Die Beleuchtung wirkte zuerst spärlich. Dann erst gewöhnte man sich daran, entdeckte schöne Einzelheiten, sah die Lichtkasten mit erstaunten Javanenaugen an und freute sich. Ganz mit Glühlicht punktierte Häuserfronten waren einige da. Aber sie wirkten nicht anders als illuminierte Jahrmarktsbuden. Das kommt daher, daß die Häuser eigentlich nur Hallen zu ebener Erde sind, kaum eine bis zwei Stufen über den Boden erhöhte kleine und größere offene Hallen. Im Hintergrund, von weißroten Schärpen geschmückt, stand in manchen Hallen, umgeben von chinesischen Blumenvasen voll Blattpflanzen, das Porträt (meist eine Photographie) des Sultans auf einer Staffelei, ganz wie in Europa. Und ich fragte Herrn L. zum Scherz später am Abend, als er uns herumfuhr, ob er das auch angeordnet habe, die Staffeleibilder.

Um halb neun Uhr aß ich Abendbrot, und um halb zehn fuhren wir im Auto des Herrn L. zur Besichtigung. Wir begegneten dem Sultan mit Gefolge, die in fünf bis sechs Autos hintereinander die Rundfahrt um den weiten Platz machten. Wir mußten anhaltend grüßen. Dann stiegen Herr Z. und ich

aus und ließen Herrn L. allein zum Sultan an dessen Auto heranfahren, um ihn zu begrüßen.

Als L. wiederkam, erzählte er ganz belustigt erregt, der Sultan habe ihm außergewöhnlich herzlich gedankt. Er habe ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Bulgarien geht ja jetzt auch mit. Die Deutschen siegen. Jetzt brauchen sie keine Sorge mehr zu haben. Sie werden siegen." Das finde ich sehr nett vom Sultan, daß er das mitten in der Illuminationsbesichtigung so lebhaft gesagt hat. Dann sahen wir in der Ferne die Autoreihe an der erleuchteten Moschee vorbeikommen, umgeben von einem Hundert Menschen zu Fuß. „Sehen Sie die Menschen zu Fuß um die Autos dort," sagte Herr L. lebhaft zu mir. „Das sind alles Blinde; die gehören zum Hofstaat und müssen dem Sultan nachher erzählen, was sie von der Beleuchtung gesehen haben. Das belustigt ihn. Darin ist er doch noch ganz östlicher Herrscher. Die Blinden bilden so eine Art Hofnarren für den Sultan. Sie müssen für ihn tanzen und müssen fechten mit Säbeln oder Speeren, und da sie nicht sehen, sieht das komisch aus, wenn sie nichts treffen und in die Luft schlagen. Der Sultan lacht unbändig, wenn einer der Blinden eine Treppenstufe nicht sieht und hinfällt. Sie werden alle vom Sultan ernährt, gehören zum Kraton und müssen einige Stunden am Tag Dienst tun; sie tragen karierte Sarongs und weiße Topfmützen." Wie seltsam das klang, eine Schar Blinde zur „Belustigung" des Sultans und des Hofes. Ich wurde ganz nachdenklich. Und daß sie ihm heute abend nach der Rundfahrt erzählen müssen, was sie gesehen haben von den Kerzen, den elektrischen! Es klingt gräßlich grausam und ist für einen Europäer kaum verständlich. „Der Sultan hat mir so herzlich die Hand gedrückt," wiederholte Herr L. Nun darf ich mir die Hände eigentlich vierzehn Tage nicht waschen," scherzte er. „Das verlangte nämlich eine Mutter von ihrem Töchterchen, als der Herzog von Mecklenburg sie auf die Stirn geküßt hatte: daß sie sich nicht waschen sollte, um den Kuß nicht zu verwischen," fuhr Herr L. lachend fort. — Er führte

uns dann noch rechts von der großen Empfangshalle des Sultans in eine besondere Halle, darin Javanen am Boden saßen und wachten. Sie hatten die heiligen Musikinstrumente, hundertjährige — Herr L. sagte, vieltausendjährige —, zu bewachen. Es waren eine ganze Anzahl Gamelang-Metalltöpfe da und viele seltsame Streichgeigen usw. Aber in der Mitte, von Sackleinwandvorhängen verhüllt, war noch ein verborgener Raum. In den durften wir nicht hineinschauen, da drinnen waren die heiligsten Instrumente. — Auf dem Turm im Kraton spielte die Musik europäische Stücke. Der Sultan war heimgekehrt. Und L. fuhr im Auto mit uns herum und befahl überall seinen Leuten, die Lichterbogen an den Toren und rund um den Aloen auszudrehen. Die Probebeleuchtung war vorbei.

Der gute Gecko ruft wieder siebenmal unten über der Straße in die Nacht. Er ist mein Nachtkamerad, daß heißt, nur seine gemütlichen Rufe sind es. — Gute Nacht, Gecko!

Solo. Montag, 25. Oktober

Eben morgens um sechs Uhr werde ich durch das „Wecken" der holländischen Leibwache des Sultans aus dem Bett und dem Zimmer auf die Veranda gelockt. Fünfzig Mann in schilfgrüner Leinwand, mit Gamaschen und braunem, breitrandigem, lackiertem Strohhut, der auf einer Seite hochgeschlagen ist, marschieren vom Ende einer breiten Baumstraße auf das Hotel zu. Ich setzte mich in meinen Liegestuhl, wo mein Kaffee schon auf dem Tische stand, und erwartete die trompetende und trommelnde Truppe. Es floß etwas von Heimatgenuß bei der soldatischen Musik durch mich. Ich mußte an die übenden Trompeter auf den Wällen der alten, toten Festung Marienburg in Würzburg denken. Beim Hotel schwenkten sie alle recht hübsch links und marschierten die Hauptstraße gegen den Bahnhof hinunter. Jetzt höre ich sie wieder in der Ferne. Das holländische Wecksignal ist dem deutschen ganz gleich. Nur der Trommelwirbel klingt anders. Drüben unter den Bäumen

des grünen Platzes, wo nur ein Eckhaus im Grünen bei dem schön lila blühenden Baum steht, sehe ich Reihen von Soldaten, die ihre Übungsstunde so früh schon begonnen haben. Ich höre die Stimmen der Unteroffiziere. Die grüngekleidete Mannschaft mit den braunen Strohhüten hebt sich aber kaum vom Rasengrund und von den tiefhängenden Baumzweigen ab. Die Kommandos der Offiziere klingen so gesund wie bei uns. —

Es war gestern am Aloen-Aloen rührend, zu sehen, wie die Leute neben einem Regentenhaus noch eine Gartenmauer rasch fertig mauerten und aufbauten, damit sie zum Fest schön dastehe. Und der Hofgärtner hatte den Titel „Nagel des Weltalls“ aus grauen, runden Flußsteinchen in einem langen Beet schön zusammengestellt. Eine Dampfwalze und Erdarbeiter ebneten die Straße zwischen den hohen, weißen Mauern dicht vor der Eingangstorhalle des Kratons. Überall war man noch eifrig und lautlos in letzter Minute geschäftig. Aber ohne Übereilung, man nahm sich echt asiatisch Zeit und Ruhe auch im Eifer.

Trotzdem war ich erstaunt, daß verhältnismäßig nicht so große Volksmassen auf dem Aloen-Aloen zur Abendbeleuchtung erschienen waren, wie ich erwartet hatte. Wir dachten schon, daß vielleicht die Pestfurcht viele Landleute von der Stadt Solo zurückhalten mag. Aber die Festtage beginnen morgen erst, und da werden wir sehen, ob mehr kommen, oder ob die Pestfurcht wirklich vorhanden ist. —

Herr L. erzählte gestern noch, daß sich auch Sehende unter die Blinden des Hofes mischen, — sie stellen sich blind, um ein freies Leben führen und am Hof leben zu können. Ich finde das köstlich. Es sind das Figuren für ein Drama. Auch hat der Sultan Hofzwerge, die ihn im Gefolge immer begleiten. Auch sie dienen, wie im Mittelalter bei uns, zur Belustigung Seiner Hoheit. —

Es ist jetzt halb neun Uhr, ich bereite mich vor, den Residenten zu besuchen. —

Gestern abend um sieben Uhr machte Herr Z. Besuch beim Reichskanzler von Solo. Der empfing ihn

in weiten, mit vielen Lampen erleuchteten offenen Hallen. Er selbst setzte sich dann mit seinem Gast in der Flucht der leeren, hellen Hallen an ein einziges, winziges Tischchen, das da stand. Er war im Smoking mit Sarong. Herr Z. war im Gehrock. Der Reichskanzler hat eine starke Gegenpartei, die gegen den Sultan arbeitet. Unter anderem erzählte er Herrn Z., daß er einen deutschen Stallmeister hätte, dem er für ein Jahr Urlaub nach Europa gegeben habe. Der wurde aber in Singapore von den Engländern vom Schiff geholt und gefangen gesetzt. Kriegszeit! — Der Kanzler erzählte auch, daß die heilige Lanze aus dem fünfzehnten Jahrhundert stamme. Sie ist also schon sehr alt, denn die javanische Geschichte reicht nicht weit zurück. Von der Hinduzeit, aus der der Burubudur bei Djokja stammt, weiß man nichts Besonderes und gar nichts bestimmt Geschichtliches. Die später kommenden Mohammedaner haben in ihrem Religionsübereifer alle Bücher und alle Dokumente verbrannt. Und hätten die Hindu damals ihre Heiligtümer nicht mit Erde zugeschüttet und so begraben, um sie vor den Mohammedanern zu retten, die Mohammedaner hätten auch den Burubudur zerstört und die Tempel von Prambanan. Erst die Europäer haben diese Tempel wieder ausgegraben und haben sie so wieder dem Licht der Welt zurückgegeben. Es sind kaum fünfzig Jahre, daß der Burubudur, der unter einem Hügel voll Bäumen lag, gefunden und von der holländischen Regierung aufgedeckt wurde.

10 Uhr morgens

Wir kommen eben, Herr Z. und ich, vom Residenten-Besuch zurück. Das Residentenhaus liegt dicht neben der Javabank, also kaum hundert Schritt zu Fuß vom Hotel Slier. Wir gingen zu Fuß. Aber wie enttäuscht bin ich von dem Besuch! Der Resident ist ganz Beamter. Er ist freundlich höflich, aber nicht so gefällig, irgend etwas anders zu tun, als uns nur eine Einladung zum 27. Oktober, dem Trauungstag, zu geben, und das ist herzlich wenig. Im Kraton dürfen wir gar nichts ansehen. Wir dürfen keine

Tänze abends sehen, da sich alles in den inneren Gemächern unter den Verwandten des Sultans abspielt. Ich seufze sehr und finde, meine Reise hierher wird dann gar keinen Sinn haben, wenn ich nur eine große, höfische Zeremonie sehen werde und sonst nichts. Aber Herr Z. tröstet mich, — er meint, es wird vielleicht doch mehr zu sehen geben. — Ich fühle aber, daß der Resident gar nichts tun wird, trotzdem es in dem Regierungsbrief aus Buitenzorg vom Generalgouverneur heißt, daß mir der Resident ganz besonders viel zu sehen Gelegenheit geben soll. Ich bin vorläufig recht enttäuscht. Die Unterhaltung fand in einem großen, luftigen Schreibzimmer des Residenten statt. Er saß hinter einem langen, grünen Tisch, und außer Lehnstühlen rundum, zwei Schränken und einem silbernen, großen Tintenfaß und einem Glas mit Zigarren, von denen er uns anbot, war nichts im Zimmer als das Schablonenmuster, das schwarze, auf gelblicher, butterfarbener Kalkfarbe an den Wänden rundum, zwei riesige, hohe Fenster und wir drei Herren, die höflich und scheinbar freundschaftlich, aber ganz nutzlos, zusammen deutsch und holländisch sprachen. Die Tür stand nach der langen, weißen Säulengalerie offen, die zur Straße, das heißt zum Vorgarten an der Straße, hinsieht. An den Gittereingängen des Vorgartens standen Schildwachen, und draußen, nahebei, war auch ein Polizeistationshäuschen in Turmform gebaut. Gegenüber, auf der anderen Straße, liegen Reihen von Chinesenhäusern. Nun bin ich von diesem Besuch zurück. Die Einladungskarten werden uns zugeschickt ins Hotel. Das ist nun alles. Herzlich wenig.

3 Uhr nachmittags

Ich habe eben eine Stunde gut geschlafen. Dann wachte ich auf. Es ist glühend heiß. Es ist, als ob die Wände geheizt wären. Und zu dem Fenster und zur Tür kommt Glutluft herein. Trotzdem bewegt eine leichte Luft den großen Leinwandrollvorhang, der von der ganzen Galerie herunterhängt. Aber es ist nicht Wind, es ist die Bewegung einer Flamme, die sich

spielend bewegt, — die Flammen der Sonne, die durch die Straße wogen. Meine Kopfhaut ist gespannt, als ob ich eine zu enge Mütze aufhätte; so drängt der Kopf auseinander unter der Umklammerung der Hitze.

Und da unten sehe ich javanische Frauen mit glänzend schwarzem Haarknoten, ohne Hut, rotbraun im Gesicht und barfuß wie immer über das heiße, sonnenbelastete Asphaltpflaster gehen.

Dann verstehe ich. Die Erde kann nicht atmen, der Asphalt erstickt sie, darum diese Glut in der Luft über der Erde in diesem Haus. Das Asphaltpflaster ist schuld daran. Ach, auch noch das ewige Gebimmel der Dampfstraßenbahn! — Mich wundert, daß die Spatzen auf der Veranda bei der Wärme noch den Schnabel zum Zwitschern öffnen mögen. —

Ich habe zu Mittag Reistafel mit rotem Pfeffer gegessen und dazu helles Bier getrunken. Das erhitzt auch das Blut ganz fürchterlich. Wenn ich nur nicht auseinanderschmelze! —

Der Midhodhareni, erklärt mir Herr Z. aus einem alten Buch, ist der Tag der guten Himmelsnymphen. An diesem Tag, das heißt vom Abend bis zum nächsten Tag, darf weder der Bräutigam noch die Braut einschlafen. Jedes sitzt in seinem Hause, die ganze Nacht von Gesellschaft umgeben, die ihnen den Schlaf fernhält. Denn in dieser Nacht versuchen böse Geister alles, um ein Unheil zu stiften und die Trauung zu hintertreiben. Aber zugleich kehren in dieser Nacht auch die guten Himmelsnymphen bei dem Bräutigam und im Hause der Braut ein. Diese zu empfangen und gegen die Anfälle böser Geister auf der Hut zu sein, wachen beide die ganze Nacht.

Und in der Hochzeitsnacht, die in der darauf folgenden Nacht ist, glaubt man auch, daß böse Geister sie stören könnten. Und es ist Sitte, daß, während das Brautpaar den Beischlaf der Hochzeitsnacht pflegt, dreimal in bestimmten Zwischenräumen Freunde und nächste Familienglieder mit Fackeln in der Hand in das Brautzimmer kommen, — sie tun dann, als ob sie etwas suchten; und ohne von dem Brautbett Notiz

zu nehmen, leuchten sie mit ihren Fackeln durch das Zimmer, um die bösen Geister zu vertreiben.

Der Bräutigam geht meistens in der Brautnacht erst um ein Uhr in die Brautkammer, in die sich die Braut kurz vorher, von Familienmitgliedern begleitet, zurückgezogen hat.

Die Javanen glauben an die Geister der Hindureligion, an die Geister der Mohammedaner und an die Naturgeister ihrer Väter. Deshalb sind sie nach ihren Begriffen unausgesetzt von den verschiedensten Geistern umgeben.

5 Uhr nachmittags

Ich stand vor zwei Stunden vom Schreiben auf, aufmerksam gemacht durch mehrere Stimmen, die eigentümlich gedämpft im Chor sangen. Als ich auf die Veranda trat, sah ich einen Leichenzug, einen javanischen. Leute trugen einen Sarg, der war in hellblaue Seide gewickelt, und darüber war eine mit Musselin überspannte Hülse wie ein Moskitonetzbetthimmel gestellt. Die Männer trugen den hellblauen Sarg mit der weißen Hülse aus Flor auf den Schultern. Und viele gingen nebenher und rund herum, und einige Wagen voll javanischer Frauen und Kinder folgten. Man sang halblaut, aber in leicht übersinnlich gehobener Stimmung klang das verhaltene Lied der vereinten gesenkten Stimmen. Die Schritte der den Sarg Tragenden und der Begleiter gingen auch leicht und wie in halb lebhafter Begeisterung, als würden sie vom Geist und Gott des übersinnlichen Totenreichs angetrieben, mit der Leiche zu ihm zu eilen und mit der verzückten Seele des Toten. Dann sah und hörte ich von der Veranda den exerzierenden Soldaten zu, die auf dem abgebrannten Rasen drüben über der Straße unter den heißen Bäumen Gewehrübungen, Marschtritte und Bajonettangriffe übten, — bei dieser Nachmittagsglut. Aber es waren eingeborene Soldaten, und sie waren ebenso wie die Holländer in grüne Leinwanduniformen gekleidet und trugen ebensolche grüne Mützen. Jetzt ist das Exerzieren vorbei, und

seit einer halben Stunde spielt die Musikkapelle drüben im Kiosk unter denselben Bäumen.

Ich lag in all dieser Zeit im Liegestuhl und sah durch das weißgestrichene Eisengitter der Veranda hinunter auf die lebhafte, breite Straße. Ich sah die Javanen, Volk, Arbeiter, Händler, Droschken, Prinzen, Offiziere, Radfahrer, Lastträger, Straßenbesprenger, wenig Europäer, wenig Kinder, viele Frauen aus dem Volk, Lasten in Tücher gewickelt auf dem Rücken tragend; und allmählich wuchsen die Schatten der Bäume über die Straße, Stallburschen kamen und ließen am Rand des Grasplatzes Reitpferde weiden. Fahnen wurden vorbeigetragen, und viele Javanenfrauen fuhren trotz der Hitze in Droschken spazieren in ganzen Familien, schlicht und einfach in blau und braune Tücher gekleidet, aber von ihrem prächtigen, schwarzglänzenden Haarknoten geschmückt.

Die Bimmelbahn bimmelt wieder. Die Musik schweigt jetzt, und der Zapfenstreich bläst eben drüben jetzt schon von der Kaserne, abends um halb sechs Uhr. Ich will baden und dann spazieren gehen. —

Als ich badete, rief bereits der Gecko draußen in der Sonnenuntergangsdämmerung des Hotelgartens. Dieser Garten hinter dem Haus vor den Bädern und Hintergebäuden ist reich an blühenden Pflanzen. In weißgekalkten irdenen Vasen blühen verschiedene rosa und gelbe Nelken. In einem Kranz anderer Vasen blühen rote Rosenbüsche und Büsche mit gelbroten, fremden Blüten, weißer, blühender Oleander und schöne Bambusstauden; hohe Hecken schließen den Garten gegen die Stallungen und Wagenschuppen hin ab. Es ist ein so gemütlicher großer asiatischer Hinterhausgarten voll sonderbarster Zusammenstellungen. Und ein überdachter Gang, der offen ist und nur auf Holzpfeilern ruht, teilt den Garten und läuft im Winkel zu den Badestuben. Darinnen kann man sich aber nur kalt abgießen oder kalt duschen. Warme Bäder wie im Hotel Papandajan in Garoet gibt es nicht. Im Garten sitzen die Diener unterm überdachten Gang, der in den offenen Speisehallenflur führt. Sie putzen Messer. Sie schälen Kartoffeln. Sie treiben allerlei

Hausarbeiten. Der Gärtner halbnackt, ein Javane, gießt die Blumen. Alles ist tätig.

Abends 11 Uhr

Ich bin zu müde, um viel zu schreiben. Ich machte Besorgungen. Zum erstenmal in meinem Leben mußte ich mir falsches Gold kaufen. Ich schäme mich entsetzlich. Aber ich kann doch den Frackanzug nicht ohne Uhrkette tragen, und das Frackhemd nicht ohne einen verzierten Hemdknopf. Ein einfacher Perlmutterknopf, wie ich ihn sonst trage, geht nicht. Meine beiden echten Birma-Rubinknöpfe habe ich in einer Anwandlung von Askese, als ich glaubte niemals im Leben mehr Gesellschaften zu besuchen, sondern nur noch der Natur und Dichtung zu leben, vor Jahren meinem Schwager Axel in Schweden geschenkt. Also, ich kaufte eine Uhrkette für fünf Gulden und drei Brillantgoldknöpfe für zwei Gulden fünfzig Cents. Es gab echte Ketten für hundertvierzig Gulden die billigsten, und echte Knöpfe gab es gar keine. Ach, wie schämte ich mich! Immer wieder wies ich die Kette fort und legte die Knöpfe hin. Aber zuletzt sagte ich mir: „Wenn du dich dann anziehst, am Tage des Festes, dann ärgerst du dich nur, wenn dir alles fehlt." Schweren Herzens entschloß ich mich zu dem Schundkauf. Ach, das hätte ich nie von mir gedacht, daß ich so armselig feig und dumm sein könnte. Und am meisten schäme ich mich, weil ich dieses Pechgold in einem Land und an einem Hof tragen will, der durch und durch edel ist und dem edelsten Volk gehört. Was sagte doch heute abend der Stiefbruder des Sultans, als Herr Z. ihn besuchte, der ihn von früher kannte: „Ein Mensch muß so klug und so gut sein können, daß er sich gar keine Feinde macht. Und wenn er so klug ist, dann ist er auch gut."

Das ist ein so wundervoller Ausspruch, wie ihn nur ein sehr edler und reifer Mensch aus einem edlen und reifen Volk tun kann. Herr Z. erzählte es mir vorhin im Wagen, als wir unterm javanischen Vollmondhimmel durch die Kratonmauerstraßen fuhren, wo viele lebende Rembrandtbeleuchtungen zu sehen

waren. Menschengruppen unter Türen, doppelt beleuchtet, von innen durch brennrotes Lampenlicht und von der Straße durch bläulichen Mondschein. Und dieses doppelte Licht auf nackten braunen Oberkörpern und in leidenschaftlichen Gesichtern, die wie aus Goldbronze getrieben wirkten. Der Prinz erzählte Z. noch, daß sein Vater ihm gesagt hätte, er solle javanisch bleiben und gar kein Holländisch lernen. „Denn wenn ich tot bin, will ich, daß mein Sohn javanisch leben und denken soll. Laß dich nur auslachen; und wenn die Leute dich dumm finden, dann sage ihnen nur, dein Vater habe es dir aufgetragen, kein Holländisch zu lernen und javanisch zu bleiben." Und weiter sagte er: „Die heutigen Javanen müssen viel mehr lernen, als wir lernten. Sie lernen auch viele Sprachen, aber dabei müssen sie doch javanisch bleiben. Sonst ist alles an ihnen nichts wert. Es geht auch gar nicht anders. Ein Fisch, der nicht im Salzwasser geboren ist, kann nur im Süßwasser leben, und umgekehrt. Beides kann er nicht. Wir sind in Java geboren und können nie Holländer, nie Europäer werden. Wir müssen immer Javanen bleiben."

Herr Z. sagte zu mir, es wäre schade, daß ich nicht mit dabei sein und zuhören konnte. Der Prinz beschrieb ihm auch, wie ein Mann leben muß, vom Tage, wo er seine Frau nimmt, bis zum Tode. Mann und Frau sollen sich nicht gleich sein. Aber Herr Z. verstand, trotzdem er gut malayisch spricht, nur die Hälfte. Ich aber hätte gar nichts verstanden. So ist es mir lieber, daß ich es von Herrn Z. höre, was der feine Javane sagte. Er hat auch zwei Bücher, javanische Kinderlieder, gesammelt und herausgegeben, derselbe Prinz. Er ist der Sohn einer unfürstlichen Nebenfrau des Vaters vom jetzigen Sultan. Es war sehr ärmlich bei ihm. Aber es war innerlicher Reichtum in Masse da. Ärmlicher, als ich mit den falschen Brillantknöpfen und der falschen Golduhrkette aussehen werde, kann es aber bei dem armen Prinzen nicht gewesen sein. Während Herr Z. echtes Gold fürs Leben einsammeln ging, lief ich in öden Läden herum und kaufte dieses Schundgold.

Ich bin ganz erquickt und fühle mich reich beschenkt, seit ich gehört habe, man soll so klug sein, daß man keine Feinde hat. Das war nämlich immer mein Bestreben. Aber ich glaubte, es wäre eine Schwäche von mir, so klug zu sein und keine Feinde zu haben. Ich glaube, ich habe auf der Welt keine Feinde. Ich glaube, selbst meine Feinde, wenn ich welche habe, finden mich gut. Aber ich glaube, keiner findet mich deshalb klug. Das kann nur ein solch edler Javane finden und — Annie, meine Frau Annie Dauthendey, das Barbarenweib, wie ich sie nach der Hochzeitsnacht nannte. In meiner Hochzeitsnacht in Granville, in Nordfrankreich, war auch ein Brand ausgebrochen; um die bösen Geister zu vertreiben aus unseren Liebesstunden, brannte die ganze Nacht ein Haus lichterloh, und ganz Granville war unter unseren Hotelfenstern mit der Feuerwehr auf den Beinen. Es ist sonderbar, daß zur javanischen Hochzeitsnacht das Feuer der Fackel gehört, um die bösen Geister zu vertreiben. —

Der Resident erzählte heute morgen, der Sultan hätte so gern ein Volksfest zu seiner Hochzeit auf dem Aloen-Aloen gehabt, aber der Resident konnte es nicht erlauben. Darauf fragte der Resident an, ob es dem Sultan angenehm wäre, daß Europäer zum Fest eingeführt würden. Da ließ der Hof zurücksagen, wenn das javanische Volk kein Fest haben dürfe, dann wolle der Hof auch keine Europäer einladen. — Darum bekommen wir nichts zu sehen von den Tänzen. Und schuld hat die Pest.

Es ist sonderbar, die Zahl dreizehn, die mich seit April 1914, seit Antritt der Asienreise, unterwegs und hauptsächlich in Java überall verfolgt, war die erste Zahl, die mir am Bahnhof von Solo den Willkommengruß brachte. Der Kuli, der Herrn Z.s Handtasche zum Auto trug, hatte die Nummer „Dreizehn" am Arm, und ich sah sie mit Schrecken, aber schon halb gewöhnt daran. Ich glaube an so viele Beziehungen, von denen die Menschen sonst nichts wissen wollen, wie es auch die Javanen und Asiaten alle im stillen tun. Es ist mir so erhebend, abergläubisch

zu sein, wie es mir gruselig erhebend ist, den Blitzen eines Gewitters zuzusehen oder ein Gewitter in der Ferne aufziehen zu sehen. Und der Donner ist mir immer so großartig feierlich, er entrückt mich im Ohr in die Ewigkeit, wie es den Augen nachts die Sterne tun. Ich bin abergläubisch aus Gottesfurcht, nicht aus kleinlicher Angst, sondern aus Lust, dem Unerklärlichen, dem Unendlichen, dem Übermenschlichen Raum in meinen Lebenstagen und in meinem Bewußtsein zu geben. Und ich finde, so abergläubisch, um dabei Gott und dem Übersinnlichen, Göttlichen näher zu kommen, so abergläubisch müßten alle lebensandächtigen Menschen sein; so sind es auch die meisten Frauen und Feldherrn immer gewesen und alle Könige.

Die Einladungskarten vom Residenten sind uns noch nicht ausgehändigt worden. Ich glaube, wir werden herzlich wenig zu sehen bekommen. Morgen heben die großen Festzeiten an. — Ich will schlafen gehen. — Auf der Straße fahren jetzt, nachts um zwölf Uhr, immer noch Wagen; wie auf der Potsdamer Straße in Berlin, ein solches ewig bewegtes Nachtleben ist es in Solo, im tiefsten Innern von Java.

Der Gecko ruft ganz schüchtern heute in der Ferne der Nacht. Aber ein Gamelang tönt irgendwo, und irgendwo donnert es im Nachthimmel zur Traummusik des alten, heiligen javanischen Gamelangs. — Gute Nacht, guter, schöner Gamelang! Heute ist deine Stimme meine Geliebte für diese Nacht.

Dienstag, 26. Oktober 1915

Bin um sieben Uhr aufgestanden, habe an Annie geschrieben. Dann war ich von halb neun bis halb zehn Uhr auf einem Spaziergang, sah auf dem staubigen Aloen-Aloen im heißen Morgenlicht Soldaten in grüner Uniform exerzieren, ging durch den Basar, stand lange vor Messing- und Kupfergeräten. Sah ein echtes, altes arabisches Haus aus braunem Holz mit Holzgitterfenstern, so braun wie das Haus. Dachziegel und Holzwand waren vor Alter gleich braun. Dann sah ich wieder einen Leichenzug, der Sarg in

weißen Stoff gehüllt, mit dünnen Blumenkränzen bekränzt.

Dann, um ein halb zehn Uhr, fuhr ich mit Herrn Z. zu dem Stadtgarten; das ist ein Tiergarten und ein javanisches Museum dabei. Ich hörte einen Siamangaffen brüllen, er erinnerte mich an Sumatra. Der Affe hatte einen Kropf. Wenn er Hu-hu-hu brüllte, sog er die Luft ein, wenn er kreischte und Hu-va brüllte, stieß er die Luft aus. Er konnte zwei Stimmen zugleich machen. Er hatte schönes schwarzes Fell, die Arme waren länger als die Beine. Man glaubte erst, zwei Affen brüllen zu hören. Einen, der lockte, und einen, der antwortete. Es war aber immer ein und derselbe.

Ein pechschwarzer Panther war eben erst aus dem Wald angekommen. Er hatte noch ganz weltentrückte, fürchterliche Urwaldaugen. Er brüllte und pfauchte jeden an, der sich dem Käfig, der frei stand, näherte. Aber er hatte auch unermeßlichen Durst. Die Aufregung und die Gefangenschaft und die Nervenerschütterung machten ihn durstig. — Der Indier, sein Wärter, goß ihm immer frisches Wasser in die Trinkgefäße, und er lag da, der Panther, und sog alle leer. — Es waren auch mehrere prachtvolle Tiger da. Ein Käfig war leer, einer war vor einigen Tagen entlaufen, war aber im Garten dann erschossen worden. Die Tiger waren herrlich geflammt gezeichnet. Ihre Augen funkelten phosphorn wie aus grüner Seide, oder wie ein Wasser im Vollmondschein.

Um halb zwölf Uhr fuhren wir zu Herrn L. in die Elektrizitätswerke. Er war aber nicht da. Wir gingen in die Maschinenhalle, wo Solo durch zwei Dieselmotoren mit 320 Kilowatt versorgt werden kann.

Die schönen Motoren waren Bayern und stammten aus der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg. Es freute mich, diese tüchtigen Landsleute zu sehen.

Herr Z. hatte von Herrn L. neulich schon einen großen Plan des Kraton bekommen. Diesen Plan hatte er bei sich, und im Museumsgarten traf er verabredetermaßen den jungen Bibliothekar, einen Javanen, einen Sohn des Hofbarbiers. Der konnte ihm alle

eingezeichneten Gebäude im Kraton in einem Saal des Museums erklären.

Herr Z. erzählte mir, es gäbe dort Räume für Frauen, die nur Siri bereiten, Räume, wo eine Frau für die Frauen kocht, Räume, wo eine der Küche für die Männer vorsteht, Frauen, die nur Tee bereiten. Es lebt auch noch eine ganz alte Fürstin von zweiundneunzig Jahren im Kraton. Die ist unverheiratet. Sie hat jetzt alle ihre Kleinodien im Werte von dreihunderttausend Gulden dem Sultan geschenkt, daß er sie seiner neuen jungen Frau als Brautgeschenk gebe. Sie ist blind, die Alte. — Sie hat noch den Aufstand und die Zeit des Diponagoro, des javanischen Hamlet, miterlebt. So alt ist sie. —

Der Vater des jungen Bibliothekars, des Javanen, ist nicht bloß Hofbarbier, er ist auch Hofpoet. Er hat im Auftrag des Sultans die ganzen Hochzeitsfestlichkeiten als poetische Urkunde in Reimen niederzuschreiben, und der Sohn war sehr stolz auf das poetische Werk des Vaters. —

Auf dem Heimweg sah ich javanische gedruckte Bilder in einer Verkaufsbude an der Straße hängen. Da erzählte mir Herr Z., er habe auch Handoriginale eines javanischen Künstlers, der sein Schützling gewesen sei. Dieser Mann hatte, als er noch nicht Maler war, einen andern Mann ermordet. Im Gefängnis entdeckte der Gefängnisbuchbinder, daß der Gefangene sehr gut zeichnen und malen konnte, vor allem machte er sehr schöne Buddhabilder. Als er seine Strafe abgebüßt hatte, kam er ganz plötzlich in Mode. Jedermann wollte etwas von ihm gemalt haben. Und er bemalte Fächer und Vasen und Elfenbein usw. Aber immer malte er Buddhabilder. Als ihm Herr Z. einmal aus der Schweiz einen holzgeschnitzten Ochsen mitbrachte und ihm sagte, er solle doch einmal einen Wasserbüffel malen, da verstand er das gar nicht. Denn ein Büffel war doch nicht so heilig und so schön wie Buddha, meinte er. Dann, da er bei kleiner Lampe abends viel Miniaturen gemalt hatte, wurde er blind und kam in eine Blindenanstalt in Semarang.

Vorhin — nachmittags um halb vier Uhr — kamen

3*

unten auf der Straße Musik und Soldaten und ein langer Zug Edelleute, Prinzen und Prinzessinnen zu Wagen und zu Fuß mit vielen Schirmträgern vorüber. Die Soldaten hatten feuerblaue Jacken, auf der Brust weiß verschnürt, und um die nackten Beine braune Sarongs. Sie gingen barfuß und trugen einen schwarzen, umgestülpten Blumentopfhut auf dem Kopf. Sie hatten langes, schwarzes Haar, im Nacken in Knoten gebunden. Sie trugen jeder eine lange Lanze. Voraus ging eine holländische Musikbande in dunkler Uniform. Dann kamen immer Gruppen zu je drei Prinzen mit drei Sonnenschirmträgern hinter ihnen und Dienern, die Handköfferchen und Tücher trugen. Dann kamen Wagen und hinten darauf Diener und Schirmträger. Und drinnen Prinzen in schwarzen Jacken und braunen Sarongs. Auch gab es Wagen mit Dienstfrauen. In einem Wagen saß eine, die hielt eine dicksilberne Waschschüssel auf dem Schoß. Auch kamen Frauen wie in Bali, die nackte Brüste zeigten und den Sarong unter den Brüsten gebunden hatten. Sie waren sehr schön und kräftig gebaut. Auch ein Auto kam, mit einem Schirmträger vorn neben dem Lenker, und ein großer, goldener, geschlossener Papierschirm glänzte in der Luft. Ein Schirm wird auch bei Begräbnissen an langem Stiel über den Sarg gehalten, der auf den Schultern von Männern getragen wird. Der goldgrüne oder ganz goldene flachrunde Schirm an sehr langem Stiel gilt als Zeichen der Würde für den, über den er gehalten wird.

Heute mittag aßen auch fünf javanische Prinzen an einem Tisch im Hotel. Sie kamen in einem sehr vornehmen Auto an. Sie trugen Schildpattkämme, runde, wie Kronen auf dem Kopf und hatten dunkle Seidenjacken und braune Sarongs, und es war nur komisch, daß ein Diener in grünem Leinwandanzug hinter ihnen aus dem Auto kam und eine zusammengerollte grüne Strohmatte hinter ihnen nachtrug. Denn sie sitzen gern an der Erde. Wenn sie auch bei Tisch auf Stühlen im Speisesaal saßen, so saßen sie später sicher gleich in ihrem Zimmer auf der grünen Strohmatte und rauchten. Aller Tabak hier ist

mit Ambra und Opium durchsetzt. Deshalb riecht die ganze Luft in den Fürstentümern Solo und Djokja von Maos ab nach Weihrauch. Mir sehr angenehm, da es nicht sehr aufdringlich, sondern ganz geheimnisvoll süß und alt riecht, wie Lavendel in alten Schränken so wehmütig. Der Geruch ist träumerisch, und ich werde ihn sehr vermissen, wenn ich Solo wieder verlassen habe. Es roch ebenso süß, fromm, träumerisch in Britisch-Indien in Jeipore. Es riecht hier recht indisch, und die Luft erinnert auch an süße getrocknete Rosenblätter. —

In der Halle, wo die heiligen Gamelang-Instrumente aufbewahrt werden, in der ich neulich am Abend war, da war auch ein Vorhang, hinter den ich nicht schauen durfte. Dort hängen, sagt die Zeitung heute, die ältesten javanischen Gongs. Bei ihrer Stimme fühlen sich die Javanen in das alte javanische Reich Mataram versetzt. Diese Gongstimmen kann man heute keinem Gong mehr geben. Die Metallzusammensetzung war ein Geheimnis, das verloren gegangen ist.

Sicher hätten diese alten Gongs ganz von selbst gesungen und gerufen, wenn ein Unberufener in frevelnder Neugier den verbotenen Vorhang aufgeschoben hätte. — Herr Z. erzählte mir auch: der Kraton mußte früher immer alle hundert Jahre abgerissen und an anderem Platz wieder aufgebaut werden. Dieses geschah sicher aus Gesundheitsrücksichten. Heute kommt man davon ab, und — die Pest ist ausgebrochen. Der jetzige Kraton ist schon 1770 gebaut.

Heute begegnete ich wieder in der kurzen Zeit meines Straßenaufenthalts zwei Beerdigungszügen.

Dienstag, den 26. Oktober, nachmittags

Eben erhalte ich die Einladung des Residenten. Sie lautet auf drei Besuche im Kraton. Erster morgen früh um sieben Uhr. Zweiter morgen nachmittag halb sechs Uhr. Dritter am 1. November morgens um zehn Uhr. Das ist sehr wenig.

Viele Prinzen von Djokja wohnen hier. Ich habe nie etwas Vornehmeres in meinem Leben gesehen als diese Prinzen aus javanischem Königshaus.

Sie haben prächtige goldbronzene Stoffe eng um die Füße und gebauscht um die Hüften gerafft. Schwarzseidene Jacken. Und um den Hals ganz wunderbare, einfache, schlichte, schlanke Goldketten. Ich kann nicht alles auf einmal an ihnen sehen. Sie tragen himmelblaue Blumentopfshüte auf dem Kopf. Nichts legen sie ab, sie essen im vollen Schmuck, mit dem Hut auf dem Kopf. Es tat mir leid, daß das Hotel nicht so würdig zeitgemäß ist wie Hotel des Indes in Batavia, wo sie besser gewirkt hätten, da der Hintergrund sich mehr von ihnen getrennt hätte. Prächtige diamantenbesetzte Krise stecken auf dem Rücken in den seidenfarbenen Gürteln.

Ich ging am Abend um sieben Uhr zum Aloen-Aloen. Das Auto kam mit Herrn L. hinter mir hergefahren, und er bat mich, einzusteigen. Er fuhr mich wieder zu seiner illuminierten Haupttür vor dem Kraton, wo die Leute auf Wunsch des Hofes eine Unterschrift beifügen müssen. „Huldigung an S. H. Soesoehuan X." steht oben an der Tür in Glühbirnenschrift. Nun soll noch darunter in schwarzer Schrift kommen: „Dargeboten von der E. G." (Elektrizitäts-Gesellschaft). Denn sonst sieht es aus, als habe sich der Sultan selbst geehrt, — sagte man zu L. Er fügt die Unterschrift nur ungern bei und flucht auf holländisch: „Gott verdamm mich!" Den beliebten Fünfminutenfluch aller Holländer. Man kann keine fünf Minuten mit einem Holländer sprechen, ohne daß er sagt: „Gott verdamm mich!" —

Wir gingen zur Kraftstation im Kraton, wo L. auf einem isolierten Schemel stand und die Maschinen untersuchte. Da war die Maschine fast zu heiß, also zu sehr überlastet von Strom. Er hatte Angst, daß etwas schmelzen könnte. —

Der Gecko ruft wieder von drüben über die lebhafte Abendstraße, trotz des Straßenlärms ruft er. —

L. fuhr mich dann auch zur Moschee, wir gingen in den Moscheehof hinein. Da floß rund um die Moschee ein Wasserkanal, wenn man den Hof überschritten hatte. Jeder, der in die Moschee will, muß barfuß durch das Wasser zu der Treppe waten. Links und rechts ist ein Gitter, dahinter wohnt ein Krokodil, der Ahnherr der Javanen. Im Moscheehof, der hell erleuchtet ist wie die offene Moscheehalle, war viel Volk. Sie hockten plaudernd in Gruppen auf dem Boden zusammen. Nur der Sultan hat eine Freitreppe in der Moschee und muß nicht erst durchs Wasser waten.

Um acht Uhr abends fingen alle Gamelangs rund auf dem Aloen-Aloen zu spielen an. Jedes Regentenhaus dort hat eine Gamelanghalle, eine Art Musikpavillon, neben dem Haus beim Eingang. — Jetzt spielen all diese Musikanten ununterbrochen Tag und Nacht bis zum 2. November. Der Aloen-Aloen war voll Menschen, die an den Regentenhäusern vorüberzogen. Es ist aber sehr staubig warm, und es blitzt lebhaft, aber es regnet nicht. Jetzt zieht der Zapfenstreich durch die Straße, holländisches Militär, sie blasen schön, zwei Fackelträger gehen voraus, sie ziehen in die Festung Friedensborg ein.

Morgen früh um dreiviertel auf sieben Uhr holt uns Herr L. im Auto ab. L. ist Berliner, der sich einen Ast lacht usw., in allem Berlin aus der Brückenstraße.

Er stellte mir einen Deutschen vor, Herrn W., aus Westfalen, der bei der Agrarischen Kommission im holländischen Regierungsdienst ist. Wir saßen dann einen Augenblick bei Whisky-Soda im Klub.

Wir sahen auch die Kratonhalle der Staatskarossen. Ich sah eine alte goldene Galakutsche aus dem 18. Jahrhundert dort. Diese alten Wagen sind heilig gesprochen, so wie die alten Gongs und die alten Gamelangs als heilig angeredet werden.

Während wir bei der Beleuchtung vor dem Eingang des Kraton standen, wo Herr L. seine Leute auf den Leitern bei ihrer Arbeit anleitete, kamen unausgesetzt Wagen und Deputationen vorgefahren.

Prinzen und Regenten und Prinzessinnen. Herr L. grüßte viele gemütlich und wußte von jedem etwas: der eine hatte so viele Schulden wie Haare auf dem Kopf, der andere war Günstling, der dritte war Pestprinz und hatte die Aufsicht über die Pestbaracken usw. Alle waren etwas anderes. Er begrüßte sie lustig, als ob es kleinere Schulkameraden von ihm wären, aus niedrigeren Klassen. Sie lachten auch, winkten ihm zu, reichten ihm die Hand wie Kollegen. Scharen von Dienern mit großen Tüchern in Schleifen am Kopf, wie Elsässerinnen, kamen und Musikanten in langen Hemden, aus indischen roten Schals gefertigt. Und Menschenmassen standen zu beiden Seiten eines weißen Tores. Oben bei einer Glocke rief ein Muezzin die Zeit aus. Es war taghell erleuchtet, und die Menschen waren lautlos und leicht erregt, aber alle sehr gesittet. Ein so gesittetes Volk sieht man nirgends wieder auf der Welt, wie das Javanenvolk es ist.

Morgen muß ich früh aufstehen. Morgen ist der große Tag mit den zwei Empfängen. Ich werde früh schlafen gehen. —

28. Oktober 1915

Gestern konnte ich nichts schreiben, es war zu viel Empfangstätigkeit im Gange. Heute will ich alles nachholen. Heute ist ein Ruhetag. Morgen wollen Herr Z. und ich nach dem südlichen Indischen Ozean an die Brandungsstelle Parangtritis fahren. Ob ich dann übermorgen nach Soerabaja und Tosari weiterreise, weiß ich noch nicht genau. Ich will sehen, was ich tue denn ich habe nach allem, was ich gestern sah, doch Lust bekommen, zum 2. November noch hier zu sein, wo die Prinzessin von Djokja zur Kaiserin erhoben wird. —

Also gestern morgen hörte ich schon um fünf Uhr die Gamelangmusik vom Aloen-Aloen her. Ein frischer Wind trieb in der Morgenstille die Töne in mein Schlafzimmer, bis unter das Moskitonetz meines Bettes. Der Diener klopfte dann um fünf Uhr, als ich schon lange von der Himmelsmusik der wunder-

vollen alten Gamelangs geweckt war. Ich hatte am Abend vorher schon alles vorbereitet, Wäsche und Kleidung usw., so daß ich nur badete und mich rasierte und schon bald fertig war. Ich traf unterwegs auf dem Gang zu den Bädern in Morgenjacken die Djokjaprinzen, die auch zu den Badestuben gingen, von ihren Dienern begleitet. Viele waren auch schon fertig angekleidet und hockten auf ihren Strohmatten auf den Veranden, und vor ihnen hockte ihr Gefolge, und auch der Schirmträger war schon da und hockte in Ehrerbietung an der Spitze des Gefolges.

Um ein Viertel vor neun holte uns in seinem Auto Herr L. ab. Ich traf ihn auf der Treppe, wo er mir einen schwarzen steifen Filzhut überreichte, den er mir mitbrachte und lieh. Meine weißen Glacéhandschuhe aus Soerabaja vom „Kaufhaus Prinz von Wales" krachten sogleich zwischen den Fingern auseinander, als ich mich ihnen nur näherte. Es ist alles Schund, was einem diese Händler hier im Osten teuer verkaufen.

Beim Residenten war schon die ganze breite, weiße Vorgalerie schwarz von europäischen Herren in Gala. Wir gingen, nachdem wir das Auto verlassen hatten, zu Fuß durch eine Menschengasse in der Vorhalle, um dem Residenten die Hand zu drücken. Da bemerkte ich erst, daß Herr Z. zwei Orden am Frack trug. Herr L. nahm mich auf die Seite und sagte: „Herr Z. trägt einen belgischen Orden neben seinem Oranien-Nassau-Orden; das darf er doch nicht jetzt in Kriegszeiten." Dabei lachte der lustige Berliner aus der Brückenstraße sich wieder einen Ast. „Sie haben ja noch viel leeren Platz an Ihrer Brust," sagte er und deutete auf meinen kahlen Frack. „Ja," sagte ich, „seit wann bekommen denn Dichter Orden in jungen Jahren? Vielleicht, wenn man mal über fünfzig ist, erinnert sich der Herr Staat auch mal an die Verdienste eines Dichters. Heute gilt hauptsächlich geschäftliches Verdienst, ein ganz geistiger, ungeschäftlicher und unpolitischer Dichter, der nur mit dem Herzen arbeitet — und gar ein Liebesdichter —, hat im modernen Staat keine Ehren-

berechtigung. Dazu stehen unsere Staatsbegriffe von Ehre noch auf einer zu niederen Stufe."

Der Nebensultan stand in holländischer Offiziersuniform an der Freitreppe und forderte den in Gala gekleideten Residenten auf, in die Galakutsche zu steigen. Sie wurde von vier schweren Schimmeln gezogen. Innen ist der Staatswagen mit goldgelber Seide ausgeschlagen.

Dem Staatswagen schlossen sich alle andern Wagen und Autos voll von Beamten in gold- und silberbestickten Fracks, und alle Offiziere in Galauniformen, an, und auch unser Auto floß mit dem Strom die breite Straße unter den hohen grünen Mimosenbäumen zum Aloen-Aloen-Platz und zum Kraton. Der Zug sah dunkel aus, und graue Staubwolken und blaue Benzindämpfe hüllten die Wagen ein, und sie sahen gar nicht prunkvoll aus, diese Masse von Eisenautos und die Masse schwarz befrackter Herren, von denen nur einige den Zylinder trugen, andere den runden, steifen Hut, wie ich, und auch Strohhüte und Köpfe ohne Hut sah man in Massen.

Auf dem Aloen standen zwei Reihen der Sultansleibwache in ganzer Länge über den Platz aufgestellt. Dunkelblaue Jacken mit rot-weißen Husarenschnüren, braune, hellgemusterte Sarongs und nackte Füße; als Kopfbedeckung schwarze Blumentopfhüte, und das Haar hinten im Nacken zu einem Frauenknoten gebunden. Am Gürtel den Säbel umgehängt und einen Kris eingesteckt, außerdem noch im Arm ein Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Vor der großen Halle im Hintergrund des Aloen-Aloen hielten alle Wagen und Autos. Es war ein allgemeines Getümmel von Gefährten und Menschen, die ausstiegen. Man versammelte sich in der einige Stufen höher als der Aloen-Platz gelegenen offenen Riesenhalle, die auf ungefähr fünfzig breiten, viereckigen, weißen gemauerten Pfeilern ruht. Auch die Decke ist weiß lackiert, und das Ganze macht einen weiten, luftigen Eindruck. — Die Sonne brannte heftig über dem staubigen Aloen-Platz, alle Gamelangs musizierten rundum in allen Regentenhäusern, und

zugleich spielte eine europäische Militärkapelle, als der Zug, mit dem Regenten und dem Nebensultan an der Spitze, sich in der Halle in Bewegung setzte und durch die weiteren Hallen und Freitreppen in den Kraton einzog. Die Gamelangs klangen wie ein großes Glockengeläute, die Musikkapelle, die militärische, brauste die holländische Nationalhymne. Die breite schwarzbefrackte Masse der Europäer schob sich wie ein finsterer Keil, ein grober, in die wundervollen Hallen. Und die Gamelangtöne, die unschuldigen, jubelten: „Wer klug ist, hat keine Feinde, und wer so klug ist, daß er keine Feinde hat, der ist gut." Und dieses sangen immer wieder alle Gamelangtöne, bei denen wir, in der Europäermasse eingekeilt, vorwärts schritten, langsam und Schritt um Schritt, ohne Eile, wie es javanische Sitte gebietet. Nachdem wir die zweite große Empfangshalle auf breiter Freitreppe erstiegen hatten, kamen wir an den ganz heiligen Gamelangs vorbei. Diese Halle der Gamelangs war an den Pfeilern mit abgeschnittenen frischen Fruchtstauden der Bananenpalme geschmückt. Die Bananenbündel bedeuten Fruchtbarkeit.

Dann stiegen wir wieder eine Treppe hinunter und kamen an der rotgekleideten, feuerroten Lanzenwache vorbei, die zu beiden Seiten das Volk in der Kratongasse abhielt. Dann kamen wir an den Haupteingang, und endlich in den Kraton selbst. Hier in den großen Vorhöfen, wo große immergrüne Bäume Schatten geben, und wo hohe Mauern, glänzende Nebenhallen und Haupthallen, Sonnenschein und Schatten, blitzende Säulenfluchten, weiße Freitreppen, blendende langgestreckte Gesimse und eine unendliche Weite von Gartenflächen und Hallengebäuden sich verwirren und unentwirrbar hinziehen, — hier saßen, ebenso reich wie die Flucht der Gartenflächen, die Flucht der Hallen und Säulen, Scharen von halbnackten, gelbbraunen Javanenhofdienern; wie ebengeschnittene, regelmäßige Blumenbeete hockten die Scharen der Menschenteppiche auf dem Boden. Keine nackte Schulter höher als die Schultern der anderen, kein Kopf höher, alles ebenmäßig, als wären die Köpfe Scharen von Erbsen, gelben, ausgeschüttet in breiten Gruppen, tief

in den Garten unter die Bäume, unter die Hallen, an den Freitreppen entlang ins Unendliche. Es waren Meere von Dienern, Kopf an Kopf, und Vasallen, Meere von Adligen und Meere von Prinzen, die da vor dem Auge Kopf an Kopf in lautloser Stille, wie Engelscharen, die den Anblick Gottes erwarteten, so weit das Auge reichte, die Hallen, Gärten und Vorhallen füllten. Dazu brausten immer noch die Huldigungsmärsche vom Turm des Kratons, wo die Militärmusik ihren Platz hatte, und alle Gamelangs läuteten und träumten, als wäre die Luft über allen Köpfen mit allen Glocken der Erde und des Himmels herangekommen, uns befreundet zu begrüßen.

Diese Gamelanglaute in solchem Getümmel und überbraust von der Militärmusik, und dieser Weihrauchduft, die heiligen Düfte von Blumen, Wohlgerüchen und Salben, die Blitze der smaragdenen Seidengürtel an den braunen Gestalten, der kupferroten Seiden, der scharlachroten Seidensarongs, die Blitze der diamantenbesetzten Krise, die Blitze der schlichten, schlanken Goldketten auf den goldbraunen, nackten Oberkörpern der Männer und Frauen, die göttliche, schöne, schlanke Nacktheit, die, in der Goldbräune ihrer Haut gleich Bildwerken aus Goldbronze, die Bodenflächen überall, wohin das Auge sah, Schulter an Schulter bedeckte, die vielen tausend stillen, schwarzen Augen unter edel geschweiften Augenbrauen, die Einheit der schwarzglänzenden Haarfarbe bei all den tausend Köpfen, sowie die Einheit der schwarzen Augen und die Einheit der unschuldig demütigen Haltung der Körper, — alles berührte mich mit einer so innerlichen Freude, einer Freude, die fast schon schmerzhaft weh war und mir beinah vor Glück die hellen Tränen in die Augen getrieben hätte. Es war mir, als wäre ich gestorben und zöge nun als Seele, im Frack und unter Musik, mit einer Schar auserlesener, befrackter Europäer in den Himmel ein, in den Himmel, an den niemand mehr von uns im Leben der Autos und der Ehrgeizorden, im Leben der elektrischen Glühbirnen und der Eisenbahnkarten, im Leben des vernichtenden Europadünkels hatte glauben können.

Hier aber war er nun, der Himmel der Phantasie, der Himmel, der im Koran und in der Bibel lebte, der Himmel alles Edeln, alles Unschuldigen, aller reinen Töne, aller reinen Farben, aller klaren Seelen, — hier war er vor mir ausgebreitet. Und mir wurde weh, weil ich mit dem ersten Schritt beim Eintritt schon den Abschiedsschmerz des Hier-nicht-bleiben-dürfens fühlte. — Denn da der Strom der Europäer, lebhaft plaudernd und angeregt, in diese feierliche, unschuldige und herrliche Umgebung kam, sah man den Europäern mehr Schuld, mehr Dummheit und mehr Leere an als jemals draußen in der Welt, wo sie in ihren Häusern zwischen ihren Apparaten und Maschinen wie Zauberer hantieren und mächtig und fürchterlich wirken.

Alle suchten hastig die Stühle auf, die rund um den Saal gestellt waren. Ich wußte aber nicht, daß die Stuhlreihen links und rechts nahe beim Sultan für die holländischen Regierungsbeamten, für die königlichen Djokjaprinzen, für die Residenten, Kontrolleure und Landräte bestimmt waren. Herr Z. sagte: „Dort ist noch ein einzelner Stuhl in der vordersten Reihe frei. Gehen Sie rasch und nehmen Sie dort Platz.“ Ich war, da ich unbekannt war, so einfältig, dem Vorschlag zu folgen. Aber als ich mich eben setzen will, sagt ein Herr neben mir, ein Holländer: „Diese Stühle sind für holländische Regierungsbeamte bestimmt.“ So mußte ich flüchten und zog mich, um nicht wieder anzustoßen, sehr beschämt und gequält in eine letzte, allerletzte Stuhlreihe zurück.

So sah ich wenig, wenn ich saß, und nur wenn ich aufstand, konnte ich Reihen von Prinzen sehen, die auf dem Fußboden in der Mitte des Saales in vier Reihen kauerten. Javanische Beamte hatten Messinggefäße, Sirispucknäpfe, vor sich stehen. Die Prinzen aber hatten silberne Spucknäpfe. Der Sultan hatte einen großen goldenen Spucknapf vor sich.

Draußen im Garten sah ich nun in langen Reihen die Leibwache unter den Bäumen aufgestellt. Reihen von Beamten kauerten dort in unabsehbarer Zahl.

Hinter mir, in einer tiefer gelegenen Zwischenhalle, die wieder zu einer höher gelegenen Speisesaalhalle führte, die durch Mattglaswände abgetrennt war, saßen an dreißig halbnackte, schön geputzte javanische Sängerinnen und stand der rot und goldene Gamelang mit vielen Messinggefäßen und mit vielen rotgekleideten Musikanten. Im weiten Eßsaal sah ich lange, niedere, nur fußhohe gedeckte Tafeln stehen.

In der Ferne verloren sich die Säle in Glas, Säulen, Spiegeln, Gartenblicken und offenen Gemächern ohne Ende, alles war nur einige Treppenstufen über die Gartenflächen erhöht und wirkte unendlich ausgedehnt, Halle bei Halle, so wie der Garten Rasen bei Rasen zeigte.

Ich sah manchmal das dicke, volle Sultangesicht zwischen den Köpfen der holländischen Beamten, die vor mir saßen. Auch sah ich die karmoisinfarbene Lehne des Seidensessels, auf dem der holländische Resident neben dem Sultan saß. Über die Art, wie die beiden Sitze der beiden Mächte stehen sollen, ist schon viel Streit entstanden. Immer versuchten die Hofleute, den Stuhl des Sultans ein wenig vor den Residentenstuhl vorzuschieben, und wenn es nur ein Zoll wäre, damit der Sultan ausgezeichnet sei. Immer muß die holländische Regierung sich das verbitten. Ebenso versuchen die Javanen, durch Kissenunterlagen den Sitz des Sultans ein wenig nur zu erhöhen, damit ihr Herr ein wenig über dem holländischen Herrn des Landes sitze. Aber es gelingt ihnen nicht. Sie werden immer wieder zurechtgewiesen. Der Holländer läßt sich nichts gefallen. Einmal soll der Sultan den Residenten sogar haben warten lassen. Da war aber der Resident sehr ungehalten darüber. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden Regierungen. Der Sultan entschuldigte sich damit, daß der Diener, der ihm den Sarongfaltenwurf legen mußte, plötzlich mitten in der Arbeit einmal hinausgegangen wäre — „nach hinten“ —, deshalb habe sich der Empfang verzögert. Das war natürlich Schwindel. Man hatte versuchen wollen, den Residenten einmal warten zu lassen. Später ist es nie

mehr vorgekommen. Die Toilette des Sultans nimmt immer Stunden in Anspruch. Ihm den Haarknoten zu machen, dauert allein täglich mehrere Stunden. Wenn er sein Haar schneiden lassen würde, so würde er täglich viele Stunden Zeitersparnis haben. Aber sich zu eilen, ist gar nicht javanisch. Es ist unvornehm; und sich zu allem reichlich Zeit nehmen, das nennt der Javane und nenne auch ich vornehm sein. — Den Europäer, den er immer so hastig und eilig sieht, hat er jetzt erst verstehen lernen, seit öfter einmal einige Prinzen in Europa waren, wo sie sahen, daß es dort eine andere Welt gibt, die ganz unjavanisch ist. Jetzt, seit sie das wissen, schätzen sie auch den Europäer höher, da sie die Umgebung verstehen lernten, aus der jeder Europäer hervorgeht, der zu ihnen kommt. Auch der Bioskop und die Maschinen haben sie mit Europa bekannt gemacht.

Im Saal kamen jetzt der Reichskanzler, dann Prinzen, dann mohammedanische Priester über den Teppich auf den Knien herangekrochen, wobei sie hockend, auf die Hände gestützt, in sitzender Stellung auf den Fußsohlen umständlich vorwärts krochen, wie Leute, die keine Beine mehr haben, wie Krüppel, die sich auf Beinstummeln und Händen vorwärts drehen. Zehn Schritte vor dem Sultan blieben sie hocken. Der Reichskanzler ist sehr dick. Er ist ein zweiundsiebzigjähriger Herr. Er sieht sehr gut und sehr fett aus. Aber sein Gesicht ist „zementiert“, wie Herr L. sich ausdrückte. Er meinte emailliert. Er war wie ein gemästeter Kapaun, so schwer sah er aus, der Reichskanzler, und ihm war der Weg in hockender Stellung durch den ganzen Saal bis zum Sultan sehr mühsam und schweißerregend.

Der Reichskanzler sprach etwas, dann antwortete der Sultan, dann sprachen die Priester, dann rutschten alle Herren wieder zurück. Und dann begannen alle Anwesenden, siebenundsiebzigmal Amen zu singen. Es klang wie das Geblök einer Herde. A-mön — A-mön — usw. Und dieses A-mön wurde von allen Tausenden in der Halle, in allen Hallen, im Garten und in allen Gärten und Höfen wiederholt. Nur wir Europäer schwiegen. Viele lachten belustigt, viele plauderten,

andere fächelten sich mit javanischen Papierfächern. In der Mitte der Halle sind vier holzgeschnitzte, vergoldete und wunderbar in Edelsteinfarben bemalte Säulen, und die Decke ist in Kassettenform ebenso vergoldet, geschnitzt und bemalt. Oben in den Ornamenten nisteten zwei Schwalben, die jetzt, von den siebenundsiebzig Amenrufen aufgescheucht, im Saal unter der Decke um die Kronleuchter hin und her schossen.

Ungefähr fünfzig venezianische Glaskronleuchter hängen in einem Saal, alle mit elektrischen Birnen versehen. Aber am Morgen brannten sie noch nicht, erst am Nachmittag. Auf allen Treppenstufen standen altmodische, über und über vergoldete griechische Jungfrauen aus Bronze, die jede ein Dutzend Petroleumlampen mit Milchglaskugeln, ähnlich wie einen Haufen Kinderluftballons hielten.

Als das letzte Amen verklungen war, spielten die Musikkorps und alle Gamelangs, und die langen Reihen Leibwache schossen krachende Salven ab, die mir fast das eine Ohr taub schossen. Die Luft roch nach Pulver, und es war viel Lärm, und die Salven wiederholten sich oft. Ich wunderte mich, daß die Leibwache nicht scharf schoß und uns versammelte Europäer alle niedermähte. Es war die schönste Gelegenheit. Herr L. sagte mir, er habe seinen scharf geladenen Revolver in der Tasche, und ehe man ihn niederstrecke, müßten erst ein Dutzend Javanen daran glauben. Und so hätten die meisten Herren hier ihren Revolver im Frack. Ach, daran hatte ich gar nicht gedacht: diese Herren wären also meistens mit dem Revolver bewaffnet in den Himmel eingezogen.

Der Sultan und alle javanischen Hofherren im Saal trugen durchsichtige Kopfbedeckungen. Aus einer Art Stärkemasse, die wie Milchglas oder matte Gelatine wirkt, sind diese Topfhüte gemacht. Man sieht die Kopfhälfte, die im Hut ist, dunkel durch den durchsichtigen, glasigen Hut. Wie wenn man eine Geldbörse mit Röntgenstrahlen beleuchtet und dann das Geld im Geldbeutel sehen kann, so sah man in den weißbläulichen Gelatinekopfhülsen die Köpfe stecken. Das ist deshalb eingeführt, weil es früher vorkam,

daß Höflinge unterm Hut im Haarknoten versteckt einen kleinen Dolch trugen, den sie beim Fußkuß herauszogen, um dann mit einem Stoß von unten dem Sultan die Gedärme durchzuschneiden. Auch das ist früher im Himmel geschehen. Deshalb tragen auch alle den Oberkörper nackt, um sich waffenlos zu zeigen und bereit, vom Sultan getötet zu werden, wenn es ihm gefallen sollte, das zu wollen.

Noch während vom Garten die Salven ohrenvernichtend krachten, kam eine Schar Diener mit nackten Oberkörpern, die trugen silberne Platten in den Händen, darauf gefüllte gläserne Champagnerschalen standen, die sie uns reichten. Aber zuerst zogen alle vor den Sultan. An der Spitze der halbnackten Javanendiener schritt ein einziger europäischer Diener in dunkler Kleidung; dieser Europäer war der einzige unter allen Dienern, der vor dem Sultan nicht niederzufallen brauchte. Er bediente aber nur, wenn der holländische Resident zu Besuch war. Die beiden Champagnerschalen, die er auf goldener Platte trug, waren jede mit einem goldenen, schön getriebenen Deckel zugedeckt. Er schritt vor die javanische und die holländische Macht, und nachdem er sie bedient hatte, wurden auch wir von den andern Dienern bedient. Diese Javanen, diese Mundschenken, trugen smaragdgrüne Gürtel, braune Sarongs, im Rücken den Kris und um den Kopf seltsame Binden aus braun und weißem Sarongstoff, die im Nacken als Schleifen wie zwei Fledermausflügel ausgespannt waren. Ihr Haar war, wie bei allen Javanern, im Nacken zum Knoten gebunden.

Es sind lauter schöne, schlanke Gestalten. Sie wirken gar nicht nackt, diese gelbbraunen Oberkörper, die die Farbe irdener gelber Krüge haben; schön und unaufdringlich und glatt, wie mit gut anliegender Handschuhhaut, so sind ihre Körper mit der schönen, dunkeln Haut am besten und aufs vornehmste bekleidet. Sie gehen alle barfuß und lautlos.

Der Sultan wird während des Empfangs von einer Frau bedient. Und eine Frau hält auch den goldenen Sonnenschirm über ihn. Links und rechts

von den Sitzen des Sultans und des Residenten standen große Blumenaufbauten. Alle Blumen waren weiß, alles Grün dazwischen war silbergrün, die ungeheuren breiten Vasen mattsilbern, und über die mannsgroßen Blumenaufbaue waren silberne Gazeschleier gespannt. Die Blumen der Sträuße waren weiße Kallablüten, weiße Lotosblüten, weiße Orangenblüten, weiße Engelstrompeten, weiße Tuberosen und weiße Myrten, weiße Teeblüten und weiße Rosen. Die Sträuße wirkten wie weiße dampfende Wolken, deren Formen sich in weiße Blüten verwandelt hatten, starkduftende Blumenwolken.

Sicher kann der Sultan den zigarrenstinkenden holländischen Residenten nicht riechen, darum hatte er sich und ihn mit der Unmasse von betäubenden Blütenmassen umgeben lassen. Mit dem siebenundsiebzigfachen Amen und dem Glas Champagner, den Salven und einer Tasse Kaffee war die Frühzeremonie beendet. Der Sultan war nun kirchlich getraut. Er stand auf, geleitete am Arm des Residenten diesen bis zur Treppe der Halle; alle Prinzen waren auf der Erde über den wassergrünen Teppich, der mit kleinen Blütenblättern ernst bestreut war, zur Halle hinausgekrochen und erwarteten uns stehend am Fuß der Ausgangstreppe.

Die Europäer drängten sich nun alle so rasch hinaus, wie sie sich hereingedrängt hatten; überall hockten noch die Scharen des javanischen Hofstaates in allen Höfen zu beiden Seiten des Weges.

Um halb acht Uhr hatte die Zeremonie begonnen, um neun Uhr war sie beendet, um halb zehn Uhr waren wir wieder im Hotel.

Herr W. war mit Herrn Z. und mir ins Hotel gegangen, ich hatte ihn zum Mittagessen eingeladen. Wir saßen noch auf der breiten, hellen, glänzenden Veranda, die von Fremden wimmelte, da fuhren auch die Wagen der javanischen Prinzen vor, die kamen, sich in ihren Hotelzimmern auszuruhen.

Um halb zwölf Uhr sollte die kaiserliche Braut aus Djokja am Bahnhof in festlichem Zug vom ganzen javanischen Hof von Solo abgeholt werden. Und das war eine neue Anstrengung für die edlen Fürsten. —

Wir saßen noch in der Vorhalle des Hotels und überlegten, ob wir zum Empfang auf den Bahnhof fahren oder oben auf meiner Veranda den Zug abwarten sollten, wenn er vom Bahnhof käme. Da zwitscherten Sperlinge, und wie immer flogen sie uns in der Halle über die Köpfe, flogen durch die Zimmer, und ehe ich mich's versah, fühlte ich, daß mir etwas an das Herz geflogen war. Ein kleines graues, ganz winziges Sperlingskind hing an meinem Frack, dort, wo mir ein Orden des deutschen Reiches sitzen sollte. Das heilige Leben ehrte mich und heftete mir ein junges, pochendes Vogelherz an die linke Frackbrust. Nur eine Sekunde, dann griff ich vorsichtig mit der Hand hin und nahm den lebenden Orden ab, und er flog mir aus der hohlen Hand auf den glatten, spiegelnden Flur unter einen Tisch. Vater Spatz und die Mutter flogen lebhaft erregt, lachend und plaudernd hinter ihrem Kind her. Dieser kleine Scherz der Vogelwelt freute mich sehr, und bis zum Nachmittag, wo ich die junge javanische Braut sah, hielt ich dieses winzige, überraschende Erlebnis höher als den Morgenempfang im Himmel des Kratons. Noch am Nachmittag, als ich unter meinem Betthimmel lag und die zehn ganzen und die vier halben, also die zwölf gestickten weißen Löwen auf dem weißen Mousselinnetz meines Betthimmels zählte, war ich angenehm bewegt von dem zutraulichen kleinen Vogelkind, das sich in so treuherziger Zuflucht bei seinen ersten Flugversuchen geradeaus an mein Herz verloren hatte. Ich wünschte dem Vögelchen Glück und Segen für sein ferneres fliegendes Leben.

Dann fuhren wir, in frische weiße Leinwandanzüge umgekleidet, alle drei im Wagen um elf Uhr zum Bahnhof. Da sahen wir erst die Erwartung des Volkes in allen Eingeborenenstraßen auf dem Weg zur Station. Kopf an Kopf standen die Leute geduldig, freundlich und lautlos beieinander. Von Zeit zu Zeit waren kleine Hallen am Wege errichtet, darinnen ein Gamelangorchester seine rührenden Glockenträume in die Ohren der horchenden Menge streute. Auch kleine Fähnchen, rot und weiße, an Lanzen-

4*

stangen, dicht gereiht, schmückten alle Straßenränder der ganzen Stadt. In der Nähe des Bahnhofs, an der linken Seite des Weges, stand im Gedräng ein Mann, der hatte sich gebückt, strich über seine Wade und machte den Eindruck, als wolle er zusammenbrechen. Wir dachten aber nicht daran, daß das ein Pestkranker sein könnte. Dann standen schon eine Viertelstunde vor dem Bahnhof die Straßen voll von Abgeordneten des Hofes, einer Unmasse von javanischen Staatsbeamten. Und eine Unmasse heilige Würdensonnenschirme, Gold mit Dunkelgrün umrändert, oder Gold mit Rot, oder Gold mit Blau, füllten die Luft der Straße über den Häuptern der Menschen wie schwimmende Lotosblätter an.

Wir mußten den Wagen verlassen, er konnte im Gedränge nicht mehr weiter. Zehn Minuten mußten wir uns durch dicht gedrängte Straßen, unter Bäumen, zwischen Reitern auf arabischen kleinen Pferden, vorbei an den papageifarbig bunten Hunderten von kaiserlichen Bogenschützen zum Bahnhof winden. Wir drängten gemächlich auf den Bahnsteig. Ein Assistent-Resident, den Herr W. kannte, erlaubte uns, am Teppichrand stehen zu bleiben, wo die Prinzessin zum Ausgang des Bahnhofs geführt werden sollte. Die Säulen des Bahnhofs waren schlicht mit olivgrünen Papiergirlanden geschmückt. Alle Ketten dünn, untermischt mit einigen wenigen unscheinbaren Papierblumen. Am Ende des Bahnsteigs stand ein grüngedeckter Tisch mit Erfrischungen. Ein roter Läufer lief den Bahnsteig entlang, aber sonst war kein Schmuck da als geputzte Offiziere und javanische Staatsbeamte in voller Pracht. Der Reichskanzler kam und führte an seiner linken Seite seine Frau, die in ein langes tief enzianblaues dünnes Übergewand gekleidet war. Sie schritt sehr vornehm und ruhig neben ihrem mit bauschigem Sarong hoch aufgeputzten Gemahl an dessen Arm. Aber das Gedräng von Halbkastleuten wurde nun groß um uns. Wir fanden den Geruch von all den schwitzenden Menschenkörpern unerträglich und dachten daran, zum Hotel auf meine Veranda im ersten Stock des Hauses zu gehen.

Draußen vor dem Bahnhofsausgang trafen wir bereits alle Staatskarossen und dicht vor der Treppe die prächtigste goldene Krönungskarosse der Welt. Sie war ungeheuerlich goldstrotzend, auf ihrem Dach hob sich ein rotes Samtkissen mit den Reichsinsignien, den goldenen, geschmückt, und darüber lag die ungeheuerlichste Riesenkrone aus Gold, die ich je gesehen. Ein in Rot und Weiß gekleideter, silberbetreßter Kutscher saß auf dem hohen Bock. Innen war die Kutsche mit schwerem Golddamast ausgeschlagen und mit elektrischen Lampen erleuchtet. Zwischen den zwei goldenen Hinterrädern hoben sich vier große goldene Füllhörner, mit goldenen Bananen angefüllt, die sich in goldenen Bündeln aufbauschten. Die zwölf schwarzen australischen Pferde am Wagen waren auf Kopf und Rücken mit Sträußen von falben Kakadufedern geschmückt. Diese leuchteten prächtig aprikosenfarben auf den blankglänzenden, finstern Rappen. Wir kamen mit unserem Wagen dann kaum zurück, da wir gegen eine Wagen- und Autoflut anfahren mußten. Plötzlich stockte alles. Ein Auto drängte sich durch alle durch. Ich erkannte in dem Augenblick, daß unsere Wagennummer „Dreizehn" war, die unangenehme Zahl, die mich auf dieser ganzen Asienreise, besonders aber in Java, seit 1914 verfolgt hat. Da sehe ich auch, wie der Herr W. neben mir mit zwei Herren in dem Auto spricht, das sich uns so entgegendrängt und den ganzen Verkehr verwirrt. Er sagt dann kurz und knapp: „Ein Pestfall auf dem Bahnhof! Der Herr da drüben im Auto ist einer der Herren von der Kommission zur Pestbekämpfung, er sagt es mir eben, ich kenne den Herrn aus meiner Pension." Da, — das war das Gesicht der Zahl Dreizehn! dachte ich rasch. Und im Geist sah ich jenen Mann von vorhin auf der Station tot liegen, der am Wege halbzusammengebrochen seine Wade gerieben hatte, die blau angelaufen war.

Wir fuhren dann, um das Abenteuer zu vervollständigen und den Weg abzukürzen, durch ein Eingeborenenhüttenviertel, wo die Pest schlimm hauste und viele, viele Häuser abgedeckt und ausgestorben

waren. Ich zählte einmal sechs pesttote Häuser nebeneinander. —

Dann saßen wir im Hotel auf der Veranda, unten und oben war alles voll von Besuchen und Gästen des Hotels, die den Festzug erwarteten. Er kam dann mit Musik, Gonggeläute der Gamelangs, die mitgetragen wurden, bunt und farbig, mit Leibwachen und Reitern, mit den Bogenschützen, die gelb-grün-blau-rote Gewänder trugen und bunte Papageienfedern im Haar und federgeschmückte Köcher und lange Federn als Ohrgehänge; endlich kamen auch die Staatskarossen, in einer zuerst die Frau des Reichskanzlers, dann in der ganz goldstrotzenden, einem ungeheuren Goldschmuckkasten ähnlichen kaiserlichen Brautkarosse saß die Braut; aber man sah von meiner Veranda nur dunkelblaue Seidengestalten und nichts Bestimmtes hinter den Glasscheiben. Erst am Nachmittag sah ich die Braut halbnackt beim Empfang im Kraton. — Der Sultan, als Herr nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere seines Reiches, soll, so erzählte Herr W., die Ratten in seinem Kraton in Scharen füttern lassen. Es gibt einen Hofrattenfütterer, wie es einen Hofhenker gibt. Trotzdem der Sultan öffentlich kein Recht mehr über Leben und Tod hat, so hat er es doch noch im geheimen in der Tiefe des himmlischen Kratons, wo so manches vorgeht, was nie bekannt wird. Auch einen Hofgiftmischer gibt es. Im Kraton sind tiefe, stille, unterirdische Gänge und geheime Verließe, wo Ratten und Menschen verschwinden können. Übrigens sind auch Pestfälle im Kraton gewesen. Auch im Hause eines Prinzen sieben Fälle, er mußte danach sein Haus verlassen, und es wurde eingerissen. Das sollte man mit dem ganzen Kraton tun und ihn an neuer Stelle frisch aufbauen. —

Von halb zwölf bis halb zwei Uhr hatten wir und alle Menschenmassen auf der Straße und im Hotel auf den Festzug gewartet. — Eine japanische buntgekleidete, grell gelb und rot maskierte Reklamegesellschaft für japanische Allerweltspillen stand in der Zeit mit Musik und Fahnen unten und ließ zum Gaudium des javanischen Volkes bunte Reklameluftballons in

den heißen Mittaghimmel steigen. Dann, am Nachmittag, als ich erschöpft auf meinem Bett nach Tisch um drei Uhr einen Augenblick eingeschlafen war, weckte mich ein krachender Donnerschlag. Ein Wind jagte klappernd durchs ganze Haus. Blitze blendeten, Regen stürzte, und in den Glutofen kam für eine Stunde etwas Himmelsmilcherquickung.

Um halb vier Uhr mußte ich baden und mich anziehen, wieder in Gala und Frack, wie am Morgen.

Freitag, 29. Oktober

Heute morgen um drei Viertel auf sechs Uhr fuhren Herr Z. und ich nach Parangtritis, einem kleinen Platz am südlichen Indischen Ozean. Wir kamen um drei Viertel auf acht Uhr, also nach zwei Stunden, in Djokja an, und um drei Viertel auf neun Uhr in Parangtritis. Es ist dort große, rollende Brandung, graue Sanddünen. Ein schmutziger, fast schwarzer Magneteisenstaub fliegt in der Luft und bildet hohe graue, kaum von Mangrovenstauden bewachsene Dünenhügel. Aber teilweise fällt die Küste, weiter fort von Parangtritis, steil von Bergeshöhe senkrecht felsig in die Brandung ab. Es ist dort auch ein Häuschen unter Palmen auf einem Berg der Küste, darin wird eine javanische Göttin verehrt, die wird Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans genannt. Sie hat ihre Kleider und ihren Altar dort in der Hütte, und es wird ihr noch immer geopfert. Der Kutscher zeigte uns von der Landstraße aus das hübsche, geheimnisvolle Häuschen auf einem bewachsenen Hügel, der nach dem Meer sieht.

Wir badeten unter Schwierigkeiten in rollenden Wellen, die man abwarten mußte.

Wir aßen dort im Strandhotel, — eine lange Hütte, aber kein Hotel. Nur Malaienbedienung, kein Wirt, kein Gast und kein Europäer war da. Auf der Hinfahrt mußten wir eine halbe Stunde vor Parangtritis bei einem breiten Fluß das Auto verlassen und einen zweispännigen, armseligen Karren besteigen. Wir mußten, da es keine Brücke gibt, mit dem Wagen durch den breiten Fluß fahren. Es war sehr sandiger

Grund und sehr schweres Ziehen für die kleinen Gäule. Ein Haufen Kulis half schieben, und es ging ohne Unfall.

Um zwei Uhr kehrten wir um, um fünf Uhr waren wir wieder in Solo im Hotel Slier.

Samstag, 30. Oktober 1915.
Morgens elf Uhr

Heute ist mein letzter Tag hier. Morgen will ich zum Burubudur reisen und dort übernachten. Und dann übermorgen nach Garoet zurückreisen. Ich bekomme kein Zimmer in Tosari. Den ganzen November ist alles besetzt. Vielleicht wird im Dezember ein Zimmer frei. Deshalb reise ich. Ich bin zu müde, um heute nochmals einen Abendempfang beim Sultan, zu dem ich eingeladen bin, zu besuchen. Und bis zum 2. November auf die Krönung der Kaiserin zu warten, das dauert mir auch zu lang, und es wird eben auch wieder ein offizieller Empfang sein, von denen ich jetzt drei mitgemacht habe. Davon habe ich reichlich genug. Im Gegenteil, wenn ich zu oft dabei bin, dann wird das Ganze gewöhnlich, und der künstlerische Reiz stumpft ab. Darum will ich auf die zwei Einladungen zum Hof verzichten.

Gestern abend war es am schönsten. Da sah ich endlich Frauentänze und Theatertänze.

Ich hörte erst am Abend um sieben Uhr von Herrn Z., daß wir zusammen mit dem Offizierkorps, dem holländischen, eingeladen waren. Wir fuhren im Frack gegen neun Uhr vom Hotel zum Kraton. Es hatte furchtbar geregnet. Herr Z. hatte einen Gummimantel, ich nur den Schirm; beim Einsteigen in den Wagen regnete es noch. Als wir zum Aloen-Aloen kamen, leuchteten nur die illuminierten Regentenhäuser, aber der nasse, aufgeweichte weite Platz glänzte von schwarzen Pfützen und war wie ein weicher Sumpf. Der dicke Staub der Trockenzeit hatte sich in dunklen Brei verwandelt. Keine Menschen auf dem weiten Aloen. Nur in den Kratonstraßen war es lebendig, und dicht vor dem illuminierten Kratontor standen Menschenmengen. Wir fuhren in dem erbärmlichen Miets-

karren mit den schäbigen Gäulen und dem schmutzigen Kutscher vor.

Im Kraton hockten draußen unter Hallen und an geschützten Mauern wieder Hunderte von Mitgliedern der entfernteren Familie des Sultans, — die kaiserliche Sippschaft. Die Haupthalle, als wir ihr uns von weitem näherten, war ganz leer. Nur viele hundert Glaskronen leuchteten mit vielen elektrischen Glasbirnen an allen Enden unter der Decke. Und die Stühle, die weißen, in der Sultanshalle, der grünblaue Fußteppich und die rotgoldenen geschnitzten Säulen und der spiegelblanke, weiße Marmorfußboden und die weißen Marmorstufen leuchteten und glänzten, als sähe man unter Wasser in ein erleuchtetes, sonnendurchglitzertes großes Fischglas. Die Hallen sind nicht sehr hoch, aber sehr ausgedehnt.

Der Sultan saß allein auf seinem weißgoldenen Stuhl neben zwei Tischchen. Je eines an jeder Seite. Er trug eine dunkellila seidene Jacke, die war schräg über der Brust geknöpft. Sein gebauschter Sarong war braun und weißlich gemustert. Maigrüne seidene Strümpfe und Pantoffeln. An seiner Brust diamantene Orden. Ein breiter, lockerer Brillantengürtel hielt die Sarongfalten um die Hüften zusammen. Auch die Jacke war am Rande mit einer handbreiten diamantgestickten Borte besetzt. Die Finger blitzten, wenn er beim Sprechen eine Hand hob, als hingen diamantene Eiszapfen an den Fingergliedern. Er trug auch unterhalb des schwarzen, goldgestickten Blumentopfhutes, der die sonnenbestrahlte Erde bedeuten soll, reichen diamantenen Haarschmuck am Haarknoten. Er war etwas bleich im aufgeschwemmten Gesicht, sah aber fröhlicher als sonst beim Anblick der Offiziere aus. Auch eine große, schlanke goldene Kette hing um seinen Hals, und ein glasgrünes Ordensband aus Seide hing als Schärpe über der lilaseidenen Jacke. Ich selbst fühlte mich erst bedrückt von den holländischen, deutschfeindlichen Offizieren, dann aber, als wir uns vorher alle einander, beim Major angefangen, vorgestellt hatten, fühlte ich mich angenehmer. Auf zwei Reihen Stühlen, die neben-

einander liefen und eine breite Gasse auf dem dicken, grünen Teppich zum Sultan ließen, saßen wir nieder.

In der Halle rutschten die Prinzen herbei, am Boden humpelnd und krabbelnd, als ob sie Stummel unterm Leib statt Beine hätten. So rutschte jeder bis zu seinem Stuhl, wo er sich gebückt ein wenig hob und sich dann hinsetzte.

Wir begrüßten sie, als wir aufstanden und an ihnen vorüber in den rückwärts liegenden Saal geführt wurden, um der Kaiserin vorgestellt zu werden.

Dort stand die Mutter der Sultanin links vom Kaiser — wenn man vor ihm stand, links — und rechts die Kaiserin, die junge, eben verheiratete. Wir zogen vorüber, fünf Schritte vor ihr eine Verbeugung dann drei Schritte näher eine zweite Verbeugung, und Handdruck. Das heißt Fingerspitzendruck. Ich werde die Sekunde nie vergessen, wo ich das kühle Händchen, ein wie ein Elfenbeingliederpüppchen zerbrechliches und doch sehr geschmeidig schlankes Händchen in meiner Hand fühlte und den Druck der glatten Knöchel, der blanken, polierten Haut genoß. Ich erinnere mich, als Junge in der Küche ein abgerupftes junges Täubchen in die Hand genommen zu haben. Wie ein junges Täubchen oder ein junges Hühnchen, ein glattgerupftes, dessen dünne Haut so verschiebbar an dem glatten, dünnen Gebein ist, so fühlte sich diese junge, schlanke, langgliedrige, kleine Hand der javanischen Kaiserin von Soerakarta an. Diese Hand hatte die Kühle von Waldblättern und die feine, glatte Haut der wilden Kirschenzweige, die so süß und klug duftet. Diese Hand war wie ein feiner Luftzug in blauer, durchleuchteter Sternennacht, die auf den Aufgang des Mondes um Mitternacht wartet und schweigt und horcht, denn sie hört den Mond aufgehen, diese Nacht. Diese Hand, die bisher ihr Leben lang nur feinste Batikstoffe am Hofe ihres Vaters gemalt hatte, die nur ihren Vater und ihre Geschwister bisher geliebkost hatte, war in der Liebesblüte noch so keusch; nach den ersten Nächten der Erschließung ihrer Blüte war sie noch nicht lebendig, noch nicht voll zum Liebesgenuß erwacht; wenn ich die Seele der Hand gesehen

hätte, so wäre ein Licht der ersten Frühdämmerung über ihr gewesen, kein Tag noch, kein klares Liebesbewußtsein.

Die Prinzessin, wie sie da nackt mit ihrem glänzenden hohen, tiefgrünen Seidengürtel vor mir stand, nackt bis unter die Brüste, sah nackt und schmal aus wie eine Weidenrute zu Ostern, wenn die silbernen Kätzchen dran blinken, aber noch kein grünes Blatt schattet, — so nackt und keusch sah sie aus. Ihre Schultern standen, wie bei den Weiang-Tanzfiguren, schmal und doch energisch vom Körper weg. Ich sah magere Gruben unter den Sehnen des Halses und Einsenkungen von Magerkeit unter dem Schlüsselbein. Es war, als habe man eine Elfenbeingestalt in eine goldgelbe Gaze straff eingespannt. Die Haut war mit schwefelgelbem Puder, gefärbtem Reispuder, hellgelb eingerieben. Der an den Hüften und Brüsten schmale nackte Leib war so gelb leuchtend von diesem Puder, daß er wie aus sich selbst leuchtete, als sei in den gelben Puder ein grünliches Phosphorpulver hineingemischt. Das Wesen dieses Leibes schien durch diese giftige Leichenfarbe, die dem nackten Körper künstlich beigefügt war, von jeder Sinnlichkeit entkräftet zu sein. Der Körper sah aus, als leuchte der Astralleib aus ihm, und als sei er von einem gelben Licht beschienen, das nirgends im Raume sichtbar brannte; nur auf diesem Leibe lag ein fremder Schein und gab Kunde von dem geheimnisvollen Licht. Das bewirkte dieser Schein, dieser goldgelbe, unirdische, der von dem schmalen Oberkörper, von den schmalen Armen, von dem schmalen, mageren Gesicht in den Saal leuchtete; es war verwirrend und entgeisterte den fernen, harmlosen Beschauer.

Es war, als stehe dort, aller Vernunft zum Hohn, ein Leben und Wirklichkeit gewordener Schwindel.

Man fand das Wesen, das so seltsam mit Entrückungspulver bestreut war, zuerst verrückt. Man haderte mit seinem gesunden Menschenverstand, ob das schön oder häßlich, wirklich oder unwirklich, bleibend oder spukhaft verschwindend wäre. Es wurde einem unheimlich, alle Begriffe von Lebensverständ-

nis, die sichersten und gewohntesten gaben ihren Dienst auf und versagten, man stand hier vor einer geheiligten Überlieferung, vor tausendjährigen Schönheitsbegriffen der Javanen, die verstanden sein wollten und nicht nur mit einer inneren Abneigung widerlegt werden durften.

Und man vertiefte sich, fing an zu verstehen, lernte neue Empfindungsreize kennen, freute sich, bewunderte den Reichtum der Sinnenwelt und sagte sich, man habe ja deshalb Asien und das ferne Reich Insulinde im Rosengarten aufgesucht, um neue Eindrücke, fremde Genüsse und neue Erkenntnisse aufzunehmen.

So entstand dann, nach dem ersten Anprall des Erstaunens, nach dem Erschrecken vor so fremdartigen Erscheinungen eine Zuneigung, eine Begeisterung, eine Fähigkeit, diese gelbgepuderte magere Gestalt poetisch und genießerisch sehen zu können. Ich sah über das weite Frauengemach der Kaiserin hin, sah die nackten, halbbedeckten Hofdamen. Und das Märchen aus Fleisch und Leben, die Märchenwelt des Sultanpalastes, aus reicher Vergangenheit, alter Macht und altem Glanz vereinigt, stand vor mir. Und ich mußte sie künstlerisch anbeten, diese geheiligte Welt der Javanen, die uns nur als ein Märchen erscheint und als Märchen verständlich wird, während sie dem Javanen Alltag, Gewohnheit und täglichen Lebensdienst, ernst und vertieft, bedeutet.

Es war mir nun zum drittenmal in einer Woche die Stimmung von einem großen Weihnachtsfest unter einem großen Lichterbaum, mit einer großen, geheiligten Bescherung, in mein Blut eingezogen. Die Gamelangs spielten wie hundert Weihnachtsglocken, die vielen hundert sanften Gesichter, die sanfte Sitte, die heilige Pracht, — es erinnerte mich an die Christnacht: aber statt in der Krippe lag hier das heilige Leben entfaltet in einem Palast, in aller Pracht, die das Leben zu spenden hat.

Weihnachten! Ich mußte an ein Weihnachtsfest im Jahre 1883 denken. Ich hatte damals von den Sonnenuntergängen, den roten, die stundenlang noch die Winternacht feurig erhellten, gehört und war ange-

regt, da ich wochenlang hatte von Java sprechen hören, wo der Vulkan Krakatau auseinandergesprengt war, wo ein Berg dreißigtausend Menschen vernichtet hatte, wo Feuer und Nacktheit lebten und Tropenwelt und Pracht der Natur, vereinigt mit der Herrlichkeit der nackten Menschenkörper. Ich war so von Java angezogen, daß ich mich, als ich von einem jungen Mann hörte, der dorthin ausgewandert war, um holländischer Soldat zu werden, heftig von diesem Gedanken angezogen fühlte, nach Java zu reisen und dort aus meinem Leben ein javanisches Märchen zu machen. Denn die deutsche Schulbank ernüchterte meine lebhafte junge dichterische Vorstellung vom Leben zu sehr. — Zu jenen Weihnachten 1883 wollte ich von meinem Vater kein anderes Geschenk haben als ein Buch über Java. Man erstaunte über den Wunsch. Ich aber sagte und beharrte fest darauf, daß ich kein anderes Geschenk wolle als nur dieses Buch. Und da mein Vater leidend war, sollten wir auch keinen hellen Weihnachtsbaum haben. Erst in der letzten Minute grämte sich meine alte Cousine Emilie, die den Haushalt führte, so sehr, weil kein Baum brennen sollte, daß sie doch noch ganz heimlich einen kleinen Baum anputzte, der am heiligen Abend brannte. Und ich bekam, wie ich es gewollt, nichts als das Buch über Java. Es lag auf einem Spiegeltisch neben dem Tisch, auf dem das Bäumchen brannte. Ich war sechzehn Jahre alt. Und ich las in den Weihnachtstagen das Buch durch, immer wieder saß ich am Ofen und genoß aus den Zeilen des Buches die Wärme der heißen javanischen Luft, und dazu knabberte ich Weihnachtsgebäck. Am Weihnachtsabend hatte ich mich meinem Vater zutraulich genähert und ihm meinen Plan gesagt, nach Java zu gehen, als Kaufmann oder als Soldat, nur fort von der häßlichen Schulbank, und am liebsten fort nach einem Land, wo alles harmlos, einfach, glücklich und bescheiden zufrieden lebt. Ich kämpfte für diesen Plan nachher noch Wochen und Monate, bis ich ihm ganz entsagen mußte. Als ich ihn sehr spät im Sommer des nächsten Jahres aufgab, war es zu Hause in

Würzburg so heiß und gemütlich in Wald und Flur, als läge Java mitten in Deutschland und Franken. Und nur darum verzichtete ich ein wenig schmerzloser auf den Lieblingsplan, Javaner werden zu wollen, überredet vom Vater, den Geschwistern und von dem Sommer in der Heimat.

An diese Weihnachten von damals, wo ich Java zum erstenmal in Buch und Bild zu sehen bekam und mir seinethalben alle andern Weihnachtsfreuden verbeten und versagt hatte, an diese Weihnachten mußte ich jetzt denken. Da ich gestern zum drittenmal den Kraton besuchte, kam eine mir unerklärliche Weihnachtsstimmung über mich, als alle Gamelangs sangen und läuteten wie die Würzburger Weihnachtsglocken, als alle Hofdamen, die halbnackten, wie Engelscharen sangen, ähnlich den Engeln der Weihnachtsnacht, ähnlich den Mettegesängen beim Duft der Wachslichter und der Tannenzweige um Mitternacht im erleuchteten Dom von Würzburg zur heiligen Mettestunde.

Aber diese Hochzeitsmette hier im javanischen Palast war unbedrückter als die der christlichen Feier. Es war nicht mehr nur Erfüllung des geborenen Kindes, es war Lebenserfüllung des Erwachsenen in mir, — eines Erwachsenen, der dankbar den heiligen Duft von Weihrauch, von Blumen, von geweihten Menschen und geweihten Gedanken einatmete.

In dem Frauensaal saßen auf um ein paar Stufen erhöhtem Fußboden auf rotem Teppich des Hintergrundes Hunderte von Hofdamen mit hohen, glatten grünen und rosa Seidengürteln und braunen Sarongs nur bis hoch an die Hüften bekleidet, die Oberkörper alle nackt. Aber welche schmalen, unsinnlich anziehenden Oberkörper. Nackte Körper veredeltster Menschen, die die Sinnlichkeit so hoch gesteigert und veredelt haben, daß sie äußerlich vom Körper verschwand, aber in den heißen Adern wie Eis brennt.

Der rote Teppich, die bräunliche, gelbgepuderte, goldbronzene Nacktheit aller der Frauengestalten und Frauengruppen, die sitzend dem Europäer kaum bis ans Knie reichten, die roten Lack- und Goldsäulen,

der Glanz der elektrischen Birnen, die gläsernen Kandelaber und die unentwirrbare Flucht geheimnisvoller, nie endenwollender erleuchteter Hallen rundum, und der offene Mondscheinhimmel daneben über der endlosen Länge der Stufen, die zu dem Gartenhof führten, — alles zusammen war vereinigt, mich reich zu beschenken, und die Nähe der heiligen Kaiserin, einer blutreinen Javanin, vervollkommnete den Eindruck, daß es Weihnachten sei. Weihnachten im Himmel, wo für den Mann ein Weib am heiligen Abend beschert wird, Weihnachten unter goldenen Engeln und weit über der Erde, im Märchenlande der Wolken und der Sonne.

Und auf der andern Erdhälfte wütete in der gleichen Sekunde der Kriegstod viel schlimmer, als die Pest in Solo wüten kann.

Und ich mußte wieder an den Prinzen denken, der gesagt hatte: „Kluge Menschen machen sich keine Feinde, kluge Menschen sind gute Menschen."

Und ich mußte der alten zweiundneunzigjährigen Fürstin, die in ein langes, tiefblaues Seidengewand gehüllt war, die Hand reichen. Und den andern Damen meine Verbeugung machen. Und dann wanderte ich weiter. Immer mich verbeugend, wie die anderen Herren. Es war, als wollte jede meiner Verbeugungen den Damen sagen: „Ich huldige euch und eurem Lande tief." Ich wollte noch viel mit den Augen sagen, aber meine Augen wollten mich immer stören und gehorchten nicht, sie sahen zu viel und waren, wie Kinder unterm Weihnachtsbaum, stumm gemacht von zu reichem Beschenktsein.

Dann wurde Spielabend gemacht, die Frauen und die Kaiserin blieben in ihrer Halle, von wo sie in die andern Hallen, in denen wir uns befanden, hinübersehen konnten. Und in den Saal des Sultans wurden dann die Spieltische und die Sessel von den Dienern gebracht. Man hatte sich einen Augenblick gesetzt. Dann erhob man sich, und alles zerstreute sich in den Säulengang, der die Halle an einer Seite gegen den Garten abschloß. Hier konnte man in zwei Säle sehen, in den Prinzensaal und in den Sultan-

saal, der Frauensaal lag entlegener und war nicht mehr sichtbar. Hier stand eine lange Reihe grüner Kartentische. Es wurde L'hombre gespielt. Die obersten Soerakarta- und Djokja-Prinzen setzten sich, je drei Prinzen mit einem Offizier, an die grünen Tische zu den Karten.

Der Sultan saß in seinem Saal mit dem obersten Offizier, mit dem Reichskanzler und dem ältesten Prinzen zusammen am Kartentisch.

Im Hintergrunde, einige Stufen tiefer, saßen Scharen halbnackter Sängerinnen und Gamelangspieler. Die Gamelangs spielten immer in einiger Entfernung in einem offenen Zwischengang, der einige Stufen tiefer zwischen dem großen Prinzenempfangsaal und dem heute abend mit Glasscheiben und weißen Vorhängen geschlossenen Speisesaal lag. Dort waren die purpurnen und mit goldenen Drachenschlangen vergoldeten und geschnitzten Gestelle aufgebaut, an welchen die alten, heiligen Gongs sangen, die noch im alten Reich Mataram den Ton der Festlichkeit angestimmt hatten, im alten javanischen, freien Sultansreich.

Die Hallen hier, die verschieden verteilt sind, sich vergrößern und verkleinern lassen und alle reich beleuchtet sind, erinnern, da sie offen in die Gartenhöfe und in weitere Hallen sich fortsetzen, an das Innere eines sonnenerleuchteten, glitzernden Waldes, wo es Lichtungen und Waldplätze und Wiesen gibt und wieder Waldhallen, in denen die Baumsäulen zum Himmelslicht streben. Aber es war nicht die Höhe, sondern die Mannigfaltigkeit der Räumlichkeiten, die doch im letzten Gefühl sehr einfach und natürlich im Gedanken war.

Die L'hombretische waren besetzt, und alles arbeitete dort leise plaudernd und sich gut unterhaltend mit Spiel und Wort. Nebentischchen trugen die Trinkgläser, Feuerzeuge und Aschenbecher. Es waren vorher schon, bei der Sitzung vor dem Sultan, an uns alle Zigarren von Dienern gereicht worden und Kaffee und Tee.

Ich hatte vorher Tee genommen. Ich habe nie

zuvor im Leben solch einen aromatischen Tee getrunken. Er war vermischt mit den getrockneten Blüten des Mellattibaumes, der in den Tempelhöfen und auf javanischen Begräbnisplätzen wegen seines starken, tuberosenähnlichen Geruchs angepflanzt wird. Dieser Tee war ein ebensolches Märchen von Duft, wie es der Frauensaal vorher an Festlichkeit gewesen war.

Nun ließ ich mir nur Eiswasser geben, Apollinariswasser, deutsches, mit Eis, ohne Whisky.

Wir saßen eine lange Weile, dann kamen vor den Sultansaal in einen offenen Flur zwischen zwei Hallen auf dem glatten, spiegelnden, weißen Marmorboden neun Bagonjas gezogen. Neun dürfen vor dem Sultan tanzen, aber nur sieben, wenn Fest ist im Hause des Kanzlers. Die Frauen wandelten wie Vestalinnen oder griechische Priesterinnen herein. Sie trugen ebenfalls den Oberkörper nackt, die Brüste nackt, hohe, dunkelgrüne Samtgürtel, von weißem, breitem Band gehalten, und darunter eng um ihre Beine rehfarbene, gelbbraun und weiß gemusterte Sarongs, deren eines langes Ende als eine schlanke Schleppe beim Tanzen mit der nackten Ferse bald links, bald rechts im Tanztakt nach der Seite geschleudert wurde. Sie tanzten mit weit vorgestreckten, immer sich im Takt gefühlvoll windenden Armen, die Hände hielten zwei weiße Schärpenenden, die sie wie Libellenflügel hoben und senkten. Es tanzten nicht bloß die Glieder, — es tanzte die geschmeidige Kleidung, beweglich wie die geschmeidigen Glieder, geschmeidig wie der gelbgepuderte schmale nackte Oberkörper der kleinen neun Frauengestalten. Eine Frau saß am Boden daneben, die ordnete manchmal einer Tanzenden einen Schärpenteil oder einen Haarschmuck, ohne daß die Tänzerin im Tanze inne hielt. Nachdem die neun eine Stunde rhythmisch getanzt hatten, setzten sie sich in drei Reihen, mit dem Gesicht gegen den Sultan hin.

Sie kamen auch nicht wie sonst die Tänzerinnen und die Frauen und Männer kriechend herein. Sie durften im Takte der Musik aufrecht gehend langsam

heranwandeln. Sie gingen, als trügen sie unsichtbare Krüge, gefüllt mit allen innerlich geweinten Freudentränen der Erde, auf ihren schmalen Schultern. Die Musik und der Tanz der neun Feierlichen war wie ein wunderbarer Gottesdiensttanz aus den heiligsten Tempeln, getanzt zu Ehren eines unbekannten Gottes. Ich hätte ohne Langeweile bis an mein Lebensende diesem Tanz und dem begleitenden Gonggeläute und den Gamelangwohllauten zuhören können.

Ich weiß nicht, ob der Sultan oft hinsah zu den Tänzerinnen. Herr Z. sagte mir einmal, er schaue oft auf vom Spiel. Ich sah seinen Kopf nur halb, verdeckt vom Hut und Kopf eines Prinzen.

Während getanzt wurde, rutschten immer verschiedene zu ihm befohlene Prinzen auf den Stummeln ihrer Beine bäuchlings zu dem Spieltisch des Sultans.

Später kam noch die halbnackte hundertköpfige Schar der Sultans-Sippschaft zu uns, die vorher in den Vorhallen gesessen hatte. Sie saßen dichtgedrängt beieinander, auf dem glatten, kühlen Marmorboden des Säulenganges, wo wir und die Lombertische standen.

Es wurde dann Essen gereicht. Alle halbe Stunde ein anderes Gericht, für jeden auf einen Teller gelegt, den man während des Essens in der Hand halten mußte. Indessen tanzten die neun zwei Stunden weiter, bis gegen zwölf Uhr. Dann gingen sie. Und nun kamen sechzehn maskierte Tänzer an. Sie krabbelten auf dem Bauch in den Saal und durften nicht so edel aufrecht gehen wie die neun Frauen, die mir wie die neun Musen erschienen waren.

Die Maskierten stellten sich zu je acht auf zwei Seiten des Saales vor dem Sultan auf, so daß sie gegen ihn hin einen breiten Weg bildeten. Sie stellten in jeder der zwei Gruppen zwei Hähne vor, zwei Hahnenbesitzer, zwei Diener und zwei Spaßmacher.

Das Spiel sollte einen vom Spaß der Spaßmacher begleiteten Hahnenkampf in Sang und Tanz vorstellen.

Die Hähne hatten grüne Papageienfederhauben auf dem Kopf. Hatten grünsamtne und mit Goldband

verzierte große Miedergürtel und darunter bunte Saronghosen, geblümte, seidene, und rosa geblümte lange Frackschöße, die sie wie Flügel mit den Fingerspitzen an den Enden aufnahmen und rhythmisch bewegten.

Die Tänzer wirkten mit ihrer gelbgepuderten, dunkeln Haut wie Weiangsfiguren javanischer Schattentheater, sie tanzten auch, als wollten sie ihre Glieder verlängern, wie es die Schattenfiguren tun. Der pantomimische Hahnenkampf dauerte bis gegen ein Uhr.

Um halb zwei Uhr, nachdem wir alle Gerichte eines langen Soupers bis zu Eis und Kuchen durchgegessen hatten, erhob sich der Sultan. Diener trugen den Spieltisch fort. Auch die Herren und Prinzen an den Lombertischen erhoben sich. Man setzte sich zum Sultan in die Stuhlreihen, die dort standen, und deren weißgeblümte Seide und weißgoldene Lackfüße den hellen Saal mit dem weißen Marmorboden noch heller machten. Immer noch spielten die Gamelangs und Gongs, immer noch sangen die Chöre der am Boden hockenden halbnackten javanischen Sängerinnen. Zwischen den Tänzen, in den Tanzpausen, hatte vorher schon ein europäisches Orchester europäische Melodien gespielt. Ich erkannte die Ouverture der Oper „Zampa“ und ein Lied aus der „Dollarprinzessin“.

Jetzt gab es noch ein wenig feierliches Zusammensitzen. Der Sultan sprach mit seiner Fistelstimme, der Stimme eines plötzlich zum Sprechen angereizten Papageis, schnell, scharf und krächzend, etwas Kindlich-Unerwachsenes im Laut der überverfeinerten Kehle.

Dann standen wir auf, als er sich erhob, jeder trat einzeln zu ihm hin, jeder verbeugte sich, reichte ihm die Hand, und der Abend war beendet. Die Halle leerte sich, die Prinzen gingen mit uns zu den Treppenstufen, dann verließen alle Europäer die erleuchtete Halle. In den zwei Zwischenhöfen saßen noch viele Höflingsscharen, Leibwachen, Dienerscharen, nackte und bekleidete, bunt zerstreut in reicher Zahl in den Hallen aufgereiht und versammelt. Bis zum letzten Tor sah man die am Boden hockenden ehr-

5*

erbietigen Reihen der Javanen sitzen, die zur Hofhaltung des Sultans gehörten. Draußen vor dem illuminierten Eingang in den Kraton stand ein Haufe dichtgedrängter Autos und Wagen zusammen. Denn auch viele Prinzen fuhren mit ihren Frauen fort und hatten ihre Häuser in der Stadt und nicht im Kraton. Wir kamen mit unserem Wagen um zwei Uhr im Hotel an. Ich war todmüde. Denn am Morgen war ich um halb fünf Uhr aufgestanden, hatte sechs Stunden Autofahrt und das anstrengende Seebad in der Brandung des Indischen Ozeans erlebt.

Es ist jetzt zehn Uhr abends, und ich will noch ein wenig frische Luft einnehmen und dann früh schlafen gehen. Es ist erquickend draußen, da heute nachmittag wieder ein Sturzregen die Stadt gebadet hat. —

Nun war ich noch in der Nacht auf dem Aloen-Aloen. Es ist jetzt zwölf Uhr. Es war viel Leben heute und ist es noch. Die Gamelangs tönen ununterbrochen bis in mein Zimmer, als ob Chorgesänge, Orgeln und Glocken und viele Orchester spielten. Es klingt so fromm und innig durch die Nacht.

Ich fuhr in einem Wagen durch das Gedränge, der Knabe des Kutschers, der sonst immer auf dem Trittbrett des Rücksitzes stehen muß, ging neben den Pferden und trillerte erbarmungslos auf einer Pfeife, um die Leute vor den Pferden zu warnen. Wir kamen schwer durch das Gedräng.

In den verschiedenen Hallen der Regenten, die rund um den Platz mit Glühbirnenillumination prunken, sah ich in den vom Volk dicht umlagerten Hallen heute Weiangspieler, das sind Maskenspieler, und auch Waffenkämpfer. Statt der Frauen spielten und tanzten heute meistens Männer, zum Teil als Ritter oder Wilde herausgeputzt, mit Waffen und Federschmuck. Die Waffenträger bei drei Regentenhäusern waren ganz vorzüglich. In einem Haus waren sie gekleidet wie römische Gladiatoren. Im anderen waren sie mit Federn reich geschmückt wie wilde Indianer. Im dritten, beim Reichskanzler,

tanzten zwei fast nackte Gestalten im Helmschmuck und mit kurzem Schwert. Diese letzten beiden Männer tanzten am vornehmsten und einfachsten. Es war ganz herrlich erquickend, den prachtvollen rhythmischen Bewegungen, den ruckweise ausgeführten und den langgedehnten, zuzusehen. —

Mein Gecko von drüben rief eben wieder aus der Dunkelheit über die Straße herüber, die noch voll Wagen und Menschen lebt. Der Gecko ladet mich zum Schlafen ein; gesehen habe ich diesen Nachtrufer noch nie. Aber seine Stimme besucht mich nachts oft.

31. Oktober 1915. Sonntagmorgen

Es ist ein wunderschöner klarkühler Morgen. Vor meiner Veranda ist eben die Sonne in das Laubwerk der großen Regenbäume hochgestiegen.

Schwalben weckten mich, so wie gestern. Sie kamen zu zweien in mein Schlafzimmer durchs offene Fenster, das hinüber in den Garten der Javabank sieht. Sie zwitschern so laut und fangen die Fliegen von den weißgetünchten Balken der Zimmerdecke, bis ich die Vorhänge meines Moskitonetz-Gehäuses öffne und heraussteige; da kreisen sie noch ein paarmal über mir und sind dann blitzschnell durchs Fenster verschwunden.

Die Bimmelbahn beginnt eben wieder ihr langes Klingeln. Es ist sechs Uhr morgens. Die Straße hallt, und viele Wagen fahren schon, und lautlose Beine der Javanen gehen wie die Beine von Schattenfiguren auf der frischen, sonnenbeschienenen Straße.

Es riecht aber stark nach Teer-Desinfektion. Die Pest lauert irgendwo. Gestern nachmittag sah ich wieder einen weißeingehüllten Sarg vorbeitragen. Viele Menschen folgten, eine Frau trug dabei einen europäischen weißgeränderten rosa Sonnenschirm über sich, aber nicht über den Sarg.

Es ist wie ein Sonntagmorgen in Würzburg, wo mein Vater und meine Mutter uns um sechs Uhr morgens durch die Stadtpark-Anlagen zu einem im Grünen gelegenen Kaffeegarten führten, wo Kaffee getrunken, friedlich geplaudert und Zeitung gelesen

wurde. Solch ein taufrischer, reiner Morgen ist es heute hier in Solo im heiligen Java.

Sonntag, 31. Oktober. Morgens neun Uhr

Herr Z., den ich vorhin nach dem Frühstück traf, erzählte mir, daß gestern abend beim Sultan im Kraton der Tanz noch schöner gewesen sei als vorher. Erst haben, nachdem der Empfang der Beamten sowohl beim Sultan als bei der Kaiserin stattgefunden hatte die vier „Srimpis" getanzt, dann Waffenträger, männliche, dann wieder die Bagonjas, die neun, die ich am Tage vorher gesehen.

Ich wollte heute zum Burubudur fahren, aber man kann den Ausflug nicht an einem Tag unternehmen. Ich will nämlich morgen früh hier sein, weil ich doch den Morgenempfang um zehn Uhr im Kraton zur Erhebung der Prinzessin von Djokja zur Kaiserin von Soerakarta mitmachen möchte. Morgen sind es schon neun Tage, daß ich hier in Solo bin. — Übermorgen werde ich wohl wieder nach Garoet zurückkehren müssen, da in Tosari alles besetzt ist. —

Es ist jetzt am Nachmittag wieder schwül, und es wird wohl bald ein Gewitter donnern. Morgen, am 1. November, ist der Geburtstag meines verstorbenen Vaters. Er ist 1819 geboren und 1896 gestorben, er würde jetzt sechsundneunzig Jahre alt werden. Er könnte eigentlich noch gut leben. Und meine Mutter, die 1837 geboren und 1873 gestorben ist, wäre jetzt erst achtundsiebzig Jahre alt; sie könnte erst recht noch gut leben und wäre gar nicht zu alt. Morgen, am 1. November, geht alles in Bayern zu den Gräbern. Ach, es werden zu viel Trauernde sein und zu viel junge Gräber dieses Jahr besucht werden, und der morgige Tag wird ein Tränentag für Millionen Herzen in Europa sein. —

Morgen früh um zehn Uhr gehe ich nochmals, zum letztenmal, in den Kraton. Die Sultanin wird eingesetzt. Der Sultan erhebt seine junge Frau zur Kaiserin. Ich freue mich, beide, und besonders sie, noch einmal zu sehen. Wir werden uns wohl nie mehr im Leben wiedersehen.

Den Nachmittagempfang neulich im Kraton, den habe ich noch nicht beschrieben, ich hatte zu viel zu beschreiben.

Aber er war eigentlich der märchenhafteste Augenblick von allen im Kraton.

Es war kurz nach sechs Uhr, als wir Europäer mit dem holländischen Residenten in den Kraton einzogen. Alle Glühbirnen brannten an den Glaskronen aller Hallen. Die roten, mit Goldschnitzwerk bedeckten Säulen, die weiße Decke und der weiße Marmorboden, die weißen Säulen und die weißseidenen Stühle, alles glänzte uns unter den Klängen der Gamelangs festlich entgegen. Wir saßen in Reihen, und der Sultan empfing auf seinem Sessel eine auf den Knien hereinrutschende Frau, eine Botin aus dem Frauengemach, die mitteilte, daß alles bereit sei. Er erhob sich und schritt mit dem Residenten in die hinteren offenen Hallen, die ein wenig dämmeriger beleuchtet sind. Das viele goldbronzene Fleisch von hundert und hundert Frauen dort, die mit nacktem Oberkörper am Boden hockten, beleuchtete wie mit rötlicher Dämmerung die Tiefe der weiten Halle. Auch der rote Teppich am Boden und das rote und goldne Lackschnitzwerk verbreiteten ein wie von Abendrot getränktes Licht, das warm und einladend uns entgegenzublühen schien wie eine rote Rose in dunkelm Strauchwerk, oder wie die Farben von rosigen Muscheln und roten Korallen, die man durchs Wasser leuchten sieht in roter Dämmerung der Tiefe des Meeres.

Als der Sultan aufgestanden war, drängten alle Europäer nach. Vergebens schaute ein prinzlicher Zeremonienmeister flehend und entsetzt umher, er mußte ausweichen, und in einem Zwischensaal vor dem Frauengemach fluteten die schwarzbefrackten, breiten Rücken der Europäer wie ein Tintenstrom schwarz hinein in die fremden Gemächer. Und die breiten, festbeschuhten europäischen Füße hätten unter den Sohlen beinah ganze Scharen von kleinen, halbnackten Frauen zertreten, die da so schlicht und so feierlich in großen, langen Gruppen saßen und die ver-

schiedensten Geschenke der Braut im Arm hielten. Ich sah zwei mit zwei fußgroßen massiv goldenen Elefanten im Schoß. Andere hatten Schmuckkästchen, goldene. Einige hatten goldene Speere mit Seidenfähnchen daran.

Im Hintergrund, hinter dem schwarzen Schwarm der neugierig zusammengedrängten Europäer ging inzwischen die Fußwaschungszeremonie vor sich. Der Sultan war in den erhöhten Teil des Frauengemaches getreten. Er hatte seine Braut schon vorher begrüßt.

Jetzt ließen sich Frauen mit silberner Waschschüssel vor ihm nieder, er hielt seinen rechten Fuß hin, den sie befeuchteten. Die junge Braut kam auch auf den Knien näher und beugte sich mit der Stirn zu dem silbernen Gefäß. Und die Frauen netzten ihr die Stirn ein wenig, und sie berührte den Fuß des Sultans. Die kleinen jüngsten Prinzen brachten dann die Pantoffeln des Sultans, in die er hineinschlüpfte. Er erhob sich, stand auf einer kleinen Erhöhung, die Braut stand neben ihm. Er hielt ihre Hand, und nun nahmen beide die Glückwünsche der vornehmsten Europäer, Verbeugung und Händedruck, entgegen. Dann zog sich die Braut in die Tiefe des Gemaches, in den Kreis der andern Frauen zurück, wo sie allein an einem niedern, grünen Tischchen saß, nahebei in einiger Entfernung die Frau des Reichskanzlers.

Der Sultan ging mit dem Residenten zu seinem Empfangssaal zurück, wo man niedersaß. Es wurde Champagner gereicht, und der Resident und alle Europäer tranken ihre Gläser auf das Wohl des Brautpaares. Die Gamelangs läuteten, Salven der Leibwache krachten im Garten. Pulverrauch kroch von draußen herein über alle Köpfe und um die Glaskronen und trübte die Luft. Zwei Schwalben, die oben im goldenen Schnitzwerk des roten Gebälkes der Decke nisteten, flatterten beim Schießen in großen Kreisen durch den Saal und wußten nicht Schutz zu finden vor dem Pulverlärm, der an der Decke doppelt widerhallte. Ich war ganz schwindlig, als ich beim Fortgehen später von der großen Empfangshalle zurück zur Frauenhalle sah, wo die Braut wie ein Bildwerk aus

Bein mit gelbgepudertem Oberkörper, nur einen Schmuck am Haupt, ähnlich dem Federputz der Krontauben, still und allein in dem weiten Kreis der halbnackten Frauen, selbst bis zum Gürtel entblößt, still saß und ein wenig vorgeneigt war, als müsse sie in den Hüften abbrechen wie eine Teerose vom Stiel. Teerosenfarbig war auch ihr Gesicht, gelb gepudert, und wirkte gespenstig leuchtend im rötlichen Licht des Frauengemaches.

1. November 1915

Heute morgen — eben um sechs Uhr — war wieder ein militärisches Wecken, als ich zum Bad ging. Bei den Badekammern war kaum Platz, so viel Prinzen badeten dort.

Heute um zehn Uhr soll der Empfang im Kraton sein. Es wird wieder ein sonnenheißer Tag werden. Schon jetzt brennt die frühe Morgensonne auf die Veranda.

Drüben unter den Bäumen üben wieder die schilfgrünen Soldaten schon in aller Herrgottsfrühe.

Gestern abend fuhr ich nur einmal im Wagen rund um den Alven. Es hatte stark geregnet. Das Javanenvolk geht so gut und wohlgesittet wie die Berliner und die Münchner, wenn zum Beispiel der Kaiser erwartet wird. Es war ein stilles, vornehmes Lustwandeln.

Ich hatte einen sonderbaren Traum heute nacht. Er fällt mir eben ein. Ich habe mitten im Schlaf weinen müssen.

Erst war ich in Sälen, wo auch javanische Prinzen unter Europäern herumgingen. Dann kam ich in ein ganz dämmeriges, fast verdunkeltes Zimmer, ganz allein. Da sah ich, dicht gedrängt, einen langen Hofzug von Prinzen und Gefolge und javanischen Beamten, alle aus den höchsten Kreisen des Landes, und auch Kinder in schwarzem Zug an mir vorüber durch den Saal kommen. Ich war erstaunt, so viele vornehme Javanen in meiner Nähe zu sehen. Ich nickte ihnen freundlich zu. Da kamen alle zu mir. Und ein ganz junger Mann nahm meinen Kopf zwischen die Hände, es war, als sei er der zukünftige

Kronprinz, der aus dieser Ehe geboren werden soll, die eben im Kraton geschlossen wurde. Ich war plötzlich von allem Leid des Heimwehs nach Annie und nach Deutschland erlöst. Und in der Befreiung weinte ich laut und überwältigt von Freude. Da sagte der javanische Prinz: „Wir werden dich gegen alle Welt in Schutz nehmen. Gegen alles, was man dir antun will. Sei ruhig, wir schützen dich!"

Dann weinte er auch, und ich hörte mein eigenes Schluchzen und erwachte. — Ich war noch ganz gerührt und erschüttert, als ich aufwachte, über den schönen, beruhigenden Traum.

Montag, 1. November 1915

Jetzt ist es morgens acht Uhr in Europa. Erster November. Der Geburtstag meines guten Vaters. Nun denkt Annie an mich. Immer um zwei Uhr nachmittags hier und um acht Uhr morgens zu gleicher Zeit dort denken wir beiden armen getrennten Eheleute und ewigen Liebesleute aneinander.

Ob sie in Berlin ist? Oder in Stockholm bei ihrer Mutter, die arme, gattenlose, herumirrende Frau, die so nah dem Krieg lebt. Ach, wird es ein Wiedersehen geben? Ich möchte immer weinen und mich über gar nichts mehr freuen; nur wenn ich meine Annie wieder habe, kann ich mich echt und wirklich freuen. Alles andere ist wie Medizinen, damit ich nicht vor Gram vergehe. Annie am nächsten fühle ich mich in der menschenleeren Natur.

Warum nur alles um mich immer eine „Dreizehn" zeigt? Das Kontobuch, das der Besitzer des Hotels soeben im Kontor vom Tisch nahm, um meine Rechnung herauszuschreiben, hatte Nr. 113. Heute morgen beim Regentenempfang sah ich überall die Dreizehn.

Es machte mich kopfscheu, diese ewige Unglückszahl rund um mich her zu sehen.

Also heute morgen um dreiviertel auf zehn Uhr holte Herr L. uns zum letztenmal in seinem Auto ab, um zum Residenten und von da in den Kraton zu fahren.

Heute sah ich alles viel deutlicher, weil ich es schon gewohnter war.

Die Höfe voll blau und rot und purpurn gekleideter Wachen, Soldaten und Diener, alles Javanen, waren in der Sonne wie lebende Regenbogen, die feurig unter den Bäumen leuchteten. Das Laub der Bäume war ganz graugrün im Gegensatz zu den bunten, feurigen Gewändern der Menschengruppen, die bunt verteilt unter den Bäumen im matten Schatten hockten. Die Halle auf weißen und goldroten Säulen blitzte wieder mit ihren Glasleuchtern, und Gamelangs und Gewehrsalven wechselten wie neulich.

Die Frackherren füllten in schwarzen Reihen die Empfangshalle, und es kamen vier Frauen hockend am Boden angerutscht. Hochadelige Damen, halbnackt, mit schönen braun und weiß gemusterten Sarongs und karmoisinfarbenen Gürtelschnüren geschmückt.

Als sie zwanzig Schritte vor dem Sultan waren, begannen sie in anbetendem, halb klagendem, halb flehendem, halblautem Chor dem Sultan vorzutragen, daß alles bereitet sei. Nie dürfen sie anders als in diesem flehenden anbetenden Ton zum Sultan reden. Es waren zwei alte Regentenfrauen. Und es waren zwei jüngere Frauen hinter ihnen. Alle vier adelige Damen, die sich, halbnackt, vor den europäischen Herren nicht erniedrigt fühlten, als sie auf dem nackten Marmorboden wie Enten am Boden hockend heranwatschelten, langsam und feierlich. Diese Frauen machten heute den größten Eindruck auf mich.

Wenn der Sultan von Frauen bedient wird, so sind das nie gemeine Dienerinnen, sondern immer Lieblingsfrauen und adelige Verwandte. Zwei Prinzen wurden mir gezeigt. Einer trug ein Augenglas, einen Zwicker. Der eine von ihnen war der Thronfolger gewesen, weil er früher geboren, der andere aber nur im Mutterleib früher empfangen worden war als der erste. Darüber entstand nun ein Streit, und der zuerst Geborene wollte der Kronprinz werden, und der zuerst im Mutterleib Empfangene von einer andern Nebenfrau wollte der echtere sein. Darob ein Streit. Und deshalb schlugen die Räte dem Sultan vor:

„Heirate noch einmal, damit du vielleicht einen männlichen Erben von einer Hauptfrau bekommst." Denn beide Kronprinzen waren nur von Nebenfrauen geboren. Die Hauptfrau, die erste, hatte kein Kind. Und nun entsteht die große Frage: wird aus der in dieser Woche geschlossenen Hochzeit heute über ein Jahr ein Sohn geboren werden? Denn einen andern Zweck hat die späte Ehe des vierundfünfzigjährigen Regenten nicht.

Um elf Uhr war die Erklärung der Prinzessin zur Sultanin vorüber. Die Zeremonie bestand nur darin, daß der Sultan den Residenten zu dem Frauengemach führte und ihm dort die neuerklärte Sultanin, wie an den andern Tagen von ihrem weiblichen Hofstaat umgeben, vorstellte.

Die anderen Herren mußten in der Empfangshalle zurückbleiben, nur einige höchste Beamte und höchste Offiziere durften dem Residenten folgen.

Ich sah vor dunkeln Rücken nur dunkle Frauengestalten in dem weiten, dämmerigen Gemach. Im Vorsaal die hockenden hundert halbnackten Hofdamen saßen in strahlenförmig verteilten Gruppen vor der Empfangshalle der Kaiserin am Fußboden. Alle trugen goldene Abzeichen der Kaiserinnenwürde in ihren Händen. Die einen goldene Pfeile, die andern goldene Bogen. Goldene Lanzen. Goldene Siridosen. Fußgroße goldene Elefanten. Goldenen Kopfschmuck auf Kissen und goldene Wasserpfeifen. Und viele goldene Dinge noch, die ich mir nicht erklären konnte.

Nach der Vorstellung des Residenten kehrte man in die erste große Empfangshalle zurück und setzte sich und nahm Kaffee oder Tee ein. Dann stand man auf und verabschiedete sich. Draußen im Gartenhof war in langem Zug von blaubekleideten Dienern der Slamat, das Opferessen für das Volk, in verdeckten, rot und weiß bemalten Tischen auf blauen Tragbahren und in schwarzen geschlossenen Riesenkörben von mehreren Männern auf den Schultern vorbeigetragen worden.

Diese Truhen und Körbe voll Speisen werden in die Regentenhäuser auf den Aloen getragen, wo

das Essen unter das Gefolge der Regenten verteilt wird.

Die Gamelangs läuteten wieder so himmelsglücklich und festlich, die Luft war erfüllt von Seligkeit, und trotzdem mir das sich zum viertenmal wiederholende Bild eines Empfanges gewohnt geworden war, konnte ich das süße, glückliche und doch so weltschmerzliche Seligkeitsgefühl, das mich immer im Kraton begleitete, nicht in meiner Ernüchterung ablehnen. Ich war wie ein Kind, dem man zum viertenmal den Weihnachtsbaum im Lauf von neun Tagen anzündet, und das doch nicht überdrüssig davon geworden ist.

Heute nachmittag reise ich um fünf Uhr vierundzwanzig Minuten nach Djokja. Ich will dort einige Photographien kaufen von Kratonpersonen in Hoftrachten. Vielleicht kann ich in Berlin einmal im Deutschen Theater eine javanische Pantomime aufführen lassen. Herr Z. will mir dazu durch seine Firma die Sarongs, Helme und Krise besorgen, mir Muster schicken und die Bestellung im großen für tausend Personen vielleicht übernehmen. Man sollte aber auch einen Gamelang haben und Gamelangspieler dazu.

Um sechs Uhr vierzig Minuten heute abend treffe ich in Djokja ein. Morgen oder übermorgen will ich dann weiterreisen nach Garoet. Ich freue mich sehr auf Briefe von Annie, die mich wahrscheinlich in Garoet erwarten werden. Das ist dann der schönste Abschluß der Hochzeit, wenn ich Briefe bekomme. —

Der Essenverkäufer, der unten immer mit einer Klingel vorbeigeht und seine zwei Kochtischchen an einer Stange über der Schulter trägt, wird mich mit seinem Geklingel nicht mehr lange plagen. Aber es tut mir doch leid, das echt javanische Solo für immer verlassen zu müssen. Ich werde es nicht vergessen, so wie man im Alter seine Jugend nicht vergessen kann.

20. Mai 1917, Sanatorium Tosari

In der Nacht vom sechsten zum siebenten Mai sollte Vollmond sein. Herr und Frau S., die Ende April von Batavia zur dreiwöchigen Erholung in die Gebirgsluft von Tosari kamen, überraschten mich gleich am ersten Tag mit dem Vorhaben, den Smeroe, den höchsten Vulkan Javas — zwölftausend Fuß —, besteigen zu wollen. Ich staunte und lächelte über den Wunsch, den sie so kindlich aussprachen, als handle es sich um einen Spaziergang. Aber Frau S. war schon mal auf dem Vulkan Gedeh in Ost-Java vor Jahren gewesen. Und ihr Mann wiederholte, daß seine Frau so gern auf den Smeroe möchte. Ich wies darauf hin, daß eine Besteigung des Smeroe eine außergewöhnliche Sache sei. Sehr wenige Menschen auf Java haben diesen höchsten Punkt der Tropeninsel „Insulinde" erklommen. Aber es fiel mir dabei ein, daß neulich eine englische Gesellschaft dorthin gegangen sei, und daß Herr B., ein Deutscher, der auch hier in Tosari weilt, mir erzählt hatte, es habe großartig ausgesehen, als der lange Zug von dreißig Kulis mit den englischen Bergbesteigern zurückgekommen war. Wenn Engländer den Smeroe besteigen, warum sollten es nicht auch Deutsche tun. Es ist von Tosari aus ein Ausflug von vier Tagen, so steht im Touristenführer, und man muß ein Zelt mitnehmen, Nahrungsmittel, Pferde, warme Kleidung usw. Es war also keine Kleinigkeit, diese Bergbesteigung, und ich bedachte den Plan hin und her.

Am dritten Mai öffnete ich abends zufällig die Tür meiner verglasten Veranda. Da wurde ich überrascht von dem glasklaren Mondspiegel, der da in der blauklaren Nacht im reinsten Äther über den Abgründen von Tosari hing. Der werdende Vollmond brachte herrliches Wetter. „Das schönste Wetter, um den Smeroe zu besteigen," dachte ich bei mir, sagte aber noch nichts. Am Abend vor dem Schlafengehen überlegte ich: „Du kannst ja um-

kehren, wenn es dir zu schwer wird! Du brauchst dich zu nichts zu verpflichten," sagte ich zu mir vor dem Einschlafen. „Aber morgen wollen wir darüber sprechen."

Der Mond draußen zog mich gleichsam in die Höhe. Ich wachte ganz früh morgens auf, früher als sonst, schon um vier Uhr. „Auf, auf den Smeroe!" sagte mein Herz begeistert. „Auf, auf den Smeroe!" Ich war jetzt drei Monate in Tosari auf sechstausend Fuß Höhe gewesen und hatte noch kein Pferd bestiegen, da ich meine Malaria ausheilen sollte und mir der Arzt jede Anstrengung verboten hatte. Aber ich wollte es wagen. Es zog mich auch im hellen Morgen, der klarblau vor der Tür stand, hinauf auf die Berghöhe, als wäre der Mond noch am Himmel, dessen große, klare Scheibe in mir den Entschluß gefestigt hatte.

Herr und Frau S. waren gleich dabei. Und so besprachen wir mit der Hoteladministration am Morgen des 4. Mai das Nötige. Eine lange Liste von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen wurde aufgestellt. Der Administrator war aufs liebenswürdigste bereit, für alles zu sorgen, und würde nichts vergessen. Der zweite Administrator sorgte aufs beste für Pferde und Kulis. Mit einem Mandur zusammen wurden einunddreißig Kulis bestellt und drei Pferde. Das Zelt mit eisernen Zeltstangen, welches das Hotel stellt, wird von acht Kulis zerteilt getragen.

Gegen Abend war schon großer Betrieb auf der Gartenterrasse vor dem Kontor des Sanatoriums. Die dreißig Kulis mit dem Mandur hatten sich eingefunden. Sie sollten am selben Abend voraus aufbrechen, um vor uns, einige Stunden früher, beim ersten Schlafplatz am Bergsee „Ranoe Koembala", einzutreffen und das Zelt zum Nachtlager aufzuschlagen. Wir selbst sollten ihnen zu Pferd in gleicher Nacht, um halb vier Uhr von Tosari aufbrechend, nachfolgen. Aber ich will nicht vorgreifen, sondern die Gedanken langsam die Ereignisse begleiten lassen.

Ich ging diesen Abend nicht zu Tisch, ich packte. Wir nahmen jeder einen Wäschesack voll warmer Flanellkleider, Handtücher, Schuhwerk, wollenen Anzug und Wintermantel mit. Außerdem hatte jeder noch eine Lederhandtasche gepackt mit Toilettengegenständen, Medizin und Verbandzeug. Ich hatte Zeichenpapier, Aquarellfarben und Farbstifte mitgenommen. Außerdem wurde mir noch ein wasserdichter, dünner Regenmantel mit Stock von einem kleinen Javanendiener nachgetragen und ein Feldstuhl. Das große Gepäck, die Wäschesäcke, wurde noch am selben Abend von den Zeltkulis vorausgetragen. Die Handtaschen nahmen unsere Pferdejungen an Bambusstangen mit.

Ali hieß mein kleiner Diener. Tumbull hieß mein Pferdejunge. Und Balling hieß mein kleines gelbes Kampong-Pferdchen. Mit diesem Pferdchen bin ich in den sechs Tagen ganz zusammengewachsen.

In der Nacht vor dem Aufbruch schlief ich fast gar nicht. In jeder Stunde mußte ich, von zwölf Uhr ab, wo ich zu Bett gegangen war, auf die Uhr schauen. Ich war wacher als ein Junge, der sich auf Weihnachten oder auf Ferien freut. Da ich in diesem Jahre fünfzig Jahre alt werde, erstaunte mich dieser Eifer, diese Ungeduld, die ich sonst selten an mir kenne. Aber es beschäftigte mich die Lust, aus dem Stalle zu kommen. Wie ein überfüttertes Pferd hatte ich drei Monate in Tosari vor den Berggipfeln stillgestanden. „Hinaus!“ Und der Gedanke, gegen Anstrengungen und Entbehrungen kämpfen zu müssen, gab meinem Blut einen gesunden Wagemut.

Herr S. war noch ungeduldiger als ich. Er tanzte von dem Augenblick des Entschlusses an wie ein Balletttänzer auf und ab vor seiner Frau. Er ist aber auch erst dreißig Jahre alt und hat noch nicht soviel Reiseleben hinter sich wie ich. Seine Vorfreude war kostbar, und ich lachte über seine Sprünge, die er immer machte, sobald das Wort „Smeroe“ fiel. „Smeroe!“ jubelte er in allen Tonarten und warf die Beine nach dem gleichfalls lachenden Vollmond. Das Wort „Smeroe“ schien auf uns alle, seit die Besteigung als Entschluß feststand, wie ein geheimes

Elixier zu wirken. Und diese Wirkung blieb bis zum letzten, sechsten Tage köstlich in unserer Seele, und das Wort „Smeroe" stumpfte sich nicht ab, auch nicht während der größten Anstrengungen.

Ich war um drei Uhr morgens am 5. Mai noch nicht fertig angekleidet, da stand schon Herr S. tanzend unter meiner Tür und atemlos, als ob er schon vom Smeroe zurückkäme. Ich hörte, daß auch er und seine Frau vor Aufregung kein Auge geschlossen hatten. Vor meiner Tür saßen Ali und Tumbull und einige Kulis, die bereits Zigaretten rauchten, um sich, wie es schien, gegen die Nachtluft an dem Feuerfunken vor ihrem Mund zu wärmen.

Punkt halb vier Uhr stiegen wir auf der zweiten Hotelterrasse vor den Zimmern des „Homes", wo S.s wohnten, auf die Pferde. In letzter Stunde hatte ich mich noch daran erinnert, eine helleuchtende Benzinlaterne vom Hotel mitzunehmen. Die Pferde standen, halb beleuchtet vom grellen Schein des weißen Laternenlichtes und vom Mond auf den Mähnen mattblau beschienen. Und die Kulis, in ihre Leinwandtücher eingewickelt, von Schatten und Licht grell zerrissen, wirkten wie einem Rembrandtgemälde entstiegene Gestalten.

Der Laternenmann schritt an der Spitze, dann folgten die drei Reiter, umgeben von Pferdejungen und ein paar Trägern.

Es war eine frische, totstille Nacht. Der Mond verschwand bereits. Die Laterne schnitt ein schneeiges Loch in den finsteren Weg, der auf den Bergkamm von Tosari hinauf in die Höhenlandschaft führt. Als die ersten Bambustreppen kamen, die zu dem nächsten Bergdorf steil hinaufführten, begann mein Pferdchen Balling derart herzzerbrechend zu keuchen, daß ich abstieg. Ich war recht bestürzt. Ich glaubte, ein schlechtes Pferd bekommen zu haben. Und ich ging eine lange Weile nebenher und kletterte zu Fuß dem Pferd voraus. Später aber merkte ich, daß das eine Eigentümlichkeit Ballings war. Morgens keuchte er immer, bis er sich warm gelaufen hatte. Dann keuchte er nicht mehr und stolperte nicht mehr. Dann war er

den ganzen Tag mutig und fest und stark und war den andern beiden Pferden immer voraus. Das kleine halbe Bergpferdchen war ein unermüdlicher Renner und Kletterer. Ich war entzückt und genoß das liebe Tier und gewann es von Tag zu Tag lieber. Unterwegs kauften wir javanischen Zucker und taten ihm davon in das Wasser, was Balling sehr zu schätzen wußte. Das Pferd wurde mir so lieb wie ein guter Reisegefährte.

Der Mond war hinter den Bergen untergegangen. Vom Tag war im Osten noch keine Spur. Und ich war recht froh, daß wir als Wegweiser das blendendweiße Laternenlicht vor uns wandernd hatten. Ali trug es voraus und stritt sich dabei mit einem andern Träger, der ihm seinen Vorrat Reis nicht tragen wollte. Denn jeder Kuli hatte seine Reisnahrung für vier Tage mitgenommen. Sie kochten ihn dann gemeinschaftlich in einem Topf und teilten und aßen ihn auch gemeinschaftlich ohne Streit auf. — Ich sprach ein kleines Machtwort, und Ali trug die Laterne, und der Kuli trug Alis Reisbündel. Plaudernd und angeregt ritten wir hintereinander im Schlagschatten der Pferde, denen das Laternenlicht in den Augen schmerzte.

Allmählich, immer höher von Tosari fort, kamen wir durch das letzte hochgelegene Dorf. Es war da alles in den dunkeln Holzhütten noch tief im Schlaf, und nur die Dorfhunde keiften. Auf den von der eben beendeten Regenzeit noch aufgewaschenen und zerrissenen schmalen Erdpfaden ging es an den tiefen Schluchten entlang, wie am Rande der Erdkugel. Es gähnte neben den Pferdehufen das unendliche finstere Nichts am Wegrand.

Bald kamen wir in eine letzte Bergbucht, ehe wir die Höhe des Bromobusches erklommen hatten. Der Tag dämmerte schwach. Zum Abschied von der Heimat wendeten sich die Kulis noch einmal gegen die Richtung von Tosari und riefen das malayische Wort für „Glück!“ über den Abgrund hinunter in die Bergdörfer. Wir riefen auch mit. Und der Himmel färbte sich sacht grünlich und rosa im Osten, und das Berg-

Echo rief „Glück!“ Immer weiter ging es Bambusleiterwege hoch zum Bromobusch. Das ist ein Tannenwald von indischen langnadeligen, seidenen Tannen, die viel zarter und silbergrauer als unsere deutschen Tannen sind. Sie sind auch schlanker und beweglicher und glänzen wie Seide in der Sonne. Der Frühhimmel war perlmutterfarben; wie eine riesige Austernschale, so leuchtete er in sanften Irisfarben durch die ersten Tannen des Bromobusches, als wir in den Waldweg einritten. Die Wege waren, wie die Bäume, triefend naß vom Nachttau. Und Büsche mit gelben Azaleenblüten leuchteten am Weg, und alles Kraut und alle Baumstämme rochen erquickend nach frischgewaschenem Grün und frischgewaschenem Holz. Der nasse Morgenwald wirkte wie ein Bad auf uns, das wir nahmen, ohne die Kleider auszuziehen, im Vorüberreiten, und das uns inwendig mehr reinigte als auswendig. Der Waldhahn schrie im Dickicht. Wir hielten die Pferde an, lauschten und sahen auf die sich aufhellende blanke Scheibe des Meeres, die siebentausend Fuß tief vor dem Tenggergebirge im Osten ausgebreitet lag, wie eine Platte aus gegossenem Glas und in der Unendlichkeit im rosigen Morgennebel gen Osten zerfließend. — Der Waldhahn schrie öfter, wie einer, der im Wald jodelte, und der graue, nasse Wald rauschte leise in der Zugluft des Morgens, und seine Stimme drang tief ins Blut, war heilig wie das Blutrauschen im Menschenkörper.

Nun wurde es taghell. Es war rasch Tag geworden, — unser erster Reisetag auf dem Weg zum Smeroe! Der 5. Mai 1917.

Wir sahen, als wir auf die Berghöhe aus dem Wald ein wenig bergab ritten, über ein schattiges Tal fort zum erstenmal den Smeroe dunkelblau im reinen Äther der Morgenstunde scharf ausgeschnitten als mächtigen fernen Kegel im Süden stehen, und vor ihm einen niederen runden Berg, den die Kulis uns als den Berg Koembala nannten. Aber die beiden mächtigen Erdhäupter lagen viele Meilen in der Luftlinie über die nächsten Höhen fort. Sie schienen in

6*

einer Einsamkeit versunken, in die es schwerer einzudringen schien, als es war, die Berghöhe zu erreichen.

Bis zum Mimgolpaß am Ufer der gewaltigen Sandsee ging es auf bekanntem Weg. Ich war im Vorjahr, im März 1916, dort gewesen. Als ich damals in die Sandsee hinuntergeritten und auf den Bromo gestiegen war, hat dieser Vulkan noch grimmig geraucht. Aber nun waren alle Vulkane feierlich stumm und tot und standen rauchlos hinter den äußersten Erdwällen von Tosari. Es konnte zwar in jedem Augenblick eine mächtige Explosion erfolgen, denn die Vulkane ruhen nur zeitweise aus und beginnen hier immer bald von neuem zu arbeiten. Regel ist, daß entweder der Bromo oder der Smeroe Rauch ausstoßen. Daß beide zu gleicher Zeit tot scheinen und ruhen, so wie in diesem Jahr, das ist etwas Außergewöhnliches. Es gab vor einigen Jahren eine Zeit, da beide Krater zugleich spuckten, und mit einem Zwischenraum von fünf Minuten warfen sie immer abwechselnd Rauch und Steine aus.

Der Bromo liegt in der Sandsee. Diese ist ein riesiger ausgestorbener Kraterring, in welchem sich drei Vulkane erheben: der tätige Bromo, der tote Batok und der größte, der tote Widodaren. Hinter den drei Vulkanen steht, außerhalb der Sandsee, verbunden mit ihr durch eine lange Höhenkette, der höchste Vulkan Javas, der Smeroe, zugespitzt wie ein steiler, riesiger Zuckerhut.

Die Administratoren des Hotels hatten Frau S. abgeredet, diesen Smeroeritt mitzumachen. Sie meinten, dieser Ausflug von vier Tagen, den wir aber zu sechs Tagen ausdehnten, sei zu schwer für eine Dame. Sie aber hatte sich nicht abschrecken lassen. Und wie sie jetzt im Morgen so mutig mit uns auf den Bergwegen weiterritt, da freute es mich, daß eine Frau bei uns war, die mir alle Namen der Blumen nennen konnte, und die auf die Kulis einen guten Eindruck machte, weil sie ihre Sprache sprach, und da von einer Frau immer eine Besänftigung ausgeht über alle rohen Männer. Die Leute, die javanischen, be-

mühten sich auch auf dem ganzen Weg, ihr zu dienen und ihr behilflich zu sein. Und da sie ihre Sprache ausgezeichnet sprach, und, wenn es nottat, von ihrem reichlichen Vorrat an Medizin unter die Javanen austeilte, so war es ein wahrer Segen, daß wir eine mutige Frau bei uns sahen.

Die kahlen Felsen am Weg, Basalt und altersgraues Lavagestein, waren dicht bedeckt von einer Art buschigem Edelweiß, das jetzt gerade in schönster Blüte stand nach überwundener Regenzeit. Auch die bekannten rotblättrigen Büsche von Heidelbeerkraut leuchteten prächtig blutrot unterm glasblauen Morgenhimmel, und die wunderlichen Formen erstorbener, uralter Tannen standen schwarz wie Gebilde aus Kohle in der Luft.

Um sieben Uhr kamen wir am Mimgolpaß an. Wir hatten nur eine Frühstücksblechkiste bei uns, in welche belegte Butterbrote, harte Eier, Pisang und Orangen, Selterwasser und eine Flasche Portwein von der Sanatoriumküche eingepackt worden waren. Dieses Essen mußte den ganzen Tag reichen, denn wir sollten erst gegen Abend zu unseren weiteren Vorräten, die mit dem Zelt und mit den siebenundzwanzig Kulis vorausgeschickt waren, kommen. Wir waren deshalb etwas geärgert, als wir bei den belegten Broten fast lauter Marmeladebrote und nur ganz wenig Fleischbelag entdeckten. Die Köchin hatte sich geirrt und kein Tagesessen, sondern nur ein einmaliges Frühstücksessen mitgegeben. — Aber es ging uns trotzdem nicht schlecht. Wir frühstückten etwas, und ich ließ mir von meinem Diener Ali ein Brett halten, auf das ich mein Zeichenpapier legte und in aller Eile eine Bleistiftskizze vom Vulkan Batok und der Sandsee machte.

Nach zwanzig Minuten Rast ging es weiter. Die letzten Nebel, die immer morgens die Sandsee wie eine Lage hohen Seifenschaums füllen, begannen sich zu bewegen und in der Sonne hinzuströmen und in Flocken fortzuwallen. Die Sandsee liegt tausend Fuß tiefer als der Mimgolpaß. Ihr Sand ist dunkler, eisengrauer Aschenboden, nur von ganz dünnen Gras-

streifen hie und da durchzogen. Auch die Krater des Batok, des Wibodaren und des Bromo liegen wie finstere Kohlenkegel in der Sandsee, und nur ihre schwarzen Rillen schillern ein wenig grünlich. Die Rillen haben die Farbe von Leibern von Salamandern, die schwarz, rötlich und grün funkeln, und die wir als Kinder in den einsamen Morastflächen der alten Würzburger Stadtgräben an schulfreien Nachmittagen mit Eifer suchten.

Vom Mimgolpaß sieht man wie von einem Festungswall in einen riesenhaften ovalen, meilengroßen Hof. So wirkt die Sandsee. Flach und schwarz liegt sie wie der ausgetrocknete, flache Boden eines verschwundenen Sees da, umringt von tausend Fuß hohen, schroffen Gebirgsufern. In ihrer Mitte, zusammengedrängt, liegen die drei Vulkane Bromo, Batok und Wibodaren. Der Smeroe, den wir besteigen wollen, liegt außerhalb der Sandsee im Südosten. Diese ganz in schwarze Asche gehüllte, weite, tote Ansicht der Sandsee und ihrer Krater wirkt wie ein Stück Mondkraterlandschaft, wie ein Mond-Ringgebirge, so wie man es oft deutlich bei Vollmond im Fernrohr erkennen kann; mit scharfen Schlagschatten am Rand und mit trostloser Leere, ausgestorben und hohl und aschengrau hingestreckt, so ist das Sandmeer wie ein meilengroßes, offenes, dunkles Grab. Man wandert ungefähr eine kleine halbe Stunde den Mimgolpaß steil bergab. Von der letzten Regenzeit waren in dem Engpaß Blöcke abgestürzt und lagen zerspalten über dem schmalen Hohlweg. Die zersplitterten Felsen zeigten feuerrote Farbe und waren wie versteinerte Flammenglut. Wir fanden auch am Wegrand einen in verhärteter Lava eingekrusteten Baumstamm, der gleichfalls versteinert war. Er schien vor Tausenden von Jahren, von brennender Lava überschwemmt und eingewickelt, nicht zum Brennen und Feuerfangen gekommen zu sein. Vielleicht erkaltete die Lava zu rasch oder bildete sie einen luftleeren Raum rund um den Baum. Er lag jetzt aus der Felswand gestürzt am Weg, versteinert und halbentblößt vom harten, rotversteinerten Lavamantel, im Engpaß. Gern hätten

wir das Naturwunder mitgenommen, aber das war ganz unmöglich.

Im Engpaß schien die Sonne durch die Tannen und Büsche, die am Rande wuchsen; und die Durchblicke auf die schwarzen Aschenstrecken unten, auf das sich fortwälzende silberweiße Nebelmeer über der Aschenfläche und auf den klaren, blauen Sonnenhimmel darüber, das war ein düster ernstes dreifarbiges Bild, wie es selten in dieser Zusammenstellung von Schwarz, Weiß und Himmelblau vorkommt, und ich war von diesem ernsten Dreiklang des Lichtes urweltlich berührt. Es kämpfen Trauer und Leben, Alter und Jugend in den Farben des Aschenmeers und des Morgenhimmels und im beweglichen Wolkennebel.

Unten angekommen im Sandmeer, wendeten wir uns gen Westen. Es ritt sich gut auf dem weiten, samtenen, flach hingestreckten Aschenboden. Lautlos jagte mein Pferd voraus. Ich kannte den Weg auf der Ascheneinöde nicht. Aber ich sah vor mir die glitzernden Fußspuren der siebenundzwanzig Kulis, die in der Nacht hier mit unserem Zelt und Gepäck das Sandmeer hintereinander durchschritten hatten. Den deutlichen Fußspuren, die schwarz vom weichen, eisengrauen Aschenboden leuchteten, folgte ich mit meinem Pferd im Galopp. Stellenweise, auf harten Lavasteinrippen, verlor ich die Kulispur, aber bald wieder entdeckte ich sie. Wie in einer meilengroßen, riesigen leeren Eisenpfanne ritt ich in der Sandsee hin. Düsterkeit ringsum. Nur der Himmel über mir leuchtete blau und voll Morgensonne. Es liegen manchmal weiße, leuchtende tote Äste auf der glatten schwarzen Aschenfläche, sie glänzen wie weiße Knochenreste im Sonnenschein. Dazwischen liegen krause Basaltsteinchen zerstreut, aber meist ist die Asche glatt wie ein dunkles Tuch und scheint straff gespannt, denn die Regenströme der Regenzeit haben den Aschenboden flachgedrückt und poliert.

Hinter mir hörte ich Geschrei und Gelächter. S.s Pferd war beim Galoppieren in einen Aschenhohlraum getreten, war gestolpert, und S. flog in die Asche, aber der Fall ist hier weich wie der Sprung in ein

Plüschsofa, und er tat sich kein Leid an durch den jähen Sturz.

Es gibt einige breite, trockene Bachrillen im Sandmeer zu durchreiten, aber sonst ist nirgends ein Hindernis. Bis man am westlichen Ende zum Idjopaß kommt. Hier ist nicht ein breiter, steiler Weg, wie er zum Mimgolpaß führt, sondern nur ein ganz schmaler Pfad in scharfen Basaltrinnen; wie zwischen den Bretterwurzeln eines Gummibaumes, so eng und kandig geht dort der Pfad, der nur eine der vielen Gesteinrinnen ist, kletternd in vielen Windungen zur Idjopaß-Höhe. Ich stieg ab und lief zu Fuß, über die spröden Gesteinrunzeln springend.

Um neun Uhr waren wir oben am Idjopaß. Wir sahen nochmals zurück auf die Sandsee bis zum Mimgolpaß. Und ich staunte, wie ähnlich der Vulkan Batok einem Topfkuchen ist. Wie ein gerillter Topfkuchen von Riesengröße sah man den Batokberg frei in der Sandmeerfläche stehen; ihm nahe erhob sich der ausgebreitete Widodaren-Vulkan, den wir mit seiner dunklen Erdmasse dicht vor uns hatten. Um uns wuchsen auf dem Paß reiche Büsche von Rhododendren mit großen blaulila Blüten. Auch war überall wieder das lederne rote Heidelbeerkraut, das blutig leuchtete, und die großen, weißen, blühenden Büsche des Edelweiß, das am reichsten von allen Blumen blühte und so hoch wie die Bergpferdchen wuchs. Die Sonne hatte den letzten Wolkenschaum aus dem Sandmeer gefegt, die Aschenlandschaft mit ihren grünen Gebirgsufern und dem blauen Himmelsdeckel lag still und einsam. Selten zwitscherte im Gebüsch ein Vogel. Selten kam ein Käfer vorbeigesurrt, es war nur der Tod auf der weiten Aschenerde des Tales unten und nur Sonnenleben im Morgenhimmel oben.

Wir rasteten am Idjopaß oben zehn Minuten. Ließen die Pferde grasen. Tranken einen Schluck Selterwasser und ritten weiter. Unser Humor konnte nicht besser werden. Wir sahen nun wieder den Smeroe in der Ferne hinter den Höhenkugeln mit seinem blauen, breiten Kegel uns entgegenschauen. Eine

kleine Bangigkeit vor dem letzten Aufstieg am dritten Tage, die haftete in uns Dreien und erfüllte uns mit einer leichten Galgenlustigkeit. „Aber wenn es mir zu hoch wird, gehe ich einfach nicht weiter und lasse die anderen allein gehen, denn ich bin Malariapatient," so sagte ich mir im stillen. Und darum ritt ich sorglos dem Smeroe auf den schmalen Bergpfaden entgegen. Der Weg jetzt im Vormittag, bis kurz vor zwölf Uhr mittags, ging zuerst immer noch auf dem schmalen Bergkamm in leichten Wellenlinien rund um die Sandsee, dicht am Widodaren vorbei. Dann lenkte er seitlich ab und ging durch die weite, gelbe Berggraslandschaft zur Höhe, zu dem ersten Bergsee hin.

Die Sandsee hinter dem Widodaren, an deren hohem Rand wir entlangritten, war hier freundlicher. Die Abhänge des Vulkanes sind hier umwaldet, und man sieht auf ein Meer von Baumkuppeln, die in den Vulkanfalten hinaufziehen. Der Reitweg geht durch dichtes, buschiges, hohes Berggras. Und ich freute mich über den blonden Glanz des schönen, glänzenden Grases, das in großen Büscheln wuchs, so weit das Auge sah, an allen Höhenabhängen. Dieses gelbe Gras auf den Hügelfeldern der Höhen leuchtete wie reife Weizenfelder. Ab und zu kam ein großer gesprenkelter Schmetterling über den Weg getaumelt. Und am Abhang, in die Sandsee-Schlucht hinunter, sah man uralte Wälder erstorbener Tannen, die von rostroten Bändeln dichter Orchideenblätterklumpen umwachsen waren. Die Sonne schien warm auf mein Pferd, warm ins Gras, warm in mein Gesicht, und doch kam uns ein eisiger Luftstrom durch die Sonnenwärme entgegen; wie Heilquellen, unsichtbare, gingen diese Eisströme durch die Morgensonne, und sie erfrischten gewaltig und setzten die Nerven in Aufregung, so daß vor lauter Lufterquickung keine Müdigkeit im Körper aufkam. Und dieses Gemisch von Kälte und Sonne erregte uns in allen den sechs Tagen so sehr, daß man fast keiner festen Nahrung bedurfte, und kein Essen schien so erquickend und so kräftigend zu sein wie das elektrisierende Gemisch von Eiskälte und Tropensonnenwärme. Ich verstand auf einmal, daß

die Götter von Nektar und Ambrosia leben konnten in ihren eisigen und sonnigen Ätherhöhen, denn nur ein Schluck Quellwasser, mehr schien dem Magen hier nicht nötig zu sein in den sechs Bergtagen. Und wenn ich aß, so aß ich mehr aus Gewohnheitshunger, aber ohne rechten großen Appetit. — Herr und Frau S. aßen in allen Tagen so gut wie nichts. Nur zwei Eier morgens und abends, roh, mit etwas Zucker und Brandy, in einem Glas angerührt. Alle feste Nahrung mußte Herr S. ausbrechen. Und seine Frau rührte gar keine Nahrung an. Dabei leisteten wir sechs Tage die größten Anstrengungen. Am ersten Tag waren wir an zwölf Stunden zu Pferd auf den schwersten Kletterwegen. Ich verstand es zuerst nicht, daß uns kein Hunger, kein richtiger Appetit kam. Und ich schrieb es der Überanstrengung zu. Aber nachher wurde mir bewußt, daß die Sonne, das Licht, die Wärme, die Höhenkälte, der reine, unberührte Äther der Berghöhe, die Würze aus Kräutern und die Totenstille der Natur, die Einsamkeit fern von allen Menschen den Körper so sehr kräftigten, daß er nur Feuchtigkeit, nur Getränke — um den Schweiß zu ersetzen — aber fast keine feste Nahrung bedurfte, da er elektrisiert wurde von Kälte und Wärme des Äthers und der Sonne. Es war der begeisternde Atem des Smeroe, der uns immer reiner und stärkender entgegenkam, je weiter wir Meile um Meile zu dem Haupt Javas heranritten. Dieser Atem aus der hohen Bergbrust des blauen Kegels in der Ferne machte uns jede Stunde stärker, mutiger, froher und rückte uns aus uns los, so daß wir die Seelen der Luftgeister der Smeroehöhe zu bekommen schienen und den Erdgeist, den schwerfälligen, unbewußt am Weg verloren.

Ich kann nicht genug von dieser körperlichen Verwandlung erzählen, da sie so auffallend bei uns allen war. Wie ein Zauber verwandelte der Smeroeatem unser Erdblut. Wir empfanden keine Müdigkeit mehr, keine Schwermut, keine Sehnsucht; nur Glückseligkeit ging wie eine saubere Trunkenheit in der kaltheißen Höhenluft, in der Lichtklarheit der Äquatorsonne und in der totenstillen, erquickenden Einsam-

keit durch unser Blut. Dieser Höhenrausch hielt alle sechs Tage an. Der Luftunterschied zwischen Tosari, das schon sechstausend Fuß hoch liegt, und den höhersteigenden Smeroe-Bergwegen war so groß, daß ich beim Rückweg deutlich den Luftwechsel empfand, und ich sagte beim Heimritt am sechsten Tage lachend: „Nun kehren wir in die schlechte Luft von Tosari zurück. Ich werde mir, wenn ich im Hotel zum Tennisplatze komme, meine Nase zuhalten müssen."

Man kann wirklich nicht genug von der elektrisierenden Smeroe-Bergluft erzählen, sie war nächst der Aussicht oben auf dem Smeroe das größte körperliche und geistige Erlebnis der ganzen sechstägigen Bergfahrt. —

Ich habe nur wenige Notizen, meist nur Zeitangaben und kleine Bleistiftskizzen der Berglinien in mein Taschenbuch unterwegs gemacht. Aber manchesmal bei göttlich erquickendsten Landschaftsblicken mußte ich mein Pferdchen anhalten und, die Zügel zusammenfassend, schrieb ich auf dem Pferdehals in mein Buch. Ich finde von jenem ersten Morgen eine kleine Aufzeichnung, die ich machte, weit vorausgeritten, auf einem einsamen Graspfad, der, in verjüngender Morgeneinsamkeit vom blauen Sonnenhimmel überwölbt, zu mir sprach wie ein alter, bester Freund; es wurde mir so warm und freundschaftlich ums Herz, und ich hätte mir hier eine Hütte bauen mögen, um lebenslang der Freund dieses einsamsten Grasweges bleiben zu mögen. Ich schrieb:

„Es ist Sonnenschein. Ich stehe, allein vorausgeritten, mit meinem ‚Balling' still im hohen Grasweg oben auf dem Bergrand vom Sandmeer hinterm Widodaren. Die uralten Tannen sausen. Die Halme, die so hoch sind wie mein Pferd, wehen. Kleine Singvögel rufen sich zu. Der Himmel ist leuchtend blau. Es kommen Kugelwolken gezogen . . . Eben pfeift Herr S. und kommt hinter mir zu Pferd um den nächsten Hügel." Diese Notiz ist das allereinfachste von Beschreibung; aber für mich enthält sie aschgraue, ernste Farbe der Tannenstämme, dunkel gegen die Morgenhelle hingestellt den Abhang hinunter,

und dazwischen leuchtet das gelbblonde Gras freundlich auf. Ich sehe die bronzebraunen Blätterbündel von Schmarotzerorchideen an den wildgerungenen und verrenkten Tannenzweigen, die in ihren Krümmungen mehr an die Äste gewaltiger Eichen erinnerten und die einfachen Linien der Tanne im hohen Alter aufgegeben hatten. Ich denke auch an meine argwöhnischen Blicke, die ich bei den Wegwinkeln ins hohe Berggras warf, das mit seinen Rispen so hoch reichte und meine Wange im Vorüberreiten streifte. Und ich dachte: Sollte es nicht doch in diesem warmen, reichen Gras Lager von Tigern, Leoparden oder Schlangen geben? — Aber die Javanenkulis versicherten später, daß es weder Raubtiere noch Schlangen auf diesen Höhen gab; den guten Tieren war die Luft zu kalt. Wenn ich ein Tiger wäre, würde ich aber doch gern hier in den hohen Berggrasbüscheln mit meiner Familie hausen. Es müßte herrlich sein, hier sich zu tummeln in den sonnigen Grasverstecken. Große stachelige Himbeerranken, mit roten, reifen Früchten daran, blieben einem im Vorbeistreifen an den Reithosen hängen. Manchmal wiegte ein hoher Farrenbaum seinen riesigen grünen, kreisrunden Spitzenfächer in der Luft. Und seine ungeheuren feinen Farrenblätter sahen gegen den blauen Himmel wie Spritzarbeit aus. Es erschienen auch große Stauden großer Vergißmeinnichtblüten haufenweise am Wege, und manchesmal ritt man durch soviel Vergißmeinnicht-Himmelblau, als wäre der Pfad bereits im Äther angekommen und nicht mehr auf Erden zu Hause. Nie werde ich diesen wundervollen Bergpfad vergessen, und die Vergißmeinnicht waren gar nicht nötig, um mich zu erinnern, daß ich diesen Weg nicht vergessen soll.

Dabei war die leichte Gefahr des Weges auch erregend und nahm der Landschaft das Einschläfernde weg, denn der Tod gehört auch als Genuß dicht neben das Leben. Der Pfad ging oft so knapp dicht am senkrechten Abgrund, der tausend Fuß in die Sandsee abfiel, und war oft ausgewaschen und nur fußbreit und mit Gräsern und Laub dicht verhangen. Ein Fehltritt des Pferdes, — und es rollten Mann

und Roß den Grasabhang zwischen den Tannen in die sonnige Tiefe! Der Pfad war noch taunaß und glatt, zur Linken der Abgrund, zur Rechten die Anhöhe voll Dornen, Farrenbäumen, Gras und Tannen.

Wenn man den Weg vor und zurück sah, schien er aber sanft harmlos sich an den Wänden der Höhen hinwindend; wie ein großer Park, so vornehm schön und gesammelt wirkte diese stillstehende, wenig bewegte Tropenlandschaft. Die Kuppeln der Bäume am Widodaren drüben waren wie von Kunstgärtnern schön kugelig beschnitten. Die mächtigen Ausblicke zwischen dichtgedrängten Baumgruppen über die Sandsee unten und über die Hügelwellen erinnerten mich mit ihren riesigen Grashügelflächen an die gepflegten künstlichen Anlagen eines Gartens im englischen Stil, wie solche zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Mode kamen. Die große Höhenwelt, die sich bis zum Smeroe hinzog, behielt bis zum Fuß des Aschenkegels auch in den nächsten beiden Tagen überall denselben Ausdruck von gefälliger Baumgruppierung und ausgedehnten Berggras-Rasen, und man verlor nirgends den Gedanken, daß große Künstler die Landschaftsblicke, die Baumgruppen und die Rasenflächen mit feinstem Verständnis für Naturschönheit angeordet hätten. Auch dort, wo später umgestürzte Bäume, gewaltige Naturtrümmer vorkamen, schienen diese nur zur reizvollen Abwechslung mit Absicht eingefügt in das Landschaftsbild. Nirgends war der Riesennaturpark des Smeroe langweilig, nirgends verlor man die Geduld, sich von den Blicken über die Berge und Bäume unterhalten zu lassen. Jede Wegecke brachte neue Anordnungen, neue Überraschungen, wie die unerschöpfliche Gedankenwelt eines Künstlers, der jedem seiner Bilder eine Abwechslung zu geben weiß. Genial hatte der Künstler Smeroe hier zu seinen Füßen die Bergbilder, die Grasfelder, die Baumgruppen in unendlicher verschiedener Schönheitsfülle hingestellt. Und hinter seinen Werken stand der dunkle gedankenvolle Kopf des Meisters am Himmel im Äther und zog uns Eindringlinge, uns immer neugieriger machend, näher in sein Reich und in den Kreis seiner Ge-

dankenwelt, seiner Bilderwelt, seiner göttlichen Einsamkeit. Um zehn Uhr morgens erreichten wir am Bergkamm der Sandsee einen großen Weg, der am Kamm fort nach Westen nach einer Bergterrasse führte, auf der man in weiter Ferne die Dächer eines javanischen Dorfes blinken sah. Die Kulis nannten das Dorf Nadaß. Beim Rückweg später in der fünften Nacht blieben wir dort beim Wedono. Aber augenblicklich, am ersten Morgen, schien uns das Dorf gar nichts anzugehen. Es war aber die einzige größere Ansiedlung, die wir hier oben in den sechs Tagen zu Gesicht bekamen. Auf dem ganzen tagelangen Smeroe-Weg gibt es nur dieses eine Dorf, das aber immer noch eine Stunde von unserem eigentlichen Reitweg abseits lag. Wir sahen von unserem Weg jetzt auch wie einen dünnen bläulichgrünen Schleier die Ebene unten, auf der Malang liegt; und der Ardjoen-Vulkan und der Karwi-Vulkan standen am Ende des weiten Malangtales gezackt am Himmel. Wir schauten ungefähr siebentausend Fuß hinunter auf Reisfelder, Zuckerrohrfelder und viele Dörfer und Städtchen, die da so dünn im Licht der Tiefe lagen, als wären es auf dem Grunde eines Wassers halbunwirkliche, verwischte, schwachhelle und mattgraue Flecken. Dieser Fernblick, so unendlich in die sonnige Tiefe, gab dem Geist das Gefühl von Allmacht, dem Körper das Gefühl von Flugkraft. Beide glaubten, dort hoch über alle Menschen erhoben zu sein, und dünkten sich, den Wolken ähnlich, schwebend über dem Erdstaub. Wie leicht täuscht sich doch die Menschenseele, und wie gern geht die im Leib gefangene Seele auf solche Täuschungen ein, die ihr die ursprüngliche Unfreiheit wiedergeben! Ein Blick von einigen tausend Fuß Höhe genügt der Menschenseele, sich erhoben zu fühlen! Ich finde, wir Menschen sind furchtbar kleine Kinderseelen, und es wird uns allzuleicht schwindelig, bei jeder kleinsten Erhöhung. Als Kind, wenn mein Vater mich plötzlich hochhob und mich, über ihn weg, auf den Fußboden sehen ließ (was vielleicht sieben Fuß Höhe war), wurde ich ähnlich begeistert und fühlte mich hochentrückt, wie jetzt, wo ich

als Mann von Pferdeshöhe und Bergeshöhe sieben-
tausend Fuß auf die Malang-Ebene im hellen Mor-
gen hinuntersehen durfte. — Hier am Zweigweg, der
nach Nadaß führte, begegneten uns auch javanische
Landleute zu Fuß und zu Pferd. Vorher waren wir
in der Sandsee unten zwischen Mimgolpaß und Idjo-
paß nur zwei wandernden Javanen begegnet. Und
nachher auf der Höhe nur einem Reiter im Grasweg
und einem holzschleppenden alten Kuli. Es war also
fast menschenleer gewesen. Aber von jenem fernen
Nadaß, dem verlorenen höchsten Bergnest Javas, schien
Leben auszugehen. Es kamen ein paar fliegende Händ-
ler daher, die hatten an ihrer Schulterstange in den
zwei Körben gekochtes Wurzelgemüse, in Pisangblät-
ter eingewickelt. Unsere Pferdejungen kauften sich
hier ihr Frühstück und hockten am Boden rund um
die mit Nahrung gefüllten Körbe. Wir waren in-
zwischen von den Pferden gestiegen und stampften uns
die steifen, kaltgewordenen Füße warm. Es kamen
auch noch ein paar vorübergehende javanische Land-
leute, mit großen Kröpfen am Halse (wie sie hier im
Gebirge überall vorkommen) hinzu, und Frau S.
kaufte allen Essen aus den Körben der Händler, auch
den vorbeiziehenden armen Fremden. Als alle ihr
Teil hatten, lehrten unsere Pferdejungen die fremden
Dorfleute lachend „Danke" sagen: „Trima kassi!"
riefen sie ihnen eindringlich zu, und diese mußten es,
verlegen geworden, wiederholen: „Trima kassi!"

Dann wurden die Pferdeköpfe noch mit großen
Vergißmeinnichtbüschen geschmückt, und wir ritten
weiter.

Ich habe bis hierher die herrliche Landschaft aus-
führlich beschrieben, weil sie außergewöhnlich künstle-
risch, eindrucksvoll und unerwartet schön war. Sie
blieb es auch noch weiter in gleicher Weise, als wir
nach einer halben Stunde vom Sandmeerrand ab-
bogen und fort von dem Sandseekessel über weite, sanft-
geschwungene Höhentäler zogen, immer den Smeroe
vor Augen, der immer gewaltiger, breiter und all-
mächtiger zu werden schien. Bis wir zu nah unter
die nächsten Vorberge kamen, und der ungeheuere, dem

Smeroe vorgelagerte Ajek-Ajek, der 9200 Fuß hoch ist, den Kopf des Smeroe verdeckte. Daß dieser Ajek-Ajek uns am gleichen Tage noch die größten Kletterqualen in einem dreistündigen Mimosenwald bereiten würde, davon hatten wir um elf Uhr morgens noch keine Ahnung. Wir glaubten schon, der prächtige Landschaftspfad würde bis an den Fuß des Smeroekegels in aller Gemütlichkeit zu Pferd immer in gleicher angenehmer Weise zurückgelegt werden. Aber das war Täuschung. Ein schwieriges Kletterwerk in halbverbranntem Urbusch sollte uns drei Stunden plagen. Und ich kam mir dabei vor wie der Ritter, der zum Dornröschen gelangen will und fast zerrissen wird von Dornen und Dickicht. Aber ehe wir an den quälenden Ajek-Ajek um Mittag herantraten, kamen wir noch zur letzten Menschenansiedlung. Sie liegt zwischen drei Seen. Von diesen drei Seen sah ich aber nur einen einzigen voll Wasser. Die andern schienen, ausgetrocknet, sich in Wolken verwandelt zu haben und hatten an alter Stelle große, gutgepflegte Gemüsebeete zurückgelassen.

Nachdem wir, um ein wenig zu wandern, in einem Grastal vom Pferd gestiegen waren, schlenderten wir in einem breiten Grasgraben dahin. Zur Rechten war ein Hügelwall voll Gras, zur Linken ein Hügelwall voll Gras und Büschen und voll Gruppen indischer Tannenbäume. Herr S. erzählte mir gerade von einem chinesischen Begräbnis, wo die Frau eine Perle zwischen die Lippen mit ins Grab bekommen hat, als in der Ferne im Graben bläuliche Felder aufleuchteten, die wir erst lachend mit Kohlkopffeldern verglichen und die wahrhaftig Kohlköpfe waren, worüber wir nicht wenig erstaunten, denn wir wußten nichts von der chinesischen Gemüsezucht in der Bergeinsamkeit hier, die wir nun erreichen sollten. Ein Schwein krabbelte auch im Kraut den Grabenabhang hinauf. Wir hielten es erst für ein Wildschwein, da es viel Wildschweine in javanischer Landschaft gibt; aber die Kulis sagten, es sei ein Zuchtschwein des Gemüse-Chinesen. Die große Gemüsefeldanlage, die am Ende des sonnigen Grabens (der

einem Festungsgraben glich, umgeben von Glacis) jetzt vor uns ausgebreitet war, gehörte einem Holländer. Dieser hatte einen Chinesen als Aufseher hierher gesetzt und ließ die Gemüsezucht von Javanenmännern und -frauen betreiben. Er kam aus Soerabaia monatlich herauf und zahlte die Löhne aus. Sonst aber arbeitete der alte Chinese mit seinem Arbeiterstab für ihn hier ganz allein in dem verschollenen Graben. Die Gebäude sahen nicht einladend aus. Es waren einige düstere, wildaufgestellte Holzpfahlbauten da, mit Wellblech, verrostetem, gedeckt, mit alten Türen und seltsamen Fensterrahmen versehen, die vorher alten abgerissenen Häusern in Malang oder Soerabaia gedient haben mochten. Sie waren mehr Baracken zu nennen und verdienten nicht den Namen Häuser. Die Balken waren wildromantische Baumstämme, von denen die Rinde nicht abgeschält war. Die Hauptbude besaß ein paar höhlenartige graue Zimmer, die äußerlich von Schmutz starrten. Hineingehen durften wir nicht, weil der Holländer morgen erst erwartet wurde. So sagte uns die javanische Köchin, die aus einer Küche kam, die vor dem langen, düstern Schuppen hingepflanzt stand, zusammengenagelt aus Wellblechdeckeln, Dach und Wände, ohne Fenster, ein gerillter, liederlicher Blechkasten. Es war hier alles wie von Robinson Crusoe aus Abfällen und Strandgut gebaut. Aber es herrschte Gemütlichkeit. Im Hintergrund waren aus Atapgeflecht zwei dünne Strohhütten für die Javanenfamilien der Arbeiter errichtet. Und überall erschienen bei unserem Einzug in den mit Stacheldraht abgezäunten weiten Gemüseacker Gesichter der einfachen Feldleute. Javaninnen drängten sich unter den Hüttentüren, verlegen vor so viel Besuch. Unsere Pferdejungen saßen bald alle im blauen, beizenden Rauch der Wellblechküche, wo der Herd aus ein paar Erdgruben im gestampften Boden bestand, darinnen offene Holzfeuer qualmten. Der Rauch zog zur Türe heraus. Ein schmaler Graben für Abfälle und Regenwasser ging am Hauptschuppen entlang, wo wir auf wackeligen Stühlen Platz nahmen. Hinter uns lagen Kasten

und Kisten in offenen Verschlägen aufgehäuft, altes Eisen und altes Werkzeug, und der Fußboden war unebene Walderde. Ein Küchentisch, viel billiges Geschirr, grau der Tisch, grau das Geschirr, stand unterm offenen Himmel als einziges Möbelstück vor uns. Am Graben an einem Rindenbaumstamm, der das Schuppendach stützte, war ein uralter echter europäischer Hühnerhund angebunden. Er schloß mit uns Freundschaft, teils aus Altersgram, teils aus Nahrungssorgen. Wir holten die letzten Marmeladenbrötchen aus unserer Frühstückskiste, und die Köchin brachte uns schweren schwarzen Kaffee heiß und dampfend aus ihrem Wellblechverschlag. Da saßen wir nun erstaunt und verlegen, weil wir eigentlich nicht saßen, sondern auf den alten Stuhlgerippen wackelten, und weil wir nicht wußten, wo wir hinsehen sollten, um den starrenden Schmutz und Abfall nicht bemerken zu müssen. Denn diese Robinsonade wirkte wie eine Kloake auf uns, die wir eben noch in der göttlich-reinlichen, taufrischen Morgenlandschaft seit Sonnenaufgang gewandert waren. Draußen hatten uns Sonne, Luft, Tau, Gras, Blumen und die ganze Welt angeschienen wie ein sauberer Festsaal, und nun wir zu der ersten Menschenwohnung kamen, war es, als müßten wir in einem Pfuhl einkehren bei Molchen und Blutegeln und ähnlichem Gewürm. Ich hatte wohl Lust, Rast und Mittag zu machen, aber nicht hier. „Fort, fort!“ drängte meine Lunge, die sich vor jedem Atemzug in dem wüsten Schuppen ekelte. Aber auch der Dreck kann einem vertraut werden. Es spielten da bei dem zum Sonnen ausgebreiteten Maiskörnerhaufen ein paar Chinesenkinder um einen Holzrahmen. Zwei Mädchen und ein Junge, und sie waren so unschuldig sauber inwendig, daß aller Dreck ringsum an ihnen abzugleiten schien. Die Pferdekulis fühlten sich auch so wohl in der rauchdurchbeizten Küche bei der Wellblechköchin, und ihre Zuneigung zum weiblichen Teil der Küche schien ebenso geheiligt wie die Unschuld der Kinder, sie sahen vor Hingebung keinen Schmutz, diese Naturkinder. Die armen Arbeiterfrauen, die drüben unter den javanischen

Hüttentüren kauerten und uns ergeben und andächtig ansahen, wie die stillen Beter ein paar allmächtige Gottheiten betrachten, sie alle waren unschuldvoll rein im Gemüt, naturaufrichtig, und kein inwendiger Schmutz haftete an der Natürlichkeit der armen Erdenkinder. Auch der alt und grau gewordene Jagdhund, der einzige Europäer, der hier unter Inländern alt geworden war, auch er, dessen triefende alte Augen nur noch Blicke lallen konnten, auch er hatte keinen Teil am Schmutz der alten Robinsonbuden. So wurde mir allmählich beim Trinken des heißen, starken Kaffees der Schmutz rundum ungefährlich und schien sich unterm Mitleid unserer Augen zu reinigen und Einkehr in sich selbst zu machen, und der starrende Dreck redete mich mit „Du“ an, wie das aller Dreck tut, und sagte zu mir: „Was willst du eigentlich hier, du Undankbarer? Vernichte nicht mit deinen aburteilenden Augen unsere innere jahrealte, heilige Gemütlichkeit hier! Auch du wirst auf dieser Reise noch den Dreck heilig finden und dich öfters in der Wildnis nicht waschen. Laß uns miteinander reden, wenn du vom Smeroe zurückkommst. Hast du nicht guten, heißen Kaffee hier bei uns bekommen? Nimm uns, wie wir sind! Wir haben dich nicht hergerufen. Wer zu uns kommt, soll unser Herz sehen und nicht unsere Lumpen, die uns gut gefallen, weil wir mit ihnen alt und heilig geworden sind!“ So sprach strafend die alte Baracke, und ich betrachtete sie nachsichtiger. Denn der Kaffee hatte mir wirklich gut getan, da wir nun bereits seit morgens vier Uhr acht Stunden unterwegs waren und noch kein warmes Getränk bekommen hatten. — Es war nun mittags zwölf Uhr. Ich begann sogar beim Abschied vom Robinsonhaus mich so heimisch zu fühlen, daß ich von den am Boden im Garten zum Trocknen ausgebreiteten kleinen Knoblauchknollen einige einsteckte und daran zum größten Entsetzen von Herrn S. zu knabbern begann. Ich wollte doch etwas vom einfach kräftigen Geruch des gastlichen Hauses auf den Weg mitnehmen. Von da ab ging mir der Atem des Hauses aus meinem Munde voraus, so daß Herr und Frau S. mich nicht am

7*

Weg verlieren konnten; meine Spur blieb noch lange in der Luft hängen. Es war halb ein Uhr mittags, als wir vom Chinesenhaus am See Ranoe-Pani aufbrachen. Wir gingen an dem dem Eingang entgegengesetzten Teil des großen Gemüsegartens hinaus und standen auf einem Fußpfad dicht am See Ranoe-Pani. Der Gemüsegarten grenzt hier dicht an den See. See ist eigentlich zu großartig gesagt. Es ist ein größerer Teich nach europäischen Begriffen. Einige Wildenten flogen auf und ließen sich in der Mitte des Wassers nieder, als wir die Pferde wieder bestiegen hatten und um den halben Ranoe-Pani herumritten. Der Pfad geht im Boden dicht am Ranoe-Pani. Auf allen Seiten erheben sich bewaldete und grasbewachsene Anhöhen, die sich zum Wasserspiegel rund im Kreis herabsenken. Der Pfad geht unter uralten Bäumen, verdunkelt von schweren Laubkronen zuerst, dann frei am Wasser entlang und biegt zwischen zwei Hügel ein, vom See fort.

Es war feuchter Nebel noch mittags über dem Ranoe-Pani, und der Nebel lebte und wandelte übers Wasser und gab dem Wald rundum auf den Höhen eine plötzliche Regenstimmung, so daß wir schon fürchteten, von einem Tropenregen überfallen zu werden. Der undurchdringliche Nebel verließ aber den See nicht, und als wir vom Wasser abbogen, blieb der Nebel und sein Regengesicht zurück. Eine lange Schar javanischer Gartenarbeiterinnen aber folgte uns. Sie riefen uns zum Abschied zu und stiegen in ein kleines Waldtal nieder, das den Namen Ramoe-Dringoe trug. Statt eines Sees lag jetzt auch hier ein großes Gemüsefeld, das bearbeitet wurde. Erdbeeren, Kohl, Rhabarber, Radieschen usw. werden in den Gemüsegärten hier gezogen und nach Soerabaia verkauft. Das sind alles Dinge, die unten in der heißen Javaebene am Meer nicht gedeihen. Da die Europäer in den Tropen nicht gern heimatliche Gemüse entbehren, darum werden auf den Höhen diese Gemüsefelder angelegt, die sich wahrscheinlich auch gut bezahlt machen müssen.

Wir kamen nun, über einen Bach reitend, an den

Fuß des Ajek-Ajek, immer sorglos und lustig. Nun ging es steil bergauf. Man dachte: Das wird bald anders werden. Aber es wurde nicht anders. Es blieb gleich, und man kletterte so zweitausend Fuß durch Walddickicht. Riesentannen und darunter dichter Mimosenbusch hüllten den ganzen hohen Berg zugleich mit hohem Lalanggras, Farrenkraut und dichten Himbeerranken ein. Bäume, gestürzte, versperrten oft den Weg, der so schmal war, daß nur ein paar nackte Menschenfüße Platz hatten. Wir merkten bald, daß am frühen Morgen hier unsere Kulis mit Zelt und Gepäck sich den Weg gebahnt hatten, da viele von den kleinen, nur spazierstockdicken Mimosenbäumchen des dichten Busches frisch gekappt waren und schneeweiße Schnittflächen zeigten. Aber den unendlich steilen Ajek-Ajek hatten die Kulis doch nicht wegschaffen können, und so krabbelten wir keuchend im grünen Busch, verhüllt von dem Mimosenunterholz, drei Stunden bergauf und eine Stunde bergab. Die Pferde wurden teils von den Javanen nachgezogen, teils versuchten wir reitend die weniger steilen Stellen zu erklimmen. Aber oft mußten wir erschöpft haltmachen und mußten uns gegenseitig zurufen, und auch die Javanen warfen sich keuchend neben die abgearbeiteten Pferde hin; und Menschenbrust und Pferdebrust hoben und senkten sich, als müßten sie ihren letzten Atem in tiefer Erschöpfung hergeben.

Bei einer solchen Haltestelle sah ich einen der ältesten Kulis, einen klugen und erfahrenen Javaner, der ein guter Redner war und später auf dem Smeroe den Gruß an den Krater sprach und dem Kraterloch eine lange Standrede hielt. Dieser legte sich auf den Bauch flach ins Gras, und zwei jüngere Javanen stellten sich auf seinen Rücken und massierten ihn. Sie traten dabei bald mit dem linken, bald mit dem rechten Fuß fester auf und drückten und zerteilten die Muskeln des Liegenden, abwechselnd das Körpergewicht auf den einen und auf den andern Fuß legend. Behaglich hielt der ältere Gefährte still. — Auch als wir vom Smeroe kamen und abends im Lager am Zelt ließ der Javane sich so massieren und tat das-

selbe dann den beiden Jungen als Gegendienst. Ich hatte noch nie eine solche Rückenmassage, von nackten Füßen besorgt, mitangesehen. Aber ich verstand, daß es sehr wohltuend sein mußte. Und der Alte stand auch immer elastisch und erquickt auf, nahm seine Tragstange und trug unsere Handtäschen gleichmäßig weiter.

Von der Mittaghitze hatten wir gar nicht zu leiden. Es war eher frisch kalt als warm, auch zur Mittagstunde im Wald auf dem Ajek-Ajek. Von Mittaghitze war überhaupt nirgends auf den Smeroe-Wegen in allen sechs Tagen etwas zu verspüren. Immer blieb die Luft gleichmäßig frisch. So wie bei uns die Morgenluft kühl ist an heißen Sommertagen. Aber der Schweiß lief uns reichlich am Körper herab durch die Hitze, die das stundenlange Gekletter am Leibe bewirkte.

Immer standen die mächtigen schwarzen, verbrannten Baumstämme mit blauschwarzer Holzkohlenrinde links und rechts am Weg und im Gebüsch überall.

Die Kulis erzählten, die Leute hätten den Wald einmal abzubrennen versucht, um den Smeroeweg herzustellen. Aber es war mißglückt. Nun sah stundenweit der Wald trostlos geschwärzt aus. Das Unterholz war jung grün. Aber die tausend alten Stämme standen wie geschwärzte Ruinen da, und beim Klettern wurden unsere Hände und Kleider bald so schwarz, als ob wir Ofenröhren gereinigt hätten. Um drei Uhr ungefähr waren wir endlich oben auf dem fürchterlichen Berg. Alles warf sich flach auf den Rücken, und alles schnaufte blaß und erschöpft. Die Ausblicke sahen auf Waldberge, rundum bedeckt mit dichten Laubkronen, alten, gewaltigen Ästen, an denen weißliche Moose in Massen hingen. Diese weißbehaarten Bäume leuchteten in Massen zum Ajek-Ajek herauf. Nun oben angekommen, sah man nur wieder Dickicht vor sich bergab, und ich hatte keine Ahnung, wo dieser Weg hinführen würde. Wir waren nun seit morgens vier Uhr, also elf Stunden, unterwegs. Von unserem Lager war noch keine Spur zu sehen. Und schon neigte sich der Nachmittag dem Abend und

bald dem Sonnenuntergang zu. Wir waren immer noch mitten in undurchdringlichem Bergland auf der Höhe eingeschlossen. Im Leib hatten wir als einzige Nahrung des Tages ein paar Marmeladebrötchen, ein paar Tassen schwarzen Kaffee und sehr viel Selterwasser. Gewohnheitsmäßig sehnte ich mich nach einer Mahlzeit, trotzdem ich immer nur Durst und eigentlich keinen Hunger verspürte.

Ich staunte über die kleine Frau S., die klaglos alles mitmachte, die zwar als letzte hinter uns her ritt und kletterte, die aber immer vergnügt lachte und schmunzelte, als ob diese überanstrengende Kletterei der natürlichste und gewöhnlichste Nachmittagsspaziergang für eine Dame aus Batavia wäre.

Noch urwüchsiger als der Aufstieg wurde der Abstieg vom Ajek-Ajek, der nun begann. Es ging nicht bloß senkrecht auf glitschigem Erdpfad rutschend in die Tiefe, man schwang sich dabei am besten bergab wie ein langarmiger Gibbonaffe von Mimosenbaum zu Mimosenbaum. Aber öfters mußte man nun unter der Wurzelwildnis eines Urwaldgebüsches unten durchkriechen. Es troff von Nässe an allen Büschen, trotzdem es vier Uhr nachmittags war und draußen über den Baumkronen noch Sonnenschein stand. Aber hier unten zwischen den nassen Büschen war Nachtkälte und Nachtschatten einer ewigen Wildnis. Ich taumelte halb bewußtlos zwischen den Ranken und dünnen Mimosenbäumen, zugreifend wie ein Kopfloser, senkrecht bergab und keuchte und zitterte vor Überanstrengung am ganzen Leibe. Große, nasse Blätter, Zweige, Wurzeln, dornige Mimosenäste und Ruten peitschten mich links und rechts, aber ich flog immer atemlos bergab, über tausend Fuß hinunter, ohne anzuhalten, nur manchmal hing ich wie ein Grashüpfer festgeklammert an einem Baum und fühlte, daß mir vor überhitzter Abgejagtheit die Augen aus dem Kopf quollen, die Pulse tobten wie Motore, die aus dem Takt gekommen sind, die Brust zersprang fast vom klopfenden Herzen; ich kam mir vor, als hätte ich vom Hin- und Hersteigen mich zerteilt und hätte mehrere atemlose Körper bekommen, die alle an

dem einzigen luftschnappenden Herzen hingen und hinunterfederten. Also ganz zusammenhanglos kam ich nach einer entsetzlichen Stunde des Hinunterfliegens unten an. Vor mir lag ein liebliches, harmloses Waldtal mit großer, stiller, gelber Wiese aus hohen Berggrasbüscheln.

Das Tal lag fromm, abgeschieden und andächtig in seiner Ruhe da, umgeben von einem ovalen Kranz von bewaldeten, todstillen Berghöhen. Zwei der Kulis saßen schon im Gras und ruhten gemächlich aus, als ich angekollert kam wie ein losgesprungener Felsstein. Und auch wie ein Felsstein blieb ich liegen, mit einem Ruck und mit immer noch atemringendem Brustkasten.

Ich hatte danach weder Durst noch Hunger, sondern nur Lust nach Ruhe und Unbeweglichkeit.

Das kleine, freundliche Tal war wie eine weite, behagliche Stube, vom elastischen gelben Gras wie mit Matratzen dick ausgepolstert. Es war köstlich, nun zu wissen: Heute wird nicht mehr geklettert und nicht mehr herabgeflogen. In diesem Tal um die Bergecke, dort ganz nah, lag der See, und beim See würde ich das Zelt aufgeschlagen finden. Dort würde bald der Mond friedlich aufgehen und mich tief eingeschlafen finden nach dreizehnstündiger langer Wanderung unseres ersten Smeroe-Tages. Dieses dachte ich mir angenehm, und ich erquickte mich an der Vorstellung baldigen Schlafes mehr, als wenn man mir Essen und Trinken gereicht hätte.

Nach einer Viertelstunde kam ganz blaß auch Herr S. den senkrechten Bergweg herabgetaumelt. Wie einem von großem Schrecken Entstellten schlotterten ihm die Glieder, und er sah mich leuchtend wie ein Sterbender an und sagte: „Was! Das war ein Weg!" Aber das wußte ich bereits, daß das ein Weg gewesen war, und regte mich über Vergangenes und Abgemachtes nicht mehr auf. Ich war schon etwas erholt und ausgeruht und hatte die Hälfte des Elends bereits vergessen. Und ich wunderte mich nur, wie ein dreißigjähriger Mensch so angebaumelt kommen konnte. Dann kam zehn Minuten später

Frau S., verhältnismäßig wenig angestrengt, nur etwas grünlich blaß beleuchtet vom letzten Tageslicht. Wir starrten uns, im Gras sitzend, eine Weile an, als wenn wir uns jahrelang nicht gesehen hätten und uns erst wiedererkennen müßten. Als wir endlich fanden, daß wir noch dieselben Personen waren und uns nicht im Profil und nicht in der Größe verändert hatten, sprachen wir nur noch davon, daß es nun nicht mehr weit zum Zelt sei. Wie gern wir alle davon sprachen, daß es nun nicht mehr weit zum Zelt war, das kann ich gar nicht genug wiederholen. Wir hatten so innig alle den einen Gedanken: schlafen, schlafen, Zelt, Zelt, Nachtruhe, Nacht, Gute Nacht. — Andere Gedanken hatten kaum noch Platz in unseren Stirnkasten. Und als wir merkten, daß wir in dem einen Gedanken alle drei einig waren, wurden wir allmählich wieder wach und begannen uns harmlos aufzurichten. Nur wenn Herr S. sagte: „Was! Das war ein Weg!", dann wollte ich nicht hinhören. Denn ich hatte den Weg vergessen. Mein ganzer Körper war so beleidigt von dem Weg, daß er sich einfach nicht mehr daran erinnern wollte. Und außerdem war ja nun das Zelt so nah.

Als ich aufstand, lag da bei unserem Ruheplatz ein riesiger viereckiger Felsblock. Er war wie wir den Berg, den Ajek-Ajek, heruntergerollt, vor langen Jahren. Er war inzwischen bemoost, aber er sah so finster aus, als wenn er heute noch das Gehops und Gehüpf spürte, das auch er durchgemacht hatte vor einer Ewigkeit. Jetzt lag er da wie ein großer Opferstein, der immer Dank opferte, daß er unten angelangt war im weichen, grasigen Waldtal.

Das Tal vor uns war nicht sehr groß und wirkte wie ein ausgetrockneter kleiner, alter Seeboden. Die Pferde stolperten über die dicken Grasbüschel, die in dem Abendlicht wie Bündel gelber Reisähren wirkten. Ich fühlte mich zufrieden. Und ich ließ die müden Pferde stolpern und ging zu Fuß durch das Tal und fand auch um die nächste Hügelecke den Wasserschein des kleinen Sees Ranoe-Rambola, der dort in einem zweiten Bergtal von Waldhügeln eingeschlossen lag.

Wir mußten dann im Zwielicht am See einen wunderlichen Pfad gehen, der zeitweise ins Wasser tauchte und dann am Hügelabhang hinlief, unter vorsintflutlich ungeheuerlichen, moosbehangenen Baumriesen, die sich aus dem See hoben und die wie ein Gewirr von finsterm, dickem, gewaltigem Gebälk wirkten. Ich mußte an die Pfahlbauzeit, an die alten Germanen, an alles Uralte denken, das ich jemals von Waldeinsamkeiten gehört hatte. Aber dieser Seepfad mit seinen ungeheuerlichen Waldgestalten übertraf das älteste Altersbild meiner urgermanischen Vorstellungen. Ich begann beinah zu schauern vor den Riesenbäumen, die im Abendwasser standen, und an denen ich zwischen hohem Schilfgras und unter tiefhängenden Ästen in der Abenddämmerung kaum noch den Pfad finden konnte. Das Wasser spiegelte stellenweise grell auf, und dann wieder war es nachtschwarz, wie verschwunden. Die alten zottigen Riesenäste schienen nur jetzt atemlos stillzustehen, weil wir kamen; aber es schien sicher, daß diese grimmigen, zottigen Baumarme ringsum greifen konnten, wohin sie wollten, wie die Arme der Gottheit. Diesen Eindruck des gewaltig Lebenden im Toten bekam ich nicht los. Und ich war froh, als ich auf den Ruf unserer Kulis bald ganz nah den Antwortruf unserer vorausgeschickten Kulis vom Nachtlager übers Schilf hertönen hörte.

Der See schwieg, die Bäume schwiegen, der Abendhimmel schwieg, die Finsternis wuchs schon aus den Schilfhalmen über unseren Köpfen zusammen, als wir unter den Gespensterbäumen auf einen kleinen Grasplatz am Seeufer hinaustraten. Der Geruch des Holzfeuers der Kulis schlug uns entgegen. Im letzten Tagesschein waren hier die Kulis in drei Reihen aufgereiht, alle siebenundzwanzig an der Erde, der Mandur kam uns entgegen. Die roten, weißen und blauen Sarongtücher der Leute leuchteten freundlich wie ihre Augen und ihre braunen Javanengesichter.

Alle freuten sich, daß wir endlich knapp vor Tagesschluß, es war jetzt halb sechs Uhr, eintrafen. Das schöne, geräumige, gut aufgespannte Zelt überraschte

uns. Die Eingangsverhänge standen aufgeschlagen. Drinnen standen drei stroherne Liegestühle nebeneinander, auf denen weiße Kopfkissen und weiße wollene Decken hübsch sorgsam hingelegt waren. Dieses war unser Nachtlager, und wir fanden es schon von weitem beim ersten Anblick angenehm und einladend.

Es war erstaunlich, wie munter ich mich auf einmal fühlte, als ich die vielen stillvergnügten Javanen, das riesige Holzfeuer an der Erde und das grüne, behagliche Zelt vor mir sah. Alle Müdigkeit schien beim traulichen Anblick des Lagers verflogen. Der beleidigende Ajek-Ajek war längst vergessen. Es war plötzlich abenteuerliche Lagerfeuerlust in mir. Ich hätte mir auf den Lagerplatz einen Gamelang, Tänzerinnen und eine Theatervorstellung gewünscht. Im Hintergrund den Seespiegel dazu, den matten, und den Abendhimmel, der nun bald Sterne bringen mußte.

Wir begannen auszupacken. Frau S., kaum angekommen, ließ alle Vorratskisten öffnen und untersuchte die Blechbüchsen, die zwölf gerupften Hühner, die leider noch nicht gebraten waren, usw.

Wir Herren zogen uns ans Seeufer hinter das Zelt zurück und machten Abendtoilette. Ich ließ mir von Ali den Handspiegel halten, saß auf meinem Feldstuhl und rasierte mich. Der Mandur brachte heißes Wasser vom Holzfeuer, wo jetzt die Javanen ihren Reis im großen Topf kochten. Wir reinigten uns. Und als ich mich umsah, war mein Rasiermesser, mein Gillette-Apparat, verschwunden. Gestohlen von den herumstehenden Kulis oder im Gras verloren? Wir ließen suchen, setzten Belohnung aus, aber konnten nicht ergründen, wo es geblieben war. Es kam nie mehr zu mir, das Messer. Das störte mich nicht viel, wenn es mir auch leid tat, denn ich hatte es noch als Erinnerung aus Chicago, wo ich es selbst gekauft hatte. Alte Freunde verliert man nicht gern. Aber Verluste sind so beleidigend wie schlechte Wege. Ich versuchte auch dieses zu vergessen. — Erst zu Hause fand ich es bei der Rückkehr in einer leeren Seifenbüchse wieder, wo ich es, sorgsam eingewickelt, verpackt hatte. Es war also nicht gestohlen.

Inzwischen war ein Huhn gebraten worden. Der Reis war gar, sagte man. Aber als ich ein Stück Huhn und etwas Reis genießen wollte und vor dem Zelt saß und dachte: nun bekomme ich mein wohlverdientes Abendessen, da war das alte Huhn härter als ein Pferdehuf und der Reis hartkörnig wie die Asche der Sandsee. Ich verzichtete, und mit mir verzichteten auch Herr und Frau S. Wir aßen ein paar Bananen und tranken ein Glas Rotwein und zogen uns dann ins Zelt zurück. Eine Stalllaterne brannte bereits drinnen und verpestete die gute Luft mit Petroleumgestank. Die Menschen sind zu erfinderisch und machen sich auf alle mögliche Art das Leben mit ihrer Erfindungsgabe lästig. Eine einfache Wachskerze in der Laterne wäre einfacher und geruchloser gewesen zur Beleuchtung. Aber nein, man mußte Stinköl brennen. Warum, weiß ich nicht.

Draußen plätscherten noch einige Kulis im See und badeten. Ich sagte mir: „Morgen früh bade ich auch. Heute abend bin ich zu müde.“ Wir mußten mit allen Kleidern, außerdem noch in Mäntel gehüllt und mit der Reisemütze auf dem Kopf, unser Lager aufsuchen. Denn gleich nach Sonnenuntergang wurde es eiskalt am Seeufer. Der Mond stand rund und selbstherrlich hoch über dem Seewasser. Ich fand es schade, schlafengehen zu müssen. Aber morgen sollte um sechs Uhr der Ritt fortgesetzt werden. Darum war Ruhe nötig. Es war abends sechseinhalb Uhr, da lagen wir schon alle drei, jeder auf seinem Liegestuhlbett. Der Zeltvorhang war geschlossen, die Laterne beleuchtete die Regenmäntel und Hüte auf dem Kleiderpfosten am Eingang. Und mit dem Blick auf die menschenleeren Mäntel schwand mir das Bewußtsein, und mein Leib wurde gleichfalls ein leerer Mantel.

Der erste der beabsichtigten vier Smeroe-Tage, aus denen aber sechs werden sollten, war hiermit abgewandert worden! Und den Stolz über diese erste große Leistung nahm jeder von uns noch als letzten Gedanken mit in den Schlaf.

Der Schlummer war nicht lang. Nach zwei Stunden schon, um achteinhalb Uhr, wachten wir vor Kälte

auf. Ich stand auf, um hinaus ans Feuer zu treten. Und wir ließen den Mandur Glühwein machen. Wir froren, als lägen wir im kalten See und nicht im Zelt. Die Kulis schnatterten vor Kälte und saßen dichtgedrängt um lange glühende Baumstämme, die sie mit den Spitzen ins Feuer schoben. Vom See kamen dichte wandernde Nebel, die wie Brei in der Luft hinquollen. Das glühende Holzfeuer, die beleuchteten braunen Kuligesichter und ihre roten und weißen Leinwandkleider, das graue, nasse Berggras rundum und hohe Baum-Massen am See, die im Nebelgras stehenden Pferde, die in Decken eingemummt waren, alles wirkte mehr wie Bilder aus einem Abenteuerbuch, und ich begriff in meiner Schlaftrunkenheit kaum, daß das alles wahr war. Nur daß ich sehr fror, das fühlte ich am deutlichsten.

Es war naß im Gras, naß in der Nebelluft, der Mond schien auch naß zu glänzen, und ich dachte an mein breites Hotelbett in Tosari. Als ich Glühwein getrunken, legte ich mich nieder. Wieder schlief man eine Stunde und wachte wieder vor Kälte auf. Nun trank ich Brandy. Und beim Mandur bestellten wir Tee. So ging es die ganze Nacht. Alle Stunden bestellten wir beim Mandur etwas anderes, wie in einem Wirtshaus. Zuletzt wurden wir um Mitternacht ganz munter, plauderten liegend und trinkend stundenlang und schliefen nur noch kurz ein, dann war es Morgen. Auch die Kulis hatten die ganze Nacht Reis gekocht und schliefen erst gegen Morgen ein. Immer hörte ich ihr gemütliches, halblautes Geplapper rund um das Feuer. Auch die Pferde schliefen nicht und rauften die ganze Nacht Gras und stampften mit den Hufen. Der Mond schlief auch nicht, denn er war Vollmond geworden, und da ist er immer munter, die Nebel schliefen auch nicht, nur die Bäume und der See taten, als ob sie tief schliefen. Aber sie stellten sich nur so, glaube ich, und sie hörten zu, was die unruhigen Eindringlinge, die da plötzlich bei ihnen Besuch machten, im Zelt und am Lagerfeuer dachten. So verging die erste Nacht, die mir wie eine Verzauberung vorkam. Wie eine Nacht im Eisenbahn-

zug, so unruhig war sie gewesen. Als ich im graugrünen Morgenlicht aus dem Zelt trat, war ich mehr von der Nachtkälte gestärkt als von dem wenigen Schlaf. Diese Nacht war wacher als ein Tag gewesen. Ich ward erst warm, als ich nackt in den eiskalten See sprang und ein paarmal untergetaucht war. S. sah mir schaudernd zu und fürchtete sich vor dem kalten Wasser. Bei ihm wirkte die Überanstrengung auf den Magen. Als wir morgens gargekochten Reis und Huhn bekamen und er nur einen Bissen davon gegessen hatte, mußte er zum See treten und das wenige wieder erbrechen.

Es wurde acht Uhr, bis die Kisten gepackt, das Zelt abgebrochen, die Pferde gesattelt waren. Wir hatten mit Absicht keine Eile gemacht, da der heutige Tag nur einen kurzen Zweistundenritt zum Kegel des Smeroe und einen dreistündigen Aufstieg im Smeroe-Wald bis zum nächsten Lagerplatz bringen sollte. Wir hatten also viel Zeit.

Wir ritten dann über den Hügelwall des Sees hinüber in ein neues Grastal, dann durch Wald, in dem schönes, hohes Lalanggras wogte. Die Tannen dieses Waldes waren so alt und verrenkt, daß der Wald mehr einem vielgekrümmten alten Eichenstammforst glich als einem Tannenwald. Ich hatte vorher nie solche verrenkten Tannen gesehen.

Die Sonne schien so köstlich in den uralten ergrauten Wald, mächtige Riesenbäume lagen schief hingestürzt, andere steckten kahle Astglieder, grün bezottelte und mit Orchideen dichtbewachsene, gegen den Himmel. Auf den meisten breiten, alten Tannenbaumästen wuchsen Scharen von Löffelblättern, die den Blättern unserer Maiglöckchen glichen.

Mein Balling, munter geworden, fraß fortwährend vom würzigen Gras, und ich gönnte es ihm gern, denn nachts hatte er nur das dürre, harte Berggras am See raufen können. Dann kletterte das frische Pferdchen lebhaft den bergigen Waldweg hinauf und war immer den andern weit voraus. Nach einer Stunde öffnete sich der Wald, und nahe über einer Waldebene, die mit niedern Strauchbäumen gruppen-

weise bewachsen war, stand mächtig wie ein riesenhafter Dom der einsame lilagraue Aschenkegel des Smeroe, und der kahle Vulkan wölbte sich vornehm und furchtbar in den reinblauen Morgenäther. Nichts trennte uns mehr von seinen grauen Flanken als die Waldebene, die wir in einer kleinen halben Stunde durchreiten konnten.

„Das ist er," sagte ich innerlich zu mir, als ich aus dem Wald bei einem alten Baumriesen um die Ecke ritt und den freiliegenden Riesenaschenkegel zum ersten Anblick vor mir hatte.

„Das ist er!" rief laut bald darauf hinter mir bewundernd Herr S. aus, und wir betrachteten ehrfürchtig den Gott der Berge Javas, der da vor uns wie entkleidet in heiliger Nacktheit zum Himmel ragte. Keine Wolke, kein Nebelschleier verdeckte eine seiner Linien. Es war, als hätten wir den Berggewaltigen heimlich überrascht, wie er eben im blauen Frühlicht seinen glatten Aschengipfel badete.

Die Ätherluft über dieser Waldlichtung vor uns war staubrein und kristallklar; jede feinste Rille, jeden scharfen Riß, jeden kleinsten Bimstein des glatten Glockenberges sah man deutlich fein in höchster Höhe gezeichnet, als betrachte man diese Bergkuppe durch ein Mikroskop. Auch war die Wölbung wunderbar regelmäßig. Wie eine umgestülpte Riesenglocke stand der Smeroe dort scheinbar höher als die Sonne und auch runder als die scharfstrahlige, zackige Morgensonne. Es sah aus, als könne man ihn von oben bis unten streicheln, so glatt und ebenmäßig war er aufgebaut, als sei er in einer großen Form aus einem Guß gegossen.

Unten in der Breite der Glocke stieg noch Wald ungefähr ein Drittel der scheinbaren Höhe auf. Ich sage scheinbar, weil die Kuppel sich gegen die Höhe hin vom Beschauer fortzog, in schiefer Ebene, die zum Höhensaum anstieg. Es war unmöglich, von unten zu bestimmen, wie hoch der Wald ging. Denn die Höhe verjüngte sich. Beim Aufstieg merkte ich später, daß die Waldstrecke nicht ein Zehntel der schiefen Ebene, die zum Gipfelrand führt, zu bedecken schien.

Wenn man einen Berg besteigt, so steigt man immer mehr als seine eigentliche Höhe. Da man nicht senkrecht, sondern auf der schiefen Linie zur Höhe steigt. Und bekanntlich ist die Hypothenuse immer größer als jede der beiden Katheten des rechtwinkligen Dreiecks.

Der Wald, der da hinaufkroch, schnitt beinahe plötzlich ohne Übergang ab. Neben den zackigen Ausläufern des Waldgewirrs setzte gleich die tote Aschenwelt ohne Strauch und ohne Grasfeld und ohne die geringste grüne Pflanzenfärbung ein.

Wie auf Verabredung blieb rund um den Fuß des prächtigen Aschenkegels, der graunackt ins Blaue auffuhr, der breite Waldgürtel unten und wagte nicht mehr, sein Baumland fortzusetzen; der Wald bildete eine Art grünen Schurz um den unteren breiten Bergleib, der an den Hüften des Kolosses scharf abschnitt.

Wir hatten staunend die gewaltige, erhabene Größe des grauen Smeroekopfes bewundert und ritten dann in der meilengroßen Lichtung im silbergrauen Waldgras weiter und hielten unter einer Baumgruppe an, um die Pferde ein wenig vom taufrischen Kraut grasen zu lassen und auf Frau S. und die Zeltträger zu warten.

Ein wilder Hahn schrie im Busch jäh auf. Dann war es still, die Luft nur sauste. Mit „Slamat-Smeroe" Rufen kam dann der lange javanische Menschenzug unserer braunen, halbnackten Kulis mit der Dame zu Pferd an der Spitze unter den letzten Baumriesen des schattigen Waldes heraus auf die helle Berggrasfläche.

Es sah gut aus, wie die lange Reihe der bepackten erdbraunen Javanen durchs hohe Gras watete, und wie schweißnackte braune Schultern, nackte braune Arme, nackte braune Männerbrüste und nackte braune Knie zwischen den Grasbüscheln, den silberhellen, dunkel abstachen. Und die roten und weißgrauen Tücher und kurzen Leinenhosen der Leute, ihre blau und braun gefärbten Batikkopftücher und ihre schwarzen Augen, alles leuchtete und dunkelte auf dem hellen Grasfeld, tauchte unter und tauchte auf, von Gesträuchgruppen verdeckt, die mit purpurgrünem Laub

und mit bronzenem Laub tiefviolette Schattenflecken in die Helle der Lichtung malten. Über dem bewegten Bild stand der glasblaue Himmel, durchleuchtet und rein wie eine gegossene blaue Glasscheibe.

So kamen wir über ein letztes leeres, weißes Grasfeld fort an eine tiefe Rinne, die uns vom Kegel und vom Wald des Kegels breit trennte. Es waren vielleicht fünfzig Fuß Tiefe, die hier steil abfielen vom Feld, auf dem wir standen, und unten stieg drüben auf der andern Seite der Rinne der Smeroe-Wald und der Aschenkegel hoch.

Wir ließen die Liegestühle alle drei nebeneinander ins Feld hier aufstellen, legten uns hin und betrachteten nun in aller Ruhe den Smeroe-Dom vor uns und fragten uns: Werden wir diesen Aufstieg, der nun erst vollen Ernstes beginnt, überwinden?

Da Herr S. gestern abend und heute morgen keine Nahrung bei sich behalten und nichts als ein paar rohe Eier gegessen hatte, so riet ich ihm ab. Denn er sprach auch vorher schon von seinem schwachen Herzen. Ich selbst dachte mir: „Ich werde den Aufstieg auch kaum wagen. Bis zum Waldrand komme ich wohl, aber wo dann der Aschenkegel anfängt, da in der Hitze auf der scharfen Kohle weiterzuklettern, das traue ich mir hier in den Tropen nicht zu."

Aber während ich das noch sagte, wunderte es mich doch, wie eiskalt die Luft jetzt im späten Morgen (es war neuneinhalb Uhr vormittags) aus dem Wald hinter uns herstrich. Wenn wir nicht mit den Liegestühlen in der Sonne gelegen hätten, wäre es uns im Waldschatten zu kalt gewesen. Dabei hatte ich dicke, europäische Flanellunterkleider und eine Leibbinde unter meinem starken Kakianzug an.

Der Mandur erklärte uns, daß wir den letzten Aufstieg nicht in der Sonne, sondern bei Nacht, um zweieinhalb Uhr morgens, beginnen und vor Sonnenaufgang oben auf dem Gipfel sein würden. Das ermutigte mich einigermaßen. Vorläufig stand uns heute nur noch eine Kletterei von drei Stunden bevor, bis zur Waldgrenze oben am Aschenkegel, wo das Zelt aufgestellt und Nachtlager gehalten werden sollte.

Der Mandur zeigte uns eine blutrote Gesteinschlucht, die sich vor uns, wie eine offene rote Wunde, mitten im grünen Waldgürtel des Kegels in die Höhe zog. Am Rand dieser Schlucht würden wir jetzt entlang klettern, sagte er, und am Ende dieser Schlucht zur Linken war eine kleine Grasstufe, auf welcher das Zelt unter den letzten Tannenbäumen eben noch guten Platz hatte. Fünf Minuten weiter hinten begann dann die Aschengrenze, ohne Baum und ohne Grashalm.

Die Pferde sollten nun zurückbleiben. Die Pferdejungen sollten sie zum Übernachten und zur Tränke an den See Ranoe-Rambolla zurückführen. Übermorgen früh um sieben Uhr sollten sie auf uns hier dann wieder warten, nachdem wir den Smeroe-Aufstieg bewältigt hatten.

So kletterten wir jetzt um zehn Uhr los und kamen um ein Uhr mittags oben am kleinen Lagerplatz unter den letzten Tannen des wildesten, einsamsten Waldes an.

Unterwegs wurde mir so heiß bei der Kletterei, daß ich mein Unterzeug und meine Flanellweste ausziehen mußte. Die Kulis trugen mir meine Sachen und mußten uns stellenweise am Stock den steilen Waldpfad hinaufziehen. Es war ein elender Weg, und er war nur schön, wenn man sich unterwegs ins Gras warf, sich an eine alte Tanne lehnte und zurückschaute zum Bergwald hinaus. Da lag tief unten das große helle Berggrasfeld, die weite Waldlichtung, und der Berg Rambolla stieg gegenüber, dichtbewaldet und dunkelblau beschattet, auf. Ganz silberweiß glänzende Wolken blendeten zwischen den eisengrauen alten Tannenstämmen wie aufgehängte windgebauschte silberne Seidenlaken. Immer flüsterte und rauschte und bebte einer der eisigen Ätherwinde aus dem nackten Himmelsblau des Mittags. Und wenn die Baumrinde der Tannen auch warm von Sonne wurde, so hingen doch alle langen Nadelmähnen der Tannenzweige voll mit eisgrauen Tautropfen. Diese wurden nicht von der Hitze der Mittagsonne verdunstet, sondern wie voll Glasperlenschnüren hing der Wald über

mir noch im Mittag voll Milliarden Tautropfen. Eisgrau war sein Tannenbehang vom Tauperlenglanz. Es war, wie ich am Boden sitzend senkrecht über mir in die alten Tannen hinaufsah, als hinge da in der Sonne gleich langen Silberfransen ein erfrorener Regen in den kohlschwarzen, verwitterten Ästen der uralten Tannengestalten. Es war ein widersinniges Gemisch von eiskaltem Ätherwind und von scharfen Tropensonnenstrahlen, das es einem nie klar werden ließ, ob es im Wald heiß war, oder ob es im Wald kalt war: der blaue Mittaghimmel lachte heiß, die blaue Ätherluft lachte kalt. Und dabei war es Mittag und nahe unterm Äquator. Dieses unklare Gefühl machte einem alle Vorstellungen, die schon vom Klettern abgehetzt waren, ganz verwirrt.

Um halb zwei Uhr wurde oben auf der Grasstufe des Waldes das grüne Reisezelt von den Kulis aufgeschlagen. Bald langten auch Herr und Frau S. an, denen das stundenlange Heraufklettern mit leerem Magen besonders schwer geworden war. Nun ruhten wir alle. Die Kulis hatten zwanzig Schritt bergab im Wald zwei Hütten aus Atap und Bambusstangen und Pferdedecken für ihre eigene Nachtunterkunft errichtet.

Ich ließ eine Blechdose mit Brüsseler Kohl für mich öffnen und aß nichts als das Gemüse und einen Teller Erbsensuppe. Nach Fleisch hatte man keinen Hunger. Herr S. versuchte Erbsensuppe, konnte aber fast nichts genießen. Frau S. aß auch nur wieder rohe Eier mit Zucker und Brandy. — Die Kulis kochten sich ihren Reis. Um vier Uhr verschwanden S.s im Zelt. Und ich saß noch außen am Grasabhang und pfiff und schaute dem Lagerfeuer, der sich in Wolken verkriechenden Sonne und den aschgrauen Tannen zu. Immer sauste hier ein uralter Ätherwind, der so alt und noch älter als die ältesten, verknorzten Baumungeheuer war, die den Berg hier wie ein vergrämtes Volk alter, zerzauster Leute füllten. Manchmal sang ein kleiner Vogel irgendwo. Aber nur kurz. Dann war es wieder kalt und still, und nur der alte eisige Wind erzählte, wie eine Quelle, die im Himmel

8*

hinfloß zwischen den blendenden Wolken und den schwarzen Baumstämmen. Am Rand unseres Lagerplatzes hatte ich, bergan, zwei winzige, nur fußhohe Götterbilder bemerkt. Zwei Buddhagestalten, aus Stein gehauen, in der unscheinbaren Größe der Wandbilder des Burubudurs. Die Javanen hatten auf hohle, gespaltene Bambusstäbe, in die Rinnen des Bambus, Räucherwerk gestreut, und hatten um die zwei Steinbilder diese Stäbe wagrecht in den erhöhten Bergboden gesteckt und das Räucherwerk angezündet. Und immer hockte nun einer der Kulis dort und zündete an und blies an und opferte neues Räucherwerk für ein glückliches Gelingen des Aufstieges auf den Smeroe.

Wenn die Javanen in der Natur zu ihren Bergen gehen oder auf Jagden oder aufs Meer, dann reicht ihnen der Islam, dem sie jetzt alle angehören, scheint es, doch nicht aus. Und sie greifen zurück zur Religion der Urväter, der hindugläubigen alten Javanen, die im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die herrlichen, feinen kleinen Bildwerke der Tempel bauten, die heute die Fremden aus Europa nur noch in ihre Ruinen locken und von Betern verlassen sind.

Um sechs Uhr ging ich auch ins Zelt. Ich zog an Stelle des Kakianzuges einen wärmeren europäischen Tuchanzug an. Darunter hatte ich wollenes Unterzeug und einen Flanellschlafanzug. Darüber einen dicken Winterreisemantel, an den Füßen Strümpfe und Hausschuhe. Und mit der Reisemütze auf dem Kopf, wickelte ich mich in eine dicke schwedische Reisedecke und in zwei wollene Bettdecken. Man sollte meinen, diese dicke Eskimohülle müsse mich gegen jeden Nachtfrost geschützt haben. Aber es war zu kalt. Und der Zeltvorhang blähte sich, und das Zelt schaukelte im Wind, der sich nachts zehn Uhr zum Sturm erhob, so stark, daß man vor Frost mit den Zähnen klapperte. Man muß bedenken, ein Zelttuch ist kein Dach überm Kopf. Und Zeltvorhänge sind keine Mauern oder Bretter. Die Nachtluft blies überall herein. Und dazu lagen wir im offenen Wald neuntausend Fuß hoch auf einem luftigen Berg im Sturmwind.

Das Feuer, das zwanzig Schritt vom Zelt für die Kulis brannte, gab keine Wärme für uns. Und ich war froh, daß wir den Gedanken gehabt hatten, drei Liegestühle mitzunehmen. Denn gewöhnlich bekommt jeder nur einen Schlafsack mit, und man muß am Boden schlafen. Am Abend vorher auf dem nassen Grasboden am Seeufer zu schlafen, — dabei hätten wir uns alle ein Fieber geholt. Herr S. ließ sich, da er nicht genug Wärme bekam, von seiner Frau noch in einen imprägnierten Wäschesack stopfen. Außerdem trug er einen grünen Filzhut seiner Frau nachts auf dem Kopf und hatte einen zarten lachsfarbenen Seidenschleier um die Ohren gewickelt. Er sah so sonderbar verkleidet aus, daß ich nicht recht wußte, wenn ich mich umsah, ob aus dem Ehepaar nicht zwei Damen geworden waren. Denn da er den Kopf vom zarten Schleier und Damenhut verdeckt hatte und den Körper bis an die Schultern im rostbraunen Wäschesack, blieb nicht viel mehr von der Männlichkeit des jungen Herrn sichtbar. Er glich einer Tirolerin auf der Alm. Auch in dieser Nacht wärmten wir uns alle paar Stunden mit heißem Tee und mit Brandy und rotem Wein und Portwein. Ich war froh, daß die Vorräte so reichlich bemessen waren, daß wir uns den Frost vertreiben konnten. Gegen Mitternacht wurde der Sturm so stark, daß das ganze Zelt einzustürzen schien, es wölbte sich der Wind zu allen Wandtüchern flatternd herein. Es brauste der Wald draußen und ächzte in den alten zerrütteten Tannen. Wir fürchteten, Bäume oder große morsche Äste könnten über uns stürzen.

Um zwei Uhr weckte der Mandur.

„Wollen wir den Aufstieg jetzt wagen oder nicht?" So fragten wir Herren von unseren Liegestühlen aus, und wir zeigten beide keine rechte Lust, aus der flachen Lage in die senkrechte Stellung überzugehen. Wir ließen die Entscheidung Frau S. „Wollen wir auf den Smeroe oder nicht, Frau S.?" fragte ich. „Ja, ich gehe!" sagte sie ruhig und einfach aus ihrer Zeltecke von ihrem Liegestuhl her. Das war entscheidend. „Eine Dame will. Da muß der Mann auch können,"

dachte ich. Und ich stand rasch auf. Wir hatten uns ja nicht anzuziehen, sondern wir mußten uns für den Aufstieg ausziehen, das heißt, leicht machen und das viele dicke Zeug ablegen. Ein Kuli mit einer Benzinlaterne und einer mit zwei Blechkasten voll Selterwasser und Wein und Essen gingen voraus. Wir folgten dann. Jeder von uns hatte drei Kulis, die uns anseilen, ziehen und schieben sollten.

Der Mandur blieb zurück mit der Haupttruppe der Kulis und mit dem Zelt, das wir noch nicht niederlegen ließen.

Es war morgens halb drei, als wir vom Lagerfeuer fortwanderten. Den Mond zur Rechten oben mit vollrunder Scheibe und vor uns den langen kreideweißen Strahl der Benzinlaterne.

Im ganzen waren elf Javanen mit uns, und wir drei Europäer dazu, das waren zusammen vierzehn Personen. Den Wald hatten wir bald verlassen. Der Wind wehte heftig. Aber der leere Aschenkegel lag so einfach dunkel im dunkelblauen Nachthimmel, als wäre es keine Kunst, hinaufzukommen, so daß wir mutig in die Lavarinnen traten und vorwärtskrabbelten und dachten: „Zwei Stunden sind keine lange Zeit. In zwei Stunden sind wir oben."

Hätte uns aber einer gesagt, daß wir fünf Stunden brauchen würden, keiner von uns wäre dann hinaufgeklettert, — auch Frau S. nicht, glaube ich.

Wir gingen gleich auf allen vieren. Mit Händen und Füßen ging es auf dem krachenden und raschelnden Kohlenboden in die Höhe. Es knirschte und rasselte bei jedem Schritt, denn der leichte Boden, auf dem man wie auf hohlem Koks und scharfem Bimsstein auftrat, zerbrach und zermürbte und zerplatzte unter den Stiefeln und unter den Händen, die sich bald am glasigen Lavagestein wundrissen. Handschuhe wären unnütz gewesen, in fünf Minuten wären sie zerfetzt von den Händen gefallen. Aber mir schien, als teilte der leichte, gewichtlose Aschenstein, der so hohl klingt und voll Luftporen sitzt, dem wandernden und kletternden Menschenkörper von seiner Leichtigkeit mit. Es ging wie eine Anpassung von uns zu den gewicht-

losen Aschenrinden, und wir stiegen so behende, daß ich mich verwunderte, wie anstrengungslos der Anfang war. Das weiße Laternenlicht wies den Weg an der Spitze des Zuges, aber der Mond erhellte eigentlich den Füßen den Pfad in den Rillen und Rissen des gehärteten und zersprungenen Lavabodens. Bis zu den Knien ging man immer in einem der tausend langen, vom Gipfel herabreichenden Gesteinrisse.

Zwei meiner Kulis hatten mir einen Strick um die Hüften gelegt; sie gingen voran, und der dritte stützte mich im Rücken, wie verabredet war. Aber ich brauchte in den ersten Stunden wenig Kulihilfe. Die leichte, kalte Nachtluft trug mich. Das großäugige Vollmondlicht zog mich auch höher. Der dünne Aschenstein ließ einen leicht auftreten. Und so verging die erste Stunde schnell. Und als ich dann zum ersten Male auf die Uhr sah, war es schon vier Uhr. „Nun sind wir bald oben," riefen wir uns einander hoffnungsvoll zu, „noch eine halbe Stunde. Um halb fünf Uhr sind wir oben."

Der Kegelkopf über uns blieb aber immer gleich nah und gleich fern. Und es sah aus, wenn man wollte, als ob man gleich oben wäre. Es sah aber auch aus, als ob man noch ewig nicht oben sein würde. Man konnte auf dem gleichmäßig dunkeln Aschendom da zu unsern Häupten im Mondschein keine Nähe und keine Ferne abschätzen.

Die Kulis schwiegen und sagten nichts. Sie froren und schlotterten nur entsetzlich in ihren dünnen Leinentüchern, und einer sagte auf einmal, er wolle umkehren, es sei ihm zu kalt.

Aber ich rief Herrn S., der hinter mir weiter unten nachkam, zu: „Lassen Sie keinen Kuli umkehren, ziehen Sie Ihren Revolver und feuern Sie in die Luft, wenn die Kulis, die über Kälte klagen, uns im Stich lassen wollen."

Zu Anfang war Frau S. an der Spitze des Zuges gewesen. Aber das ging nicht lange gut. Sie ging langsamer als wir Herren. Und so kam ich an die Spitze und hinter mir Herr und dann Frau S. Wir hörten bald, daß sie ihre Stiefelabsätze abgebrochen

hatte. Das war nun ihr zweites Paar Stiefel, dem die Absätze brachen. Das erste war auf dem Ajek-Ajek mit üblem Beispiel vorangegangen. Aber was tat das? Ein paar zerbrochene Absätze. Da uns doch alle Glieder heil blieben. Wir kletterten weiter, und manchmal saßen wir alle, in Abständen von dreißig Schritt still aufeinander hinuntersehend, als ob wir im gotischen Spitzbogen eines Turmes senkrecht hinaufgingen, so schwindlig machte das Hinuntersehen. Und Herr S., dem ich unser Lagerfeuer, das klein wie ein glimmendes Streichholz am Fuß des Kegels im Wald leuchtete, zeigen wollte, getraute sich vor Schwindel nicht, zurückzuschauen. Ich hatte mich schnell an das leichte Schwindelgefühl gewöhnt und sah gern hinab. Es war, als stünde man auf einer zu senkrecht gestellten meilenhohen Leiter. Ungefähr, als ob man vom Gerüst eines Neuyorker Wolkenkratzers auf die Straße hinunterschaute, so eigentümlich hoch und haltlos und luftig war die Stellung von uns Kletternden in den niederen Aschenrinnen, die da keinen Halt gaben.

Gottlob, daß es beim Klettern dunkel und nur Mondschein war. Im Tageslicht hinaufzuklettern muß noch schwindelerregender sein. Eine Weile kletterten wir wieder weiter, und ich kam immer weiter voraus. Plötzlich hörte ich hinter mir den Kuliruf: „Opat! Opat!" Das heißt: „Medizin! Medizin!" Ich begriff sofort, Herrn S. war es unwohl geworden. Ich schrie nach dem Laternenmann und nach dem Gepäckkuli, und der krabbelte dann hinunter. Aber ich verlebte bange Minuten, bis ich erfuhr, daß Herr S. sich übergeben habe. Ich hatte schon geglaubt, es habe ihn ein Herzschlag getroffen, da er zwei Tage nichts gegessen hatte. Dieser Schreck des Opatrufes und der Schreck vorher, daß die Kulis vielleicht umkehren und uns in der Nacht auf dem schwindelnd steilen Berg im Stich lassen würden, waren mir arg ins Herz gefahren. Ich ging nur langsam höher, ängstlich gemacht vom eben Erlebten.

Ich fror gar nicht. Setzte ich mich auf einen Stein, so mußte ich mich sehr in acht nehmen, die

Steine waren locker und konnten mit einem abrutschen oder konnten abkollern und den Nachkommenden die Beine und Knie zerschlagen. Jeder Schritt mußte vorsichtig bedacht werden. Der Wind pfiff immer schneller und eisiger, und der Mond hing wie weißgefroren blendend in der tiefschwarzblauen Nacht. Er bildete einen breiten Hof im Äther, und dieser Ring war so seltsam rötlich-lila-blau, ich möchte sagen, es war ein Hof aus ultravioletten Strahlen, wenn man ultraviolettes Licht überhaupt sehen könnte. Immer und immer wieder fesselte mich zu meiner Rechten der Mond, der da diesen noch nie gesehenen purpurblauen Schein um sich zeigte, und die Nacht war doch ohne Nebel, ohne Feuchtigkeit, und der Äther war dunkelblau und klar, und doch hatte der Mond diesen seltsam befremdenden, mächtigen, rötlichblau färbigen Hof, der aussah, als wäre er der feine Astralleib des weißen, toten Himmelskörpers.

Nun begannen auch gegen fünf Uhr im Osten die ersten grünlichen Hellen des Tages. „Mata hari! Mata hari!" sagten die Kulis zu mir, und immer, wenn sie vor Frost klapperten, zeigte ich jetzt nach Osten und tröstete sie und sagte: „Mata hari!" Das ist: „Die Sonne!"

Diese Stunde wurde aber immer kälter statt wärmer. Wenn sich auch der Osthimmel leicht bräunlich färbte, es wurde nicht wärmer. Meine Finger, Wangen und Ohren waren wie kaltes Glas, aber am übrigen Körper war ich warm vom Klettern. Die Kulis zeigten mir auch ein paar schwache Lichter im Westen in der schwindelnd tiefen, fernen, blaugrauen, mondhellen Ebene unten. „Die Lichter von Malang," sagten sie. Dort schlafen sie nun alle, die Menschen in dem Städtchen, und niemand ahnt, daß wir hier zum Smeroe-Gipfel klettern. Aber ich wußte nicht, daß vom Berg Penandjan von einem Deutschen, der in dieser Nacht einen Ritt auf den höchsten Gipfel der Sandsee gemacht hatte, der Strahl unserer Benzinlaterne, der heller als ein Licht in Malang war, gesehen und mit den Augen verfolgt wurde. Später, bei unserer Rückkunft nach Tosari, sagte der Herr es

mir, er habe im Fernglas in der Montagnacht am Smeroe vom Penandjan aus um halb fünf Uhr morgens einen feinen, weißen Lichtstrahl ruckweise aufleuchten und verschwinden und am Smeroe hochklettern sehen, und er habe dabei gleich an uns gedacht.

In der ersten Taghelle erschien im Osten über Wolkenlagern ein großer Berg, es war die Insel Bali, eine der Sunda-Inseln. Die Wolkenreihen hatten wir jetzt so weit unten gelassen, daß sie längst nicht mehr zum Himmel zu gehören schienen. Sie waren wie zottige Schneefelder tief unten in einer andern Welt. Schon unser Nachtlager im Wald unten lag hoch über den Wolkenfeldern der Ebene von Malang und über den Wolken der Ostküste Javas. Die Sonne ging einfach und harmlos ohne bedeutendes Farbenspiel auf. Es flackert kurze Zeit ein großes Sonnenfeuer über dem Bali-Berg am Himmel, aber dieses brannte bald wie ein riesiges nächtliches Lagerfeuer ab, und es war mit einem Male Tag. Dunkelblaue Bergkanten schwebten weit im Ostland Javas wie blaue, scharfe Inselsteine über den langen Schneefeldern der Wolken. Aber all diese Berge lagen dem Smeroe zu Füßen wie Schoßhündchen, die im Bogen um einen Riesen krabbeln.

Wenn ich jetzt senkrecht hinuntersah in die zweitausend Fuß Tiefe, die wir vom Lagerfeuer, dessen Rauch man noch sah, aufgestiegen waren, so schauderte mir es doch vor der Tiefe, und es gruselte einem ein wenig bei dem Gedanken, vom Schwindel erfaßt und kopfüber abgestürzt zu werden. Denn man war jetzt wohl höher, als zehn Neuyorker Wolkenkratzer übereinandergestellt, in diesem Morgen hochgekommen. Mehr als zweimal die Höhe des Eiffelturmes, der dreihundert Meter hoch ist, hatten wir in diesen Nachtstunden bis morgens sechs Uhr kletternd zurückgelegt. Nun war noch eine Eiffelturmhöhe zu überwinden.

„Noch eine Stunde!“ so trösteten die Kulis meine müden Knie und meine keuchende Brust.

„Noch eine Stunde?“ fragte ich entsetzt. Denn ich dachte, in fünf Minuten müßte ich nun oben sein.

Das Ende des Berges war in seiner Entfernung immer noch nicht abzuschätzen. Der Gipfel blieb immer gleich nah und gleich fern, da die gleichmäßig zerrissene, eintönige, violettgraue Lava- und Aschenfarbe keine Anhaltspunkte bot, um eine Perspektive zu erkennen. Es war wie das flache Meer, das den Laien auch sehr täuscht, wenn er dort Meilen abschätzen will, da er keine Anhaltspunkte zur Entfernungsschätzung auf der leeren Fläche findet.

„Noch eine Stunde!" sagen die Kulis. „Noch eine Stunde, das ist doch ganz unmöglich!" Und ich schrie meine Entrüstung zu Herrn S. hinunter.

„Ich kann es auch nicht glauben!" schrie er zu mir herauf.

Aber wir wollten es nur nicht glauben. Denn wir waren beide zu Tode erschöpft. Der Weg war immer elender geworden, und die Kräfte jetzt nach drei und einer halben Stunde Kletterei waren auch nicht mehr so frisch wie am Anfang. Der Weg war ein Grieß aus Kohlenkies, in dem man gar keinen Halt fand. Drei Schritte vor und zwei zurück, das war die entmutigende Losung. Hilflos saß man oft nieder und sah in die schwindelnde Tiefe, gern wäre man wieder unten gewesen. Aber es war nun ebenso schnell hinauf wie hinunter zu kommen, darum ergab man sich und stampfte in das zerrinnende Aschenkiesgemenge und machte die Knie in dem nachgiebigen schwarzen, scharfen Kohlensand müder, als wenn man auf Felsen geklettert wäre. Alle Augenblicke sank man zusammen. Es geht nicht mehr, es ist unmöglich, meinte man. Aber eine Minute Ruhe gab wieder fünf Minuten neue Kraft und neuen Mut. Die Kulis zogen nun am Seil, das um meine Hüften geschnürt war, daß ich glaubte, ich würde vom Seil zerschnitten. Der hinter mir keuchte wie ich und stemmte mir seine Schulter ans Rückgrat, und so, halb geschoben und gezogen, halb selbst kletternd und krabbelnd, kam ich zum letzten Ende des Berges.

Seit einer halben Stunde hatte ich — es war sieben Uhr gewesen, und die Sonne schien schon warm, trotzdem die Luft dünn und eisig war — den Kuli,

den ersten, den Laternenträger, der das Licht schon um halb sechs Uhr ausgelöscht hatte, oben am Rand verschwinden sehen. „Der ist oben," dachte ich. Aber nun tauchte er wieder auf, und der Berg wurde wieder höher, als ob er sich streckte, um uns zu foppen.

Endlich gegen halb acht Uhr sah ich den Kuli sich oben aufrichten und rufen, und er winkte mit seinem gelben Leinwandtuch.

Er war oben! Gottlob, einer war oben. Der Gedanke zog mich mit sich hinauf. Aber das letzte Ende war zum Verzweifeln. Die letzte Viertelstunde war, als ob man auf glattem Porzellangeröll ginge. Man glitt immer wieder zurück. Und es gab kaum noch Rillen, um drinnen zu klettern; es war rollendes Geröll, das überall nachgab. Und wenn man schon ganz todschwach ist, und ein Stein gibt unter den Füßen nach, dann wird man ganz verwirrt und weiß nicht mehr, will man hinauf oder hinunter. Und man setzt sich mit knickenden Knien und schmerzenden Füßen ins Geröll und bleibt atemlos und gleichgültig sitzen.

Zuletzt krabbelte man nur noch halb besinnungslos. Die Beine wollten nicht. Das Gehirn wollte auch nicht mehr. Das Herz wollte gar nicht mehr. Die Lunge fauchte und streikte auch, alles an einem wollte nicht mehr. Nur die Kulis wollten. Die rissen am Strick und waren mit einemmal munter und schoben mich und zogen mich wie verjüngt, gestärkt von dem Anblick, daß einer der Ihrigen schon oben saß und ausruhte von seinen Taten.

Da nahm ich mich nochmals, halb absterbend, zusammen. Wie ein Pferd, das man einen Karren aus einem Graben zerren läßt, und das plötzlich einen Rappel bekommt und wahnwitzig anzieht und fortstürzt mit irrsinnigem Blick, so halb überreizt und verrückt geworden, von Schwäche, Wut und vom Willen „ich muß hinauf" gepeitscht, hetzte ich in die Höhe, von den lustig heulenden Kulis lachend und schwitzend und kreischend umgeben.

Doch einige Male noch knickte ich zusammen. Aber wie unter Geißelhieben schnellte ich wieder auf und krabbelte auf allen vieren, bis ich zum letzten senk-

rechten Gestein der Gipfelfläche kam und auch noch die letzte scharfe Kante überwunden hatte.

Der Gipfel glich der Plattform eines Turmes, aber an allen Seiten ohne Geländer, und das erzeugte in einem die Empfindung schwindelnder Schwäche, wenn man das flache, leere Gipfelfeld betrat, das wie ein Fallschirm im höchsten Himmel zu hängen schien.

Es war eine spiegelglatte, glänzende und glitzernde graue Lavakiesfläche vor mir. Wie aus glitzerndem, grauem Mehl flach geklopft, lag die Aschenfläche, leicht rundlich, weit und groß da. Vielleicht fünfhundert Schritte breit und ein paar tausend Schritte lang war der Höhenplatz, und sein graues, ebenes Aschenpolster war gespickt mit spitzen, scharfkantigen, fußgroßen Steinen, die in der Aschenlage halb eingedeckt oder obenauf lagen, als wären sie eben erst vom Himmel auf das platte, graue Lager der Kuppelfläche hingeregnet.

Welch ein Genuß, endlich wieder nach fünf Stunden auf einer wagrechten Fläche zu stehen und zu gehen! Die Knie staunten, daß sie beim Vorwärtsgehen nicht mehr an Gesteinschärfen stießen, sondern durch freie Luft gehen durften. Meine Kulis umringten mich auch lachend. Und der, der meinen Mantel getragen hatte, half mir denselben anziehen und beneidete mich um das warme Kleidungsstück. Denn es war eiskalt da oben, trotz der groß aufgerichteten Sonnenscheibe, die jetzt schon warm am Himmel stand.

Die Kulis setzten sich gegen Osten hin, wo sich der Höhenplatz leicht neigte, und wärmten sich am Sonnenschein und ruhten. Ich hatte ihnen allen für je 25 Cents je eine alte javanisch-holländische Münze abgekauft, die meist 1826 oder auch 1790 geprägt waren. Diese Münzen finden die Tosari-Kulis im Sandmeer. Der Bromo wirft sie aus. Denn jedes Jahr im Januar zum Bromofest, das ein altes Hindufest ist, wurden auch in alten Zeiten schon Kupfermünzen in den Bromovulkan geworfen. Die werden von der Vulkankraft wieder herausgeschleudert und fallen ins Sandmeer, wo die Leute sie auflesen oder

ausgraben. Eine halbe Stunde nach mir kamen Herr und Frau S. herauf. Es war ihnen nicht schlimmer gegangen als mir.

Aber es ist sonderbar, kaum hat man am Ziel etwas ausgeruht, so sind alle Anstrengungen vergessen. Denn die frische Ätherwelt ermutigt die Nerven und die Stimmung und versetzt einen in einen leichten Ätherrausch. Und auch die große Helle in der Höhe, die Reinheit des Lichtes elektrisiert den übermüdeten Körper, Herz, Hirn und Lunge, so daß man bald nichts mehr von dem vorhergehenden Haß gegen den Berggipfel in sich fühlt, man ist tief versöhnt mit den fünf Stunden Kletterarbeit, erhoben und festlich gestimmt von der freien, herrlichen, weiten Rundsicht.

Aber zuerst sieht man die Aussicht kaum. Man freut sich, über die ebene, graue, leere Fläche oben hinzugehen. Als sei man in einem der Tanzsäle des Himmels angekommen, so probiert man erst den Fußboden und geht prüfend hin und her. Denn man hat während des Aufstieges genug Fernsicht und Abgrund genossen. Es gelüstet einen kaum nach noch mehr. Oben auf der Aschenfläche, die doch ziemlich groß ist, sieht man auch nur Himmel zuerst. Man glaubt, man stehe auf einem Fußboden des weiten Himmels. Da ist kein Baum, kein Felsen, kein Grashalm, nur grauer, kahler Fußboden und blaue Himmelsleere. Und besonders die Glätte, die ohne Weg, ohne Gruben sich dort zeigt, die ist, als gehe man wirklich oben auf der Riesenwölbung eines Riesendomes.

Man getraut sich zuerst auch nicht leicht an den entgegengesetzten Rand der Fläche, man fürchtet die Tücken der vielleicht ausgehöhlten Aschendecke und ein Abbröckeln und einen Absturz in die zwölftausend Fuß Tiefe.

So bleibt man zehn Schritte vom Rande stehen und wundert sich, daß man hier oben so ganz allein in einer Luftwelt ist und beim äußersten Erdpunkt Javas, auf dem Haupt Javas, angelangt ist. Das Eisengrau der Aschenfläche verschluckt die Sonnen-

strahlen, und am Boden ist es düster; am Himmel blendet der Lichtglanz desto mehr.

Man kann aber eigentlich nicht sagen, daß es jetzt um neun Uhr vormittags hier oben sonnig ist. Die Sonne scheint, es ist aber nicht sonnig. Unten in dem Bergwiesengras, im gelben, war es gestern um diese Zeit viel sonniger. Und der Boden dort unten auf der Waldwiese war doch auch graue Asche, die zwischen den Halmenbüschen grau aussah. Aber es war viel mehr Licht unten auf jener Wiese.

Sollte man hier auf dem Smeroe-Gipfel schon in den ewigen dunkeln Weltraum hinausreichen können? Sollte hier schon eine Ahnung der ewigen Nacht des Ätherraumes herrschen, den keine Sonne aufhellt, den auch nicht die Millionen Sonnensysteme aufzuhellen vermögen? Und sie alle bleiben nur kleine Lichtpunkte in ewigem dunkeln Weltraum? Diese Gedanken sahen mich fragend an. Nirgends schlägt hier Licht zurück. Die Gipfelfläche ist so klein im Verhältnis zum Himmelsraum, und die Aschenwelt hier gibt kein Licht zurück, nur ein Geglitzer von den zerstreuten Steinen reizt das Auge und macht den Aschenboden im Gegensatz zum Glanz noch dunkler erscheinen. Man steht wie auf der grauen Gehirnrinde eines bloßliegenden Gehirnes. Was denkt der Berg, der gewaltige, jetzt unter mir? Er, der selten Menschen sieht und immer hier oben in Klarheit und Leere wohnt, er muß uns Menschen doch fühlen! Es geht sich auch hier oben so leicht auf der Asche, als gehe man nicht auf der Erde, sondern auf tragenden Gedanken des Berges. Man hat aber auch ein unsicheres Gefühl, wie es eine Ameise oben auf einem glatten Globus haben muß. Man denkt: wenn ein Sturm sich erheben würde, fegt er einen von der freien Ebene weg so leicht wie eine fliegende Feder oder wie ein ausgefallenes Haar. Man fühlt sich ein wenig frech, daß man hochaufgerichtet geht. Man möchte eigentlich am liebsten auf allen vieren herumkriechen, dicht an der grauen Asche. Es muß wohl sicher auch der verschiedenste Meteorstaub hier oben herumliegen, denn die hohen Berge ziehen in den

Jahrtausenden wohl auch viel Meteorstaub, fliegenden, aus dem Weltraum an.

Ich entscheide: man ist einfach auf einem so hohen Berg nicht mehr auf der Erde. Als ich vorhin in letzter Kletterstunde einige Male zurück in die schwindelnde Tiefe sah, und die Malangebene und das Meer bei Paseroean und Bali so tief flach unten wie wasserfarbene Landkarten oder wie buntes, verschleiertes Mosaik am Grunde eines Wassers elftausend Fuß zu mir heraufsahen, da dachte ich: Dort unten ist die Erde, aber hier oben bringt dich jeder Schritt höher in den Weltraum. Die Welt hier oben gehört mehr hinaus in den Raum wie die Sterne, und der Smeroegipfel ist nicht mehr von dieser Erde. Wolken gehören noch zur Erde. So hohe Bergspitzen aber, das sind Fühler der Erde, die mehr in der Ferne leben, fortgerichtet auf die Ferne der Weltallräume eingestellt und nur für die Ferne lebend, lebend für alles, was nicht von der Erde ist. Der Smeroe-Berg hier oben sagt gewiß „Du" und „Gut Freund" zu den Planeten, zum Mond, zu den nächsten Sonnensystemen, aber er sagt nicht „Du" zu den Flüssen Javas und nicht zu den Reisfeldern und nicht zu den Wolken, alle diese sind ihm zu niedrig; mit allen diesen duzt er sich nicht. Sie sind ihm Fremdlinge, die Dinge der Ebene da unten. Denn sein Bergleben ist als Erdfühler in die Höhe gerichtet, er ist ein Wesen des Himmels, er ist ein Gott, der von Nektar und Ambrosia lebt, und er hat uns, die wir zu ihm kamen, seit zwei Tagen von seiner Götterspeise entgegengeschickt, so daß wir alle Menschen und alle Erdspeise vermissen konnten als Besucher dieses Gottes.

Vielleicht weil ich ein Dichter bin und auch am liebsten in Weltüberblicken, in Seelenüberblicken und in Gedankenrundschau und in fernsehenden Ahnungen wie die Berge als Dichter lebe, vielleicht weil Berggipfel und Dichterhirn sich verwandt sind, hat uns der Berg so gnädig empfangen und hat uns die schönste Klarheit entgegengebracht. Denn die einfachen Kulis, die Javanen, behaupteten, wir hätten

großes Glück. Der Älteste von ihnen, der schon siebenmal hier oben war, sagte (es war der, der sich immer unterwegs mit Füßen den Rücken massieren ließ): „Es ist alles so gut gegangen wie selten. Wir haben klare Aussicht, wie sie nicht immer ist. Wir haben kein Unglück gehabt." Wir hatten nachts keinen Regen und tags keine gestürzten Pferde und gar kein Ungemach als nur die Kletteranstrengung, und die gehörte dazu, die konnte auch kein Gott wegzaubern, die mußte sein. Wir tranken ein wenig Selterswasser, saßen um einen Stein, und ich versuchte, etwas kaltes Huhn zu essen, aber es schmeckte mir nicht, da ich satt und nur durstig war. Merkwürdig satt, ohne seit zwei Tagen eine richtige Mahlzeit gegessen zu haben. Ich verteilte Brote und Huhn an die rund um mich sitzenden Kulis. Es war wie bei der Bergpredigt. Wir glaubten immer, wir hätten für so viele zu wenig Essen mit. Und es war immer zu viel und war immer ohne Ende da, und das Essen schien eher mehr als weniger zu werden. Da uns Luft und Begeisterung, Berggeist, Weltraumgeist und blaue, grenzenlose Ewigkeit nährte. Ich hätte gern in der Äthereinheit und unterm Vollmondschein mal eine Nacht hier oben auf dem äußersten Himmelsfühlhorn Javas geschlafen. Wie muß das erquickend, reinigend und heilbringend sein, eine Nacht mit dem Leib fort von der Erde im Weltraum draußen zu schlafen! Denn es ist wohl sicher, daß die senkrechte Strahlung der Äquatorsonne am Tage, dazu das Erdfeuer tief unten im Berg selbst, der Äther des eisigen Weltraums, den kein Fleischatem hier oben verunreinigt, zugleich der nachbarliche reine Atem des großen indischen Ozeans, der, vom Smeroe gesehen, bis ans Eis des Südpols reicht, ohne von Ländern unterbrochen zu werden, — daß alle diese urwüchsigen Elementareinflüsse zusammen mit der riesigen Höheneinsamkeit einen anderen magnetisch-elektrischen Zustand im Menschenblut, im warmen, erzeugen müßten, wenn man sich, in völliger Bewußtlosigkeit hinausgehoben in den Weltraum, hier oben auf dem Smeroe einem Schlaf hingeben würde.

Moses kehrte vom Berge Sinai zurück, und Elmsfeuer strahlte von seinem Kopf, nachdem er auf hohem Berg geschlafen und gedacht hatte. Und wo läßt es sich besser und klarer denken, weltumarmender fühlen, als auf Bergen? Vielleicht auch nur wieder auf dem Meer. Ist aber der Berg ein lebender Feuerberg, wie der Smeroe, so vereinigen sich alle Elemente, um den Menschengeist zu berauschen. Vor uns lag nach drei Seiten das Meer. Nach Osten gen Bali hin, nach Norden gen Soerabaia und Pasoeroean hin und nach Süden lag uns der südliche Indische Ozean am nächsten von hier oben betrachtet. Als ich an den Südrand der Smeroe-Aschenkuppe trat, war ich überrascht, wie nah, dicht unten zu Füßen des Smeroe (nur durch eine kurze Landstrecke Hügel getrennt) die großen vergißmeinnichtblauen schönen Berge der Südküstbuchten wie Girlanden am Javastrand hingezogen. Von der Kuppe, auf der wir standen, östlich entfernt, ungefähr hundert Meter gegen Südosten hin (von oben, wo wir angekommen, kaum sichtbar) lag der mächtige Smeroe-Krater. Wir gingen noch die paar hundert Schritte ein wenig bergab bis an den scharfen Kantenrand dieser riesigsten aller Steinblumen, dann erst konnten wir in den Krater sehen. Wie eine Steintulpe von vielen Meilen Tiefe und von vielleicht fünfhundert Metern Durchmesser lag der Krater geöffnet seitlich am Berg, nach Süden schauend.

Hellgelbe breite Bänder von hellen Gesteinschichten wechselten ab mit Bändern eisendunkler Gesteinschichten, die alle im Kreise rund im Innern des Riesenrachens herumliefen. Trichterförmig spitzte sich unten der gewaltige, jetzt tote Feuerherd zu. Auf einigen Steinstufen, oben zur linken von uns, an drei, vier kleinen Stellen sah man im Krater, wie noch weißliche Schwefelschwaden und Dämpfe geheimnisvoll aufwirbelten. Aber sonst lag der Krater eigentlich hell und fast freundlich im breiten Sonnenlicht, wie eine weitentfaltete riesige helle Windenblüte, die Sonnenlicht und Himmelsblau trinkt und in ihrem offenen Blütentrichter viel Geäder und

scharfgeschnittene Falten zeigt, die alle in der Tiefe fächerförmig zusammenmünden. Völlig unschuldig, wie ein verlassenes riesiges Bohrloch, den ein gewaltiger Kegelbohrer etwas seitlich in den Berg gebohrt hatte, — so lag der hohle Krater kalt und leblos gen Süden geneigt und klar und nackt seine Arena von Steinschichten zeigend, wie die Sitzreihen und Schattenstufen eines Zirkus von ungeheuerstem Umfang.

Nach Südosten war ein Teil der riesigen Zirkusmauer herausgebrochen, und in der kantigen Riesenlücke lag zwölftausend Fuß tief unten, aber in der Luftlinie, in der schrägen, noch viel weiter fort, eine schön geschweifte Seebucht des Indischen Ozeans mit der sanft-blauen Meeresplatte. Auch weiße ferne Wolkenbänke, wie Reihen weißer Kissen, lagen da unten, flach und strichweise über der blau-sanften Tafel des Meeres. An der Ostseite des Kraterrandes erhebt sich wie ein mächtiger Steingriff, an dem man, wenn man ein Riese wäre, den Höllentopf des Kraters anfassen könnte, eine trotzige Steinkuppe, eine Art Lavaknauf von einigen zehn Metern Höhe.

Die Gestalten einiger Kulis, in gelb und rot gestreifte wollene Pferdedecken gewickelt, standen nicht weit von mir nahe am Rand; sie waren wie Schwefelgestalten, die da dem Krater entstiegen, einen Rundgang im Himmel machten und einen Feuerzauber murmeln wollten. Die Glieder braun, wie von unsichtbarem, rotem Feuer beleuchtet, die gelben Decken oder die vergilbten Leinwandkleider, dazu das schwarze Haar, die schwarzen Augen, die senkrechte, steile, dünne Gestalt ihrer Körper, die schien wie von poröser Lava aufgebaut und erkaltet. Sie bildeten eine harmonische Einheit mit dem Riesenherd des Smeroe und wußten es nicht.

Zehn Minuten vorher, ehe Herr und Frau S. oben am Gipfel ankamen, war mir mit diesen meinen Kulis ein unheimlicher Augenblick entstanden, der mir nachträglich noch in den Gliedern bebte.

Ich erzählte schon, daß beim Heraufkommen, als meine drei Kulis mit dem Laternenträger und dem

9*

Essenträger zusammentrafen, diese mir alte Smeroe-Münzen zum Kauf angeboten hatten. Sie umringten mich dabei, und ich zog, erfreut darüber, daß ich endlich oben war, meine Geldbörse, um den armen Kerlen etwas zu verdienen zu geben, da sie mich so gut heraufgebracht hatten. Ich bereute es aber sofort, da ich die gierig glänzenden Augen sah, die sich auf mein ledernes Geldtäschchen richteten, als ich es öffnete. Ich fühlte, das Fieber der Geldgier sprang wie Blitze durch die sämtlichen schwachen Taglöhnergehirne, die diesen Teil ihres Körpers selten anders anwenden als zu Schlauheiten oder Verbrechen. Und die ungewohnte Hitze, in die die Kuligehirne beim Geldanblick geraten waren, brachte auch sofort einen gemeinen erhitzten Verbrechergedanken in allen zusammen zum Reifen. Ich muß bemerken, ich hatte nur wenig Geld mitgenommen, da man uns gesagt hatte, es gäbe unterwegs keine Gelegenheit, Geld auszugeben; es wären keine Menschenansiedlungen am Wege.

Aber schon bei der Chinesenansiedlung, wo wir heißen Kaffee bezahlen mußten, war ich froh, wenigstens eine kleine Geldsumme bei mir zu haben.

Die Kulis hatten beim Öffnen meiner Geldbörse nur einen Blick in ein Geldfach getan, wo eine Menge Zehn- und Fünfundzwanzig-Cents-Stücke silbern glitzerten. Und wenn es im ganzen auch nur kaum fünf Gulden gewechseltes Kleingeld waren, so war das für die armen Leute, die jeden Cent nochmals in zehn Teile teilen, schon eine ganze Masse Geld. Papiergeld, das inwendig in der Tasche war, hatte ich ihnen gar nicht gezeigt.

Ich erschrak aber nur eine Sekunde vor dem Gefunkel der Kuli-Augen und vor den aufgeregten Gesten, mit denen sie sich beim Geldanblick gegenseitig anstießen. Ich vergaß es, ging nach der Auszahlung weiter und setzte mich hundert Schritt von ihnen auf einen Stein in die Asche und sah nach Osten gen Bali und über das blauverschleierte ferne Meer. Die Kulis, die in der Ferne erst hinter meinem Rücken lebhaft gesprochen und gestikuliert hatten, waren still geworden, und ich achtete nicht auf sie. Ich genoß die

Stille, die Fernsicht, die Himmel und Meer und Licht ineinanderschmelzen und die fernsten Berge wie bläuliche Nebel zarthell leuchten ließ.

Etwas zwang mich plötzlich, mich umzusehen. Hatte ein Stein geknackt, oder war es die auffallende atemlose Stille hinter mir, die mich weckte?

Der Blick zurück aber machte mich beben, als sei mein Herz Metall geworden und würde wie ein Gong mit einem einzigen Schlag angeschlagen und tönte tief und gründlich an. Und bis in meine Fußsohlen tönte mein erschrockener Körper mit.

Die Kulis kamen in zwei Reihen hinter mir herangeschlichen. Drei hinter mir zur Rechten, zwei hinter mir zur Linken. Sie waren noch zehn Schritt von mir entfernt. Sie gingen so lautlos wie Menschen, die in der Nacht gehen und nicht gesehen sein wollen. Der eine der drei zur Linken von mir trug einen Strick, als Lasso zu einer Schlinge zusammengelegt.

Ich begriff sofort. Sie wollten mich von rückwärts überfallen, mir die Arme binden, nachdem sie mir den Strick über den Kopf und Körper geworfen hätten, und sie würden mir dann die Geldtasche genommen und mich selbst in den zwölftausend Fuß tiefen Abgrund gestoßen haben, der nach Süden hin nur zwanzig Schritt vor mir senkrecht zur Tiefe abstürzte.

Ich antwortete auf diese Absicht sofort dadurch, daß ich mich vom Stein aus meiner harmlos hockenden Stellung aufrichtete und den Leuten völlig beherrscht und ohne mit einer Wimper zu zucken geradeaus entgegenging. Da wichen sie wie Nebel, der sich zerteilt, sprachlos nach beiden Seiten aus. Sie senkten die Augen vor meinen Augen, die ihnen sagten: „Ich weiß, was ihr wollt. Ihr werdet es aber nicht tun, denn ich bin auf meiner Hut!"

Und so ging ich mitten zwischen ihnen durch über die graue Fläche zum Nordrand, wo ich mich aufrecht hinstellte und Herrn und Frau S. erwartete, die noch nicht zu sehen waren; denn der letzte Wegrest war von hohen Rinnen durchgraben, die wie Steinwände vom Gipfel hinuntergezogen. Hier stand ich.

Für den Fall, daß die Kulis einen zweiten Anfall versucht hätten, wäre ich rasch den Berg hinabgeklettert, dort, wo ich heraufgekommen war. Die Kulis aber blieben hinter der Rundung der Aschenkuppe verschwunden und folgten mir nicht mehr. Als S.s kamen, sagte ich noch nichts. Dann fanden wir, als wir weitergingen, die Kerle ziemlich kleinlaut beieinander am Boden in der Sonne gelagert, und argwöhnisch blinzelten sie uns zu, denn sie erwarteten vielleicht einige Schüsse aus S.s Revolver.

Wir setzten uns wieder, und ich rief sie heran, und ich tat, als ob nichts geschehen wäre. Denn wir waren für den langen Abstieg immer noch in ihre Hand gegeben. Darum teilte ich dann das kalte Huhn, das gebratene, unter sie aus. Diesmal war ich nicht nur von der Luftstärke appetitlos geworden, sondern auch vom Schrecken, der mir den Magen zusammengezogen hatte. Ich nahm mir vor, nie mehr einen Cent Geld auf großen Ausflügen mitzunehmen, wenn ich mit Kulis allein in die Berge ging. Lieber wollte ich Schulden machen und sie später mit Boten vom Hotel aus bezahlen lassen, als jemals vor den javanischen Kulis wieder Geld sehen lassen.

Für zwei Gulden fünfzig Cents waren kürzlich erst zwei Mörder auf der Insel Soembawa vom Wedono gekauft worden, die hatten für dieses Kleingeld einen holländischen Vieharzt und seine Frau ermordet. Der Arzt hatte bei den Dorfpferden die Rotzkrankheit erkannt und hatte den Leuten die rotzkranken Pferde erschießen lassen. Darob entstand Wut. Und der Dorfschulze selbst kaufte für zweieinhalb Gulden zwei Mörder, die für das Spottgeld den Mord auch begingen. Daß sie und der Wedono später dafür von der Regierung gehängt würden, das haben die Unvernünftigen in ihrer Kurzsichtigkeit nicht bedacht. Dem Wedono schmeckte die Rache, und den Mördern schmeckten die zwei Gulden fünfzig. Nachher ließen sie sich willig und gedankenlos aufhängen. — Ich wäre nicht so schnell auf das Vorhaben der gegen mich von rückwärts anschleichenden Kulis gekommen, hätte Herr S. nicht in Tosari ahnungsvoll gesagt,

er nehme einen Revolver mit; seine Frau habe gesagt, die Kerle könnten einen in einem unbewachten Augenblick in einen Abgrund hinabstoßen, nachdem sie einem einen Strick übergeworfen, dann gebunden und beraubt hätten. Nachher würden sie sagen und klagen, man wäre ausgeglitten und in den Schlund hinabgestürzt. Wer könnte es beweisen, wenn man irgendwo am Abhang zerschmettert und tot liegen bliebe, daß man ermordet war! Die Knochen bleichten dann dort in der Sonne, niemand fände einen dort oben, und die toten Knochen schwiegen in alle Ewigkeit. Niemand könnte sagen, wie der Tod gekommen sei. Und die Welt müßte glauben, was die Kulis beteuern würden.

Beinahe wäre mir die schöne Smeroe-Aussicht verdorben worden durch die Erkenntnis, daß man in fremdem Land und bei fremdem Volk keinen Augenblick die Vorsicht außer acht lassen darf. — Aber seit S.s mit ihren sechs Kulis, die von dem Mordplan nichts wußten, oben angekommen waren, erholte ich mich rasch vom Schrecken. Ich vertraute wieder meinem guten Geschick und der Stärke des Weltgeistes, der nichts geschehen läßt, wozu er nicht seine Einstimmung gegeben hat. Wie wir dann später zum Kraterrand hingingen, sagte der älteste Kuli, der schon siebenmal hier auf dem Smeroe gewesen war, er wolle den Smeroe-Gruß sprechen. Wir gaben ihm fünfundzwanzig Cents. Denn zum Gruß mußte er eine Münze in den Smeroe-Schlund werfen.

Er sprach: „Slamat Smeroe." Und dann redete er in javanischen Versen eine lange Smeroe-Begrüßung. Er sagte dem Smeroe Dank für den Weg, für das Wetter, für das Nachtlager, für seine Freundschaft zu uns, und er bat das allmächtige Haupt Javas um weiteres Glück für uns alle.

„Ja," dachte ich bei mir, „ich danke dir auch ganz besonders, Smeroe, daß du auf deinem Haupt kein Verbrechen gegen einen Deutschen geduldet hast." Am Ende seiner Rede warf der alte Kuli das kleine Geldstück hinunter in die große, weitgeöffnete Steinblume des Riesenkraters. Dann sammelten wir noch

zum Andenken ein paar kleine graue und rote und gelbe Lavasteinchen, und gingen langsam zum Nordrand zurück. Es war zehn Uhr vormittags, als wir den Abstieg antraten.

Wir sprachen oft unterwegs beim Smeroe-Anblick von Luftschiffen. Wie einfach müßte es sein, von Berggipfel zu Berggipfel zu fahren und auf den Bergflächen oben zu landen! Wie herrlich wäre es jetzt gewesen, in ein Luftschiff zu steigen, abzustoßen vom Berg mit einem Zeppelin oder mit einem Zweidecker und langsam fortzugleiten und in einigen Stunden am Tennisplatz auf Tosari zu landen. Später wird dies wohl gemacht werden. Wenige werden dann die Kletteranstrengungen machen wollen, und das Bergsteigen wird zu den altmodischen Dingen gehören. Aber ich bereute doch nicht, daß ich es schwieriger hatte, als die nach mir kommen werden: Schwierigkeiten erhöhen auch den Genuß.

So kletterten wir nun um zehn Uhr wieder hinunter. Zu Anfang war es ganz waghalsig, bis man in eine der Rinnen eintreten konnte, dann ging der Abstieg ganz von selbst. Fast bis an die Knie watete man im Geröllaschenkies und rutschte darinnen auf den Stiefelsohlen mit dem hinabfließenden schwarzen, sandigen Aschenboden, der sich mit einem bergab bewegte, weiter. Der Abstieg ging deshalb sehr schnell. In zwei Stunden, um zwölf Uhr, waren wir bereits am Tannenwaldrand in unserm Lager angekommen. Ein paarmal nur war es für die Untengehenden beim Absteigen gefährlich, als sich ein Stein löste und ins Rollen geriet, haltlos weiterhopste und zuletzt wie eine abgeschossene Kugel niedersauste und nirgends liegen blieb; jeder, den der rasende Stein getroffen hätte, wäre unfehlbar von ihm erschlagen worden. Als mir so ein Stein vor den Füßen weglief, rief ich Herrn S.: „Stein — Stein!“ zu und „Batoe, Batoe“, und ich schrie minutenlang „B a t o e“, bis Herr S. hörte und seine Kulis mit ihm auf einen Steinwall zu Seite der Rinne fortsprangen. Denn der Stein rollte in der Wegrinne hinab wie eine Kegelkugel auf einer Kegelbahn. Als meine Kulis

sahen, daß mein „Baioe, Baioe"-Rufen Erfolg hatte und alle unten sich zur Seite gerettet hatten, sagten sie bewundernd zu mir: „Slamat Tuan!", das ist „Sei gegrüßt, Herr!"

Sie wollten damit mein energisches Rufen loben. Die Kerle versuchten, sich wieder bei mir einzuschmeicheln, weil wir nun bald hinunter zu ihrem Mandur und zum Lagerplatz kamen.

Zurückgekommen, fielen wir todmüde mittags auf unsere Liegestühle hin. Die Kulis hatten uns schon von unten entgegengerufen, und wir waren nun sehr befriedigt, am Ziel unserer Wünsche gewesen zu sein, auf dem Smeroe. Wir beschlossen, nochmals am gleichen Waldplatz zu übernachten, weil wir zu müde waren, um den Abstieg fortzusetzen bis zum Bergsee Ranoe Ramballoe. Wir beschlossen, morgen früh zum Ranoe Ramballoe zu gehen. Frau S. teilte, wie immer, wenn wir am Zelt ankamen, Medizinen unter die Kulis aus. Da waren viele, deren Fußwunden mußten ausgewaschen und mit Borsalbe eingerieben werden. Da waren andere, die bekamen Hoffmannstropfen gegen Husten, — sie hatten sich in der Nacht am See erkältet. Einer kam und fiel fast um vor Fieber, er bekam Chinin. Zumeist waren es aber Bein- und Fußwunden, die der Pflege bedurften. Denn die Javanen waren ja den ganzen Tag und auch bei dem Aufstieg durch die glasscharfen Lavakanten mit nackten Füßen gewandert. Wobei ich auf dem Weg ein schweres Paar Bergstiefel zerrissen und Frau S. zwei Paar Absätze verloren hatte. Es war erstaunlich, was die schmalen nackten Füße der kleinen Javanen aushalten konnten. — Wir hatten auch kein Kochwasser mehr, um Tee oder Reis kochen zu können. So wurden vier Kulis, die sich für vier Gulden Extrageld meldeten, hinunter zum See Ranoe Ramballoe geschickt. Sie gingen um ein Uhr fort und kamen um vier Uhr abends vor Einbruch der Dunkelheit mit Eimern und Flaschen voll Trinkwasser zurück. Sie waren den ganzen Weg, den wir in fünf Stunden vom See herauf in den Wald zurückgelegt hatten, in drei Stunden hin und zurück gelaufen, mit Wasser-

eimern beladen. Aber sie sind alle halbnackt und springen wie Affen behend durch die Waldabhänge fort. Sie sind im Land geboren, aus Javas Luft und Javas Wasser und Javas Feuer und Javas Erde, darum ist ihnen alles ein Spiel, was uns Fremden der gemäßigten Zone eine Anstrengung bedeutet.

Diese Nacht am Berg war nicht so stürmisch wie die erste. Wir schliefen fest und tief. Wir trugen den Smeroe-Gipfel im Herzen, der uns befriedigte und uns einen gesunden, tiefen Schlaf schlafen ließ.

Am nächsten Tage brachte uns nach schnellem Waldabstieg ein schöner Morgenritt zurück zum See Ranoe Ramballoe, wo wir gegen Mittag ankamen. Wir badeten im See, in der Mittagsonne. Auch alle Kulis badeten. Auch Frau S. zog sich abseits in ein buschiges Uferplätzchen zurück und badete. Ich behaupte, der einsame, nur äußerst selten von Menschen besuchte grünklare Bergsee muß ein Heilwasser enthalten, vielleicht Radium oder irgendeine Kraft, die den Körper stärkt. Ich fühlte mich mehr erfrischt als von irgendeinem Bad. Aber das nicht allein, sondern ich war erstaunt, daß vom Baden mein sonst ziemlich rauhes, hartes schwarzbraunes Haar seidenweich geworden war. Wenn ich mit der Hand über meinen Kopf fuhr, erkannte ich meinen alten Schädel gar nicht mehr. Und noch tagelang in Tosari unterhielt es mich, wenn ich mich kämmte, nachzufühlen und mich zu wundern, wie mein Haar sich so ganz verwandelt hatte. Es mußte vom mehrmaligen Untertauchen in das kristallklare stärkende Bergwasser herkommen. Nach acht Tagen verlor sich die Seidenweichheit meines Haares in Tosari wieder, und heute ist es hart und spröde wie früher, trotz aller Bäder. Ich erzähle dieses, um darauf hinzuweisen, welche großen Heilkräfte in Quellen und Wäldern sein müssen, wo reine, stärkende, unbenutzte Kräfte auf den Menschenkörper einwirken, wie dieses in der Gegend um den Smeroe der Fall ist, wo es fast keine Dörfer, keine Siedlungen gibt.

Wenn man in der Bibel liest, daß Kranken befohlen wurde, im See Genezareth oder im Jordan sieben-

mal unterzutauchen, um zu genesen, so lag darin sicher eine große Wahrheit. Besonders aber scheinen mir die Kräfte des Tropenlandes noch heilwirkender aufzutreten als die Kräfte der weniger heißen Zonen, und ganz besonders dort, wo Gegenden unbewohnt und sozusagen mit Ursprünglichkeit geladen sind, wie das beim Smeroe-Bergland der Fall ist.

Auf dem Heimwege widmete ich mich gemächlicher dem Betrachten der Blumen und Blüten und Sträucher, da ich Zeit und Aufmerksamkeit dafür übrig hatte. Beim Hinweg beherrschte einen nur die Überraschung und die Gier, fortzukommen, zum Smeroe hinauf. Jetzt aber weilten meine Augen mit Ruhe bei den Pflanzen zu Seiten des Weges. Unter den alten heiligen Bäumen des Sees fand ich am Hügelpfad beim Schilf entlang auch Frauenhaarkraut, zierliches, und feine weiße Sternblüten und Himbeeren, reife. Die schweren Äste der mächtigen Baumtitanen waren, wie im Wald, dicht mit Löffelblättern einer Orchideenart bewachsen. Das gab ihnen von weitem den Eindruck, als wären die Bäume in grünes Pelzwerk gesteckt. So dicht wie Haare standen die aufgerichteten Löffelblätter auf allen Ästen, und jedes Blatt hatte die Form von Maienglockenblättern, war aber dunkelgrün und lederartiger. Auch eine einfache lila Lippenblüte mit Kleeblättern wuchs sehr zart und lieblich in Massen in der Einsamkeit hier, sie war klein und glich fast einem weißlichen Veilchen. Aber es gab auch langstilige wilde Veilchen. Frau S. pflückte und zeigte mir einige. Alle diese Blumen, die es hier gab, achttausend Fuß hoch, auch die buschigen, hohen Vergißmeinnicht, die gibt es noch nicht im sechstausend Fuß hoch gelegenen Tosari, dessen Pflanzenwelt ich jetzt drei Monate zu beobachten Gelegenheit hatte. Es fehlen dagegen hier alle die Blumen Tosaris. Es gab am See keine roten Fuchsien, keine blauen Azaleen, keine Trompetenblütenbüsche, die es alle wild und reichlich in Tosari gibt. Auch die tiefblaue wilde Winde fehlte, die rosa Stockrose und das gelbe Rhododendron. Die Blüten waren zarter und luftiger hier oben, meistens feine Lippen-

blüten und weiße Sternkrautblüten. Großkronige Blumen fanden sich nirgends hier oben. Aber die Baumäste im Smeroe-Wald, am Smeroe-Kegel waren verfilzt von schleimigweißen Baumflechten. Sie wirkten geisterhaft. Die Bäume sahen von weitem so weiß bedeckt aus, als wären sie weißbehaart, und als wären es gebleichte Knochenarme, die im Wald in Scharen in die Luft ragten. Gespenstig, heilig und erhaben einsam ist der ganze Smeroe-Weg, angefangen vom Mimgol-Paß bis zur Smeroe-Aschenkuppe hinauf. Die Wälder sind urwüchsig, der Aschenkegel ist von der Erde forträckend; er wirkt wie ein erkaltetes einsames Horn der vielgehörnten Sonnenkorona.

Die Kulis lehrten mich auch auf dem Smeroe-Weg, als wir kein Trinkwasser mehr hatten, mich mit Pflanzensaft zu begnügen und zu erquicken. Sie pflückten wilden Rhabarber, der mit feinen Stengeln überall im Walde am Wege wuchs, und den sie „Boro" nannten. Sie lehrten mich die leicht gerötete äußere Schale abziehen und dann den saftigen inneren Stengel essen. Der sehr kräftigende, stark säuerliche Geschmack löschte zwar nicht den Durst im Magen, er gab aber der Zunge und dem Gaumen, den vertrockneten, lebende, anhaltende Erfrischung. Ich habe nachher oft Boro gegessen und mich am Geschmack erfreut.

Wir übernachteten am vierten Tag, da wir wieder zum See Ranoe Rambaloe zurückgekommen waren und gebadet hatten, im nächsten Grastal abseits vom See, um den Nachtnebeln, den nassen, auszuweichen.

Aber auch im Nebental ist nur der Teil des Tales trocken, der gegen jene Grashügel hin liegt, hinter denen kein Wald aufsteigt. Alle andern drei Waldhügelseiten sind eiskalt, und der Nebel zieht kältend nachts in den Wäldern umher.

Wir schliefen an der sonnig durchwärmten Talseite viel besser und wärmer als früher am Seeufer. Und ich kann dieses Seitental allen Smeroe-Besuchern als Lagerplatz empfehlen, da es gesünder ist als der eisige Seerand. Das Tal liegt gleich am Fuß des überwundenen Ajek-Ajek. Und der Lagerplatz liegt

dem viereckigen, opfersteinähnlichen Felsen gegenüber, quer über das Talfeld weg, auf der entgegengesetzten waldfreien Talseite. Zum Seewasser des Ranoe Rambaloe ist es nur fünf Minuten. Man sieht den See in kleinem Ausschnitt in der Ferne von tausend Schritten zwischen Hügellinien liegen.

Der Vollmond hing still über dem Grastal. Das große Lagerfeuer brannte, und ich sah das südliche Kreuz schief am Himmel liegen und genoß das Lager, das schlafende, betrachtend und genoß die seltene Naturruhe, die hier, größer als irgendwo auf der Welt, die Gedanken sich erholen ließ; weit und breit war nur heilige Natur, unentweihte, und die Menschenwelt schien untergegangen zu sein in einen ewigen Schlaf; es war mir, als sei ich der einzig Überlebende.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr kletterten wir über den Ajek-Ajek zurück. Diesmal war auch diese Kletterei leichter; wir hatten uns darauf vorbereitet. Dann kam der Abstieg zur Chinesensiedlung. Die Kulis sangen javanische Lieder von morgens bis mittags, die Pferde waren auch munter, weil es heim ging. Beim Chinesen tranken wir wieder den unvermeidlichen Kaffee. Der unvermeidliche Schmutz dort, die Robinson-Baracke, die Köchin in der Wellblechbude, der alte Hühnerhund, alle waren uns vertraut, und wir fühlten es doch als angenehmes Behagen, uns wieder der Menschheit allmählich zu nähern, die wir drei Tage verlassen hatten.

Aber der Himmel schien hier schwer Abschied von uns zu nehmen. Er löste sich in weichen Tränen auf. Beim Aufbruch mittags ein Uhr begann es zum erstenmal zu regnen. Und ich hatte beschlossen, in Nadaß, dem Bergdorf, nochmals Nachtlager zu machen und nicht sechs Stunden bis Tosari durchzureiten. Herr S. brummte, aber Frau S. war auch todmüde, und so wurde er überstimmt. In zwei Stunden waren wir in Nadaß. Der Mandur führte uns in das Haus des javanischen Dorfoberhauptes, des Wedono, der uns gefällig seinen Tanzsaal öffnete, wo wir mit allen Kulis einzogen.

Es fand sich ein Sammlung in dem scheunenartigen dunkeln Holzsaal. Die Kulis begannen zu spielen und zu tanzen bis zum Abend. Der schwache Regen hatte in den Nachmittagsstunden aufgehört. Wir spazierten in der Sonnenuntergangsstunde durchs Dorf, das nur eine Straße durch die Mitte durch hatte. Wir besuchten in den Ställen unsere guten Pferdchen, ich meinen Balling. Und wir fütterten sie mit javanischem Zucker. Dann wurde es Nacht. Im Eßsaal, der einer Scheune mit gestampftem Erdboden glich, wo ein offenes Feuer am Herde des Wedono in der Ecke brannte und die Familie beisammen saß, waren auf einem javanischem Mattenplatz, auf einer Erhöhung, unsere drei Liegestühle hinter einer spanischen Wand aufgestellt. Eine Stallaterne hing am Pfosten davor. Wir lagen auf der Erhöhung mit unsern drei Stühlen in dem Raum, wie drei Leichen aufgebahrt. Die geflochtenen Strohwände des Gemäuers waren so weit geflochten, daß Tageslicht auch die Wände wie durch einen Korb entdecken konnte. Durch diese Strohmaschen war auch der beizende Rauch des Herdfeuers natürlich und ungekünstelt abgezogen. Fenster und einen Kamin hatte der Raum nicht, nur ein paar Türen, die in Hinterhöfe führten.

Mir war in jener Nacht, als schliefe ich im Hause germanischer Ureltern zu Besuch, so ehrfurchterregend einfach und mächtig ursprünglich war es in dem Hause des Javanen, der der erste Mann des höchstgelegenen Dorfes von Java war.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr ging es zu Pferd am Rande der Sandsee sehr schnell zurück. Die Pferde stolperten nicht und glitten nicht aus. Am Idjo-Paß wurde noch kurze Rast gemacht. Ein letzter Blick auf den Smeroe, der, wie aus blauem Stein, mit rundem Kegel, ein wenig von weißen Wolken umgeben, uns nachsah. Im Sandmeer unten jagten unsere Pferde um die Wette im Galopp, und sie kletterten flink den steilen Mingol-Paß hinauf, weil es heim ging.

So stiegen wir dann rasch nach Tosari ab. Im letzten Dorf über Tosari ordnete sich der Zug, nach-

dem alle dreißig Kulis sich an der Bergquelle dort rasch gewaschen hatten. Und nun begann ein Himmelsrufen der ganzen Javanengesellschaft in das tieferliegende Alt-Tosari. Die Frauen und Kinder unserer Leute kamen unten im Dorf bei dem Gejodel aus ihren Hütten und riefen und winkten. Manches Weib mag schon bang gewesen sein um ihren Mann, denn wir waren schon den sechsten Tag unterwegs. Und nur vier Tage sind für die Smeroe-Besteigung angesetzt.

Unsere Zeiteinteilung war folgende:

Der erste Tag ging bis Ranoe Ramballoe (am See übernachtet). (Von Tosari dreizehn Stunden Weg.)

Der zweite Tag: zum Nachtlager am Smeroe-Kegel Pretjoprobo (fünf Stunden Weg).

Der dritte Tag: zum Smeroe-Gipfel (fünf Stunden Aufstieg) und zurück bis Pretjoprodo (sieben Stunden Weg).

Der vierte Tag: von Pretjoprodo nach Ranoe Ramballoe (vier Stunden).

Der fünfte Tag: von Ranoe Ramballoe nach Nadaß (sieben Stunden).

Der sechste Tag: von Nadaß nach Tosari (vier Stunden).

Im Hotel selbst war man nicht weiter über unser verlängertes Ausbleiben unruhig, da wir vorausgesagt hatten, daß wir den Ausflug bequem und nicht abgehetzt machen wollten.

Vormittags um halb zwölf Uhr trafen wir vor dem Kontor des Tosari-Sanatoriums mit allen Kulis und Pferden wohlbehalten auf der Gartenterrasse ein. Wir ließen den einunddreißig Leuten 72 Gulden Trinkgelder auszahlen, wobei die elf Kulis, die uns auf den Smeroe-Gipfel brachten, besonders berücksichtigt wurden und mehr bekamen. Außerdem wurden die Leute noch von einem Teil der 303 Gulden, die wir dem Hotel für die Smeroe-Besteigung entrichteten, besonders abgelohnt. Am nächsten Tag ließen wir ihnen in einem Dorfhause ein Schaf schlachten als Slamantan-Essen für das gute Gelingen

des Aufstieges. Das hatten wir ihnen unterwegs versprochen. Frau S. teilte die rohen Fleischstücke des zerlegten Schafes unter die einunddreißig Leute aus. Die Kulis waren dann alle sehr zufrieden. Das Hotel sagte, sie wären nie so gut entlohnt worden. Damit hatten wir allem Genüge getan und genossen nun die Ruhe. Tagelang aber erinnerten unser sich schälendes Gesicht und die zersprungenen Hände uns noch an das Gemisch von heißer und eiskalter Luft in der Smeroe-Höhe. Heute ist es vierzehn Tage her, daß ich vom Smeroe zurückgekommen bin. Und ich schrieb vier Tage an den Erinnerungen hier in dieses Buch. Mögen diese Aufzeichnungen andern Smeroe-Besteigern nützen. 23. Mai

Tosari, 24. Mai 1917

Man hätte meinen sollen, wenn man fast sechs Tage von der Kriegswelt fortging, es müßten in Europa inzwischen große Schlachten geschlagen worden sein. Aber immer noch steht die französisch-englische Offensive im Westen auf demselben Fleck. Und an der Ostseite bei den Russen hat sich auch nichts ereignet. Auch im Süden hat eine italienische Offensive begonnen gegen Triest, von der man noch nichts Nennenswertes sagen kann.

Aber als ich, am 10. Mai zurückgekommen, vor dem Kontor vorritt, kam mir der Administrator entgegen und übergab mir ein Telegramm. Es war von Herrn H. aus Soerabaia. Er sagte: „Nach Telegrammen aus finanziellen und politischen Kreisen in Amsterdam wird der Friede im August dieses Jahres erwartet."

Das war ein herrlicher Willkommgruß. Ich möchte es so gern glauben. Heimkehr im August nach Deutschland. Zugleich sagte mir der Administrator, der englische Generalkonsul sei auch mit Frau aus Batavia im Sanatorium angekommen. Herr S. kennt ihn aus Geschäften. Und neulich, ehe S. nach Batavia reiste, sprach der Generalkonsul B. Herrn S. an, und sie sprachen über den Krieg. Der Engländer, der hier so viele deutsche Firmen auf dem

schwarzen Gewissen hat, sagte, er glaube nicht an Frieden im August. Weil Amerika sich in den Krieg gemischt habe, und weil England viel von Amerika erwarte. Auch müßte erst Bethmann Hollweg abdanken, ehe es Frieden geben könnte.

Diese englische Ansicht verstimmte mich sehr. Und ich glaube, daß es leider wahr sein muß, was der Engländer sagt. Mir scheint, wenn Rußland keinen Sonderfrieden mit uns machen will, dann wird der Krieg noch Jahre dauern können.

Ich seufze tief, während ich das niederschreibe und es einsehen muß, daß ich noch lange hier Gefangener bleiben muß.



Letzte Reise

Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen

10*



Briefe an seine Frau

Bandoeng (Java), 27. Mai 1914. Morgens neun Uhr

Liebes Mietzel, gestern abend kam ich gegen sieben Uhr hier in Bandoeng an. Die Fahrt hierher gestern nachmittag von drei Uhr bis sieben Uhr abends war großartig. Eine Welt von Kratern war zu sehen. Wunderbare buckelige liebe Kraterchen. Darüber im Himmel sah ich gegen Abend endlich mal ein Tropenwunder. Das waren Regenbogenwolken. Sie sind sehr selten, und ich hatte sie noch nie in meinem Leben auf der Welt gesehen. Ich war ganz erschüttert von den perlmutterfarbenen Wolken. Am Rand sind sie braungelbrot, und ihr Kern ist sanft grün wie eine Libelle. Es waren nur wenige an einem Fleck; und darunter, unter hohen Palmen, standen und saßen weißgekleidete Javanen im Urwaldschatten.

Der Sonnenuntergang malte mir dann an einen der Krater aus Feuerwolken einen Lavaausbruch, rotglühend und mit gigantischen Rauchschwaden. Und ein Weltuntergang war die rote Pracht am Himmel und die blauschwarze Reihe der Krater am Erdrand.

Je höher wir kamen, desto wolkiger, nebeliger wurde es, und zur Nacht um sechs Uhr regnete es in Strömen den warmen abgekochten Regen, den man nur in den Tropen so großartig und heftig kennt.

Ich bin jetzt zweitausendeinhundert Fuß hoch, und es ist nicht mehr drückend, aber noch immer warm und weich. Das Hotel ist riesig, und jetzt werde ich die Stadt besichtigen.

Herzliche Gebirgs- und Kraterküsse

Dein Kraterchen

Bandoeng, 27. Mai 1914. Abends sieben Uhr

Schatzel, jetzt ist es vor dem Abendessen. Ich warte auf das Glockenzeichen und denke, da ich ganz allein bin, natürlich noch mehr an Dich, als ich es sonst immer tue.

Ich habe heute meistens in den heißen Stunden auf meinem Zimmer gesessen, auf der Veranda, umgeben von Verkäufern, die an der Erde hocken und ihre Batikstoffe ausbreiten. Ich kaufte aber doch nichts. Das war zwar sehr schwer, aber ich muß sparen. Ich kaufte nur einen Buchaufschneider für fünfundzwanzig Cents, aus Büffelhorn geschnitzt, mit einer Javanerin darauf.

Dann malte ich zwei Aquarelle. Ein Chinesenboot, das ich im Sonnenuntergang bei Singapore gesehen, und eine Kraterlandschaft, die ich gestern abend vom Zug aus gesehen.

Vormittag war ich spazieren. Ich photographierte. Aber leider gibt es auf ganz Java keine Kodakfilms, nur Platten. Und ich bin ganz traurig darüber. Ich hatte mich so gefreut auf viele Bilder.

Jetzt im Abend nach Sonnenuntergang, als ich meine beiden Aquarelle fertig hatte, ging ich wieder etwas spazieren.

Bandoeng ist sehr schön. Lauter kleine Hütten und weiße einstöckige Europäerhäuser unter hohen, himmelhohen Bäumen. Auf denen blühen eben paprikarote Schotenblumen. Viel elektrisches Licht, viel vibrierendes Leben. Es ist so lebhaft wie am Potsdamer Platz in Berlin in all den breiten Gartenstraßen.

Die Europäer sehen aber alle so blaß aus wie wandelnde aufgewachte Leichen, mit großen Ringen um die Augen, und haben kein rotes Blut, sondern grünbleiches Wasser in den Adern. Die Damen und die Kinder sind gedunsen, besonders die Blondinen. Sie sehen üppig, überüppig aus. Und doch sind sie wie bleiche Schatten; und wie graue, im Wind geblähte Wäsche sind ihre Körper.

Alle Männer, alle Frauen, alles, auch die Kulis sind hier in ganz Java immer weiß gekleidet. Nur

haben die Eingeborenen noch bunte, großblumige Stoffe, Sarongs, um die Hüften, aber meist weiße Jacken.

Es gibt eigentümlich wenig Moskitos und wenig Fliegen. Im Schlafzimmer hatte ich noch gar keine. Nur nach Sonnenuntergang jetzt sind einige Moskitos um mich im Schreibsaal, während ich schreibe.

Das Hotel ist prächtig, mit Majolikafußböden und mit schönen Naturholzmöbeln, weit und groß wie ein Palast. Die Boys sind lautlos. Vorhin trank ich einen Wermut. Da holte sich ein Boy eine Zigarette aus dem Schaft einer Palme, die neben mir in einem Porzellantopf stand. Er hatte sie dort versteckt und rauchte sie dann, mit seinen Kameraden auf der Verandatreppe hockend. Draußen fahren die Autos vorbei, und alle haben das Trompetensignal des deutschen Kaisers. Ich glaube, ich bin mitten in Berlin an der Potsdamer Brücke bei diesem Laut und in dem Riesenhaus des Hotels. Große elektrische Lampen beleuchten die Straßen. Man ahnt nicht, daß man im Gebirge von Java ist. Man sieht auf der Hochebene die Berge nur weit weg an den Enden der Gartenseen von Bandoeng.

Jetzt ist Abendessen. Ich küsse Dich mit Appetit.

Dein Hungernder, Maxen

Bandoeng, 28. Mai 1914. Abends acht Uhr

Liebe Annie, liebe mein, jetzt habe ich gepackt. Morgen früh um elf Uhr reise ich nach Garoet, wo ich um ein Uhr dreißig ankomme.

Heute morgen fuhr ich um sieben Uhr zum Wasserfall Dago, — in einem kleinen Ponywagen mit drei Pferdchen davor. Es sah regnerisch aus, regnete aber erst heute abend um fünf Uhr ein wenig. Die Fahrt ging durch saubere Reisfelderterrassen, wo fleißig von Bachläufen die Erde bewässert und fleißig von den kleinen Malaien gearbeitet wird. Die Reisfelderbebauung muß die schwierigste Erdarbeit auf der Welt sein. Bis an die braunen Knice stehen Frauen, Mädchen, Burschen im braunen Wasser, da der Reis

nur im Wasser wächst. Aber hübsch sehen die kniehohen Erdterrassen aus, wo der Reis frischgrün wie junger Roggen in Halmen steht. Die Landstraße durch Reisfelder ist staubfrei, da die Frische aus den Feldern in der Luft liegt. Es war hübsch und angenehm, unter leichtbedecktem Himmel in langen Baumalleen ins Land hinein gegen die Krater hinzufahren. Viele winzige Strohhütten sind überall unter Palmen und an schön gezogenen Hecken zerstreut gebaut. Überall herrscht stilles, beschauliches und arbeitsames Menschendasein. Dabei sind die Leutchen lautlos wie das Wild in einem Waldgehege.

Beim Wasserfall, zu dem man in eine Schlucht absteigen muß, passierte mir ein kleines Unglück. Die Sehne meines linken Oberschenkels überschlug sich. Ich erschrak so, daß dazu auch noch eine Ader in meinem linken Augapfel platzte und ich ein wenig entstellt mit rotem linken Auge und mit schmerzendem Schenkel aus der Schlucht zurückkam. Ich massierte das Bein sofort und auch zu Hause. Daß mein Auge rot war, sah ich zuerst im Spiegel im Hotel. Ich bin so erschrocken, denn das Bein schmerzte wie das ausgerenkte Knie damals auf dem Berg im Winter 1913. Man sieht aber nichts am Bein. Nur kann ich noch nicht auftreten.

Ich hielt mich darum heute nachmittag im Zimmer. Ich malte das Bild einer javanischen Landstraße aus dem Kopf. Ich schrieb im Java-Tagebuch, das ich heute begonnen habe.

Aber ich habe außer dem Hotel-Manager niemand, mit dem ich ein Wort sprechen kann. Ich möchte wissen, warum ich, der so gern unter Menschen lebhaft und lachend leben möchte, immer und ewig zur Einsamkeit verbannt bin. Die Holländer hier im Land sind sehr zurückhaltend, und keiner sieht den andern an. Und nun gar gegen einen Fremden sind sie ganz abweisend.

Aber Du sollst Dir wegen meines Beines keine Sorgen machen. Ich habe gleich kalt gebadet. So wird es wohl morgen wieder gut sein. Und zu gehen brauche ich ja hier kaum, da alle Europäer immer

in den Ponywagen fahren müssen und wegen Pest und Cholera nicht zu Fuß unter die Eingeborenen gehen. Nur sitzt mir der Schreck noch etwas matt in den Gliedern.

Aber ich sah auch zu viel Dreizehnen bisher. Mein Boy in Batavia im Hotel hatte Nummer dreizehn. Mein Touristenbillett hat Nummer dreizehn. Auf der Herreise im Schiff war auch alles dreizehn. Und ich wartete täglich, daß die Dreizehn einmal eintreten sollte. Heute kam sie, aber gottlob, es war nicht so schlimm. Hoffentlich ist es nach diesem Schmerz ein wenig vorbei mit der Macht der Dreizehn, die ich auch bei der Schlucht zum Wasserfall an einem Wegweiser sah.

Jetzt ist es bald Abendessen. Wenn ich nur wüßte, wie es Dir geht! Aber ich weiß seit Genua nichts von Dir. Das ist hart.

Dein Geduldiger

Batavia, 11. Juni 1914

Liebes Herzweible, ich habe Dir seit 27. Mai nicht mehr geschrieben. Und auch diese Briefe von Bandoeng habe ich nicht abgeschickt, weil ich dachte, Du erschrickst über meinen Unfall mit dem Bein. Nun aber werde ich Dir auf der Heimreise weiterschreiben, was ich im Innern von Java in den letzten Wochen gesehen habe. Ich war so müde abends von den großen anstrengenden Karrenfahrten und von dem ewigen frühen Aufstehen um fünf Uhr. Aber meistens auch benommen von der Höhenluft in Garoet, zweitausendvierhundert Fuß über dem Meer, so daß ich immer einschlief, sobald ich mich auf meinen Verandastuhl setzte. Nun aber will ich Dir alles nachträglich auf der Heimfahrtreise auf dem „Prinz Ludwig“ ausführlich niederschreiben. Denn ich finde, in Briefform wirkt doch das Wort eindringlicher, als wenn ich es Dir nur erzähle.

Ich habe seit Tagen viele Kämpfe schweigend und bangend mit mir durchgefochten. Ich wußte nicht, ob ich die Neu-Guineareise unternehmen soll oder nicht.

Aber vor allem ist es zu teuer. Und außerdem ist mein Tropenherz etwas schwächer als früher. Ich fürchte mich bei der ewig drückenden Hitze vor einem Schlaganfall. Und außerdem habe ich eine mich ewig schwächende, bangende Sehnsucht nach Dir, weil ich so wenig von Dir zu hören bekomme. Ich hoffe ja inwendig, daß Dich und mich die höchsten Geister des Himmels und der Erde in Obhut nehmen. Aber man weiß doch nie, was das eigene Schicksal beschlossen hat, und es wäre unrecht, sich sicher zu fühlen, wenn man mit der Gunst der guten Geister rechnet. Jedenfalls habe ich mich seit drei Tagen fest zur Abreise entschlossen. Heute kam ich von meiner Inlandreise nach Batavia zurück, war bei B. M. & Co., wo ich Deine Briefe fand, und bestellte meinen Platz auf dem holländischen Dampfer „Melchior Treub", der mich nach Singapore an Bord des Lloyddampfers „Prinz Ludwig" bringen soll. Am 15. Juli hoffe ich dann in Genua und gleich darauf bei Dir im Guckelesgraben zu sein. Vielleicht tue ich Unrecht, daß ich die Neu-Guineareise aufgebe. Aber ich habe so viel gegrübelt, ob ich oder ob ich nicht reisen soll, daß ich jetzt lieber Unrecht tun muß, als daß ich weitergrüble und ganz schwindlig werde vom Unentschlossensein. Aber es ist zu hart, mit Geldsorgen bepackt zu reisen, wo das Tropenreisen volle Kraft beansprucht.

Also ich reise jetzt am Samstagnachmittag halb vier Uhr von Priok, dem Hafen von Batavia, nach Singapore. Unterwegs erzähle ich Dir dann schriftlich Tag um Tag meine Javareise. Ich freue mich schon, daß ich dann täglich bei Dir bin in Briefen, ehe ich bei Dir bin mit meinen Armen.

Herzlich letzten Gruß aus Java

Dein Muxen

Ich habe heute abend schon sechs Briefe geschrieben, daß ich nach Hause reise. Ich hatte von unterwegs noch an niemand geschrieben, seit ich in asiatischen Gewässern und in Java bin.

Ach Schatzel, wie ich mich auf Dich freue, das

kann ich gar nicht ausdenken, weil ich fürchte, es könnte mir ein böser Geist die Freude verpfuschen.

Bleib vor allem mein Lieb, mein gesundes Herz, und sei bedankt für Deine lieben, tüchtigen, schönen Briefe aus Malmö vom „Hochzeitstag“ (die gepreßte Blüte), und von Oerebro die Beschreibung der lieben Gerd, und von Ellen Key die gute Beschreibung, und von Stockholm. Nach der langen Schmachtezeit im Innern von Java, und nachdem ich heute seit Neapel die erste Nachricht von Dir erhalte, bin ich sehr zufrieden, wenigstens vom Mai von Dir gehört zu haben, trotzdem wir schon Mitte Juni haben.

Herzliche Küsse

Dein Heimkehrender

12. Juni. Habe mich doch heute nacht entschlossen, nach Neu-Guinea weiterzureisen. Es muß sein. Ich will auch das noch sehen, um ganz reisevoll heimzukommen. Dann kann ich im Winter Vorträge über Neu-Guinea halten. Aber sei nicht mutlos und traurig und fürchte nicht, daß mir etwas passiert, wenn Du im Geiste bei mir bist.

Letzte Küstenfahrt

Ein Bruchstück

(Von Max Dauthendeys Beschreibung seiner Neu-Guinea-Reise ist leider nur dieses Bruchstück erhalten geblieben)

Als unser Dampfer, die „Manila", vor Eitape auf Neu-Guinea Anker geworfen hatte, erinnerte ich mich langsam wieder, daß meine Füße noch andere Wege als die auf schwankem Schiffsverdeck gehen konnten. Und das nun stilliegende Schiff wurde, als es sich nicht mehr wiegte, wie ein Stück Erde. Und so von Waldgeruch umgeben, war es, als stünde das Schiff als Holzhaus im Urwald.

Vom Land sah man nur die Umrisse von den Kronen der Waldbäume. Aber keine Laterne, kein Dach, keine Hafenmauer, kein Boot, nichts als die Umrisse einer Landmasse voll Wälder war zu beiden Seiten des Schiffes. Und das warme Buchtwasser spülte jetzt lange, auffallend ruhige Wellen an die eine Schiffsseite heran.

„Das ist Eitape," sagte der Kapitän. Und ich: „Aber wo ist denn der Hafen, wo die Hafenstadt?" — Wo sind die Menschen, die steinernen Häuser vom deutschen Hafen? dachte ich für mich.

Auf einer Höhe war ein Licht gewesen. „Dort wohnt der Stationsvorsteher, dort oben am Hügel," hatte der Kapitän nebenbei bemerkt. Das Licht war nun auch schon wieder verschwunden, und Dunkelheit sah mich vom Waldrand her rund in der nächtlichen Bucht an. Zugleich hörte ich aber ein dunkles Gedonner irgendwoher aus einer dunkeln Richtung. Der Lärm hätte das Getriebe einer großen Stadt sein können, die hinter einem der großen Hügel liegen konnte, und von der man nur das Getöse übers Meer herüber hörte.

„Das ist die Brandung," erklärte der Kapitän. Die steht dort an einer Felsenecke des Buchteingangs. Wir spürten jetzt hier im Buchtwasser die Dünungswellen der Brandung stark, und das Schiff schaukelte wieder seitlich.

Nun kamen Lichter. Motorboote und Ruderboote. Einige Pflanzer wollten gleich noch in der Nacht die Post von der „Manila" holen und wollten Angehörige aus Europa begrüßen.

Aber es war schon zu spät. Sie mußten wieder umkehren. Denn die Hafenwache, die erst die Erlaubnis zum Betreten des Schiffes erteilen mußte, war der Brandung und der späten Stunde wegen nicht mehr verpflichtet, an Bord zu kommen.

So riefen uns nur einige Stimmen vom Wasser aus den Kähnen zu. Wir sahen einige Europäergesichter, von Laternenschein beleuchtet, Teile von Menschen, Teile von Booten, abgerissene Stimmen, und dann zogen die Erscheinungen, die da nur stückweise in der Finsternis herumschwammen, vom Schiff fort, und es wurde still. Nur der Laub- und Orchideengeruch, der schwüle, abenteuerliche Landgeruch, blieb auf dem Deck und leistete dem still liegenden hohlen Hause des weißen Mannes Nachtgesellschaft.

„Ist das alles?" sagten wir einer zum andern. „Ist das der endlich erreichte deutsche Hafen auf deutschem Boden?" Aber kein deutscher Gruß grüßte vom Lande die weitgereisten Deutschen. Nur die Brandung donnerte an Stelle der Stadt, die es vielleicht in tausend Jahren hier geben mag. Das einzige eindringliche Grüßen war das der Urwaldbäume, die die Geister ihrer Orchideendüfte beauftragt hatten, durch die Nacht über die Brandung hinweg die fremden Geister zu begrüßen, die von keiner Insel kamen, und doch Geister sein mußten, Geister wie die Gerüche der Pflanzen. Es war mir dann auch in jener leeren Nacht, als wäre ich ohne Leib im Geisterland angekommen auf schwarzem Totenkahn an einer schwarzen Küste der Toten, — so trostlos war dieser erste Empfang im ersten Hafen Neu-Guineas gewesen in jener Nacht von undurchdringlicher Finsternis. — Wäre ich doch

zu Hause in Europa geblieben! war mein letzter Gedanke, ehe ich einschlief.

Am nächsten Morgen früh auf, erstaunten mich die nackten Soldaten, schwarze Kanaker, die auf dem hellen Deck wie Bronzefiguren herumstanden. Sie waren so schwarz und wirkten so mächtig, die helle Morgenwelt verdunkelnd, daß es einem, wenn sie da im Morgenlicht am weißen Eisengeländer lehnten, umgeben vom glasgrünen, lichten Wassergrunde des Meeres und vom grellen Wasserspiegel wie von einem weißen Feuer umleuchtet, — daß es einem so vorkam, als müsse alles vor diesen kühnen, prächtigen Menschengestalten verschwinden. Sie allein zogen die Aufmerksamkeit der Morgensonne auf sich. Das Schiff, das große europäische, und alle Menschen samt der großen Ladung darauf wurden eine leere Null vor der Wirklichkeit dieser Hünengestalten, die breite Schultern hatten, auf denen sie die Erde hätten wiegen können wie ein Spielball.

Verblüffend einfach war die deutsche Uniform dieser deutschen Söldner. Ein weit leuchtendes, feuerrotes Lendentuch aus dünner flatternder Schleierleinwand hing um die Hüften gebunden und bedeckte die Oberschenkel halb. Ein richtiger schwarzlederner Soldatengurt mit einem ausgestanzten Messingschloß, das vorn auf dem Bauche der Krieger leuchtete, hielt das rote Lendentuch fest. Eine Soldatenmütze aus gelbem Khakituch mit Lederschirm und schwarzweißrotem Band oder mit einer Kokarde über dem Stirnschirm, — dieses zusammen war die Bekleidung. Der Waffenrock, der Rock des Königs, fehlte. Hosen gab es nicht. Stiefel gab es nicht. Aber die Deckwache trug ein Gewehr. Um den Hals trug mancher Soldat eine kleine Glasperlenschnur oder eine Schnur winziger Hundezähne, — Zähne vom fliegenden Hund. Um den Oberarm trugen sie ein schmales Stroharmband aus gelbem oder schwarzem feinstem Binsenwerk mit leichtem rotem Muster eingeflochten. Dieses Armband vertritt nebenbei auch die Hosentasche. Die Schwarzen stecken ihre Pfeife oder ihren blecherunen Eßlöffel oder ihren Zahnstocher oder einen geschärften Kasuarknochen, der auch

als Messer dienen kann, in dieses Strohband am Oberarm.

Man muß sich als neu angekommener Europäer erst daran gewöhnen, dort, wo es so wenig Bekleidung gibt, das Wenige, was sich am Leib der Kanaker außer dem Nichts befindet, sehen zu lernen und zu verstehen. Im Haar oder hinter dem Ohr trägt der Soldat auch wohl eine Hibiskusblüte oder ein Büschel Zitronellagras, dessen Duft die Moskiten vertreibt. Auf dem Kopfwirbel des schwarzen, kurzkrausen Wollhaares steckt ein winziger Bambusholzkamm, der nicht größer ist als ein breites Daumenglied. Mit diesem winzigen Ding kämmen sie sich jeden müßigen Augenblick das gerollte dichte und dicke Haar aus, so daß es schön gepflegt wie ein riesiges Moospolster oder ein schwarzer dicker Turban den Kopf schmückt.

Die nackten schwarzen Gestalten, die mit ihren roten wehenden Lendentüchern auf dem Deck wandern, bringen ein gutes Stück Urwald auf das Schiff.

Unten liegt ein blank weißes Regierungsboot am Fallreep, und darin sitzen wieder drei der schwarzen Kerle. Die Sonne brennt auf den schwarzen Haarpelz ihres Kopfes und spiegelt sich im weißen Glanz auf der schwarzen Haut, auf den Muskelballen der Schultern und Arme. Ein Beamter ist aufs Schiff gekommen. Er bringt und holt die Post ab. Und der Kapitän empfängt ihn etwas stumm und ungnädig, weil er gestern abend nicht mehr gekommen war, wo sich alle an Bord gefreut hatten, mit den Eitape-Pflanzern zusammenzukommen. Denn der junge Herr mit den Kanarienvögeln hatte seinen Bruder vom Land erwartet, der ihn abholen sollte, und der hier einige Dutzend Kilometer von Eitape eine Pflanzung angefangen hatte.

Im Laufe des Tages wurden auch an hundert Eingeborene in die „Manila" eingeschifft, bewacht von einigen jener wohlgenährten Soldaten ohne Uniform. Diese Wilden wurden zur Strafe dafür, daß sie mit ihrem Nachbardorf in Unfrieden gelebt hatten, nach einem andern Wohnplatz verbannt.

Ich ging nachmittags ins Zwischendeck, das, von

einem Segeltuch überdacht, offen war, und sah mir das ausgewiesene Dorf an.

Erbärmlich elende Gestalten saßen und hockten wie halbverhungerte Waldtiere dort unten um den Mast und um die Ventilatoren. Sie besaßen nichts. Einige hatten ein paar Ketten aus Hundezähnen um den Hals oder im Stroharmband; aber außer dem von der Regierung gelieferten Lendentuch hatten sie keinen Reichtum und kein Hab und Gut. Es war zum erstenmal im Leben, daß ich der buchstäblich nackten Armut begegnete. Sie drängten sich eng zusammen, als könnte den einen nur die Nähe des andern am Leben erhalten. Unglückliche Augen, scheu und ähnlich den Augen eingefangener Vögel, sahen argwöhnisch unschuldig und gepeinigt in meine Augen und versuchten zu fragen: — Wer bist du Geist aus geisterhaftem Land, der du uns das Liebste nimmst, das wir Männer besaßen: den Heimatboden. Weißt du, der du doch auch eine Heimat haben mußt, nicht, wie die Trennung von den gewohnten Winkeln der Erde schmerzt, die uns jung und alternd gesehen hat. Bist du ein großer Geist, dann winke und laß uns an die Waldplätze, wo du unsere Hütten niedergebrannt hast, zurückgehen. Wir werden dort neue Hütten bauen. Aber es ist nicht gut, Männer ihrem Vaterlande zu entführen, weil sie Männer waren und gegen ihre Feinde kämpfen mußten. Ist der Kampf bei euch Geistern des Geisterlandes ein Frevel? Wozu haben uns die Väter Waffen vererbt? Wozu hat unser Leib Arme und Fäuste, und wozu haben wir den Zorn in unsrer Brust? Wenn wir Männer bleiben sollen, müssen wir auch kämpfen dürfen. Niemand hat uns jemals, ehe du weißer Geist bei uns eingetroffen bist, gelehrt, daß es strafbar ist, den Feind zu bekämpfen. Und daß man die Sieger zu Gefangenen machen und des Landes verweisen muß, das war unseren Vätern unbekannt. Was tust du weißer Geist, wenn die Lust des Kampfes über dich kommt, wie sie über jeden Mann kommen darf und kommen soll? Kämpfst du dann nicht auch im Geisterland gegen Feindesgeister? Machst du dir dann nicht Feinde, um kämpfen zu

dürfen? Ist der Kampf dem Arm des Mannes nicht so notwendig wie die Frau dem Bette des Mannes?

Und nun strafst du uns, weil wir Männer unsere Arme erhoben und andere Männer aus Kampflust erschlagen haben. Du strafst uns, die Sieger. Du rottest die Starken aus dem Lande aus. Den Besiegten, den Jämmerlichen, den Furchtsamen, den Fliehenden, den Unmännlichen willst du unsere Heimat schenken und uns, die wir durch Kampf die Heimat uns errungen haben, uns jagst du Stärkerer von den Waldplätzen unserer Väter.

Weißer Geist, meine Augen suchen deine Gerechtigkeit. Meine Augen suchen das Recht, das dir Fremdem die Macht gibt, uns Männer wie Knaben zu strafen. Wer hat dich gerufen? Wer hat dich geschickt? Wie muß dein Land aussehen, wo die Unmännlichen belohnt, die Männlichen bestraft werden?

Schütteln die Bäume deines Landes nicht die grünen Köpfe über dem Richtplatz, wo du weißer Geist ein der Welt unbekanntes und unmögliches Recht sprichst, das uns Unrecht tut? —

Die stämmigen Soldaten Eitapes kamen am Nachmittag von der Insel, von der wir nachmittags Ladung genommen hatten, in einem Boot zurück. Sie hatten grüne Büschel, kleine Sträuße von wohlduftendem Gras an Schnüren auf der nackten Brust und dem Rücken und an den Armen hängen. Sie waren lustig und verabschiedeten sich lachend von dem Volksstamm, der im Zwischendeck zusammen gepfercht hockte wie eine Viehherde. Sie schienen mit ihrem Lachen den Leutchen den Abschied von der Heimat leichter machen zu wollen. Sie hatten wärmere Herzen, diese nackten Kanakersoldaten, als die weißen Schiffsleute, die das Fortholen eines Volkes von seinem Land als ganz gerechte Strafe ansahen, und die nicht mit diesem Menschenhaufen fühlten, der der Heimat beraubt ins Unbekannte geführt wurde, ähnlich der Ladung Strohmöbel, die am Hinterdeck verstaut war, und der es gleich war, ob sie in Singapore oder im Urwald aufgestellt wurde.

Ich war morgens in Eitape an Land gefahren. Ein

Regierungsboot, mit einigen der schwarzen nackten Soldaten bemannt, fuhr mich durch die langen Wellenreihen der starken Brandung. Über die flüssigen grünen Glasberge des heftigen Uferwassers fort schurrte der Kahn, als würde er von unsichtbarer Hand weit auf das Land geschoben. Wo war Eitape? Es waren da ein paar Hügel, die sah man hinter einem kleinen Platz, der voll langer Kokospalmen stand. Die langen, dünnen Stämme ließen zwischendurch den Blick über Rasen schauen. Dann kam ein breiter Bach, hier Fluß genannt, unter einer schwarzgeteerten Holzkohlenbrücke hervor und lief gerade, wo unser Kahn landete, ins Meer, als ob er den Einfall bekommen hätte, im Meerwasser baden zu wollen, so kurz und bündig sprang er unter der Brücke und unter den Palmen hervor und verschwand in der Brandung.

Diese schwarze Brücke, die aussah, als wäre sie aus schwarzglänzender Steinkohle gehauen, betrachtete ich zuerst verächtlich. Denn ich suchte Eitape. Als ich aber nach einer halben Stunde von einer kleinen Wanderung zurückkehrte und nichts von Eitape als ein paar chinesische Pflanzerbuden und auf dem Berge ein paar armselige Holzbauten der drei hier arbeitenden Regierungsbeamten entdeckt hatte, da betrachtete ich diese schwarze, ernste Brücke in der Palmenlandschaft an der Bachmündung unter den Palmen genauer und wurde beinah andächtig dabei, denn dieses einfache hölzerne Brückenbauwerk stellte die ganze Baukunst Europas in Eitape dar. Wohl lagen fern über der Bucht auf dem Felsenhügelring, der das Buchtwasser umrahmte, noch ein paar friedliche graue Gebäude, die Häuschen einer katholischen Mission, aber die Regierungsleistung von Eitape war diese schwarze, arme, ernste Bohlenbrücke, über die ich zweimal gegangen bin und die ich bewunderte.

Ich glaube, es stand auch ein Pfahl an der Brücke mit einer Holztafel, darauf stand: „Im Schritt fahren", oder stand darauf: „Fuhrwerken ist das Fahren über die Brücke verboten"? Ich staunte. Denn außer dem großen und kleinen Wagen am Nachthimmel über Eitape war wohl noch kein Fuhrwerk in die

Nähe dieser Brücke gekommen. Denn ich sah nirgends Fahrwege. Überall gingen nur halb unsichtbare Fußwege unter den Kokospalmen über den kurzen Rasen.

Und wohin sollte man auch fahren, da hinter dem Hügel die Ewigkeitswälder Neu-Guineas lagen, die keine Straßen kannten als die, die das Buschmesser der Soldaten für den Stationsleiter schlug, wenn dieser sich auf der Reise ins Innere befand, und die hinter ihm wieder rasch zugewachsen waren, wenn er wieder in seinem Hügelhaus in Eitape daheim war.

Im Scherz rief ich einem Schwarzen, der mir begegnete, als er „Guten Tag" grüßte, zu: „Wie geht es?" Da sagte der waldschwarze Mensch auf Deutsch „Danke!" Ich war so verblüfft, daß ich es nie vergessen werde, wie erstaunt mich dieses deutsche Wort: „Danke!" machte, das ich gar nicht erwarten konnte. Hätte er mich dann in der heißen Mittagstunde nach der „B. Z. am Mittag" gefragt, ich würde nicht mehr erstaunt gewesen sein, nachdem der Wilde so wohlgefällig hatte „Danke!" sagen können.

Der Österreicher war mit mir in Eitape an Land gekommen, und er war photographieren gegangen. Er wollte durchaus auf den heißen Hügel hinauf, auf dem die paar europäischen Holzhäuser des Stationsleiters, des Heilgehilfen und des Polizeimeisters lagen. Die drei sind nämlich die Gesellschaft der Station Eitape. Die Missionare zählen ja nicht zur weltlichen Gesellschaft, sondern zur himmlischen. Also blieben nur die drei, die hier auf dem Hügel die europäische Gesellschaft darstellten.

Der Österreicher und ich waren zuerst nach der Landung über den schwarzen Brückensteg des Baches gegangen und dann an der Küste entlang auf einem Graspfad. Der Urwald war hier erst vor ganz kurzer Zeit abgeholzt worden. Und man hatte überall, so weit das Auge sah, kleine Kokospalmen gepflanzt. Die waren noch nicht so hoch, daß sie mir bis an den Bauch reichten. Aber auf der abgeholzten Landfläche ragten noch die schwarzverkohlten Wracks gekappter Urwaldbäume. Diese Baumstummel hatten die abenteuerlichsten Gestalten. Manche glichen Tier-

11*

gerippen, manche sahen Drachengestalten ähnlich, manche glichen Turmruinen, manche waren wie Schiffskiele, und diese gleichsam gestrandeten Urwaldtrümmer machten den Berg über der jungen Kokospflanzung unheimlich und traurig. Man sah noch die Qual, mit der die alten Bäume, von Beil und Flammen ausgerodet, um ihr ewiges Leben gekämpft hatten. Es waren nur die zähen Stummel stehen geblieben, und die verwitterten nun unwillig und bildeten mumienhafte Gestalten, die finster in der grellen Sonne und vor der klaren Meeresfläche anklagend zu drohen schienen. Mir war, als hörte ich diese Urwaldreste noch laut wehklagen, wenn ich still stehen blieb und in die Hitze des Mittags horchte.

Ich fand in der Pflanzung nur einige auf Pfählen stehende Holzhütten von zwei Chinesen, denen die Pflanzung gehörte. Es waren chinesische Händler und Zimmerleute, die überall dorthin ziehen, wo sich Europäer niederlassen. Im Innern des Landes, weiter fort, an der Küste entlang viele, viele Tagereisen von Eitape, befanden sich noch andere Pflanzungen. Diese gehörten Deutschen. Die meisten Pflanzungen waren aber noch nicht ertragsfähig. Denn die Kokospalmen tragen meistens erst im siebenten Jahr Früchte. Sieben Jahre müssen es die geduldigen Pflanzer auf ihren trostlosen Landstrichen bei der Urwaldeinsamkeit aushalten und müssen die Pflanzen pflegen, bis sie endlich im siebenten Jahr Kopra ernten können. Und die Kokospalme hat unendlich viele Krankheiten. Kein Baum ist so empfindlich und hat so viele Feinde wie die Kokospalme. Borkenkäfer, Blattraupen, Schimmelpilze, Wurzelschimmel, Ratten und Vögel usw. schädigen die Pflanzungen.

Als ich diese trostlosen Pflanzungsanlagen zum erstenmal hier an der Küste der Urwelt sah, sehnte ich mich heim nach Europa. Es war, als könnte mich irgendein Übel packen. Denn die Welt schien nur aus Urwaldgeduld und aus Urwaldverdammnis zu bestehen, und ich wurde von einer Sucht befallen, die Neu-Guinea-Reise aufzugeben, die mir nichts als Trostlosigkeit anzubieten schien. Aber das Schiff kehrte

nicht um. Und ich mußte ausharren und weiterfahren auf dem Postdampfer, einem viel trostloseren Geschick entgegen, dem Geschick des von der Heimat Verbannten, verbannt in den größten Tagen, die Europa je erlebte.

Während der Österreicher oben auf dem Hügel beim Holzhaus des Stationsleiters photographierte, stand ich unten allein an der Bachmündung bei der Brücke und sah einem Trupp Soldaten zu, die Kisten auf den Köpfen schleppten und in langen Reihen am Hügel niedergestiegen waren, gefolgt vom Heilgehilfen, einem wohlbeleibten Herrn in weißem Tropenanzug und weißem Tropenhelm. Ich hätte gedacht, daß sich Europäer, die sich am Ende der Welt unter Wilden treffen, vertraut zunicken, und wenn sie sich wildfremd sind. Aber für diesen kleinen Regierungsbeamten war ich Luft, und er war tief ernst und tragisch komisch in seinem Ernst, mit dem er mit rotheißem Kopf seine nackten Soldaten in das Boot beorderte, das ihn zur „Manila" fahren sollte. Das Ganze kam mir wie ein Knabenspiel vor. So kindlich wirkte hier am Urwaldrand der gewichtige europäische Regierungsernst auf einer Station, die keine Straßen, kaum ein Haus voll Einwohner hatte und nur einen schwarzgeteerten Holzsteg als einziges europäisches Kunstbauwerk aufweisen konnte. Ich lachte für mich über den rotgedunsenen würdevollen Herrn, der so fremd tat, als ob er mir in Berlin Unter den Linden begegnet und zur Audienz beim Kaiser befohlen wäre. Dabei befanden wir uns durch ungeheure Ozeane von Europa getrennt, beide auf einem Urwaldkontinent, umgeben von Wilden, und es war mir, als spiele jeder Weiße hier eine Rolle in dem Leibstück „Europa" vor den Wilden.

Nach der Abfahrt von Eitape am 11. Juli fuhr die „Manila" von abends sechs Uhr bis zum nächsten Nachmittag, Sonntag, dem 12. Juli, drei Uhr und kam dann vor Potsdamhafen, in der Eingeborenensprache „Monumbo" genannt, an.

Wir waren am Morgen an der bergigen weißblauen Küste entlang gefahren, an Bergen vorbei,

die mit blauen Schatten behangen waren und umlagert von schneeigem Gewölk und immer bepackt von schweren Urwäldern. Oft sah man einen senkrechten Wasserfall, oder aber es glänzte an einem Gebirgshang ein silberner Blitz von glattem Gestein, und das konnte man für Wasser halten. Das Fernrohr aber zeigte die Wahrheit: meistens war der vermeintliche Wasserfall nur der Glanz der Steine an den Abhängen der Berggruppen.

Ganz selten sah man am Ufer einige graue Holzhütten, aber immer war auch ein Mast in der Nähe der Eingeborenen-Hütten in die Erde eingerammt; an der Mastspitze wehte ein grauer Wimpel, ein Leinwandstück. Dieser Fetzen winkte uns zu. Wer den Wilden den Einfall gegeben hat, diese Fahnenmasten zu errichten, weiß ich nicht. So ein Wimpel mutete uns aber wohltuend an. Es war, als sei der winkende Lappen ein Freudengruß der Hüttenbewohner dort am Urwaldrand unter den Palmen.

In Potsdamhafen, Monumbo, lag das Haus des Administrators der Neu-Guinea-Gesellschaft auf der Höhe eines Hügelzuges in einer weiten Kokospalmenpflanzung. Ein Feuerberg lag, von Wolkendampf umlagert, vor dem Eingang der Monumbo-Bucht und bildete eine feurige Insel im Meer. Die Schiffsoffiziere erzählten, daß auf ihren letzten Fahrten der Berg nachts einen roten Schein um die Spitze gezeigt und Feuergarben ausgespuckt habe. Jetzt war er wieder ruhig, aber er schien noch sehr heiß zu sein, da die Dampfwolken ihn wie Lawinen umlagerten.

Briefe an seine Frau

Dampfer „Manila". Immer noch vor Amboina (Molukken) 19. August 1914. Mittwoch nachmittag

Liebe Annie, liebe, trotzdem ich weiß, daß dieser Brief vor Monaten wahrscheinlich nicht in Deine Hände kommt, muß ich Dir doch schreiben, um ein Gespräch mit Dir zu führen, da das Denken und Sehnen nach Dir sich vielleicht im Herzen etwas betören läßt; denn der Briefbogen täuscht selbst den Verstand ein wenig. Er muß glauben, daß der Brief vielleicht doch durch ein Wunder Dich schneller erreichen wird, als man annehmen kann.

Vom Krieg hier sehe ich nur täglich die Sonne und nächtlich die Sterne, die über die Schlachtfelder gewandert sein müssen, ehe sie zu mir nach der Südsee kommen. Ich sehe Palmen, Korallenfelsen, gebleichte, die kleine Dorfstadt Amboina voll Malaien und Halbblutvolk und sehe nachts Meerleuchten um das Schiff und höre tags hundert Hämmer an Bord arbeiten, die das stilliegende Eisenschiff ausbessern. Das alles in täglicher Wiederholung ist nicht angenehm und auch nicht unangenehm, wenn ich daran denke, wie Großes und Furchtbares in der deutschen Heimat vor sich geht. Noch einige Tage (heute ist Mittwoch) bis Sonntag will ich auf der „Manila" leben, dann das alte kleine Schiff verlassen und ins Ungewisse reisen auf einem holländischen Dampfer nach Batavia. Man sagt, daß von Batavia kein holländischer Dampfer mehr abgeht, da die Engländer in allen Kohlenstationen die Kohlen mit Beschlag belegt haben. Ich werde nun in Batavia oder auf einer Plantage auf Sumatra in Deli wohnen. Man

spricht davon, daß die Javaner den heiligen Krieg erklären wollen und alle Europäer massakrieren werden. Aber es ist wohl nichts Wahres an solchen Gerüchten.

Aber wie Schreckliches muß bei uns in Deutschland geschehen, wenn ich mir vorstelle, daß so viele Mächte unsere Feinde sind und uns den Krieg angesagt haben. Wir bekommen hier in Amboina jeden Abend um halb elf Uhr vierzig Telegrammworte der Handelszeitung von Soerabaia aus Java zugeschickt. Diese Telegrammworte hängen auf dem schwarzen Brett im Klub von Amboina. (Es gibt nur hundertfünfzig Europäer in ganz Amboina. Darunter sind gar keine Deutschen, nur Holländer und ein Franzose.) Der Zahlmeister holt gewöhnlich die Telegramme noch nachts vom Land, und meistens warten wir alle und können nicht schlafen gehen, ehe wir wissen, was auf dem Kriegsschauplatz in Europa vorgegangen ist.

Ich bin mit den zehn Mann Offizieren der einzige Passagier noch an Bord. Der Kapitän Roscher, drei Deckoffiziere, drei Maschinisten, Obersteward, Zahlmeister und Schiffsarzt sind die Herren, mit denen ich von morgens bis abends zusammen bin. Wir spielen Schach, oder wir segeln, oder wir sprechen von tausend Möglichkeiten des Krieges und der Weltpolitik. Manchmal spielen einige Klavier oder Mandoline und singen Soldatenlieder. Vorläufig geht es allen noch gut. Denn das Essen reicht noch aus. Nur die Kartoffeln sind aufgegessen; und da auch das Geld knapp ist, will man nichts kaufen, ehe es absolut nötig ist. Alles ist gesund. Und da auch bei bewölktem Himmel die Sonne hier immer warm und üppig scheint, würden alle wohl zufrieden sein, wenn die Kriegsnachrichten für Deutschland günstig blieben.

Vorläufig hörten wir noch von keiner großen Schlacht, trotzdem der Krieg schon vierzehn Tage angesagt ist. Wir wissen nur, daß Lüttich in deutschen Händen ist. Und daß die Heere zwischen Montmédy und Mülhausen Aufstellung nehmen.

Aber die Holländer reden von großen Verlusten der Deutschen, vom Einmarsch der Franzosen ins Elsaß,

von Verlusten der Österreicher usw. Doch das wollen wir noch nicht glauben.

Abends und meistens morgens höre ich gern dem Blasen und Üben der Trompeter auf den Wällen des alten portugiesischen Forts von Amboina zu. Es klingt genau so wie von der Festung in Würzburg, wie wir es hörten, wenn der Wind das Trompetensignal vom Marienberg in die Wohnung am Sanderring 23 trug, in jene Wohnung, wo ich fast alle meine letzten Bücher gedichtet und diktiert habe, und wo Du und ich so glücklich lebten wie selten zwei Verheiratete auf dieser Welt.

Wenn ich diese Trompeten üben höre, gehe ich auch im Geist an der „Neuen Welt" hin zum „Guckelesgraben". Dann kenne ich alle einzelnen Bäume am Wege. Oben hoch am Berg auf dem Höhenacker den alten Holzapfelbaum, wo ich mein Knie brach vor einem Jahr, und dann den großen Birnbaum an der Guckelesgrabenecke im Tal der zeitlichen Zufriedenheit. Und ich sehe Dich überall am Wege vier- und elfblätterige Kleeblätter pflücken.

Wann werden wir dort wieder mit Deiner Mutter und Ellen unter dem großen Birnbaum sitzen am Höchberger Weg, wo der Minko alle Landleute anbellte, die vorübergingen?

Wenn Du nur stark und ruhig und mutig bleibst, wird auch diese grauenhaft lange Trennung enden, und unser Häuschen wird uns dann doppelt lieb werden nach überstandenem Leiden.

Mit dem ersten Lloydschiff, das nach dem Frieden zurückfahren darf, komme ich gleich zu Dir nach Würzburg. Grüße alle Lieben und Freunde herzlich von mir. Ich bin immer wohl und gesund. Ich bin Dir treu wie immer und küsse Dich zärtlich wie immer. Bleib gesund!

Dein Herrle

19. August 1914

Herzliebes Annieweib mein, ich muß nun doch noch etwas weiter schreiben. Trotzdem ich den Brief schloß, fühle ich, daß ich Dir noch manches über die

Schiffahrt erklären muß, und deshalb schreibe ich weiter:

Du kannst Dir wohl denken, daß ich Dir öfters Telegramme gesandt hätte, aber es sind zwei Gründe: erstens weiß ich nicht, ob die Telegramme zu Dir kommen, da das Telegraphenamt das bezweifelt. Zweitens habe ich zu wenig Geld. Zwei Worte: „Well. Dauthendey", die ich Dir vor acht Tagen von hier nach Strömstad sandte, kosteten neun Gulden, das ist fünfzehn Mark. Ich kann aber kein Geld aus Singapore bekommen und habe gerade so viel, daß ich ein Billett auf dem holländischen Dampfer bis Batavia kaufen kann, das kostet zweihundert Gulden. Professor S. lieh mir hundert Mark und ebenso ein Pflanzer, Herr Z., die weitergereist sind. Ich wollte nicht mit dem großen Schwarm Passagiere vor acht Tagen nach Batavia weiterreisen, da auf dem holländischen Schiff wegen holländischer Soldatentransporte fast kein Platz war und vielleicht auch Krankheiten. Auch hatte ich Herrn S. Briefe an B. und an den deutschen Vizekonsul in Batavia mitgegeben und um Unterstützung gebeten. Darum fahre ich jetzt erst ab. Denn das Geld von B. aus Singapore — wenn Du oder S. F. dort welches hingeschickt haben — kann ich erst nach Friedensschluß wieder bekommen. Ich weiß aber nicht, ob Du oder F. Geld bis zum Augustanfang schon telegraphiert hattet.

Jedenfalls ist jetzt jede Verbindung mit allen Häfen außer mit Java und Sumatra von hier aus abgeschnitten. Weder Telegraph noch Post werden nach Singapore weiterbefördert. (Dein letzter Brief war vom 19. Mai in Friedrich-Wilhelmshaven.) Wie lange die „Manila" hier im Hafen von Amboina liegen bleiben muß, weiß niemand. Da sie deutsches Reichspostschiff ist, fürchtet sie von den englischen Kriegsschiffen, die überall draußen vor den Buchten kreuzen, gekapert, d. h. weggenommen zu werden, und sie hat vom Lloydvertreter aus Makassar telegraphisch Nachricht, sie soll in Amboina liegen bleiben, — wahrscheinlich bis Friedensschluß.

Wann der Friede sein kann, weiß hier heute am

19. August 1914 noch keine Seele, und in Europa weiß es heute wohl auch noch kein Mensch.

Deshalb fahre ich mit einem holländischen Schiff am nächsten Sonntag, dem 23. August, weiter. Dann lebte ich zwei Monate ununterbrochen auf diesem Dampfer. Nur zwei Nächte in Käwieng beim Bezirksamtmann St. und zwei Nächte bei Doktor R. in Herbertshöhe habe ich in den zwei Monaten an Land geschlafen.

Das ist mir aber nur gut bekommen. Die Seeluft hat mir sehr wohl getan. Ich bin braun gebrannt. Nur sind meine Haare etwas grau geworden. Ich trage sie ganz kurz, kaum einige Millimeter groß. So wie ich als Junge mit neun Jahren geschoren war.

Ich habe mich jetzt auch an die Temperatur gewöhnt. Da an Bord des Schiffes immer kühlender Luftzug ist, merkt man die Glut kaum noch.

Ich hoffe, daß mir der Konsul oder B. etwas Geld telegraphieren, da ich hier an Bord noch Trink- und Wäscheschulden habe. Der Kapitän, der sehr gut und freundlich zu mir ist, hat leider auch sein Geld in Singapore und kann mir nichts leihen.

Ich habe die Adresse eines großen deutschen Arztes in Tandjong Morawa in Deli (Sumatra). Zu ihm will ich reisen. Er ist mit einer der reichsten Tabakpflanzerstöchter verheiratet, verdient selbst enormes Geld und lebt auf einer großen Pflanzung, die einer deutschen Gesellschaft gehört. Dort falle ich sicher nicht zur Last.

Zuerst bin ich vielleicht ein paar Tage Gast bei dem B.-Vorstand in Batavia. Dann reise ich, wenn ich Geld bekomme, nach Sumatra hinüber. Dort kann ich auch bei einem Wiesbadener deutschen Herren wohnen, der mich auf der Herreise auf dem „Göben" einlud, ihn auf der Heimreise zu besuchen. Er ist Administrator einer Gummiplantage. Vielleicht bleibe ich auch einige Zeit bei ihm.

Also ängstige Dich nicht um mich, Herzliebste mein.

Auf Sumatra sind einige Deutsche, und ich werde entweder in Batavia einige Vorlesungen aus meinen

Büchern halten oder Geld vom Konsulat zur Sumatrareise erhalten.

Es hilft nichts, zu klagen, daß ich nicht weiterreisen und zu Dir nach Hause kommen kann, weil der Krieg den ganzen Schiffsverkehr zwischen Europa und Asien lahm gelegt hat.

Ich will mich ruhig und geduldig in dieses Unvermeidliche finden und hoffe, auch Du nimmst unser augenblickliches Schicksal ruhig. Wir haben ja alle auf der ganzen Welt diesen Europakrieg seit Jahren erwartet. Daß wir ihn getrennt voneinander erleben sollen, hätte ich zwar nie geglaubt. Aber es ist vielleicht besser für uns. Denn in Deutschland hätte ich nicht zusehen können. Ich wäre sicher als Krankenpfleger oder sonst irgend etwas Brauchbares mitgezogen, da ich zu alt bin, um Soldat zu sein. Aber vielleicht hätten wir uns dann niemals mehr gesehen. Es soll nun so sein, daß wir eine grausam lange Trennung ertragen müssen, aber hoffen wir, daß das Wiedersehen schneller geschieht, als man voraussehen konnte.

Viele Freunde werden vielleicht schon auf den Schlachtfeldern tot liegen. Ich denke an so viele, die da draußen unterm Himmel für Deutschland Tag und Nacht kämpfen. Es ist gar nicht abzusehen, wie viele Traurigkeit am Ende des Krieges in unseren Herzen sitzen bleibt, — hoffen wir auf das Leben!

Hoffentlich kommt der Kampfplatz nicht nach Deutschland herüber. Dann würde ich für Elise in Würzburg fürchten. Sie wollte niemals zugeben, daß dieser Krieg eintreffen würde. Aber trotz aller Schrecken ist es doch ein hohes, großes Bewußtsein, daß wir diese größte Zeit erleben. Es ist dieses das größte Kriegsdrama, das die Götter jemals auf der Erde in Szene gesetzt haben. Die ganze Erde steht bald in Kriegsbrand. Denn hier in Asien spricht man davon, daß die Mohamedaner den heiligen Krieg predigen werden. Aber ich hoffe, daß dieses erst am Ende des europäischen Krieges geschehen wird. Jedenfalls ist hier noch keine Stimmung dafür zu fühlen. Und in Sumatra gibt es keine solche fanatische Be-

völkerung wie in Java. Also fürchte nichts für mich. Du weißt, immer werden wir uns wiedersehen und wiederfühlen. Wenn wir uns treu sind, kann uns nichts trennen, auch nicht der Tod, mein liebes, liebes Weible mein.

Draußen liegt warme Spätnachmittagsonne um das Schiff. Das Meerwasser blendet und glänzt. Die Offiziere sehen eben durch Fernrohre einem holländischen Dampfer zu, der seine Ankerkette fallen läßt und eben nach Amboina kam. Wir hoffen, er bringt Nachrichten vom Krieg. Denn hier in dem winzigen Amboina gibt es keine Zeitung, nur vierzig Telegrammworte täglich.

Die Offiziere jagen öfters Papageien und Fasanen am Strand, die wir des Abends gebraten auf den Tisch bekommen, und die gute Stimmung geht bei Jagdwitzen und Geplauder nicht aus. Vom holländischen Lehrer von Amboina bin ich zum Schachabend in sein Haus geladen. Aber ich war noch nicht dort. Die Tage vergehen schnell wie im Fluge. Täglich schreibe ich Kriegstagebuch und las eben ein sehr gutes deutsches Buch, das Du auch lesen sollst.

Herz, ich küsse Dich wie immer. Umarme Deine gute Mutter und grüße Deine lieben Geschwister und alle Freunde. Lieber Schatz,

Dein alter Schatz und Muxen.

Nun habe ich Dir zwölf Seiten geschrieben. Wenn Du sie nur schon hättest!

Lima Poeloe-Estate. Post Tebing-Tinggi Deli (Sumatra). 30. September 1914.

Liebe, liebe Annie, liebes fernes Weible mein, voll Sorge und Angst lebe ich täglich. Seit dem 6. August, wo ich auf der „Manila", dem Reichspostdampfer, auf der Rückkehr von Neu-Guinea die Nachricht vom Beginn des großen Krieges in Amboina erhielt, bis heute sorge ich mich um Dich.

Hast Du meine Briefe von Amboina erhalten? — Ich lebte vierzehn Tage als Gast des Kapitäns R. auf der „Manila" im Hafen von Amboina. Vom

6. August bis 24. August. Dann fuhr ich siebzehn Tage auf einem holländischen Handelsdampfer als Passagier zweiter Klasse nach Batavia. Es war eine unangenehme Reise. Denn die Holländer hier sind nicht gut gegen die Deutschen gestimmt, und die Schiffsoffiziere beleidigten mich, wo sie nur konnten, besonders der erste Offizier. Er sagte mir ins Gesicht, er wünsche nicht, daß die Deutschen siegen. Ich habe viel gelitten während der siebzehn Tage.

Ich blieb dann nur einige Stunden auf Java in Batavia bei H. Er hatte den Kopf voll zu tun. Er lieh mir einige hundert Gulden. Mit diesem Geld konnte ich dann eben nur mein Billett bis Belawan-Medan an der Nordostküste von Sumatra (Schiffsreise) bezahlen.

Ich war um Mittag in Batavia angekommen, und am Nachmittag um fünf Uhr fuhr ich mit einem anderen holländischen Schiff wieder von Java nach Sumatra weiter.

Diese Reise dauerte fünf Tage. Sie war aufregend, da das Schiff nachts Singapore und englische Kriegsschiffe passieren mußte. Wir legten nicht in Singapore an. Aber wir sahen die Scheinwerfer des Hafens und der Schiffe.

In Batavia hatte man mir gesagt, ich könnte nicht daran denken, mit einem holländischen Schiff nach Holland zu kommen. Denn alle Deutschen würden auch von den holländischen Schiffen unterwegs heruntergeholt und in Singapore, Colombo oder Suez als Kriegsgefangene festgehalten.

Aber man glaubte, daß ich unbehelligt bis Sumatra reisen könnte, weil ich dort bei Herrn S. auf der Gummipflanzung in Lima Poeloe den Frieden abwarten wollte.

Nun bin ich seit 17. September bei Herrn Sch. auf Sumatra.

Es ist Regenzeit jetzt auf Sumatra. Und es regnet täglich grauer und schwerer, als es jemals in den Regensommern im Guttenberger Wald geregnet hat. Die Luft ist dabei beengend heiß und feucht.

Du weißt, daß kein Norddeutscher Lloyddampfer

mehr geht, und da mein Rückreisebillett nicht mehr gültig ist und nicht übertragbar auf holländische Schiffe, brauche ich dringend Geld zur Heimreise. Denn ich sehe ein, ich kann in diesem Klima mit meinem geschwächten Herzen nicht länger bleiben. Ich muß doch versuchen, mit einem holländischen Schiff nach Holland zu kommen.

Ich bin nicht mehr militärpflichtig, also werde ich auch wohl kaum kriegsgefangen genommen. Ich will aber lieber in England Kriegsgefangener sein, als hier in dem mich erdrückenden Klima zu lange bleiben.

Hier kann ich nur tägliche Unterkunft, aber kein Geld bekommen. Ich habe seit Mai, seit Deinem letzten Brief aus Stockholm, wo Du von Ruth schreibst, daß sie krank liegt, noch keine Nachricht und auch keine Geldsendung erhalten.

Du kannst Dir denken, wie traurig es in meinem Herzen ohne Nachricht von Dir aussieht. Die Post, die in Singapore für mich an B. M. & Co. von Europa kam, habe ich nicht erhalten, da sie beschlagnahmt wurde, als alle deutschen Geschäfte geschlossen werden mußten. In Colombo und Singapore und Suez sind die Deutschen, die militärpflichtig waren, als kriegsgefangen erklärt worden.

Herr Sch. ist sehr liebenswürdig zu mir: er ist verheiratet und hat zwei Söhne. Den älteren von fünf Jahren will ich nach Europa mitnehmen. Er will gern, daß der Kleine dort als Europäer erzogen wird. Aber das Kind spricht nur malaiisch, da seine Mutter Malaiin, das heißt Battakerin, das heißt eine Eingeborene von Sumatra ist.

Der kleine Knabe, der Karl heißt wie sein Vater, ist so weißhäutig wie irgend ein Europäer und hellblond und hat braune Augen. Er ist äußerst sanft, graziös und sehr still und lieb.

Er steht stundenlang neben mir, wenn ich am Schreibtisch arbeite, und sieht mir zu und legt seinen Kopf auf die Tischplatte, lautlos und friedlich. Sch. ist Administrator dieser großen Gummibaumpflanzung, deren Bäume Heveabäume heißen, und deren Produkt auf dem europäischen Markt Rubber heißt. Die

Pflanzung ist erst vier Jahre alt, und es wird an den Baumstämmen noch kein Rubber abgezapft. Viele Kilometer weit sind um das Haus hier nur Reihen graustämmiger Rubberbäume, die im Laub wie Nußbäume aussehen. Es ist das ein sehr einförmiger Anblick. Nur der Urwald, der um den Rand der Pflanzung weit weg liegt, ist interessant. Dort kommen Affen, Wildschweine, Tiger und Elefanten heraus, die manchmal die Pflanzung streckenweise zerstören.

Ich habe aber noch keine der wilden Urwaldherrschaften gesehen. Hier wo wir wohnen, war vor vier Jahren meilenweit überall Urwald, und Sch. hat die Riesenpflanzung allein mit achthundert Kulis angelegt. Der Boden gehört einer belgischen Gesellschaft, die ihre Kapitalisten in Paris wohnen hat. Jetzt zur Regenzeit werden viele Wasserabzugskanäle gegraben. Das ist die tägliche Arbeit. Denn die Gummigewinnung fängt erst nächstes Jahr an. Ich begleite Sch. morgens oder abends auf seinen Rundfahrten im Wagen durch die einförmigen Baumreihen. Wir leben fern von aller Kultur. Die Hauptstadt Medan ist eine Tagereise weit von hier. Die Post und Eisenbahn eine halbe Tagereise mit Wagen und Auto. Durch das Telephon bekommen wir aber täglich Kriegsnachrichten aus der Hauptstadt Medan. Alle drei Tage kommt die Post mit dem Postauto und bringt Zeitungen.

Der traurige Krieg, das Klima und vor allem die Trennung von Dir greifen mein Herz sehr an. Ich fühle Atemnot und Beklemmung und sehne mich nach einem frischen Luftzug. Wenn ich nur bald von hier fort könnte. Ich habe ein Telegramm von Dir hier, das am 29. August aus Strömstad kommt: „Telegraph Departure possible", jetzt erst erhalten. Erst dachte ich, Du wolltest kommen, aber das ist ja ganz unmöglich. Ich habe nur eine Sehnsucht, so bald als möglich von hier fort zu kommen.

Ehe ich Dein Telegramm erhielt (es ist mir nach Amboina von Batavia geschickt worden, und von Amboina nach Sumatra nachgeschickt), hatte ich Dir aus

Medan vom deutschen Konsulat telegraphiert, bei meiner Ankunft hier. Deine Antwort: „Well" habe ich fünf Tage später bei Sch. durchs Telephon erhalten. Ich war entzückt und beglückt, daß Du wohl bist, und daß das Telegramm aus Stockholm kam, wo ich Dich bei Deiner lieben Mutter und der lieben Ellen gut aufgehoben weiß.

Aber wie wirst Du jetzt Geld für mich bekommen? Diese Sorge tut mir weh. Kein Brief geht von hier nach Deutschland; ich kann weder an den Verlag nach München, noch an irgend jemand in Deutschland schreiben. Denn es geht keine Post dorthin.

O möge doch wenigstens der Brief in Deine Hände kommen. Jetzt bin ich sechs Monate von Europa und von Dir fort. Und Du wirst wie ich fühlen, daß ich mich heftig sehne, zu Dir zu kommen.

Ich glaube nicht, daß der Krieg noch sehr lange dauern wird.

Vielleicht wird schon Friede gemacht, wenn dieser Brief zu Dir kommt. Drei Monate sind es dann seit dem Kriegsanfang.

Ich bin so froh, daß Dich wenigstens meine Telegramme erreicht haben. Ich habe leider kein Geld, sonst hätte ich Dir öfter telegraphiert. Aber das letzte Telegramm kostete dreißig Gulden. Ich hatte brieflich von Amboina aus B. in Batavia gebeten, Dir von mir: „Well and safe" zu telegraphieren. Doch da war ich selbst noch gar nicht „well and safe" in Batavia, sondern noch in Amboina. Aber ich hoffte täglich dorthin zu kommen und hoffte, bei B. Gast sein zu können. Ich sah aber, als ich nach Batavia kam, daß Herr B. voll von Sorgen war, und daß es besser wäre, aus dem heißen Batavia fortzureisen. Ich hatte gut daran getan, denn heute berichten die Zeitungen, daß in Batavia die Cholera ausgebrochen ist. Hier ist es zwar drückende, herzbeklemmende feuchte Urwaldluft, aber es ist nicht Malaria und keine ansteckende schlimme Krankheit auf Sumatra. Wenn ich mich nicht herzleidend fühlen würde, könnte ich es recht gut hier aushalten. Aber ich fürchte zu ersticken an Atemnot, so schwer ist oft die Luft beim Gewitter.

Es ist täglich Gewitter, und furchtbares Gewitter, wie niemals bei uns.

Die Kinder im Hause erquicken mich sehr. Die eingeborene braune Frau aber sehe ich fast nie, nur von weitem. Sie lebt mehr wie eine Haushälterin, was sie eigentlich auch ist, aber sie ist sehr hübsch und sehr heftig von Charakter, denn ich erschrecke immer, wenn ich ihre Stimme höre, mit der sie wie eine Urwaldwilde zu den Kindern spricht.

Das Haus ist einfach, aber gemütlich. Eine große eingebaute Veranda, viereckig, ist der Empfangsraum. Dann ein längliches Speisezimmer, ein Schreibzimmer und einige Schlafzimmer. Die Zimmer haben keine Decken, man sieht von allen Räumen hinauf in das Dachgebälk, das mit getrockneten Palmenblättern statt mit Ziegeln gedeckt ist. Die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern nur Fensterladen oder Drahtgitter gegen Moskitos. Das Haus steht auf Steinpfosten und hat nur Erdgeschoßräume.

Auf den Pflanzungen in Sumatra gibt es keine Sonntagfeier. Nur der erste und der sechzehnte jedes Monats werden als Feiertage angesehen. Morgen ist der erste Oktober, also ein Feiertag. Da werden die achthundert Kulis, die sich aus Chinesen, Javanen und zweihundert Javanenfrauen zusammensetzen, ihre eingeborene Musik machen, auf die ich mich freue. Manchmal hört man nachts Gongmusik aus einem fernen Battakerdorf im Urwald. Wenn ich morgens um halb sechs Uhr meine Lampe auslösche, tönt die Musik immer noch aus dem Wald. Sie musizieren die ganze Nacht. In allen Zimmern brennen nachts Lampen bis zum Morgen, für den Fall, daß Schlangen oder wilde Tiere oder diebische Kulis kommen sollten. Und fast immer blitzt es und donnert es während der ganzen Nacht. Das wäre kein Platz hier für Deine liebe Mutter, die sich so sehr vor den Blitzen fürchtet. Hier aber sind sie wirklich unheimlich, die Gewitter.

Ich kann gar nicht aufhören, an Dich zu schreiben, Annieherz mein. Ich habe Dir lange nicht geschrieben, weil es immer heißt, die Briefe kommen doch

nicht an. Nun aber die Telegramme an Dich angekommen sind, hoffe ich, daß vielleicht die Post gnädig ist und diesen Brief eines sorgenvollen und sehnsüchtigen Mannes an sein geliebtes Weib an die Adresse kommen läßt. Aber ich weiß gar nicht, ob wegen des Krieges Postschiffe nach Schweden hin verkehren.

Es donnert im Himmel. So donnert mein Herz vor Sehnsucht nach Dir. Ich küsse Dich, Annieherz mein.

Dein Herrle.

Brastagi, 4. Dezember 1914. Freitag

Seit gestern morgen bin ich mit Frau Doktor Sch. hier oben auf der Hochfläche im Haus der Tabak-Gesellschaft Senembah. Der Ort heißt Brastagi. Das Haus steht leer und wird von Mitgliedern der Senembah-Gesellschaft manchmal zur Erholung besucht.

Vorgestern, am 2. Dezember, nachmittags zwei Uhr fuhr ich im Wagen von Tanah-Besih, zur Station Tebing-Tinggi. Von dort im Zug um drei Uhr vierzehn nachmittags nach Lubu-Pakam (fünf Uhr). Dorthin hatte mir Herr H. sein Auto geschickt, das mich nach Tandjong-Morawa zu Doktor Sch. brachte, wo ich bei Sonnenuntergang gegen sechs Uhr eintraf.

Die Baumstämme bei Doktor Sch.s Terrasse vergoldeten ihre Stämme und Äste im letzten Sonnenstrahl, der hoch oben wie ein Goldregen in den Park fiel. — Im Pavillon schlief ich herrlich in einer ruhigen Nacht; so ruhig habe ich noch nie in den drei Monaten, seit ich auf Sumatra bin, geschlafen. Ich glaube, es kommt daher, daß das Haus von einer europäischen Frau geleitet wird und einem geistig arbeitenden Mann gehört.

Morgens gegen sechs Uhr wachte ich erquickt auf. Von meinem weißverhüllten Moskitonetz-Bett aus sah ich durch die offene Tür und das durchbrochene Geländer der Veranda den grünen besonnten, taufrischen Rasen des Parkes hereinleuchten. Die Vögel sangen wie im Frühjahr im Würzburger Hofgarten am dritten Dezember jubelnd aus den hohen Königspalmen und

12*

den rotblühenden Tulpenbäumen am Rand der Rasenfläche.

Ich hatte am Abend meinen Koffer gepackt, und um halb acht Uhr hatten Frau Doktor Sch. und Doktor L., der von T.s Haus zum Morgenbesuch herübergekommen war, alles Gepäck im Auto verstaut.

Immer im Sonnenschein, fuhren wir durch den Garten, den weiten, wo alle die schönen luftigen Krankenpavillons und Häuser für Krankendienst, einer hübschen Villenkolonie ähnlich, unter herrlichen Palmen bei Rasen und Tropenbüschen im Sonnenschein leuchten. Dann flogen wir auf sonniger Morgenstraße zwischen grünen Palmen und Bambusstauden und großblätterigen Teakbäumen nach Medan. Unterwegs fiel mir eine Herde schwarzer Wasserbüffel auf, die sich zum Schlummer in einem morastigen Gewässer ausgestreckt hatten. Sie lagen alle wie verendet Leib bei Leib, halb vom Wasser überschwemmt. Sie rührten sich auch kaum, als wir auf der polternden Holzbrücke dicht an ihren Köpfen im Auto vorbeischossen.

Zuerst lag das Gebirge, das sehr an die blauen Vorberge der Alpen bei München erinnert, in langer Kette unter dem Silber weiß blendender Morgenwolken breit in der Ferne gelagert. Dann schoben sich Hügel näher, an denen der Weg sich hochschlängelte. Der Weg machte viel Schleifen. Das Auto fuhr gut und nahm die Steigungen brav. Wir begegneten an einer Wegkante einem offenen Personenauto, das Chinesen und Malaien von der Hochfläche nach Medan und wieder zurück fährt.

Dann begegneten wir den ersten blaugekleideten Battakfrauen. Sie tragen dunkelblaue, tiefblaue, fast schwarze Tücher um den braunen Leib bis über die Brüste gewickelt und ein gleiches Tuch überm Kopf. Auch die Männer sind in den gleichen blauen Stoff gekleidet. Es sind die ersten Menschen auf der Welt, die ich sah, bei denen sich Männer und Frauen in gleiche Stoffe und gleiche Farben kleiben. Das dunkle Blau, der braune Leib und das braune Gesicht unterm blauen Tuch sieht in der saftgrünen Landschaft wie von einem Künstler zusammengestellt aus; so gut ist

alles gestimmt, daß es ungemein wohltuend ist, diese Battaker im Feld und Wald und am Weg zu betrachten.

Große Farrenbäume wachsen an den Höhen unter dem Gewühl hoher Pukanpalmen und großblätteriger Teakbäume; Durianbäume, Betelpalmen, hellstämmig senkrechte, mit großem dunkelgrünen Wedelbüschel oben, standen reichlich auf allen Hügeln; daneben himmelragende Riesen-Urwaldbäume, Bäume, höher als hohe Kirchtürme, mit senkrechtem Schaft geradeaus in den Himmel geschossen. Viel Farrenkraut und wilde Bananenstauden. Aber vor allem der Farrenbaum, der aussieht, als sei auf einem Stamm ein Rand von feinen, großen grünen Federn schirmartig aufgespannt. Aber an Tierwelt wenig, keine Vögel, keine Tiere. Wir fuhren zuerst noch durch Tabakpflanzungen an Tabakscheunen, Kuli-Pontoks und Rudeln von Arbeits-Kulis vorbei. Allmählich erschien das Tal immer enger und höher, feuchter und kühler die Urwald-Bergwände. Eine kostbare, europäisch leichte Luft kam uns entgegen. Es war köstlich, befreiend leicht aufatmen zu können, endlich nach Monaten ein Schluck frischer Luft. Und die Frische blieb, verflog nicht gleich wieder in Treibhausschwüle. Der Luftzug wurde von Steinkühle und Quellwasserfrische köstlich gereinigt. Tat wohl und wohler, stimmte glücklich heiter, fröhlich und machte wach und gesprächig. Eisiges Gebirgswasser glitzerte über eine breite Gesteinsbank in einer Schlucht rechts am Weg. Das Wasser blieb und rauschte. Die Bergwände wurden an den Rändern von Nebeln ausgefranst. Nebel kamen rauchend wie Dämpfe von der Höhe zur Tiefe über die Bergkämme zum Tal herunter. Wir schossen immer vorwärts. Immer tiefer in die Bergwelt und immer höher. Das Auto überkletterte in einem großen Wildholzwald, wo die Palmenwelt bereits fehlte, einen Gebirgsgrat. Wir sahen am Weg manchmal Sanatoriumhäuser für Europäer liegen. Dann ging es an einem runzeligen Berg vorbei. Das Auto hielt manchmal. Dann plauderten wir mit fröhlichen, ernsten, naturgütigen vorübergehenden alten und jungen Battakmännern, die rüh-

rend herzlich und wie Waldpflanzen natürlich waren. Dann kroch das Auto auf langer Straße aus dem Wald hinaus, bei einigen Chinesen-Kaufbuden vorbei, und vor uns lag die Hochfläche.

Eine unendlich leicht wellige Erdfläche, wie ein grünes Grasmeer, mit Baumständen, die dunkle Inseln bilden. Und in den verschiedenen Himmelsrichtungen erheben sich kleinere und größere Berge auf der grünen Fläche, wie gewaltige blaue Töpfe zum Äther. Jeder Berg ein toter oder lebender Krater. Unterwegs schon fragte mich Frau Doktor: „Riechen Sie den Schwefel?" Es rann Schwefelwasser am Bergweg herab. Und gelbes Schwefelmoos wuchs an Erdbrüchen.

Und nun sah ich zwei mächtige Krater rauchen. Den einen Berg, der dem Fuji in Japan gleicht, hat Frau Doktor besonders als ihren Freund genannt. Der andere ist in der Mitte breit gespalten, hat keinen Kopf mehr und raucht gewaltig aus der schwefelgelben Spaltenschlucht.

Ich habe mir immer Krater zu sehen gewünscht. Und nun hatte ich sie wieder ganz nah. Und dazu die köstliche Frische, die glückliche Weite der Hochfläche. Im Südosten, wo bei den Bergen lange Erdstriche und lange Wolkenstriche lagen, war der Abgrund, wo das Tobameer unten liegt, dreihundert Meter tief. Das Meer ist drei Mal so groß als der Bodensee in Deutschland. Und in ihm liegt eine Insel, die selbst wieder so groß wie der Bodensee ist. Aber hier vom Weg, wo wir fuhren, war es noch zwei Autostunden bis an den Meeresrand. Wir rasten in den Senkungen und Windungen der sanft und unterhaltend bewegten grünen Hochfläche gegen die beiden rauchenden Krater hin. Zwischen ihnen auf großen Meilen grüner Grashänge leuchteten einige wenige rote Dächer. Die neuen, jungen Häuser der Europäer. Das älteste steht erst seit 1907, die andern sind kaum ein bis zwei Jahre alt. Das Wohnen hier oben ist noch ganz neu. Am Weg lagen auch Reihen von Buden der Chinesen, die hier den Europäern alles zum Haushalt Notwendige heraufbringen und verkaufen.

Dann hielt das Auto, und glücklich und überbefriedigt von der herrlichen Umgebung, vom weiten Blick, von der Bläue der Waldberge, von der Nähe der Krater, von der kühlen, erfrischenden Bergluft, und nicht zuletzt glücklich über die Nähe europäischer Damen, die ich seit Monaten hatte entbehren müssen, wanderte ich neben Frau Doktor Sch. und Frau B. zu den Häusern.

Es sind hübsche, saubere, fensterreiche, luftige Holz-Landhäuser. Zeitgemäß und freundlich und behaglich geräumig gebaut, mit sauberen hellen Holzmöbeln und guten Eisenbetten ausgestattet. Von allen Fensterreihen hat man nach allen Seiten kostbare blaue und grüne Hochflächenbilder und hellen Himmel und frische, weite europäische Luft.

Man kann vor allem wieder wandern, weite schöne Wege durch die Strecken von Lalanggras machen. Man darf gehen, ohne beim dritten Schritt zu schwitzen. Was das bedeutet, versteht nur der, der die Tropen kennt, wo man Winter und Sommer ohne Bewegung wie im Dampfbad schwitzt.

Ein Haus, wo ein Landbaulehrer wohnt, der den Battakern im Auftrag der Regierung Kartoffel- und Gemüsebau lehrt, war auch dort. Sein erleuchtetes Fenster sah in die Nacht.

Die zerstreuten Villen, die fünf oder acht, zeigten auch im Dunkel von den Höhen herunter erleuchtete Fenster; man glaubte nicht, daß man zweitausend Meter über dem Meer im Innern von Sumatra war. So wohnlich traulich blinkten die Lichter aus den zerstreuten Häusern von den Matten durch die Nacht.

Wir gingen einen herrlichen engen Schluchtweg. Einen richtigen Battakerpfad. Wir wollten zum Battakerdorf, das drüben über der Schlucht unter Bäumen in einem Hain lag. Wir kletterten nach Durchwaten der Reisfelder wieder am Hang hinauf. Wir fragten arbeitende blaugekleidete Battakerfrauen im Feld. Wir fanden unter rotblätterigen Bäumen ein Battakergrab. Zwei Tassen mit Opferessen standen auf dem kreisrunden erhöhten Grab, das im Kreis von rotblätterigen Baumstauden umstanden war. Dann

kamen wir zum Kampong Kling. Wir gingen enge, schmale Eingebornenpfade unter Bäumen. „Jeder Baum eine Festung," sagte Frau Doktor Sch. Das heißt, in Kriegszeiten vor zehn Jahren noch war es so.

Dann sahen wir die ersten weißen gesenkten Widderköpfe oben an beiden Enden des hohen Hausgiebels einer Hütte. Diese hohen geschweiften, hochgetürmten Hüttendächer sind prächtig; und geheiligt von alter Überlieferung der Vorväter dieses Volkes, ragen sie hoch in die höchsten Baumkronen.

Bei einem grünbeerigen Kaffeebaum traten wir durch den Dorfzaun. Wohl an zwanzig Hütten, eine an den Planken der Wände rot und weiß bemalt, alle mit gehörnten Widder- oder Stierköpfen an den mächtigen Giebeln geschmückt, starrten auf hohen Pfahlbeinen stehend in die Luft.

Wir kletterten in eine der dunklen Hütten. Es roch nach gebeiztem Rauch in dem alten Gebälk drinnen.

Wir sahen dann auch einen Seiler in der Mitte des Dorfes zwischen den Hütten arbeiten. Ein altes Weib bettelte uns an. In einem Reisstampfhaus oben standen schöne junge Mädchen, die langen Stangen beim Stampfen schwingend. Burschen, die im Schatten unter der Diele eines anderen Hauses lagen, lachten über uns, als Frau Doktor Sch. das Reisstampfen versuchen wollte. Ein Weib saß in einem Haus und färbte in Petroleumblechkasten Stoffe mit Indigo- und Schwefelbrühe blau. Kinder spielten auf den Veranden der Häuser. Blaue gewaschene Tücher trockneten dort. Schwarze Rindenhaarbüschel von der Zuckerpalme lagen aufgehäuft. Auch Bambusrohr. Männer schnitzten dünne Latten. Ein altes Haus wurde abgebrochen. Alle Hühner gackerten lärmend und aufgeweckt, als wir in das Dorf einbrachen. Battakerhunde, schwarze, glatthaarige, bellten von den Vorsprüngen der Bretterböden der Häuser. Die ernsten Menschen in ihren blauen Tüchern aber gingen oder arbeiteten, ohne uns zu beachten.

Eben rief mich der Boy hinaus, von Frau Doktor geschickt, damit ich den schwefelgelben Abendhimmel

über dem Krater Sinabong mit den rauchlila Wolken sehen sollte. Es war verblüffend, erdbebenartig, unheimlich.

Brastagi, 5. Dezember. Samstag

Das Märchen, das gestern am Aussichtshäuschen Frau Doktor Sch. erzählte, war: Die beiden Feuerberge, die man hier oben rauchen sieht, hatten in früheren Jahren immer Streit miteinander. Damals hatten beide noch ihre Köpfe (Gipfel). Jetzt hat nur noch der eine, der Sinabong, seinen Kopf behalten. Denn eines Tages war der andere, der Sibayak (Häuptling) so wütend auf den Sinabong, daß er sich seinen eigenen Kopf abriß und ihn nach dem Sinabong warf.

Dort in der Ferne der kleine tote Hügel, der waldbewachsen in Lalangfeldern liegt, ist einst der Kopf des Sibayak gewesen.

Heute ist es im Morgen schwer grau gewesen. Die Rasenschere klappert. Und die Berge halten sich jetzt noch in den Nebeln versteckt. Aber große rosa Malven und kleine hellrosa Rosen blühen in der Nebeldunkelheit, und ich bat sie, die Sonne zu wecken.

Die Sonne ist nicht hervorgekommen. Es hat öfters angefangen zu regnen, und wir haben uns in einem chinesischen Kedée (Kramladen) zwei papierne ländliche Schirme gekauft.

Samstag war also Battaker-Markt unten an der Landstraße. Es sah nicht bunt, sondern dunkelblau aus. Denn alle Frauen und Männer sitzen in dunkelblauen Tüchern einfach und ernst mit ihrer lederbraunen Haut am Boden und verkaufen Gemüse, Kartoffeln, Stoffe, Hühner und anderes.

Montag morgen, als die beiden Herren im Auto abgereist waren, standen wir noch und suchten das Auto in den Lalangfeldern zu finden, wenn es mit seinem glänzenden Leinwanddach immer ferner auftauchte.

Frau Doktor Sch. sucht immer Plätze auf dem Rasen aus, wo sie Bäume pflanzen lassen will. Wir haben auch schon viele Regenbäume und rote Büsch

anpflanzen lassen. Und ich helfe mit, die Plätze für die Bäume beim Senembah-Haus zu bestimmen. Es ist das sehr unterhaltend. Meistens sind die Bäume gewöhnliche Holzpfähle, die Schößlinge treiben, und diese Pfähle werden in die Erde eingesetzt.

Im Hause ist eine schöne weiße Katze, ganz weiß, die immer auf den Tischen und Türschwellen liegt. Sie hat auch einen Gemahl, einen weißen, schön schwarz gefleckten Kater. Der begleitet sie getreulich. Diese Katze bleibt, seit ich sie gegen Frau B.s Hunde verteidigt habe, ruhig vor mir mitten im Gang auf der Treppenstufe liegen; wenn ich vorübergehen will, muß ich über sie fortsteigen. So bezeigt sie mir ihr ganz besonderes Vertrauen und will mich damit ehren, daß sie vor meinen Füßen liegen bleibt und nicht flieht, wenn ich komme. Ich freue mich jedesmal darüber und steige behutsam über die bequem zusammengerollte schöne weiße Person fort.

Auf den Spaziergängen begegne ich vielen Blumen im Lalanggras. Man lernt täglich immer mehr kennen. Kleine helle Orchideen, große rosa Malvenblüten, eine Art lila Kornrade, eine gelbe Ringelblume, weißwollige Grasblüten, große gelbe Kürbisblüten, rosa Tabakblüten, rote und gelbe Schwertlilien, lila und gelbe Strohblumenarten, — alles wilde Blumen in Büschen, weithin leuchtend im Gras. Um die Häuser in den Gärten wachsen hier viele goldgelbe Margaretenblumen, rosa Rosen und Teerosen an Bäumchen, lila Heidekraut und der Gedong-dong-Fruchtbaum mit großen, pflaumenartigen rötlichen Früchten. Auch wächst viel Bambus in Staudengruppen und eine Tanne Tjimara, die sehr fein und zart ist.

Es schlägt Mitternacht, ich muß schlafen gehen.

Brastagi, 11. Dezember. Freitag

Ich habe mehrere Aussichten auf die Hochfläche gemalt, Fernblicke und Vulkane, mit Aquarellfarben.

Am 7. Dezember vormittags ging ich mit Frau B. zum Kampong Kling, und wir zeichneten das Battakerdorf. Wir saßen nebeneinander auf einem Zaun. Um uns versammelten sich ein paar jüngere neugierige

Battaker. Die Knaben standen still und sahen zu. Aber ein junges Battakerweib und ein junger Bursch neckten sich hinter uns. Er hatte eine Gerte, mit der er ihr drohte. Sie pufste ihn. Sie lachten. Sie war am Hals sehr schmutzig. Sie hatte ein großes Tuch um den Kopf, breit wie ein Dreimaster gebunden. Hellblaues Unterkleid, dunkelblaues Oberkleid als Kaftan geschnitten. Ein paar Ohrringe, goldene, und ein breites derbes Gesicht, braun, und blaue Lippen. Schwarze Zahnstummel im Mund. Denn die Frauen hier reißen sich die Zähne aus. Weil sie zahnlos hübscher seien, behaupten sie. Die beiden jungen Battakerleute bliesen sich lustig von dem Baum hinter mir die Ameisen, die da hinauf liefen, gegenseitig ins Gesicht. Ein Knabe kauerte in einem Wachhaus neben dem Zaun und flötete auf einer selbstverfertigten Rohrflöte. Nebenan saß ein malaiischer Schneiderbursche bei einer Nähmaschine am Boden und arbeitete.

Im Dorf kläfften die Hunde auf den Brettervorsprüngen der hochgiebeligen Hütten. Die Hühnerscharen, unter den Hütten zwischen den Pfostenbalken kauernd, gackerten. Ein Seiler arbeitete mitten im Dorf, er machte aus dem langen schwarzen Palmrindenhaar der Zuckerpalme schwarze Seile. Es war friedlich, arbeitsam und alles erstaunlich geordnet hier, wie in einem europäischen Dorf.

Im Reishaus stampften Mädchen den Reis. Ein Haus wurde abgerissen. Eine alte Frau bettelte uns an. Ein Junge wurde auf einer Veranda geschoren und saß am Boden einer Bretteraltane, indessen der Friseur stehend arbeitete. Nur ein Haarbüschel auf dem Kopf, nahe der Stirn, blieb stehen. Einer der Knaben daneben, der schon geschoren war, zupfte sich an diesem Büschel, er war augenscheinlich noch nicht an das neue Kahlsein gewöhnt.

Beim Heimweg sahen wir in einer Schlucht an hohen Stengeln rosa Blüten mit lappigen großen Blättern am Stiel, es waren die ersten Tabakblüten, die ich sah.

Heute ist Nebelregen, noch jetzt nach dem Frühstück um neun Uhr morgens regnet es. Das Thermometer zeigt täglich im Schatten fünfzehn bis neun-

zehn Grad Réaumur. Wir frieren. Das Wasser der Dusche morgens scheint mir bitter kalt. Abends trage ich einen wollenen Sommeranzug. Tags über aber Leinwandanzüge, weiß oder khaki. Die ölgetränkten chinesischen Papierregenschirme müssen wir beim Ausgehen immer mitnehmen; es regnet öfters.

Gestern abend im heranziehenden Nebel ging ich mit Frau Doktor Sch. zum Haus von Frau R., das geschlossen ist, weil R.s in Medan sind. Aber das braune Holzhaus liegt am höchsten von allen Häusern, und die Aussicht ist schön.

Heute nacht habe ich unendlich viel geträumt. Ich wachte ermüdet bei Tagesgrauen auf. Dann kommen immer, wenn es eben Tag werden will, die Haussperlinge auf die Dachrinne oben über meinem Schlafzimmerfenster und halten Sonnenaufgangschule ab. Sie zählen und sagen das Sperling-Einmaleins her. Das kann ich jetzt auch pfeifen, und ich unterhalte mich öfters am Tag damit, ihnen das Sperling-Einmaleins vorzupfeifen.

Brastagi, 13. Dezember. Sonntag

Gestern morgen am Markttag waren wir, die drei Damen und ich, im Kampong Kling. Frau B. und ich zeichneten ein Reis-Stampfhaus im Dorf. Das Dorf war fast leer, nur einige junge Burschen umstanden uns. Unterwegs begegneten wir in den schmalen Feldpfaden Battakern aus verschiedenen Dörfern, die im Gänsemarsch zum Markt zogen. Man sah im hohen scharfen Lalanggras und zwischen den hohen, rauhen, raschelnden Farrenkräutern, mit denen der Lalang durchwachsen ist, zuerst die hellen Körbe auftauchen, die die Battaker auf dem Kopf tragen. Sie hatten meistens Kartoffeln, kleine helle Kartoffeln, in den Körben auf dem Kopf. Sie wandern lautlos. Man sieht die braunen nackten Oberkörper und die braunen Arme sich rötlich vom grünen Gras abheben und den dunkelblauen Stoff, den sie um die Beine geschlungen haben, und aus dem manche auch dunkelblaue Jacken tragen. Manche haben einige Hühner im Arm oder auf den Korb gebunden.

Auf dem Heimweg um elf Uhr regnete es in Strömen. Wir stellten uns unter ein Hüttendach, auf einer Anhöhe, wo schon an zwanzig Battakleute, Männer, Frauen, Kinder und Ochsenkarren aufgereiht standen. Ich konnte hier, indes der Regen vom Dach links und rechts von mir niedertroff, die schönen jungen Mädchen, die Kinder und die Burschen beobachten. Einige Kinder hatten dicke Silberketten um den Hals. Eine Frau hatte große goldne Siegelringe, das Siegel talergroß. Auch haben die Mädchen einen langen Silberstangenschmuck, den sie durch die Ohren gesteckt tragen.

Oft, wenn sie den Schmuck, da sie verarmten, abnehmen mußten, haben sie dann im Alter nur noch die großen Löcher in den Ohrmuscheln.

Ich grüble täglich darüber nach, wie ich es machen soll, daß ich von hier fortkomme. Ich leide stündlich unter diesem Festsitzen in einem Lande, das nicht mein Land ist. — Ach, wie ich leide! Ich sehne mich nach Annie, — manchmal glaube ich, daß ich das alles nur träume. O wäre ich doch nie von Deutschland und Annie fortgereist!

Draußen in der Nacht regnet es laut. Es rauscht in der Luft und plätschert von den Dachrinnen des Hauses auf die Erde im Garten. Seit den letzten Tagen ist viel Nebel, viel graues Wetter, viele Regenstunden.

Eben beim Abendessen, wo manchmal Haufen von fliegenden Ameisen bei Frau B. zum Fenster hereinkommen und unter der Hängelampe in Haufen auf den Eßtisch fallen, fing Frau Doktor Sch. zwischen ihren zusammenklatschenden Händen einen Moskito. Und als dieser getötet auf das Tischtuch fiel, rief Frau Doktor laut aus und erschreckte uns alle: „Ein Anopheles!" das heißt, ein Malaria-Moskito. Sie trug ihn dann später zwischen Papier gepreßt nach Hause ins Senembah-Haus, wo wir beide wohnen, und legte ihn in ein Reagenzglas, um den Anopheles ihrem Manne mitzubringen. Ich hatte vorher noch nie einen Anopheles gesehen. Dieser Moskito ist schwärzer als die anderen und hat gefleckte Flügel.

Die ganze Erde scheint zu zittern, so regnet es in der Nacht, die mir wie ein Sieb vorkommt, durch das Erbsen fallen.

Weihnachten werden wir unten in Tandjong Morawa bei Doktor Sch. feiern. Er will nicht heraufkommen. Weihnachten! Es regnet! Alles ist grün draußen. Die Fenster sind tags weit geöffnet. Die Damen tragen weiße Sommerblusen. Man geht am Abend nach Sonnenuntergang ohne Hut und ohne Mantel und ohne Weste in leichtem Sommerrock und Sommerhose. Man sitzt in der Abenddämmerung auf der Haustreppe. Die Battaker, in ein blaues Tuch gewickelt, sehen in ihrer schwach verhüllten Nacktheit ein wenig fröstelnd in den Regen. Es geht kein kalter Wind, keine Zugluft im Hause. Immer nur Stille, Regen, Nebel oder heißer Sonnenschein.

Gestern besuchte uns ein Battakerfürst. Er hat zweihundertdreißig Dörfer unter sich und vier kleinere Fürsten. Er ließ sich durch einen Häuptling anmelden. Er stand dann im weißen Europäeranzug im Garten, als wir vom Mittagtisch kamen. Er war einmal unten im Spital und wurde von Doktor Sch. gepflegt. Er schickte Frau Doktor Sch. gestern als Geschenk eine Schüssel rosa Battakerreis, ein Dutzend Eier und einen Korb Kartoffeln. Er kam Frau Doktor auf dem Rasenplatz vor dem Haus entgegen. Hinter ihm, am Wegrand, blieb sein Gefolge, drei abenteuerliche, in schwarzblaue Tücher oder in Khakianzüge eingewickelte, komisch ernste Gestalten, wie Vogelscheuchen. Frau Doktor plauderte mit ihm im Garten malaiisch, ich ging ins Haus. —

Von einer alten Battakerin aus Brastagi kaufte ich heute ein weißes Huhn. Es kostete sechzig Cents. Weiße Hühner sind heilig und werden auf dem Vulkan Sibayak den Göttern ausgesetzt. Droben laufen sie herum und verwildern. Und Vulkanbesteiger lassen sie von ihren Hunden fangen und braten sie. Auf den Vulkanen gibt es auch schwarze Gemsen, die die Battaker schießen.

Gestern abend litt ich sehr, als Herr Doktor V. mich immer ausfragte, was Deutschland tun würde,

wenn es keine Munition mehr hätte? Wenn es kein Korn mehr hätte? — Wenn es kein irgendwas mehr hätte? — Ich wurde ganz hart im Herzen bei allen Antworten, die ich ihm gab, und als er immer, mich quälend, neue Schwierigkeiten für Deutschland erfand. Ich war so erschöpft nachher, daß ich ihn heute gar nicht mehr sehen wollte. —

Ich lese ein Buch „Die Gezeichneten" von Madelung; meistens lese ich einige Seiten abends im Bett. Aber ich bin so zerstreut. Ich habe noch nie ein Buch so langsam gelesen, und doch ist es ein gutgeschriebenes Buch. Aber mein Sinn ist nicht bei mir, er ist zerstreut zwischen Europa und hier. —

Ich tauge zu gar nichts jetzt. Mein erstes Emdengedicht schien mir schlecht. Ich machte vorgestern ein besseres. „Der Emden Nachruf". —

Morgens stehe ich täglich um sechs Uhr auf. Abends lege ich mich zwischen neun und zehn Uhr. Nachmittags ruhe ich nicht immer. Ich malte und dichtete in den letzten Tagen in den Nachmittagstunden. —

Der Regen klatscht und hallt immer noch draußen, und die Dachrinnen pochen melodisch dazu, bald laut, bald leise. Es ist eine eintönige Schlafmusik.

Gute Nacht, Annie in Stockholm, gute Nacht! —

Brastagi, 14. Dezember

Eben, wie ich in der Dämmerung um fünf Uhr mit Frau Doktor Sch. auf der Eckveranda unseres Hauses saß, wo wir um diese Stunde immer Tee trinken, nachdem sie um vier Uhr mit ihrem Mann im Telephonhäuschen unten am Hügel telephoniert hat, kam wieder ein Verkäufer, ich kaufte für sechs Gulden einen großen, wunderbar geschnitzten Zauberstab. Der Stab stellt sieben Knaben und sieben Mädchen dar, die einander auf den Schultern sitzen und alle am Rücken durch eine lange Schlange verbunden sind. Der Stab ist alt und ganz schwarz, speckig und glatt. Oben sitzt eine größere Figur, deren Kopf von einem großen Büschel aus wehendem dunkelm echtem Menschenhaar gekrönt ist. Der Zauberstab

sieht unheimlich aus. Aber ich liebe solche unheimlichen Urvolkdinge sehr. Vielleicht werde ich mich mit dem Stab zu Annie und nach Deutschland hinzaubern können. In dem Kopf der obersten Gestalt des mannshohen Stabes soll in der Kopfhöhlung das getrocknete und gestampfte Gehirn eines Kindes sein.

Der alte Battaker, der auf den Stufen der Veranda kniete, wollte dreizehn Gulden für den Stab, dessen Schnitzarbeit wunderbar ist. Ich zahlte aber nur sechs Gulden, und er war es auch zufrieden. Sein zahnloser Mund war rot vom Betelkauen, und er war faltig und ledern, und der Mann war fast so schwarz in den Gesichtsfalten wie der Zauberstab, der alte, verräucherte. Er hatte viele schmierige alte Dinge in seinem Tuchbündel. Auch bot er mir für sechs Gulden ein altes Feuersteingewehr an. Ich wollte es aber nicht.

Während ich abends um sechs Uhr dieses schreibe, regnet es draußen plätschernd wie gestern nacht. Vorhin als wir noch beim Tee von den letzten Telegrammen sprachen, zeichnete ich die Nachbarhäuser, von der Veranda gesehen. Die Deutschen sollen die Aisne-Linie aufgegeben haben, das heißt, sich dort zurückziehen. Auch sollen die Russen bald in Krakau einrücken. — Ich hoffe es nicht!

Eine schwarze, große, dicke Hummel kam im Halbdunkel brummend von draußen auf die Veranda und stürzte gegen meinen Zauberstab, puffte mit dem Kopf an die Wand, an der der Stab auf der Veranda lehnte. Wir sagten scherzend: „Es wird ein alter Zauberer oder das Kind sein, das mit dem Zauberstab zusammenhängt und nun tot ist und in Hummelgestalt umgeht."

Ich schreibe am Eßzimmertisch bei einer kleinen Küchenlampe, die jeden Abend als Beleuchtung in meinem Schlafzimmer hängt. Draußen plaudert das Wasser vom Himmel weiter. Es ist eine Wassertöne-Musik, beweglich flüsternd und leise weithin schallend, es ist, als sängen viele hundert Quellen zugleich in der Nacht draußen. Wie friedlich ist es hier im Bereich der Battaker, und wie unfriedlich ist es fern

in Europa auf den donnernden Schlachtfeldern. Man glaubt nicht, daß der gewaltige Krieg auf derselben Erde stattfindet, auf der Sumatra liegt.

Gestern nacht, als ich zu Bett ging, habe ich mir vorgenommen, nachdem ich so viel unter dem Drang heimzukommen gelitten habe, den Drang aufzugeben. Ich will mir sagen: wenn ich über ein Jahr im nächsten Winter zu Hause in Deutschland bin, werde ich mich doch nach dem sonderbaren Sommerwinter von Sumatra zurücksehnen; deshalb will ich das Ganze als ein großes schönes Erlebnis ansehen. Will froh sein, daß ich hier sein darf einen Winter lang und will mich gedulden und nicht ewig auf Abreise drängen. Ich stoße mir sonst meinen Verstand an dem Heimwehwunsch ein. Ich will verzichten und mich einstweilen freuen, daß ich einen warmen Winter und Sumatra erleben darf.

15. Dezember. Dienstag.

Als ich um sechs Uhr aus meinem Zimmer zum Baderaum ging, begegnete mir im überdachten Flur, der das Haus mit den Hintergebäuden verbindet, ein weißes Huhn. Weiße Hühner sind heilig. Wird dieses ein feierlicher Tag werden?! — Als ich dann später angekleidet im Eßzimmer, das mein Schreibzimmer ist, die Schiebetür zur Veranda öffnete, lag die blendend weiße, schöne Katze auf dem runden Strohtisch dort vor mir im Sonnenschein. Eine weiße Katze, ein weißes Huhn! — „Gibt man dem Unbekannten ein Alphabet," sagte ich gestern abend nach Tisch zu Frau Doktor Sch., „so kann man mit den unbekannten Kräften sprechen. Man darf aber nicht zu stolz sein, lesen und schreiben zu lernen!"

Die Sonne ging heute zum ersten Mal um halb sechs Uhr klarer als sonst auf. Es war eine weiße, klare Wolkenstrecke am Fuß der fernen schwarzen Berge der Hochfläche, und darüber standen in langen gelben Lichtstreifen golden die ersten Blicke der Morgensonne.

Es schlug halb acht auf der langsam schlagenden,

beruhigenden und gar nicht eilenden Uhr des Wohnzimmers. Frau Doktor ruft mich zum Frühstück.

Ich komme vom Frühstück zurück, und mir entgegen vom Senembah-Haus, auf dem Gartenrasen vor dem Haus, kommt ein weißer Battakerhund. Er ist auffallend weiß. Und auffallend weißes Licht herrschte vorher im Eßzimmer von den sonnenbeleuchteten Morgenwolken, so daß wir die Läden beim Frühstück im halben Zimmer schließen mußten. Der weiße Hund läuft vor mir fort, das weiße Licht begleitet mich auf die Eckveranda des Senembahhauses, wo dicht bei meinem Strohsessel die weiße Katze traulich im Sonnenschein liegt; es sieht aus, als habe sie mich erwartet. Ich setze mich und streichle sie.

Draußen am Weg steht der Kinderwagen bei dem etwas entfernten Haus der Frau B., von dem ich hergekommen bin. Ich habe dem kleinen Jungen, der dort mit weißem Gesichtchen und mit dem Daumen im Mund schlief, im Vorbeigehen einen stummen Gruß zugeschickt und einen Augenblick den grünen Schleier am Wagen ein wenig geöffnet.

Jetzt steht wieder die blaue Chinesin mit leuchtendem gelbem Papiersonnenschirm beim Wagen in der Ferne, wie eine kleine Tonfigur anzusehen. Auch einige der Damen sitzen bei einigen Battakverkäufern in der Sonne auf den Rasen niedergekauert. Sie sehen in ihren weißen Kleidern auf dem sonnengelben Rasen klein aus, wie eine Gruppe Nymphenburger Porzellanfiguren.

Ein leichter Wind bewegt die blutroten Palmbäumchen, die fast alle Wege zwischen den Lalangfeldern in der sonnigen Landschaft säumen. Man hört den Wind sogar in einem fernen blauen Bergtal hohl sausen. Ich warte schon mehrere Tage darauf, den Sinabong-Berg zu malen. Aber er erscheint nur kurz, verschwindet rasch in Nebelwolken und scheint nie zu Hause bleiben zu wollen. Sonst in den ersten Tagen saß er immer blaudunkel und leichte weiße Wolken rauchend hinter dem Lalangfeld vor den Fenstern der Zimmer der Frau Doktor Sch.

Jetzt ist er nur selten zu finden.

Ich sitze und lasse die Sonne auf meinen kühlen, weißen Leinwandanzug brennen, und der weiße Battakerhund kommt wieder und streicht ums Haus. Ich glaube, er sucht mit bösem Gewissen die Spuren der weißen Katze. Ich klatsche in die Hände und verjage den Hund, der sofort feig flieht und erst fern am Abhang sich wieder auf den Rasen niedersetzt.

Die Sonne brennt mir auf Hände und Wangen. Es ist angenehm, und ich wünsche mir, am 15. Dezember, acht Tage vor Weihnachten, braun zu brennen. Aber da spüre ich wieder den Druck im Herzen, den Druck der Sehnsucht nach Annie, nach Deutschland, nach Europa. Und ich frage mich, ob das Herz einem nicht einmal platzen kann, wenn man immer solchen Blutdruck in der linken Brustseite spürt, wie ich es seit Monaten, seit dem 6. August besonders, ertragen muß.

Es ist stille, heiße Sonne. Niemand antwortet mir. Ich muß daran denken, daß ich heute nacht von meinem Jugendkameraden Willy geträumt habe. Ein Theaterstück von ihm sollte aufgeführt werden. Ich verlangte ein Freibillett zur Erstaufführung. Aber es hieß, das Stück sei schon einmal aufgeführt, zur zweiten Aufführung gäbe es keine Freikarten. Willy, der Maler ist, stand neben mir, und ich wunderte mich, daß er ein Theaterstück spielen ließ. Er lachte immer sein gutes würzburger Schulbubenlachen. Ich lachte auch. Und dann besinne ich mich auf nichts mehr.

Dieses denke ich in der Sumatra-Sonne des Morgens heute auf der Eckveranda. Die Tür zum Wohnzimmer, weit offen, zeigt mir die Uhr an der Wand, deren Messingpendel sich bewegt, gleichmäßig, unendlich und doch beruhigend, wie die eiligen hinfliegenden Schatten der glänzenden Morgenwolken draußen auf den grünen Rasenflächen.

Die weiße Katze sitzt jetzt aufgerichtet neben meinem weißen Schuh und weißen Hosenbein und sieht nach dem weißen Battakerhund, den ich verjagt habe. Ich streichle sie wieder. Sie hat rosa Haut zwischen den weißen Haaren und mondblaue gute Augen und kluge

13*

Ruhe, und ich muß an Annies Seele denken; in den Flitterwochen verglich ich Annie immer mit einer weißen Katze.

Ganz allein ging ich auf den Aussichtshügel oben über der Wasserleitung, wo der kleine runde Aussichtstempel am Hügelrand steht, und auf den Sinabong und die Ravinen sieht, die in die Erde einschneiden.

Unterwegs zeichnete ich den Sinabong. Oben im Häuschen, das nur ein Dach auf Holzpfeilern ist, von Geländern umschlossen, zeichnete ich wieder, aber der Wind geht dort immer lebhaft frisch, und im weißen Leinwandanzug war es mir kühl. Ich zeichnete dann in der Sonne einen Ausblick nach Süden auf die beiden Wächter, im Vordergrund Laub und einen großen, schönen, schirmartig ausgebreiteten Baumfarn.

Dann saß ich oben am Weg beim raschelnden Farnkraut nieder. Der Wind ging kühl durch die heißen Lalanggrasspitzen. Eine Schwalbe flog mir dicht entgegen. Die weißen Häuschen lagen mit blendenden Dächern auf den Matten unter mir zerstreut. Der große aufgebrochene Sibayak dampfte Wolkenschwaden, weiße, aus seiner breiten grünlichgelben Kraterspalte. Er war wie ein ewig opfernder Altar aus Stein. Immer stiegen hier seit Jahrhunderten Brandopfer zum Himmel, immer werden hier Wolken geboren, unermüdlich.

Dann kam ich gegen zwölf Uhr mittags zum Senembah-Haus zurück. Nachmittags sprach ich mit Frau Doktor Sch., ob ich übermorgen mit ihr nach unten in die Tropen zurückkehren soll, oder noch bleiben soll bis Montag. Wir sind noch unentschieden, ob es sich einrichten läßt. Der kleine, dreijährige blonde Junge von D.s soll plötzlich krank geworden sein, er hat starkes Herzklopfen. Man hat mittags nach dem Arzt telephoniert.

Ich entdeckte heute im Garten außer den kleinen Blüten an einem kleinen Orangenbaum auch einige weiße Blüten und grüne, noch unreife Früchte an dem Erdbeerkraut. Auch gelbe und rote Kannas blühen im Garten.

Rosa Rosen hängen an langen Dornenzweigen, die fast blattlos sind, und die Rosen sehen aus wie aus rosa Papier und angeheftet. Viele gelbe Ringelblumen blühen als Wegrandverzierung; und kleine lila Blumen, deren Namen ich nicht kenne, blühen auf einem großen Haufen in einem großen Gartenbeet. Es freut mich, so viel Blumen zur Weihnachtszeit auf grünem Rasen in warmer Sonne bei blauen Bergen zu sehen.

Jetzt ist es Abend. Ich spazierte ein wenig, um den Sonnenuntergang am „Märchenberg" abzuwarten, — so wird der Sinabong von Frau Doktor Sch. genannt. Wir plauderten zusammen gemütlich beim Gartenhügel des Hauses der Frau R. im Gras sitzend. Der Sonnenuntergang war heute im Osten schöner als im Westen. Die Wolken spiegelten im Osten das glimmende Kupferrosa geheimnisvoll zurück.

Heute abend ist es still. Kein Regen. Aber dafür singt eine Grille draußen laut, und in der Ferne singen tausend Grillen in fernem, dünnem, trillerndem Chorgesang auf den Lalangfeldern. Ich muß mich fürs Abendessen umziehen.

17. Dezember, Donnerstag

Gestern morgen machten wir einen schönen Urwaldspaziergang. Heute morgen einen Besuch im Kampong Brastagi, wo ich zeichnete und dann mit einigen Battakern eine Schachpartie spielte und gewann.

Gestern morgen besuchten wir erst Frau Konsul Sch. Sie hatte gerade im Garten gejätet. Sie zog sich rasch an, wir warteten im durchsonnten Wohnzimmer und gingen dann durch Lalangfelder zu einem Bergwald.

Im Wald stieg der Weg. Man mußte über lange schwarze Baumstämme laufen. Der Schmutz war knietief nach dem vielen Regen. Der Weg war nur ein Battakerpfad. Frau B. fand an einem Baum rote große Himbeeren, die als Schlingpflanze im Geäst leuchteten. Wir schlugen sie mit Stöcken herunter, da der Baum zu hoch war. Unterwegs, vor dem Wald auf einer grasigen Anhöhe waren wir Bat-

takern begegnet. Zwei Frauen und einem Mann, die hinter uns hergingen.

Im Wald wuchsen viele Orchideenbüschel an den Bäumen. Und an den Seiten des Weges blühten viele Päonien, weiße, mit schiefen, behaarten großen Blättern an saftigen Stengeln. Auch andere duftende weiße Blüten. Der Wald war naß und roch würzig. Er war so feucht, daß er wie frisch begossen roch und triefte. Darüber schien heiße, helle Tropensonne im Dezember.

Auf zwei Aussichtsplätzen sah man ganz nah gegenüber den Sibayak liegen. Er dampfte aus grünlichweißer Schluchtspalte dicke weiße Dampfschwaden.

Die Battaker gingen hier von uns, grüßten freundlich und stiegen ins Laubtal hinunter.

Bei schönem Sonnenschein und blauen Bergen und blauer Fernsicht kamen wir gegen Mittag vom Urwaldspaziergang aus dem naßkalten Wald über die heißen Lalangfelder zu unseren in der Sonne stehenden Häusern zurück.

Ich malte dann gleich zu Hause das Urwaldbild, das ich gezeichnet hatte. Ich male jetzt fast täglich halbe Tage, immer nachmittags bis zum Dunkelwerden. —

Heute abend — es ist halb neun Uhr — fällt wieder Regen, das Heer der Tropfen rauscht ausgebreitet über Haus und Feld in der Nacht draußen und tropft in den Dachrinnen; das Haus hat Herzklopfen im Regen, wie Menschen bei einem lebhaften Erlebnis.

Um mich ist weite Nachteinsamkeit. Ich kam eben langsam vom Haus der Frau B., wo ich mit den drei Damen zu Abend aß, mit meinem Ölpapierschirm unter dem Regen hinwandernd in das große, leere Senembah-Haus zurück. Frau Doktor Sch., die heute nachmittag um drei Uhr nach Hause, nach Medan und Tandjong Morawa gefahren ist, vermisse ich sehr. Sie war so wach und lebhaft frisch und war wie das Rückgrat der Gesellschaft in gesunder, tüchtiger Gesinnung und Lebhaftigkeit hier oben.

Das Haus ist totenstill. Ich ging durch den erleuchteten Saal, niemand ist dort. Eine gelbe Feuerlilie und helle Rosen kauern zusammen in einer Vase auf

dem Strohtisch vor dem Strohsofa. Die Stehlampe mit dem kupferbraunen Seidenschleier und die Wandlampe überm Schreibtisch leuchteten einsam auf die Blumen und die hellen Wände und die hellen Strohmöbel.

Ich finde: wenn ein Mensch aus einem Haus fortgegangen ist, ist das für den Zurückbleibenden ähnlich wie ein Todesfall. Alle Dinge sehen dann in das Leere, selbst die Luft. —

Nun spielt eine Flöte ganz fern hinterm Regen in den Hintergebäuden des Hauses; oder ist es eine Ziehharmonika der javanischen Diener? — Wenn ich mir vorstelle, daß hinter den Lalangfeldern hinter dem Hause tageweiter Urwald, Urwildnis, Urland liegt! Und daß nur die Battaker in den Dörfern, die in dichten Baumgruppen auf den Lalangfeldern zerstreut liegen, rund um mich in der Nacht wohnen, dann staune ich immer wieder, daß ich hier bin und der Regen wie in Deutschland auf den Fensterbänken und Dachrinnen trippelt. Kein Ofen brennt, die Verandatüren weit offen, in der Ferne hie und da in der Finsternis ein vereinzeltes Licht eines anderen einsamen Europäerhauses; es ist Dezembernacht, und ich friere nicht, ich zittere nicht, Grillen zirpen auch im Regen, wie jeden Abend, ich fühle meinen Sommeranzug zu warm in der lauen Regenluft.

Stockholm wird jetzt vom Schnee zugedeckt liegen. Annie wird dort das schöne schwedische Holzfeuer in den Zimmern genießen. O wenn sie es doch gut hat und zufrieden ist bei ihrer Mutter, damit wir uns gesund und froh wiedersehen! Sie hat sich immer gewünscht, wieder mal einen schwedischen Winter zu erleben, ich habe mir immer mal einen warmen südlichen Winter gewünscht. Jetzt haben sich unsere Wünsche erfüllt. Wir wußten nie, wie das möglich wäre, daß wir jeder unseren Wunsch erfüllt erhielten; das Schicksal aber weiß alles einzurichten.

Heute morgen begegnete ich einem alten lebhaften Battaker auf der Landstraße. Es war ein Battakerfürst. Er gab mir sofort die Hand. Er trug einen roten Fez mit breiter Goldborte darum. Ich sagte

mir gleich, daß es ein Fürst sein müßte. Er hatte nur einen Zahn im Unterkiefer. Er war sehr schmutzig und in eine dunkle Leinwandjacke und dunkelblaue Leinwandtücher gekleidet. Er bat um Geld, weil er nach Medan wollte. Er bettelte lebhaft und vergnügt.

Im Dorf war später das Schachspiel sehr gelungen. Wir kletterten in ein Haus, das war an allen Seiten offen und bestand nur aus vier Pfählen und einem Dach und erhöhtem Fußboden. Das war der Schachklub. Ich wünschte sehr, ein schönes, altes Battakerschachspiel zu sehen. Aber die Burschen und Männer, die mit mir und den Damen auf diese Tribüne hinauf geklettert waren, hatten kein altes Battaker-Schachspiel. Sie wiesen auf den Fußboden, wo ein Schachbrett ganz einfach auf die Bretterdiele eingeritzt war. Hier spielte man. Aber als ich Figuren wollte, wies man hin: sie lägen ja da. Ich sah nichts von Figuren. Da zeigten sie mir einige Abfälle. Einen Zigarettenstummel, einige Maisstangenstückchen, einige Holzklötzchen, einige winzige Kieselsteinchen, das waren die Figuren. Da gab es auf dem Schachbrett keine schwarzen und weißen Felder und keine schwarzen und weißen Figuren. Alle Felder waren gleich, und alle Figuren waren verschieden. Da war jeder Bauer anders. Aber diese Battaker behalten alles im Kopf, da sie leidenschaftliche Schachspieler sind. Erst spielten, nachdem wir uns alle auf dem schmutzigen Bretterfußboden mutig und begeistert und fröhlich niedergelassen hatten, zwei Battaker, der eine für Frau Doktor Sch., der andere für mich. Ich konnte nur einige Züge selbst tun, denn das ungewohnte, nur in den Fußboden eingeritzte Felderbrett und die winzigen mannichfaltigen Figuren störten mich sehr. Mein Battaker gewann nach kurzem Spiel gegen Frau Doktor Sch.s Battaker. Dann kamen alte, grauhaarige Battaker, die neben uns kauerten, auf den Gedanken, ein wirkliches Schachspiel aus einem der Giebelhäuser zu holen. Sie gingen und kamen mit einem wirklich schönen, tadellosen europäischen Schachspiel, das in Medan gekauft war, zurück. In welchem

deutschen Bauernhaus wird man solch ein schönes Spiel finden? Das denke ich jetzt, wo ich dieses niederschreibe und der Regen zu meinen Gedanken rauscht wie in Europa in deutschen Regennächten auf dem Lande.

Ich spielte dann mit einem Battaker Schach auf dem Fußbodenbrett, auf dem eingeritzten, mit den schönen weißen Figuren. Einige Alte redeten hinein. Frau Doktor Sch., die vor das Haus geklettert war, sagte nach einer Weile: „Hören Sie, die Alten, die zusehen, sagen eben auf malaiisch, daß Sie besser spielen als der Battaker." Das war mir eine große Ehre, da die Battaker als vorzügliche Schachspieler gelten.

Ich gewann dann auch nach einiger Zeit. Aber das Brett ohne schwarze und weiße Felder machte mir einige Anstrengung beim Spielen. — Frau B. photographierte uns mit ihrem Stereoskopapparat während des Spieles. — Dieses Erlebnis war sehr unterhaltend. Morgen werde ich wieder spielen. — Heute nach dem Mittagessen habe ich auf dem Rasen vor dem Haus von einer Battakerfrau zwei Hühner erhandelt. Ich zahlte für beide 1 Gulden 75 Cents. Frau Doktor Sch. photographierte mich während dieses Handels, als ihr Auto schon vor der Veranda stand.

Vom Krieg hörten wir gar nichts. Es hat sich nichts ereignet, sagte Fräulein B., die ich fragte, als sie heute ankam. Der deutsche Kaiser soll an einer Kehlkopfentzündung in Berlin für kurze Zeit krank gelegen haben und jetzt wieder besser sein. —

Ich muß noch von der weißen Katze erzählen. Neulich morgens, als sie mir früh auf meinem Badeweg begegnet war, hatte sie Abschied nehmen wollen. Denn mittags wurde sie fort zum entferntesten Hause getragen, wo ihre Herrschaft wohnt, die aus Medan heraufgekommen ist. Am nächsten Morgen lag der schöne schwarz- und weißgefleckte Kater an allen Plätzen, wo vorher die weiße Katze gelegen hatte, auch auf meinem Verandastuhl. Er vermißte sein Kätzchen sehr und zeigte mir das. Er begegnete mir schon morgens und auch, als ich zum Bade ging.

Ich vermisse meine weiße Katze auch sehr, o Annle! Gute Nacht!

18. Dezember, abends sechs Uhr. Freitag

Gestern, als Frau Sch. im Auto abgereist war, setzte ich mich, nachdem ich lange Zeit vom Garten aus über die Hochfläche nach dem Auto ausgeschaut hatte, in das Speisezimmer, wo ich immer arbeite, und malte.

Da war mir, als ob ich das Auto aus weiter Ferne heftig tuten hörte. Es tutete ununterbrochen. Zuletzt, als es eine halbe Stunde und eine Stunde tutete, kam mir der Gedanke, ob nicht dem Auto ein Unfall in einem fernen Lalangfelde zugestoßen sei. Ich ging auf die Veranda. Aber da hörte ich das Tuten nicht mehr. Ich setzte mich, und wieder begann das Auto zu tuten: Tu-tu-tu-tu-tu-tu. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und wollte schon zu Frau B. gehen, aber die Damen schliefen alle zu dieser Nachmittagstunde, und ich wollte noch abwarten. Endlich, als das Tuten nicht nachließ, kam mir plötzlich die Erinnerung, daß bei einem gewissen Windzug ein Fenster hoch oben im Eßzimmer wie ein Auto tuten konnte.

Aber nun war ich froh, daß ich keine Damen zu Hilfe gerufen hatte.

Das singende Fenster war dann den ganzen Nachmittag meine Unterhaltung und Gesellschaft, während ich einsam für mich malte. —

Heute morgen war ich um neun Uhr wieder mit Frau B. zum Kampong Brastagi aufgebrochen. Es war ein herrlicher blauer Sommermorgen, ein leichter frischer Wind wehte. Die Berge, die Vulkane rauchten klar wie Altäre, von denen Gott wohlgefälliger Rauch stieg.

Wir stiegen vom Dorf auf Bambusstufen tief hinunter zu einer Schlucht. Wohl viele hundert Stufen. Unten waren zwei Badeplätze bei Quellen. Vier Wasserquellen liefen durch lange Bambusröhren aus dem Berg und fielen in hellen Bogen in eine Erdmulde. Dort wuschen sich Frauen und Mädchen

die langen schwarzen Haare. Der Schluchthintergrund stieg über den Wasserröhren hoch bergan, und oben wuchs ein senkrechtes Bambusgebüsch himmelan. Die Schlucht war reich voll Grün, Büschen, Palmen und Farrenkraut. Ich zeichnete das Bild. Ein wenig weiter vom Frauenplatz war eine andere Quelle in einer Erdnische, dort wuschen sich Knaben, es war der Männerbadeplatz. Wenn Männer beim Frauenplatz vorbeigehen, müssen sie rufen: „Ich komme!", damit sich die Frauen bedecken können.

Oben im Dorf zeichnete ich dann das Schachklubhaus. Meine Schachfreunde waren auch da. Sie begrüßten mich und sahen mir beim Zeichnen zu. Gestern beim Schachspiel, wenn einer dem andern eine Figur nehmen wollte, sagte er: „Nimm sie weg, oder ich fresse dich!" — Alte Erinnerungen an das Menschenfressertum ihrer Väter, das diese noch vor zwanzig Jahren pflegten.

Heute hatte ich leider vor lauter Zeichnen keine Zeit zum Schachspielen. —

Wie schön sangen neulich im Urwald die Vögel. So schön wie in alten Schloßgärten, wo sie ungestört sind. Sie sangen so ursprünglich reich, voll, ungeängstigt, es war wie am ersten Schöpfungstag, so glücklich sangen die vollen, kräftigen Vogelkehlen.

Heute nachmittag, als ich malte (Schachklubhaus), hat das Fenster nicht mehr getutet. Der Wind kam aus einer anderen Richtung. Es war aber nicht lange still um mich in dem großen, menschenleeren Holzhaus. Der Donner kam vom Süden auf Wolken gewandert. Er leistete mir einige Stunden Gesellschaft, gemütlich brummend, als wären die Wolken große Riesenkatzen, die behaglich schnurrten.

Das Gewitter kam aber nicht näher. Jetzt in der Abendstunde singen die Triller der Grillen rund ums Haus. Es ist, als ob alle Hauswände trillerten, endlos.

Sonntag, 20. Dezember

Gestern war Markt, Battakermarkt. Zuerst war ich mit Frau B. im Kampong Brastagi, dort stiegen

wir zur Quelle hinunter in eine tiefe Schlucht. Ich malte die Wasserleitung, das heißt die vier Quellen, an denen sich Frauen wuschen.

Immer, wenn es nachts gewittert hat und es schwül war, blühen draußen die hellen Rosen an den blattleeren Sträuchern reicher und wollüstiger.

Vor mir im Glase steht ein Rosenzweig mit fünf offenen rosa Rosen und einer Knospe. Es ist wunderbar, im Dezember bei offenen Türen zu wohnen, in Zimmern, wo Rosen stehen und die Stille auf ferne heranziehende Gewitter horcht. Aber die Liebe, die diese Rosen leidenschaftlich blühen macht, die die Wolken gewitterschwül macht und die Stille bedeutungsvoll macht, fehlt mir. Im Brief an Annie versuchte ich mir vorzutäuschen, ich spräche mit ihr hier im Zimmer; aber wenn der Brief fertig ist, ist es dann doppelt arm im Hause, im leeren, um mich.

Jetzt zieht wieder ein grauer, schwerer Regen auf tiefhängenden Wolken vom Süden her, und der Regenwind, der vorauseilt, weht mich kühl durch die offene Verandatür an.

Ich werde einen Nachmittagschlaf halten, um mein Alleinsein zu vergessen.

Briefschreiben entmutigt mich hinterher immer. —

Fräulein H., die eben von ihrem Bruder abgeholt wurde, hat mich nach St. Cyr eingeladen, das heißt, der Bruder lud mich zum Januar ein. Auch ein Herr B. lud mich heute nach Medan ein. Die Herren waren heute hier und sahen auf der Veranda meine Aquarellbilder an. — Ich habe heute, weil so viele Leute zum Sonntag bei B.s im Hause waren, hier im Senembah-Haus zu Mittag kochen lassen. Man hat ein Huhn, Bohnen, Kartoffeln, Suppe gut gekocht. Frau B. schickte mir Ananastorte, von ihrem Koch bereitet, als Nachspeise. Alle sind sehr freundlich und liebenswürdig und sorgen treulich für mein Wohl. Aber leider, das Innerste, wofür Annie sorgen sollte, bleibt leer, weil wir nicht zu einander kommen können. Ich bin am liebsten allein. Und bin ich allein, so sehne ich mich nicht nach Menschen, nur nach Annie. Aber das Alleinsein ist auch nicht gut.

Ich horche zu viel auf alles Leben rund um mich und werde hellsehender, als gut ist. Vielleicht ist es aber doch gut, in der Natur hellsehend zu werden.

Nachts träume ich von aller Welt und bin meistens in Europa. Neulich träumte ich von Frau Oliva und sah sie vor vier Tagen deutlich. Wenn ihr nur nichts zugestoßen ist, da ich sie so lebhaft sah. Auch träumte ich vorgestern, daß ich auf einem Bett im Freien bei einem Hause lag und bis ans Kinn mit einem Khakianzug zugedeckt war. Da kam der deutsche Kaiser, und viel Volk folgte und umstand dann freundlich und wohlwollend mein Bett. Als ich den Kaiser sah, dachte ich: Ich will doch nicht den falschen Glauben in ihm erwecken, als ob ich kriegsverwundet wäre. Und so rief ich ihm zu: „Majestät, ich bin aber nicht verwundet, ich liege nur und ruhe mich ein wenig im Herzen aus." Der Kaiser lächelte gnädig und setzte sich beim Kopfende des Bettes nieder, und die Leute standen am Fußende. Aber ich lag auf dem Rücken. Es war, als könnte ich kein Glied rühren, und es war, als hätte ich keine Arme. — Dann erwachte ich glücklich.

Herr D. reist mit Frau und Kind morgen hinunter, und als ich am Hause vorbeiging, packten sie eben. Sie luden mich ein, die Tabakprüfanstalt in Medan, an der er Vorstand ist, anzusehen. Dort werden Tabakproben gepflanzt.

Draußen regnet es wieder, und das vollbepackte Auto von H.s, voll von Menschen, Koffern, Kartoffeln, Mandarinen und Kaffee, fuhr in die Nebelnacht hin, hinunter nach St. Cyr.

Eben hat sich Herr D. noch Bücher aus dem Bücherschrank im Senembah-Haus geholt. Ich hörte ihn, wie er kam und seinen Regenschirm auf die Veranda stellte. Er wollte auch eine Medizinflasche in der Hausapotheke abgeben — o, der wunderbare weiße Schmetterling, der mir eben über die Hand schwirrt, wie aus dünner weißer Seide. Er umflattert die Lampe neben mir und hat sich jetzt auf die Rosen im Wasserglas niedergelassen; jetzt läuft er mir über die nasse Tintenschrift des Tagebuches, — schade, wenn er sich an dem

Lampenzylinder verbrennt, wie die Käfer und die fliegenden Ameisen, die rund um den Lampenfuß laufen. — Ich habe ihn mit den hohlen Händen gefangen und auf die dunkle Veranda hinausgetragen. Vielleicht ist er jetzt gerettet. — Ich sprach mit Herrn V. über die Sympathien der Schweizer für die Deutschen. Er fürchtet auch für die Schweiz, wenn Deutschland unterliegen sollte. — Wie wird es heute über ein Jahr auf der Welt aussehen, in welchem Zustand werde ich Europa wiederfinden; und werde ich es überhaupt jemals wiederfinden? — Mein Geist wird jedenfalls auch nach dem Tod nach Deutschland wandern. Meine Asche und meine kleinsten Reste möchte ich mit Annies Asche in Würzburg bei Vater und Mutter begraben wissen.

Die Nacht tönt auch hinter dem Regen von Grillen, als ob die Dunkelheit eine singende Muschel sei, die man sich ans Ohr hält. Die Uhr im Wohnsaal schlug sieben, ich muß zum Abendessen gehen.

Neun Uhr

Jetzt ist es abgemacht, daß ich morgen früh um sieben Uhr mit Herrn Doktor V. hinunter nach Medan fahre. Es regnet und ist stockdunkel, so daß ich nicht zum Telephonhaus hinunter gehen konnte. Frau V. kam mit herüber, um der Babu zu sagen, daß ich morgen reise, da ich nicht viel malaiische Ausdrücke kenne. — Es ist dort kein Zimmer frei, lauter neue Leute um mich zur Weihnachtszeit. Es ist aber besser, daß ich reise. Lebewohl, schönes Haus, schöne, kühle Hochfläche, mit deinem schönen rauschenden Nachtregen draußen! Lebewohl, stilles ernstes Zimmer, in dem ich so viel allein sein, malen, schreiben und europäisch denken konnte! Ich scheide schwer von der Kühle und auch davon, daß ich hier so gut arbeiten konnte.

Als ich zum Abendessen hinüber zu V.s kam, flog derselbe schöne weiße und wie ein Zebra gestreifte Schmetterling drüben um die Lampe herum, wo die Herren und Damen Karten spielten. Auch während des Essens war er im Zimmer, dessen Fenster weit in die Nacht offen standen. Jetzt ist es Mitternacht,

ich schreibe noch immer, und las Korrekturen meiner Lieder „Des großen Krieges Not“; und der weiße Schmetterling ist auch wieder da und flattert um die Lampe. Wenn es auch vielleicht nicht ein und derselbe Schmetterling ist, so ist es doch wunderbar, daß in zwei Häusern an einem Abend nie dagewesene weiße Schmetterlinge erscheinen und wie Geister flüchtig umgehen.

Gute Nacht, liebe, liebe Annie in Schweden, in Schnee und Eis, während vor mir Rosen und Schmetterlinge leben, die ich dir senden möchte.

Tandjong Morawa, 23. Dezember. Mittwoch

Am 21. Dezember (Montag), morgens sieben Uhr nahm ich oben in Brastagi Abschied und fuhr im Auto, von Doktor B. gefahren, nach Medan. Herr D. saß ebenfalls mit im Wagen, und außerdem ging es vollbepackt zu Tal. Wir kamen um halb zehn Uhr in Medan im Hotel de Boer an. Es war eine großartige Morgenfahrt gewesen von der kühleren Zone in die heiße, — das spielte sich wie ein Theaterstück vor den Augen ab. Schauspieler waren die verschiedensten Bäume. Erst Urwald, Urwaldfarren und Farrenbäume, dann Bäume mit weißblinkenden Blättern, die man für Blüten halten konnte. Eine herrliche Aussicht in die Tiefe von der Paßhöhe. Meilenweite Tiefe im Sonnenschein, bewachsene Ebene unten bis an die blanke Meerkante am Himmelsrand. Zwei Schiffe sah man wie Kommas im Seewasser liegen. Dann die ersten Kokospalmen. — Hitze legt sich einem auf den Rücken, das Gesicht wird abwechselnd kühl und warm vom Luftstrudel bespült. Das Auto fliegt um die Wegwindungen. Einzelne Battaker, einzelne Ochsenkarren begegnen uns. Tabakpflanzungen beginnen, Betelpalmen, Zuckerpalmen, Papeiabäume, Gummibäume, — die Tropengewächse wachsen dicht mit Früchten beladen aus der Erde. Man wendet sich um und sieht das Gebirge als ferne blaue Zackenkette am Himmel stehen. Die Ebene, die Schwüle, die dunstige Schweißwärme der Tropenwelt sind wie-

der da. Aber mir ist die Wärme angenehm, besonders wenn ich mich dabei erinnere, daß ich in wenigen Tagen „Weihnachten" sagen soll.

In Medan besuchte ich G. & Sch., sprach den Konsul S. Er riet mir über Japan nach Amerika zu reisen. Vielleicht von Batavia oder von Sorrabaya aus. Dann traf ich im Hotel de Boer Frau Doktor Sch., die in ihrem Auto ankam und mich abholte. Wir fuhren zur Buchhandlung H. Dort brachte ich die Korrekturen der Gedichte hin und besprach nochmals den Druck. — Der deutsche Verein wird gleich zweihundert Stück des Gedichtbändchens zur Verteilung an seine Mitglieder kaufen. Es sollen sechshundert Stück gedruckt werden.

Einen Tag wohnte ich bei Doktor Sch., dann zog ich am 22. Dezember morgens zu Herrn T., der nur tausend Schritte von Sch. im gleichen Park wohnt.

Gestern abend fuhren wir zu H.s auf eine Nachbarunternehmung Kiri, dort waren viele Herren und Damen in der Abendstunde versammelt. Es wurde in der Küche Marzipan gebacken. Und man war zusammengekommen, um lustig mitzuhelfen oder die Damen und den Koch zu stören. Ich tat beides. Ich formte Wickelkinder und belegte Marzipanguß mit Gesichtern und Blumen aus eingemachten Fruchtstückchen. Wir saßen dann entweder im Mondschein vor dem Haus unter hohen Bäumen im milden Abend, oder wir waren in der Küche um den abenteuerlichen Alchimistenherd versammelt, und der Chinesenkoch brummte.

Dann fuhren, nachdem man Sherry getrunken und das fertige Marzipan versucht hatte, alle wieder auseinander. Abends saß ich mit T. und seinen vielen Hunden vor seinem Haus und las Kriegszeitungen. Aber es ereignet sich nichts Besonderes. Berlin flaggt, erfreut über den Sieg bei Lodz über die Russen.

T. erzählte mir vom Vogel Beo. Wenn man auf Auktionen den Beovogel einer fortreisenden Europäerfamilie kauft, bekommt man Einblick in das Seelenleben der Familie. Der Beo wiederholt typische Ausdrücke und verrät dadurch oft Geheimnisse zartester Art.

Ich wohne in einem stillen Pavillon am Fluß. Ich höre dort nur das Plätschern der Badenden hinter den Gebüschen von dem Abhang herauf, in dessen grüner Tiefe der gelbe Fluß läuft. Sie plaudern, Mädchen und Kinder. Auch höre ich das Trampeln von Reitpferden über die Holzbrücke des Flusses und weiß so, wann T. und Doktor Sch. ausreiten oder heimkommen.

Heute abend sollen wir zu Doktor B., wo jetzt auch Professor L. wohnt. Morgen ist Weihnachten! Weihnachtsabend in den Tropen. Aber des Krieges wegen will niemand das Fest feiern, und es soll spurlos vorbeigehen, was besonders mir sehr recht ist. Ich würde nur zu Tränen gereizt werden und nicht froh sein können.

Ich habe meine Bücher, die ich zu Weihnachten verschenken will, aus dem Pavillon von Doktor Sch., wo mein großer Koffer stehen bleibt, geholt.

Die Damen und Herren, Deutsche und Holländer, bedauern sehr den Admiral von Spee, den Kommandeur der „Scharnhorst", die mit allen Mannschaften bei den Falkland-Inseln in Südamerika untergegangen ist. Sie haben ihn und alle Offiziere und Mannschaften fünf Tage lang im vorigen Februar empfangen. Und alle sprechen von dem schönen Schiff, von seinen Panzertürmen und Eisenkammern, von all dem Holz und dem Klavier und den Möbeln, die vor dem Kampf über Bord geworfen werden, um einen Brand zu verhindern. Durch die Kanonen haben die Besucher des Festes hindurchgesehen, sagen sie. Im Panzerturm erstickten die heldenhaften Offiziere von den Gasen und mußten nach einigen Schüssen ohnmächtig herausgetragen werden.

Man führte die Offiziere auf die Hochfläche. Der Admiral wohnte mit zwei Offizieren, die sich über die breiten Landbetten freuten, fünf Tage hier bei T. — So spricht man durcheinander Trauer und Erinnerung und Bewunderung aus.

Eben nach dem Mittagessen folgte mir eines der drei jungen Dackelkinder, die Lieschen und Tacki gezeugt haben. Toto, der Terrier, der wie ich Pensio-

när hier im Hause ist, spielt gern mit den drei Kleinen und zwickt sie. Aber eines der Dackelkinder folgte mir eben in den Pavillon, wo im Wohnzimmer neben meinem Schlafzimmer, die ich beide bewohne, meine auf der Hochfläche vom Battaker Tamin, dem hausierenden Altertumshändler, gekauften Battakersachen stehen.

Gestern, als der Battakerzauberstab in den Pavillon gebracht wurde, gackerten erschrocken alle Hühner im nahen Hühnerstall. Frau Dokter Sch. behauptet lachend und mich neckend, seit der Zauberstab bei ihr gewesen, seien ihr morgens täglich Hühner gestorben. Jetzt, sagt sie, würden bei T., wo ich hinzog, die Hühner sterben. Und richtig, sie gackerten alle aufgeregt, als der Zauberstab ankam.

Aber es war komisch: wie der drei Wochen alte kleine Dackel in mein Zimmer kam, roch er die Battakersachen, die nach dem Holzrauch und Menschengeruch der engen Battakerhütten auffallend und stark riechen und schon auf der Hochfläche mein Zimmer mit muffigem Geruch erfüllt hatten. Der Zauberstab, das Lederbuch, die Messingdosen, das blaue Tuch, Gitarre und Wasserkrug, alles riecht nach Battakerleuten.

Aber der kleine Dackel fürchtete sich gewaltig vor dem Geruch. Er bellte den an der Wand lehnenden Zauberstab furchtsam von weitem an. Es war lustig zu sehen, welchen Respekt ihm die Battakerdinge gaben. Es war mir, als seien alle von Geistern besessen, weil der kleine junge Dackel sie floh, sie anbellte und ihnen mit Gebell den bösen Geist austreiben wollte.

Brief an seine Frau

Tandjong-Morawa, 23. Dezember 1914,
mittags.

Liebes Herz, mein Herz, morgen ist Weihnachtsabend. Ich telegraphiere Dir: Christmaskiß! Wenn ich mich nur selbst telegraphieren könnte! Aber ich will Dir nur schreiben, daß ich von der Bergluft sehr

kräftig bin und die Hitze hier unten besser aushalte als vorher. Seit vorgestern bin ich unten. Ich wohne bei einem Junggesellen, in einem prachtvollen Haus. Tausend Schritte vom Haus des Doktors S. im gleichen Palmenpark. T. ist Hauptadministrator von sieben Tabakpflanzungen. Ich bewohne, fast vor seinem Hause gelegen, einen Pavillon im Garten an einem Fluß für mich allein. Ich gehe zu den Mahlzeiten in das Haupthaus, wo ich mit T., wenn er keinen Besuch hat, allein esse. Zum Tee nachmittags gehe ich zu Doktor S. Wir machen abends Autofahrten auf Nachbarpflanzungen, wo es immer viele deutsche und holländische Herren und Damen gibt. Gestern waren wir bei einem Herrn H., bei dessen Frau in der großen Küche allgemeines Marzipanbacken für Weihnachten war. Wir mußten alle mithelfen, und man war nett und lustig. Ich belegte die Marzipankuchen mit bunten Fruchtschnitten, und da entstanden Gesichter und Blumen unter meinen Fingern auf den Kuchen. Du hättest mit dabei sein sollen. Man sitzt immer abends auf dem Rasen vor dem Haus, liest, trinkt und plaudert. Damen und Herren in weißen Hochsommerkleidern unter blühenden Bäumen und blühendem blauem Mond. Heute abend sind wir bei Doktor B., zwei Stunden Autofahrt von hier, eingeladen. Am 26. Dezember fahren wir wieder im Auto auf die Hochfläche, weil in den Eingeborenendörfern oben Krankheiten gemeldet worden sind, die Doktor S. bekämpfen muß. Oben reiten wir dann sieben Stunden zum Tobameer. Dieses Leben kräftigt mich mehr als das Stillsitzen. Und ich verliere die Lebenstrauer, die mich bald aufgefressen hatte. Aber glaube nicht, daß eine der Damen mich fesselt. Sie wissen alle, wie lieb ich Dich habe, und ich rede immer viel, und natürlich am liebsten von Dir.

Herren und Damen betrachten mich jetzt als Dichter und, seit ich viel male, auch als Künstler, und alle sind sehr respektvoll und liebenswürdig. Darum habe keine Sorge mehr um mich! Ich habe zwar noch niemand um Geld gebeten hier, aber wenn Du keines senden kannst, muß ich es doch nächstens

14*

tun. Außer Deiner einen Sendung im Oktober ist nichts weiter hier eingetroffen.

Vor meinen offenen Fenstern und offenen Türen stehen große indische Fruchtbäume mit kopfgroßen Früchten und daneben weißen dicken Blüten. Von meinem Haus führt ein offener, überdachter Gang zum Haupthaus durch den Garten, darin hängen viele blühende Luftorchideen vor meiner Nase, die gerne im Vorübergehen daran schnuppert. Auch blühende Brauttränenbüsche, weiß und rosa, stehen im Garten. Denn jetzt beginnt nach der großen Regenzeit eine heftige Blütezeit im ganzen Land, und viele Singvögel trillern den ganzen Tag wie im Mai! Wärst Du nur dabei! Weihnachtsküsse und treue Neujahrsküsse von Deinem schlank gewordenen

Muzel

Eigentlich bin ich doch ganz froh über die Wärme hier, sie tut mir jetzt wohl.

Küsse Deine Muter und Ellen von mir. Grüße an alle sonst.

25. Dezember. Freitag

Gestern war Weihnachtsabend! Mein erster Weihnachtsabend in den Tropen, unter warmen Ölpalmen auf der Gartenterrasse von Doktor Sch. bei warmem Nachthimmel, warmem Halbmond, warmen Sternbildern.

Wir feierten das Fest aber nur mit einem gemeinsamen Abendessen. Wir waren fünf Personen, Herr T., Doktor T., beide Sch.s und ich. Fenster, Türen, Veranda, alles weit offen in warmer Nachtstille.

Gestern morgen war ich mit T. im Auto in Medan. Ich wollte im Hotel de Boer für Frau Doktor Sch. eine Schachtel voll Süßigkeiten kaufen. Aber es war alles ausverkauft. — Ich telegraphierte an Annie: „Money arrived. Thanks. Christmaskiß. Max Dauthendey."

Hoffentlich hat sie das Telegramm noch zum Weihnachtsabend bekommen.

Ich hörte von T., daß für mich zwölfhundert Gulden auf der Bank liegen sollen. — Leider habe ich gar

keine Nachricht oder Briefe erhalten von Annie zu Weihnachten. Gestern ging ich abends einsam unter den Sternen in Doktor Sch.s Park. Eine Windwolke zwischen den Sternen hatte die große, lange Gestalt eines weißen Verkündigungsengels hoch über den Figuren der verschiedenen Palmenbäume.

Auf dem Eßtisch lag japanische blühende Myrte! — Die Grillen sangen heftig die ganze Nacht. Nie hatte ich in der Weihnachtszeit Grillen gehört.

26. Dezember, Sonnabend, morgens halb sieben Uhr

Mein erster Feiertag des Weihnachtsfestes ist still vergangen. Ich habe vormittags zwei Gedichte geschrieben. Gegen fünf Uhr nachmittags forderte mich T. zu einer Autospazierfahrt auf. Wir fuhren sechsundzwanzig Kilometer gegen das Gebirge hin. Wir kamen durch verschiedene Tabakpflanzungen, die unter T.s Aufsicht gehören. Er erzählte mir, daß er monatlich zweihundertdreißigtausend Mark immer bar liegen haben müsse, zu Gehältern und Ausgaben für die acht Pflanzungen, deren Hauptadministrator er ist. Wir kamen durch eine Pflanzung, wo eben die Erde, das heißt Jungbusch, umgegraben war, um Saatbeete für Tabakpflanzen anzulegen, die dann ausgesetzt werden. Alle diese Saatbeete werden später zum Sonnenschutz mit Tüllstoff überspannt. Er braucht jährlich für fünfzigtausend Gulden Tüllstoff aus Europa.

Bei verschiedenen Pflanzungshäusern, deren Rasenplätze, Palmengänge, Trockenscheunen und Kuliwohnungen gut und sauber gepflegt in der Abendluft dastanden, leuchtend mit weißen Wänden wie frische Wäsche, befand sich öfters ein schöner bunter chinesischer Tempel. Ich möchte gern mal solch einen Tempel malen. — Dann fuhren wir durch malaiische Gemüsedörfer, wo die Landstrecken mit gelben Palmenstrohhütten und reichen Fruchtgärten bestellt waren, im Abend nach Medan. Kurz vor dem Palast des Sultans von Deli mußten wir die Autolaternen anzünden lassen. Ich trug eine Autobrille, da mich von

früherer Fahrt mein linkes Auge schmerzte. Aber heute hatten wir die Glasscheibe am Bock vor, da war der Zugwind nicht so schlimm.

In den letzten Tagen ereignete es sich, daß ich eine neue Bekanntschaft machte. Ich sah mehrmals prächtige Lotosblumen. Solche herrlichen Lotosrosen hatte ich nie vorher gesehen. Eines Mittags, als wir in T.s Halle auf den Lederklubsesseln unseren Cocktail tranken, mußte ich mitten in einem angefangenen Satz stecken bleiben. Ich entdeckte in hoher Glasvase vor mir kopfgroße, herrliche, sanft aussehende grünlichrosa Lotosblumen. Groß wie Straußeneier, auf langen festen Stielen, hoch aufgerichtet und dicht gedrängt. Die einen mehr rosa, die andern mehr lichtgrün zu rosa gefärbt. Ich staunte über die Hauchfarbe dieser eirunden großen Blüten.

Gestern bei der Autofahrt zeigte mir T. an der linken Seite einer Waldstraße durch die Baumäste einen Tümpel, der war dichtbedeckt mit den mondblaugrünen großen Wasserblüten des Lotos, dazwischen standen auf armslangen Stielen aufgerichtet dieselben Lotosblumen, nur waren sie in der Nachmittagstunde vor Sonnenuntergang lilarosa und sahen frostiger und schattiger dadurch aus. Die grünrosa Blüten aus dem Teich im Park vor T.s Haus waren aber zu Hause vornehmer gewesen.

Das war mir ein schöner, festlicher Anblick, um die Weihnachtszeit hier der blühenden Lotosblume zu begegnen. Ich hatte im ersten Jahr, als ich Annie in Stockholm kennen gelernt hatte, ihr zu ihrem Namenstag am 9. Dezember rosa Lotosblüten, aber viel kleinere, geschenkt. Daran mußte ich denken.

Was alles hier zu Weihnachten blüht! Auf dem Eßtisch lagen die Büschel der winzigblätterigen, harten, dunkeln Myrte und trugen Blütchen wie der Schlehdorn zu Hause in Deutschland. In den großen Vasen auf den Seitentischen in der Halle bei T. und in den Gartensälen bei Frau Doktor Sch. wechseln täglich die Blumen. Neulich am Morgen waren da langer weißblätteriger Bambus mit gelben großen Kannablüten, die den Irisblüten ähnlich sind. Gestern

war rotbrauner Bambus mit hahnenroten Kannablüten in einem andern Saal. Oder es sind gelbe Ringelblüten oder gelbe Mimosenblüten oder hochstenglige, straußeneigroße rosagrüne Lotosblüten dagewesen. Auch weiße Narzissen, Teerosen, lila Bougainville und weißer Oleander stehen im Garten jetzt zu Weihnachten. Und die roten Tulpenbäume werfen ihre tütengroßen Blüten auf den Gartenweg.

Ein Schuß fiel eben hinter dem Pavillon an der Flußseite. Es krachte unter der Brücke. Die Hunde bellten. Ein aufgestörter Gecko im Baum draußen grunzt mehrmals. Aber die Amseln singen in den Bäumen weiter, in ihre schönen Trillerreihen vertieft. Nah und fern echoen mit hohlen Kehllauten Affen in den Baumkronen. Wahrscheinlich wurde ein Affe beim Fruchtdiebstahl ertappt umd heruntergeschossen.

In mein Zimmer hat sich ein schlankes, gelbes Vögelchen verirrt. Es sitzt, während ich schreibe, oben unter der Decke an der Drahtleitung der elektrischen Birne, die in der Zimmermitte von der Decke meines Pavillons hängt. Ich locke es mit Rufen, aber es kommt nicht.

Heute Nacht regnete es stark. Die Schwalben streichen draußen tief fliegend auf dem Parkrasen hin. Sind wieder Briefe für mich angekommen, weil sich die Schwalben mir so auffallend zeigten, als ich nach dem Frühstück in T.s Gartensaal saß und Zeitungen las?

Jetzt hat der kleine Vogel vom Fensterrahmen aus hinausgefunden. Er zwitschert draußen, froh durch das Laub der Bäume fliegend. Im Baum drüben sah ich auch einen Marder auf langem Ast pfeilschnell hinlaufen. Aber die Vögel haben ihn längst gesehen und rufen sich laute Warnungen zu.

Abends waren wir nach dem Abendbrot, um neun Uhr, nochmals in Medan. Es war „überbelichteter" Ball im Hotel de Boer. Wir saßen in großer Gesellschaft draußen auf der Terrasse und sahen durch einen Hallenbogen in den Tanzsaal hinein, wo bis Mitternacht getanzt wurde. Die hübsche rothaarige Mrs. P., eine Amerikanerin, die ich mit Mann und

Kind auf der Ausreise im Frühjahr auf dem Lloyddampfer „Goeben“ kennen gelernt hatte, war auch da, in meergrüner bläßlicher Seide. Sie tanzte am besten. — Der Ball war sonst meistens von dem halbdunkeln Blut der Halbkaste besucht. Ich sah dort auch die Postfräulein, die schmächtigen, braunhäutigen, die am Postschalter immer meine Telegramme in Empfang nehmen und kindisch lächeln, wenn ich Annie „birthdaykiß“ oder „Christmaskiß“ telegraphiere. Wir kamen erst um halb zwei Uhr im Auto heim.

Die Fliegen, große, brummen im Zimmer, während ich schreibe, laut wie im Juli bei uns. Draußen vor dem Fenster steht ein prächtiger großer Kaffeebaum und zeigt deutlich alle seine großen, reichen Blätter, und ein Sauersackbaum voll Früchten wie ein Birnbaum voll Riesenbirnen schaut in meine Fensterreihe im Pavillonerker. Ein Mann hackt altes Holz im Gartenwinkel, und die Schläge und das Splittern des Holzes dröhnen sommerreif zu mir. Ich liebe den hohlen, urgründigen Laut, der beim Beilschlag aus dem Baumstamm kommt, sehr. Es ist, als bekäme die jahrelang aufgespeicherte Waldstille, die in dem Stamme wohnt, eine Stimme, die meinem Ohr und meinem Blut Echos von langen Waldjahren gibt, meinem Blut, das früher auch mal vielleicht der Saft eines Baumes war.

Ich war am Lotosteich im Park unten. Auf dem Rasen kamen mir die Haushunde Tikus und Dacki entgegen. Sie liefen dann mit mir hinunter und plätscherten im Wasser herum. Rote Kannablüten und rosa hochstengelige Lotosblüten standen zwischen den langstieligen Blättern, die, alle nach der Sonne gerichtet, wie grüne Hohlspiegel einen bläulichen Himmelsschein zurückwarfen. Unter einer Königskokospalme sah ich von dem Blütenbündel oben am Schaft eine Masse Blüten, kleine, gelbliche, herabgestreut. Wie ein hellgelber Sonnenfleck lagen die Blüten auf einem breiten Fleck vor dem Palmenschaft im Rasen hingestreut, und eine Wespe strich dicht darüber hin und suchte bei den gefallenen Blütchen fleißig nach Honig.

Es ist jetzt Siestastunde. Die Sonne scheint durch gewärmte Regenwolken auf den Fußboden meines Zimmers. Hühner gackern draußen unter den Bananenstauden im Garten. Die Bananenblätter bewegen sich wie große grüne Schaukelbretter im leisen Luftzug auf und nieder. Das Hühnergackern gehört wie der Holzlaut zu den Urlauten meines Lebens und verstärkt die Beschaulichkeit stiller Daseinsstunden im Grünen.

Zu denken, daß unser deutsches Heer im Osten und Westen Europas in dickem Schnee sitzt, Verwundete auf dem Schlachtfeld Glieder erfrieren, daß der letzte Hauch vor dem Munde bei den Schmerzensrufen der Sterbenden als grauer Eisnebel fortfliegt. Und ich höre hier aus dem Gebüsch des tiefliegenden Flusses hinter meinem Haus die Laute der Badenden, ihre wasserprustenden, erquickten, atemlosen Stimmen und das behagliche Rauschen des Wassers beim Untertauchen der nackten Körper und beim Wasserschöpfen. Es ist ewiger Hochsommer hier, ewiges Lebensfest von Frucht und Blüte. Nun singt ein Badender einen malaiischen Vers, ihn näselnd wie ein Koranlied aus einer Moschee.

Mir ist es zu warm, ich muß mich auskleiden und mich nackt aufs Bett legen, wo ich jetzt ruhen will wie die Haushunde am Fußboden, nur leider nicht so traum- und sorgenlos wie diese.

Ich lebe nicht mein Leben,
Ich leb' eines Fremden Tage.
Ich stehe am Morgen daneben
Und abends mit gleicher Frage:
Wen fühle und höre ich leben?

Wenn ich mein Auge aufschlage,
Ist mir fremd' Licht gegeben.
Und nachts scheint's mir noch Plage,
Im fremden Mond zu schweben.

Ich fühle mich zwar im Leben,
Doch wenn ich zu atmen wage,
Wird mir der Tod gegeben
Von jeder Stunde am Tage.

Dieses schrieb ich gestern. Vorhin träumte mir, ich stand bei meinem Vater und umarmte ihn und deutete auf ein kleines Kindchen, das ein weißes Häubchen auf dem Kopfe trug und vor mir von jemand auf dem Arm gehalten wurde. „Ach," sagte ich, „Papa, laß uns alle solche weiße Schlafmützchen, wie das Kind eins hat, aufsetzen, du und ich auch, und laß uns dann oben auf der ‚Neuen Welt' unter den Zwetschgenbäumen sitzen, du und ich, und wir wollen von Mama sprechen." Mein Vater lächelte, und ich fühlte im Traum, daß ich kindisch und müde gesprochen hatte. Da breitete ich meine Arme um ihn, zog ihn an mich und sagte: „Ach, Vater, laß mich dieses mir nur wenigstens vorstellen, wenn es auch gar nicht möglich ist, aber ich will es mir vorstellen, das ist schon genug und tut mir wohl, mir das vorzustellen!" Ich erwachte und fühlte, wie mir mein Herz süß klopfte, wie meine Brust schluchzte, und meine Augen waren naß von Tränen, die ich im Traum am Halse meines Vaters geweint hatte, halb vor Entzücken, halb vor großem Leid und unsagbarem Kummer.

Die Grillen singen heftig ihre schneidenden Laute, als wenn sie klingende Messer wetzten. Ich bin allein zu Hause. Fern schmatzt ein Ziegenmelker seinen eintönigen ewigen Schmatzlaut. Ich habe ein Meer von Zeitungen und Kriegsbildern, die heute mit der Post angekommen sind, durchgesehen. Nur die Hunde saßen bei der Stehlampe auf der Hausrampe vor mir und liefen öfters bellend über die weiten Rasenplätze, wenn in den fernen Palmengängen ein malaiischer Gärtner vorbeiging.

Jetzt höre ich ein Auto in der Ferne puffen, es ist halb acht Uhr abends. Ich glaube, T. und Sch.s, die ausgeritten waren, kommen jetzt im Auto heim, wie sie es vorhatten.

Haran-Gaul am Toba-Meer (Sumatra-Deli),
2. Januar 1915. Samstag

Seit gestern schreiben wir 1915.

Hier oben am Toba-Meer zwischen den bergigen

Ufern erlebte ich den Jahresanfang in lauer Vollmondnacht auf dem Steinmauerplatz vor dem „nackten Haus" des Doktors B.

Wir brannten ausgegossenes Benzin und Petroleum ab, das im See als große Flamme hinauf in den Sternenhimmel schlug. Die Dunkelheit wogte, und der gelbe Brand machte die Nacht rot, und nachher war wieder stilles blaues Mondlicht über dem weiten See.

Dienstag, 29. Dezember, fuhren wir morgens um sieben Uhr im Auto fort.

Um zehn Uhr waren wir oben in Brastagi, tranken dann eine Tasse Kaffee bei Herrn T. und fuhren dann weiter auf der Hochfläche in vollem Sonnenschein an den Feldern und Grasflächen vorbei. Am Rand der hügeligen weiten Riesenfläche rauchten der Sibayak und der Sinabong, standen der Piso-Piso und der Sinang erloschen und wachsam am Rande des Toba-Meeres, das dreihundert Meter tiefer als die Hochfläche liegt.

Unterwegs begegneten wir Gruppen von wandernden Battakern. Leute mit brauner Haut arbeiteten in blaue Tücher gewickelt auf den Erdfeldern, sie bauten Reis und bauten Obi-Kartoffeln.

Beim Haus des Kontrolleurs machten wir halt und saßen einen Augenblick in seinem hellen Glaszimmer. Da standen viele grüne Blumenkasten voll grüner Farren. Wir sahen einige geschnitzte Battaker-Holzgefäße an. Und als wir ankamen, standen T., der in seinem Auto zugleich mit seinem Lastauto uns vorausgefahren war, mit dem Kontrolleur auf der obersten Treppenstufe des Hauses, und jeder hielt einen Binsenhalm in der Hand. In diese Halme waren einige Knoten geknüpft. Die Herren drehten sie in ihren Händen hin und her. Dann erklärte uns der Kontrolleur, es wären dieses Kriegserklärungshalme der Battaker. Der Halm ist gespalten. In den einen Teil werden acht Knoten geknüpft, in den anderen Teil vier. Jeder Knoten bedeutet einen Tag. Wenn nun zwei Battakerdörfer, deren Leute vor dem Battakergericht Recht gesucht haben und dort

nicht zufriedengestellt worden sind, einander Krieg ansagen wollen, überreichen sie sich gegenseitig solch einen Halm, daran vier und acht Knoten geknüpft sind. Dieses bedeutet: Es ist Krieg erklärt. In vier Tagen soll er für die beginnen, welche im Kampong wohnen. Für die aber aus den Kampongs, die abwesend sind, und die erst geholt und gewarnt werden, sind acht Tage Zeit zur Benachrichtigung gelassen, dann ist auch ihnen der Krieg erklärt. — Wie menschlich handelt das sonst als so niedrigstehend verrufene Battakervolk an seinen Feinden mit dieser klugen und nachsichtigen Kriegserklärung.

Nachmittags um halb drei Uhr kamen wir nach Haran-Gaul am Toba-Meer. Zuerst sahen wir es von der Höhe wundervoll im Sonnenschein und mit pfauenblauem Wasserrand unten in den Bergen liegen, nachdem wir das „Dorf der tausend Berge" durchfahren hatten. Die Autofahrt ging jetzt fast gefährlich einen steilen Zick-Zack-Weg an das Ufer hinunter. Wir sahen das große Battakerdorf in einem Talkessel liegen, dessen Fläche voll wasserreicher Reisfelder stand. Die Felder sahen wie ein Spinnennetz aus. Aus einem der grauen Holzhaus-Dörfer leuchtete an einer Stange rot ein wollenes Tuch, die einzige Farbe im grünen Tal. Wir hatten oben auf der Berghöhe einen Flintenschuß abgegeben, der hallte jetzt rund um die Ufer und sollte unsere Ankunft anzeigen. Unten sahen wir ein Haus mit rotem Dach, — das war T.s Haus am Ufer; weiter weg das dunkle Halmdach eines Steinhauses, — das war Doktor B.s Haus.

Reiche Bambusstände stiegen aus dem Tal auf, hoher grünstieliger, prachtvoller Bambus in Riesenbüscheln. Kinder, nackte, und Schafe und Pferdeherden begegneten uns auf dem Weg hinunter, von Battakern begleitet.

Unten am Seeufer trafen wir vor dem Pasangrahan — das ist Regierungs-Rasthaus — einige Autos versammelt. T. mit seinen beiden Autos war schon da. Doktor B., Fräulein W. und Herr M., der Hauslehrer, lagen halbnackt unter dem großen Auto Doktor N.s, das sie seit zwei Tagen putzten. Doktor B.s

Auto stand auch da am Weg. Herr und Frau Doktor B. hatten gebadet und waren zu einem Tagesausflug von Brastagi gekommen, fuhren aber eben, von Bad und Sonne verbrannt, mit roter Haut wieder ab. Wir gingen dann, T. und ich, zu seinem Haus, das auf halbem Weg in der Bucht liegt, lichtgrün mit rotem Dach, mit Veranda und vielen Fenstern. Nachts sehen diese beiden einzigen Häuser, das von Herrn T. und das von Doktor B., wunderbar geheimnisvoll aus. Es gibt rund um den Toba-See, den heiligen See, nichts Europäisches als diese beiden Häuser. Unterwegs zum Hause hin auf dem Seesandufer mußten wir unter mächtigen alten Bäumen durch. Darunter war es walddunkel, und diese Bäume waren wie dunkle grüne Hallen. Am hellen Sandufer im Mittagsonnenschein war es fast Abenddämmerung unter diesen dunkeln Riesen-Waringien-Bäumen.

Am Nachmittag badeten wir bis nach Sonnenuntergang; man saß in einem Boot, das immer umrollte, und man blieb bis zum Einbaum-Abendessen um acht Uhr, als der Mond schon kam, immer noch im Wasser.

Dieses war der erste Tag am Toba-Meer gewesen. Am zweiten Tag, dem 30. Dezember, Mittwoch, badeten wir morgens um sechs Uhr im Meer vor der Tür von T.s Haus. Wir gingen dann zum Frühstück nach Doktor B.s Haus. Dazu muß man die Hosen ausziehen, da man zwanzig Minuten zu gehen hat. Man durchwatet viele Wasser, Ausläufe aus den Reisfeldern und aus den Einschnitten der Berge, Abflüsse von Wasserfällen. Man geht barfuß und nur im Schlafanzug morgens zum Frühstück die zwanzig Minuten am Strand. Da stehen hier und da einige große Bäume und sonst nur Schilf im Sand und Lalang. Man kommt an einer Battaker-Schule, einem Holzhäuschen, vorbei, wo einen Fuß über der Erde an Pflöcken eine von westfälischen Kindern gestiftete Glocke hängt, die abends geläutet wird, und besonders am Silvesterabend und Neujahrsmorgen. Es ist das die einzige Glocke, die ich bisher in den acht Monaten, die ich von Europa fort bin, läuten hörte.

Das Badewasser des Meeres ist lauwarm, die Luft ist morgens kühler, aber tagüber heiß in der Sonne, angenehm kühl im Schatten. Hier steht man auch Kokospalmen und Betelpalmen und Zuckerpalmen an den Berghängen, die meistens nur Grasfelder sind. Nachmittags wurde auf Petroleums-Tins geschossen, die hinaus ins Meer gelegt wurden. Man schoß von dem gemauerten Platz vor dem Haus bis zur Dunkelheit.

Als am Nachmittag der Kontrolleur, der mit dem Fahrrad angekommen war, zu mir in T.s Haus kam, mußte ich ihn auffordern, seine Hose auszuziehen, wenn er mit zu Doktor B.s Haus gehen wollte. Er hatte noch nie Besuch gemacht. Wir kamen dann dort ohne Hosen, die Stiefel und Hosen in der Hand, unter strömendem Regen an. Wir badeten alle wieder bis zum Abendessen. Einige saßen im gemütlichen Eckzimmer und spielten Karten. Ich las und sah Bilder an.

Am 31. Dezember morgens dasselbe Programm. Nur war da das Wetter wieder sonnig. Und das Motorboot „de Kock" holte uns um sieben Uhr morgens von B.s Haus ab. Doktor Sch. und Doktor B. und wir alle, sie begleitend, sollten zu einer fernliegenden Bucht reisen, wo eine Krankheit unter den Battakern war, deren Namen bestimmt werden sollte, und die bekämpft werden mußte.

Toba, der gelbe Battakerhund, blieb mit der Bedienung allein vor der Haustreppe am Ufer zurück und war darüber sehr erstaunt. Denn die großen Schäferhunde „Hans" und „Wastel" waren mitgenommen worden. Ebenso T.s Toto, dem bei der Autofahrt schlecht gewesen war und der Speichelfluß bekommen hatte, und dessen Fell bei der heftigen Fahrt an den Ecken des Körpers abgewetzt worden war, so daß er rosa Hautflecken zeigte.

Wir fuhren zwei bis drei Stunden in herrlichem Sonnenwetter auf dem klaren See. Die Bergufer waren einsam. Hier und da in Bergrinnen unter Bäumen hohe Strohdächer eines Battakerdorfes. Sonst tiefe Ruhe. Die lange bergige Insel Samosir lag

bläulich im Vormittag. Die zwei Dörfer in einer Bucht, die wir besuchen wollten, waren voll Aufregung. Alle Leute waren in Bewegung und standen am Strand. In den Dörfern wurden alle im Freien auf eine Holzbank hingelegt und von beiden Ärzten untersucht. Indessen knallte die Büchse T.s, der Wildtauben und Wasserhühner schoß. In den Dörfern wurde viel gewebt. Die Dörfer waren von Steinwürfelmauern und Bambusständen umgeben, wie Festungen waren sie nur auf einem engen Mauerweg erreichbar.

Um Mittag, als wir nach Haran-Gaul zurückkamen, sprangen alle unterwegs einen Kilometer vor dem Ufer aus dem Motorboot und schwammen, Herren und Damen, zum Ufer hin.

Mittag essen wir in T.s Haus, Abendbrot und Frühstück bei B. Ich schlafe mit M. in einem Zimmer bei T.

Der Silvesterabend, voll Feuerwerk, wurde bei einer kalten Ente schweigend gefeiert. Nicht sehr laut. Wir lagen plaudernd auf der Steinterrasse in Strohstühlen wie an Bord eines Schiffes. Man hatte chinesisches Feuerwerk in Medan gekauft. Zuerst brannte man einen Donnerschlag ab.

Am Vormittag hatte man, als ich im Boot eingeschlafen war, an meinem Ohr ein Gewehr abgeschossen. Darüber war ich sehr erschrocken.

Heini, ein Bengalesenbub mit senfgelbem Turban um den Kopf, und ein Battakerbub und die Hunde Hans, Wastel, Toba und Toto liegen vor dem Abendessen unter der Stehlampe auf dem Mattenfußboden im Eßsaal, indessen die Erwachsenen noch baden. Es sieht sehr hübsch aus, Kinder und Tiere.

Die Räume des Hauses sind aus Holz, Rohholz und Kalkwände. Sehr zeitgemäß und geschmackvoll gearbeitet. Der Eßsaal liegt nach dem Steinterrassenplatz hin, offen gegen die Seeaussicht. Die Würfelscheiben der Fenster haben grünes Glas. Links und rechts vom Eßsaal liegen je zwei Zimmer. Im Hintergrunde, so groß wie der Eßsaal, die Küche.

Am 1. Januar morgens verabschiedete sich der Kon-

trolleur nach dem Frühstück, er fuhr in einem langen Einbaumboot nach dem Dorf zu den Kranken und später mit dem Rad nach Hause. Die Herren fahren öfters in den Einbaumbooten.

Am Abend waren wir alle etwas krank. Frau Doktor Sch. hatte Brustschmerzen. Fräulein N. hustete. Ich hatte drückenden Kopfschmerz, da ich vormittags auf der Steinterrasse in der Sonne geschlafen hatte. T. hat sich heute nacht gebrochen. Doktor Sch. fiel aus einem Boot und ist etwas verletzt. M. hat einen Stein zwischen den Zehen. Doktor B. hat vom Gewehrrückschlag bei dem vielen Schießen Schulterschmerzen. So sind alle ein wenig Invaliden. Viele haben auch zu viel gebadet.

Es war gestern ein herrlicher Sonnenuntergang. Ich traf gegen Abend, als ich wieder ohne Hosen ankam, alle auf der Terrassentreppe sitzen und den Wolkenbrand über den fernen geraden Bergabhängen ansehen. Die Wolkengruppen waren wie ein Kriegszug. Wie wandernde Wagenzüge und Heeresmassen und Brandplätze.

Der Vollmondabend verwandelte den See in eine unwirkliche Landschaft. Doktor Sch. hatte seinem Heini für sechs Gulden ein kleines Einbaumboot gekauft. Ein Battakerjunge ruderte Frau Doktor B. nach Sonnenuntergang. Sie war im Badeanzug mit schönem offenem, ausgebreitetem Haar, sie saß im Boot und fuhr ins Dunkel, der Knabe sah aber wie ein Toter aus, grün und kalkweiß, vom Abendsee und vom Abendhimmel erleuchtet.

Später, als ich im Bad saß und im Dunkeln Schwimmübungen machte, fuhren Doktor Sch. und Doktor B. im größeren Sampanboot fort, den Weg, den Frau Doktor B. gefahren war. Sie holten sie ab. Sie hatte die Hälfte des geschlachteten Schweines, das bei T. hing, abgeholt und brachte es zum Abendessen heim.

Ich lag indessen auf einem Stuhl mit dickem Kopfschmerz, und auf einem Liegestuhl lag Frau Doktor Sch. und schlief und stöhnte im Schlaf.

Der Bengalesenbube übte sich, das Wort „wun-

derbar“ auszusprechen. Der Abend war dann beim Heimweg nachts monddeutlich. Der Sand glitzerte wie Schnee, die Wasserfälle rauschten. Der See lag still vom Mondlicht bis zum Grunde kristallhell durchleuchtet.

Zwei Berge, wie gelagerte Tiere, ein Hund links und ein Vogeldrache rechts, schließen die Bucht ein. Die Berge lagen deutlich im grauen Mondlicht. Weiße, silberflockige Wolkenberge stiegen aus dem regungslosen Spiegelglas am Ende des Sees über der Inselhöhe Samosir in den Mitternachthimmel auf. Es war eine Gedankenlandschaft, von der Ewigkeit ausgedacht und aufgebaut — so lagen die Berge und Wolken und der See mit seiner großen Ferne in der hohen Nacht.

Heute ist schon der zweite Tag des Jahres 1915. Es ist ein Ruhetag. Ein wenig bedeckt jetzt gegen Mittag.

Große Ruhe ist heute über allen. Ich träumte heute nacht entsetzlich grausame Dinge. Annie wollte sich von mir scheiden lassen. Ich leide jetzt noch, wenn ich daran denke.

3. Januar 1915. Sonntag. Bucht von Haran-Saul. Haus Doktor B.s

Gestern abend war die Mondnacht noch stiller, größer und allmächtiger. Im Waringienbaum, der sein Riesenlaubwerk wie ein grünes Urwaldgebirge über dem Hause aufbaut, sahen wir von der Terrasse die Sterne und Sternbilder; leuchtend standen sie in der Unendlichkeit über unseren Köpfen. Der Abend war frischer als sonst. Und wir saßen in Decken gewickelt. Man glaubte sich ganz einsam an dem weiten Urweltsee. Und doch leben achtzigtausend Menschen drüben auf der Insel Samosir.

Wir saßen abends vor dem Abendessen im Eckzimmer und erzählten uns Geschichten vom „zweiten Gesicht“, jeder aus seinem Leben.

Heute morgen um halb zehn Uhr fuhr T. mit seinem Auto nach Tandjong Morawa zurück. Er nahm einen Teil meines Gepäcks mit. Ich bin mit Doktor Sch.s

heute noch hier geblieben, um morgen den Battakermarkt, zu welchem viele Schiffe von allen Enden des Sees kommen, zu sehen. — Das Wetter ist heute am schönsten. Die Sonne scheint strahlend. Das Wasser ist warm. Die drei Damen wuschen am Seerand ihr Haar, und ich saß dabei im Wasser, den Strohhut auf dem Kopf, und sah zu.

Jetzt haben wir hier seit beinah acht Tagen nichts vom Krieg gehört. Denn hier ist kein Telephon, keine Post, keine Verbindung, als die der Privatautos mit Medan.

Ich sprach eben durch das offene Fenster mit Frau Doktor Sch. vom Eckzimmer aus auf die Steinterrasse hinaus, daß ich einen Monat bei Missionaren rund ums Toba-Meer zubringen möchte. Da jetzt doch das Abreisen nach Amerika oder Europa schwierig ist.

Heute morgen, als ich beim Weg am See entlang durch einen der vielen Bachläufe watete, um zu Doktor B.s zum Frühstück zu kommen, schwamm ein schöner blitzender, grüner Käfer, lang wie ein Fingerglied, an mir vorbei. Ich fischte ihn aus dem Wasser. Ich trug ihn mit mir. Er schien mir tot. Als ich ihn zeigte, sagten alle, er wäre besonders schön, da sein Brustschild so groß sei. Er begann sich später etwas mit den Beinen zu bewegen. Jetzt liegt er in Papier eingewickelt in einem bräunlichen Battakertuch, das ich heute für drei Gulden auf dem Marktplatz erstand, wo nur eine Frau verkaufte. Sie wollte erst vier Gulden haben. Das Battakervolk hier ist ernst und stark im Blick. Nicht so zierlich und phantastisch wie die Javanen. Frauen am Strand waschen abends im See ihre Eisenharken, mit denen sie im Reisfeld arbeiten, wo immer Wasser rauscht von Ackerstufe zu Stufe. Ein Mann saß in der Dämmerung auf dem äußersten Sandfleck einer Landzunge. Neben ihm steckten seine zwei Angeln linker und rechter Hand im Seewasser. Kinder baden und schwimmen mit braunen Körperchen und mit blauen Tüchern, die sie durchs Wasser ziehen, unauffällig und leise plaudernd. Nachts geht hie und da ein Boot mit Laternen zum Fischen hinaus in das graue, mond-

stille Wasser. Mit seinen fernen blauen, hohen Ufermauern liegt der See wie in einer einförmigen riesenhaften Erdsenkung. Ein großer Raubvogel mit zwei dunkeln Flügellappen schwimmt im Äther unter dem ersten Stern über meinem Kopf quer über die Bucht zum nächsten Berg hin. Nachts vom Bett aus, indes der Mondschein hell in den Feldern und weißglänzend auf den Zuckerpalmenblättern liegt, höre ich Grillen singen, aber nur vereinzelt; und dazwischen grunzt mit Kehllauten ewig einförmig ein großer Frosch.

Zur Steinterrasse, wo wir am Abend im Mondschatten unterm strohernen dunkeln Hausdach saßen, kam manchmal vom Seerand her eine hellgrüne Feuerfliege; sie steigt und steigt, als wollte sie zu dem nächsten Stern an den Himmel, und verschwindet im finstern Laubberg des riesenhaften Waringienbaumes hinterm Haus.

Heute morgen sah ich in einem schattigen Gewühl von Baumstamm-Ruinen, die alle von zwei, drei Bäumen die Stämme, Luftwurzeln und abgestorbenen Leiber waren, einige offene Hütten. Dort wurde nahe am See Kalk gebrannt.

In einer runden ummauerten Grube brannte ein Feuer ähnlich einem Meilerfeuer. Ein kniehoher Haufe von kleinen Felssteinchen war dort in der Grube angehäuft, darunter brannte ein Feuer. Auf zwei Seiten saß je ein Battakermädchen. Vor sich hatten sie zwei Bambusrohre, in jedem war ein Stock; sie saßen und hoben und senkten beide Stöcke in den zwei Rohren, als ob sie butterten. Die Rohre aber trieben Luft unter die Feuerung, die von dem Steinchenberg bedeckt war. Das Feuer verbrannte die Steine zu Kalk. Den feinen mehligen Kalk sammeln sie in Säcken. Sie brauchen diesen Kalk zu den Siriblättern, die sie mit Betelnuß und Pfeffer zusammen kauen. Den Kalk, den sie hier in großen Massen gewinnen, verkaufen sie wöchentlich, Montags, auf dem Markt am Seeufer, zu dem viele lange Einbaumboote mit Hunderten von Battakern von allen Seeseiten herangezogen kommen. Der Mund wird

rot, und der rote Speichel, der beim Siriblätterkauen entsteht, liegt oft ausgespuckt wie braune getrocknete Blutflecken dort, wo am Ufer ein Battaker saß.

Immer rauschen die Wasserfälle und die Gewässer der stufenartig erhöht übereinander gebauten Reisfelder hinter dem Haus, auch wenn der See ganz still liegt. Tag und Nacht ist kühles Wasserrauschen von der Bergseite her in der Luft um das Haus von Doktor B. Dieses ewige Rauschen ist wie ein Gespräch der stillen Buchtwelt mit der Ferne, mit Europa. Es rauscht wie singende Telegraphendrähte, die auch ewig mit der Ferne reden. Auch die Gipfel der Berge reden mit der Ferne; und die am See-Ende über dem Bergdamm aufsteigenden Wolkenballen reden mit und von der Ferne; auch die Weite der riesigen Seefläche, die Weite des Sonnenscheines am Taghimmel, die Sterne des blauen Mondhimmels und der runde Mondspiegel im finstern Laub des Waringienbaumes — alle reden von und mit der Ferne zu meinem Herzen. Darum wird es mir so wohl, wenn ich lautlos dem Fern-Reden der Wesen, die da hoch in der Luft um mich sprechen, lausche; weil mich jedes ihrer ewigen Ferngespräche weit fort nach Europa, rund um die halbe Erde, versetzt, in die Heimat und zu Annie.

Haranggaol, 4. Januar. Montag, morgens neun Uhr

Ich spreche jetzt den ganzen Morgen nur davon, nach Europa zu reisen. Meine Sehnsucht, heimzukommen, ist brennend. Ich kann nicht länger mehr hier auf Sumatra warten. Die meisten raten mir ab, an die Heimreise zu denken. Ich denke aber immer darüber nach.

Haranggaoel, 5. Januar. Dienstag

Ich schreibe jeden Tag das Wort Haranggaoel anders. Da ich es immer verschieden geschrieben finde. Möchte wissen, wie ich es morgen schreiben werde. Gestern nachmittag ist Doktor Sch. im Auto mit Frau Doktor abgereist.

Gestern war ein herrlicher Sonnenscheintag am Toba-Meer. Blaues Wasser, blaue Berge, blauer Himmel, bläuliche Palmenblätter, bläulicher Sand, lila Schatten, viel Glanz und Herrlichkeit, so weit das Auge schaute.

Ich war nicht mit Sch.s abgereist, um die Boote, die „Solo's", die zum Montag-Markt nach Haranggaol in die Bucht von allen Seeseiten herkommen, ruhig erwarten zu können.

Nach dem Mittagessen um zwölf Uhr kamen die größten Boote an. Die sind wohl zwanzig Meter lang, manche noch länger. Battakerburschen, nackt ausgekleidet, sitzen darin, und jeder führt ein Ruder. Es sind wohl sechzig Leute im Boot.

Es sah hübsch aus, als in der Ferne am Seerand in Spiegelerscheinung, höher als der See, die ersten Boote, scheinbar in der Luft fliegend, erschienen.

Zuletzt wimmelte der See von den dunkeln, langen, dünnen Linien der Boote, die alle auf unsere Bucht zustrebten. Die Köpfe der vielen Menschen darin, ihre Arme und Ruder hoben sich fein und wie schwarze Punkte vom hellen Seespiegel ab.

Zwei Boote, die größten, vollführten vor dem ganzen Marktvolk, das sich am Strand zusammenstellte, im Halbkreisbogen ein Wettrudern. Sie sangen dabei, und einer in der Mitte tanzte nackt, das Ruder in der Luft schwingend, vor Vergnügen, als sein Boot das andere überholte.

Auf dem winzigen Hügel am Strand, auf dem unter Palmen das Battakholzhaus des alten Guru (Zauberers) steht, saßen viele der ältesten Battakbrüder beieinander und schauten der Marktfröhlichkeit und dem schönen Wetter zu. Es war ein Gewühl von tausend Battakerleuten, jeden Alters. Männer, Greise, Frauen, Mädchen, Säuglinge und Lausbuben wimmelten durcheinander. Burschen bildeten Gruppen, und um ein Uhr war der Markt in vollem Gesumm und Geschwirr.

Kopf an Kopf hockten und wanderten diese tausend halbnackten braunen Battakerleute unter zwei riesigen Waringienbäumen. Diese beiden Ungeheuer von Bäu-

men überdachten den ganzen Marktplatz, der von Buden aus Brettern und Stangen umringt ist.

Der Schatten unter den alten und weitausgegabelten Baumriesen ist in der Ferne oft so dunkel, daß die Leute wie in Nacht und als Schatten gegen den grellen Sonnenschein gezeichnet finster wie Gruppen aus Steinkohle dastehen.

Es wird alles verkauft. Reis und Mais, Palmwein in Bambusrohren, große goldgelbe Riesengoldfische, so groß wie unsere Schellfische, kleine schleimige Fischchen aufgereiht an einen Bast-Ring, Siriblätter, Gurken, Tjekul (Gift), Gambir (Farbmittel), Tjenkul, Labu-battak-Gemüse (Gurkenart), Penang-Betel-Nüsse, Kalkstaub, Tücher, Gubjaigemüse (grün), Djambubidji (gelbe Früchte), Orangen, Zitronen, Limonen (große Zitronen), djiruk battak (grüne, kleine, mandarinenartige Zitronen), Matten, Körbe, Tontöpfe, Gewürzstampfmörser aus Stein, Hundebraterei, Pfannkuchenbäckerei, junge Hunde, Hühner, Schafe, Ziegen, kleine Pferde (keine Kühe), Battakzucker (Gula-battak), Tabak (Tambako) in braunen Zöpfen, Salz (Steinsalz), Petroleum; Pete, große Riesenbohnen, wachsen an einer Art Mimosenbäumen. Obi, Kartoffeln, Katjang Tana, Erdnüsse, werden mit Sand zusammen in einem Eisentopf gebraten. Krebse aus dem See, Kemirinüsse, rote Tjabe-(Pfeffer)-Schoten, Tjabe rabit, wildwachsender kleiner Pfeffer.

Bei der Hundebraterei hielt ein Battaker einen Hundekopf, schwarzgeröstet, übers Kohlenfeuer und legte ihn weg, als ich kam. Dem Hundekopf steckte ein verkohlter Holzstock im Maul, die weißen spitzen Hundezähne blitzten mich an aus dem schwarzverkohlten Kopf, der samt dem Fell geröstet worden war. Unser Wastel, B.s Doberman, schnüffelte an einem anderen Fleischstück, das ein Battaker zerlegte, der an der Erde hockte; es war der geöffnete Brustkorb eines Hundes; man sah noch die dünnen ausgereckten Pfoten mit dem Fell an dem Fleisch hängen.

Ich hatte mir für fünfundzwanzig Cents einen steinernen Gewürzmörser gekauft, den ich als Aschenbecher benutzen will. Auch kaufte ich in einer Bude für an-

derthalb Gulden ein Battikkopftuch. Zwei kleine Messingdosen zu zehn Cents. — Zwei große Goldfische, größer als Karpfen, kosteten zweieinhalb Gulden. Frau Doktor B. ließ sie von ihrem Mandur kaufen. Für Doktor B. kaufte ich ein Einbaumboot zu dreiundzwanzig Gulden. Sie sagten heute morgen, sie wollen es „Dauthendey" nennen.

Gestern nachmittag weinte Frau Doktor, weil Doktor B. ihr in Europa nie den Wunsch erfüllt hatte, mit ihr einmal — allein zu essen! — Es war komisch-tragisch. Aber ich verstand es, daß sie das wünschte.

Doktor B. wünschte immer viele Gäste um sich zu haben. Auch das ist leicht begreiflich. — Gestern nachmittag, als wir alle im Schreibzimmer saßen, müde vom Markt heimgekommen — draußen hinter den grünen Würfelscheiben der Fenster brannten die Sonne, der See und der Sand in der Nachmittagsstunde —, da erzählte mir Doktor B. vom Hantu, das ist der Geist, der in dem großen Baum hinterm Hause wohnen soll. Der Baum heißt Mabar und gehört zur Art der Waringienbäume. Hier in der Gegend gibt es keinen ähnlichen Mabarbaum mehr. Sein Stamm ist zerklüftet und steht auf einer Anhöhe hinter dem Haus am Bergabhang. Weiter hinauf liegt ein kleiner Battakerkampong. Dieser Mabarbaum wurde vor langer Zeit an dem Tage gepflanzt, an dem ein sehr großer Radja, ein Häuptling der Battaker, starb und an dem Platz begraben wurde, wo jetzt der Baum steht.

Da Doktor B., der ins Badelaken eingewickelt neben mir in einem Strohsessel saß, sah, daß mich der Hantu in dem Mabarbaum beschäftigte, rief er nach dem Battakerlehrer Lazarus, der draußen vor dem Haus eben angekommen war, und der für Doktor B. auf dem Markt das Boot erhandelt hatte, das ich dem Hause stiften wollte. Lazarus in schwarzer Taffetjacke und gestreifter Leinwandhose kam auf des Doktors Ruf lautlos barfuß in das Schreibzimmer herein. Er grüßte mit der Hand an der Stirn und wartete. Doktor B. fragte ihn über den Hantu und

über das Menschenfressen aus. Lazarus, der von den Missionaren in der Taufe diesen Namen erhielt, sagte: Der Hantu in diesem Baum ist die Seele des begrabenen großen Radjah. Sie verkörperte sich in eine Schlange, die in dem Baume wohnt. Früher mußten am Todestage des Radjah unter dem Baum Tänze und Opfer veranstaltet werden. Geopfert wurde gerösteter Reis. Diesen fraß die Schlange. Aber die anderen geopferten Speisen wurden nur heiß dampfend hingestellt und, wenn sie erkaltet waren, weggenommen und von den Battakern selbst gegessen. Denn wenn die Speisen vom heißen zum kalten Zustand übergegangen waren, nahm man an, daß der Hantu (Geist), der im Baume wohnte, sich an ihnen gesättigt hätte. Der Geist konnte vom Zauberer aber auch in einen Kampong hinbefohlen werden durch Opfer und Gebet. Und dann konnte er Kranke heilen oder Unheil stiften und Böse strafen.

Menschen wurden vor zehn, zwanzig Jahren noch geschlachtet und gegessen. Aber es wurden nur gefangene Feinde oder die alten Familienmitglieder geschlachtet.

Man aß alte Leute, weil ihr Fleisch besser sein soll als das von jungen. Am besten schmeckt die linke Handfläche. Diese schmeckt ein wenig sulzartig, säuerlich würzig. Das kommt, weil die Battakerleute ihr Leben lang das Gemüse mit der linken Hand essen und den Reis mit der rechten Hand. Wenn ein alter Vater oder eine alte Mutter geschlachtet wird, werden alle Verwandten eingeladen, dann wird dem Alten der Hals zurückgebogen und mit einem Messer durchgeschnitten. So erzählte Lazarus, der Guru oder Lehrer, der jetzt Christ ist und Battaker belehrt.

In der Nacht, die ich heute im Hause hier in dem Zimmer, das vorher Doktor Sch.s hatten, zubrachte, knisterten gestern abend die gläsernen Flügel einer großen grünen Libelle an der Wand und auf einem Zeitungspapier auf meinem Tisch. Ich hatte die Libelle halbtot auf der Fensterbank liegen sehen, ehe ich die Lampe auslöschte. Bei dem Knistern mußte ich an den Hantu im Riesen-Mabarbaum unterm Haus

denken. Über dem Hausdach ist dieser Baum, dessen Äste, dick wie dickste Eichenstämme, wagrecht über das Haus hinragen, ein zweites dickes Dach von Laub, aber dieses Dach aus Laub ist dreimal so dick als das ganze Haus, es hängt, in der Luft schwebend, wie ein Berg zu unseren Häupten.

Ich betrachtete mir gestern abend, nachdem Lazarus erzählt hatte, den Baum näher. Ich kletterte am Bergabhang zu ihm hinauf. Er war wie breite Bretterwände in vielen Stämmen zum Himmel aufgerichtet. Es ist eine andere Welt unter seinem Laub. Er verschlingt einen, wenn man ihm naht, und die Außenwelt verschwindet unter ihm, als würde man vom Bauch eines Tieres verschlungen. Ein Eichhorn, bräunlich, lief am Stamm. Ein großer Astknorren zeigte eine ungeheure von der Natur gebildete Gesichtsmaske mit Augen, Nase, Mund. Der Himmel verschwindet vor der Unmasse Laub, und unten bei den Wurzeln am Bergabhang liegt das Attapdach von B.s Haus, liegt ein glänzendes Stück der Seescheibe, liegt ein Stück weißer Sandstrand, das Tageslicht scheint dort von unten in den Baum, grell an den Stämmen und der rötlichen Rinde hinauf in die Blätter. Aber oben ist es dunkel und ewige grüne Finsternis. Dort schwebt der Hantu und sieht dich unendlicher und deutlicher als alle Geister des Himmels an.

In der Nacht hörte ich auch einen ewig wiederkehrenden hohlen Laut. Jeder dieser Laute war wie ein kommendes, gewordenes und vergehendes Menschenleben. Es war wie eine Kette von Menschenleben, die die Reihe von dumpfen Hohllauten in mir schuf. Es war, als habe der Hantu im Baum in dieser Nacht zu zählen begonnen, um sich auf sein Alter zu besinnen. Er zählte mir alle Menschenleben auf, die an ihm vorbeigezogen waren, deren Laute in seiner Brust wohnten. Es tönte und tönte, bis ich einschlief. Wenn ich aufwachte, tönte es immer noch. Der Hantu im uralten Mabarbaum zählte immer noch sein Alter her. Als ich wieder aufwachte, zählte er heftiger. Ich schloß das Fenster und schlief weiter. Und als ich es am Morgen öffnete, zählte der Hantu ganz rasend wild,

aber es war noch nicht Morgen, es war noch Mondschein draußen, und ich verstand, daß der Laut aus dem Battakerdorf kam, wo die ganze Nacht getanzt wurde zu den eintönigen ewigen Tönen eines Gongs. Auch hörte ich Wellenrauschen von am Morgen abfahrenden Marktbooten, die nach der Nachtruhe heimkehrten zu ihren fernen Kampongs auf den anderen Seeseiten; ich hörte Stimmen rufen, und dann wurde es still. Aber der Gong schlug weiter und weiter an, immerzu. Der Hantu im Baum zählte, aber er schien sein Alter doch etwas zu übertreiben.

Es hatte am Abend an allen See-Enden geblitzt. Auch aus dem Mabarbaum schlug schneeweißes Blitzfeuer hervor, und hinter den Berggipfeln antworteten andere Blitzwolken. Es war, als sprächen in dieser Nacht alle Geister lebhaft, und das Mondlicht, das sie sonst sprechen ließen, blieb verschwunden. Es regnete kurz, so daß wir früh zu Bett gegangen waren. Heute morgen schlug ich beim Frühbad im See, als alles grau in grau schwamm, vor, mit dem Auto abzureisen. Aber Doktor B. wollte nicht. Jetzt hat es sich gegen Mittag dick eingeregnet. Der Regen plätschert vom Dach senkrecht auf die Steinterrasse draußen. Ich plauderte mit Frau Doktor B., die mit einem Buch in der Hand auf einem Strohliegestuhl im rohseidenen Kimono lag und lesen wollte. Ich wollte schreiben und hielt stundenlang meinen Federhalter in der Hand. Die andern waren in Badeanzügen auf dem Einbaumboot zur Landspitze gerudert, um dort Kopfsprünge vom Fels zum Wasser zu üben. Eben kamen sie die Ruderschläge laut zählend zurückgerudert. Der See liegt im Regen eingesponnen. Man kann kaum durch den Regen sehen. Alle Berge sind verschwunden, als seien sie im Seewasser untergetaucht.

Tandjong-Morawa bei Herrn T., 7. Januar 1915, morgens elf Uhr

Ich habe den ganzen Morgen seit sieben Uhr acht Seiten an Annie geschrieben.

Denn gestern bekam ich, als ich vom Toba-See

mit B.s im Auto zurückkam, einen langen Brief von ihr. Er lag in T.s Schreibzimmer auf dem Tisch. Ich war sehr froh. Auch bekam ich ein Telegramm vom 29. Dezember, das war aus Stockholm und am 31. Dezember in Medan angekommen.

Wie war ich froh über beide Nachrichten! Ich schlief ausgezeichnet. Ich stand früh auf, voll Sehnsucht, lang an Annie zu schreiben und zu erzählen. Das tat ich auch.

Wir fuhren gestern unter strömendem Regen über die Hochfläche von Brastagi zurück nach Medan-Tandjong-Morawa. Öfters mußten wir aussteigen und das Auto weiterschieben, alle zusammen. Im Auto waren Doktor B. und Frau auf dem Bock, und drinnen Fräulein N. W., die Heilgehilfin, und Herr M., der Hauslehrer, und der kleine Heini, B.s Sohn, und die Babu, die Hausdienerin, und ich und drei Hunde. Oft mußten wir an den Kampongs von den Battakern Wasser in Bambusrohren kaufen, um den Kühler des heißgelaufenen Autos zu füllen. Denn die schwere Maschine lief sich bei der gewaltigen Anstrengung oft heiß. Aber wir waren alle immer fröhlich und verloren nicht die gute Laune und das gute Lachen.

Nach elf Uhr vormittags waren wir von Haranggaol abgefahren, und kurz nach sechs Uhr abends kamen wir in Tandjong-Morawa wohlbehalten, aber sehr lustig bedreckt an. — T. war zwei Tage vor uns abgereist. Doktor Sch.s einen Tag vor uns. — Sch.s waren aber auf der Hochfläche geblieben, sie kamen erst gestern abend um acht Uhr zurück. — Hier ist es wieder schön schwül und Hochsommerwärme. — Aber ich leide nicht mehr so sehr wie früher darunter.

Herr von G., den ich auf der Herreise am 14. September auf dem Schiff von Java nach Sumatra kennen lernte, klingelte vorhin an im Telephon aus Medan (er wohnt auf einer Gummi-, Tee- und Kaffeepflanzung in Siantar am Gebirge) und fragte an, ob ich zu ihm kommen wollte.

Ich sagte ihm, daß ich bald abreisen werde, wenigstens, daß ich hoffe, es bald zu können. Er erzählte mir

am Telephon, daß ein deutscher Professor, der zum Kongreß in Australien eingeladen war, mit einem Paß des australischen Generalkonsuls heimreisen wollte. Aber in Suez, wo das holländische Schiff von den Engländern streng untersucht wurde, nahm man ihn trotz seines Passes herunter, und nun sitzt er dort gefangen.

G. erzählte weiter, daß sein Bruder, sein Schwager, und einer seiner Vettern im Krieg gefallen sind. Das tat mir sehr leid. Denn er hatte mir im September, als er aus Europa kam, erzählt, daß er in den ersten Augusttagen seinen Schwager und Bruder, die beide verheiratet waren, in Düsseldorf zur Bahn begleitet habe, als die beiden Männer mit ihrem Regiment in den Krieg zogen. Nun sind sie tot.

Hier ist es drückend heiß heute. Jetzt Mitte Januar ist die große Regenzeit, die im August begonnen hat, beendet. Nun setzt Trockenheit bis April ein, dann im April, Mai beginnt bis Mitte Juni die kleine Regenzeit. Nachher wieder Trockenzeit bis Mitte August.

Jetzt ist die Zeit, wo die Saatbeete der Tabakpflanzen fein grün schimmern. Tüllstreifen, die mit ausgekochtem rotem Holzwasser rötlich gefärbt sind, bedecken die Saatbeete gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Jetzt Mitte Januar werden die Tabakpflänzlein in die Felder ausgesetzt. Dann soll es noch einige Male kurz regnen, damit sie Wurzel fassen, und dann soll es trocken bleiben, damit sich die Wurzeln nahrungsuchend im Erdreich ausbreiten. Wenn der Tabak nicht vom heißen Bohorok im Mai welk geweht wird und nicht von Wirbelstürmen abgeschlagen wird, kann es eine gute Ernte mit sechzig bis achtzig Prozent Gewinn geben.

Nachmittags

Draußen drunten am Fluß hinter meinem Gartenhaus jammert seit zehn Minuten ganz entsetzlich stöhnend ein Schaf. Es jammert wie ein Sterbender, wie eine menschliche Stimme klagt sein Rufen. Selbst die Beo-Vögel im Baum am Fenster bedauern das

jammernde Tier mit Rufen des Mitleids. Was hat es nur? Sieht es einen Geist um das Haus, weil es so todesschmerzlich klagt? So müssen Verwundete und Sterbende auf den Schlachtfeldern stöhnen, — so erschöpft und todunglücklich grauenhaft stößt das Lamm die Stimme hinaus in die Luft und läßt die Töne ersterben.

Tandjong-Morawa, 12. Januar 1915. Dienstag morgen

Vom Freitag, dem 8. Januar, bis gestern Montag, den 11. Januar, war ich oben in den Bergen von Siantar bei Herrn von G. auf der Unternehmung Marihat.

G., der Freitag hier bei Herrn T. zu Besuch war, lud mich ein, mit ihm nachmittags um vier Uhr nach Siantar zu fahren. Ich sollte mir seine Pflanzung (Kaffee, Rubber, Tee) ein paar Tage ansehen, und ich sollte dann später, wenn es mir gefallen hatte, einmal etwas länger zu ihm zu Besuch kommen. Da gerade ein Holländer, Herr van P., ihn im Auto besuchte, machte es sich gut; wir, G. und ich, fuhren mit van P. im Auto nach Siantar.

Gegen fünf Uhr nachmittags fuhren wir fort. Gegen neun Uhr abends kamen wir oben an.

Wir fuhren lange Strecken durch Urwald. Wenn das Auto mal langsamer fuhr und das Geräusch nicht so stark war, hörte man Nachtvögel glucksen und die Grillenheere laut im Urwald schnarren, die Sterne waren alle groß blau und hatten Lichthöfe. Die Sterne waren stärker als die Landschaft, sie waren eine Landschaft aus Lichtern am Himmel, in der ich mit meinen Augen reiste, und ich vergaß dabei beinah, daß ich nur im Auto auf einer Landstraße in Sumatra dahinjagte.

In der Nacht noch zeigte uns G. auf Marihat seine Fabrikgebäude, wo der Kaffee gereinigt wurde. Es wurde die ganze Nacht durch gearbeitet, die Motoren rasten, und der Fluß mit seinen Stromschnellen rauschte, so daß man in der Nacht Maschinen- und Naturgeräusch kaum unterscheiden konnte. Elektrische

Bogenlampen brannten auf Eisenmasten um das hübsche blendendweiße Herrenhaus, das von einem Hügel in die Pflanzung schaute und das mit weißen Geländern, weißen Wänden, roten Dächern, umgeben vom Rasengarten, wie ein silbernes Schmuckkästchen auf grünem Samt leuchtete.

Am nächsten Morgen kam der holländische Kontrolleur aus Siantar mit seinem Schwiegervater zu Besuch, um die Pflanzung zu besichtigen, und wir wanderten durch die Pflanzung, durch dichte grüne Kaffeebüsche, von denen uns Blüten in weißen Büscheln und rote Beerenbündel schön aufgereiht von allen Zweigen ansahen.

Der Boden von Siantar ist reich und der fruchtbarste in der Provinz Deli.

Wir besuchten die großen Turbinenanlagen bei dem Flußgefälle, und ich staunte über die mächtige Maschinenanlage hier weit im Innern auf den Vorbergen von Siantar.

Dann gingen wir, nachdem sich der Kontrolleur und sein Schwiegervater bei der Brücke verabschiedet hatten, noch tiefer in die Kaffeepflanzung, besuchten Kuli-Pontoks und Chinesen-Kebehs und fanden unterwegs friedlich Kaffeebeeren pflückende Javaninnen. In dem Pontok wurde im Küchenhause gekocht. Aber alle Wohnungstüren, die aus Drahtgittern sind, waren an den langen hölzernen Schuppenhäusern geschlossen. Nur ein Wächter, ein Malaie, wachte, da in dieser Tagesstunde alle Kulis im Kebon (Garten) arbeiteten. Es war zwischen zehn und elf Uhr morgens. Die Sonne schien warm und still. Als ich durch eine Gittertür in eine Kulistube guckte, saßen dort auf den Brettern unter der Decke drei Ratten zusammen und betrachteten mich friedlich, wie ich sie betrachtete. Sie huschten nicht fort. Nur ihre Äuglein blinzelten mich an.

Wir besuchten das Klubhaus. Dies ist ein altes Assistentenhaus, das seit einigen Wochen zum Klub eingerichtet wurde. Hier treffen sich die deutschen Herren, die Administratoren und Assistenten abends bei einem Glas Bier oder Whisky-Soda.

Ich fand auf einem Tisch im Klub die Leipziger Illustrierte Zeitung liegen, November-Nummern. Ich blätterte und fand grauenhafte Bilder von Bajonettkämpfen. Mein Herz stand vor Schmerz still, als ich die furchtbaren Kriegsbilder mitten in den friedlichen Kaffeepflanzungen in der Hand hielt und mich erinnern mußte, daß aller Sonnenfriede rund um mich nur Scheinwelt war. Zu Haus und in meinem Herzen waren strenger Winter, strengster Frost und blutiger Krieg, unabsehbar.

Auf einer neuen Schmalspurbahn, die den geernteten Kaffee aus der Pflanzung in vollen Säcken zur Fabrik fährt, fuhren wir dann zurück, von Kulis begleitet.

Vor G.s Wohnhaus auf dem Hügel steht gegen Norden auf einem kreisrunden Rasenplatz ein vierjähriger Waringienbaum. Der Baum ist aber bereits so hoch wie das Haus.

Nach dem Mittagessen schlugen mir die Herren, besonders der Buchhalter Herr Sch., ein Österreicher, vor, ich sollte mir einen Liegestuhl hier unter den Baum stellen lassen. Ich schlafe aber der Insekten wegen nicht gern unter Bäumen. Dort unter diesem Waringienbaum fanden wir dann ein heruntergefallenes Vogelnest mit drei Jungen im Gras. Wir hoben es auf. Herr Sch. setzte es wieder in den Baum in eine Astgabel fest.

Sonderbarerweise war, als wir vorher von Tisch aufstanden, ein Vogelpaar dicht und auffällig in der Vorhalle oben auf dem Treppenabsatz an unseren Gesichtern vorübergestrichen. Dieses waren die Eltern der Jungen im Nest. Ich sah sie später am Nachmittag vom Pavillon aus, wo ich auf dem Bett lag, immer im Baum ab und zufliegen.

Sie hatten uns andeuten wollen, daß wir ihrem Nest helfen sollten.

Auch fanden wir eine sonderbare handgroße Spinne, deren Füße wie schwarze Griffel aus Schiefer waren. Sie war nicht behaart. Sie sah einer hochbeinigen Seekrabbe ähnlich und saß im gleichen Waringienbaum mitten in dem Riesengewebe ihres Netzes.

Herr Sch. versuchte mit einem Streichholz das Spinnennetz anzubrennen. Es brannte ein wenig ab. Ich bat ihn, die Spinne nicht zu stören, da das Unglück bringen würde.

Als ich am Abend zu meinem Pavillon ging — ich hatte dort in den Nachmittagstunden oft und herzlich gebetet, auf dem Bett liegend, an Annie, an Deutschland, an die Zukunft denkend und gequält von meinen tiefen Seufzern und meinem stockenden Herzen —, da fand ich oben am weißlackierten Rahmen meiner Tür, durch die ich eintreten mußte, eine „Gottesanbeterin" sitzen. Sie saß auch noch in betender Stellung am nächsten Morgen neben dem Türschloß derselben Tür. Dieses dünne Insekt in seiner betenden regungslosen Stellung erinnerte mich an mein Herz, das jetzt auch am liebsten während dieser Verbannungszeit hier auf Sumatra in ewig betender Stellung verharren möchte.

Sonntag morgen fuhren wir im Auto ungefähr siebzehn Kilometer durch die Landschaft von Siantar immer auf der G.schen Unternehmung Marihat. Wir kamen durch eine schöne Hügelwelt, die lag mit langem grünem Lalanggras weich eingehüllt in der Morgensonne und im Morgenwind. Die Luft war köstlich. Die Landschaft, mit eingegrabenen Büschen in grünen Hügeltiefen, vorbei an Waldbeständen, angefüllt mit dichtgedrängten hohen Baumgruppen, erinnerte mich an Unterfranken. Es war ein glückliches Gefühl und Wohlsein auf allen Wegen hier.

Wir erreichten dann, über eine tiefe Schlucht fahrend, darinnen unter Riesenbäumen am Grunde ein weißschäumender Gebirgsfluß kühl rauschte, die Teepflanzungen von Marihat.

Kilometerweit stand runder grüner Teebusch bei Busch. Wir besuchten einen ganz verwilderten Java-Assistenten. Der war seit zwanzig Jahren hier in Indien, in Java und Sumatra, und er war dazwischen nie zum Urlaub gewesen. Sie werden „alte Javaner" genannt, solche Männer, die Europäer sind und niemals mehr ihre Mutter Europa in allen den Jahren aufgesucht haben. Es liegt ein Gemisch aus

Verächtlichkeit und Bewunderung über denen, die von solchen Javanern sprechen.

Der Holländer, der alte Javaner, der hier in einem großen Holzhaus fast ohne Hausgerät wohnte und uns auf einer weiten, leeren Vorgalerie empfing, hieß G. Der Administrator einer Teepflanzung, die noch hinter Marihat hier als letzte Unternehmung an der Urwaldgrenze liegt, war zu Besuch. Beide Männer saßen rauchend und laues Bier trinkend beisammen vor einem Strohtisch auf Strohsesseln auf dem sonst leeren Fußboden der hölzernen riesigen Vorhalle. Wir setzten uns und tranken mit. G. erinnerte mich an Don Quixote. Er hat starre blaue Augen wie ein Raubvogel, glasklar, und ist mager wie ein dürrer Ast, ist rosig wie alle Rotblonden, und das goldblonde Haar wächst ihm um die rosa Stirn und die rosa Schläfen, und ein struppiger gelber Schnauzbart hängt ihm wie ein Gestrüpp unter der Hakennase im abgemagerten Gesicht. Aus den blau und rosa getönten hageren Gesichtszügen stieren zwei schwarze Pupillenpunkte. Er lacht wie ein Jäger, der einen guten Treffer gemacht hat und im Geiste dem sterbenden Wild freundlich zulächelt, als ob er dem Tier mit dem Tod ein passenderes Geschenk austeilte, als wenn er es leben ließe. Und sein inneres herzliches, glänzendes Raubtierlächeln verbreitet sich über die ganze dürre Gestalt des in sich versunkenen verwilderten Mannes, der vielleicht sich selbst sucht oder visionartig sein früheres Europäertum betrachtet, das aus ihm grinst, wie eine Schloßruine alter Zeiten in die Neuzeit grinst.

Im Tee bei den Büschen pflückte ich einige der weißen Teeblüten, die kleinen Waldanemonen ähnlich sind und alle unter den Büschen im Schatten der Blätter blühen. Nur die Blätter und die Blattknospen werden zum Tee abgeknipst. Der Tee wurde, da die Teefabrik, die hunderttausend Gulden kosten soll, noch nicht gebaut ist, einstweilen im javanischen Spielhaus, das zwischen den Kulibretterhäusern lag, in vielen Öfen gedörrt und getrocknet und als Kulitee verwendet.

Als wir nach dem Teefeldspaziergang wieder auf der leeren Galerie bei G. zum Abschiedstrunk niedersaßen, betrachtete ich die hübschen Javanen, die draußen vorbei gingen und vom Flußabhang zur Mittagstunde vom Baden kamen.

G. zeigte mir am Abend noch Photographien seiner Schwägerin und seiner Schwester, die beide jetzt ihre Männer im Krieg verloren haben. Der Bruder G.s ist in Belgien bei Dixmuiden gefallen, verwundet zurückgelassen und auf dem Schlachtfeld von den grausamen indisch-englischen Truppen, die keine Gnade geben, mit allen andern Verwundeten abgeschlachtet worden. Der Schwager G.s, von Z., fiel bei Reims. Außerdem fiel noch ein Vetter G.s. So höre ich hier bei verschiedenen Deutschen, daß sie Brüder und Verwandte verloren haben. —

Als ich gestern mittag im Auto von Siantar hierher nach Tandjong Morawa zurückkam, und als wir bei Tisch saßen, T. und ich, klingelte das Telephon im Schreibzimmer. Doktor Sch. erzählte T. vom Spital her, daß ein Chinesenkuli eingeliefert worden war, den man morgens am Fluß gefunden hatte. Er hatte einen Schuß im Schenkel. Wahrscheinlich war es ein Dieb und war beim Diebstahl ertappt und angeschossen worden. Ich möchte wissen, ob der Chinese heute nacht um meinen Pavillon herumstrich, da die Hunde so unausgesetzt bellten und das Gras vor meinen Fenstern öfters raschelte, als ob jemand draußen ums Haus schliche.

Vom Kriegsschauplatz ist nichts Neues gemeldet. —

Die schwerste Stunde der Sehnsucht ist die Nachmittagstunde nach vier Uhr, wenn ich gebadet habe und mich frisch zum Abend zur Teestunde ankleide. Der Tropenabend ist kurz. Er lebt nur von sechs bis acht Uhr. Das ist die Besuchszeit, die Spazierritt-, Spazierfahrt- und Teezeit, der Erholung, der Zeitung, dem Gesprächsaustausch, dem Begegnen von Mensch zu Mensch gewidmet.

Die gefährlichsten Stunden sind die, wenn die Sterne heranrücken. Die großen blauen Sterne, die aus dem warmen Himmel herabsteigen in die Menschenaugen,

ins Menschenblut. Dann reden die Sterne alles, was man sich selbst verschweigen möchte. Sie sehen einen tiefer an als Menschenaugen. Man muß unter ihrem ewigen Licht zittern; mit allem Ewigen, was in einem am Tag versteckt vor der Vernunft geruht hat, zittert man und wird erregt; und wer nicht vom Malariaschüttelfrost im Aderwerk eiskalt getroffen wird, wird noch fiebernder vom Heimweh heiß und kalt durchschauert, vom Europafieber, vom Orchester aller Sehnsüchte des Willens zur deutschen Muttererde.

Die Grillen und Myriaden Zikaden lärmen, die Rasenplätze dufsten noch nach den Blumenbüschen, die Bäume, die zu den Sternen steigen, weben den Duft der Orchideen in dein Blut; aber das ist alles wie wohlriechende Toilettenartikel, nichts ist einfach wie Muttererde und wie der Mutterlaut der deutschen fernen Erde, den du im Blick der blauen fernen Sterne ahnst und erlebst.

O, in diesen Abendstunden, untätig, ins Dunkel gerichtet, voll Willenlosigkeit, voll vom Erwachen des Unbekannten im heranwachsenden Finstern, in diesen weiten, unendlich weit ausholenden Stunden bin ich machtlos, mich zu beherrschen und mein Heimweh zu verstecken. Die Brust weint mir. Die Zeitung zittert in meinen Fingern. Die Augen flackern über gedruckte Zeilen, aber sie lesen im Dunkeln lange Zeilen aus den Augen der Heimat, die mir durch das Papier der Zeitung hindurch vom Nachthimmel mit dem Blick der blauen Sterne ins Gewoge meines Blutes scheint.

Es ist ein gefährlicher Überschwang ins Gefühl gekommen. Ungesund, verzehrend wie Malaria. Singend fein und blutsaugend wie das Meer der Moskiten, die im Dunkeln schwärmen.

Ich möchte angstvoll leben, leben, leben, um die geliebte Heimat, die Liebe und das Leid dort in Deutschland nochmals am Körper zu erleben. „Nur ja nicht sterben in den Tropen!“ schreien meine Blutstropfen und durchsausen mein Herz gefühllos wild, als könnten sie den Leib über die Meere der Ferne nach Deutschland fortreißen, — so heftig gebärden sie sich in diesen Tropenabendstunden.

16*

Mir ist, als bräche mir einmal in einer solchen Abendstunde der Puls ab. Und dann, o Geist der Geister, laß mich mit den Augen der Sterne bis nach Deutschland und in die Augen des Herzens schauen, nach dem ich mich in Sehnsucht verzehre, seit ich hierher verbannt bin, — o Annie!

14. Januar

Gestern morgen war ich in Medan mit dem Auto von T., Doktor Sch. steuerte. Im Auto saßen Doktor P. und Herr V. Letzterer ist mit einem andern deutschen Offizier von Sabang nach Medan gebracht worden, vor zwei Monaten, da behauptet wurde, beide hätten von ihrem deutschen Lloydschiff, das in Sabang liegt, der „Emden" drahtlose Telegramme zugeschickt. Sie waren zwei Monate in Untersuchungshaft, wurden dann wieder freigelassen, müssen aber bis zur Hauptverhandlung in Medan bleiben. Die Deutschen hier nehmen sich der beiden gern an. Der eine ist hier bei Doktor Sch. Er war im Auto. Ich sprach später in Medan mit ihm; er sagte, er habe auf seinem Schiff einen Draht am Mast hängen gehabt, der aber gar nichts mit drahtloser Telegraphie zu tun hatte. Aber die Holländer behaupteten in den Zeitungen, beide deutsche Seeoffiziere hätten die Neutralität Hollands verletzt. Wenn sie wirklich bestraft werden, können sie nicht mehr als zehn bis vierzehn Tage leichtes Gefängnis bekommen.

In Medan ritten Doktor Sch. und Doktor P. in der Reitschule beim Rittmeister Herrn D. Ich sah zu. Vorher war ich bei H. und hörte, daß meine Gedichte in Druck genommen sind, wenigstens die erste Hälfte.

Morgens hatte ich viel an Annie geschrieben und einen Brief von ihr vom 2. Dezember aus Stockholm bekommen. Ich war sehr froh darüber. Auf der Rückreise von Siantar bekam ich in Tebing-Tinggi vorgestern bei Doktor G. auch einen Brief von Annie, der bei Julius Sch. gelegen hatte. Er war vom 14. Oktober. Also beinah ein Vierteljahr unterwegs, da er nach Batavia adressiert war. Auch bekam ich

einen Brief vom 14. November, geschrieben von Kapitän R. aus Amboina vom Bord der „Manila". Der zweite Brief seit meiner Abreise von dort. Die „Manila", der deutsche Reichspostdampfer, der mich durch Neu-Guinea geführt hatte, liegt immer noch im neutralen Hafen von Amboina auf den Molukken. Alles ist wohl an Bord.

Namoe Rambei, 16. Januar 1915

Bei Herrn von G. Heute ist Hari-besar. Ich bin gestern abend noch in der Tageshelle von halb sechs bis halb sieben Uhr hierher nach Namoe Rambei gefahren im Auto T.s. Wir saßen erst zum Tee bei G.s auf dem Rasen vor dem Haus. Am Abend kam Doktor L. von Poetoeboekan herüber, wo er jetzt Assistenzarzt bei Doktor B. ist. Am Abend nach dem Essen gingen wir ins Spielhaus der Javanen hinter dem Administratorhaus und hörten Gamelang-Musik und sahen eine feine, schlanke javanische Tänzerin und Tänzer tanzen. Die Gamelang-Musik klingt hier schon den ganzen Abend, die ganze Nacht, den ganzen Morgen heute, den Mittag und den Nachmittag. Manchmal kommt es mir vor, als übten junge Mädchen Etüden von Beethoven oder Chopin. Es gefällt mir, dieses Wiegen und mollige Getön ohne Melodie, das seit achtundvierzig Stunden um mich schwebt, und ich glaube, ich bin in Europa in einem friedlichen Haus, fern von Krieg und Todesgefühl. Dazu ist ein friedlicher Sonnenschein; und daß Herr und Frau von G. aus Weimar, der Dichterstadt, sind, macht die Luft auch harmonischer als irgendwo. Am Morgen mußte ich sagen, es wäre ein Gefühl wie Pfingsten heute, weil die Sonne auf den Rasen und auf die roten Cannablumen vor der Veranda so frühlingshaft hereinleuchtete. Und später im Garten, als ich duftende Geißblattblüten gepflückt hatte, die unter hohen Wandererpalmen, bei weißem Bambus, bei Betelpalmen und Zwergkokospalmen und Königspalmen wuchsen, war es mir ganz frühlingshaft.

Im Hause ist ein rotblonder Hund, der heißt Ham-

pelmann. Und ein Kragenbär und ein Affe sind hinter dem Haus an Ketten.

Ich sehne mich, abzureisen. Ich bin so müde von Sumatra. Ich will nach Java, so sage ich täglich und stündlich zu mir, und will versuchen, über Amerika oder irgendwie fortzukommen. Gibt es denn bei allen guten Geistern keinen Weg zu Annie mehr? — Ach, ist denn kein guter Geist, der mich zu ihr hinführen will durch die feindlichen Schiffe in die deutsche Heimat und in meine Heimat der Liebe bei Annie?

Ich zerbreche mir den Kopf mit Sehnsucht und Nachdenken, wie ich es mache, um fortzukommen!

Sonntag, 17. Januar 1915

Ich werde wohl morgen zu Julius Schadt nach Tanah Bessi fahren. Da ich von D. wegen des Passes noch keine Nachricht habe.

Tandjong Morawa, Dienstag, 19. Januar

Ich fahre heute nachmittag drei Uhr nach Tanah Bessi zu Julius Sch. Das Auto von Herrn H. aus Kiri fährt mich bis Loeboe-Pakam, und von dort fahre ich um drei Uhr nachmittags mit der Eisenbahn nach Tebing-Tinggi. Ich komme dort gegen fünf Uhr an und werde von Sch.s Wagen abgeholt.

Gestern abend war bei Doktor Sch., im Saal unter dem Hause, eine Sitzung des Ausschusses für das „Rote Kreuz". — Es waren H., G. und Doktor Sch. da zusammen und sahen die eingelaufenen Beiträge durch. Jeder Deutsche hier hat sich verpflichtet, ein Zehntel seiner Jahreseinkünfte fürs Rote Kreuz zu geben.

21. Januar. Donnerstag.

Seit vorgestern nachmittag sechs Uhr bin ich hier in Tanah Bessi bei Julius Schadt.

Das Manuskript, das ich über „Alte und neue Rubbergewinnung" schreiben soll, begann ich nach meinem Notizbuch gestern in Reinschrift.

Gestern morgen wurde viel photographiert. Ein japanischer Photograph, der etwas schwerhörig war, war aus Tebing-Tinggi gerufen. Er nahm Bilder

von den neuen Rubberbereitungsarten auf. Kulis, die Häute aus Gummi, auf Rahmen gespannt, auf Stangen forttragen. Kulis, die Gummistreifen ausdehnen und so auf ihre Elastizitätskraft hin zeigen. Und ein Bild von Sch. und mir mit einem Kuli, der eine fertige Platte des „Indischen Para" hält. Auch ließ Sch. ein Bild des Hauses vom Garten aus machen; wir beide saßen in der Halle in weißen Anzügen am Tisch.

Die Sperlinge hier erkennen mich auch wieder. Sie fliegen immer paarweise dicht an mir vorbei. Sie kommen ganz nah, und morgens rufen sie an meinem Fenster. Ich glaube, ich bin mit allen Sperlingen der Welt für ewig gut Freund, seit ich mehrere Winter lang in Würzburg in meiner Wohnung Sanderring 23 immer täglich mehrmals Sperlinge fütterte am Fensterbrett.

Tanah Bessi, 24. Januar 1915

Gestern am 23. Januar, der doch immer als 23. des Monats ein Schicksalstag für mich sein soll, ist hier nichts geschehen. Ich las Julius Sch. meine fast fertige Abhandlung über Rubberbereitung gestern vor.

Eben regnet es unerschütterlich senkrecht, so daß man über den Rosenbüschen im Garten nichts mehr von der Landschaft sehen kann.

Gestern abend, da ich ganz dumm und dick im Kopf war nach der dreitägigen Rubberabhandlung, fuhr mich Julius Sch. in der Pflanzung auf seiner Buggy spazieren. In allen Javanen-Pontoks waren die Leute von der Arbeit heimgekommen und saßen in Gruppen an der Erde. Die einen hatten gebadet, die andern kämmten sich oder schwätzten und verhandelten miteinander.

Im Fenster eines Pontokholzhauses saß ein schwarzweißes Kätzchen und rührte sich nicht. Als ob nur sie allein diesen Abend empfangen müßte, saß sie würdevoll im Fensterrahmen, am Hals geschmückt mit einer kleinen Muschelkette.

Die Sonne ging bräunlich und messinggelb hinter den letzten Urwaldrändern unter.

Auch Kokospalmen, alte, stehen dort hoch in die Luft. Und im Bäckereihaus, das ein offener Schuppen ist, wurde eben ein helles Feuer angemacht. Dort wird das Brot für die ganze Pflanzung gebacken. Unterwegs zeigte mir Sch. hinter Hügeln den Sumpf, in welchem eine uralte Schlange hausen soll, der Schrecken der Pflanzung. Sie wird alle paar Jahre mal sichtbar. Sie soll baumdick und ungeheuer lang sein. Wenn sie mal am Tage über einen Weg kriecht und bei Javanen, die da Gras schneiden, vorbeikommt, stürzen alle Inländer schreiend davon. Sie hat aber noch niemals in der Pflanzung einem Menschen ein Haar gekrümmt. Ebenso haust ein alter Tiger in der Nähe. Es gibt mitten in der Pflanzung alte Ramboenghaine. Das sind Gummibäume, dichtverwachsene, die in alter Zeit von Eingebornen gepflanzt wurden; sie stehen in Gruppen von einigen hundert Bäumen wie kleine Wälder, dichtbelaubt, dunkel und finster verwachsen wie eine Insel mitten zwischen den langen Reihen der Heveabäume. Dort in dem dunkeln Rambongwald hält sich gern der alte Tiger auf. Er kann zur Abendstunde plötzlich am Wege stehen. Und man wartet in der Nähe der Rambongbäume darauf, ihn zu sehen. Aber unser Pferd am Wagen blieb ruhig, und solange das Pferd den Tiger nicht wittert, ist es nicht notwendig, sich nach ihm umzusehen. Der alte Tiger wird nicht geschossen, weil er die Schweine, die wilden, frißt, die in der Pflanzung die jungen Heveabäume abnagen und die Obi-Kartoffeln umwühlen, die um die Bäume gepflanzt sind. Er ist also Schweineschutzmann, der alte Pflanzungstiger.

Der Beovogel der Frau E. hat ein neues Wort gelernt. „Roje", das ist Bote, ruft er der rötlichen Hauskatze nach. Sie, Frau E., ruft diese Katze „Roje", und der Beovogel hat es gehört und hat es ganz allein gelernt. Er überrascht die Familie E. öfters mit selbst eingeübten neuen Worten. Aber der Beovogel des Herrn Sch. ist tot. Er hielt sich nicht lange. Der leere Käfig steht auf dem Laubengang zum Affenkäfig hin, und nichts sieht verlassener aus als ein leerer großer Vogelkäfig. Der schöne schwarzgrüne

Beo-Balg mit weißen Federchen an den schwarzen Flügeln hängt aufgenagelt im Urwaldkontorhaus an einer Bretterwand. Der rote Schnabel und die gelbe Zunge leuchten stark. Opaß, der Wächter, hört ihn vielleicht um Mitternacht Worte rufen! Der Schnabel steht jedenfalls immer offen, wenn ich an dem Balg vorbeikomme. Wie schnell wird man doch im Leben ausgebalgt!

An den beiden letzten Abenden war wunderbarer Mondschein. Mir fiel auf, daß der Mond jetzt mehr nach Norden am Himmel hoch steigt als im Monat November, wo ich hier war. Da stand er mehr nach Süden im Zenit. Man könnte beim Mond lesen, so hell ist er. Und es ist doch erst Halbmond. Aber ein Halbmond, der auf dem runden Rücken liegt. Ganz anders als in Europa, wo der Halbmond aufgerichtet am Himmel steht. Hier kann man deshalb auch am Äquator nicht ein A und ein Z im Halbmond sehen und nicht abnehmend und zunehmend daraus lesen. Der zunehmende Mond ist hier aber wie ein aufgehender Lotoskelch, und der abnehmende Mond ist wie ein herabhängender, welkender Lotoskelch. Daran ist der Unterschied zu erkennen.

In wenigen Tagen ist es jetzt schon ein halbes Jahr, daß wir den Krieg haben. Drei Monate führt man schon Schützengrabenkrieg an der Aisnelinie, im Argonnenwald und in Flandern. Natürlich, es ist Winter. Vielleicht ist mit dem Frühjahr alles anders. Das glaube ich auch. Im März oder April wird man vorwärtskommen. Aber wie und wo wird der Krieg enden. Niemand hier sieht das heute noch voraus. Österreich soll schwach sein, Rußland soll in Ungarn und der Bukowina vorwärtsdringen. Vielleicht siegen wir im Westen, und Rußland siegt über Österreich im Osten. Gegen uns, gegen Hindenburg, wenn er genug Truppen bekommt, wird Rußland wohl kaum aufkommen können. Aber gegen Österreich. Seit vierzehn Tagen sprechen die Zeitungen, daß nun auch Rumänien bald eingreifen und mit Rußland gegen Österreich gehen wird. Das ist schlimm. Wenn nur Bulgarien gegen Rumänien ziehen würde! Aber

es wird vom letzten Krieg her noch zu schwach sein.

Unverständlich ist es hier jedermann, warum wir mit unseren großen Geschützen nicht Belfort oder Verdun beschießen und warum wir es noch nicht eingenommen haben. Wie schnell fielen die belgischen und nordfranzösischen Festungen, Lüttich, Namur, Antwerpen, Lille, Maubeuge! Aber wir werden wahrscheinlich zu wenig Truppen zum Sturm auf Belfort und Verdun haben. Da wir viel Truppen gegen Rußland und in Flandern nötig haben.

Es ist am Ende doch großartig, daß wir einen solchen siebenfachen Feind sechs Monate von unseren Grenzen fern halten können. Und daß bis jetzt noch kein Schuß der vielen Feinde auf eine deutsche Festung fiel.

Es ist ein gewaltiges, heroisches Schauspiel, wie das geplagte Deutschland so stark und lange den Feind sich vom Leibe halten und außerdem noch angreifend wirken kann.

25. Januar. Montag nachmittag

Eben habe ich meine Abhandlung über Julius Sch.s „Indische Para" beendet. Ich bin sehr froh darüber.

Gestern nachmittag ging ich mit Julius Sch. zu den Strecken der viel verwünschten Lalangfelder der Pflanzung. Unterwegs zeigte mir Sch. an einem Heveabaum am Stamm hinauf eine fingerstarke Erdbahn. Das war ein von weißen Ameisen gearbeiteter Tunnel aus feiner Erde, der zur Höhe des Baumes lief. Der kleine Erdtunnel fiel ab, wenn man mit dem Finger daran streifte. Und weiße, dickleibige Ameisen mit blondem, gelbem Kopf fielen herunter. Sie erinnerten an Maden. Auch eine große schwarze Termite, die kleine Hügel im Walde baut, lief am Boden rasch vorbei. Die weißen Ameisen geraten leicht in Streit mit den dunkeln gewöhnlichen Ameisen. Die dunkeln sind stärker und tragen die weißen Ameisen fort.

An einem Hevea-Baumstamm saß auch ein weicher, grauer, dicker Nachtschmetterling, der legt seine Eier

dort unter die Rinde. — Oft denke ich, ich habe noch nie so viele schwarze Schmetterlinge gesehen wie hier auf Sumatra. Wo ich geh und stehe, fliegt irgendwo einer auf. Manchmal beim Eßtisch, manchmal beim Bett, manchmal vom Hut oder im Korridor oder vom Fußboden im Haus. Ich denke immer, ich sehe die Seele eines Bekannten, der im Kriege fern in Europa auf dem Schlachtfeld fiel, wenn ich einem der düster finstern Schmetterlinge, der schwarz vorbeihuscht, begegne.

Bei den vielen Ameisen auf Schritt und Tritt auf der ganzen Welt muß ich immer denken, wie armselig klein das Menschengeschlecht im Vergleich zum Geschlecht der Ameisen auf der Erde ist. Da ist doch kein Fuß Erde im Freien in Europa, Asien, Amerika, Afrika, wo einem nicht eine Ameise begegnet oder mehrere Ameisen. Sie sind viel mehr als die Menschen die Beherrscher des Erdballs.

Heute morgen wurden drei kleinen Foxterriern, die erst einige Wochen alt sind, auf einer Treppenstufe mit einem Beil die Schwänze gestutzt. Warum findet man sie nicht hübsch, wie die Natur sie geschaffen hat? Ich stand gerade am Affenkäfig, und der alte Affe zeigte mir an, daß den Hunden die Schwänze gestutzt würden, er griff sich immer ans Hinterteil, drehte es mir zu und klagte. Dann stierte er neugierig nach der Richtung der Treppe, wo die Hunde verschandelt wurden.

Neulich Abends schoß eine große Zikade in der Haushalle um die Lampen. Sch. fing sie und gab sie dem Boy. Sie schrie jämmerlich. Der Boy mußte die handgroße großäugige, graue, laute Zikade dem Musangtierchen bringen. Das frißt Zikaden leidenschaftlich gern. — Gestern abend begegnete ich auch der Hauskatze, der kleinen weißen, die fing sich auch eben eine verirrte Zikade im Hausgang. Aber auch die Javanen essen die fetten Zikaden gern. Selbst die fetten Königinnen der weißen Ameisen essen die Javanen mit Vorliebe. Sch. wollte weiße Ameisenköniginnen in Spiritus sammeln, er bot für das Stück fünf Cents. Aber das lockte die Javanen nicht, für

fünf Cents aßen sie sie lieber selbst. Sch. mußte den Preis erhöhen, damit er weiße Ameisenköniginnen in Spiritus setzen konnte.

Es frißt, ebenso wie überall, auch in Sumatra einer den andern gern auf, wenn er ihn nützlich und schmackhaft findet.

In Europa fressen sich jetzt neun Völker gegenseitig auf.

26. Januar. Dienstag. Morgens acht Uhr

Ich wachte heute morgen aus sehr schlechten Träumen auf. Gestern schon träumte ich elendig. Meistens handelt es sich um die Angst, daß ich sehe, daß Annie mir im Traum untreu ist.

Als ich vorhin die Fensterladen öffnete an meinem Schlafzimmer, zwitscherten wie immer im Sonnenschein alle mir gut bekannten Sperlinge aus dem roten Hibiskusbusch, vom Dachgiebel des Nebengebäudes auch, und vom Tong-Tong-Häuschen. Dann kam eine einzelne Schwalbe, flog quer an mir vorbei. Ich dachte sofort an Nachricht von Annie beim Anblick der Schwalbe. Die Schwalbe flog dann hinunter zum Holzgebäude des Urwaldkontors, dort setzte sie sich zu zwei anderen Schwalben auf den Telephondraht über ein Fenster in die Nähe der Porzellanhütchen des Telephons, die da an der rotgelben Bretterwand weißblinkend zu mir leuchteten. Ich dachte: Vielleicht wird mir heute ein Telegramm von Annie im Telephon nach Tanah Bessi von Medan telephoniert! Ich will mal abwarten, ob das eintrifft!

Gestern abend um sechs Uhr, als wir, Sch. und ich, ein Glas Bier bei Herrn und Frau E. in dem Verandaraum ihres Holzhauses tranken, plauderten wir auch viel von Neu-Guinea. Ich erzählte, was ich dort sah, daß die Leute dort Zeitungspapier rauchen, die Kanaker. Daß die Frauen ein Kind und ein Schwein an der Brust säugen. Daß man nur mit Markstücken und sonst mit keinem kleineren Geld bezahlen kann. Man muß, will man weniger geben, eine Stange gepreßten Tabak geben; die Stange hat den Wert von zehn Pfennigen. Ich erzählte von den

teuren Paradiesvögeln zu siebzig Mark das Stück. Und zwanzig Mark Ausfuhrzoll. Von den „Gewürzinseln" Ambon und Banda, auf den beiden ist Muskat gepflanzt worden. Ich erzählte von den Kratern bei Rabaul, von der „Mutter" und ihrer „südlichen„ und ihrer „nördlichen" Tochter, drei Vulkanen. Ich erzählte auch von der ältesten Pflanzerin, Frau P. und ihren beiden Töchtern, in deren Nähe die Frau W. ermordet wurde. Ich besitze die Trommel des Mörders. Ein Häuptling schenkte sie mir in einem Dorf, als meinem Geburtstag zu Ehren ein Duk-Duk-Tanz am heiligen Platz des Dorfes für mich getanzt worden war. Auf der Trommel steht der Name des Mörders eingeritzt.

Ich erzählte von den Kasuarfedern, Kakadufedern und Hibiskusblumen, mit denen sich die nackten Kanaker das Kopfhaar schmücken. Ich erzählte von den Hundezähnekettchen, die sie als einzige Bekleidung um den Hals tragen, oder eine Muschel statt eines Lendenschurzes vorgebunden. Ich erzählte von den großen Schneegebirgen, von den wunderbaren langen natürlichen Steinterrassen, an denen man tagelang mit dem Dampfer vorbeifährt. Ich erzählte von dem breiten Königin-Augusta-Strom, der gelbes Wasser und Palmenstrünke weit ins Meer hinaussendet. Ich erzählte vom Gold, das man jetzt in Morobe gefunden hat, von australischen Goldsuchern, die sich dort im Hinterland versammeln. Ich erzählte von kleinen Meerschlangen im Wasser, von vielen Delphinen oder Schweinsfischen, ganzen Rudeln, und von vielen blitzenden fliegenden Fischen, ganzen Rudeln, im Meer. Ich erzählte vom Besuch in Dörfern, vom Besuch bei Missionaren, vom Besuch bei Pflanzern, vom Besuch bei Regierungsbeamten, von einer Gerichtssitzung in Kaewieng, von einer Autofahrt sechzig Kilometer weit von Kaewieng aus ins Innere von Neu-Mecklenburg. Alle diese Leute, die ich gut kennen gelernt habe, sind jetzt Kriegsgefangene der Australier geworden, die Neu-Guinea eingenommen haben seit dem August 1914. Ich war der letzte Neu-Guinea-Tourist. Mein Buch werde ich so nennen oder auch „Südsee und Urbusch",

Geschichten aus Neu-Guinea, von den Molucken, Java und Sumatra. Ich möchte es jetzt schreiben. Aber ich weiß nicht, ob ich hier und jetzt in der Kriegszeit Ruhe genug dazu habe. — Abwarten!

Wenn ich die illustrierten französischen, englischen, holländischen und deutschen Zeitungen aus Europa, die wöchentlich in der herumgehenden „Trommel" erscheinen, betrachte, empfinde ich den Schnee aus Polen und Rußland und Flandern und im Argonnenwald nur wie weiße Papierflecken auf den Bildern. Im weißen Leinwandanzug, in weißen Schuhen, ohne Hemd und ohne Wolle kann man sich Frost nicht vorstellen, wenn man sich täglich zweimal kalt abgießen muß, um die klebrige Schweißschicht vom Leib abzuspülen. Seltsam, wie einem einige Tausende von Kilometern entfernt von Europa und einige Meilen nur entfernt vom Äquator das Wintergefühl und die Wintervorstellung so gänzlich verloren gehen können, wenn die Luft unter täglich blauem Himmel wärmer als in einem überheizten Zimmer ist. Die deutschen Soldaten tragen jetzt große weiße Pelze auf den Bildern vom westlichen Kriegsschauplatz. Damit man sie nicht zu deutlich auf dem Schnee sehen kann, sind die Pelze mit weißem Stoff bezogen.

Sch.s Maid ist heute besonders festlich gekleidet. Sie trägt einen lila seidenen Stoff um die Hüften geschlagen, der hat große weiße eingewebte Lotosblüten. Sch. war es auch schon aufgefallen, daß sie sich so schön gemacht hatte. Sie sortierte im Hinterhaus im Hausgang Wäsche, und neben ihr stand ein hübscher schlanker Bengalese mit langem schwarzem Frauenhaar, am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden. Er schien die Wäsche abzuholen und mit zu helfen. Sie trug auch um jeden Fußknöchel einen großen, dicken goldnen Fußring zu zweihundert Gulden das Stück. Die gelben dicken Goldreifen glänzten auffallend von den schönen dunkelbraunen Füßen. Der Bengalese ging mit der Wäsche nach der Küchenseite fort. Sie ging nach der andern Seite in eine Kammer fort, als ich mit Sch. zusammen oben von der Treppe eines Laubenganges sie betrachtete und

grüßte. Sie grüßte lächelnd wieder und zog sich langsam zurück. Das lila Kleid und die goldenen Fußreifen waren sicher für den Bengalesen zum Schmuck angezogen. Ich sehe sehr gern ihre zitronengelben, mit kleinen Porzellanperlen buntgestickten winzigen Pantöffelchen tagsüber vor der Badekammertür stehen. Die gelben Dinger sind so niedlich wie das unangestrengte Gemüt der warm dahinlebenden jungen Javanin, die auf ihre Art jeden Augenblick des Lebens genießen möchte.

Nachmittags

Ich las nach dem Mittagschlaf, der kein Schlaf, sondern nur ein unruhiges Herumwälzen ist, den „Deli-Courant" und die „Sumatra-Post". Ich las, daß wieder eine Zeppelinluftflotte nach England gezogen sei. Der deutsche Kaiser hat Zeppelin sehr herzlich zum Befehlshaber seiner Luftflotte ernannt. Darüber sind die Neuyorker Blätter böse und nennen unseren Luftanfall auf England barbarisch und des Kaisers Luftflottenfreude barbarisch!

Es knistert in der Halle. Ich denke, es ist ein Schmetterling an der Strohmatte an dem offenen Türbogen zum Garten. Es ist aber draußen der javanische Gärtner, der ein Bündel abgeschnittener riesiger Palmwedel auf der Schulter von den Ölpalmen forträgt. Es ist windig heute. Hier im Schreibzimmer knistert auch ein Seidenpapier auf einem Nebentisch. Die Fenstervorhänge schaukeln leise. Es gehen Seelen durch das offene Haus. Ich bin so schreckhaft im Herzen, weil ich keine Möglichkeit, keine Sicherheit sehe, nach Europa zu kommen. Mein Herz schmerzt mich wieder täglich.

Wir fuhren durch Sumpfland zum Spital heute morgen, dort wurde mir der Doktor vorgestellt. Ich war heute zu müde und inwendig zu leidend gestimmt, als daß ich Aufmerksamkeit für das Spital haben konnte. Ich war froh, als wir wieder fortfuhren. Die Träume von heute nacht bedrückten mich sehr. Ach, vielleicht werde ich widerstandslos hier draußen in der Ferne vor Sehnsucht sterben müssen und

Annie erst nach dem Tode in irgendeiner Gestalt wiedersehen oder — nie. Warum ist mir nur so weh heute?

Im Deli-Courant stehen unter anderen kritisierten Bildern auch meine Bilder, die im „Kunstkring" in Medan ausgestellt sind, kritisiert. Sie werden als ein Rätsel angesehen. Und sie werden impressionistisch-futuristisch genannt von der einfältigen Kunstkritik. Es sind meine Bilder, Bilder, wie ich sie aus der Erinnerung nach erregt Gesehenem auf der Reise als Notizen für spätere Bücher male. Mehr wollen sie nicht sein als — meine Bilder.

Es soll hier auf Tanah Bessi wieder so viele Kobraschlangen geben. Gestern wurde eine bei Frau E. im Hause getötet. Heute morgen wurden mehrere auf den Lalangfeldern getötet. Man sagt, wo eine getötet wird, gibt es auch immer noch eine zweite. Ich mußte eben an die Kobras denken, weil unterm Schreibtisch wieder Papier raschelte, es liegt dort ein Stoß alter Zeitschriften. Ich bin so schreckhaft im Herzen seit den schlechten Träumen und seit der Furcht, daß ich keinen Weg nach Europa finde.

Lima-Poeloeh. 28. Januar 1915. Donnerstag nachmittag.

Seit gestern abend, 27. Januar, bin ich hier in Lima-Poeloeh für einige Tage eingezogen. Zwei und einen halben Monat, seit Mitte November, bin ich nicht mehr hier gewesen. Es war mir traulich und angenehm, den Ort und die Menschen wiederzusehen, wo ich so viele Monate in der ersten Zeit bei meiner Ankunft auf Sumatra gelebt habe.

Ich wußte nicht, daß man so viele Dinge wiedersehen kann. Heute mittag, als ich auf dem Bett ausruhte, das mich schon gestern abend erkannt hat, sah ich den grünen Schein wieder, der durch die geschlossenen Fensterläden das Zimmer durchschimmert. Ich hörte und sah die große schwarze Holzhummel wieder, die immer in der Nachmittaghitze durch die Gitter unter dem Attapdach aus- und einsummt, nur schien mir, sie summte friedlicher. Ich sah acht kleine,

taubeneigroße Sonnenflecken wieder, die immer auf dem weißen Musselinbetthimmel stilliegen, wenn ich nachmittags darunter stilliege und emporschaue. Gestern abend sah ich mit überraschtem Gefühl das Bild der drei graziösen Damen wieder, die mich immer auf der Veranda aus einer Theaterloge und aus ihrem Bilderrahmen beobachteten, und von denen ich schon auf der „Manila" unterwegs hierher nach Sumatra hellsehend im August geträumt hatte. In meinem Schlafzimmer sah ich den Park von Versailles wieder mit der graziösen Hofgesellschaft, die sich geistreich und liebenswürdig immer noch dort unterhält und sich wohlfühlt in der kleinen Stube mit den weißgetünchten rohen Bretterwänden. Die Katze strich gestern abend und heute mittag, mich begrüßend, unterm Tisch um meine Beine. Das Bild Bismarcks begrüßte ich vom Eßtisch aus. Es hatte sich nichts verändert, nur ein Bild des Kronprinzen war an einer Wand hinzugekommen. Neue Stühle am Eßtisch und eine neue Rohrsesselgesellschaft auf der unteren Veranda am Eingang des Hauses.

Der Mond aber, der hatte sich verändert. Man sollte denken, die Himmelskörper müßten am beständigsten bleiben, aber nein, der Mond stand auch hier in Lima-Poeloeh so wie in Tanah Bessi gänzlich anders, viel mehr gegen Norden gerückt, im Zenit. So daß der Garten im Mondschein gestern nacht ein anderer Garten in dieser fremden Beleuchtung zu sein schien als im vorigen Herbst.

Wohl tut mir an Karl Schadt, daß er der einzige ist, der Kinderleben um sich und damit Gemütlichkeit und Innigkeit im Hause hat, und daß er immer und gern vom Krieg und nicht nur von Geschäften plaudert und spricht.

Er kam gestern nachmittag zu Julius Sch. nach Tanah. Wir fuhren in einem Autoomnibus um fünf Uhr dort fort. Unterwegs in einem Malaiendorf, Indra-Poera, hielten wir einen Augenblick. Wir kauften einige Kilo Kunsteis. In einen Sack gewickelt nahmen wir das Eis zu uns ins Auto.

Am Gambusweg bei dem kleinen Chinesenkrempel-

laden dort wartete Sch.s Wagen. Wir stiegen dort ein in die Buggy und fuhren nach Limah-Poeloe. Es wurde eben dunkel. Ein Lalangbrand mit lautlos lodernden Flammen und rotbraunem Rauch an der Wegseite, etwas entfernt unter Bäumen, leuchtete schön auf. Es war kalkheller Mondschein. In der Ferne stand eine große Wolke; und Blitze, heilige Blitzscheine. Das Pferd lief gerade in der Richtung dieser feurig erregten Blitzwolke hin, denn dort lag das Wohnhaus in der Pflanzung. Als ich einmal zum Mondhimmel aufsah, zogen hoch oben große Scharen großer fliegender Hunde lautlos über unsere Köpfe. Es sah sich wie fliegende schwarze Lappen am blauklaren Mondhimmel an. Immer mehr kamen und folgten. Ununterbrochen zogen die dunkeln großen Flecken über den Heveabäumen, die noch licht stehen, da sie erst drei bis vier Jahre gepflanzt sind, nach dem Urwald hin. Dort hängen sie sich in die Bäume und fressen Früchte. Immer mehr kamen, es sah aus, als kämen sie, aus dem Mond geboren, und flögen in großen Familien über unseren Köpfen hoch im Himmel weiter. Immer wurden neue fliegende Hunde und immer neue aus dem Mondlicht zum Wald geschickt.

Der kleine Karl und der kleine Julius und Mimi und die „Maid" (Karls und Julius' Mutter) erschienen auf der dunkeln Veranda, als wir im Wagen vorfuhren. Karl roch und riecht auch heute stark nach einem süßen Wohlgeruchöl, das scheint aus Franchipana-Blüten gepreßt zu sein.

Heute morgen fuhr mich Sch. auf der Buggy zur Paddy-Ernte. Erst begrüßte ich den Arzt Doktor T. van F. im „Kantoor", dann besahen wir die Reis-Vorratskammer, Goedang genannt. Ein Haus, wo der geerntete Reis in Büscheln am Boden liegt und einfach von den Füßen einiger Kulis aus den Ähren getreten wird.

Beim Schießstandhäuschen, in der Abteilung des Schweizers B., ging ich mit Sch. eine Strecke in den Urwald. Ich fragte nach den Namen von Urwald-Bäumen. Er weiß viel mehr als der Botaniker Doktor D. in Medan von der Deli-Proefstation.

Da waren große Serdangpalmen, die den Fächerpalmen ähneln, da war Ukup, ein Palmwedel, der mehr als Gebüsch wächst. Ich sah helle große Stämme, die sahen im hellen Mittag aus wie mit silbergrauem Mondschein angestrichen. Und große verholzte Lianen wanden sich wie alte verholzte Schlangenhäute um die senkrecht aufgerichteten Urwaldbäume. Die stacheligen rotgelben Schalen von Rambutanfrüchten lagen unter einem Baum. Da waren Affen oben gewesen, die hatten die Schalen herunter geworfen. Immerwährend hörten wir das Morgengehuhu der Affenfamilien in fernen Baumwipfeln. Es war oft einem dumpfen fernen Kuhglockengebimmel auf hohen Almen ähnlich. „Huhuhuim" sang der alte Affe und „Hohohohoho" sangen die Familien im Verein zusammen immer heftiger gesteigert in Leidenschaft nach. Es war, als kochte der Wald wie ein großer Topf am Feuer, so bullerte das nie sterbende Affengejohl in den Tiefen des Urbusches. Vorher waren wir vier Nashornvögeln begegnet, die über den Wipfeln hinflogen. Dann kamen wir zu den Reisfeldern, die waren dürr gelb wie unsere Roggenfelder im Juli oder August zur Erntezeit. Achtzig kleine javanische Frauen standen zwischen den Reisbüscheln, und nur die dunkeln Köpfe mit großrandigen gelben Strohhüten sahen aus den gelben Reisähren in die heiße Sonne. Es war dies ein seltenes Jannarbild für einen Nordeuropäer, wie ich einer bin.

Sch. erntet zweitausend Sack, das sind hundertzwanzigtausend Kilo Reis. Monatlich braucht er hundertsechzig Sack für seine Kulis. Dieser Reis ist nur aus Kriegsangst im August gepflanzt worden, weil man dachte, die Reisausfuhr aus Penang könnte aufhören.

In den reifen Reisfeldern, darin die jungen ein- und zweijährigen Heveabäumchen wie grüne Blätterfähnchen langgestielt in den Himmel ragten und ihre grünen Blätter im Morgenwind wimpeln ließen, standen auch in größeren Abständen aus dünnen Baumstämmen errichtete Plattformen hoch über dem Reis, daran waren lange Rotangschnüre gebunden, diese Schnüre liefen nach allen Richtungen durch die Felder

17*

und setzten, wenn sie auf der Plattform von einem Reiswächterkuli angezogen wurden, Stangen in Bewegung, auf diese waren Petroleum-Blechkasten (Tins) gestülpt, die gaben alle ein donnerndes Blechgeräusch von sich, das sollte die Reisvögel vertreiben. Sch. kletterte auf einen Wächterstand und zog am Reifen, der alle Stricke vereinigt, er zog an, und rundum im Feld dröhnte ein blechernes Donnern. Es flogen auch einige Vögel auf. Zu beiden Seiten von mir knipsten die Javaninnen mit einem Messer die Reisähren und hielten sie wie Ährensträuße in der Hand, bis ein stattliches Büschel fertig war, das legten sie, mit anderen aufgereiht, am Feldrand nieder. Dort standen Karren, mit grauen Wasserbüffeln bespannt. Und Javanenburschen füllten die Reisbüschel in Säcke und luden sie auf die Karren. — Es war ein wunderschönes Hochsommerbild im Januar, dieses goldgelbe Reisterntebild am Urwaldrand heute morgen.

Gestern abend erzählte mir Sch., als wir in Schlafanzügen vor dem Schlafengehen im Mondschein vor dem Haus ein wenig bei den großen Agaven hingingen, daß neulich der Tiger abends um halb zehn Uhr hier beim Hirschgehege ans Haus gekommen war.

Am Abend gestern schmatzte in der Pflanzung ein Ziegenmelkervogel wie auf Tandjang Morawa bei T.s Rasenplatz vor dem Hause dort. Auch das Wiegenlied, das Julius' inländische Mutter hier immer summt, hörte ich gestern abend wieder, und die wehen Wochen der ersten Zeit meines Hierseins, als ich dem Krieg und Annie fernbleiben mußte und voll Sehnsucht gereizt und erschüttert umherging, kamen mir in Erinnerung. Jetzt ist alles sanfter, geduldiger, unabänderlicher, aber immer noch weh und gedämpft in mir; doch es schmerzt nicht mehr so kraß wie früher. Auch hoffe ich, daß die längste Trennungszeit vorbei sein möchte.

T. telephonierte mir, daß ein Brief an mich angekommen sei. Ich habe ihn zu Julius Sch. senden lassen, wo ich in den nächsten Tagen wieder sein werde, um dann nach Tandjong zurückzufahren. — Und dann nach Java und Amerika abzureisen.

Hilf Himmel, daß es möglich wird, daß ich endlich zu Annie komme nach Europa!

Lima-Poeloeh, 30. Januar 1915, Samstag.

Wie man doch alte Dinge langsam wiederfindet! Man kann sie tagelang anstarren und nicht entdecken, nicht sehen. Dann auf einmal feiert man Wiedersehen.

Als ich eben Mittagsruhe hielt und vom Bett aus geradeaus durchs weiße Bretterzimmer starrte, entdeckte ich die einfältige Waschkanne, die so grell blau und weiß mit zwei rotgelben großen Irisblumen auf dem Bauch durch die einfache Kammer schaute. Ich habe sie in langen Träumen und in Sehnsucht nach Europa vor Monaten stundenlang angestarrt, wenn ich auf dem Bett matt ausgestreckt lag und nur seufzen und beten konnte. Auch die Messinglampe an der Wand mit dem verstaubten gelben Gazeschleierschirm, die sich im Spiegel über dem Waschtisch betrachtet und mich doppelt ansieht, entdeckte ich wieder. Oft saß die schwarze Holzhummel nachts unter dem Lampenschirm und flog morgens zum Fenster hinaus, wenn ich bei Sonnenaufgang um sechs Uhr die Laden öffnete. Und nun bin ich immer noch hier auf Sumatra. — Heute nachmittag kommt Frau J. mit ihrem Mann von Dolok zu Besuch. Sie ist die Dame, die im Oktober zu mir sagte, sie glaube, ich müßte bis Februar hier bleiben.

Unser Pferd wäre auf dem Heimweg dort in der Nähe beinah vor einem alten, weißhaarigen Malaien gescheut, der mit pechschwarzem rund aufgespanntem Papierschirm hinter hohem Lalanggras an einer Wegkreuzung stand. Der Alte verstand deutsch, als ich ihm zurief, er müsse den Schirm schließen. Denn dort in der Lalang- und Urwaldeinsamkeit von Doesoen-Belve versteht man mittags, wenn es totstill und heiß ist, alle Sprachen der Welt.

Unterwegs mußten wir in den andern Pflanzungen über verschiedene schlechte Brücken. An jeder Brücke saßen Javanen in anderen Stellungen. Einer wusch seinen Kochtopf. Zwei, ein Mann und ein Weib, standen unter der Brücke und wuschen sich selbst, — so

wechseln die Bilder am Wege. Dann kam senkrechter warmer Sturzregen vom Himmel. Wir mußten rasch die Mäntel anziehen. Wurden aber ebenso durch und durch naß wie das Pferd am Wagen, das glänzte vom Wasserfall.

So wechseln die Bilder am Wege.

Unter den großen, vielverwachsenen Luftwurzeln eines alten Rambongbaumes stand ein junges Javanenkulipärchen. Sie warteten den Regen ab und hatten es schweigend still und gut.

Wir kamen kurz vor Lima-Poeloeh beim Fluß unten am Hohlweg bei dem Stallschuppen der Bengalesen vorbei. Dort hatte ich gestern erschütterndes Wehklagen gehört, als wir den neuen Wegbau dort betrachteten. Ein Bengalese war gestorben. Die Kinder und Frauen hielten in dem Schuppen Totenklage. Ich sah einen schlanken Inder, gefolgt von einer schmächtigen Inderin, in das Stallhaus oben am Hügel eintreten. Später ging ich mit Sch. durch den Schuppen. Es war ein weiter, dürftiger Raum. In Seitenkammern kochten Leute Inderessen. Einige Männer mit grellen anilinroten Tüchern standen und grüßten uns. Aus einer dunkeln, der letzten Kammer kam das Geschrei, das Geschluchze, das Klagen und das Antworten von religiösen Klagesätzen. Als ich vorbeiging, sah ich in der Sekunde eine große, schlanke Frau, die stand aufrecht, eine kleine mit einem Kind stand vor ihr, beide Frauen hielten sich eng umarmt. Die große lag mit dem Kopf auf der Schulter der kleineren. Beide klagten herzzerbrechend. Sie weinten in hohen Tönen, riefen und antworteten sich in Ekstasen der Trauer und der Klage. Stumm und trocken und ernst geworden, ging ich, mich meiner Neugierde schämend, möglichst unauffällig vorbei an der offenen Kammertür. Ich werde nie den halbdunkeln Raum vergessen. Auf gestampftem Erdboden mit nackten, silberberingten, braunen, feinen Füßen die beiden Inderinnen, die sich umschlungen hielten. Die schlanken blumenhaften Hälse der beiden Frauen. Frauen, die, in den Hüften wie Gazellen schmächtig, beisammen standen wie eine biegsame Trauerweide,

die sich über eine andere Weide biegt. In Demut und Aufrichtigkeit klagten sie ihre Trauerschmerzen vereint in die Luft und — waren nur Kulis.

Gestern abend saßen wir im Mondschein in dem alten Gummibaum am Viersprungplatz. Der Vollmond stand silbergesichtig in den Zweigen, wie blank vom Goldschmied gekommen. Der alte Baum hatte ein wenig gewintert. Sein Laub war licht. Aber es kamen schon neue Blätter.

Eben bekam ich vom javanischen Boy Annies wunderbaren Brief aus Stockholm vom 16. Dezember ins Schreibzimmer gebracht. Ich bin so glücklich, daß sie so treu schreibt. Leider bekommt sie nicht alle meine Briefe. Ich will ihr wieder telegraphieren. — Sie denkt auch, daß ich versuchen soll, nach Amerika zu kommen. Dann kommt sie dorthin. Wenn sie es auch will, wird die Reise dorthin sich wohl, trotz allem, was dieser Krieg dazwischen legt, durchführen lassen. — O Himmel, gib deinen Segen zur Reise und zum baldigen, frohen, treuen Wiedersehen!

Lima-Poeloeh, 31. Januar 1915

Heute mittag um ein Uhr soll ich hier abreisen. Ich komme dann gegen drei Uhr zur Eisenbahnstation. Um halb fünf Uhr werde ich in Tebing-Tinggi sein und werde von dort mit Wagen nach Tanah Bessi geholt. —

Karlchen steht neben mir am Schreibtisch und möchte Abc schreiben. Er ist ein lieber kleiner Kerl. Sein Bruder Julius fängt jetzt an zu plaudern, auch glaube ich, daß er recht musikalisch ist, er singt gern vor sich hin. — Ich bin aber so abwesend in Gedanken, daß ich wenig Muße finde mit den Kindern hier Fühlung zu finden, wie vorher, wo ich länger hier war.

Ich muß dem Haus und ganz Lima-Poeloeh bei jedem stillen Umschauen mit den Augen immer „Lebewohl" sagen. F. hat mir einen Brief an seinen Sohn, der an der Paketfahrt-Gesellschaft in Weltevreden-Batavia ist, mitgegeben. Er soll mir behilflich sein, von Java nach Amerika zu kommen. Ich werde sehen, ob er eine glückliche Hand hat.

Jetzt habe ich zum Abschied mit Karlchen das Abc geschrieben.

Ich fuhr eben wieder mit Karl Sch. durch B.s Abteilung, wo in den gelben, trocknen Ährenfeldern des Reises die Paddy-Ernte ist. Es war drückend heiß in der Mittagstunde. Die Ährenfelder waren von warmem Erddunst brütend warm umgeben, — dieses am letzten Januar 1915. Wir besprachen, daß Karl Sch. den kleinen Karl, sobald sein Bruder nach Hause reist, wenn wieder Frieden ist, mit einem Javanenboy herüberschicken soll nach Europa, da der Kleine jemanden bei sich haben muß, der mit ihm malaiisch spricht. Karl Sch. hofft bald selbst mal nach Europa kommen zu können. Wir sprachen, daß wir nach so schwerer zusammen verlebter Vaterlandsnotzeit und Kriegszeit Freunde fürs Leben bleiben werden. Ich sagte ihm, daß ich in einem Alter bin, wo ich schwer neue Freundschaften schließe. Aber ich hoffte, daß dieses eine Lebensfreundschaft bleiben werde. Schon der kleine Karl wird dazu beitragen, daß wir durch das Kind freundschaftlich verbunden bleiben. Dieses besprachen wir, während wir auf der Buggy den großen, breiten neuen Weg am Urwaldrand bei den unendlich großen, weiten gelben Reisfelderflächen hinfuhren, und in der Ferne am andern Waldzipfel stand ein bleiblaues schweres Wettergewölk, der Donner rollte, als ob man vom Kriegsschauplatz Geschützdonner hören könnte.

Eben als ich zu Hause aus dem hölzernen Klosetthäuschen kam, sah ich eine Spinne beim Türschloß. Ich dachte, es bedeutet am Mittag „viel Arbeit und Plag", wenn man einer Spinne begegnet. — Da dachte ich, ich möchte das Schicksal befragen, ob ich jetzt über Amerika oder über Suez heimkomme, oder ob ich in Gefangenschaft gerate. Ich ging in mein Schlafzimmer, schloß die Türe, setzte mich an den Tisch, nahm aus dem Geldbeutel ein Zweimarkstück, eine Jubiläumsmünze, die ich in einem Seitenfach bei mir trug. Auf einer Seite ist ein Adler, der auf einer Schlange sitzt und sie umklammert. Auf der andern Seite ein Fürst zu Pferd, begrüßt vom Volk. Ich wählte letzteres Bild als Heimkunftsbild.

Ich betete herzlich, drehte dann das Geldstück auf der Tischplatte. Es zeigte mir Heimkunft und keine Gefangenschaft. Immer Heimkunft in diesem Frühjahr über Amerika oder über Suez und nirgends Gefangenschaft. Ich betete wieder ein Dankgebet und bin recht ruhig und voll Vertrauen seit diesem Orakelspruch zur Mittagsstunde des 31. Januar 1915. — Die Bahn kann ich nicht benützen, da Regen droht und die Wagen dachlos offen sind, denn es sind Arbeiterwagen bis Tebing-Tinggi. Es laufen noch keine Personenwagen, da die Bahn noch nicht eröffnet ist. Ich mußte von Sch. ein Automobil bestellen lassen, das mich vom Gambusweg aus fährt. Sch.s Auto ist immer noch nicht gemacht, es ist zu alt, um es herrichten zu lassen, es lohnt sich nicht mehr.

Ich habe nachgesehen in diesem meinem Tagebuch, was ich am 15. und 16. Dezember, da Annie in Stockholm den Brief schrieb, den ich gestern erhielt, getan habe. Da war ich damals auf der Hochfläche in Brastagi im Senembah-Haus. Morgens war mir die weiße Katze begegnet (früher habe ich Annie immer weiße Katze genannt). Jedenfalls war jener Tag damals auffallend feierlich für mich gewesen, Annies Seele weilte dicht bei mir und zeigte sich aus Farben und Dingen meiner Umgebung in einer Bildersprache.

Ich bleibe noch, da es bald zu regnen beginnt und große Donnerwolken drohend heranziehen. Ich fahre erst morgen früh.

Wir saßen, Sch. und ich, im Abend bei einer Flasche „Kreuznacher Weißwein" auf der unteren Veranda bis elf Uhr, der Mond schien klar, und in der Ferne aus dem Battakerkampong vom Urwald klangen die Gongschläge einer Gamelangmusik in unser Gespräch. Es war meine letzte Abendstunde auf Lima-Poeloeh.

Tanah-Bessi, 1. Februar 1915. Montag

Heute morgen gegen neun Uhr fuhr mich Sch. zum Gambusweg. Wie gut kenne ich jetzt den alten Gambusweg. Dort an der Ecke bei der Regierungsstraße wartete das Mietsauto eines Chinesen aus

Tebing-Tinggi, das mich für zwanzig Gulden nach Tanah-Bessi fuhr.

In der letzten Stunde, heute morgen in Lima-Poeloeh, fiel mir auf, daß seit zwei Tagen ein eben ausgeschlüpfter großer schwarzgelber Schmetterling mich und das Haus auffallend umkreiste. Ich war ihm schon am Tage vorher zwischen Kontor und Wohnhaus auf dem Rasen begegnet bei den goldgelben Blüten des Hibiskus, dessen grüne Büsche dort den Landweg säumen. Jetzt, wo ich im Morgen unten auf der Veranda den schön blauen ewigen Sommerhimmel Sumatras betrachtete und im stillen von Lima-Poeloeh Abschied nahm, kreiste der große goldgelbe Schmetterling wieder um mich.

Hier auf Tanah-Bessi saß neulich überall in der Halle ein bräunlicher großer Schmetterling vor mir auf dem steinernen Fußboden. Ich muß daran denken, daß die Schmetterlinge immer heller werden, die mir in den letzten Wochen begegnen. Selten sehe ich noch einen von den düster schwarzen Schmetterlingen, die Todesahnungen ähnlich sehen, um mich, wie ich sie so viel im September und Oktober überall sah. Auf Lima-Poeloeh begegnete ich aber jetzt gar keinem solchen schwarzen düsteren Ding mehr. Früher war jeden Abend einer auf der Veranda oder im Schlafzimmer am weißen Bettvorhang gewesen.

Vielleicht werden die Zukunftsaussichten für das Wiedersehen mit Annie lichter, weil die Schmetterlinge um mich heller fliegen; sie stellen doch das Zukunftsleben dar in der natürlichen Bildersprache, mit der das stumme Schicksal lebhaft zu dem spricht, der um sich die Buchstaben und Worte der Schicksalsschrift lesen und entziffern will.

In der Lima-Poeloeh-Pflanzung heute ging plötzlich, als wir hinfuhren, eine große Elefantenspur über den Weg. Wir stiegen vom Wagen, sie zu betrachten und ein wenig zu verfolgen. Links und rechts vom Weg standen auf einige hundert Meter lauter Heveabäume, dahinter lag Urbusch. Wir sahen die breite, runde Trampelspur des Elefanten in der gelockerten bloßen Erde von dem einen Urwaldrand

quer über die Straße zum andern Urwaldrand unter den Heveabäumen hinlaufen.

Sch. erkannte die Spur wieder. Es war ein alter Einzelgänger. Ein alter Elefant, der früher immer hier war. Seit zwei Jahren war er verschwunden. Er war jetzt den Elefantenpfad durch den Busch gekommen und war auf einem andern Elefantenpfad gegenüber dann weitergetrabt.

Wo war er nur in den zwei Jahren gewesen, der alte Bursche? Vielleicht gehörte er zu der Vierzig-Stück-Herde, auf die Sch.s Bruder vorgestern gejagt hatte. Er hat sie aber nicht zu Gesicht bekommen, erzählte er mir vorhin. Er hatte nur ihre Lagerplätze im Lalangfeld zertrampelt gefunden. Am Abend hatte man sie noch trompeten hören. Sie waren auch seit zwei Jahren nicht mehr auf jener Pflanzung gewesen. Wo kamen sie alle nach zwei Jahren auf einmal her? Machten sie kleine Erinnerungsreisen in alte Gegenden?

Soll es bedeuten, daß ich auch in zwei Jahren wieder denselben Weg nach Lima-Poeloeh kommen werde, weil sie zum Abschied von sich reden machten und jeder der Brüder Sch. das Wort „zwei Jahre" betonte in meiner Abschiedsstunde?

Der Wind, der immer durch dieses sehr offene Hügelhaus weht, biegt draußen vor den Fenstern im Garten die großen Ölpalmenzweige. Sie nicken und winken. Bejahen sie das, was ich hier vor mich hin denke und niederschreibe? Der Wind hebt sich in großen Wogen, rauscht fern in der Pflanzung, biegt einen Fensterflügel, der singt, und das Eisen eines andern Fensters antwortet melodisch tiefgründig und friedlich singend. Die beiden singenden Fensterlaute erinnern mich an das einsame Senembah-Haus auf der Hochfläche von Brastagi, da ein Fenster sang, wenn ich an Annie dachte, und als sie mir schrieb am 16. Dezember, da tutete das Fenster im Wind wie ein Postauto, so daß ich damals hinaus auf die Veranda trat und mehrmals nach einem Auto ausschaute hinaus auf die Lalangfelder der Hochfläche, wo immer eine Windstimme umherwandelt und in der

Einsamkeit Musik macht. — Dieses singende und wahrsagende Fenster dort oben ist seltsamerweise bei allen Leuten, die je in Brastagi im Senembah-Haus waren, bekannt. Die Damen erwähnen es immer, wenn sie von jenem Hochflächenhaus reden. Es hat aber auch eine seltsame, unergründlich wahrsagende Stimme, voll Heimlichkeit und Weltferne, so wie die Telegraphenstangen sie sausend haben, wenn man das Ohr an sie legt.

Ich bin heute so hellseherisch und herzzitternd gestimmt. Es wird wohl viel Blut wieder auf den Schlachtfeldern in Europa vergossen, und Annie wird sich sehnen, wie ich mich sehne — deshalb diese Zartheit den ganzen Tag in mir.

Der letzte, der mir zum Abschied in Lima-Poeloeh nachwinkte, war Karlchen. In seinem kleinen weißen Hemdkleidchen stand er mit nackten Armen und Beinchen im überdachten Gang zwischen Wohnhaus und Küche und winkte so schlank und niedlich. Ich ging mit Sch. über den Rasenplatz zum Kontor, und als ich mich umsah, war Karlchen der einzige, der da winkte. Ich habe ihn lieb, und ich will dem kleinen, feinen Jungen später, wenn er nach Europa zu mir kommt, ein Vater sein, wie ich mich schon längst sehne einer zu sein. Seine Mutter hat ihm schon erzählt, daß er zu mir nach Europa kommt, und Julius soll auch später nachkommen. Ich bin so froh, daß auch Annie ihn bereits aus der Ferne liebt und sich auf ihn freut.

Tanah-Bessi, 2. Februar 1915. Dienstag.

Gestern abend, als wir den Mondaufgang auf dem Hausdach plaudernd erwarteten — ich nenne die Plattform am Hausgiebel immer die Loge des Uraniatheaters, da man dort Sternenschauspiele, Wolkenspiele, Gewitterdramen und Mondaufgang wie in einem Welttheater bewundern kann, wenn die Tagesarbeit vorbei ist und die Sehnsucht nach himmlischer Ruhe die Hausbewohner überkommt, — gestern abend telephonierte Frau Doktor Sch. nach mir und fragte an, wie es geht. Sie beschäftige sich täglich mit mir,

sagte sie, sie las mein Buch „Gedankengut" und fand es sehr schön, besonders die Möweninseln in der schwedischen Reise. — Sie erzählte auch, drei deutsche Damen wären aus Singapore mit den Kindern ausgewiesen und nach Sumatra geflüchtet, indessen ihre Männer, weil Deutsche, dort von den Engländern gefangen gehalten würden. Sie wohnen augenblicklich bei F. in Tandjong Morawa. Sie ziehen alle am 3. Februar hinauf nach Brastagi auf die Hochfläche. Sie erzählten, daß sie in Singapore auf Schritt und Tritt von Polizei begleitet wurden. Man erlaubte ihnen aber, von ihren Männern Abschied zu nehmen. Und es galt als eine Vergünstigung, daß sie überhaupt abreisen durften.

2. Februar 1915

Die kleinen Hunde im Hause, denen neulich die Schwänze abgehackt wurden, heulen jetzt nicht mehr und spielen wieder harmlos zusammen. Als ich gestern hier ankam, lagen in der Galerie vor der Küche alle Hunde und alle Katzen wie eine große Tierversammlung im Sonnenschein, und jedes Tier schlief in einer anderen Stellung.

3. Februar 1915

Es ist ein wundervoller, blauer, wolkenloser Morgen draußen. Ich fühlte das schöne Wetter schon um sechs Uhr durch die geschlossenen Fensterladen meines Schlafzimmers. Es ist mein letzter Tag auf Tanah-Bessi. — Vielleicht will mir der Himmel deshalb nochmals vom Hügelhaus aus die weite Heveapflanzung in friedlichem blauem Licht zeigen. Der angebrochene wolkenweiße Vollmond hängt wie eine kreisrunde dünne, lichte Wolke in der hohen, weiten Bläue. — So wie diesen Morgen mit seinen himmelblauen Sonnenstunden wünsche ich mir einmal meine Todesstunde und Abschiedsstunde vom Leben innen und außen.

Vielleicht hat Annie heute in Stockholm meinen Brief bekommen, den ich an Weihnachten absandte, und wo ich ihr von meinem Wohlsein auf der blauen

Hochfläche von Brastagi seitenlang erzählt habe. — Vielleicht ist diese Bläue aus ihrem Herzensfrieden, den sie heute fühlt, übergeflossen über den Himmel und über die Meere bis zu mir nach Sumatra.

Ach, so einen reinblauen, schönen Morgen habe ich nur in den schönsten Tagen in Würzburg und in meinem Häuschen im Guckelesgraben mit Annie zusammen erlebt. Hier auf Sumatra war in den fünf Monaten kein Morgen so herrlich rein wie dieser heute.

Als ich die Fensterladen nach dem Ankleiden öffnete, flogen lautlos zwei feine Schwalben in der Höhe hin und her und kamen manchmal ganz nah, so daß ich den weichen, kleinen blinkenden Leib zwischen den dunkeln spitzen Flügelfedern leuchten sehen konnte am blauen Himmel. Und die Sperlinge hüpften auf dem Attapdach und haben ein lachendes Zwitschern erfunden, mit dem sie mit mir plaudern, wenn ich ihnen ihr Einmaleins vorpfeife. Sie paarten sich auf dem Dach, oder taten wenigstens so, die lieben kleinen Kerlchen, die mir so viel Erinnerung an meine Fensterbank in Würzburg geben.

Ach, daß man nicht statt Französisch, Englisch, Latein und Griechisch die Sprachen der Tiere, Pflanzen und Dinge lehren kann. Dann wäre man im Weltall göttlich zu Hause!

Gestern abend um fünf Uhr fuhren Sch. und ich im Auto nach dem Hafen von Banda-Klippa.

Unterwegs stieg ein Administrator, Herr F., ein Schwede aus Gothenburg, zu uns. Er ist schon fünf Jahre hier im Land. Er sollte früher Pfarrer werden, brannte zu Hause durch, wurde drei Jahre Matrose auf einem Handels-Segelschiff, war in Amerika und England und ging dann nach Sumatra. Ich redete ihn schwedisch an. Er sagte verblüfft, es wäre ihm in den fünf Jahren hier noch nie vorgekommen, daß er von einem Ausländer in seiner Muttersprache angeredet worden sei. — In Banda-Klippa war es noch hell. Es ist das ein kleines Malaiendorf mit winzigen einstöckigen Holzhäusern, die bald weiß, bald blau oder grün gemalt sind. Eine große eiserne Fisch-

markthalle mit Betonfußboden steht an dem kleinen dickflüssigen, gelben Tropenfluß Mentaris. Dieser Fluß geht zehn Minuten weiter ins Meer. Er soll ausgesandet werden. Man will hier eine alte Hafenlandungsstelle, die eingegangen war, wieder aufnehmen. Von hier soll der Gummi der Pflanzungen rund um Tebing-Tinggi verschickt werden. Dicke Kokospalmen und Rotangpalmensträucher füllen die seichten, halb unter stockendem Wasser stehenden Ufer an. Nirgend ein Hügel oder Berg. Nur fruchtbares Palmendickicht. Es ist eine große Üppigkeit hier; wie eine Speckschwarte liegt das fruchtreiche Palmendickicht dem fetten Fluß entlang mit kleinen, schlumpigen braunen Malaienhütten; von braunem Rauch umzogene Hüttengiebel lagern unter den grünen radförmigen Kokosbäumen. Die Leute haben zur Nahrung schwere Fische vor sich im braunen Wasser, große wohlschmeckende Haie holen sie in schlanken hinfliegenden Segelbooten aus dem nahen Meer, und die Früchte der Palmen fallen ihnen vor die Füße. Sie leben, ohne viel arbeiten zu müssen, unter dem reichen Himmel hier beinahe sorgenlos. — Buntgekleidete Javanen, Malaien und Inder sammelten sich ums Auto, als wir kamen und gingen. Feuerwerk wurde neben einer Palmenhütte gegen die bösen Abendgeister abgeknallt. Frauen mit dicken gelben Goldreifen ums dünne Handgelenk hockten arbeitend oder sich waschend zwischen nackten, spielenden Kindern mitten auf der nach Fischen stinkenden Hauptgasse, die zur Anfahrthalle der Dampfer führte. Es brannten kleine Kerzen an einem Chinesenaltar, der hoch an die Vorderseite eines Hauses angehängt war. Ich sah gern in das Getriebe der braunen und gelben buntgekleideten Leute. Einmal tauchte eine indigoblaue Seidenjacke und das rosablumige Beinkleid eines Mannes im Gewühl der von Palmenkronen umstandenen Hütten auf. Einmal gingen Frauen, eine mit karmoisinrotem Schal, eine mit kürbisgelbem Schal, eine mit backsteinrotem Schal, in der Ferne vorbei. Der blaue Abendnebel sank über Palmen, Hüttendächer, Rauch und Gestalten in die Straße und über die Landschaft. Dann fuhren wir

auf dem langen, hohen Dammweg viele Kilometer wieder zwischen üppigem Sumpfpalmenland zurück an noch vielen glücklichen und seligfaulen Hütten und Malaienleuten vorbei.

F. zeigte uns sein Haus und erzählte und zeigte uns Bilder von Weihnachten, Photographien seiner Braut. Er heiratet spätestens am 16. März, sagt er. Er möchte am liebsten schon jetzt gleich heiraten, aber die Damen müssen noch nähen. Er heiratet eine Dänin K., die Tochter eines Administrators. Er gab ein großes Weihnachtsfest. Ließ „Lutfisk", das schwedische Nationalessen, vom Chinesenkoch machen, nachdem er einen Monat versucht hatte, mit Pottasche und so weiter den Fisch zuzubereiten. Es gelang ihm endlich. Zehn Skandinavier waren bei ihm zum Julfest zusammengekommen, darunter auch seine Braut mit den Eltern. Das Haus war mit zwei Reihen chinesischer Papierlaternen behangen. Ein großer Weihnachtsbaum stand in der Halle. Der war gemacht, indem man einen großen Liberiakaffeebaum entblättert und Nadelbüsche des indischen Tjimarabaumes daran gebunden hatte. Mit Watte geschmückt und mit vielen Kerzen war es ein prächtiger Weihnachtsbaum geworden. Man trank sechs Flaschen Punsch, aß Fisch, Gans und Grütze; vorher war man zur Küche gegangen, hatte gekochten Schinken aus einem Kessel gegessen und Brot in die Fettbrühe des Kessels getaucht, — als alte schwedische Weihnachtssitte. Man hatte schwedische Lieder singend rund um den Weihnachtsbaum getanzt. F. hatte ein Klavier aus Medan kommen lassen, und man sang am Klavier zwei skandinavischen Krankenschwestern, die auf einer Lepra-Insel draußen vor Medan bei Belavan Kranke pflegen, im Telephon zu, und diese sangen zurück ins Telephon. Also brachte man auch etwas schwedische Musik und Weihnachtsluft auf die Lepra-Insel, wo sich eine Schwedin und eine Norwegerin aufopfern.

Mir ging das Herz ordentlich auf, als ich den Schweden laut und natürlich erzählen und ohne falsche Scham plaudern hörte. Ich mußte so sehr an Annie denken. Und ich erzählte ihm von der Westküste, von

der Insel Koster, und von meinen schönen Schwedenreisen, von Arild, Wisby, von Quille, Stockholm und Strömstad, und war dabei ganz bei Annie. Auf Stunden vergaß ich, daß ich in Sumatra saß. Es kam mir kaum mehr zum Bewußtsein, und ich ging schlafen, immer an Annie und Schweden denkend, als ob ich dort wäre. Erst heute morgen war ich wieder hier. Und der große blaue Himmel draußen, der bis nach Schweden zu Annie reicht, tat mir so wohl und gut, daß ich mich immer noch glücklich fühle.

Tanah-Bessi, 5. Februar. Freitag. Morgens sieben Uhr

In der Zeitung steht gestern von der Schiffsagentur Nie & Co. eine Annonce, daß am 25. Februar ein Schiff direkt nach Amerika von Batavia abgeht. Um zu diesem Schiff zu kommen, muß man am 16. Februar in Medan-Belawan mit dem Schiff „London" abreisen. Wie gern möchte ich da mitreisen. — Ich will alles versuchen, daß es geht. Wir wollen eben jetzt, wenn das Kontor von Nie & Co. geöffnet wird, alles Nähere telephonisch erkunden.

Ich habe gestern morgen Frau Doktor Sch. telephonisch abgesagt, daß ich nicht zu dem Zirkusfest des Medan-Reitklubs kommen kann. Ich bin in den letzten zwei Tagen besonders traurig gewesen über die englische Blockade der deutschen Küste zwischen Trelleborg und Saßnitz. Ich bekomme nun keinen Brief mehr von Annie. Und auch die Schließung des Suezkanals hat mich traurig gemacht. Ich bin nun von dem Menschen, dem ich mein Herz gegeben, von meiner Annie, unendlich lange getrennt und habe so wenig Aussicht, sie bald zu sehen! Ach, wie mich das anzugreifen beginnt auf die Dauer, diese furchtbar lange Trennung. Ich habe keine Lust, unter Menschen in einen Zirkus zu einem Fest zu gehen.

Wir haben an Nie & Co. in Medan telephoniert. Welche Enttäuschung! Das Schiff, das direkt nach Amerika geht, geht über Suez und Genua nach Neuyork. Es ist schrecklich traurig. Ich glaubte, es führe über Manila und Panama nach Neuyork. Ach, es

ist zu traurig! — Ich bin schon ganz gelähmt von der Hoffnungslosigkeit.

Tanah-Bessi, 6. Februar 1915. Sonnabend morgen

Es scheint mir seit einigen Tagen, daß sich etwas Schweres zusammenzieht. Die Sonne ging in den letzten beiden Tagen und heute auch so trüb auf in grauem, schmutzigem Gewölk. Der ganze Osthimmel ist mit solch speckigem, trägem Nebelgewölk bis acht Uhr angefüllt. Es ist, als wolle die Sonne kaum emporkommen. Jetzt ist es auch noch ganz trüb draußen. Es liegt ein Mißmut des Lichtes in der Luft. Es bereitet sich etwas Unangenehmes vor, glaube ich.

Ich werde nicht erstaunt sein, wenn Holland sich mit in den Krieg hineinmischt. Es ist dies jede Stunde zu erwarten. — Jetzt regnet es.

Tanah-Bessi, Montag, 8. Februar 1915

Abends hatte Herr Sch. gestern alle zu sich zur Ananas-Bowle und kaltem Aufschnitt in den Garten geladen. Auch Karl Sch. mit F. kamen gegen neun Uhr im Auto. Sie fuhren um ein Uhr nachts wieder fort. Wir saßen unterm Sternhimmel. Der „große Bär" oder „Wagen" steht hier im Süden auf dem Kopf. Die Räder nach oben.

Nach Mitternacht entdeckten wir auch hinter dem Haus über den Pflanzungsbäumen das einfache „südliche Kreuz", schräg liegend, auf den Baumreihen. Es stieg nach einer Stunde hoch und lag schön am südlichen Himmel, als die Herren im Auto fortfuhren. — Der südliche Sternhimmel, fremd und mit dem umgestürzten Wagen, stimmte mich voll Heimweh, da er mir immer sagte, wie fremd auch der Himmel und die Nacht dem Europäer hier sind. — Dieses war mein Abschiedsabend auf Tanah-Bessi.

Tanah-Bessi, Dienstag, 9. Februar 1915

Ich bin immer noch hier. F. sagte mir gestern im Telephon, daß er erst morgen früh wieder nach Hause

kommt; also reise ich erst morgen nachmittag nach Tandjong-Morawa.

Sch. aus Lima-Poeloeh telephonierte gestern, daß ein Brief von mir aus Schweden zurückgekommen sei. Ich trauerte schon, daß Annie ihn nicht erhalten hatte. Und heute morgen höre ich, daß jener Brief ein Brief von Annie sei, der an mich dort angekommen ist. Ich erhalte ihn heute nachgesandt. Und freue mich natürlich jetzt sehr darauf.

Wie lange in der Nacht doch die Eingebornen in vereinzelten Waldhütten bei der Landstraße noch ihre Kokosöllämpchen brennen! Noch gegen Mitternacht sieht man Licht hinter den breiten Ritzen der Mattenwände durchschimmern. Es sieht traulich aus. Manchmal sitzen auch ein paar draußen bei einem Lämpchen, einer betet vor. Andere beten nach. Auch ist da am Weg eine Ladenbude. Die hatte Tische außen und hatte Lämpchen innen und außen und rotes Tuch und weißgestrichenes Holz leuchten; da ist jeder Abend festlich, und indische Karrenführer halten dort Plauderstunden, indessen ihre Karren, je mit zwei Laternen, in langer Lichterreihe am dunkeln Wegrand stehen. — Dieser eine Laden gefällt mir immer besonders in seiner ärmlichen Festlichkeit und großen Feierlichkeit, die er verbreitet. — Ich muß mich jedesmal im Wagen nach ihm umwenden, und immer bedaure ich, kein Inder zu sein, der dort die Lebensstunden friedlich vorüberziehen läßt. Alles ist lautlos dort. Man hört die Menschen kaum wispern. Nur beleuchtete Schatten kauern beieinander. Und die Lichtflämmchen in den Ölnäpfen bringen mir immer Weihnachtsstimmung in den Palmenwald und in die Sumatrawildnis und in die Nachtfinsternis. Auch ein Baum, ein kleiner, nicht größer als ein Kind, stand im Sumpfpflanzengewühl der Nacht, das von Leuchtkäfern durchzogen wird. Dieser kleine Baum war strahlend mit Hunderten von Leuchtfliegen behangen und sah wirklich festlich und zauberheimlich aus, als wir gestern dort gegen Mitternacht vorbeifuhren.

Ich war heute morgen mit Sch. in der Pflanzung. Ich sah im Busch einen wunderbaren Schwamm. Der

war wie eine ausgebreitete Lilienblume. War scharlachrot mit feinen gelben Rändern. Ich hielt den Schwamm erst für eine Blume, bis ich näher hinsah.

Neulich brachte Sch. das Thermometer aus der Sonne. Es war auf über fünfzig Grad Celsius gestiegen, höher als die letzte Zahl, die auf der Skala verzeichnet stand. Mehr als vierzig Grad Réaumur! Und doch finde ich es nicht mehr zu heiß. Ich habe mich an die tägliche Sonne und Hitze ganz gewöhnt. — Es geht jetzt auch noch täglich eine angenehme Windluft vom Meer her. Dieser Luftzug macht das Atmen in der Sonne leicht.

Tandjong-Morawa, Freitag, den
12. Februar 1915

Seit vorgestern abend bin ich hier. Ich reiste um drei Uhr vierzehn in Tebing-Tinggi nach Loeboe-Pakam ab. Dort, als ich mit Gepäck aus dem Bahnhof trat, fuhr T. mit seinem Auto heran und holte mich ab. Es war fünf Uhr abends. Später gegen sieben, als ich vor T.s Haus gegen den großen Rasen hin saß, kamen T. und Sch. zu Pferde vom Ritt zurück. Ich las Zeitungen, und Doktor Sch. rezitierte vom Pferd aus mein Gedicht: „Verdammt bin ich hier, zu folgen dem Krieg nur auf Zeitungspapier!"

Tandjong-Morawa, 15. Februar 1915. Montag

Die Zeit flieht so schnell, wenn man sich zur Reise bereit macht und im Geist schon abwesend ist. Ich habe heute morgen gepackt. Morgen nachmittag vier Uhr soll mein Boot nach Java gehen. Es heißt: „Buyskes". Es ist sonderbar, wie oberflächlich das Packen und die Gedanken an das Reisen machen. Es ist schade, man verliert sich aus der Gewalt. Man ist Eile. Und Eile soll man nie sein. Eile ist eine ewige Null. Man hat mit Eile kein „Leben" und kein „Ich" mehr.

Heute nachmittag, wie ich von Sch.s kam vom Tisch, da saßen Affen im Flußbett unten in der Schlucht; ganz wie badende Menschen saßen sie ruhig im Wasser und wateten darin herum.

Die Gorillaäffin, die Mona, war gestern aus ihrem Käfig. Sie darf öfters herausgehen und in den Palmen oben spazieren. Sie ist sehr manierlich. Wir plaudern immer zusammen ein Weilchen, wenn ich am Käfig vorbeigehe. Dann necken wir uns manierlich und freundschaftlich.

Toto darf immer im Auto mit nach dem Tobameer und bei allen Autofahrten. Aber die Dackel und Tikus müssen alle zu Hause bleiben.

Die Dackel begrüßten mich eben im Dunkeln und freuten sich, daß wenigstens ein Besuchsherr im leeren Haus geblieben ist.

Abends kommen bei Sch.s jetzt immer Feuerameisen zu Besuch. Es sind das ganz große Ameisen. Sie sind gegen kleine Ameisen so groß wie ein Pferd gegen den Menschen. Immer läuft mir jeden Abend eine am Rock herab.

Jeden Morgen werde ich von einem Affengrunzen geweckt. Der Hauptaffe der Flußaffengesellschaft sitzt nah bei meinem Pavillon auf irgendeinem Baum. Mir klingt es, als säße er auf dem Hausdach. Das ist seltsam, wenn er beginnt und ein Affe nach dem andern durch die weite Landschaft laut echoend erwacht. Ich hatte das nie vorher gehört.

Auch ein Gecko lebt in der Nähe des Pavillons, und eben ruft er hustend, ähnlich wie der stumme Hund in Tanah-Bessi.

Grillen singen, während ich schreibe, draußen im Garten, aber nicht so laut wie zur Regenzeit, nicht so massenhaft jetzt.

Eine Riesenspinne begegnete mir heute morgen im Zimmer. Sie verschwand irgendwo, und eben heute abend erschien sie wieder, ich ließ sie zur Türe hinauslaufen.

Meine Zimmer sind leer. Nur der Battakerzauberstab steht noch dunkel in der hellen Ecke, vom elektrischen Licht noch dunkler an der klarweißen Wand beleuchtet. Alle Koffer sind fort. Nur ich allein bin da und bin erleichtert und ruhiger, seit die Koffer fortgeschafft sind. — Meine letzte Nacht auf Sumatra. Nun bin ich wieder wie auf der Weiterreise. Ich

reise weiter fort von Europa. Das schmerzt schon in Gedanken heute. Morgen bin ich auf dem Meer, im engen Kabinenbett, im rauschenden Wasser, bei stampfenden Maschinen und beim Ölfarbengeruch der Schiffswände.

In Java wird es nicht viel anders als hier auch sein. Kein Weiterkommen! Kein, kein, kein Nachhausekommen zu Annie. Eine Schneeansichtspostkarte kam heute von Ellen, von Annies Schwester. Sie ist vom 9. Januar aus Stockholm. Von Annie nichts!

Nun gute Nacht, gute liebe Annie, du im verschneiten Schweden, indessen ich im brühwarmen Dunkel der Nacht hier in Sumatra schwitze, mehr als im Augustmittag zu Hause in Europa, hier beim Schreiben. Die Schweißperlen stehen auf meinem nackten Arm. Ich sitze in Unterkleidern und dampfe mitten in der Nacht wie in einem Dampfbad.

Neulich, als ich zum Abendessen bei Sch. war und neben Frau Doktor Sch. saß am Eßtisch, wo auch ihr Vetter van V. aus Algier da war, da kam eine Ratte in den Eßsaal von der Terrasse herein und lief an der Wand und oben an einem Gesims entlang. Man erzählte, daß an der Decke ein Rattenloch war. Man hat einmal nach einer Ratte oben geschossen, und da sind — zwei Ratten tot heruntergefallen. Viele Menschen, besonders Frauen, sind wie Ratten. Man glaubt, es ist ein Mensch im Zimmer, aber wenn man nach ihnen im Dunkeln schießen würde, würden vielleicht öfters zwei Tote daliegen, sobald man Licht machen würde.

Nun ist der 16. Februar. Es ist ein wenig mit Wolkendunst belegter Morgen, sieben Uhr. Ich mache mich abreisefertig. Ob ich je wieder die Tür der Klambukammer hier melodisch quietschen hören werde? Vielleicht weiß es die Tür besser als ich, da sie trotz allem Gequietsch doch am Tage mehr schweigt als die Menschen.

Leb wohl, guter Pavillon. Lebt wohl, alle Dackelhunde. Leb wohl, alter Pumpelnußbaum, dessen schönste kindskopfgroße Früchte ins Gras fallen und nicht aufgelesen werden. Du bist wie mancher Denker, der

seine schönsten Gedanken allein für sich denkt. Lebt wohl, ihr vielen Morgensingvögel draußen in den Baumkronen. Der Rasen ist versengt braun. Die Straßen sind voll Staub. Es ist Hochsommerzeit im Februar hier. Lebt alle wohl bis zum grauen Staub da draußen in Sumatra.

Euer Max Dauthendey

Batavia, Hotel der Nederlanden
20. Februar 1915.

Morgens sechs Uhr kam ich heute, Sonnabend, in Java an im Hafen von Priok. Nach der Zollabfertigung Abfahrt nach Weltevreden um acht Uhr fünfzig morgens. Ankunft nach neun Uhr im Hotel der Nederlanden.

Die Reise von Belawan-Medan nach Priok Batavia dauerte von Dienstag nachmittag fünf Uhr bis Sonnabend morgen. Also etwas über drei Tage.

Ich schrieb unterwegs einen neun Briefbogen langen Brief an Annie. Las die Briefe von Frau Rat an Goethe. Ich hatte sie in Medan gekauft. Auch las ich Goethes Jugendgedichte aus Leipzig. Die Briefe der Mutter gefielen mir aber besser als die Jugendreime des Sohnes. Sie ist wie Annies Mutter, die alte Rat Goethe, die sich Frau Aja nannte.

Nun bin ich heute zum drittenmal während eines Jahres in Java, in Batavia, angekommen.

Es ist jetzt noch bis Mai die Regenzeit hier. Es regnet aber nur gegen Abend. Der Himmel auf der dreitägigen Meerreise war sonnig und bedeckt. Er war viel wolkiger als auf Sumatra. Dort bei Medan war schon richtige Trockenzeit gewesen. Es war sehr staubig, und überall silberig bestaubtes Laub und weiße bestaubte Landstraßen.

Ich las heute in den Zeitungen, daß seit Montag, 15. Februar, in Singapore ein Aufstand der Chinesen und der indischen Truppen ausgebrochen sei. Die Holländer und Engländer mit Kindern flüchteten auf die Schiffe. Zwanzig Europäer, auch Damen, wurden totgeschossen.

Weltevreden, Batavia (Java),
21. Februar 1915. Sonntag

Ich muß mich erst wieder daran gewöhnen, daß ich in einem ganz anderen Lande, in Java, bin, und nicht mehr in Sumatra. Es ist alles hier zarter, mimosenhafter und katzengeschmeidiger. In Sumatra ist die Pflanzen-, Menschen- und Tierwelt derber, natürlich düsterer und urgründiger. Hier ist mehr geistiges Fluidum in allen Dingen, und die Formen der Dinge wirken mehr elektrisiert als schwer irdisch. Als ich gestern morgen vom Bahnhof in Priok hinauf nach Weltevreden (Wohlzufrieden) fuhr, da blühten unter schwülen Wolken am Morgenhimmel hohe laubige Mimosenbäume zu beiden Seiten der Landstraße und zeigten feine goldgelbe Blütenbändel. Sie leuchteten grell aus dem Grün in die Luft. Auch blühten an den Hauswänden in den Haufen der Windenblätter feine zartblaue Windenkelche in Massen. Nirgends war Staub. Die Luft sah wassergetränkt, schwer gesättigt aus. Große, grüne, feuchte Moosflecken wucherten an allen Häuserwänden. Die Straßenerde war noch feucht vom Nachtregen. Das Laub dunkelgrün, ohne Stäubchen, sah gewaschen und strotzend aus. Die Luft atmete sich schwer, dunstig warm, wie ein lauer Luftbrei, den man verschlucken muß. Die Pflanzenwelt machte, vom Regen gesättigt, einen geschwollenen Eindruck. Hinter dem Haupthaus, im Hotel der Nederlanden, wo ich wohne, ist eine Art Pavillonstraße. Zwei Reihen langgestreckter Pavillonhäuser stehen wie in der Straße einer kleinen Stadt mit offenen Veranden und langen Altanen und langen, braunen, gemütlichen Ziegeldächern einstöckig einander gegenüber. Nur lange Reihen Türen münden aus den hellen weißgetünchten Zimmerräumen auf die langen Vorhallen. Bei jeder Tür ein Tisch mit Liegestühlen. Da sitzen heute am Sonntag junge Angestellte, Kaufleute der Stadt, lesen oder schreiben, neben sich ein Glas Whisky-Soda, und lassen den Sonntag vergehen. Auch Familien, spielende Kinder von Europäern mit prächtigen neuen Spielsachen, schöne weißgekleidete Damen sitzen vor ihren Hotelzimmer-

türen auf den Veranden. Zwei Reihen niederer Öl-palmensträucher stehen in der langen Verandenstraße, und große Waldholzbäume, riesenhafte, heben ihre Laubkronen zum regendrohenden Himmel. Um manche Bäume sind auf Holzgestellen reichlich Kakteen aufgestellt, die jetzt alle in strotzender Blüte rote Blumenkolben zeigen. Ein Klavier übt Molltöne in der Ferne. Eine schöne rothaarige Holländerin sitzt mit ihrer Mutter an einem Tisch am Ende meines Verandahauses, wo ich im ersten Stock ein großes Zimmer habe. Es kostet sieben Gulden mit Essen täglich.

Die schöne Rothaarige muß nachmittags und morgens, wenn sie zum Baden geht, an meiner Tür vorüberwandeln. Ich sitze dann auf der Veranda bei meinem Tisch. Die Ähnlichkeit ihres Kopfes voll schön goldroter Haare und ihre wunderbare Pfirsichhaut erinnern mich an Annie, als sie jung war in Schweden und wir uns eben kennen lernten. Die schöne Holländerin trägt zum Badegang einen wunderbar rosasanften Schleierkimono, auf den rund mit unklar grauer Seide zerstreut Ranken und große Blumen gestickt sind. Aber im Rücken unter dem Hals und Nackenhaar sitzt ein dunkel gestickter Fleck, ein kleines japanisches Wappenzeichen. Dem muß ich immer nachsehen. Es zieht mich beinahe mit sich, wenn sie an mir vorübergegangen ist, und da sie mich nie ansieht und immer im Gehen still und anständig übers Verandageländer schaut, in sich selbst vertieft und ihr Bad am Körper schamhaft fühlend, so könnte es sich ereignen, daß ich, von ihrem Da- und doch Nichtdasein einmal ganz in süße Gedanken gehüllt, durch ein Fluidum vom Stuhl aufgehoben werde und ihr nachwandele, immer glaubend, ich ginge hinter Annie in Schweden einher.

So war es gestern nachmittag und heute morgen. Aber im Zimmer auf meinem Tisch, an meinen kleinen aufrechten Handspiegel gelehnt, steht Annies kleines Bild, das sie mir aus Malmö schickte. Es ist nicht die Annie der Jugend. Nicht die maikätzchensilberighäutige und goldhaarige Schwedentochter. Es ist das kostbare und echte Herzensbild meiner Annie,

wie ich sie mir mit Liebe und wie sie sich mir mit Hingebung geformt hat, nach dem Drang und nach dem Gebot der ewigen Liebe unserer beiden Herzen. Es ist das stille, ernst und würdig und arm an äußerlichen Hoffnungen, aber glücklich an Innerlichkeit gewordene treue Gesicht einer mit Unergründlichkeit liebenden reifen Frau. Ein Gesicht, geheiligt durch die Sorge um die Liebe. Dieses kleine Stückchen Platinpapier auf braunem Karton, das da in stahlfarbenem Grau das ernste Frauenbild meiner Annie im kleinen Sommerstrohhut und im weiten schwarzen Reiseseidenmantel zeigt, liebe ich sehr. Sie hat das Bild unterwegs auf ihrer Reise Berlin—Malmö—Stockholm im Frühjahr 1914, als ich schon von Bremen nach Java abgereist war, mir nach Genua nachgeschickt. Ich trage es immer in meiner Handtasche bei mir. Je länger ich es ansehe, desto schöner wird es. Je länger ich es liebe, desto inniger liebt es mich zurück. Und dieses kleine Stückchen Papier zieht mich doch stärker an als alle rotblonden sanften Holländerinnen. Es kann stärker zaubern als der Seidenfleck unterm Nacken am Kimono meiner jungen Zimmernachbarin. Annies kleines Bild bleibt immer Sieger in allem Ringen vorüberziehender Gefühle.

Ein kleines grauweißes Kätzchen lief mir gestern nach, als ich vom Korridor in mein Zimmer kam. Es ist ein munteres Tier. Es sprang gleich auf den Tisch, wie eine kleine Hexe. Dann stieß es den kleinen Handspiegel mit Annies Bild um. Es schlug mit dem Pfötchen nach seinem Spiegelbild und wollte sich dann an die Katze im Spiegel anlehnen. Dabei rumpelte das Kätzchen alles um. Es schlief dann auf meiner schwedischen grauen Reisedecke am Fuß meines Bettes, als ich Siesta hielt. Es saß neben mir und bekam Milch in der Untertasse von mir, als ich um fünf Uhr im Verandastuhl meinen Tee nahm. Dann sprang es fort zu der schönen Holländerin. Ich sah es nicht wieder. Aber es war wirklich wie eine kleine Hexe, die gekommen war, um mich zur Untreue zu werben.

Gestern abend, als ich im Eßsaal saß, kam ein

Würzburger an meinen Tisch, ein Doktor der Chemie, der hier in Java reist. Ich kannte ihn von der Ausreise. Er war mit auf der „Goeben" von Genua ab. Er glaubte, ich wäre längst nach Europa zurückgekehrt. Er sagte, es wäre keine Möglichkeit, nach Manila zu kommen. Er erzählte, daß einer mit falschem Paß in Suez vom Schiff geholt und als Spion behandelt wurde und erschossen werden sollte. Er wurde aber zu Gefängnis begnadigt. „Ich will gar nicht mit falschen Papieren reisen," sagte ich zu ihm. „Ich will nach Manila und dann nach Amerika." — „Es geht nicht," sagte er, „machen Sie sich keine Hoffnung!" Ich glaube aber doch noch daran. „Und was wollen Sie in Manila?" sagte er. „Die Deutschen dort sind auch nicht fortgekommen. Sie sind noch alle auf Manila und können nicht weiter." Ich will es aber doch versuchen. —

Welch ein Regensonntag-Nachmittag. Ich habe ein wenig ausgeruht. Und da ich mich in der zugigen Kabine des „Buyskers" erkältet und Schnupfen habe, schlief ich schwer und fest. Vor meiner Abreise von Sumatra hatte ich in der letzten Nacht einen auffallenden Traum. Ich sah in einen Wald. Durch den führte ein immer enger und enger werdender Weg an vielen, vielen dünnen Baumstämmen vorüber. Vor mir her sprang ein schwarzes gewandtes Tier, bald wie ein pechschwarzer Hund, bald wie eine pechschwarze Katze, bald wie ein schwarzer Affe. Das Tier leuchtete vor Schwärze wie ein Stiefel im Schnee. Es sprang eilfertig in Zickzacklinien vor mir her. Ich wußte, das Tier war der leibhaftige Teufel. In seinem Springen lag Freude. Mir war, als geriete ich in einen immer enger und enger werdenden Irrweg, und ich fand kein Ende. Aber das schwarze flinke Tier, vor dem mir graute, wußte das Ende, das sah ich seinen gewandten, sicheren Sprüngen an.

Oft glaube ich bestimmt, liebe Annie, ich finde nicht mehr heim zu dir aus dieser Kriegswirrnis. Oft wird mir so weh. Meine Zimmernummer ist 50 hier im Hotel. Ich habe zeitlebens die Fünf als eine Todeszahl angesehen. Ich fand diese Zahl immer von pech-

schwarzem Aussehen. Ach, wenn ich wenigstens Annie noch einmal küssen dürfte! Ach, wenn ich doch nicht allein, sondern in Annies Armen sterben könnte!

Draußen spielt eine so wundervolle traurige Weise auf einer Violine oder Mandoline. Es sind zwei Instrumente, Mandoline und Violine zusammen. Es kommt unter einem der langen Ziegeldächer her, drüben aus den Pavillons. Es muß ein Italiener sein, der so schmachtend spielt.

Dazu der graue, kühle Wolkenhimmel, dessen erquickende Wolkenkühle in meine offene Tür hereinhaucht. Schwalben, viele kleine deutsche Schwalben fliegen über den Baumwipfeln. Und das italienische Lied fleht, begleitet von einer halblauten Männerstimme. Es klingt zu mir herauf, als sänge eine Stimme aus der Erde. Und dazu der deutsche Regen. Die deutsche, graue, vornehm gedämpfte Stunde des Sonntagnachmittags! Die junge Holländerin schreibt an ihrem Verandatisch. Die Ältere ging eben allein vorüber. Ich fand, als ich die Junge bei Tisch im Eßsaal sah, daß sie gar nicht so rotblondes Haar hatte, wie gestern nach dem Bade. Sie sah gestern viel goldroter aus. Hinter einer verschlossenen Tür meines Hotelzimmers pfeift jetzt ein dort wohnender Herr die Melodie der Mandoline dem Italiener nach. Er kann es aber nicht. Wie einsam ist so ein Hotelsonntag. Es gibt nichts Einsameres als das Hotelleben. Je älter ich werde, desto grauenhafter und leerer scheint mir das Reisen und das Wohnen in Hotels zu sein. — Ein Fink singt im Regen. Der Regen fällt lautlos und still und redet nichts.

Gestern las ich in der Batavia-Zeitung die Übersetzung eines Tagebuchteiles des verstorbenen Walter Heymel. Es ist der Tag eines Kampfes in einer französischen Stadt beschrieben. Heymel war Kavallerist. Er beschreibt den schaudervollen Kampf sehr gut. Und jetzt ist er tot. Nicht im Kampf gefallen. Er starb an galoppierender Schwindsucht. Vom Schlachtfeld fort krank nach Hause geschickt. Wie sich das Wort, ein jedes, kritikloser liest, sobald der Autor gestorben ist! Vielleicht muß ein Dichter oft deshalb

früh sterben, damit seine Lieder zur Geltung kommen. Vielleicht! — Aber Dich, Annie, möchte ich doch erst noch einmal und viele Male küssen, ehe ich sterben soll.

Auf dem Schiff „Buyskers“ träumte ich in der Nacht vor der Ankunft hier auch etwas Auffallendes. Es erschienen mir am Ende des Schlafes, ehe ich von anderen Träumen erwachen wollte, drei Männer. Alle drei saßen um drei Seiten eines viereckigen Tischchens. An der vierten Seite stand ich. Sie waren altmodisch wie Buren oder Engländer aus dem achtzehnten Jahrhundert gekleidet. Ich wurde von ihnen streng befragt. Ich behauptete irgend etwas, das ihnen unangenehm war. Um was es sich handelte, weiß ich nicht mehr. Aber als ich hartnäckig dabei blieb, holte einer nach dem anderen eine Pistole oder ein Gewehr unter dem Tisch hervor und legte die Waffe quer vor sich auf die Tischplatte. Da sah ich ein, daß man mir ans Leben wollte. Vielleicht bedeutet mein Traum von heute nacht, daß die drei Alliierten mich nicht nach Hause reisen lassen. Sie haben die Gewalt in Händen. Und alle meine Heimreisegedanken sind Behauptungen, die ich gegen die Übermacht nicht durchführen kann.

Vorhin habe ich mir ein paar kleine deutsche Spatzen mit ihrem deutschen Gezwitscher in meine Sonntagnachmittag-Einsamkeit gewünscht. Jetzt sitzt ein Spatzenpärchen draußen auf der Veranda unterm Dachbalken und zwitschert mir zu. Und der Regen bekommt auch eine deutsche Stimme. Das italienische Lied schweigt, nur Regen und Sperlinge sind laut und munter. Mein Herz fühlt sich beruhigt von den treuen Heimatlauten. Es donnert. Es ist dunkel dämmerig. Jetzt beginnt auch in der Ferne ein Sonntagnachmittag-Klavier zu spielen. Die Heimatstimmung würde immer deutlicher, wenn nicht der Javanenboy draußen barfuß und lautlos vorübergehen und mit seiner Reisigrute an das Geländer klatschen würde. Diese Reisigrute soll die Moskitos aus den Mullvorhängen der Betten schlagen, und sie gehört zu jedem Boy wie die Zunge in den Mund. Dieser Reisigbesen-

schlag um die Spätnachmittagstunde ist ein bekannter häuslicher Laut in ganz Niederländisch-Indien.

Weißt Du es, liebe Annie, daß wir nun bald, im Mai, neunzehn Jahre verheiratet sind? Vorhin beim Teetrinken rechnete ich es aus. Neunzehn Jahre! und es ist mir wie neunzehn Monate kaum.

Nun regnet es schwer und gewichtig.

23. Februar 1915

Ich bestellte mir drei graue Leinwandanzüge und einen dunkelblauen Stoffanzug. Jeder Leinwandanzug kostet zwölf Gulden. Der blaue Stoffanzug sechzig Gulden. Sie werden mir nach Garoet nachgeschickt. Die Sitte, daß man hier am Äquator täglich einen oder zwei frisch gewaschene Anzüge anzieht und abends noch einen Abendanzug in den Hotels, — das verteuert das Leben. Aber es ist billiger hier, als es in Amerika sein wird, darum lasse ich den dunkeln Anzug hier arbeiten. Ich kaufte auch eine silberne Armbanduhr für dreißig Gulden, da meine Stahluhr seit langem verrostet und unbrauchbar ist. Füllfederhalter, Schuhe, Bücher, Papier machen viel Ausgaben. Um meinen Mut aufrecht zu halten, trinke ich hier täglich eine Flasche Rotwein. Den billigsten Margaux zu anderthalb Gulden. Die Flasche reicht mir gut für drei Hauptmahlzeiten. Ich finde zwar, es ist eine große Überschußausgabe, aber ich bin so erkältet und verschnupft, daß ich mir den Rotwein als Medizin leiste. Abends, wenn ich durstig in ewiger Einsamkeit auf meinem Zimmer oder auf der Veranda sitze und der Regen schwer herunterstürzt in die lange Pavillonstraße, so daß man nichts als das Regenrauschen hört und das Hotel totenstill scheint, dann trinke ich einen „Split". Das ist ein Schoppenglas Sodawasser mit einem Schnapsgläschen Whisky gemischt. Denn Whisky und Soda oder Rotwein sind die bestbekömmlichen Getränke in Asien. Limonaden trinke ich nie, da sie meist künstlich sind. Nur auf den Pflanzungen in Sumatra bei Karl Sch. tranken wir Ajer-jiruk, das ist Zitronenwasser, das aus kleinen grünen Zitronen

gepreßt war. Aber zu den Mahlzeiten trinken alle Pflanzer meist Rotwein, mit oder ohne Wasser.

Bandoeng (Java), Hotel Hohmann,
26. Februar 1916, Freitag morgen.

Seit gestern abend bin ich hier. Morgen will ich nach Garoet weiter reisen. „It's a long way to Tipperary" singen die englischen Soldaten, wenn sie in den Krieg ziehen, ich möchte singen: „Es ist ein langer Weg ohne Annie". Wie mich bei allem Sonnenschein, dem guten Essen und den guten Hotels diese Reise um die Heimat herum anstrengt auf die Dauer! Und mit allen Dingen, von denen ich längst im Juni dieses Jahres vor der Neu-Guinea-Reise Abschied genommen habe, feiere ich ein Wiedersehen, das mitleidig ist auf beiden Seiten. Die Spatzen hier auf der Veranda, die Palmenstiele im Hof, die Orchideen, an ihren Stämmen kleine weiße Blüten treibend und sich den Vorübergehenden hinhaltend, wie Vögel, die vom Zweig fortfliegen möchten und die weißen Federn von der Sonne durchleuchtet ausspreiten, — mit allem feiere ich Wiedersehen. Von der am Aloen-Aloen stehenden Moschee tönt seit dem Morgen ein Gong wie ein Sekundenzeiger, immer jede Sekunde betonend. Unendlich eintönig. Manchmal, wenn auf der Straße Wagen vorbeirasseln oder im Hause Geklapper ist, glaube ich, der Gong ist still, aber er geht immer richtig in seinem dunklen Anschlag ruhig weiter. Er ist wie ein Unterton, der aus der Erde oder aus dem Sonnenschein kommt, Gleichmaß haltend im Tagesgelärm, im unregelmäßigen, mit dem Urgesang der Nächte. Heute ist Freitag, der mohammedanische Sonntag. Die Moschee war bis in den Turm hinauf gestern abend elektrisch mit Glühbirnen erleuchtet. Und eine Reihe Sadowagen hielt im Abend am Ausgang und wartete. Ich bin doch sehr beglückt, daß ich in dem künstlerischen Java bin und nicht mehr auf dem harten, arbeitschweißigen Sumatra, wo das ganze Land wie eine Tabak- und Rubberfabrik arbeitet und kein Volk, keine Kunst, kein heiteres Dasein kennt. Außer den Battakern in Brastagi auf der Hochfläche und außer

dem Tobameer und seinen Kampongs dort sah ich nichts Künstlerisches und nichts Ursprüngliches. Hier aber, wenn auch das Javavolk den Holländer als Herrn über sich hat, spürt man doch, daß die dreiunddreißig Millionen Menschen, das heißt Javaner, ein großes, bedeutendes altes Kulturvolk sind, und der Europäer tritt neben ihnen auf, aber er steht nicht so hoch über ihnen, wie er in Sumatra über dem Battaker steht. Mit großem Vergnügen sah ich die freie schöne Preangerlandschaft gestern nachmittag am Fenster des Speisewagens. Und ich war froh, nicht unendliche Reihen regelmäßiger Olivenwälderpflanzungen zu sehen, deren Anblick verblödend auf das Künstlerherz wirkt, das jeder Mensch in der Brust hat, sondern die großen, tiefen Schluchten, die Terrassen blinkender Wasserreisfelder, die Berge, die vielen, reichgestaltigen, die Javanen, heimziehende Arbeitergruppen am Weg, die am Abend auf einer Landstraße Tänze begannen, als sie den erleuchteten Abendzug vorbeisausen sahen. Das stimmte mich befreit, und ich bin froh, wieder hier zu sein.

Garoet, Papandajan-Gasthof.
28. Februar 1915. Sonntag

Hotel darf man und dürfte man als Deutscher nie sagen, also sage ich Gasthof. Gestern morgen nach elf Uhr fuhr ich von Bandoeng ab, um zwei Uhr kam ich in Garoet an. Die Fahrt war herrlich, aufsteigend und durch die Hochebene zwischen großen Kratern nah unter den Wolkendächern des Himmels hinfahrend. Ich erkannte mit schmerzlich beglücktem Gefühl die Bergrücken, die Reisebenen mit den Glasscheiben ähnlichen Wasserflächen wieder. Der Tag war sonnig und wolkenbewegt. Weißblühende Büsche und viel Wasserspiegellicht und Wolkenblendlicht erregten die weiten, ungeheuer weit ausgestreckten Täler und die Kratergestalten. Ich erkannte die Zuckerhutfiguren mancher Krater wieder. Als ob ich Reisekameraden begegnete, so wohl tat mir das Grüßen hinüber und herüber aus den Wagenfenstern links und rechts zu den Bergen. Im Hotel Papandajan erkannte mich

Herr H. halb wieder, er gab sich jedenfalls die größte Mühe, sich zu besinnen, wer ich war. Aber Major von A., der seit vier Monaten hier wohnt, hatte ihm schon von mir erzählt. Ich habe nun ein schönes Verandazimmer im Oberstock eines Flügels, das Aussicht in grüne Glanzblätter dicker Baumkronen hat, mit Zwischenblicken auf schieferblaue Stücke der Kraterwelt hinter himmelragenden Kokospalmen. Mit Herrn von A. plauderte ich gestern vom Mittag bis in die Nacht. Wir hatten uns viel zu erzählen. Wir hatten uns im Juli auf dem Neu-Guinea-Reichspostdampfer „Manila" kennen gelernt. Wir reisten da ungefähr vierzehn Tage von Rabaul nach Kaewieng, von Kaewieng nach Wilhelmshafen zusammen. Der Major erwartete dort bei Regierungsamtmann G. den „Komet", das Regierungsschiff des Gouverneurs Haber (Gouverneur von Neu-Guinea). Er erzählte mir jetzt lebhaft, was er von der Einnahme von Neu-Guinea wußte.

Aber vorher muß ich noch berichten: ich war mit einem Schreckschuß im Herzen von Bandoeng abgereist. Der Hoteldirektor war im Augenblick, wo ich in den Wagen stieg, an mich herangetreten und fragte: „Haben Sie schon die letzte Nachricht von heute morgen gelesen?" Ich verstand sofort, daß eine Angstnachricht in der Luft liege. Und ich hörte, daß der Landsturm in Holland nun wirklich unter die Waffen gerufen war. Am Tag vorher hieß es, es sei eine Gesetzvorlage für April eingebracht, ob der Landsturm einberufen werden soll. Nun war es Tat geworden. So schnelle Tat, daß alle Gemüter in Niederländisch-Indien, alle Holländer heftig erregt waren. „Es ist nur eine Frage von wenigen Stunden," sagte der Gasthausbesitzer, „dann wird die Kriegserklärung da sein." — „Und zwischen wem wird Krieg sein?" fragte ich. „Zwischen Holland und Deutschland," sagte der Gasthofleiter. Ich hatte gedacht, es wäre vielleicht doch möglich, daß Holland gegen England ziehen würde.

Unter dem Druck dieser Nachricht fuhr ich von Bandoeng ab. Ich sah mich im Geist schon feindlich

von allen Holländern betrachtet, und ich war froh, als ich in Garoet im deutschen Gasthof des Herrn H. ankam. Niemand wußte dort noch etwas. Herr H., der Besitzer des Gasthofes, telephonierte sofort nach verschiedenen Richtungen. Aber er bekam keinen richtigen Bescheid. Wir verbrachten bange Stunden unter dem Gefühl der plötzlichen ungewissen Kriegserklärungsnachricht. Ich dachte schon, ich würde am Abend Kriegsgefangener sein. Denn man würde wohl hier ebenso wie in Singapore und Colombo, Penang, Hongkong als Deutscher hinter einen Stacheldrahtzaun gesetzt werden.

Meine Veranda ist luftig, und unten rauscht ununterbrochen ein Wasserlauf an der Straße vorbei. Es ist wie in Oberbayern oder Tirol, wo die Luft voll ist vom Wasserrauschen der Bäche und Wasserfälle. Ich höre mich kaum selbst. Und wenn ich zur anderen Tür hinaus auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers in das Treppenhaus trete, dann tut die Stille, die dort herrscht, meinen Ohren wohl. Heute morgen glaubte ich, es sei noch immer der strömende Regen wie gestern abend vor der Türe. Aber es war das Rauschwasser unten an der Straße. Nachmittags, wie jetzt, regnet es und donnert es und ist richtig gebirgsgrau rundum. Und es ist mir, als ob ich in Oberbayern in Partenkirchen oder irgendwo dort eingeregnet sitze und schreibe. Wohin nur die großen Schmetterlinge verschwinden mögen so schnell? Es segelten vorhin noch große graue, schwarze und weiße Schmetterlinge durch die Mandelbäume, deren Blüten beinah unsichtbar im Laub stecken.

Im Hause wohnen noch einige Deutsche. Einer von der Firma Sp. in Annam war aus Saigon ausgewiesen. Einer aus Singapore ausgewiesen, zu Anfang des Krieges. Einer aus Darjeeling-Kalkutta gekommen, geflohen zu Beginn des Krieges. Er hat sieben Kinder.

Drei große schöne Katzen sind im Hause. Wir haben schon Freundschaft im Vorbeigehen geschlossen. Es sind behäbige, prächtige, selbstbewußte Tiere. Im Hotel Dolce, tiefer im Ort gelegen, wohnen auch

Deutsche. Viele hat der Hilfsverein aus Batavia hier untergebracht.

Nein, dieses Wasserrauschen, dieses nie endenwollende, ich weiß nicht, ob ich das ewige Geschlürfe und Gesprudel zu meinen Füßen auf die Dauer aushalten werde. Es ist ja beunruhigend. Man kommt zu keinem Frieden mit sich selbst. Kopf und Ohren möchten fliehen.

Es scheint mir lang, seit ich von Annie den letzten Brief bekam. Das war am 16. Februar, dem Tag meiner Abreise von Medan-Sabang auf Sumatra. Auf mein Telegramm aus Batavia vor ein paar Tagen habe ich noch keine Antwort.

Im Hotel sind nur wenige Gäste. Man merkt doch, daß es Kriegszeit ist. Alle Durchreisenden fehlen.

Garoet, 2. März. Dienstag

Nun darf ich schon „März" schreiben. Es klingt hier in den Tropen doppelt deutsch, frühlinghaft. Hoffentlich rückt mit dem deutschen Frühjahr meine Freiheit heran. Ob ich zu unserem Hochzeitstag am 3. Mai bei Annie in Europa sein werde?

Mein Leben hier ist sehr regelmäßig. Vormittags nach dem Frühstück ein Spaziergang mit Major von A. von acht bis neun Uhr auf den schönen grünen Baumstraßen zwischen Reisfelderseen in der schönen blauen Kraterlandschaft Garoets. Dann Schreiben bis Mittag. Nach dem Essen um zwei Uhr Ausruhen. Um vier Uhr Tee, Lesen, Schreiben, ein Besuch bei Deutschen gegenüber im Hotel Dolce. Abends nach neun Uhr bis elf Uhr Geplauder in der Vorhalle des Papandajan-Hotels. Dann Schlafengehen. Es regnet meistens in den späten Nachmittagstunden. Die Luft ist kühl und feucht vom vielen Reisfeldwasser und vom Regen. Ich muß wollene Unterkleider unterm weißen Leinwandanzug tragen. Aber ich huste trotzdem und fühle mich erkältet. In Singapore soll der Aufstand noch nicht beendet sein. In Kalkutta muß es auch noch unruhig sein. Herr F. hier im Hotel bekommt seit vierzehn Tagen keine Kalkutta-Zeitung mehr. Es er-

19*

scheinen auch seit zwei Wochen keine Singapore-Zeitungen mehr.

„Gott strafe die Engländer!“ ist der Tischgruß des Herrn J. hier. So wie es in Deutschland jetzt allgemein Sitte sein soll. Daraufhin antwortet der andere: „Er strafe sie!“ Das klingt gewaltig stark und unheimlich. Ich kann mich nicht dazu entschließen, mein Mittagmahl mit dem Schlachtenwort zu beginnen. Aber Herr J. verblüfft mich jeden Mittag und Abend bei Tisch mit der unheimlich still verbissenen, fluchenden Begrüßung: „Gott strafe die Engländer!“

Wie erstaunte ich, als mir kurz nach meiner Ankunft hier Major von A. im geheimen mitteilte, daß Herr S., den ich zur Reise über Manila nach Amerika auffordern wollte, bereits am 15. Februar, also ungefähr zu meiner Abreisezeit von Sumatra, von hier über Soerabaja nach Menado mit Herrn K. abgereist sei. Die Herren wollten versuchen, von Menado nach Manila und von dort nach Amerika zu kommen. Es ist seltsam, daß ich zu gleicher Zeit den gleichen Plan hatte. Es tut mir sehr leid, daß ich nicht zwei Wochen früher hier ankam. Dann hätte ich mitreisen können. Wie mich das erschütterte, daß diese Herren, auf deren Reisegesellschaft ich so bestimmt rechnete, bereits abgereist waren! Sie wußten aber nichts von meinem Plan und ich nichts von dem ihrigen. Ich wollte zuerst gleich nachreisen. Aber ihr Vorsprung ist zu groß, Major von A. riet mir ab. Jetzt soll ich hier warten, bis telegraphische Nachricht aus Menado kommt, ob die Herren überhaupt nach Manila weiterreisen konnten. Aus Soerabaja telegraphierten sie an Major von A., der ihnen nachfolgen wollte: „Sehr zweifelhaft!“ A. meint, sie werden von Menado wieder zurückkommen, da er nicht glaubt, daß sie Manila erreichen werden. Ich bin sehr gespannt, welche Nachricht von ihnen eintrifft. Aber es ist doch seltsam, daß ich in Sumatra zu gleicher Zeit denselben Gedanken für Manila bekam wie diese Herren hier auf Java.

Über das Geländer meiner Veranda steigen die fäl-

ligen Blätterkronen wilder Mandelbäume auf. Eben flog ein hübscher schwarzweißer winziger Vogel ins Gezweig und versuchte lange Zeit einen Bastfaden von einem Zweig abzuziehen für seinen Nestbau. Es gelang ihm aber nicht. Er flog beschämt seitlich fort.

Garoet, 6. März 1915. Samstag

Ich weiß nicht, warum mir so sonderbare Zahlen heute begegnen. Mit dem Sado 111 fuhr ich heute spazieren, und die Zahl 11 begegnete mir öfter in den Tagen. Ich fuhr bis zum Kilometerstein 111. Und am Haus 33 stieg ich aus, und am Haus 333 stieg ich ein. Auch die 30 ist mir jetzt oft am Weg. Mein Zimmer hier hat die gute Zahl 36. Das ist Quersumme 9. Neun ist die Musenzahl. Ich fühle mich aber nicht recht heimisch in Garoet. Liegt das an der Höhenlage, die mich so unruhig und unendlich unzufrieden macht? Dabei bin ich faul. Ich habe nicht mal Lust, Tagebuch zu schreiben. Es fehlen um mich die fleißigen, guterzogenen Männer und Frauen, die ich in Sumatra um mich hatte. Es ist mir eine Qual, täglich die Mahlzeiten mit zwei kleinen Handlungsgehilfen am selben Tisch zu essen. Es sind gute, aber so fürchterlich ärmliche Naturen. Dazu sind sie krank und sprechen immer von ihrem Stuhlgang, ihren Medizinen, ihren Fiebermessern usw. Der Major ist ja ganz unterhaltend, aber zu unterhaltend, wie ein Höfling, der sich darauf eingedrillt hat, immer den guten Gesellschafter zu spielen. Seit zwei Tagen ist der Major fort auf eine Teepflanzung zu Besuch gereist. Dort bleibt er bis Montag. Gestern morgen zeichnete ich und badete in dem kleinen Quellenbad zu Tjipanas. Es war ein schöner Morgen. Palmengrün von vielen Kokospalmen, viele Reisfelderseen, viele grüne Bambusstauden zu beiden Seiten an der breiten Fahrstraße. Schöne silberweiße Wolkenküsten über dem Palmengrün und blaue Widerspiegelung des Himmels auf den grünen Reisfeldwasserspiegeln. Blau, weiß und grün waren die einfachen Morgenfarben der schönen Landschaft, die zu Füßen des Vulkanes Goentoer lag. Mein ganzer Tag

spielt sich, wenn ich nicht morgens einen Spaziergang mache oder die Eingeborenen-Markthalle besuche, auf meiner Veranda angesichts der dicken Baumkronen, angesichts üppig grüner Blätterscharen ab, die zwischen Dach und Verandageländer zu mir auf den Schreibtisch der Veranda sehen oder in das Buch vor mir gucken, das ich, ausgestreckt auf dem Strohliegestuhl, lese. Ich las gestern und heute „Das große Heimweh" von Rudolph Herzog. Der Major lieh es mir. Es spielt in Amerika und schildert die Sehnsucht aller Deutschamerikaner nach Europa. Aber es ist ein unkünstlerisch geschriebenes, inhaltleeres Buch. Es schwätzt zu viel. Schwätzt abstrakt. Auf jeder Seite kommt das Wort Begeisterung, Kraft, Mut, Pflicht, Ernst, Aufgabe, Arbeit, sittliche Stärke usw. vor, lauter hohle Massenschlagwörter; damit arbeitet der Autor so recht für das Schlagwörterpublikum wie ein Biertischpolitiker. Das kleine Buch „Die Insel der Verheißung", das so tendenzlos und doch lehrreich, lebensweise, menschliche Schwächen leise verstehend und humorvoll geschrieben ist, von dem Dänen Laurids Bruun, das ich vorgestern las, gefiel mir herzlich gut.

Diese Faulheit des Luftkurortes Garoet, dieses Hotelnichtstuerleben wird mir zum Ekel und schwächt mich täglich mehr. Ich sehne mich nach tätigen Menschen, die täglich fleißig um tägliches Brot arbeiten. Ein ähnlich faules, widerliches Dasein spürte ich schon in Batavia im Hotel der Nederlanden, wenn ich die jungen Leute täglich auf den Verandastühlen vor ihrer Zimmertür im Halbschlaf liegen sah. Es ist nicht zum Aushalten auf die Dauer, dieses mit anzusehen. Da war es bei Julius Sch. in Limah-Poeloe, wo am fleißigsten gearbeitet wurde, mir doch am wohlsten. Fleiß ist ansteckend, so gut, wie Faulheit lästig ist. — — Heute bin ich schon eine Woche hier. Wieviel Wochen müssen es noch werden? O, hat denn keiner der sieben Himmel ein wenig Erbarmen mit einem Liebesdichter? Wird denn mein Herz ganz, ganz übersehen, das stündlich so grauenhaft viel aushalten muß? Jedes Wort, das ich lese, schildert mir

Gefühle von Männern und Frauen; nur ich darf meine Gefühle nicht befriedigen. Bin so weit, so unendlich lang von Annie getrennt. Es sollte mich nicht wundern, wenn man mich eines Morgens tot im Bett finden würde. Einmal zersprengt mir das Weh die Herzader, das fühle ich.

Garoet, Hotel Papandajan, 11. April 1915

Nun habe ich seit 6. März, also beinahe fünf Wochen, nichts mehr in mein Kriegstagebuch geschrieben. Ich konnte nicht mehr schreiben. Ich weiß aber nicht recht, warum. Aber wenn ich zurückschaue, hat sich in diesem ganzen Monat auf den Kriegsschauplätzen sehr wenig ereignet.

Ein Telegramm vorgestern am 9. April, das am 7. April aufgegeben worden ist, sagt mir: „Rencontrons nous toujours huit matin temps suédois". Sie meint, daß ich täglich um zwei Uhr mittags, was gleich ist mit schwedischer Zeit acht Uhr morgens, mich mit ihr in Gedanken vereinigen soll. Ich tat es bereits zweimal jetzt; gleich nach Tisch legte ich mich aufs Bett und dachte lebhaft an meine ferne, ferne Annie und betete.

Ach, vielleicht führen uns die Gedankenstunden zusammen. Weil heute schon der Kapitän aus Batavia von der Reisemöglichkeit mit japanischen Schiffen spricht. So schwanken Hoffnungen und Angst nun schon seit Monaten in uns allen, die wir hier verbannt von der Heimat und in der Sehnsucht, heimzukommen, inwendig verzehren. Ich habe Herrn B. zum Dank, daß er mir diese Nachricht gebracht, ein Kriegsgedichtbuchexemplar von mir geschenkt. Von den zwei Deutschen, Herrn S. und Herrn K., die beide am 12. Februar über Menado, Manila, San Franzisko reisen wollten, ist nur die letzte Nachricht aus Menado von Mitte März eingetroffen. Sie haben den holländischen Dampfer durch Zahlung eines kleinen Vermögens dazu bewegen können, sie zwei Tage weiter zu fahren, als des Dampfers Fahrlinie ist, und sie an einem Südhafen der Philippinen abzusetzen. Von dort haben sie aber im taifunstürmischen Meer

noch eine lange, ungewisse und gefährliche Reise bei wilden, unbewohnten Küstenstrichen mit gefährlicher Insulanerbevölkerung vorbei, wochenlang im Motor- oder Segelboot, das sie dort auftreiben müssen, bis sie Manila erreichen können. Heute, am 11. April, also zwei Monate nach ihrer Abreise von hier, ist noch keine Nachricht von ihnen eingetroffen, ob sie jemals Manila erreicht haben.

Meine Gedichtbücher „Des großen Krieges Not", hundert Stück für mich, sind aus Medan hier angekommen. Sie werden zum Besten der Hinterbliebenen der „Emden" verkauft. Die anderen vierhundert Stück werden in Medan verkauft. Die Korrekturbogen meines Novellenbuches „Geschichten aus den vier Winden" habe ich aus Stockholm erhalten.

Neulich abends fuhr uns Herr H., der Gasthofbesitzer, nach einem Nachbardorf, wo ein javanisches Theater europäisch-javanische Operetten spielte. Es war sehr drollig anzusehen. Mehr grotesk als schön. An meinem Tisch essen täglich Herr Sch., Herr W., der Major a. D. von A. und ich. Ein junger Deutscher, Herr von G., Dresden, von Siemens & Halske angestellt, der erst vier Tage vor Ausbruch des Krieges abgereist ist, stellte sich gestern abend im „Ratskeller" vor; so nennen wir die Veranda bei der Hotelhalle unten am Eingang, wo wir Deutschen vom Hotel jeden Abend zusammenkommen und von Politik plaudern bis elf Uhr. Getrunken wird aber nichts, nur geraucht. Ich rauche nicht.

Neulich war Rennen in Bandoeng. Am nächsten Tag wurde das preisgekrönte Pferd des Sultans von Preanger hier in Garoet nachmittags vom Bahnhof abgeholt. Der Zug kam durch die Allee der wilden Mandelbäume. Das Pferd hatte einen rosa Seidenschal um den Kopf gewunden, und vor ihm her zog Volk mit holländischen Fähnchen und Musik, Pauke und Flöte, und einer ging neben dem Pferd und hielt einen gelben ölgetränkten Papiersonnenschirm über das Tier, dem eine jubelnde Menschenmenge folgte, Kinder und Frauen, javanische.

Abends im Mondschein ziehen oft ein Violinspieler

und ein Flötenbläser, zwei javanische Künstler, am Hotel unter meiner Veranda vorbei.

Javanische kleine Straßenbilder. Braungekleidete Sträflinge und ihr wachthabender, schläfriger, gemütlicher Polizist hocken auf dem Aloen-Aloen (Rasenplatz vor der Moschee) und sollen mit ihren krummen Krismessern das Gras abhauen. Sie hocken aber alle im Kreis weit verteilt auf dem Rasen und ruhen meistens plaudernd aus. Dann läutet es um fünf Uhr im weißen, kleinen, sauberen Gefängnishaus am Platz, und alle ziehen gemütlich ab, ins Gefängnis zurück. Sonntag morgens um acht Uhr dürfen ihre Frauen und Familien die Gefangenen besuchen und stehen dichtgedrängt wartend draußen am Tor auf dem Aloen-Aloen.

Am Weg zu einer Aussichtsbank traf ich in einem Reisfeld, dessen Wasser abgelaufen war, eines Vormittags im Schlamm watend und in flachen Körben Schlammfische fangend eine große Menschenherde. Viele Frauen, Kinder, Burschen, alte und junge. Im Hintergrund auf einer grünen Wiese vor roten Büschen, über denen die blaue Kuppe des Papandajankraters hervorguckte, lief ein hellgekleideter Junge und ließ einen rosa Papierdrachen höher als die Kokospalmen fliegen. Es war ein echt javanisches Landbild, lustig, neckisch und doch zierlich und empfindsam.

Auf der Auktion vorgestern in der offenen Eisenhalle vor dem Pfandhaus im grünen Rasengarten ersteigerte ich für achtunddreißig Gulden zwei große Brillantohrknöpfe für Annie. Auch einen Metallgürtel und drei winzige Silberringe, einen davon mit einem Türkis. Letztere für einen Gulden zusammen.

Garoet, 13. April 1915

Gestern war Herr L. aus Villa Dolce hier und erzählte dem Major und mir, daß Nachricht aus Manila angekommen ist. Herr K. und Herr S. sind glücklich dort angekommen und sind jetzt schon auf dem Weg nach San Franzisko (wahrscheinlich schon in

Honolulu). Von den Einzelheiten der Reise zwischen Celebes und Manila war im Brief der Zensur wegen noch nichts erzählt.

Heute morgen kam Herr B. und brachte uns einen Brief von dem Kapitän. Er schreibt, daß das japanische Kohlenschiff, das er meinte, das uns nach Tokio und von dort auf einem anderen Schiff nach San Franzisko helfen könnte, dieses Mal außergewöhnlicherweise Hongkong anlaufen würde. Da Hongkong englischer Hafen ist, könnten wir als Deutsche dieses Mal nicht mitreisen. Doch in Soerabaja sollen andere japanische Schiffe sein, die uns vielleicht mitnehmen werden. Aber wir müssen noch warten, bis uns ein deutscher Kapitän, der sich dort erkundigen soll, Nachricht sendet. Ich habe in dieser Angelegenheit an den Kapitän Sch. geschrieben. Ein Herr S., alter Pflanzer aus Sumatra hier im Hotel, sagte Herrn B., daß er mitreisen möchte. Uns hat er sich noch nicht vorgestellt. Aber ich habe über ihn in Medan sprechen hören. Er schrieb „Glück und Segen" unter die deutsche Rote-Kreuzliste bei der Sammlung in Medan und gab nichts. Darauf zog sich der deutsche Verein von ihm zurück. Er war fünfundzwanzig Jahre in Sumatra, ist reich geworden und will jetzt „für gut" heimreisen nach Deutschland, Dresden. Heute bekam ich von Bandoeng, Nederlandsche Handel-Maatschappy Sub-Agentschap Bandoeng, einen Brief und Check auf sechshundertzehn Gulden (tausend Kronen) aus Amsterdam. Ich telegraphierte Annie.

Der blaue Himmel und der Sonnenschein,
Sie stiegen nicht mit mir ins Schiff hinein.
Beim Regen bin ich einsam hier gelandet,
Im Meere schlug mein Herz noch weit, — jetzt liegt es hier versandet.

Der Regen fällt und fällt mit Trübnis die Gedanken,
Sie schwimmen grau vorbei wie tote Hüllen.
Ihr Mut starb hin, da sie im Gram versanken.
Die Wünsche töten, die sich nicht erfüllen.

Bin wie ein Kranker, den die Nacht bedrängt,
Bin wie der Mond, der blaß im Raume hängt.
Darf ich mein Blut nicht bald an Liebe stillen,
Sterb' ich an meiner Wünsche letztem Willen.

Garoet 1915

Garoet, Hotel Papandajan, 17. April 1915

Ich schickte an Annie am 14. April zwei Bücherpakete (eingeschrieben), im ganzen vierzehn Bücher meines Gedichtbuches „Des großen Krieges Not". Außerdem zwei Sumatrazeitungen mit Kritiken über meine im Januar in Medan ausgestellten Bilder (im Kunstkring). Dann den Ausstellungskatalog. Das Buch „Die Briefe der Frau Rat" (Goethes Mutter). Dann zwölf Photos aus Garoet, die ich mit meinem nun schon fünfzehn Jahre alten Reisekodak photographiert habe. Aber die vielen Bäume, die hohen alten, an den Garoetstraßen halten auch am hohen Mittag das Licht fern, so daß Momentaufnahmen, gute, fast unmöglich zu machen sind; sie werden alle unterbelichtet, auch die meinigen sind es. Ich hoffe, Annie erhält diese Sendung bald. Auch schickte ich zugleich zwei Briefe. Einen mit sechs neuen Gedichten von mir und sechs Photos von Garoet. Einen mit Nachrichten.

Auch an Lisa schickte ich einen Brief; von meiner Schwester habe ich seit einem Jahr nichts gehört. In diesem und im letzten Monat habe ich viel an Annie telegraphiert. Gestern in vier Wochen das sechste Telegramm an Annie. Einmal von Batavia vom Hotel Nederland um Geld und von den Aufregungen hier im Osten (Singapore-Troubles), und daß ich deshalb nach Amerika will. 1. das war am 23. Februar. 2. dann von Garoet meine Papandajan-Hoteladresse. 3. dann die Aufforderung, daß sie ihre Mutter in Stockholm nicht verlassen soll. (Da sie, Annie, nach Deutschland reisen wollte.) Dann nochmals meine Adresse von hier, da ich fürchtete, das Telegramm vorher wäre verloren gegangen, da Annie nicht hierher, sondern nach Sumatra weiter telegraphierte. Dann 5. einen Oster-

gruß: Baiser. 6. dann gestern Bestätigung, daß ich sechshundertzehn Gulden telegraphisch erhalten habe und die Verabredung jeden Morgen um acht Uhr einhalte. Also sechs Telegramme in einem Monat, das sind ungefähr hundert Gulden fürs Telegraphenamt hier in Java.

Aber wie bin ich froh, daß man diese Erfindung hat, die Telegraphie. Ohne das Telegraphieren würden zwei Liebende, wie Annie und ich, in dieser Kriegszeit bei dieser halben Erdumfang-Trennung langsam eingehen.

Durch den Vier-Wochen-Durchfall, den ich hier in Garoet hatte, bin ich bereits so viel eingegangen, daß ich schlank, schmal und leicht geworden bin. Ich habe drei Kilo abgenommen und wiege nur siebzig Kilo jetzt. Mein Magen ist noch nicht besser. Ich glaube, ich habe ihn nachts oder tags in zu dünner Kleidung gründlich erkältet. Man nennt dies die Garoet-Krankheit. Alle bekommen sie hier, der eine stärker, der andere schwächer. Ich habe sie stark. Deshalb, da ich schwach und schwindlig war und immer auf dem Liegestuhl der Veranda lag, mußte ich vom 6. März bis 13. April mein Tagebuchschreiben aussetzen. Jetzt habe ich wieder Lebensmut und bin etwas wohler.

Drüben über der sonnigen, laubgrünen Straße vor meiner Zimmeraltane baumelte in einem der Mandelbäume im Morgenlicht, als ich beim Vogelgezwitscher meine Zimmertür öffnete, ein braunes welkes Blatt auffallend hin und her im Morgenhauch. Es hängt gerade über drei Telegraphendrähten, die unter der Baumkrone vorbeigezogen sind. Dieses Blatt schien mir auf die Drähte zu deuten und mir zu sagen, daß mein gestriges Telegramm heute bei Annie ankommt. Vielleicht heute mittag zwei Uhr, wenn ich meine Gedankenbegegnung mit Annie morgens um acht Uhr in Stockholm haben werde. Ich will die Begegnung heute nicht versäumen. Denn gestern habe ich sie zum erstenmal versäumen müssen, da mir Herr Sch. auf seiner Veranda Bilder aus Java zum Kauf anbot und mir stundenlang alte chinesische Messingkunstwerke und

die Bilder seiner Braut in Berlin zeigte. Darüber vergaß ich zum erstenmal die Verabredung. Aber ich hatte den ganzen Morgen vorher an Annie geschrieben und Gedichte und Bücher eingepackt und Photobilder für sie, so daß ich vormittags stundenlang bei ihr gewesen bin. Und die Annemietz verzeiht ihrem Herrchen schon mal das Versäumte. Es soll aber hoffentlich nicht wieder vorkommen.

Am 16. April morgens erhielt ich um sieben Uhr fünfundzwanzig ein Telegramm von Annie aus Stockholm, das war vom 14. April dort abgeschickt. Es lautete: Si départ possible, chercherai argent. Souvenirs. Dauthendey.

Der Major meinte, Annie wollte abreisen, wenn die Abreise möglich. Aber ich verstehe es, daß Annie mir Geld sehen will zu senden, wenn m e i n e Abreise möglich sein sollte. Bekam heute nachmittag eingeschriebenen Brief von Kapitän Sch. aus Batavia. Er will uns nach Japan-San Franzisko helfen. Hat in diesem Sinn an einen befreundeten Kapitän in Soerabaja geschrieben, der die Küstenverhältnisse kennt und uns eventuell raten kann, welchen japanischen Kohlendampfer wir nehmen sollen. Er bietet mir auch für hundertfünfzig Gulden einen schweizerischen Paß an. Er meint, ich könnte damit direkt nach Europa reisen. Sogar schon mit dem nächsten Boot von Batavia, das über Padang-Sabang fährt und Colombo nicht anläuft. Was ging alles durch mein Herz und meinen Kopf, als ich nun plötzlich zwei Abreisemöglichkeiten in den Händen trug!

Ich machte mit dem Major von X. einen Spaziergang zur Teestunde, und wir gingen an der Tjikoraj-Bank vorbei, durch einen Bambushain in einer Schlucht, durch die ein Fluß fließt, und gingen dann den Kirchhofsweg, wo die alten holländischen Gräber mit weißgestrichenen großen, behäbigen Grabsteinen leuchteten. Ein Seiler mit Familie arbeitete dort zwischen den Javanenhütten, vor denen Kinder wimmelten. Dann gingen wir den Papandajanweg, bogen in den Heckenweg hinter dem Sultanhaus ein, wo der schlammige Sultansteich ist.

Eine Agave der großen Hecke hatte einen riesigen Blütentrieb in den Himmel stehen, wie ein junger Pappelbaum so hoch. Der Sultanspavillon ist verwachsen mit Unkraut und Schlinggewächsen. Der schmale Steinsteg, der vom Haus aus auf die Pavilloninsel führt, ist auch grün von Gras und Kraut, verwildert. Frauen und Kinder des Sultans standen am andern Ufer. Dann, an spielenden Kindergruppen und bellenden Hunden und lautlosen Hütten vorbei, kamen wir zum Aloen-Aloen, wo von ungefähr fünfzig eingebornen Javanenburschen großes Fußballspiel auf dem Rasen unter den alten ausgebreiteten Zweigen der heiligen Aloen-Aloen-Bäume gespielt wurde. Wir sahen auf einer Bank unter einem alten Baum sitzend dem Spiel zu. Vergaßen es. Sprachen eindringlich vom Ende des Krieges, wie sich das gestalten würde, müßte, könnte, sollte. Ereiferten uns. Vergaßen die Dunkelheit. Bis wir die Moschee gegenüber erleuchtet im Freitagabend liegen sahen. Dann standen wir auf und gingen, gut ausgelüftet, zum Hotel Papandajan zurück. Ich fragte Gott im Gebet, die Sonne am Himmel, die Mandelbäume vor der Veranda, die Reisvögel in den Mandelbäumen, ob ich nach Osten oder Westen abreisen soll. Ich bin zu dem Entschluß gekommen, nach Westen zu reisen, wenn der Paß, der mir angeboten ist, auf meine Person paßt. Ich telegraphierte heute am 17. April an Annie: Riber, Strömstad, Telegraphiez vite ici mille Florins je dépars après semaine prochaine a Sanfrancisko Heureux Max Dauthendey. Das telegraphierte ich, weil es augenblicklich noch sicherer ist, daß ich nach San Franzisko reise. Denn den Paß kenne ich noch nicht für die Westreise.

Garoet, 22. April

Vorgestern abend kam Herr H., der Gasthofwirt, an unseren Eßtisch und sagte uns, daß der Krieg zwischen Österreich und Italien ausgebrochen sei. Italien habe alle Beziehungen abgebrochen. Mein Magen wurde wieder schlechter bei der schlechten Nachricht. Wir waren über den neuen, den achten Feind

Deutschlands bei Italiens Kriegserklärung bestürzt. Gestern morgen erzählte dann der „Preanger-Bote", die Zeitung aus Bandoeng, daß zwischen österreichischen und italienischen Truppen schon eine Grenzschlacht geliefert worden ist. Die Italiener gewannen und drangen vor. Ich fürchte, wenn das wahr ist, dann wird vielleicht auch Holland kriegsmutig werden. Aber ich glaube die Reuternachricht doch nicht ganz. Heute morgen sagt jetzt auch die Zeitung, daß der Grenzkampf nur eine Zollbeamtenstreitigkeit war. Daß die Nachrichten stark übertrieben wären. Vom Krieg zwischen Italien und Österreich wird gar nicht weiter gesprochen. Der Paß, den ich bekommen sollte, paßt leider nicht. Der Herr hat blaue Augen, und ich habe braune. Auch ist er nur einen Meter siebenundvierzig Zentimeter groß, ich bin einen Meter sechsundsechzig, sagte der Major. Dieses geht also nicht. Nachricht aus Soerabaja vom anderen Kapitän ist noch nicht da. An Annie schickte ich gestern einen eingeschriebenen Brief mit vielen neuen Kriegs- und Liebesgedichten von mir. Ich hatte vorgestern den ersten Brief von ihr, der direkt von Schweden nach Garoet gesandt worden ist, und der nicht über Banelten, Medan, Sumatra ging.

Wenn auch Holland beginnen würde, wäre es doch sehr schlimm für Deutschland, da dann sicher auch Italien Ernst macht. Und wir Deutschen hier auf Java werden gleich auf eine Insel außerhalb Batavias gebracht. Diese Insel heißt „Unrust", d. h. Unruhe. Es soll eine richtige Fieberinsel sein. Augenblicklich sind Soldaten aus einer Garnison, in welcher Starrkrampf ausgebrochen war, in die Baracken auf der Insel „Unrust" hingebracht worden. O, wenn ich doch nur schon mit einem japanischen Dampfer auf dem Weg nach Amerika wäre! Von dort könnte ich dann leicht nach Europa.

Die Frage

Ein Licht brennt auf dem Tische
Die lange, lange Nacht.
Und in der Fensternische
Steht bleich ein Weib und wacht.

Sie wandert mit den Blicken
Nie müd am Himmel hin.
Die Himmelslichter nicken,
Die langsam weiterziehn.

Kehrt er zurück? Die Frage
Stellt sie sich Nacht um Nacht.
Sie wartet ohne Klage.
Sie wartet und sie wacht.

Garoet 1915

Die Welt um mich ist ein Krankenzimmer
Mit geschlossenen Läden im Zwielichtschimmer.
Ich möchte nur leise Schritte machen,
Meine Augen schmerzen vor nächtlichem Wachen.
Meine Brust ist von Sorgen eng umbunden,
Inwendig bluten mir stechende Wunden.
Ich kann noch kein Ende der Krankheit sehen.
Werd ich je froh auf den Füßen stehen?
Das Fieber des Krieges, Heimweh und Sehnen, —
Ich dulde stumm mit verbissenen Zähnen.

Garoet 1915

Am Hügel schlummert der Klapperbaum
Und das Lalanggras an des Weges Saum.
Der Halbmond wacht im Himmelsraum.

Die Sehnsuchtgedanken sind mein Geleit.
Ihr Atem ist warm. Ihr Weg war weit.
Sie kommen von dir über Urbusch und Meer.
Sie trinken mein Blut. Sie trennen sich schwer.

Garoet 1915

Sonntag, 25. April. Nachmittag

Eben als ich in mein Schlafzimmer komme, sitzt eine der Hauskatzen, eine weißliche, auf dem Strohmatten-Bettvorleger und bricht sich. Ich bin erschrocken und rufe, um sie zu verjagen, da schlüpft sie unter mein sauberes, in den weißen Tüllhimmel gehülltes Bett und bricht sich dort weiter. Der Boy, der auf der Altane vor seinem Stiefelwichskasten am Geländer am Fußboden kauert, wo sein Besen und sein

Handtuch hängen, kommt und jagt die Katze aus dem Zimmer und beginnt die Reinigung. Ich aber bin immer noch erschrocken.

Ich laufe an Herrn von X.s Verandatür. Er hat einen Malariaanfall heute und war eben dabei, zu Bett zu gehen. Ich warne ihn, er soll seine Türen schließen, damit die kranke Katze nicht zu ihm hereinkäme. Ich rede aber eigentlich nur, um meinen Schrecken los zu werden, der sich an die Erscheinung der Katze knüpfte. Denn in Sumatra bedeutete eine weiße Katze immer Annie in Schweden. Dort auf der Hochfläche vor Weihnachten schrieb und dachte und sorgte sich Annie heftig um mich an einem Tag, an dem eine weiße Katze immer meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Annie wird sich heute große Sorge machen um mich, da ich bis Ablauf dieser Woche tausend Gulden zum Abreisen haben wollte und sie es mir wahrscheinlich nicht verschaffen und senden kann, das Geld. Ich bin nun darüber einigermaßen beruhigt, weil ich bereits heute morgen um neun Uhr ein Telegramm an sie abgeschickt habe. Das lautete: Argent pas necessaire maintenant voyage impossible. Cordialement. M. D. Ich bin so froh, daß ich sie dadurch beruhigt habe. Es sieht auch wirklich so aus, als sollte die Abreise jetzt unmöglich sein. Denn der Kapitän aus Soerabaja antwortet nichts über japanische Schiffsgelegenheit. Und Konsul R. schrieb vorgestern, es gebe höchst selten japanische Gelegenheit.

Als ich die kranke Katze vor meinem Bett sah, war mein erster Gedanke: Das bedeutet, daß Annie vor Aufregung und Sorge magenkrank geworden ist. Ich setzte mich, nachdem ich mit dem Boy mein Eisenbett aus der Zimmerecke weggerückt hatte, auf meinen Verandaschaukelstuhl. Ich starrte in das Spätnachmittagslicht, in den brütenden, dunstigen, verschleierten Himmel, sah ins grüne Blätterdach der Mandelbäume, sah auf die fernen Palmen und betete herzlich zu Gott, er solle Annie gesund machen, er solle sie beschützen, er solle sie streicheln, und er solle sie ein Stündchen schlafen und dann ge-

sund aufwachen lassen. Ich klagte mich an, daß ich das Telegramm nicht einige Tage früher schickte. Aber gestern abend, als ich es um sechs Uhr schicken wollte, war das Postamt dummerweise schon geschlossen. Vor neun Uhr morgens würde es am Sonntag nicht geöffnet. Fünfzehn Minuten nach neun Uhr ließ ich es aufgeben heute morgen.

Der arme Deutsche W., der augenleidend hier im Hotel wohnte und sich jeden Morgen von der Frühsonne zwischen sieben und acht Uhr auf der Veranda liegend wärmen ließ, hatte vor drei Tagen heftigen Blutsturz mitten in der Nacht. Der Arzt wurde gerufen, machte ihm eine Morphiumeinspritzung. Der Blutsturz wiederholte sich gestern und heute, und jetzt ist er heute morgen zum Hospital gebracht worden. Das greift mich sehr an, das junge Leben so absterbend zu wissen. Der Arzt glaubt ihn noch ausheilen zu können. Er muß jetzt vierzehn Tage still flachausgestreckt liegen. Er darf vierzehn Tage nicht sprechen, nicht lesen. Er tut mir sehr leid.

Gestern stand es im „Preanger-Boten", daß hier in Garoet die Cholera ausgebrochen ist. Sieben Tote. Aber man sagt, sie wüte nur unter den Eingeborenen. Vor fünf Jahren starben in den Kampongs rund um Garoet an zwei Drittel der Bevölkerung.

Ach Gott, jetzt ist die Katze schon wieder da und bricht sich. Das arme Ding! Sie ist jetzt auf der Nachbarabteilung der langen Veranda, sie muß totkrank sein. Warum sie aber gerade meine Nähe aufsucht, um sich zu brechen?!

Gestern morgen fragte ich die Reisvögel in der großen, prächtigen Tanne, die vor der Halle des Hotels am Eingang mitten im Garten steht, sie sollten mir doch sagen, ob es bald Frieden würde. Sie flogen ab und zu, aber ich konnte wenig aus ihrem Flug erraten. Ich verstand, daß sie sich mir verständlich machen wollten, aber ich begriff es nicht, ich war zu dumm. Ich beobachtete einen kleinen Vogel, der saß lange auf einem kahlen Ast und guckte mich an. Wohl eine Viertelstunde flog er nicht fort. Andere flogen indessen ab und zu in den schönen, prächtigen Baum, dessen Zweige tief bis ins Gras reichen. Endlich ver-

abredete ich in meinen Gedanken mit den kleinen Reisvögeln, sie sollten mir, wenn es Frieden wird, weiße Schmetterlinge zeigen. Da kam nach einer Weile ein kleiner, kleiner Vogel. Er knickste und wippte. Damit wollte er mich locken, aufzustehen und meinen Stuhl in der Halle zu wechseln. Ich verstand es endlich und setzte mich auf einen anderen Strohsessel am Rand der drei Treppenstufen, die zum Garten führen; von da konnte ich gegen die Sonne hinsehen.

Ich saß noch nicht lange, da blinkte ein weißer Schmetterling auf und stieg aus einer Baumkrone hoch und verschwand. Nach einer Weile in der Ferne zwischen zwei Bäumen blinkte hoch in der Luft ein zweiter. Und so saß ich eine halbe Stunde geduldig und sah den ab und zu fliegenden weißen Schmetterlingen nach. Ich bedankte mich durch Lockpfiffe bei den Reisvögeln. Und war glücklich, glauben zu dürfen, daß es nun bald Frieden wird.

Ich erwache immer vor Sonnenaufgang. Dann gehe ich auf die Hinterhausveranda zu meiner Tür heraus, die in den Hofgarten und fort auf ferne Bergketten sieht. Dort am Geländer aufgestützt, erwarte ich im Schlafanzug, indessen ich mein Morgengebet verrichte, den Sonnenaufgang, der meistens blaß und schmucklos ist. Manchmal sind dabei vom Morgenlicht die Hauswände lila und rosa getüncht, aber das ist selten. Heute morgen fragte ich die aufgehende Sonne, als sie noch im Morgendunst hinter einer Baumgruppe versteckt war, um ein Zeichen, wie viele Monate es noch dauern würde, bis es Frieden wird. Da flogen erst fünf Vögel in Gruppen zu drei und zwei Vögeln übereinander über dem fernen Baumwipfel vor den Ostwolken vorüber. Ich legte es mir aus, daß es noch zwei bis drei Monate bis zum Friedensschluß dauert, vom April ab gerechnet. Danach brach die unsichtbare Sonne in drei kleinen leuchtenden Punkten durch die Wolkenbank, und ich dachte: Es werden drei Monate werden. Der dritte Punkt war ein wenig kleiner. Vielleicht kann ich in zwei bis drei Monaten nach Hause reisen.

20*

Als ich heute vom Aloen-Aloen-Platz kam, wo ich mir ausgedacht hatte, die „Geschichten der Bank am Aloen-Aloen“ zu schreiben, zitterten und schwankten die drei Telegraphendrähte lebhaft, die drüben unter den Alleebäumen entlang der Gartenstraße laufen. So, dachte ich, sie wollen mich an mein Telegramm erinnern, das ich abschicken soll. Oder ist eben ein Telegramm von Annie an mich unterwegs?

So spreche ich gern in meiner Verbannung und Einsamkeit mit allen Dingen rundum. Aber ich tue es auch sonst gern, auch in Städten und in der Natur zu Hause. Ich fühle mich gern mit allen Dingen vereint als ein ewiges Wesen.

Das kleinste Kind von F.s muß auch krank sein. Der Arzt war da, und es schreit seit dem Vormittag ununterbrochen. Herr H. sagt, es hat Krämpfe. — Frau F. liegt auch immer noch an Dysenterie und soll den Liegestuhl nicht verlassen, der Arzt macht ihr täglich Einspritzungen. Wieviel Krankheit hier heute um mich herrscht! Deshalb bin ich so in Sorge um Annie, weil ich hier so viel Krankheit weiß.

Ach Gott, manche Tage sind schwer und drückend angstvoll. Die braunen Schmetterlinge, die bräunlich rot wie ein Flug Herbstblätter tagelang auf den Rohrmatten der Veranden lagen und an den weißen Kalkwänden aller offenen Korridore des Hotels herumkrochen, auf den Treppen, im Lesesaal, und in den Speisesaal kamen, denen alle Kinder nachliefen, die sind jetzt allmählich abgestorben und verschwunden. Sie waren eine große Brut, die an einem einzigen Baum im Vorgarten ausgekrochen war; dort hingen sie zu Hunderten im Geäst. Die Zwillinge und die F.schen Kinder kletterten alle von der Bank unterm Baum hinauf ins Geäst, um die Schmetterlinge abzupflücken. Tagelang lebten diese hübschen Herbstblätterfalter auf Schritt und Tritt in allen Räumen des Papandajanhotels, jetzt sind sie eingegangen.

Daß es jetzt sechs Uhr abends ist, merke ich daran, daß über der Landstraße in dem Haus eines mohammedanischen Javanen der kleine ewig surenlernende Knabe wieder mit laut quäkender, gedehn-

ter und singender Stimme die Koransprüche hersagt. Er beginnt immer Sonntags, wo er den ganzen Tag geschwiegen hat, um die Christen in ihrer Sonntagfeier nicht zu stören, abends um sechs Uhr, wenn nach seinen Begriffen unser Festtag zu Ende ist. Sonst in der Woche lernt er von morgens bis abends laut singend den ganzen Tag. Er kauert am Fußboden auf einer Matte, vor ihm das heilige Buch aufgeschlagen. Manchmal hockt der Lehrer neben ihm. Der raucht und hat ein Brett mit Teegeschirr neben sich am Boden stehen. Manchmal sind es auch mehrere Knaben, jeder den Koran vor sich, die singend und lernend auf der Matte im offenen Hause kauern und unendliche Sprüche hersagen.

Ein mächtiger, handflächengroßer, prächtig geschwungener und mit großen Flügelaugen gezeichneter graulila Schmetterling sitzt auf dem Milchglas meiner elektrischen Birne über dem Verandatisch, an dem ich schreibe. Er ist wie das elastische Leben so schön. Die Moskiten werden im schwülen Abend, im windstillen, heute unerträglich. Ich muß mit Schreiben aufhören.

Vielleicht besuche ich heute das Cowboy-Paar, das mexikanische, das sich seit zwei Tagen im Bioskop sehen läßt. Sie kamen plötzlich eines Tages im gelbgrauen Mexikanerkostüm vom Bahnhof zur Mittagstunde in den Speisesaal des Hotels und wohnen jetzt im Hotel. Sie waren theatralisch, ein kleines junges „American girl" und ihr „boy" Sie haben ihren Indianer bei sich. Auf den schießt sie. Er muß Kugeln halten und Zigaretten rauchen, die sie wegschießt. Seine Hände sind aber verbunden, sie scheint also nicht immer zu treffen. Sie sind beide jung. Zierlich ist sie und keck. Sie essen mittags im Cowboy-Kostüm, abends in Gesellschaftstoilette. Sie wirken im ruhigen Hotel, wo nur Touristen absteigen, komisch. Sie fahren mit Musik durch die Straßen. Das heißt, sie reiten, die Musik mit Plakaten fährt und kündet die Abendvorstellung an. Er ruft auch aus und lockt beim Umzug durch die Straßen so die Leute hinter sich her. Hoffentlich verdienen sie gut, die jungen

Leutchen. Programme liegen überall auf den Estrischen jetzt im Speisesaal verteilt. Eine Photographie, sie bei der Arbeit mit ihrem Indianer, hängt unten im Hotel beim Kontor. „Three nights only!“ steht darauf gedruckt.

Als ich heut aus der Tür trat, um einen Jungen zu rufen und dem kranken W. eines meiner Kriegsliederhefte hinüber zu schicken, flog, als ich über die Hinterveranda nach W.s Zimmertür hinsah, ein auffallend großer schwarzer Schmetterling schräg an der Veranda und an der Tür des Kranken vorbei. Da war der Todkranke schon ins Spital geschafft worden. Wer weiß, ob er je wieder von dort zurückkehrt, sagte der schwarze unheimliche Schmetterling zu mir.

Meine Ohren schmerzen von dem Schrillen der Zikaden in den Bäumen. Es schmerzt einem auf die Dauer das Trommelfell. Es ist, als ob trillernde Kinderpfeifen aus den nächtlichen Bäumen mit diesen ewigen Lauten das Ohr anbohrten. Ach, wenn ich doch nur schon wieder in meiner sanfteren deutschen Waldheimat im Guckelesgrabenhäuschen im Guttenbergerwald bei Würzburg friedlich mit Annie in meinem Garten zur Nachtigallenstunde auf meinen Gartenbänken in meinem Hügelgarten unter meinen Obstbäumen und beim aufgehenden stillen deutschen Mond ausruhen dürfte von all dem Tropenlärm und von all den Tropenungeheuerlichkeiten.

Herr B. und L. aus Villa Dolce sind auch abgereist. Aber ein Berliner ist dazu gekommen. Ich war neulich Mittag mit F. und Sch. in Villa Dolce zum Klub. Dort hängen immer zeitgepflegte Kriegskarten an der Wand, und die Kampflinien im Osten und Westen sind aufmerksam von K. mit zweierlei Fähnchen besteckt. Auch haben sie dort immer im Pavillon, wo der Klub zusammenkommt, neue illustrierte Zeitschriften aus Deutschland und neue Vögel in Käfigen. Ein Papagei flog fort. Jetzt haben sie einen sprechenden schwarzen Beovogel. Man plaudert gemütlich.

Ich habe an Annie ein verlangsamtes Telegramm geschickt: Prie ne venez pas ici, santé bonne visitez

pour me aider princesse Cecilie et ses parents lettre suive. Embrassements. M. D.

Ich habe ihr im Brief von voriger Woche genau auseinandergesetzt, wie krank ich bin. Ich mußte die Wahrheit sagen, auch wenn es mir sehr weh tat, Annie erschrecken zu müssen. Aber wenn sie alles weiß, wird sie alles anstrengen, mich zurück nach Deutschland zu bringen. Das glaube ich bestimmt. Das Telegramm kostete vierundzwanzig Gulden. Das zahlte ich gern, es ist so gut, so schnell nach Hause sprechen zu können. Es tut so wohl, und meine Gedärme, die mich Tag und Nacht frieren machen und die ich nicht durch Wein, nicht durch Alkohol, nicht durch Sonnenbäder, nicht durch kochende Wasserbäder, nicht durch Spazierenlaufen, nicht durch roten Pfeffer, nicht durch wollene Decken erwärmen kann, werden warm, wenn ich an Annie telegraphieren darf, oder wenn ein Zeichen von ihr kommt. Mir fehlt die Wärme der Liebe, die Hitze der Liebsten, ich bin krank an kalt gewordenem, entsagungsvollem Blut; bald ist mein Blut in den Adern von der langen Liebesentbehrung, die nun über ein Jahr dauert, so kühl wie Tau in meinen Adern und so keusch wie Maientau. Davon frieren mir die Därme. Es ist mir manches Mal, als würde ich vor Sehnsucht und Heimweh immer weniger und weniger. Mein Blut kommt mir schlank und dünn vor. Die Adern sind glatter und kühler, ich sehe mir selbst zu, wie ich an dieser Tropensonne fortschmelze. Ich dürste und hungere nach frischer deutscher Luft, kräftiger deutscher Nahrung, nach Liebe und Leidenschaft. Alles vergebens. Diese Wünsche träumte ich schon seit bald einem Jahr. Die Geburt einer neuen Welt in Europa ist noch nicht beendet. Ich darf das Neugeborene noch nicht begrüßen, ich höre immer noch das Geschrei der Gebärerin und muß andächtig und gequält nach Europa hinhorchen.

Gestern abend stand in der Zeitung eine gute französische Kriegsepisode, ein Drama. Die Frau eines französischen Kapitäns, Mutter von drei Kindern, die durch den Krieg lange Zeit von ihrem Mann getrennt lebte, sehnte sich so sehr nach ihrem Mann, daß sie

zu ihm reiste, als sie eines Tages erfuhr, daß er mit seinem Regiment in Compiègne liege. Sie hatte ihre Kinder verlassen, da sie ihren Mann anbetete, und sie wollte, in Compiègne bei ihm angekommen, nicht mehr von ihm fortgehen. Aber der Regimentskommandeur befahl dem Kapitän, dafür zu sorgen, daß seine Frau schleunigst nach Hause nach Südfrankreich zurückkehre, da es den Offizieren verboten ist, ihre Frauen im Kriegslager bei sich zu haben. Andernfalls, wenn es ihm nicht gelingen würde, die Frau zur Abreise zu bewegen, würde man dem Kapitän die Orden nehmen und ihn degradieren. Die Frau aber weigerte sich, Compiègne zu verlassen. Der Mann redete ihr erst schweren Herzens gutmütig, dann immer lebhafter, dann erregt, zuletzt verzweifelt zu. Zuletzt erschoß er die widerspenstige Frau. Er wurde vom Kriegsgericht frei gesprochen. Wie schrecklich war der Zweikampf dieser beiden sich innig liebenden Menschen!

Mein Leid rückt nicht von seiner Stell'

Da draußen liegt der Sonnenschein.
Drückt er denn nicht die Blätter tot?
Mich zwingt er nur zum Traurigsein,
Mir spricht er nur von Krieg und Not.

Da draußen ewig Himmelsblau.
Doch mir wird längst kein Tag mehr hell.
Um mich ist's stündlich kummergrau,
Mein Leid rückt nicht von seiner Stell'.

Man hungert meine Heimat aus.
Man tötet deutsches junges Blut
Und hält mich fern von Weib und Haus.
Wer krankt da nicht an stiller Wut?

Garoet, Juni 1915

Garoet, 4. Juni 1915

Gestern abend besuchte ich mit Sch—n und Sch—r eine chinesische Hochzeit auf der Terrasse eines chinesischen Gasthauses in der Hauptstraße von Garoet. Der Bräutigam sah im schwarzem Gehrock mit Myr-

ten im Rockknopfloch wie ein Konfirmand aus. Es waren am Ende des Vorplatzes, vor dem Gasthaus, javanische Gamelang-Musikanten und zwei javanische Tänzerinnen. Sie tanzten sehr zart und vorsichtig. Man setzte uns ein Glas Limonade vor. Als ich zahlen wollte, wurde nichts angenommen. Ich gab dem Diener einen Gulden. Auch Spieltische waren da. Es wurde lebhaft gespielt. Lange Reihen Stühle an der langen Vorgalerie. Draußen auf der offenen Straße standen Tausende von Javanen, Männer und Frauen, Garoetleute, die dem Fest zusahen. Die Braut sahen wir aber leider nicht mehr. Die beleuchteten Köpfe standen dichtgedrängt, beschienen von den Azetylenlampen. Wir waren zuerst auch unter den Straßenzuschauern, dann forderte uns der Gastgeber auf, heraufzukommen auf den erhöhten und überdachten Vorraum. Die Chinesen waren meist in weißer oder schwarzer europäischer Kleidung, Gehröcken. Nicht einer in Nationaltracht.

Aus Annies Brief hat mich erstaunt, daß sie mir so viel von Christus redet. Sie lebt ganz in der Bibel. Sie möchte, daß ich Griechisch lerne. Sie will es auch und will die Bibel im Urtext lesen.

Garoet, 28. Juni 1915

Seit dem 25. Juni schreibe ich täglich „Meine Neu-Guinea-Reise". Es war am 23. Juni ein Jahr, daß ich mich in Priok, dem Hafen von Batavia, von Java nach Neu-Guinea einschiffte. Ich schreibe nun täglich über das, was vor einem Jahr am gleichen Tage geschah. Diese Arbeit tut mir sehr gut. Ich bin froh, daß ich jetzt in den Tropen so gut eingewöhnt bin gesundheitlich, so daß ich eine andauernde geistige tägliche Beschäftigung aushalten kann. Das ist aber auch nur im kühl gelegenen Gebirgsort Garoet möglich, daß ich geistig tätig sein kann.

Es war drei Tage ein Zirkus hier. Die Zelte auf dem Aloen-Aloen im Mondenschein, umgeben von kleinen Lichtern der fliegenden Händler, sind ein Bild, das mir nicht mehr aus der Erinnerung fortgeht. Ich möchte es gern aus dem Kopf als Aquarell malen.

Und Nacht um Nacht der Wind hinrauscht,
Und Nacht um Nacht mein Ohr hinlauscht.
Und immer die gleichen Sterne ziehn,
Und immer dieselben Stunden fliehn.
Und immer nagt in mir derselbe Gram,
Und keine Nacht ich weiterkam.

Garoet 1915

8. Juli 1915

Seit mir Annie neulich am 25. Juni telegraphierte (aus s'Gravenhage, Holland): „Tout marchera, comme tu le prescrivais. Retourne demain Cecilie, bientot bonne nouvelle", seit diesem Telegramm habe ich keine Nachricht mehr. Es ist nun vorgestern der zweite Wochenposttag gewesen, ohne daß ein Brief für mich von ihr hier ankam. Wie bedrückend das ist, wenn man am europäischen Posttag unten im Hotel in der Vorhalle mit allen Deutschen zusammensitzt und nach dem Mittagessen von zwei Uhr bis halb vier Uhr auf den Postboten wartet. Kommt er dann endlich, und Herr H. breitet auf die saubere, glänzende hellgrüne Kacheltreppe, die beim Kontor zum Eßsaal führt, die eingelaufenen Briefe aus, dann verwandeln sich alle fremden Briefadressen in meinen Namen. Aber es wird mir nicht geglaubt, wenn ich rufe: „Aber da ist ja ein Brief für mich, — das ist mein Name!" — „Nein, da steht ein anderer Name drauf!" lautet die Antwort fünfzigmal. Bis ich mit leeren Händen fortgehen muß und zusehen, wie die anderen Deutschen nicht schnell genug ihre erhaltenen Briefe aufreißen können. Ich muß mich dann an den Nachrichten der anderen beteiligen, um mich zu vergessen. Aber mein Herz weint leise vor sich hin.

Uns allen war es, als binde man uns mit noch festeren Ketten hier an, als wir hörten, daß einer von uns ganz plötzlich abreisen und nach Deutschland mitten durch die feindlichen Linien unbehelligt heimkehren dürfe. Den ganzen Sonntag freute ich mich mit Sch. Aber am nächsten Tag weinte ich bitterlich vor meinem Bett und betete heftig zu Gott, daß ich doch noch heimkehren dürfte. Das Telegramm

von gestern abend, das vom Kriegsende im Oktober spricht, schien mir eine Antwort des Himmels für mein Gebet gewesen zu sein.

Brief an seine Frau

Garoet, Hotel Papandajan, 13. Juli 1915

Herzschatz, es ist heute wieder Posttag. Mir ist der Tag immer wie ein Hasardspiel. Wird mir die Poststunde einen Brief von Dir bringen oder eine Niete? So frage ich mich schon Tage vorher und heute jede Stunde. Ich arbeite jetzt immer vormittags weiter am Buch der Neu-Guinea-Reise. Ich nenne es: „Die letzte Küstenfahrt. Kleine Erinnerungen von meiner letzten Neu-Guinea-Reise". Während ich an Dich schreibe, kommt unter den fernen Palmen der Garoet-Gärten europäische Orchestermusik her. Die Kapelle des „Klubs der Weißen" übt in den frühen Morgenstunden. Der Himmel ist ein schöner blauer Hintergrund zu der gedämpften europäischen Melodie. Wenn Sonnabend vor dem Abendessen dieselbe Kapelle ihre öffentliche Spielstunde im Gartenpavillon des Societätshauses hat, oder wenn sie Sonntag nachmittag fünf Uhr auf dem großen Rasenplatz im Pavillon bei der Moschee und beim Hause des Sultans spielt, dann kann ich es auf meiner Veranda nicht mehr aushalten. Dann macht mich diese Musik todunglücklich, wie Musik mich immer in meinen Kinder- und Jünglingsjahren schmerzte und mich unglücklich machte. Ich glaube, ich hatte schon damals unbewußte Sehnsucht nach Dir. Am Sonnabend weiß ich dann zur Musikstunde nie, wo ich hinlaufen soll. Ich möchte keine Menschen, möchte keine Java-Landschaft mehr, möchte Dir in die Arme laufen. Ich fühle mich recht alt und schwach geworden in solchen Stunden, und überhaupt in diesen letzten Monaten komme ich mir ganz dünnblütig vor. Dieses ewige Sichsehnen und Schmachten von Tag zu Tag nach Dir und der deutschen Landschaft und die ewige Kriegsnot sind wie ein ununterbrochener alpdrückender Traum. Es ist, als müßte ich plötzlich erwachen

und sagen können, ich bin bei Dir im Guckelesháuschen, und alles ist nicht wahr gewesen, es war nur ein Alpdruck. Aber leider träume ich diesen schweren Traum täglich vierundzwanzig Stunden. Und kann nicht erwachen. Der kleine Vogel in dem Götter-Blütenbaum, der über die Straße herüber öfters am Tage vielemal: „Siegrid" ruft, der tröstet mich so oft. Ich höre bei „Siegrid" immer Deine Stimme und weiß, der Vogel will mich Dir nahe bringen mit dem Ruf „Siegrid". Ich habe Deine kleine blaßblonde Puppe im Geist genau vor mir, die Arme hat es jetzt auch einsam in irgendeinem Schrank unserer Wohnung. Sie ist wie ein kleiner Schutzengel Deiner Jugend. Sie dankt Dir heute für Deine Spiele mit ihr, indem sie ihren Namen aus der Ferne dem kleinen Garoetvogel im Traum zugeflüstert hat. Der ruft nun so lieb, wie Du die kleine Puppe früher gerufen hast. Ach Gott, jedes Ding will dazu beitragen, daß wir uns nicht zu weit getrennt fühlen sollen. Wenn nur die Europapost heute nachmittag auch so lieb sein möchte und Deine Briefe endlich herbringen würde! Oder sind alle deutschen Briefe von den Engländern gekapert worden?

Ach, eben kommt ein Deutscher herauf — ein Brief von Dir ist angekommen, soeben mit der Frühpost schon; ich reiße ihn jetzt auf und lese. Ich habe die Frage Deines Briefes, den ich eben las, tief nachgefühlt: Wo ist der Dauthendey hin, der das Ewigkeitsfest aufgedeckt hat? — Herz, mein Herz, es war ja ein Dichter, der jenes Buch schrieb. Dichter und Wirklichkeit, — das geht nicht zusammen, oder nur dann, wenn der Dichter ganz und vollkommen in seiner Kraft ist. Aber bin ich denn ohne Dich ganz? Es fehlt mir doch mein ganzer Lebensinhalt, wenn ich ohne Dich hinleben muß. Ich bin dann schwächlich, zitterig, ärmlich, unklar und unsicher in meinen Gedanken und möchte mich scheintot auf ein Bett legen und erst wieder bei Dir aufwachen, wenn die Trennung so unmenschlich dauert. Du schreibst mir so wenig über mein Sumatra-Gedichtbuch und über meine Gedichte und schreibst wieder soviel über die Bibel.

Bedenke doch, daß ich Künstler, daß ich Dichter bin, der im Leben stehen, mit seiner Zeit mitfühlen soll; und daß ich mich nicht wie eine Frau an der Bibel erbauen kann, da ich zuviel Bibelphilosophie als mir künstlerisch schädlich empfinde und auch schädlich meiner deutschen Sprache, wenn ich in Asien auch noch jüdisch-asiatische Literatur lesen soll.

Eine winzige Hoffnung bleibt mir nur, daß Du in meiner Heimreisesache mehr erreichst, als alle es könnten, da Du mit Liebe handelst. Auf Hilfe hoffe ich immer noch im stillen. Aber ich bitte Dich, zerstöre mir diese Hoffnung, wenn sie unmöglich ist, und schone mich nicht auf diese Weise. Denn keine Wahrheit ist so hart zu ertragen, das sagte ich Dir immer, als es die Unklarheit, als es die Unwahrheit ist. Sieh, Du redest mir in Deinem Brief so zu, als wäre es eine göttliche Sünde, wenn ich schwach bin und vor Liebessehnsucht leide. Aber wie kann einer, der sich so lange Zeit sehnt, stark bleiben! Wenn ich an gebrochenem Herzen sterben würde, so wäre das fast lächerlich auszusprechen heutzutage, so sehr ist es jetzt Mode, sich falsche kalte Kräfte einzureden und nicht die tödliche Süße der Sehnsucht auskosten zu wollen. Ich finde aber, es ist ebenso stark, sich sehnen zu können, als es stark ist, die Sehnsucht von sich durch eingeredete Beweggründe fern zu halten. Der eine Mensch ist nur warm stark, der andere ist kalt stark. Jetzt ist es Mode, kalt stark zu sein, und darum kann mich heute kein Mensch verstehen, und meine Sehnsucht ist in unserer Zeit beinahe eine Beleidigung der kalten Göttin Lebensernst. Der Dauthendey des „Weltallfestes" feiert eben das Fest tödlicher Liebessehnsucht. Und Du sollst ihn nicht unter den unbeweibten Propheten der Bibel suchen, nicht unter jüdischen Dichtern, denn ein deutscher Dichter ist zart wie die deutsche Wiese und nicht so großartig gewappnet wie die asiatischen Pflanzen Palästinas, wie der Kaktus und die Aloe. Aber ich hoffe immer, daß diese Wartezeit meine Kräfte nicht übersteigen wird, wenn Du mir die Erleichterung des regelmäßigen Briefaustausches zukommen läßt. Ein Posttag ohne

Brief erfüllt mich jetzt, wo ich schon ganz überempfindlich durch die langen Wartemonate geworden bin, mit Selbstmordgedanken. Aber habe keine Angst: zwischen dem Gedanken und der Tat liegt noch eine lange Reihe von Meilen. Ich male es mir nur aus, da ich eben als Dichter zu nichts anderm als zum Phantasieren da bin, wie mir wäre, wenn ich schmerzlos ins Jenseits schlafen dürfte. Und dort würde ich Dich auch einmal finden. Doch es ist müßig, daß ich solche Gedanken schreibe. Aber sieh mal, Herz, es erwartet mich außer Deinen Lippen zu Hause in Deutschland nicht viel Gutes und nur so viel Unverstand und so wenig Anerkennung, daß mein Fortgehen von der Welt mir innerlich wie äußerlich nützlicher sein könnte. Ich wäre der Welt verständlicher, wenn ich zu den deutschen Bücherschrankgeistern der Literatur gehören würde. Die Zeit, wo die Nation die Dichter wie die Priester ernährt, ist leider noch nicht angebrochen. Ich erlebe sie nicht mehr.

Meine Schrift wird so häßlich, teils weil ich täglich so viele Stunden schreibe, teils weil mein Wesen so voll Ungeduld ist wie ein siedendes Wasser, das voll Hitzeblasen prickelt und nicht mehr glatt liegt, so wie das kalte Wasser es tut. Es freut mich aber, daß Du in der Bibel so schöne Geschichten liest. Und wenn Dir dieses Lesen der Heiligen Schrift so gut bekommt, wie es meiner lieben friedsinnigen Mutter bekommen ist, dann segne ich jede Stunde, die Du bei der Bibel verbringst.

Es wird heißer Mittag draußen, und die blauen Berge legen sich ein wenig flacher hin. Der Schwung des Morgens ist von den Berglinien verschwunden. Das denke ich auch immer, wenn ich mein jämmerliches Gesicht im Spiegel suche. Es ist Spätnachmittag in meinen Gesichtszügen. Ich bin mager und verhärmt. Wenn ich meine Hände wasche, so ist mir, als fühlte ich die Finger eines Kindes an meiner Hand, so winzig und glattschlank sind die Hände geworden. Es ist, als wollte der ganze Leib verschwinden, weil er keine Bedeutung mehr findet in der Leere hier.

In der Zeitung stand vor einigen Tagen, der Kaiser habe vor seinen Truppen in Berlin in letzter Woche eine Rede gehalten und gesagt, es gäbe keinen Winterfeldzug mehr. Ist das wahr? Ach, ich freute mich so und schlief einmal wieder nach diesem Telegramm, das wir abends erhielten; denn bis zum Herbst halte ich gut aus. Wenn es nur wahr ist, daß der Kaiser diese Versicherung gegeben hat; aber es klingt eigentlich unglaubwürdig.

Nachts lehne ich im Dunkeln fast in jeder Stunde einige Zeit am Geländer meiner Veranda und gehe mit den Augen um den indischen Sternenhimmel herum. Ich kann so wenig schlafen. Und nachmittags schlafe ich auch nicht mehr. Und morgens stehe ich zwischen fünf und sechs Uhr schon auf. Heute morgen bin ich wieder einmal geritten. Aber allein ist es kein Vergnügen. Deshalb reite ich so selten, weil alles, was man allein tut, nicht schmeckt, wenn man so alt wie ich ist und so dumm wie ich und so unmodisch wie ich.

Liebes Herz, ich wollte Dir erzählen und brach den Satz ab, als Dein Brief vorhin kam. Samstag zog ein neuer javanischer Sultan-Regent hier in Garoet ein. Der alte achtzigjährige Herr dankte ab. Ich war mit drei Deutschen im Smoking morgens um zehn Uhr zum Empfang des jungen Sultans in den Palast zugelassen. Und wir wohnten der Vereidigung durch die holländischen Behörden bei. Du hättest die tausendköpfige Javanenmenge auf dem weiten Rasenplatz vor der Empfangshalle sehen sollen! Alle hatten ihre besten bunten Gewänder an. Es war seltsam, daß wir Europäer beim Empfang den Vorrang vor ein paar hundert javanischen Prinzen hatten. Die standen wie eine Lämmerherde dicht gedrängt um den Rand des Saales. Dieser Saal ist nur ein großes Dach auf einigen Eisensäulen. Er sieht einer viereckigen Markthalle ähnlich, steht vor dem Sultanhaus im Garten, rundum offen, rundum von einem Meer von Gesichtern der Eingeborenen belagert. Auch die Sultanfrauen waren da. Die Achtzigjährige sah noch sehr schön aus. Die junge Frau des neuen Sultans sah

sehr bescheiden aus. Sie trugen schwarzseidene Jacken mit goldenen Tressen bestickt wie die Jacke des Sultans, ein amtliches Kostüm. Um die Beine nur ein handgemaltes Sarongtuch, das sieht wie ein ganz enger kleidsamer Damenrock aus. Es war Farnkraut braun auf weißem Grund in Batikarbeit auf den Frauenrock gezeichnet. Der Sultan trug auch über der Militärhose einen Batiktuch-Schurz, ebenso alle hundert uniformierten Prinzen. Um den Kopf hatten sie nachtmützenartig braunweißes Batiktuch gewunden. Nur die Frauen trugen schlicht gekämmtes schwarzes Haar zur Schau, mit wenig Brillantnadeln geschmückt. Aber sie hatten große Brillanten in den Ohren und Goldketten um die feinen Hälse. Der Empfang dauerte bis halb zwölf Uhr vormittags. Ein Zug Javanenfrauen brachte dem Sultan Geschenke. Sie legten sie auf den Teppich zu seinen Füßen. Und legten sich selbst dazu auf den Boden. Ein javanischer Dichter las, an der Erde liegend und singend, sein Huldigungslied vor. Nach jeder Rede wurden Böllerschüsse draußen abgegeben. Man klatschte in die Hände. Die Volksmenge jubelte laut wie ein prasselndes Feuer draußen unter dem blauen Himmel und unter den uralten Bäumen des Platzes vor der Moschee.

Es wurden uns Champagner, Gebäck, Zigaretten und Zigarren gereicht. Wir gaben dem alten und dem neuen Sultan die Hand. Sie plauderten gemütlich holländisch mit uns. Dann fuhr das Automobil vor, und wir Deutsche aus dem Hotel Papandajan fuhren als die ersten durch die Menschengassen des Festplatzes davon.

Die ganze Stadt hatte geflaggt. Vor jeder Hütte eine holländische Fahne blau-weiß-rot auf einer Bambusstange. Mancher Javane hatte den Fahnenstoff wahrscheinlich abends bei Licht eingekauft und hatte statt der blauen die schwarze Farbe gewählt, — so sah manche Flagge beinah deutsch aus.

Das Abendfest mit Tanz war abgesagt, weil tags vorher der mohammedanische Priester gestorben war. Aber der Festplatz war doch voll von Hunderten

von Lichtern und voll fliegender Garküchen, die schmorten wie beim Münchner Oktoberfest so auch hier für die Javanen, die von der ganzen Provinz zusammengekommen waren.

Lieber Schatz, im Grunde beruhigt es mich doch sehr, daß Du in diesen Wirren so festen Fuß bei Gott und in der Bibel gefaßt hast. Und wenn ich Dich auch so schwer wiedererkenne, so bist Du mir doch dadurch größer und stärker und gibst mir mit Deinen Briefen innerlichen Trost. Aber ich habe keine deutsche Bibel hier und würde auch augenblicklich nicht imstande sein, darin zu lesen, so wie Du, da ich zu viel an meinem Tagebuch und am Reisebuch schreibe. Und außerdem habe ich vor Jahren die Bibel gründlicher gelesen als Du, und ich erinnere mich an alles, was Du mir erzählst. Wie oft las ich an meinem Schreibtisch stundenlang das Buch des Tobias und anderes, um einen Dramenstoff zu finden, bis ich die Bibel sein ließ und über den Stoff der deutschen alttestamentarischen Geschichte von der „Heidin Geilane" schrieb. Warum wird die „Heidin Geilane" jetzt nicht aufgeführt? Der ernste religionskämpfende Stoff paßt so gut jetzt in ernsten Zeiten auf die sich nach Ernst sehnenden deutschen Theater. Ich glaube, daß man nächsten Winter Sinn für ein so ernstes Stück hat.

Herzensschatz, jetzt ist bald Mittagszeit. Ich habe mit kleiner Unterbrechung den ganzen Vormittag bei Dir verbracht. Ich bin davon so wohl gestimmt. Ich möchte die Feder gar nicht hinlegen und immer, immer weiterkritzeln, bis ich Dich sehe und mit den Lippen fühle und nichts mehr dann zu sagen habe als „Mein Herz!"

Dein Herrle, Dein unmodisches

Dort in der Nacht, schlafender Mandelbaum,
Die Lampe bescheint dich streichelnd im finsteren Raum.
Heute am Tage, da spielten Schmetterlinge bei dir.
Jetzt in der Nacht, da stehst du, ach, so verlassen bei mir.

Aber dir kehrt die Sonne morgen zurück ins Geäst.
Morgen feierst du wieder begeistert dein Blütenfest.
Doch zu mir Verlassenen kommen die Stunden nur leer.
Licht ward zur Dornenkrone. Täglich drückt sie mich mehr.

Garoet 1915

24. Juli

Die Schlacht um Warschau tobt noch immer fort. Es muß ein furchtbarer Kampf sein. Der Himmel helfe unseren Männern!

Neulich nachmittag (vor drei Tagen), als ich mir von dem Battaker-Barbier in meinem Zimmer die Haare hatte schneiden lassen, stand ich mit einem Handspiegel vor meinem Waschtischspiegel und wollte sehen, ob das Haar an meinem Hinterkopf gut geschnitten sei. Da sehe ich im Spiegel einen Totenkopf, der mir über die linke Schulter schaut. Ich erstaunte. Als ich näher in den Spiegel sah, erkannte ich die Umrisse einer Stuhllehne, über welcher mein weißer Rock hing. Die Ausschnitte im Holz der Lehne bildeten zwei Augen, die unter dem weißen Rock dunkel wie Totenkopfaugen über meine Schulter starrten. Ich mußte an das Bild von Böcklin denken. Sein Selbstbildnis, auf welchem ihm, wie er geigt, der Tod über die Schulter sieht.

In diesen Zeiten, wo die Zeitungen täglich den Tod der Tausende auf allen Schlachtfeldern bringen und man immer vom Sterben hört, ist man besonders schreckhaft, und oft glaube und fürchte ich, nie mehr nach Europa zu kommen.

Als ich mich dann zum Mittagschlaf auf mein Bett legte, träumte ich schwer und wachte unter Bangen auf. Ich war im Traum in einem Dampfer. Ich befand mich in meiner Kabine vor dem Spiegel und kämmte mich. Da höre ich erschrockene Ausrufe auf den Schiffsgängen und Lärm. Ich fürchtete, dem Schiff sei etwas zugestoßen. Da legt sich das Schiff schon so auf die Seite, daß ich nicht mehr in meiner Kabine aufrecht stehen kann. Ich öffne die Türe. Und

sehe, daß ich draußen nicht mehr fortkomme, das Wasser dringt überall ein. Ich fühle, es bleibt mir nur noch Zeit, ein Gebet zu sprechen. Nur noch ein Gebet, ist der einzige Gedanke, den ich habe. Und der Gedanke stimmt mich so bitter ernst und bitter traurig. Nicht mehr Zeit habe ich zum Leben, als ein Vaterunser lang ist, und dann ist der Tod da. Mit diesem Gedanken, nur noch ein Gebet lang Lebenszeit zu haben, erwachte ich. Und wachgeworden, betete ich inbrünstig. Und erschöpft lag ich dann mit offenen Augen auf dem Bett und wiederholte mir das Traumbild, und freute mich allmählich, daß ich doch noch leben durfte, und daß alles nur ein Traum gewesen ist.

26. Juli 1915

Gestern war mein achtundvierzigster Geburtstag, ich verbrachte ihn still. Niemand nahm davon Notiz. Erst spät am Abend gratulierten mir einige Herren im Vorübergehen. Ich fühlte mich recht einsam. Ich dichtete, und das gab mir ein wenig Festlichkeit. Außer den Reisvögeln in den Bäumen vor dem Fenster hat mich an diesem Tag nichts erfreut; die Vögel gratulierten mir schon am frühen Morgen.

Heute redete mich im Kontor, als ich einen Brief wiegen ließ, ein Holländer an. Er fragte, ob ich Schach spiele. Er sagte mir, daß er auch Schriftsteller sei. Sein Vater sei Gelehrter, und er habe sich seit seinem zehnten Jahr mit der Weltliteratur beschäftigt. Er dichte auch. Van Enden, der große holländische Dichter, sei sein Freund. Er selbst übersetze eben Heines Gedichte ins Holländische. Er sagte, seine Mutter sei Österreicherin gewesen. Er selbst war dreizehn Jahre in Deutschland. Er wünschte auch für Deutschland zu kämpfen. Er bot mir seine Papiere zum Heimreisen an. Er wollte mir seinen Paß geben. Er wollte mir behilflich sein, heimzureisen. Ich war ganz verblüfft. Er war Regierungspflanzer. Er habe jetzt seine Entlassung genommen. Er wollte mir auch das Entlassungspapier geben. Er wollte mir in drei Wochen den holländischen Akzent lehren. Mir schwindelte. Er spielte drei Schachpartien vor dem Mittag-

21*

essen mit mir. Er gewann alle drei. Er rauchte lebhaft und war sehr nervös. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Er will sich seinen Bart abnehmen lassen. Er ist mir dann ähnlich. Er ist mager, hat schwarzbraunes Haar, braune Augen. Auf seinen Paß könnte ich wohl reisen. Aber dieses lebhafte Angebot macht mich ganz stumm, ganz schwindlig vor banger Hoffnung. Ich weiß nicht, ob ich mich freuen darf. Gott rate mir!

Hier im Hotel sind seit zwei Tagen zweiundvierzig christliche Sendlinge versammelt. Es sind drei religiöse Tage. Männer, Frauen und Kinder. Der holländische Herr sagt auch, daß er zu der Vereinigung gehört. Sie singen und haben fromme Vorträge in der Sozietät und in dem Betsaal.

Gott, hilf mir! Ach hilf, daß ich heimreisen darf!

Ich höre eben dem frommen Gesang mit Orgelbegleitung im Abend über die Gärten her auf meiner Veranda zu. Ich habe eben das elektrische Licht aufgeschraubt. Es ist sechs Uhr abends. Ach, es ist doch etwas sehr Beruhigendes in dem frommen Liede frommer Menschen. Es ist wie ein Flügelpaar, diese Musik, die einen höher hinauf in die göttliche Abgeklärtheit trägt. Aber außerdem schmerzt es. Es liegt so viel Europaheimweh in dem christlichen Lied für mich. Es ist mir, als stehe hinter den Palmen eine Würzburger Kirche.

Gebet

Allmachtgott, du naher,
Seit ich zu dir halte,
Wird mein Kummer leichter,
Glatt die Sorgenfalte.

Gott der hellen Höhe,
Gott der klaren Tiefe,
Selig machst du alle.
Daß dich jeder riefe!

Bist die Lebensruhe
An der wilden Straße.
Bist die Lebenswelle
In der toten Masse.

Bin dir voll ergeben.
Glücklich macht Dein Wille.
Dein Wunsch ist mir Freude,
Gott der Lebensfülle.

Garoet, 2. August 1915

Brief an seine Frau

Garoet, Hotel Papandajan, 18. August

Liebes Herz!

Wieder ein Posttag ohne Lebenszeichen von Dir. Der zweite Posttag in vierzehn Tagen! Ich verstehe gar nicht, warum ich kein Wort mehr von Dir höre; seit Du in Deutschland bist, habe ich keinen Brief von Dir erhalten.

Dein letzter Brief war vom 24. Juni aus dem Haag in Holland. Und Dein letztes Telegramm war zum 25. Juli, meinem Geburtstag.

Seit zwei Monaten weiß ich nun nicht mehr, wo Du eigentlich lebst und wie. Ob Du in Berlin bist? Oder bei Freunden in Bayern? — Nichts weiß ich. Ach, hättest Du mir doch einmal Deinen Aufenthalt telegraphiert, daß ich im Geiste bei Dir sein kann.

Hier ist es einförmig. Immer derselbe Sonnenschein unter blauem Javahimmel. In voriger Woche Sonnabend und Sonntag waren die großen Rennen hier. Am Sonntag abend war im Gesellschaftshaus hier die Verteilung der silbernen Rennbecher.

Da die Pferdebesitzer meist vornehme Javanen waren, so saß an der einen Seite im Sozietätssaal der Regent mit dem Hof. Jeder aufgerufene Hofherr mußte im javanischen Tanzschritt, begleitet von drei javanischen Tänzerinnen, zum Tisch hintanzen, wo ihm vom holländischen Präsidenten des Klubs der Becher überreicht wurde.

Dann tanzte auch der Sultan ganz allein mitten im Saal, umgeben von den drei sehr schönen Tänzerinnen, vor den Europäern.

Auf den Straßen ging, da zugleich javanischer Neujahrstag war, jeder Javaner, auch der ärmste, in neuen Kleidern. Wie Menschenbilder auf dem Grünen. Alle

Straßen sahen aus wie Ölbilder mit ganz neuen, frischen Farben. Eben fertiggemalt. Nie sah ich in meinem Leben vorher eine so bunte Welt beisammen.

Heute sagt die Zeitung, die deutsche Heeresverwaltung teile in Deutschland mit, daß sie genügend mit Wollvorräten für den Winterfeldzug vorbereitet sei. Damit scheint also endgültig bestätigt zu sein, daß der Krieg wirklich noch einen Winter dauern wird. Ich hoffte immer noch, daß die großen Siege Deutschlands über die Russen und der Fall Warschaus den Krieg abkürzen würden.

Aber es muß wohl noch gut sein für die Menschen, daß sie noch einen Winterfeldzug dulden und leiden sollen, wenn der Himmel den Krieg noch einen Winter zuläßt.

Mir wird es schwer, mich in diesen Gedanken zu finden. Aber es bleibt einem nichts anderes übrig, als zu dulden. Es wird wohl auch einen Nutzen haben, am Ende.

Ich bekomme von einem Herrn hier einen Frack geliehen, und dann will ich mir vom Generalgouverneur eine Eintrittskarte zu den großen Hochzeitsfesten in Solo verschaffen. Die sind Anfang September. Sie sollen märchenhaft werden. Der javanische Kaiser dort heiratet eine sechzehnjährige junge Javanin. Man sagt, er wurde von seiner ersten Frau geschieden, weil sie ihn geheiratet hat, da er noch Kronprinz war. Nun ist ihr Kind deshalb nicht kaiserlich. Denn es muß unter der Krone geboren sein. Er war damals noch ungekrönt. Man glaubt nun, daß diese neue Heirat nur eine äußere Formsache ist. In drei Monaten spätestens würde die neue junge Kaiserin vergiftet werden. Heimlich. Und dann würde der Sultan, nachdem er durch die Formheirat dem Brauch Genüge getan (gegenüber den holländischen Behörden), wieder die erste Frau, die er liebt, von neuem heiraten.

Welche grauenhafte Voraussage! Ich freue mich, nach Solo zu reisen. Es ist eine Tagereise mit der Bahn von hier. Dort lebt der javanische Kaiserhof. Und dort sieht man mehr als in Djokja das alte javanische Leben.

Ich habe neulich einen deutschen Herrn kennen gelernt, der javanische Gamelang-Musik für Klavier bearbeitet hat. Dieser Herr ist mit dem Hof in Solo seit Jahren befreundet. Er kennt alle alte Musik Javas. Er sagte mir, ich wäre der erste Europäer, dem er begegnet sei, der das Wesen der javanischen Musik begriffen habe. Javanische Musik will nämlich nicht aufregen, wie europäische Musik. Sie will einen ins Nirwana versetzen, und sie wirkt hypnotisierend und zuletzt süß einschläfernd, so daß man fast ganz wunschlos wird. Als würde einem ein leichter Schlaftrunk liebeheischend eingeträufelt. Ich sagte zu ihm, ich sähe das als einen Vorzug der Musik hier an, daß sie beschwichtigend wirke und nicht aufpeitschend. Die meisten Europäer finden diese Musik langweilig und sind zu ungeduldig, um die Süße dieser herrlichen, glücklichen Melodien genießen zu können.

Die Europäer sind wie ungeduldige Schulkinder, die noch nicht Raum genug, noch nicht Nirwana genug in sich haben, um der javanischen Seelenmusik folgen und sich ihr mit Genuß hingeben zu können. Mir kommt aber die Gamelang-Musik ganz selbstverständlich vor, als wäre sie das Instrument der Engel des Himmels. Diese Musik träumt und ist dabei so einfach, so seligmachend, wie der Duft einer Teerose beglücken kann. Ich werde Dir, sobald ich die Noten erhalten habe, javanische und auch chinesische Musik schicken. Gamelang-Musik erinnert am meisten an ein sanftes Klavierspiel. Es ist die Gamelang-Musik eine Versammlung (Orchester) von Instrumenten, die ähnlich sind den kleinen Metallklavieren, die man als Kind in Europa zum Spielzeug bekommt und die man mit Holzhämmern spielt. Aber diese hier in Java bestehen aus großen Metalltöpfen, die abgestimmt sind und auch mit Holzhämmern gespielt werden. Und dazu kommt noch Gong und eine ganz seltsame altmodische Stehgeige, ähnlich unserem Violoncell. Auch gibt es einige Trommeln dazu. Es spielen ungefähr immer zehn Musikanten zugleich. Und es ist wie ein Trillern von Silbergabeln mit dem dumpfen Untergrund der Gongschläge und dem Holzklang, der so mild tran-

lich dazwischen tönt, wie ein Beil im Waldinnern, wenn man von weitem der Waldarbeit zuhört.

Ich möchte sehr gern für Reinhardt ein ganzes Gamelang-Orchester mitbringen, wenn er es will. Es wäre zu Friedenszeiten ein nie dagewesener Genuß für uns, einen javanischen Tanz und javanische Musik echt zu sehen.

Es gibt jetzt gar keine Moskiten. Die Tage sind warm und vom Winde angenehm durchfächelt. Es ist ein wirkich paradiesisches Klima in diesen javanischen Wintermonaten jetzt. Dabei strotzt die Palmenwelt und die Fruchtbaumwelt wie zu Hause im August von Fülle. Wenn es je ein Paradies gab, so kann das nur hier auf Java gewesen sein. Das muß ich trotz meiner trostlosen Seelenverfassung, trotz meiner Sehnsuchtsqualen täglich zu mir sagen. Und ich danke Gott, daß er mich hierher und nicht an einen weniger schönen Platz verbannt hat, wo ich dulden muß, bis es Frieden wird.

Eben läutet der Mittag-Gong. Es ist ein Uhr. Ich muß in den Eßsaal hinunter. Ach, wie lange muß ich noch ohne Dich allein die Mahlzeiten nehmen? Wird es wirklich noch einen ganzen Winter sein müssen?

Tröste Dich wenigstens damit, daß ich es äußerlich hier gut habe. Die Hotelverpflegung ist ausgezeichnet, dabei das Zimmer und alles tadellos reinlich. Die Spaziergänge sind wundervoll. Nur fürs Herz habe ich nichts.

Tröste mich doch Du auch bald damit, daß Du gesund bist. Daß ich Dich bei guten Menschen weiß, oder bei Deiner Mutter. Diese Unruhe, daß ich nichts von Dir weiß, quält mich nun außer der Sehnsucht auch noch. Nun hoffe ich bis nächsten Montag zur nächsten Europapost Dich als Brief zu küssen. Aber heute ist erst Mittwoch.

Grüße alle lieben Freunde in Deutschland und danke allen herzlich von mir, die Dir Gutes tun.

Herz,

Dein Max

Aus einem Brief an seine Frau

Garoet (Java), 23. August 1915

Liebes Mietz, dummes, eben kommt ein Brief von Dir aus dem Haag, vom 29. Juni in Berlin geschrieben und aus dem Haag hierhergeschickt, wo Du Dich dummes Mietzchen nennst. Du schriebst den Brief, als Du, zurück aus Holland, im Hospiz in Berlin wohntest. Ich bin ganz dicht neben Dir hergegangen, während ich las, und war so in Berlin, daß ich eigentlich gar keinen Freibrief mehr brauche. Ich denke, es wird eine Zeit kommen müssen, wo, wenn die Gedanken so dicht irgendwo landen können, der Körper auch hin kommt ohne Schiff und ohne Eisenbahn. So war es mir eben, als ich diesen Brief las. Ebenso, als ich Deinen vorletzten Brief neulich bekam, den aus München vom 12. Juli. Du mußt wissen, daß ich fast gar nicht hier bin, sondern im Geist überall, wo Du bist. Und daß ich jetzt, seit ich von Dir fortreiste, seit über einem Jahre, stärker im Geist als im Körper lebe.

Ich bin eigentlich auch nur im Geist hier. Denn mein Körper lebt nicht eingewurzelt, wo er keine Liebe genossen hat. Und er liegt eigentlich immer in einer Art Scheintod. Ich esse, so wie man einen Scheintoten oder einen Dauerschläfer nährt. Ich lache, ich spreche, aber ich bin dabei geistlos, witzlos, oft fast dumm und einfältig in meinen Äußerungen, weil mich hier nichts fesselt. Und alle müssen hier vom Dichter Max Dauthendey die schlechteste Vorstellung bekommen. Denn ich lebe nicht als Dichter, sondern in allen Stunden wie eine mechanische Figur, die nur das tut, was sich geziemt den Fremden gegenüber. Und die, wenn sie allein ist, nichts denkt, als wie sie mit der Sehnsucht sich auseinandersetzt. Teils betäube ich mich durch Lesen oder Gedichteschreiben in den Alleinseins-Stunden.

Am liebsten aber höre ich viel oberflächlichen Lärm um mich. Viel banalen Witz, viel Sprechen, sinnloses und endloses, nur nicht zu anstrengendes Sprechen, denn ich habe für nichts Geist und Sinn. Und alle

Männer hier, die von keiner Sehnsucht so heftig geplagt werden wie ich, dünken sich unendlich klug und hoch überlegen, da sie in allem, was sie sagen, immer recht haben. Denn mein Herz, das bei nichts als bei seiner Sehnsucht lebt, hört überall mit dem Verstand nur halb hin, und ich wirke, das fühle ich, stündlich halb und unfertig und arm in meinen Aussprüchen. Und ganz junge Männer können mir alles widerlegen und behalten immer recht, und ich muß einsehen, daß ich vor lauter Sehnsucht vor meiner täglichen Umgebung zum Esel werde.

Niemand ahnt, daß ich im Geist überall bin, und nicht nur bei der Sache, von der gesprochen wird. Ich bin im Geist immer zugleich im Krieg und natürlich nah bei Dir in der deutschen — europäischen Heimat.

Denke, am 23. August, Herzschatz, sind es gerade zwei Jahre, daß Du und ich die Gartentür im Guckelesgraben abschlossen, nachdem wir das ganze Haus zugemacht hatten.

Mein Gott, wer hätte mir das gesagt, als wir zu Frau K. nach Venedig in die „Casa Petrarca" kamen, daß wir den Guckelesgraben zwei Jahre und länger nicht wiedersehen sollten. Es fällt mir aber ein, Du bist nachgereist. Du warst noch mit T. zusammen. Ich glaube, ich reiste allein voraus. Du begleitetest mich zur Bahn; oder ging ich allein? Augenblicklich verwirrt sich alles, ich erinnere mich nicht ganz genau hier unter den Palmen und bei der heißen gelben Nachmittagssonne, die vor den herabgelassenen Strohmatten an meinem Verandageländer brennt.

Es ist in den Tropen schwer, genau und sicher zu denken. Alle geistige Arbeit ist beinah wie Zufallsarbeit. Und ich arbeite jedes Gedicht hier doppelt so schwer wie daheim in der europäischen Kühle.

Gestern abend war ich im Hotel Dolce bei den Deutschen zu einem musikalischen Abend eingeladen. Herr St., ein Hamburger, spielte sehr viel Grieg. Und als er Solveigs Sang spielte, den Du so oft für mich gesungen hast, da wären beinah meine Tränen in den Klubsessel getropft, in dem ich zuhörend saß.

Denke Dir, „Solveigs Sang", gespielt in einer javanischen vergißmeinnichtblauen Mondnacht. Die prächtige hohe Halle, die halbrund ist, mit mächtigen Fenstern gegen den Palmenpark, ist kühl, und der marmorne Fußboden war hart, glatt und wie eine Grabplatte über einer Gruft. Das Klavier aber war wie ein Stück Europa, das eigentlich auf der anderen Erdhälfte unter dem marmornen glatten Fußboden liegen mußte. Draußen vor den dunkeln Fenstern lag ganz Java im Mond. Alle Wälder dufteten so süß nach Anis, Anisgewürzkügelchen (die ich als Kind nie essen mochte, wegen ihres unklaren und unerklärlichen Geruchs). Der Duft kam kaum merklich, und vielleicht nur von mir bemerkt, mir nachgelaufen aus dem dunkeln Java herein in die von vielen elektrischen Hängebirnen festlich erleuchtete hohe Bar-Halle. Der schwarze Flügel spielte mir Solveigs Sang vor, den Solveig dreißig Jahre singt, bis Peer Gynt als Greis heimkommt. Aber ist doch wenigstens noch mit weißen Haaren heimgekommen und in ihren Armen gestorben. Mehr wünsche ich mir nicht.

Wie dumm wirkte ich vor den vielen lachenden jungen Männern, die dann Marschlieder und Soldatenlieder spielten und genossen, — ich war immer noch bei Solveigs Sang, den ganzen Abend dumm gemacht von dem Lied der wartenden Solveig . . . .

Garoet, 8. September 1915

Annie schrieb — der Brief war vom 21. Juli aus München —, sie sagt, es wären Schritte für mein Heimkommen in England getan worden. Sie sagt auch, sie hätte geglaubt, ich könnte schon im Juli zu meinem Geburtstag heimkommen. Nun aber hofft sie, daß ich im Oktober zu ihrem Geburtstag zu Hause bin. Das ist aber leider jetzt auch unmöglich, dann müßte ich jetzt im September bald abreisen können. Und ich hörte nichts weiter. Es kam noch kein Telegramm. O, wie ich mich von hier fortsehne! Ich kann es nicht mehr hinschreiben, ich bin zu matt von Sehnsucht und finde keine Worte mehr, mein Heim-

weh zu beschreiben. Es sieht aber immer mehr aus, daß der Krieg nochmals einen Winter, wenn nicht noch zwei Winter, dauern wird. Wo bin ich dann, nach dieser Zeit, mit dieser Heimwehkrankheit hingeraten?! Ich kann und mag es nicht ausdenken. Der Winter steht wie ein böses Gespenst vor mir. Ich bin bald am Ende meiner geduldigsten Kräfte.

Meinen Beovogel habe ich jetzt in einem Käfig oben auf der Veranda stehen. Er spricht viel mehr Malaiisch, als ich verstehe, und ich sehe im Wörterbuch nach, das neben mir auf dem Schreibtisch liegt, um zu verstehen, was er spricht. Ich gehe nachts noch, abends um halb ein Uhr, im Mondschein spazieren, da es so schön hell und dunkel, angefüllt zugleich vom Mondlicht und Mondschatten, in den Baumgängen Garoets ist. Ich kann vor Heimweh abends nie schlafen und bin erschöpft von Sehnsucht und irre schlaflos mit meinem Heimweh zigarettenrauchend umher. Oft bete und weine ich auf der Bank neben der Moschee am Aloen-Aloen im Dunkeln. Dann bin ich wenigstens etwas erleichtert, wenn ich mich unter den ewigen Blicken der Sterne ausgeweint habe und wenn ich ins Dunkel zum großen Dunkel gebetet habe, — zur Ewigkeit, die alles kann, alles weiß. Und die auch Wunder wirken kann. Fällt eine Sternschnuppe quer über den Nachthimmel über den Riesenbaumkronen des Aloen-Aloen, wünsche ich heiß und stark dem Wunsch, der jetzt Tag und Nacht von mir Besitz genommen hat, baldige Erfüllung.

Nur die Sorge mir übrig blieb.
Nun habe ich bald die Sorge lieb.

Die Sorge redet ernst und schlicht,
Die Sorge wie eine Mutter spricht.

Bist du mit der Sorge auf du und du,
Dann siehst du der Wahrheit des Lebens zu.

Liebst du mich, Gott, dann Sorge gib.
Die Sorge macht uns das Leben lieb.

Garoet 1915

Brief an K. H.

Garoet, Java, 22. September 1915

Lieber K.!

Im Brief, den ich mit letzter Post über Strömstad sandte, ließ ich Dir schon danken, aber ich muß es nochmals heute an Dich direkt sagen, wie herzlich dankbar ich Dir bin für alles Gute, was Du meiner Annie und mir in dieser schweren Zeit getan.

Werden wir uns überhaupt wiedersehen? Es sieht täglich schwieriger aus. Vorher hatte ich wenigstens Pläne und Hoffnungen, von hier durchzukommen. Sie wurden weniger und weniger. Und nun sagt man auch noch, der Krieg würde noch zwei Jahre dauern. Die ernstesten Leute hier behaupten es. Ich fange an, es auch einzusehen. Aber überleben werde ich das wohl kaum.

Das Gedichtbuch im Bürstenabzug bekam ich vor einigen Tagen. Für das schöne Vorwort und den Wunsch, daß ich zum Friedensgeläut bei euch in Deutschland sein sollte, da danke ich halt recht herzlich Dir und dem Verlag. Aber wenn der Frieden erst in zwei Jahren eingeläutet wird, dann — bin ich im Geist bei euch, aber der leibliche Teil ist aufgezehrt bis dahin vom Heimweh. Das brennt Tag und Nacht. Es wird schlimmer statt besser. Ich möchte überhaupt lieber, als diesen Winter noch mich abzuquälen, gleich davon.

Ist das nicht zum Verrücktwerden, wenn einer über ein Jahr auf einem Bahnhof sitzt und auf den nächsten Zug wartet, um heimzureisen. Und nun sagt man ihm, er müsse noch zwei Jahre in dem Wartesaal zubringen. Und dabei kommen unausgesetzt Depeschen aus der Heimat, daß dort das Größte und Schwerste sich ereignet, das sich jemals zugetragen. Und immer sieht er Züge nach der Heimatrichtung abgehen, die seine Briefe mitnehmen. Aber ihn nimmt kein Zug mit. Ist das nicht schon zum Verrücktwerden, wenn man sich das vorstellt? — Und nun am eigenen Fleisch solchen wahnwitzigen Wartezustand erleben zu müssen — dagegen sind alle Qualen Dantes in der „Göttlichen

Komödie“ eine Kinderei. Welcher Teufel konnte solchen Zustand ausfindig machen, um sich an mir zu rächen? Er ist mindestens so groß wie Hindenburg in seiner Kriegskunst.

Und denke Dir weiter, in all der Zeit muß ich an einem Ort leben, wo es so fremd, so ohne Europa-Erinnerungen ist, daß ich bald gar nicht mehr weiß, ob es noch Birken und Tannen, Schnee und frische Luft auf Erden gibt. Und die Frauen sind braun und auf ihre Weise schön zu nennen. Aber es ist doch keine Annie dabei, und wie kann man überhaupt nach neunzehnjähriger Liebe eine andere Seele lieben, als die, der man sich für immer ergeben hat?

Als Kind, wenn man nur Schokolade essen wollte und kein Mittagessen, wurde einem gedroht, fürs Leben in eine Konditorei eingesperrt zu werden. Man würde das bald satt haben, erklärten die Erwachsenen. Nun — ich sitze nun bald ein Jahr in dem süßen Java, das einer Konditorei gleicht, wo alles aus Schokolade ist und aus Vanille und Fruchtcrême. Die Bäume, diese ewig schönen Palmen, die ewig mit den ewigen Blattschwänzen vor der Sonne herumwedeln, die ewigen Fruchtsaucengerüche in der Luft, voll Ananasgedanken und Vanillesentimentalität und in ewiger Küchenwärme, wo der Herd noch nachts weiter geheizt ist, — als Deutscher in dieser strengen, großen Zeit hier sein zu müssen! Es ist so schamrotmachend, daß ich mich wundere, daß die Tinte, die Dir diesen schmachvollen Zustand schildert, nicht in der Feder rot wird. Aber es ist eben holländische neutrale Tinte, die spürt nichts.

Lieber K., ich habe mit letzter Post auch einen Brief an den Verlag geschickt und gebeten, ob man mir durch eine Adresse an den Kaiser heimhelfen könnte. Der Kaiser könnte die Militärbehörden zu einem Ausnahmefall umstimmen, wenn er den Wunsch ausspräche, mich gegen einen Engländer austauschen zu lassen. Ach, ich bitte Dich herzlichst, befürworte doch eine solche Adresse. Du rettest mir damit mein Leben. Ich sagte das auch neulich dem Verlag. Noch einen ganzen Winter oder gar zwei hier in den Tropen, — das ist zuviel für einen deutschen Lyriker. Ich werde ent-

weder verrückt oder muß mir was antun. Es ist voller, einfacher Ernst.

Alles, was ich hier täglich sehe und erlebe, sehe und erlebe ich ja gar nicht mehr. Ich bin mit Leib und Seele innerlich zu Hause. Und gerade dieser Zwiespalt macht verrückt, wenn er sehr lange dauert.

Hört mich und glaubt nicht, daß ich mit dichterischer Überschwenglichkeit meinen Zustand übertreibe. Niemand kann mir heimhelfen als der Kaiser, wenn er die deutschen Militärbehörden zu einem Ausnahmefall bewegt. Nur er kann das, wenn kein Gesetz es kann.

Ein Dichter ist doch auch schließlich für sein Land so viel wert wie eine Kathedrale, die man schont und nicht unnütz vernichtet.

Hoffentlich bist Du, lieber K., mit all Deinen Lieben wohl und nicht so gequält, wie ich hier am Ende der Welt.

Euer Max

8. Oktober 1915. Freitag. Morgens 7 Uhr

Seit Sonnabend nacht bin ich krank geworden. Ich hatte Sonnabend abend einige Stunden in der Villa Dolce mit vier Deutschen verbracht. Herr St. spielte den Flügel, und Herr F. aus Soerabaja machte mir Kartenkunststücke vor, wir tranken einige Glas Whisky-Soda, und als ich unter den Garoetsternen um halb zwei Uhr nach Hause ging, da schmerzte bereits mein Magen. Am nächsten Morgen konnte ich mein Frühstück nicht essen und mußte mich vor Bauchschmerzen auf meinen Liegestuhl legen. Herr F. besuchte mich zufällig den Morgen, später Herr Sch. Niemand wollte einsehen, warum ich Schmerzen haben sollte, da ich mich stundenlang unterhielt. Mittags aber, als ich nur einen Teller Makkaronisuppe gegessen hatte, mußte ich mich zu Bett legen um ein Uhr. Ich lag bis gestern, Donnerstag. Denn in der Nacht vom Sonntag zum Montag erwachte ich mit Fieber und mit furchtbaren Schmerzen unterhalb und rechts vom Nabel und über der Leistengegend. Ich dachte aber noch nicht an Blinddarmentzündung. Der Schmerz-

krampf drehte mich im Bett um und um. Zuerst glaubte ich, es würde ein Riesendurchfall beginnen. Unter kaltem Schweiß und heißem Schweiß und Schmerz tastete ich mich hinaus, konnte kaum gehen und kaum noch denken. Ein starker Brechreiz dabei. Es war sehr quälend. Kein Mensch, kein Diener in der Nähe. Es war mir zu weit zum Eßsaal, wo sie alle am Steinboden schlafen. Es hätte mir auch kaum nützen können.

Zu meinem Unglück ist der einzige Arzt von Garoet ein leidenschaftlicher Blinddarmabschlachter. Allen Leuten will er diese Operation machen, auch wo keine Schmerzen sind. Darum ließ ich ihn nicht rufen und behandelte mich selbst. Sterbe ich daran, so sterbe ich, weil ich es wollte, und nicht, weil Narkose oder Operation nicht richtig arbeiteten. Vorläufig geht es noch, so wie ich mir durchhelfe. Denn das Fieber ist ganz fort. Nur habe ich Schmerzen beim Aufrichten, Sitzen und Bücken. Am besten ist flaches Liegen auf dem Rücken. Heute Freitag ist der sechste Schmerzenstag. Heute morgen um fünf Uhr machte ich wieder einen nassen Wickel. Um sechs Uhr brachte der Junge Tee ans Bett. Morgen am siebenten Tage müßte ich eigentlich gesund sein.

Garoet, Montag, 11. Oktober 1915

Seit gestern bin ich wieder ganz wohl und kann alles essen. Ich bin aber noch sehr mäßig. Ich machte nachts immer weiter kalte Umschläge. Diese sind doch in allen Entzündungsfällen immer das Beste und das Kräftigendste. Heiße Milch trinken tut auch so gut. Nur ist man als Kranker vor Schmerzen so energielos und entschließt sich schwer, aufzustehen und sich selbst einen Umschlag zu bereiten. Denn selbst ein Handtuch auszuringen, ist anstrengend beim Kranksein. Ich habe soviel in dieses Buch nachzutragen, daß ich kaum weiß, wo anfangen. Zuerst der Krieg und dann meine vielen Träume.

...Es scheint mir, gottlob, noch Dinge zwischen Himmel und Erde zu geben, die der Verstand der Herren Menschen nicht ergründen kann. Nur aus

diesem Grunde, aus Andacht vor der Unergründlichkeit, aus Verehrung vor der Übergröße des Daseins bin ich abergläubisch. Und ich bin es immer mehr von Herzen, je älter ich werde. Der Mensch ist endlich und hat Grenzen. Deshalb ist seine große Waffe der Erkenntnis, der Verstand, auch endlich. Aber die Seele, der Geist der Schöpfung, der auch im Menschen lebt, ist unendlich. Doch die Seele stellt nichts fest wie der Verstand, sie weiß alles im Unbewußten, ohne es in Worte und Erklärung kleiden zu können. Denn Menschenworte sind endlich. Sie müßte, um sich zu erklären, die Urweltsprache sprechen, die keine Worte hat. Und die sie auch spricht, indem sie fühlt und fühlen läßt. Gefühl ist die Ewigkeitssprache alles Lebens. Wer fühlt, erkennt mehr als der, der Worte sucht zur Erklärung; Worte beschränken das Gefühl. Verstand ist Beschränkung im Gegensatz zum Gefühl.

Djokja, 1. November 1915

Im Eisenbahnzug, als ich in der Abenddämmerung von Solo*) nach Djokja durch die schönen halbdunklen javanischen Felder, Palmenwälder, Strohhüttendörfer, über Ströme und breite, mit Regenbäumen wie mit Lauben bewachsenen Landstraßen fuhr und, je dunkler es wurde, die Feuerfunken, die roten, aus der Lokomotive immer lebhafter am offenen Wagenfenster vorbeiblitzten, da versank ich ganz in Schwermut, daß ich nicht als ein hoher javanischer Prinz und Dichter zugleich in Djokja oder Solo geboren bin. Und ich fühlte mich, als wäre ich arg zurückgeblieben in meinem Innern dadurch, daß ich aus dem maschinenreichen, neuzeitlichen, schulmäßigen armen Europa stamme, das sich nun selbst zerfleischt mit den wahnwitzigsten Waffen, die es nicht nur aus Meteorsteinen

*) In der Zeit vom 23. Oktober bis zum 1. November 1915 wohnte Max Dauthendey in Solo auf Java den Hochzeitsfeierlichkeiten des dortigen Sultans bei. Die Schilderung, die er in seinem Tagebuch davon gibt, ist unter dem Titel „Die Hochzeit des ‚Nagels der Erde'" in der ersten Abteilung dieses Bandes „Erlebnisse auf Java" abgedruckt.

und Eisen geschmiedet hat, sondern aus wildestem Ehrgeiz und wildester Reichtumssucht unedelster Art, in dem wahnwitzigsten Krieg, der je auf der Erdkugel ausgebrochen ist.

Ich fuhr heute zum zweitenmal in einer Woche nach Parangtritis an die Südküste. Ich besuchte dort einen kleinen Tempel auf einer Anhöhe. Als ein Mann mir den Tempel aufschloß, war aber ein mit weißem Betthimmel sauber verhangenes großes mohammedanisches Grab darin, das, fünf Stufen erhöht, aus der üblichen langen Steinplatte und zwei aufgerichteten kleineren Spitzsteinen am Fuß- und am Kopfende bestand.

Ich war auf die falsche Anhöhe gegangen; statt dem kleinen Tempel der Göttin und Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans habe ich ein altes Grab besucht.

Der Hügel des Tempels der Kaiserin sieht dem Hügel des Grabtempels sehr ähnlich, liegt aber, wenn man von Solo kommt, vorher an der Landstraße. Ich bin leider vorübergefahren. Ich wollte diesen Tempel sehen, um ihn zu beschreiben für die Aufführung in einem Theaterstück, das ich vielleicht über die Festlichkeiten bei der „Hochzeit des Nagels der Erde" dichten möchte.

Ich fuhr um halb zehn Uhr in Djokja ab und kam um halb fünf Uhr nachmittags im Auto wieder zurück.

Unterwegs war überall in den Feldern reiche Zuckerernte. Die Halme waren haushoch. Eine Kuh vor einem reifen Zuckerrohrfeld sieht wie ein kleiner Hund aus im Verhältnis zur Höhe der Riesenhalme.

Es war bedeckter Himmel, windig warm am Meer. Der Sandstaub bewegte sich über die aschgrauen Dünen, die zu wandern schienen. Der breite Strom, den man, nachdem man das Auto verlassen hat, mit einem kleinen Wagen durchwaten muß, war heute angeschwollener. Und als ich zurückfuhr, war er noch höher, und beinah wäre mir der Rückweg abgeschnitten worden, und ich hätte vielleicht bei der Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans übernachten müssen oder beim Grab.

Djokja, 3. November 1915. Dienstag abend

Ich war heute bei den Tempelruinen von Brambanan. Fuhr morgens sieben Uhr vierzig hin und kam nachmittags vier Uhr dreißig zurück.

Immer bin ich tagsüber zu jeder Stunde erstaunt, wenn ich aus meinen europäischen Gedanken aufstehe, meinen Tropenhut aufsetze und auf die Straße trete, wo ich die kleinen halbnackten, bescheidenen Javanen vor der Tür und in der Stadt finde. In den Hotels vergißt man beinah, daß man bei einem fremden Volk in fremdem Lande lebt. — Den Javanen ist alles, was die Europäer bauen, viel zu groß, wie zu große Kleider. Wenn man die Javanen in den Eisenbahnstationen sieht, so sind alle Türen zu hoch, die Fensterbrüstungen unnütz hoch, die Möbel im Wartesaal zu hoch, das Haus sieht wie ein Riese aus, das Zwerge in Schutz nimmt. Aber es ist nicht wohnlich und heimisch im Zwergstil für Zwerge berechnet. Die Europäer hier in Java bauen nur für sich und übersehen den Javanen ganz. So wie ich ihn vergesse, wenn ich im Hotelzimmer denke, lese, schreibe, so vergißt der europäische Architekt und Baumeister den Javanen, wenn er am Reißbrett Baupläne zeichnet. Auch die Städte, die Eisenbahnwagen, die Trambahnen, alle öffentlichen und unöffentlichen Europäerhäuser sind nicht für das Land Java, für das gefühlvolle, geschmeidige und graziöse Land Insulinde gebaut, sondern für Holland-Europa.

Dieses Zweiseelenleben täglich zu bewältigen, ist für einen harmonie- und einheitsbedürftigen Menschen, wie es Grundbedingung für einen Künstler und Dichter ist, so ungemein anstrengend auf die Dauer. Und dieses strengt mich mehr an als das rein javanische unschuldige Hirtendasein der Bevölkerung hier. Es ist die unkünstlerische europäische Gewaltherrschaft, die man, wenn man einfach und ehrlich zusieht und hinfühlt, wohl einige Zeit übersehen und nur unklar erleben kann, aber auf die Dauer wird sie zu deutlich, drängt sich auf, beleidigt den Künstler und ehrlichen Menschenkenner und quält einen im Herzen unsagbar.

Alles koloniale Leben ist Räuberdasein und Zwingherrschaft. Dieses sollten die Europäer bedenken, wenn sie Kolonien gründen. Sie laden sich Schuld auf und gehen an ihren Kolonien, so wie Rom und Athen, zugrunde. Warum konnte denn China Jahrtausende ohne Kolonien auskommen? Weil es weiser und tieffühlender und herzlich einfacher regiert wurde.

Garoet, 4. November 1915

Abends neun Uhr. Donnerstag. Gestern abend sieben Uhr kam ich in Garoet an, zurück von Djokja—Solo.

Ich war morgens halb zwölf in Djokja abgereist mit dem Java-Expreß.

Es war seltsam, wie sich im Gebirge von Preanger die Fruchtbarkeit verlor. Keine Zuckerrohrfelder, keine Tabakfelder mehr, die um Solo und Djokja hoch und reich standen. Reisfelder mit vielen Wasserflächen bildeten die Fruchtbarkeit in Preanger.

Gestern abend erhielt ich viele Briefe. Einen auch vom Konsul W. vom deutschen Generalkonsulat aus Batavia. Er teilt mir mit, daß ich, wenn ich in Britisch-Indien wäre, jetzt nach Hause dürfte. Denn es ist ein Abkommen zwischen England und uns getroffen, daß von jedem Lande die Dienstuntauglichen heimreisen dürfen.

Leider bin ich aber im neutralen Land Java, und da muß ich bleiben. Es ist schrecklich. Aber er schreibt mir auch, daß viele hohe Persönlichkeiten für mich in London wirken, Lord Aberdeen, Lord Haldane, Lord Courtney und Bernhard Shaw, — durch sie würde ich Papiere erhalten. Aber Annie schreibt mir heute, daß der französische Schriftsteller Romain Rolland, der für mich nach London schrieb, um mich frei zu bekommen, zur Antwort bekommen habe: da ein deutscher Dichter, Lissauer, das Haßgedicht gegen England verfaßt habe, sei man in London nicht sehr geneigt, einem deutschen Dichter heimzuhelfen.

Das deutsche Konsulat in Batavia darf mir aber nicht über das Mittelmeer, sondern über den Stillen Ozean, Manila, Amerika heimhelfen, — diese Weisung

gab das Auswärtige Amt in Berlin, Herr Legationsrat Zimmermann. Er soll mir helfen, sobald ich die Papiere von England besitze.

Zu Hause habe ich in meinem Zimmer alles gesäubert gefunden. Auf dem Verandatisch stand ein weiß und rosa Rosenstrauß. Mein Beo schrie mir heute den ganzen Tag wieder das eine Ohr voll. Denn das andere Ohr ist immer noch zu.

Möchte so gern es singen, wie mir's ums Herz bestellt.
Zu welchem Ohr wird's dringen? Taub ist des Krieges Welt.

Taub vom Geschrei der Wunden, taub von der Waffen Schlag.
O, hätt' ich heimgefunden! Wann klart mein Heimkehrtag?

Die Stunden stumm sich scharen. Land, Menschen wurden Traum,
Die einst mir Heimat waren. Mich schluckt der Fremde Raum.

Garoet, 10. November 1915

12. November 1915, ein Uhr mittags

Jetzt ist die heiße Stunde. Auf meiner Veranda scheint alles zu brennen, so heiß ist es. Ich mußte ins kühlere Zimmer gehen. Ich wundere mich, daß die Blätter der Bäume, die Landstraße unten, die Häuserwände und die Holzbrüstung nicht große Hitzblasen treiben. Denn die Luft glüht vom grauheißen Himmel herab wie aus einem Ofen, in dem Eisen geschmolzen wird. Der Berggrat des Goentoer im Nordwesten steht mit bleiblauem Hitzedunst behangen und scheint zu schmelzen und sich in bleiblauen, heißen Hitzerauch aufzulösen. Mein Kopf liegt matt auf meiner rechten Schulter, es ist mir, als könnte ich ihn nie mehr gerade richten. Mein Kopf scheint aus Eisenwellblech zu sein, so heiß ist er und will platzen. Die Strohmatten hängen vor der Veranda herab, aber sie engen die Luft, die erstickende, ein. Es gibt

sicher ein Gewitter, ein Erdbeben oder einen Taifun. Die Luft glüht, die Erde glüht, das Haus glüht, und ich glühe mitten darin.

Endlich regnet es und donnert ein wenig.

Gestern am 11. November sollte der große Friede sein, nach der Weissagung der Quersummenrechnung. Heute am 12. November wissen wir noch nichts davon. Aber es ist mir seltsam, daß ich einen Kalenderzettel heute morgen fand, den ich zu Anfang des Krieges auf der Schiffsbrücke beim Kapitän Roscher auf dem Postdampfer „Manila" vom Bretterboden auflas und aufbewahrte. Der Zettel ist vom Sonntag, dem 26. Juli 1914. Und der dritte Vers des Liedes lautet:

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Nikolaus Lenau

Denselben Vers hatte mir vorher im Juni eine alte Freundin, Frau K., im Brief geschrieben und mich an das Lenausche Lied erinnert. Nun fand ich damals bei Kriegsausbruch das Lied auf dem Schiff, auf dem ich fuhr, auf einem Kalenderzettel. Und heute finde ich diesen Kalenderzettel, den ich gut in einer Brieftasche mit Annies Bildern verwahrt hatte, auf dem Mattenfußboden meines Zimmers. Ich las ihn wie zufällig unter dem Stuhl auf und war überrascht. Ist es eine Vorbedeutung, daß ich das Lied wiederfinde?

Wenn ich nur jeden Tag einen Brief von Annie haben könnte! Ich fühle mich immer so aufgerichtet von ihren Briefen. Nach ein paar Tagen falle ich dann wieder zusammen. Ich bin so stark, während ich ihre lieben, klugen, klaren und herzlich guten Worte lese, dann aber wird der Brief wie die Rübenmenschen des Rübezahl. Die Worte verrunzeln und welken, und der Brief stirbt Ende der Woche, und ich warte auf einen neuen zum nächsten Wochenanfang.

Junge Menschen haben keine Seele. Die Seele ist ein Aroma, das sich erst mit den Jahren aus dem Leben im Menschen ansammelt, wie ein Geist aus dem Weh- und Wohlinhalt vieler Jahre. Es ist gar keine Kunst und gar kein Verdienst, wenn man durchs Altwerden Seele oder Aroma des Lebens bekommt. So wenig, wie es ein Verdienst ist, daß man, wenn man sich satt gegessen hat, keine Suppe mehr mag und kein Gemüse, sondern Kaffee, Zigarre und Likör, lauter stark duftende Dinge. Als reifer Mensch stört man die unreifen nur mit seiner Sattheit und mit seinem Verdauungsüberblick über das Leben. Die jungen Leute lieben keine Würde, aber sie fürchten sie, sehen sie als notwendig an, aber nicht als unterhaltend. Unterhaltend ist Würde nur für die Würdigen im würdigen Alter.

Wunschlosigkeit

Ein wolkenschwerer, enger Tag,
Wie ich ihn in der Heimat mag,
Liegt über Reisfeld und Vulkan.
Der Morgen sieht sich dunkel an.

Und der Mimosenbäume Zeile
Windstill am Wege. Und ich teile
Den Ernst der Straße, die gebleicht
Wunschlos in weite Ferne reicht.

Und lautlos, wie nur Vögel fliehen,
Javanen durch die Felder ziehen.
Sie tragen Gras in Bündeln fort
Und tauschen nur ein Flüsterwort.

Lautlos zu sein ist ihr Behagen.
So still. Man hört die Wolken fragen:
Wo will der Weg der Menschen hin?
Wunschlosigkeit hat frommen Sinn.

Garoet 1915

Garoet, Sonntag, 14. November 1915

Heute mittag war mir ganz wehmütig, daß mein Beo nicht dabei war, als ich wie immer für mich allein am Tisch meiner Veranda saß und aß. Ich stehe sonst beim Essen auf und stecke ihm etwas durch die Käfigstäbe zu. Er tanzt so lange auf seinen Stangen im Bauer herum und so auffallend, bis ich komme und ihm etwas bringe. Ein wenig Kartoffel oder Brot oder Frucht und morgens ein wenig vom weichen Ei bekommt er immer. Und ich lasse mich gern von ihm bei Tisch stören und verwöhne ihn ein bißchen. Wir sind gute Kameraden geworden. Heute fehlt er mir, und meine Veranda scheint mir verlassen.

Garoet, Donnerstag, 18. November

Vorgestern ist Herr D. mit kleinem Sohn und Kinderfräulein hier angekommen. Herr D. war der erste Mann in dem großen deutschen Geschäft von B. M. & Co. in Singapore. Er wurde mit allen Deutschen zu Anfang des Krieges 1914 in ein Gefangenenlager bei Singapore gesetzt, wo auch der kranke W. war, der hier lungenkrank liegt. W. wurde wegen seiner Krankheit zu Weihnachten freigegeben. Und kam hierher. D. aber entfloh Mitte Februar 1915, als der indische Armeeaufstand in Singapore war, mit dem Leutnant L. (von der Emden) in einem chinesischen Sampan (Barke) über das Meer nach Sumatra. Das beide bis Padang durchquerten. Von wo sie später mit einem holländischen Schiff nach Batavia kamen. Seitdem lebt er auf Java. L. aber gelang es im Frühjahr, nach Manila und nach Amerika zu reisen, und er soll jetzt in Deutschland angekommen sein. Warum gelingt das mir nicht? Ich verstehe nicht, weshalb ich trotz aller Mühe nie eine Gelegenheit finde, hier fortzukommen.

Seit dem 15. November begannen die schweren Nachmittaggewitter, die mit Sturzregen ein paar Stunden dauern. Oft sind die ganzen Tage jetzt wolkenbedeckt. Und ich muß an die halbdunkeln Novembertage Deutschlands denken und genieße den Anblick der grauen javanischen Wolkendecke am Himmel.

Gestern abend schon und heute abend wieder ist ein großer Schwarm von fliegenden Termiten-Ameisen, großen Dingern, ausgeflogen und wirbelt massenhaft um die elektrischen Lampen am Mast bei der Hotelecke vor meiner Veranda. Einige kamen eben in mein Zimmer unter die Glühbirne am Waschtisch. Sie rascheln mit den vier großen Flügeln an der Kalkwand des Zimmers hinauf und herab. Sie werfen unruhige große Schatten aus der Luft herab, wenn sie fliegen. Aber verblüffend ist, daß sie ihre vier Flügel, einfach wie ein Esser Messer und Gabel hinlegt, ablegen und flügellos weiterlaufen, wenn man sie anfaßt. Immer glaube ich, daß alle fliegenden Ameisen ihre Flügel sich selbst machen und sie künstlich an ihren Körper anlegen, zum Liebesflug. Immer kam es mir so vor, als seien die Ameisenflügel gar nicht angewachsen. Sie haben sich in ihrer Ameisenkultur bereits Flügel erfunden, die sie aber nur zum Liebesflug anlegen dürfen, diese Flugmaschinen.

Gestern und heute

Ach, gestern schossen sie hier voll Wut.
Die Bäume stehen bespritzt mit Blut.

Was tun sie heute? Was tun sie dort?
Sie gehen im Gras umher ohne Wort,
Den Helm im Nacken, sie stehen gebückt,
Soldat bei Soldat heut Blumen pflückt.

Heut grub man den tapferen Toten das Grab,
Heut senkt man sie blumengeschmückt hinab.
Nicht eine Hand heut ans Töten denkt.
Sie sind ins Blumenpflücken versenkt.

Der Fuß geht vorsichtsvoll, nicht hart,
Und Wiesenhalme umwehen den Bart.
Sie pflücken alle. Sanft pflückt die Hand,
Die gestern Zeit nur zum Töten fand.

Und bald vielleicht liegt still und starr
Dieselbe Hand in der Blumenschar.

Garort 1915

Wie ich mich schäme

Wie ich mich schäme, wenn ich mich labe,
Daß ich täglich mein Essen habe.
Wie ich mich schäme des Bettes, der Kissen,
Und meine Brüder im Schneefeld zu wissen,
Die da im Laufgraben brechen ihr Brot,
Zur Seite den kältesten Freund — den Tod.

Wie ich mich schäme der tatlosen Hände,
Die ich nur falten kann täglich ohn' Ende,
Den Himmel droben um Segen zu flehen,
Segen für sie, die im Feuer heut stehen,
Schäme mich meiner Atemlust,
Schäm' mich im Schlafe noch unbewußt.

Schäme mich blind vor den Sonnentagen,
Die da glänzen, nicht Kummer tragen,
Sehn' mich nach Nebel, nach grauem Regen,
Darin die Tage sich trauernd bewegen.
Schäme mich stündlich und trage Gram,
Bald erstick' ich an dieser Scham.

Garoet 1915

Garoet, Dienstag, 30. November 1915

Seit vierzehn Tagen habe ich keine Post bekommen. Nun muß heute doch endlich wieder ein Brief von Annie kommen. Ach, ich mag schon gar kein Wort mehr über meine Herzdürre reden oder schreiben. Am wohlsten ist mir, wenn ich tagelang an einem Kriegsgedicht arbeiten kann. Dann vergesse ich alles bei der schönsten Arbeit der Welt, beim Dichten.

Der Kapokbaum, der dünne, blattleere vor meinem Fenster, zeigt jetzt unter seinen vielen handgroßen grünen Schoten einige Bündel brauner getrockneter Schoten, die aufgeplatzt sind, und silberweiße Wolle schaut heraus.

Jetzt gibt es täglich Mango-Früchte (Manga sagt man hier) zum Nachtisch zu essen. Auch Bananen wie immer und kleine grüne Apfelsinen (Tjiroek). In den Gärten blühen alle Rosen, gelbe, weiße, rosa und purpurrote. Auch Dahlien und die ewige Kletter-

pflanze, die weiß und lila Rispenblüte der Glyzinen. Auch Veilchen in Töpfen, weiße Orchideen und große weiße Lilien und blaßlila Flocks in Büschen, dazu die ewig dunkellila blühenden Bugainvilleblüten. In einem Garten der Regentenstraße sahen Frau K. und ich gestern abend beim Heimweg mitten auf einem Kieselsteinplatz im Garten vor der Veranda eines holländischen Hauses einen großen, dichtblühenden tieflila Bugainvillebaum, der hatte, trotzdem er rein lilafarben dastand, unter seinem Stamm an der Erde statt eines dunkeln Abendschattens einen leuchtenden lila Blütenteppich von abgefallenen Blüten. Er war auf der Erde wie ein lila Spiegelbild der lila Krone des Baumes ausgebreitet.

Wenn ich bedenke, wie kahl jetzt Nordeuropa im letzten Novembertag dasteht. Wind und Nebel in den Straßen. Warme Öfen in den Zimmern. Wollebekleidete und pelzumhüllte Menschen. Vermummte Leute vor den glänzenden leuchtenden Schaufenstern auf nassem dunkelm Asphalt im Regen wie schwimmende Schatten unter schwarzen Regenschirmen vorüberziehend. Und hier alle Türen Tag und Nacht offen, grüne, dichte, schattige Baumgänge. Die Gärten voll Sommerblumen. Vögelzwitschern. Die Javanen, braun wie die Erdgüte, halbnackt. Kleine Kinder ganz nackt am Weg. Kleine Frauen mit entblößten schönen, runden, milchschweren Brüsten nähren ihr Kind am Weg unter den Bäumen und vor den Verandastufen ihrer Strohmattenhäuser. Alles lebt in der ewigen Sommerluft. Ich bin im weißen Leinwandanzug. Und habe nur eine Netzjacke als Unterjacke an. Weiße Stiefel aus Leinwand. Und der weiße Strohhut ist morgens oft zu dünn; ich muß den schweren weißen Tropenhelm zum Sonnenschutz tragen. Und dazu die reifen und reifenden Früchte an den Bäumen vor den Augen. Nie endet die Fruchtzeit des Landes. Mangos und Orangen und Zitronen und Kokosnüsse, Durian und Sauersack und viele, viele andere Früchte kommen und gehen. Aber nie ist eine fruchtleere Zeit an den immergrünen Fruchtbäumen hier. Aber das schlimmste ist: als Europäer wundert man sich darüber nicht. Man

sieht es kaum. Man geht herum und denkt, es muß so sein. Es ist ja warm hier, es sind hier die Tropen auf dem Globus und im Atlas liegt das Land unterm Äquator. Das hat man schon in der Schule gehört, daß es hier immer grün ist, und daß es hier immer Blumen und Früchte gibt. Der Europäer bringt sich durch seine Schulweisheit und durch sein nüchternes Hinschauen auf die Tropen um den schönsten Lebensreiz, um den Lebensgenuß. Er vertieft sich nicht in die Genüsse des Landes. Er tadelt meistens die Eingeborenen, daß sie sich in dem Reichtum nicht so arm und so arbeitsgequält wie Europäer benehmen. Er schimpft, daß der dumme Javane keine Arbeit tun will, keine Maschinenarbeit, daß er keinen Sinn für Kapitalistentum hat wie der Chinese. Und dabei bedenkt der Europäer nicht, wie fleißig der Javane seine Reisfelderterrassen bestellt, mit der Hand jede Ähre aus dem Saatbeet ins Feld setzt und die Bewässerung immer gut von Terrasse zu Terrasse instand halten muß. Der Europäer bedenkt nicht, daß in dem fruchtreichen Land unser Bauer aus Europa nicht so hart arbeiten würde. Außerdem weben die Frauen nicht nur, sie sind auch Künstlerinnen. Und das Kleid jeder javanischen Bauernfrau ist von einer Künstlerin mit Wachs auf Leinwand handgemalt, ebenso das Kopftuch und das Schaltuch. Der Javane hat sich seine Tänze, seine Tänze der Hände, erfunden, seine Schattentheater und seine Menschentheater, seine Gamelangmusik, seine Volks- und Heldenlieder, seine Märchen und Geschichten. Alles das sieht der geld- und arbeitgierige oder der touristenflüchtige Europäer wohl, aber es wundert ihn nicht, so wie ihn der ewige Sommer, die Hautfarbe der Javanen, die Nähe des Äquators nicht wundern. Er will es nur gesehen haben, oder er sieht es überhaupt nicht und will in Java immer von Europa sprechen und mit Europa vergleichen, und er beschimpft bei diesem Vergleichen sinnlos fremdes schönes Land und fremde eingeborne Leute. — Der europäische Dünkel ist mir in Asien so zuwider, wie mir in Europa das dünkelhafte Frankreich oder das nun noch dünkelhaftere England zu-

wider war vor dem Krieg. — Warum genießt der Europäer immer sprechend, immer schwatzend wie eine Elster? Warum genießt er nicht aufnehmend, schweigend, besonnen wie ein Javane, wie eine Pflanze, wie ein vernünftiges Wesen? Der Europäer ist kindisch im Genießen. Und er sieht auf die Javanen herab, an Frechheit überlegen, wie die Teufel der Hölle, die die Engel des Himmels Kinder nennen. Dem Europäer von heute in Asien fehlt das schönste, höchste Gut der Welt, das ist die natürliche Unschuld. Er fühlt sich schuldig, er fühlt sich Eindringling, darum wird er geschwätzig, sieht nichts vom Schönen und Guten hier und ärgert sich über Ruhe, Weisheit und Stille und Friedlichkeit der Javanen, die ihm überlegen sind an Unschuld der Natur. Ganz wenige Europäer sehen das ein, zucken die Schulter, können es nicht ändern und adeln sich wenigstens dadurch, daß sie schweigen, das Land und seine Leute nicht beschimpfen und sich im stillen fortsehnen nach ihrer Heimat, wo sie sich einst so unschuldig gefühlt haben wie die Javanen bei sich.

Unter diesem Eindruck, daß ich mich vor dem feingebildeten Javanen der tyrannischen Macht meiner Europabrüder hier schäme, leide ich den ganzen Tag in Asien.

Dazu kommt die Sorge um des großen Krieges Not und die Sehnsucht nach Annies Liebe. Wahrhaftig, ich leide eine ganze Masse und wehre mich dabei nicht, weil alle Wehr augenblicklich nutzlos ist. Meine einzige Wehr sind meine Gedichte. Und daß es mich dann kränkt, wenn die Garoet-Deutschen, die meisten, es unbeachtet lassen, wenn die „Deutsche Wacht“ in Batavia neue Lieder von mir bringt, — das ist doch selbstverständlich. Und selbstverständlich ist auch, daß mir von den Mitgefangenen etwas Anerkennung, mündliche, wohltäte.

Als Belohnung für meine Treue erhalte ich eben einen Brief von Annie vom 12. und 13. Oktober aus Pasing bei München. Sie ist also noch in Deutschland. Sie schreibt mir so lieb. Ach, wie glücklich kann ich sein, sie zu haben. Ich will nichts, nichts

anderes mehr im Leben. Ich hatte gestern schon, als nur die Zeitschrift „Woche“ für H. ankam und niemand einen Brief erhielt, auf Post verzichtet, und nun kömmt der Brief doch noch heute früh. Ich muß gleich antworten, da es morgen fürs Postschiff schon zu spät wird.

Annie schreibt, eine Wahrsagerin habe gesagt, der Dezember würde schwer für mich werden. Aber im Februar würde ich reisen können.

Gern will ich einen schweren Dezember erdulden, wenn ich nur dann endlich reisen darf, heim zu ihr und zum geliebten Deutschland.

Warum aber fürchte ich immer, daß ich hier sterben muß auf Java?

Gestern sind dem H. die zwei javanischen Köche fortgelaufen, denen er eben bewiesen hatte, daß sie Zucker in Massen gestohlen hatten. Und um vier Uhr nachmittags wird der kräftige halbjährige kleine Hermann, der Sohn der Frau H., krank und hat 39 Grad Fieber und ißt keinen Brei und bricht alles aus. Hier geschieht so viel Geheimnisvolles in Java. Und es wäre möglich, es hat von den Köchen einer dem Kind etwas Schlimmes ins Essen getan oder in die Milch. — Dieses unsichere Gefühl, daß hier alles Phantastische leichter geschieht als irgendwo, hatte ich vom ersten Tag in Java. — Es ist das Land der Zahl dreizehn für mich. — Und doch liebe ich die Landschaft und die Javanen und die Seele und den Körper dieses Landes sehr.

Ich habe in der Abenddämmerung nochmals Annies liebe Briefe von heute beim Tee durchgelesen und war so schön weltzufrieden und schrieb dann beim Anschauen des lautlosen und schmucklosen Dunkelwerdens auf der Veranda vor der deutschgrauen Tropenlandschaft ein kleines Gedicht für Annie.

O, ich habe gebetet unter dem nächtlichen Baum,
O, ich habe gebettelt um eine Gnade nur.
O, ich fragte beim Reichtum der Sterne im
Raum.
Götter, lenket das Glück auf meine Spur!

Ging und wurde schweigend wortlos entlassen.
Ging und schwieg vor mich hin in den leeren Gassen.

Gavoet 1915

Sonntag, 5. Dezember 1915

Vorhin, als ich nach dem Mittagessen ein wenig mit Frau G. bei dem kranken W. saß, da kamen wir auf Blumen zu sprechen. Im Garten draußen blühte eine seltsame rote Tropenblume, die Blüte glich einer roten Koralle. Aber sie ist den Augen schädlich und macht sie krank. Und wir kamen auf Flieder, Maiglocken, Nelken, Eichenlaub, Birkenlaub und deutschen Wald zu sprechen, und wir überboten uns jeder darin, eine andere schöne deutsche Blume zu nennen, und wir wurden so freudig erregt dabei, als stünden wir auf einer deutschen Wiese und gerieten in Entzücken, Blume um Blume zu finden und zu bewundern. Es ging uns wie hungrigen Schiffbrüchigen, die sich alle Speisen der Küche vorstellen, um sich angenehme Gedanken zu machen und ihren Hunger mit Phantasiebildern zu stillen. — „Es geht doch nichts über, ach, Deutschland, Deutschland über alles!" schloß Frau G. seufzend die Blumenunterhaltung.

In der neuen Nummer, dem Dezemberheft der „Deutschen Wacht" steht mein Gedicht „Des Königs Sturz" gedruckt. Ich erhielt es gestern zugesandt. Ein gedrucktes Gedicht von mir muß ich immer viele Male lesen und nachprüfen und untersuchen, ob auch alles gut ausgedrückt ist, und ich genieße es eigentlich erst, wenn es so unwiderruflich klar gedruckt vor mir liegt. So geht es mir mit allen meinen Büchern, wenn sie mir der Verlag frisch gedruckt zusendet. Wie ein Kind, das eine Weihnachtsspielsache nicht aus der Hand legt, so gehe ich mit meinen Neudrucken zufrieden umher und lese sie immer wieder und lege sie in der ersten Zeit ungern zur Seite. Bis ich davon müde werde. Dann erst trenne ich mich.

Ach, wenn ich nur einmal Annies Stimme wieder neben mir hören würde! Mein rechtes Ohr ist heute wieder fest zu. Vorübergehende Taubheit auf einem

Ohr soll in den Tropen oft vorkommen, sagte heute Frau K. zu mir. Ich glaube, mein rechtes Ohr ist zu, weil seine Seele Urlaub von mir genommen hat und zu Annie nach Europa gewandert ist, um dort ihre Stimme zu suchen. — Es dämmert. Die Zikaden beginnen zu schnarren, ich höre es auf einem Ohr. Der Sonntag neigt sich seinem Ende zu. Zu Hause bei Annie ist es jetzt mittags zwölf Uhr. Sie geht bald zu Tisch. Ich will ausgehen und mir die Sonntagsehnsucht damit vertreiben, daß ich einen kleinen Bilderrahmen für Annies Bild einkaufe.

Es war eben ein schöner weinroter Abendwolkenhimmel. Er verblaßte aber schnell. Ich wollte auf den Aussichtsturm, aber die eiserne Tür oben war zu. Meine Zimmertüre geht seit einiger Zeit auch schwer auf, die Schwelle ist von Feuchtigkeit geschwollen. Es ist, als wollte die Türe keine lästigen Besucher hereinlassen. Denn Türen haben ebenso wie Menschen und alle Dinge ihren Willen. Ich freue mich über den Willen meiner treuen, guten Zimmertüre.

Garoet, Dienstag, 8. Dezember 1915

Habe gestern nachmittag Briefe von Annie vom 18. und 20. Oktober bekommen, mit meinem Brief vom 13. Juli, Abdruck in der Frankfurter Zeitung. Und auch mit einer Notiz in der Münchener Zeitung vom 20. Oktober, daß der Schweizer Schriftstellerverein den englischen Gesandten in Bern bewogen hat, für mich bei der englischen Regierung um freies Geleit nachzusuchen (Reise nach den Vereinigten Staaten).

Bis jetzt habe ich noch nichts gehört von der englischen Regierung. Es wird auch kaum etwas eintreffen, denn Sch., der doch als Neu-Guinea-Beamter freie Heimreise haben sollte, hat bis jetzt noch keine Papiere aus London erhalten, trotzdem ihm dieselben schon im Juli-Anfang angekündigt wurden durch das Berliner Auswärtige Amt.

Geduld, Geduld, mein altes dummes Herz! Einmal muß es doch auch wieder Frieden werden.

Die Bäume laut im Dunkeln rauschen,
Der Wind nimmt mich zur Ferne mit.
Ich muß noch nachts der Sehnsucht lauschen,
Mein Ohr horcht hin auf jeden Schritt.

Der Sehnsucht ist es nie genug.
Die Bäume reden schnell im Winde,
Und Schmerzen, die ich täglich trug,
Ich nachts noch spät am Wege finde.

Garoet 1915

Garoet, Freitag, 10. Dezember 1915

Draußen der dünne Kapokbaum vor dem Fenster hängt jetzt ganz voll brauner Kapseln. Viele davon sind aufgeplatzt und zeigen dicke weiße Wolle, gekräuselt wie Schafwolle und auch so silberglänzend weißgelblich. Der Baum hat immer noch keine Blätter. Viele Monate hat er nun schon keine Blätter. Nur die Schoten, die erst wochenlang grün an den wagrechten Ästen hingen und nun alle vertrocknet reif sind und sich abschälen und den Wolleninhalt zeigen, bleiben zäh bei ihm.

Heute vormittag las ich in dem „Preanger-Boten“, daß am 20. Dezember ein Dampfer Arakan der neuen Java-Pazifik-Linie von Soerabaja nach Makassar-Manila-Hongkong-San Franzisko geht. Ich kann nun nicht nach dem englischen Hongkong reisen, darf aber vielleicht bis Manila mitreisen, und von dort findet sich vielleicht Gelegenheit für mich, mit einem Lastsegelboot nach Amerika zu kommen.

Ach, wenn diese Reise möglich wäre! Es wäre großartig! Mit einem Schlag, so angenehm plötzlich sich auf dem Weg gen Amerika-Europa zu befinden. Ich bat das Konsulat um Reisegeld, da ich nichts mehr besitze als mein Monatsgeld für Dezember. Heute Abend will ich auch nach Batavia telephonieren. Ich möchte mich so gern laut freuen, wage es aber noch nicht, ehe ich weiß, ob man Deutsche auf den Schiffen der neuen „Pazifik-Linie“ reisen läßt.

Garoet, Sonntag, 12. Dezember 1915

Ich habe gestern und heute aufgeräumt und für alle Fälle zu packen begonnen. Welche Unmasse beschriebenen Papiers sammelt sich in zehn Monaten bei einem Schriftsteller an, das ist kaum zu glauben. Ich habe Unmassen fortgeworfen und zerrissen. Ich habe alle Briefe geordnet. Annies Briefe in gesonderten großen Umschlägen gesammelt und ebenso die Briefe der Bekannten in anderen Umschlägen und die Gedichte auch in Briefumschlägen, die ungedruckten.

Schön ist es, wenn im dunkeln hohen Goldregenbaum da drüben am Regentenweg eine goldene Wolke aufglüht, als solle der Baum Feuer fangen. Und es ist, als glühte ein Geist, der sich im Baum einen Schlafplatz gesucht hat, und lachte mir zu.

Welche Krankheit steht mir jetzt bevor? Ich glaube, ich habe neulich zum zweitenmal geträumt, daß ich mich im Traum selbst gesehen habe. Man sagt, wenn man sich im Traum selbst sieht, muß man sterben. Ach, ich möchte vorher noch einmal Annie küssen und Deutschland wiedersehen. Früher, lieber Himmel, laß mich nicht von der Erde fortgehen!

In der Ferne spielt wieder die Musik aus dem Klubhaus. Es ist heute abend so totenstill. Jetzt liegt schwarze Finsternis draußen. Kein Stern, kein Baum, nur tiefe Schwärze ist vor der Veranda. Die Grillen schrillen und bohren sich in die Stille. Und Moskiten erscheinen und beginnen lästig zu werden. Es muß schon wagrechter Halbmond sein. Aber es ist vor Finsternis nichts zu sehen. Totenstille überall, als läge in dieser Finsternis Schnee, der alle Geräusche zudeckt. Dabei ist es warm wie im Augustabend in Würzburg.

Meine Neu-Guinea-Heidentümer habe ich vom Nebentisch auch weggeräumt und in meinen großen Koffer gepackt. Auf der Veranda auf den beiden Seitentischen sind nur die zwei goldgerahmten Bilder der schönen Chinesenfrauen bei mir und auf dem andern Tisch der zugedeckte Beokäfig, der abends mit braunrotem Batikstoff verhüllt wie ein Sarg dasteht. Ach, wenn ich nur abreisen dürfte am 20. Dezember

nach Manila. Aber Herr F. höhnte mich gestern im Eßsaal. „Packen Sie nur wieder aus," sagte er so laut, daß ich Angst hatte, die anwesenden Engländer würden es hören. Er sagte auch noch: „Englische Spione wissen längst, daß Sie reisen wollen. Und übrigens nimmt die Pazifik-Linie gar keine Deutschen nach Manila mit." Ach, wenn er wüßte, wie sehr mich mein Herzmuskel schmerzte, als er das so plump und laut heraussagte. Er mag ja wohl recht haben. Aber warum zerreißt er mir die paar Stunden Hoffnung, die ich eben aufatmend genießen möchte?

Er hat alles hier, Frau und Kinder, und tut den ganzen Tag nichts. Ich habe nichts als meinen Atem hier. Ich habe kein Weib, kein Geld. Und außerdem quält mich die Angst immer, daß mir Gedichte und Tagebuch nicht so gut gelingen möchten, wie ich es wünsche, da das fremde schwüle Klima die Gedanken nicht überschässig frisch macht. Dieser Mann ist außerdem dreiundzwanzig Jahre in den Tropen in Asien, und ich bin nur Durchreisender und bin auch zu alt, um mich nochmals an das neue fremde Klima gewöhnen zu können.

Qual

Wie Berge einsam bin ich. Möchte klagen.
Muß täglich, stündlich in die Leere fragen.
Reisvöglein hat es gut dort im Geäst,
Das ab und zu fliegt zu der Brut im Nest.

Der Leute Schritte in der Bäume Schatten,
Die vor dem Haus hinwandern ohn' Ermatten,
Sie wissen still und stet ihr täglich Ziel.
Doch Ungewißheit treibt mit mir ihr Spiel.

Die Hahnenschreie, die vom Zaun herschallen,
Hell heimatlich im Ohr mir widerhallen.
Ein Rechen vor der Tür scharrt hin und her, —
Einfachste Laute, von Erinnrung schwer.

Doch Krieg verhüllt mit grauer Luft die Ferne.
Vergeblich such' ich nach der Heimat Sterne.

Kein Frieden zieht mehr in die bange Brust.
Nie hat mein Blut von solcher Qual gewußt.

Garoet 1915

Garoet, 14. Dezember 1915

Auch einem schönen isabellenfarbenen Ponie begegneten wir. Das hatte so schönes, rotgoldenes glattes Seidenhaar am Leib wie das Haar auf dem Kopf meiner Annie. Und es hatte eine so weißhaarige Mähne und weißes Schweifhaar wie die Augenbrauen und Wimpern, die weißseidenen, meiner Annie. Als ich stehenbleibend dem Ponie nachsah, wendete es von weitem den Kopf nach mir um und wieherte stehenbleibend einen Augenblick, als lache es laut. Wollte das rotgoldene Ponie mich von Annie grüßen? Sicher, ich bin fest überzeugt.

Aus Batavia noch keine Nachricht, ob ich am zwanzigsten reisen darf. Meine Koffer sind beinah fertig gepackt.

Abends sechs Uhr

Heute nachmittag bekam ich einen Brief von Konsul W., daß die Java-Pazific-Linie, die neue, keine Passagiere mitnimmt; er sagte, es wäre auch schwer, von Amerika heimzukommen. Ich bin traurig. Mit der Reise ist es also wirklich nichts. Ich darf nicht darüber nachdenken, es bedrückt mich zu sehr.

Gestern abend las ich im Berliner Tageblatt vom 23. Oktober, daß in Deutschland wöchentlich zwei fleischlose Tage gehalten werden müssen, und an drei Tagen darf nicht mit Fett gekocht werden. Ich habe heute beschlossen, auch zwei fleischlose Tage wöchentlich zu halten. Und als ich es beim Mittagessen sagte, meinte Herr von A. höhnend, das wäre dann eine Entfettungskur. Nun habe ich die aber nicht nötig. Ich habe hier fünf Pfund abgenommen und wiege nur achtundsechzig Kilo. Als mir der Junge die Fleischplatte reichte, legte ich ganz in Gedanken ein Bratenstück auf meinen Teller. Aber ich ließ es liegen und aß es nicht. Ich aß nur Gemüse, Kartoffeln, kleine Pfannenkuchen und eine Orange. Das war

reichlich genug und bekommt mir viel besser. Heute morgen aß ich auch kein Fleisch, nur zwei Eier. Ich finde, das ist das wenigste, was man tun kann, wenn man aus der Ferne im Frieden zuschaut, wie sich die Heimat quält, daß man sich ein wenig Beschränkung im Essen freiwillig auferlegt aus Mitgefühl und Ehrung für die Leiden und die Leidenden in der bedrängten deutschen Heimat.

Heute nachmittag träumte ich auf meinem Bette liegend: Ich sah einen Käfig, ähnlich groß wie mein Beokäfig. Darin saß eine große blaue Kronentaube, wie es welche in Neu-Guinea gibt. Die Taube, die wunderbar blaue, schien mir aber im Traum mein Beo zu sein. Sie begann den Hals zu strecken und wurde einem Phönixvogel ähnlich, sie streckte sich und schwebte dann bis an das Dach des Käfigs. Dabei schloß der Vogel verzückt die Augen und hatte den Hals lang zur Höhe gereckt, als ob er schwebend hinreißende Erscheinungen in der Luft sähe, ähnlich wie ein Auerhahn auf der Balz. Dann sank er herab und fiel auf den Boden des Käfigs. Und ich dachte ängstlich: „Ach Gott, was hat nur mein Beo? Er streckt sich ja, als ob er sterben müsse. Es sieht aus, als wolle ihn sein Geist unter Verzückungen verlassen!" Dann aber, kurz ehe ich aufwachte, erkannte ich erst, daß der Vogel kein Beo war, sondern eine blaue wunderbare große Kronentaube. Beim Erwachen war ich noch lange unter dem Druck des sonderbaren Gesichtes: des verzückt im Käfig auffliegenden und niederfallenden Vogels, des märchenblauen. Ich konnte mir den Traum nicht auslegen. Soll der Vogel meine Sehnsucht gewesen sein, die sich in ihrer Gefangenschaft gereckt hat in der Hoffnung, daß ich am 20. Dezember abreisen könnte; und nun war sie durch den Brief vorhin in Enttäuschung auf den Boden ihres Käfigs niedergesunken? Nur so konnte ich mir den auffallenden Traum erklären. — Schade, daß es keine Traumdeuter mehr gibt.

Es wird so dunkel, und mir wird so bang.
Die Trennung von der Liebsten ist so lang.

Ich zittre, liege still und atme kaum, —
Ein Blitz fiel geisternd durch den Himmelsraum.

Ich bin so schreckhaft wie ein Wild im Wald.
Die Sonne sank; und kehrt sie wieder bald,
So hab' ich nur das eine stets gedacht:
Fern von der Liebsten ist es ewig Nacht.

Garoet 1915

Garoet, Freitag, 17. Dezember 1915

Es wird in Batavia bestätigt, daß die Regierung ein Telegramm empfangen habe, das sagt, daß der Suez-Kanal vom Januar ab für die Schiffahrt geschlossen werden soll.

Dann werden die Schiffe mit unserer Post über das Kap der Guten Hoffnung um Afrika reisen müssen. Die Post wird wahrscheinlich dann zwei Wochen später ankommen. Es wird immer grausamer, das Getrenntsein von der Heimat.

Am Abend war L. bei mir zu Besuch und legte mir die Wochenausgabe der Straits-Times hin (vom 9. Dezember). Darin stand ein Artikel, überschrieben: „Von Deutschland nach Sumatra". Darin wird geschrieben, es wäre in der Londoner Times eine Nachricht gewesen, daß ein deutscher Dichter namens Max Dauthendey in Sumatra spurlos verschollen wäre. Er wäre bei Kriegsausbruch auf einer Weltreise gewesen, wäre vom Krieg in den Molukken überrascht worden, wäre nach Java und Sumatra geflüchtet, sei in das Innere von Sumatra gegangen und dort spurlos verschwunden. Und der Schreiber des Straits-Blattes höhnt dann und sagt, er habe mit dem deutschen Dichter gar kein Mitleid. Und der schweizer Professor Seippel aus Zürich habe sich zwar im Namen der Schweizer Literarischen Gesellschaft für meine Heimkehr in London verwendet, aber ich wäre nicht auffindbar. Wenn mal ein Kapitän in der Bandastraße am Ufer einen Weißen mit einem Rhinozeros kämpfen sehen würde, so wäre das sicher der ältliche deutsche Dichter Max Dauthendey.

Ich habe viel über diese freche und boshafte Bemerkung gelacht.

Aber am Abend bei Tisch bekam ich einen anonymen Brief aus Weltevreden zugeschickt, mit einem Ausschnitt aus dem Neuen Amsterdamer Courant, darin steht auch, daß ich in Sumatra spurlos verschollen und verschwunden und trotz aller Bemühungen unauffindbar sei.

Garoet, 18. Dezember 1915

Gestern kam Frau K., schöner als jemals, zu mir um fünf Uhr auf die Veranda. Sie hatte sich mittags durch ihr javanisches Mädchen, das sie schickte, für den Nachmittag anmelden lassen. Wirklich, ich habe, ehe sie kam, ein Stoßgebet gebetet, um mich nicht verführen zu lassen. Abgewiesen hatte ich sie schon am Sonntag mittag, wo sie anklopfte, dieses Mal mußte ich sie annehmen. Sie sah sehr gut aus im schwarzen Florkleid mit dem schönen weißen Hals. Sie sah gescheiter, aufgeweckter aus und ein klein wenig schwermütig. Aber beim Sprechen legte sie so viel bestrickendes Lächeln in ihre Gesichtszüge und ließ ihre blaßblauen Augen so eindringlich glänzen, daß ich schweren stummen Widerstand leisten mußte.

Ehe sie kam, hatte ich mir eingeredet, wenn einer einen schönen Apfel essen will, dann kann man ihm noch so viele Kirschen hinhalten, er denkt doch an einen Apfel. So ist meine Sehnsucht. Mein Apfel ist Annie. Die anderen Frauen sind andere Fruchtsorten. Ich schreie nach einem Apfel und pfeife auf alle Kirschen. Aber wenn man gar nichts bekommt und Kirschen gegenüber sitzt, greift man zuletzt auch bei Kirschen zu, dachte ich, wie die Frau K. da vor mir war.

Doch ich griff nicht zu, trotzdem mir die Gelegenheit so leicht gemacht war. Ich verleugnete alle Manneslust vor ihr und gab ihr statt meines Mundes Lindt-Schokolade, und ich setzte mich weit von ihr in einen tiefen Stuhl. Der große Tisch stand zwischen uns. Sie saß hoch auf dem Schaukelstuhl, ich räkelte mich auf einem Halbliegestuhl. Ich sagte ihr, als

mein mürrisches Gesicht ihr auffiel, daß ich Sehnsucht nach Hause habe und geärgert bin, weil der Freibrief nicht ankommt.

Sie konnte nicht verstehen, daß ich das Leben hier in Garoet nicht schön fände. Da zankte ich sie ein wenig wegen ihres leichtsinnigen Lebenswandels. Das tat ich aber nur aus Notwehr, um der Versuchung zu widerstehen. Zuerst las ich ihr aus meiner „Geflügelten Erde" aus Japan vor. Dabei konnte ich mich hinter die Worte des Buches verstecken, bis es dunkel wurde und das Licht angezündet wurde. Dann als sie ging, hatte ich noch eine bange Sekunde. Ich begleitete sie höflichkeitshalber durch mein Zimmer bis zur Tür. Da sah ich, daß eine weiße Schnur aus ihrem Blusenschlitz rückwärts am Rock blinkte, unglücklicherweise, denn ich hatte schon aufgeatmet, daß sie im Fortgehen war. Da blieb sie zwischen Bett und Tisch in der Mitte des Zimmers stehen, suchte umständlich mit der Hand rückwärts nach der Schnur und bog ihren nackten Hals, und ihre Figur stand so halb gebückt dicht vor mir, als sollte ich nur zugreifen, sie würde schon still halten. Es dauerte umständlich lange, man hätte sie viele Male in der Zeit umarmen und küssen können, dachte ich.

Endlich ging sie mit dem langsamen Schritt, der so klebrig am Fußboden haftet, so wie alle schönen Sünderinnen zu gehen die Gewohnheit haben, langsam und dem folgenden Mann Gelegenheit gebend.

Wie habe ich mich dabei beherrschen müssen. Und so war es schon oft, und nicht bloß bei ihr, bei mancher anderen jungen Frau ebenso. Aber ich habe mir in den Kopf und ins Herz gesetzt, ich will Annie meine ganze Treue nach Hause bringen. Ich finde dieses noch viel süßer, wenn es mir gelingt, als alles, was ich würde genießen können. Wohl leide ich oft, aber mehr noch genieße ich das Treusein. Frau K., die nun meistens mit Herren S. spazieren geht, erzählte mir neulich, daß sie nach einer anderen Pension ziehen will, wo es billiger ist. Es ist besser, daß sie das tut. Sie ist zu quecksilbrig, denn sie ist jung und lebenslustig. Mir aber und meinem Herzen ist

diese unruhige Frau in meiner Sehnsuchtsstimmung und im Heimwehleid ein Greuel.

Ich habe in diesen drei Weihnachtstagen das Evangelium Matthäi durchgelesen, jeden Morgen einige Abschnitte. Nun liegt wieder einmal das ganze reine Leben von Christus vor mir. Es tut wohl, so ein durchgeistigtes Männerleben wieder einmal klar vor Augen zu sehen. Und wie stark ist jedes heilige Wort seiner Lehre, seiner Gleichnisse, seiner Anreden und Antworten. Es ist immer aus der Mitte des Weltalls gesprochen, so voll Edelsinn und Güte klingt jeder Satz seiner Reden und so voll köstlicher Weisheit. Ein Wort habe ich mir gemerkt: Betet und fastet, dann könnt ihr Berge versetzen. Ich will es befolgen. Es drängt mich innerlich dazu. Es ist mir ein Bedürfnis, zu beten und zu fasten.

Du Baum, allein am Hügelrand,
Dein Einsamsein ist mir verwandt.
Du siehst wie ich den Tagen nach,
Und ruhlos rauscht dein Blätterdach.

O Wolken, Wind, o, Abendland,
Wie seid ihr Schweigenden mir verwandt!
Ein Blitz springt übers dunkle Kraut, —
Die Ewigkeit hat uns angeschaut.

Das Leben, — ein feuriger Augenblick!
Und Sehnsucht und Sehnsucht ist unser Geschick.

Garoet 1915

Brief an seine Frau

Soerabaia, 29. März 1916

Ach, Herz, mein Herz, am Tag (vorgestern), wo ich bereits sechs Briefe endlich erhalten hatte von Dir, nachdem ich beinah ein Vierteljahr ohne Nachricht (seit Weihnachten) gewesen, erhielt ich am Abend noch zwei Briefe von Dir. So schön habe ich nie hier geschlafen, wie nach dem Tag mit acht Briefen von Dir.

Liebe Annie, ich begreife so gut, daß Du zuerst Dich im Haus eines Gelehrten nicht so wohl fühltest. Aber es ist nicht das Wohlgefühl, nicht die Unterhaltung, die man im Leben bei den Menschen suchen soll, sondern die Ehrlichkeit ihrer Absichten. Bei ehrlichen, braven Menschen herrscht immer eine gute Luft. Wenn diese Luft manches Mal, besonders in Süddeutschland, den Eindruck der Langeweile macht, so muß man sich doch begnügen und immer wieder danken, wenn man bei guten, treuen, ehrlichen Herzen zu Besuch sein darf.

Ich finde das hier nirgends. Ja, nur Doktor S. in Medan, und Karl S. und sein Bruder Julius hatten treue, gute, herzliche, aber auch etwas langweilige Luft um sich. Aber die Ehrlichkeit und Einfachheit dieser Menschen ist mehr wert als alles Geisteshlitzen, wenn dadurch belacht und bespottet wird, was herzlich und einfach ist.

Du kamst vom lebhaften Berlin, darum ging es Dir dort so sehr auf die Nerven. Aber Herz, man sucht Stille bei den einfachen, ernsten Menschen. Aber Du bist jetzt meinethalben so in Unruhe, daß Du die Stille nicht lieben kannst, die Dir nutzlos erscheinen muß. Ich verstehe alles so gut. Ich glaube aber auch, daß die andern, die Du voll Unruhe besuchst, wenn sie gütig sind, Dich verstehen können und müssen, — wenn sie Zeit dazu übrighaben und Geduld.

Aber nun ist es der Krieg, der alle bedrückt, der viele gute Leute blind macht vor Nervenaufregung. Ich habe hier in Soerabaia noch keinen ruhigen Deutschen getroffen. Alle rennen aneinander vorüber und auch an mir. Ich leide oft darunter. — Die ganze Welt ist eben krank am Krieg. Bleib Du mir nur gesund bis zum Frieden!

Ich spreche, wenn ich nicht zu Javanen einige Brocken Malaiisch sprechen muß, immer Deutsch. In allen Geschäften hier beginne ich sofort die Holländer deutsch anzureden, und nicht englisch oder französisch. Sie antworten dann auch alle gut deutsch zurück. Und sie empfehlen mir dann ihre deutsche Ware, die

sie immer als die dauerhafteste anpreisen. Was mich sehr freut. Die Hotelmanager sind oft Deutsche und Österreicher. Hier im Simpang-Hotel ist es ein Österreicher. Das tut mir gut, manches Mal am Tag im Vorübergehen fünf Minuten reines Deutsch zu hören. Du glaubst nicht, wie mein Ohr nach deutscher Sprache schmachtet, denn schließlich ist einem Dichter doch die Muttersprache das Lebenselement, wie dem Vogel die Luft. Immer dieses halb deutschähnliche Holländisch um mich auf den Galerien des Hotels von den Zimmernachbarfamilien zu hören, macht mich schon am frühen Morgen einsam und heimwehkrank. Lieber höre ich noch von den Javanendienern das Malaiische, das gar nichts mit Deutschland zu tun hat, als die holländische Sprache, die beinahe deutsch und doch nicht deutsch ist; wie eine Stiefmutter, die beinahe Mutter und doch nicht meine Mutter ist. — Übrigens, wenn ich Holländisch sprechen will (lesen kann ich es vollständig), so komme ich immer ins Schwedische, da beide Sprachen sich noch ähnlicher sind, als Deutsch und Holländisch.

Es freut mich, daß Du die javanischen Lieder erhalten hast. Du mußt die Begleitung am Klavier Glockentönen, ähnlich wie Glockengeläute, nachmachen. Dann bekommst Du, wenn du Glocken klingen läßt und nicht zu taktfest spielst, den besten Eindruck von javanischer Gamelang-Musik, die einen eigentlichen Takt nicht kennt; so wie alle Kirchenglocken, zugleich geläutet (ähnlich wie in der Weihnachtsnacht), ein Konzert von Tönen ohne festen Rhythmus geben, aber ein beseligendes Gefühl von schwingendem Glückszustand im Herzen der Menschen schaffen. — So viel Musik, wie man bei den Javanen von Garoet hört, hört man nirgends auf Java. Dort sind aber auch bekannterweise die schönsten Frauen Javas zu Hause. Und diese lösen im Mann natürlich immer — wenn er leidenschaftlich ist — Musik aus. Immer hört man in Garoet auf Spaziergängen hinter irgendeiner strohernen Hüttenwand Musik — Gamelang oder Flöte. Davon ist nichts hier in Ost-Java. Hier sind die Männer — besonders die Maduresen —

gleich mit dem Krismesser bei der Hand. Die Hitze des heißen flachen Landes am willkürlichen, endlosen Meer scheint die Männer blutdürstig zu machen. Die Frauen hier sind üppiger, unkünstlerischer als die viel feineren Frauen der Provinz Preanger, in der Garoet liegt, wo ich bisher lebte. — Das Land hier strotzt auf Tagereisen von Süßigkeit, denn alles Land ist voll Zuckerrohr hier, und es ist nur wenig Reis dazwischen. Diese schwüle Süßigkeit macht wohl alles Blut zu üppig, und die Leute hier wirken stumpfer und heftiger und blinder vor allzuviel Leidenschaft.

Seit der gute deutsche Zensor von Emmerich in Deinen Brief geschrieben hat, daß ich so viel schreiben darf, als ich will, schmiere ich Seite um Seite voll, nur um bei Dir zu sitzen im Geist und mir einzubilden, ich führe ein Plaudergespräch, wie wir im Leben so viele geführt haben, durch die ich Dich vom Haushalt stundenlang abhielt. Ich glaube, es war auch damals mehr die Lust, Dich nah zu haben, als die Lust, zu sprechen, die mich zwang, stundenlang in Dich hineinzuschwätzen, ich verliebter Schwätzer, ich.

Dein altes Herrle Dein

Während ich dieses vertieft in Dich schrieb, hat mich die „Babu", das javanische Zimmermädchen, einer Dame nebenan, lange beobachtet. Sie hockt am Rand der Galerie und fächelt die Glut in einem Bügelstahl an. Sie sah mir mit zwei langstieligen Augen nach, als ich eben aufstand und diesen fertigen Brief in mein Zimmer trug. Immer sitzen irgendwo hier unbemerkt zwei javanische Augen in einem Winkel, lautlos wie halbschlafende Katzen. — Du weißt, meine Augen gehen mir manches Mal ein wenig salzwässerig über. Wenn ich lange mich zu Dir hingedacht habe und dann aufsehe und allein bin, dann schlüpft ein wenig Tränensaft unterm Augendeckel vor, und ich kann mich von dieser Zimperlichkeit nicht gleich frei machen. Denn es ist dumm, immer wieder schwach zu werden. Tagsüber bin ich wie ein geduldiges Stück Asphaltpflaster, das nicht knackt, wenn die Hufe darüber trampeln. — Die Javanin sitzt

noch immer draußen und fächelt nachdenklich das Bügeleisen. Sie hat wohl noch nie vorher die Träne eines Mannes und noch dazu die eines harten Europäers auf ein Schreibpapier tropfen sehen. Sie glaubt ganz sicher, jemand hat mir ein Liebesgift eingegeben. Halb erschreckt, halb verstehend sah sie zwischen Bügelstahl und Strohfächer nach mir, ohne in ihrer Arbeit eine Sekunde auszusetzen. Denn taktvoll sind alle javanischen Menschen, wie vorsichtige gute Haustiere, die im Unterbewußtsein schneller verstehen als der Verstand der Verständigen.

Herz, mein Herz, bleib mir nah, wie ich Dir bin! Grüße alle herzlich vom furchtbar geduldigen

Maxla Dein

Soerabaia, 30. März 1916

Hier in Java jetzt in der Kriegszeit als Deutscher zu reisen ist direkt ein Kunststück. Als Europäer fährt man natürlich nur erster Klasse und sitzt unter Holländern. Öffne ich den Mund und bestelle ich im „Java-Expreß" Essen oder Tee, so fragt mein Reisenachbar: „Sie sind Engländer?" und grinst freundlich. Sage ich prompt: „Nein, ich bin Deutscher", dann weicht er zurück, sucht ein offenes Fenster, — gerade, als ob er sich sofort hinausstürzen müßte, um dem Deutschen zu entkommen. Allmählich aber gewinnt er Mut, er zündet sich eine Zigarre an und beobachtet mich von weitem, wie man im Aquarium argwöhnisch die Schlangen hinter den Glaswänden betrachtet, immer mit dem Gedanken: Wenn jetzt das Glas nicht wäre . . .!

Der Holländer beginnt dann aber boshaft zu werden und fragt: „Kommen Sie aus Tsingtau?" Die unverschämteste Frage, die er stellen kann. Tsingtau bedeutet hier in Asien die einzige deutsche Niederlage, die wir erlitten haben. Und damit, daß er mir sagt: „Sind Sie aus Tsingtau?" will er boshaft sagen: „Sind Sie aus Tsingtau vor den Japanern davongelaufen?" Ich gucke ihn groß an und sage ruhig: „Ich komme aus Berlin, Mai 1914." Dann

beginnt er plötzlich begeistert von Deutschland zu schwärmen: wie wenig man den Krieg dort fühlt, denn er wäre 1915 erst in Geschäften in Berlin gewesen.

So wie Kinder sind diese Menschen hier. Zuerst entsetzt und dann begeistert. Wie Kinder, die man lehrt, ein Pferd furchtlos zu streicheln. Zuerst bang und dann doch entzückt über den Mut, daß sie mit einem leibhaftigen Deutschen in Kriegszeit Gelegenheit zum Sprechen finden, — so sind die meisten Holländer, die in Eisenbahnen und Hotels in meine Nähe kommen.

Mir ist es deshalb wie ein Spießrutenlaufen, wenn ich an neue Plätze unter Holländer komme, bis sie endlich wissen, daß ich ein Deutscher bin, und sich daran gewöhnt haben.

Neulich im Auto von Tosari herunter mußte ich drei Stunden neben einem jungen Engländer aushalten. Wir beide ganz allein saßen Seite an Seite in der herrlichen Berglandschaft. Er sah nach rechts, ich sah nach links, — drei Stunden lang! Kein Gruß wurde gewechselt.

Soerabaia, Simpang-Hotel, Sonntag,
6. April 1916

Vier Tage sind vergangen, seit ich in dieses Buch schrieb, und schwere Stunden waren in diesen Tagen. Mittwoch, am 2., kam S. herein in die Stadt, als ich eben auf dem norwegischen Dampfer „Ätna" gewesen war, um den Kapitän zu sprechen. Vergebens hatte ich vormittags auf dem Konsulat und nachmittags im Hotel bis zum Abend gewartet, und ich wurde unruhig. Nachmittags schickte er mir sein Auto ins Hotel und Herrn W., einen Angestellten, der mir mitteilen sollte, der schwedische Konsul sei dagewesen und hätte R. mitgeteilt, daß der Kapitän ein Däne sei und kein Schwede; und er wolle keinen Deutschen mitnehmen. Nun sollte ich selbst nochmals eine Überredung versuchen und selbst auf das Schiff fahren, denn am nächsten Tag sollte die „Ätna" den Hafen von Soerabaia verlassen. Ich fuhr im Auto sofort zum Hafen und ließ mich in einem Boot auf

das Schiff fahren. Ach, die Seeluft, der Schiffsgeruch, die norwegische Flagge im kleinen Salon des Frachtdampfers. Alles war so angenehm für meine Hoffnung und Heimwehsehnsucht.

Ich fand einen Offizier mitten unter den Arbeitern, die Holz einluden. Der sagte mir, der Kapitän sei am Land und werde erst am nächsten Tage in der Frühe zu sprechen sein. Ich sollte um neun Uhr morgens wiederkommen. Ich mußte gleich wieder zurück an Land fahren. Leider.

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr fuhr ich wieder voll Hoffnung zu dem Norweger, der um zwölf Uhr abdampfen sollte. Aber der Kapitän war wieder nicht da. Er wollte mich in einem Hafenbureau am Land um elf Uhr erwarten. Dort traf ich aber einen Engländer. Ich ging fort, nachdem wir nur schwedisch gesprochen hatten, und redete gar nicht weiter. Ich begriff, daß nichts auszurichten war, wenn der Engländer dabei sein sollte, während ich mit dem Kapitän sprechen würde.

Ich fuhr zur Stadt, und auf dem Konsulat bei R. bekam ich einen heftigen Weinkrampf, so sehr enttäuscht und entmutigt war ich durch alles. R. lud mich nachmittags zu einer Kaffeegesellschaft bei sich ein. Ich war noch ganz benommen vom mißglückten Abreiseversuch. Es kamen Damen und Herren, und ich versuchte mich zu zerstreuen. Aber mein Herz weinte dabei inwendig verzweifelt, während ich harmlos aussehend plauderte. Mein Herz weint heute noch.

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch auf S.s Schiff „Anghen", das nahe bei der Madura liegt. Abends segelte ich wieder nach der Stadt zurück. Es wurde viel gehämmert und geklopft auf dem Schiff, aber die Seeluft tat mir wohl, und das Gefühl, daß das Meer bis nach Europa reicht, erleichterte mein Herz, solange ich auf dem Schiff war.

Beim Hinsegeln zum Schiff hatte ich einen japanischen Dampfer bemerkt. Abends telephonierte ich an R., um ihn zu fragen, ob der Japaner mich nach Manila mitnehmen würde. Er sagte, ich sollte am nächsten Tag hinschicken und am Hafen fragen lassen, wann

der Dampfer fährt und wohin. Inzwischen fuhr ich gleich zum Präsidenten und bat um einen Leumundschein, damit der Japaner mich mitnimmt, wenn er sieht, daß polizeilich nichts gegen mich vorliegt. Ich bekam nach einer Stunde schon das Papier. Er war sehr freundlich. Ich sagte, ich brauchte den Leumundschein, weil ich eine Anstellung suchte, denn ich konnte ihm nicht sagen, daß ich Abreiseversuche machte. Aber das Lügen war für mein Herz recht aufregend; und manchmal fürchtete ich, der Herzschlag setzte von allen Aufregungen plötzlich aus. Ich warte nun wieder voll Ungeduld auf morgen, um zu erfahren, ob mich der Japaner mitnimmt.

Gestern abend war ich im Deutschen Verein, wo kaum sechs Menschen hinkommen. Der Saal war öde und leer. Ich saß mit dem Kapitän von der „Offenbach" zusammen. Auch ein Norweger war da. Er schien mir ein englischer Spion zu sein. Aber man sieht jetzt alles Fremde argwöhnisch an. Vielleicht war er ganz harmlos. Ich war froh, mit einem Menschen zu sprechen. Das Alleinsein ist mir kaum mehr möglich. In der Verzweiflung rauche ich sehr viel jetzt.

Mein Geld ist schrecklich zusammengeschmolzen, und ich weiß nicht, ob ich mehr erhalten werde. Auch Geldsorgen, bei allen anderen Sorgen noch, das greift das Herz an. Wenn der Japaner mich nicht mitnimmt, nimmt mich vielleicht dann ein solch wildes Zuckerschiff mit nach Amerika. Von einer Enttäuschung zur andern.

Gestern abend, nachdem ich den ganzen Tag totstill und mundstumm auf der Veranda im Stuhl vor meinem Zimmer gesessen, kam ein dicker Brief von Annie, und ich erfuhr, daß mir die liebe Selma Lagerlöf ihre Monatseinnahme durch den Verlag senden ließ. Ich wurde ganz verlegen und gerührt beim Lesen.

Nun kommt doch die Nachricht, daß der Japaner nicht nach Manila geht. Das ist wieder eine neue Enttäuschung, und sie muß mit vielen anderen hinuntergewürgt werden. Nun scheint mir, bin ich doch verdammt, hier zu sitzen bis in die Ewigkeit. Es ist zu grimmig.

Aus einem Brief an seine Frau

Soerabaia, Hotel Simpang, Mittwoch, 10. Mai 1916

Liebste mein, zwei Briefe habe ich in voriger Woche von Dir bekommen. Einer war vom 15. bis 19. Februar aus Würzburg, einer vom 3. März aus Berlin. Es freut mich, daß Du schreibst: „So fühle ich, als wäre ich in Heidelberg auf meinen eigenen Grund gedrängt worden. Das hat mich erzogen, und es tut weh und gut!" — Das ist es, was ich in allem tiefsten Unglück hier auch alle paar Tage fühle. Es tut weh und gut, — liebste Anniemietze mein, so ist das ganze Leben. Und diese Erhabenheit, daß es weh und gut tut, das ist die tiefste Erkenntnis. Das kann ein Weiser nur auf der allerletzten Lebensstufe erkennen. Dann braucht er überhaupt nicht mehr geboren zu werden, nachdem er aus eigenem Antrieb diesen Ausspruch tun mußte. Daß Du in dieser Unglückszeit aber schon so weit gekommen bist, das tut mir auch — weh und gut.

Wenn ich nicht immer wieder fühlen würde, daß das Leid nicht bloß weh, sondern auch gut tut, so hätte ich in den letzten drei Monaten, die mit Abreisebemühungen und Abreiseenttäuschungen meine schwersten Monate auf Java gewesen sind, — wenn ich nicht fühlen würde, daß mir auch die Enttäuschungen im letzten Grunde gut tun, dann wäre ich krank oder verrückt geworden vor inneren Verzweiflungsstunden.

Ich habe nie so heftig weinen müssen in meinem Leben als neulich in dem Augenblick, da mich das norwegische Schiff nicht mitnahm. Auf dem Konsulat bin ich ganz zusammengefallen vor Bitternis. Aber dann jetzt erst hinterher fühle ich, daß mich das innerlich verändert hat. Ich fühle mich gut dabei, nachdem der erste gewaltige Chok überstanden ist.

. . . .

Ohnmächtige Schiffe

Der Leidensroman deutscher Seemänner auf Schiffen ohne Fahrt im äußersten Osten zur Zeit des großen Krieges

(Unvollendetes Bruchstück)

Gruß aus Java an die Heimat, 23. Mai 1916,
Soerabaia (Ost-Java)

Ich habe es hier mit erlitten, und Euch daheim muß ich's erzählen: das Meer hat es nie vorher erlebt, daß schöne Handelsschiffe, die ihr Leben lang fleißig gefahren sind, auf einmal faulen müssen im Stillstand und langsam verrosten. Wie geknebelt liegen die deutschen Lloydschiffe hier draußen und ihre Mannschaften in großen und kleinen Häfen des indischen Archipels. In einigen Häfen drei Schiffe, in anderen fünf, in anderen eines allein. Wie der Augenblick des Kriegsausbruches sie vor zwei Jahren überraschte, so liegen sie heute noch am selben Fleck im gleichen Zufluchtsort an der knirschenden Ankerkette. Unter dem Meeresspiegel setzt sich an den stilliegenden Schiffskörper die Kalkmuschel an, die hier im Tropenwasser rasch um den Schiffsbauch wuchert wie eine steinerne Kruste. Über dem Meeresspiegel aber frißt in feuchtwarmer Tropenluft der Rost an den Eisen-Schiffsteilen wie ein unheimlicher Aussatz. Im Wasser unten versteinert so der tote Schiffsleib, an der Luft aber wird das Schiff zermürbt vom Rostfraß. So wirkt die Zerstörung von Monat zu Monat an den einst so stolzen eisernen Schiffsgestalten, die kräftig einst und sicher geführt der Bereicherung des deutschen Volkes und dem Handelsruhm Deutschlands dienten, und die nun hier an der Ankerkette ziehen und zerren und nicht vom Fleck gekommen sind zwei Jahre hindurch. Es ist ein Jammer!

Wenn ich im Segelboot durch das Hafenwasser segle, sehe ich die Schiffsschornsteine mit großen Deckeln zugedeckt. Mächtige Leinwandhüllen sind über die Oberdecks ausgebreitet. Die so zur Untätigkeit verdammten, einst zur Fahrt klaren Schiffe liegen nun wie eingepuppte Raupen da, die auf den Tag warten, da sie Schmetterlingen gleich alle im Augenblick des Friedens die Hüllen abfallen lassen wollen, um fortzuziehen durch die strahlende Meeresluft, die stündlich lockt, hinaus in die Meerfreiheit.

Auch ein fahrendes Schiff, wenn es zum Hafen kommt, scheint mir immer wie gestorben in dem Augenblick, wo die Ankerkette rasselnd ins Grundwasser gleitet, in dem Augenblick, wo die Maschine im Schiffsbauch „stopp"-gesetzt wird, in dem Augenblick, wo der finstere Rauchstrom aus den Schornsteinen sich auflöst und nur ein leichter Atem heißer Luftmengen über der Schornsteinrundung zittert.

Aber ein Schiff mit kalten Kesseln, mit zugedeckten Schornsteinen, mit vermummtem Deck, mit leeren Laderäumen, mit leeren Schiffsgängen und ewig stillstehenden Ladekränen, mit verstaubenden Landkarten und verhülltem Kompaß auf der Brücke und mit stockendem Steuerrad und stockender, seit Jahren stockender Schiffsschraube, das ist ein ebenso jammervoller, herzzerreißender Anblick wie ein an der Schwindsucht und ewigem Krankenbett hinsiechender Schwindsüchtiger ihn bietet.

Ich bedauere aber nicht nur die Schiffskörper, die einst wieder zu ersetzen sind mit Geld und Kraftaustrengung, ich bedauere vor allem, wenn ich im Segelboot durch den Hafen kreuze und die hier liegenden vier deutschen Dampfer an ihren Ketten sich um sich selbst drehen sehe, die Menschen darauf, die guten, braven deutschen Seemänner, die hier sich ehrlich wehren müssen gegen die fürchterliche Lage, in die niemals vor ihnen Seeleute gekommen sind, solange die Meere von Schiffen befahren werden.

Wo hat es sich je in der Menschengeschichte ereignet, daß die Führer herrlicher großer Schiffe Jahre hindurch ein Schiff ohne Fahrt bewohnen mußten?

24*

Wo in der Erinnerung des Seemannsgeschlechtes ist je auf dem Meer eine Zeit gewesen, daß Kapitän und Offiziere und Mannschaft wochen- und monate- und jahrelang im Schiff wie Geister herumwandern müssen, an das Schiff gebunden, wie der Geist an einen gefangenen Leib.

Die Kapitäne und Offiziere tun, was sie können, um die Schiffe zu retten. Jeder ist auf seinem Posten, um das stilliegende Fahrzeug zu erhalten. Die Maschinenteile werden nachgesehen, geölt und öfters langsam die Hebel gedreht. Die Schraube wird langsam gewendet. Die Farbe wird abgeklopft und die Rostschicht mit einem Farbstoff übermalt. Das Hämmern und Klopfen auf allen stilliegenden Schiffen endet seit zwei Jahren nie.

Würden wenigstens noch zu diesem furchtbaren Los in dieser furchtbaren Zeit alle Handelsfahrer, alle Seeleute der Welt verdammt sein, so wäre das unsern deutschen Seemännern wenigstens ein kleiner Trost. Sie würden sich sagen, daß das gleiche Schicksal alle Völker betroffen hätte, wenn überhaupt kein Schiff mehr einen Hafen verlassen könnte. Aber es ist die äußerste Grausamkeit, die man einem tüchtigen, seinen Beruf verehrenden und nach seinem Beruf verlangenden Mann antun kann, wenn man ihn zusehen läßt, von morgens bis abends und täglich immer wieder, wie andere Männer desselben Berufes rund um ihn wirken und schaffen dürfen, und nur ihm, dem einen unter allen, hat man eine Kette angelegt, hat ihn verdammt, zusehen zu müssen, wie andere frei kommen und gehen und handeln, er aber zum Zuschauen verflucht ist, wo er tätig die Arme rühren möchte. Er hört immer die Eisenglieder seiner Kette knirschen, und er muß, zu jahrelangem Lahmliegen gezwungen, der inneren und äußeren Freiheit beraubt, wie ein entmannter Mann seinen Ohnmachtsgedanken nachhängen, — Gedanken, die sich immer um den einen Punkt, um Sehnsucht nach Tätigkeit, um Sehnsucht nach Freiheit drehen, und die nur vom gleichförmigen Drehen der Kette begleitet werden.

So sitzen deutsche Kapitäne, Offiziere und Mannschaften auf ihren verankerten, seit Jahren festliegenden Schiffen, schauen über die Reeling, über die Fläche des Hafenwassers, wo die Schiffe der Engländer, Russen, Franzosen, Norweger, Schweden, Dänen und Amerikaner aus- und einziehen, umlagert bei ihrer Ankunft von den Ladekränen, begrüßt von den herbeieilenden kleinen Motordampfern der Hafenbehörden und Reedereien und Schiffsagenturen, beschäftigt mit Aus- und Einladen, tags laut und lärmend unter dem heiß-blaugrauen Tropenhimmel, nachts unter dem reichen Sternhimmel und beleuchtet von elektrischen Lampen auf allen Decks, wie zu Festen mit Hunderten von Lampen erhellt.

So werden die tätigen Dampfer aller Völker den armen, zum Hindämmern gezwungenen deutschen Schiffsleuten im Hafen zur Herzensqual. Die armen deutschen Schiffe zeigen in der Nacht an einer Mastspitze ein armseliges Lämplein, keine Luke ist sonst erhellt, keine Ladekräne umgeben sie, schwarzen Riesensärgen gleich liegen sie seit Monaten und Jahren untätig, und es frißt an den einst so frischen Seemännern das Gift der Untätigkeit, das Gift der Verzweiflung, das Gift der Ohnmacht und inneren Wut.

Dem Seewind, der Seeströmung und dem Blut im Menschenleibe ist es Lebensbedürfnis, immer zu wandern und immer fortzuziehen und nicht stillzuliegen; so ist es dem Seemann Lebensdrang, von Küste zu Küste, von Weltteil zu Weltteil, von Volk zu Volk zu ziehen und den Ort zu wechseln, wie Luft, Wasser und Blut es tun.

Freiheit ist keinem Berufsstand so sehr im Herzschlag wie dem Seemann. Der Seemann ist kein Mann der stillstehenden Erdscholle. Das Element der Erde ist ihm fremder als anderen Menschen. Er sieht die Erde nur als eine flüchtig in seinen langen Wasser- und Himmelstagen auftauchende bunte Erscheinung an. Er genießt die Landung auf der Erde nach langer Seewanderung wie ein Kind, das die Arme nach einem vielfarbigen Regenbogen ausstreckt, den es aber nie fassen kann. Und die Küste entschwindet

ihm auch immer so schnell, wie ein Regenbogen zerfließt. Aber die Seewelle, die Seeluft, der Sternenhimmel, der Sonnenstand über ungeheurer, schrankenloser Meereswelte, die Luftströme, die Seetiefe, sie sind Heimatboden, der eigentliche, ewig bewegliche, des Seemannsherzens. Vom stillstehenden Lande spricht er wie von einem zerbrechlichen Spielzeug, halb mit Hohn, halb mit wehmütiger Sehnsucht. Wie ein Kind einer kurzlebigen Seifenblase nachschaut, so betrachtet er den verschwindenden Hafenort. Das starke Meer aber und sein ungewisses Leben, sie sind das Wirkliche, der Ernst der Elemente ist die Tat, der Stolz, die Ehre des echten geborenen Seemannes.

Ich muß den Seemann oft im stillen mit dem Künstler vergleichen. Das, was dem Bürger, dem unkünstlerischen, in den Städten als das wirkliche, zu erstrebende Dasein erscheint, das behandeln wir Künstler mit leisem Hohn. Besitz, Eigentum, äußerer Stand, gesammelter Reichtum, Orden, Adel, ängstlich bewahrte Sitte und ängstlich behütete Formen dünken uns Künstler lächerlich. Das ganze wirkliche Leben in den Bürgerkreisen erscheint uns, mit geistig frischen und herzlich freiheitlichen Augen betrachtet, ein Regenbogen, eine Seifenblase, und wir können uns zum Staunen der ehrenwerten Bürgerherzen nie entschließen, wegen Besitz, Orden und Adel unsere Idealwelt preiszugeben, unseren Herzenszug, den Zug zur Schöpfung eines Kunstwerkes, auch wenn es keine sichere, nützliche Kapitalvermehrung verspricht. Wir leben auf dem Meer der Phantasie, in dem endlosen Reich der idealen Träume. Ähnlich wie der Seemann finden wir unsern Lebensernst und unsere Lebensehre fern von der Küste der Bürger, auf einem ewigen Wandern begriffen, in ewigen Meeren der Träume. Auch wir Künstler landen gern wie der Seemann zeitweilig, lebhaft begierig nach Erdenleben, unter den Bürgern. Wir greifen dann heftig zu, für kurze Zeit das Erdendasein genießend und seine Süße rasch durchkostend. Aber bald sind wir satt. Und es zieht uns in unsere Einsamkeit hinaus, auf das Riesentraummeer, wo wir Herren, unumschränkte stolze

Meister sind, wo wir uns nie so allein fühlen im Unendlichen als sonst im Endlichen.

Die Sehnsucht nach der unendlichen Freiheit der Meere, die Sehnsucht nach dem ewigen Wandern mit Licht und Welle zwischen Himmel und Erde verbindet mich als Künstler dem Seemann so innig, daß ich heute hier beim Betrachten der Leiden der Schiffsmannschaften mit diesen meinen deutschen Brüdern mehr noch leide als mit den andern, die sich zu Hause in Deutschland im Schützengraben und im Heerwesen betätigen und sich als Männer zeigen können. Die zu Hause ernten in der großen Kriegszeit stolze Befriedigung, aber die Armen hier draußen, die geknebelten Seeleute, die deutschen, sie leiden mehr als alle Verwundeten in allen Lazaretten, da sie innerlich zerrüttet werden, da sie ohnmächtig gegen eine ihnen völlig fremde Welt ankämpfen müssen, gegen die Welt der ihnen aufgezwungenen Ruhe und des ihnen unverständlichen Binnenlebens, das sie von ihren Schiffen nun ewig am gleichen Fleck vor sich haben.

Sie wollen kein Land, sie wollen keine Bürger sein, sie wollen Meer, sie wollen Künstler des Meeres sein, sie wollen keine Ruhe, sie wollen ruheloses Wandern. Sie wollen nicht das Landleben verstehen lernen, das sie doch nie begreifen, das ihnen nur Spaß, aber keinen Ernst bietet. Sie wollen den Ernst der harten Seefahrt, den bitteren Tages- und Nachtdienst auf See, der ihnen Genuß ist, so wie die bittere Seeluft die Adern und die Seele reinigt und den Seemännern süßer als alle süße Luft der Gärten und Wälder der grünen Erde ist.

Diese Leiden deutlich zu Hause fühlbar zu machen und die Herzen daheim zu erschüttern, dazu will ich das Buch aus schmerzlicher Erfahrung und angeborener Erzählungskunst schreiben.

Im Frühling 1913 hatte ich mein kleines Landhaus im Guttenberger Walde bei Würzburg in Unterfranken eingeweiht. Ich habe zwei Jahre lang jeden Zoll seiner Mauern durchdacht. Es sollte nur ein kleines Nest für zwei werden. Im April 1913 stand das Häuschen fertig im braunen Gartenboden, dem noch der grüne Rasen fehlte.

Die Zimmerlein des Häuschens waren mir gut gelungen. Sie sind lauschig und schauen mit viereckigen Bauernfenstern einfach und schlicht unter alten und jungen Bäumen hinein in einen Rosengarten, der sich an einem Hügel hinaufzieht. Zwischen Kartoffel- und Kleefeldern schiebt sich mein Garten bergan, darin ich sanft ansteigende Wege und Pfade ziehen ließ, hinauf zu einem unter Baumschatten liegenden Rundplatz am Berge.

Ich hatte mich so viel in Bau- und Gartengedanken die zwei letzten Jahre vorher vertieft, daß ich nach dem Einzug ins Häuschen dort nicht zufrieden war, denn ich ging mit Augen umher wie ein Hausmeister, der das ganze viel zu viel bewacht, und war noch nicht zum selbstverständlichen Besitzer geworden.

Im Garten blühten meine dreihundert Rosenbüsche, auch viele Stachelbeer- und Johannisbeersträucher, Pfirsichbäumchen, Apfelspaliere und Kirschen. Vor dem Häuschen in einem langen Buchsbaumbeet leuchteten Fuchsien, Nelken, Hortensien und blühende Rosenbäume, letztere höher als ich selber.

Das Häuschen, in zartgelbem Ton gehalten, schaut über Blumen und über ein langes grünes hölzernes Gartengitter den Hügel hinunter zum tiefen bewaldeten Guckelesgraben, darinnen Eichen und Espen stehen und in den Haselbüschen Amseln und Schwarzplättchen nisten. Gegen Süden aber liegt als Aussicht schwerer Wald auf sanften Hügeln, der große, tiefe Guttenberger Wald, der sich über Hügel bis an den Himmelsrand fortzieht und nie zu enden scheint mit seinen weichen Buchen und harten Eichen, mit Tannenständen, dunkeln und lichten Birkenplätzen. Dahinter weiß ich stille, alte fränkische Dörfer, wo die Kühe so gut und herzlich gepflegt werden, wie die katholische Madonna in der Zimmerecke, vor der das Weihwasserschälchen steht und am Bilderrahmen der Osterkätzchenstrauß steckt, der gegen Blitzfeuer im Haus und im Herzen schützen soll.

Der Kuckuck rief, und ich lag in meinem neuen und doch so altmodischen Blumen- und Obstgarten und sah Tag für Tag zu, wie das Gras wuchs auf dem

braunen Boden, fein grün dem stillen Frühlingssonnenschein entgegen.

Im Oberstock in einem Stübchen bei meinem Schreibzimmer hatte ein Schwarzplättchenpärchen hinter einem offnen Fensterflügel sein Nest gebaut. Ich hatte das Zimmerchen abgeschlossen und ließ die beiden verliebten ungestört ihrer Lebenslust leben. Nach einigen Wochen waren Junge ausgeflogen. Ich sah es unten vom Garten. Als ich den Zimmerraum vorsichtig betrat, da lag im fein geflochtenen Nest hinterm Fenster noch ein einziges übriggebliebenes winziges, grünliches Ei. Das hatten sie mir zum Andenken geschenkt. Sie ließen es, es war wahrscheinlich unfruchtbar und nicht ausbrütbar. Dieses waren meine kleinen Waldfreuden.

Aber im Mai schon hatte ein strömender Regen eingesetzt. Meinem jungen Garten war der sehr willkommen. Aber der Lehmweg von meinem Häuschen zur Landstraße hinunter war unergründlich geworden, und der Regen machte mich zum Gefangenen. Ich konnte wochenlang Haus und Garten kaum verlassen und sah gelangweilt auf den fernen verschleierten Waldberg und auf die Weinbergabhänge, die über den Baumwipfeln des Guckelesgrabens vor meiner Gartentüre verwaschen dalagen.

Und es regnete weiter. Es regnete den Juli, es regnete im August, fortgesetzt ohne Ende, Tag und Nacht. Nur manchmal schlich sich eine Sonnenstunde in die nassen Waldberge, die dann dampften wie schwitzende, rauchende Pferderücken. Das Getreide oben auf der Bergfläche lag verregnet an allen Geländen, und es konnte nur schwer geerntet werden. Die Kartoffeln in den Feldern drohten zu faulen, und vom Dorf Höchberg hinter dem Hügel, von wo mir täglich Milch, Fleisch und Gemüse ins junge Landhäuschen wanderten, hörte ich Klagen und Sorgen der mich besuchenden Bauersleute über den Regensee, den der Himmel über uns ohne Ende ausschüttete.

Es wurde mir zu bunt, der einfarbige Regen benahm mir die Garten- und Waldfreuden, und für einen solchen langfädigen, Monate dicken Regen war

das kleine Häuschen mit seinen fünf winzigen Zimmern nicht berechnet. Der Regen jagte mich endlich Ende August aus meinem verschwiegenen Waldnest. Der ewige Regen jagte mich aus Franken, aus Bayern, aus Deutschland über die Alpen nach Italien. Man hatte mir vom Lido bei Venedig geschrieben, daß dort nur blaue See und blauer Himmel wären. Die Farbe Blau hatte ich seit einem Vierteljahr vor lauter Regen gar nicht mehr zu Gesicht bekommen können. Ich sehnte mich nach Himmelsblau.

Am 23. August schloß ich mein Häuschen im Wald und meine Gittertür im Garten von außen zu und ging den Hügel am Guckelesgraben entlang bergab. Unten bestieg ich einen Wagen, fuhr in einer halben Stunde nach meiner Heimatstadt Würzburg zum Bahnhof und bestieg den Zug nach Italien.

Es war Sonnabend, und am Sonntag morgen fuhr ich schon hinter Ala bei Verona in die Lombardei ein, und zum Mittagessen kam ich in Venedig an. Eine Gondel fuhr mich im Canale Grande zur Pension Petrarca, die in Sonne getaucht mit offenen Fenstern und Balkonen in das schwarzfunkelnde Kanalwasser sah, wie in die Tiefe tiefster, finsterster Zukunft-Gedanken versunken.

O du verfluchter Regen, was hast du getan! Du hast einen Deutschen aus seinem deutschen Waldraum verjagt, du hast ihn vom lauschigsten Waldwinkel fort in die leere Fremde gesetzt, du hast einen Heimatreichen heimatarm gemacht. Nie mehr habe ich seit dem 23. August 1913 meinen deutschen Waldfrieden wiedergefunden.

Ich jagte hinter der italienischen Hitze her. Als es Herbst und rauher wurde am Adriatischen Meer, fuhr ich von Venedig nach Rom. Und von dort nach Neapel und von dort nach Sizilien und von dort zu den Liparischen Inseln und kam endlich zur Insel Stromboli, die ein großer Vulkan ist, der wie ein umgestülpter schwarzer Trichter aus der Meeresfläche schaut. Und dort an dem natürlichen Feuerofen suchte ich mich bei echtem Malvasierwein, der an den Abhängen zwischen zwei Feuern reift — dem Feuer

des Himmels und dem Feuer des Erdinnern —, dort suchte ich vom langen Regen trocken zu werden. Aber als ich auch dabei nicht ganz warm wurde, beschloß ich beim Anblick der blauen See, die bis nach Afrika hinüber reichte, wieder einmal nach Asien und an den Äquator zu reisen, um recht lange vor dem deutschen Bindfadenregen bewahrt zu bleiben.

Feuerspeiende Berge und ewiger Sonnenhimmel schienen mir die besten Freunde, die ich in der Natur finden könnte. Den deutschen regenverschleierten Wald hatte ich voll Grauen noch im Gedächtnis, und ich wünschte ihn vorläufig nicht wiederzusehen. Ich ging nur noch einmal zu Verhandlungen nach Deutschland, nach Berlin, um mich dort bis Ostern auf eine neue Riesenreise nach dem fernsten Osten, nach Java und Neu-Guinea, vorzubereiten.

O Regen, hätte ich ahnen können, daß ich, durch dich verjagt, Europa in seiner schwersten Zeit missen müßte, ich hätte es ewig auf mich regnen lassen und wäre hartnäckig hinter den verregneten Fensterchen meines Häuschens geblieben und hätte auf Feuerberge, Palmen und Äquatorsonne gern verzichtet.

Ich war einer der Wenigen, die in Europa, fast täglich im Jahr 1913, diesen Weltkrieg, der heute noch tobt, vorausgesagt haben und die die große Zeit prophetisch voraussahen. Schon auf meiner Reise nach Italien in jenem August 1913 nahm ich mein ganzes Reisegeld nicht in bequemem Papiergeld und bequemen Scheckbriefen mit, nein, ich schleppte mich mit langen Goldrollen ab, denn Gold könnte seinen Metallwert nicht verlieren, sagte ich mir, wenn ich plötzlich im Ausland vom Kriegsausbruch überrascht werden sollte.

Der Balkankrieg 1912 zwischen Bulgarien und der Türkei schien mir damals immer der Vorläufer und die Eröffnungskriegsmusik zum Riesenweltkrieg zu sein. Ich sagte es meinen Freunden in Berlin und München, und alle lachten mich aus: „Du mit deiner Kriegsfurcht! Krieg gibt es nie mehr. Du siehst Kriegsgespenster, wo keine sind." Und man neckte mich, während ich mich ganz allein fühlte mit

meiner starken Vorahnung von großen Kriegsschrecken. Denn wer die Politik jahrelang aufmerksam verfolgte, der mußte es ahnen, daß der günstigste Moment zum Weltkrieg gekommen war, da man sich in Europa allseits gesättigt hatte an den jahrelangen Ausgaben von Milliarden für unendliche Kriegsrüstungen. Aber niemand glaubte mir im Kreise der mir bekannten Künstler, die ich zuletzt mit meiner ewigen Voraussage des ganz nah bevorstehenden Europakrieges langweilte. Traurig sah ich auf die Blinden, die mich allein ließen mit dem Schreckensbild des zweiten Gesichtes vom Weltkrieg im Sommer und Winter 1913. In Berlin herrschten im Winter 1913 höchstes Wohlleben und eine erschreckende Genußsucht. Es war mir, als tanze man dort auf einem Vulkan, dessen Feuer jeden Augenblick ausbrechen könnte.

In Berlin standen in jedem Fenster Damenpuppen in Gruppen aufgebaut, in einem Fenster Damen mit grasgrünem Haar, in anderen Damen mit kornblumenblauem Haar, Damen mit veilchenlila Haarfarbe; und rosa, zitronengelbes, mohnrotes und silbriges Haar war als Losung ausgegeben für die kommende Jahresmode. Dazu, zum bunten Haar, zeigten die lebensgroßen Damenpuppen die passende Straßenkleidung, zur Farbe des Haares gestimmt. Es war der helle Wahnsinn.

Ich ging an den Scheiben entlang, dahinter die bunten Puppen standen, und sagte mir, das Leben wird ein ewiges Maskenfest auf der Straße werden, und aller Lebensernst geht verloren, wenn die Frauen sich der Natur so entfremden wollen, daß sie auf der Straße bunte Haare anlegen und ihre schöne natürliche Haarfarbe verbergen wollen. Ich sagte, in diesem Wahnsinn der Mode und der Tanzwut des Tangos kann nur ein großer Kriegsschrecken säubernd wirken. Körperliche und seelische Reinigung muß der Krieg allen Europäern bringen. Und ich sehnte mich fort aus dem dem Wahnsinn entgegentaumelnden Lebensgenuß der europäischen Weltstädte, und ich sehnte mich zu den stillen, in ihr Traumdasein vertieften asiatischen Ländern hin, wo

zwar der Fluch der Unrast des Europäertums längst hingedrungen war, wo aber doch noch im Untergrund die verborgenen Tiefen asiatischer Ruhe und asiatischen stillen Ernstes mir Hochachtung einflößten, — die Hochachtung, die ich vor dem Großstadt-Europäer verloren hatte.

Ein Krieg muß kommen! Nur ein großer Krieg kann in diesem geistigen Wirrwarr europäischer Herzen aufräumen, dies fühlte ich deutlich, als ich mich zur Abreise rüstete nach Java und Neu-Guinea. Ich sehnte mich nach der Ehrlichkeit dieses Krieges, wie ich mich nach der Meeresluft sehnte. Ich fühlte mich wie ein Seemann, der zu lange Landluft geatmet hatte und dem Landvergnügen nachgegangen war, gesättigt und verstaubt vom Landrattentum. Mein Herz weilte am liebsten in Gedanken auf großen klaren Schiffen, in großen klaren Meeren, in großen klaren Fernen, weit im Osten, weit von Europa fort in der ehrlichen Bitternis erhabener Einsamkeit.

Der Frau, die ich liebe, sagte ich zum Abschied zu Ostern 1914: „Und sollte in meiner Abwesenheit der Krieg, den wir beide längst erwarteten, ausbrechen, so geh zu deiner Mutter und erwarte mich in Ruhe ohne Sorge, ich reise zu Meeren, die nahe dem neutralen niederländischen Kolonialgebiet liegen. Neu-Guinea liegt dicht hinter Niederländisch-Indien. Dort werde ich jeden Augenblick einen holländischen Dampfer nehmen können, um zurückeilen zu können. Denn vom neutralen Schiff darf mich kein Feind Deutschlands herunterholen. Ich reise dann eben nur den kleinen Umweg über Holland nach Deutschland zurück."

Auf vier Monate, höchstens fünf, hatte ich meine Reise festgesetzt. Im Herbst, Septemberanfang 1914, sollte ich spätestens wieder zu Hause sein. Dann wollte ich einen Monat in meinem Wald im Guckelesgrabenhäuschen ausruhen und im Oktober auf Vortragsreisen gehen durch Deutschland, die Schweiz und Österreich. Ein großes Konzertbüro in Berlin wollte mir die Reihe der Vortragsstädte zusammenstellen, es sollten ungefähr vierzig Städte sein, die ich im Winter 1914/15 besuchen wollte.

Nun ist es Mai 1916, und ich sitze immer noch vom Krieg aufgehalten auf Java in Soerabaia. Der große Krieg ist damals losgebrochen, wie ich es vorausgesehen hatte, gar nicht zu meinem Staunen, wohl aber zu meinem Schrecken insofern, als mich kein holländisches Schiff mit nach Hause nach Europa nehmen konnte, da die Engländer alle heimreisenden Deutschen von allen Schiffen schon gleich zu Anfang des Krieges herunterholten, — etwas, was ich nie erwartet hatte.

Der Versuche sind viele, die ich in all der Zeit machte, heimzukommen. Ich war zuletzt noch mit allen Koffern an Bord eines Dampfers. Vormittags schien die Abreise möglich, nachmittags wurde ich von der Schiffsagentur abgewiesen. Dem Gespött der englischen Reisenden ausgesetzt, mußte ich meine Koffer wieder in ein Boot laden lassen und zurück rudern zur Landungsbrücke des Hafens von Soerabaia. Ich hatte schon Seeluft, kräftige, hoffnungsvoll geatmet. Ich war schon glücklich im Geiste gewesen, endlich die Verbannung verlassen zu dürfen, da werde ich zurück gejagt an den javanischen Strand. Qualvoll war der Rückzug. Dieser Tag, der 23. Februar 1916, war der schwerste meiner Verbannungszeit.

Im Sommer 1914, am 6. August, hatte mich der Kriegsausbruch in den Molukkeneilanden überrascht. Ich mußte den deutschen Reichspostdampfer, der Lloydlinie gehörend, verlassen. Denn das Schiff blieb an einer der Inseln des indischen Archipels in einem kleinen neutralen Hafen liegen.

Ich erreichte einige Wochen später Java, dann Sumatra. Aber hier kam ich nicht weiter. Den Winter 1915 blieb ich auf Sumatra bei lieben Deutschen, bei tüchtigen Pflanzern, prächtigen Männern, die mir Gastfreundschaft geboten hatten und mir treue Freunde fürs Leben wurden.

Es drängte mich im Februar 1915 aber von der Güte und Freundschaft aus Sumatra fort. Die Heimatsehnsucht trieb mich nach Java zurück, von wo sich eher Gelegenheit bieten konnte, über Amerika heimzukommen. Denn der Krieg, den man erst nur auf Monate berechnet hatte, schien sich Jahre in Europa

austoben zu wollen, und diese Voraussicht machte mich heimwehkrank über alle Maßen.

Aber es war für mich auch kein Fortkommen aus Java. Ein Jahr saß ich auf Garoet in Java im Gebirge, vom Februar 1915 bis zum Februar 1916, immer nach Gelegenheiten zur Abreise ausschauend. Dann schien sich mit der 1916 im Januar eröffneten neuen „Java-Pazifik-Linie“ eine Möglichkeit zum Reisen zu bieten. Ich fuhr nach Soerabaia, und dort erlebte ich den schwersten Tag, von dem ich vorhin sprach.

So kam ich bis heute noch nicht fort von hier. Und täglich vermindert sich die Aussicht auf ein Heimkommen. Werde ich überhaupt jemals wieder zurück zu deutschem Boden, zu Weib und Haus heimfinden? Ich will meinen sinkenden Mut am Mut der hier leidenden deutschen Seemänner stärken. Ich will das Leid der Leute auf den ohnmächtigen deutschen Schiffen hier draußen über mein eigenes Leiden stellen und will mich mit dem Schreiben dieses Buches am Mitleiden zu trösten suchen, wenn ich hier erzähle, was die Ankerketten der ohnmächtigen armen Schiffe ohne Fahrt knirschen.

Auf der Hinfahrt von Berlin nach Bremen flößten mir die Turmmauern Spandaus, die den Kriegsschatz bergen sollten, schwere Hochachtung ein; und die Kasernen Spandaus und die militärische Straffheit in den Eisenbahnzug einsteigender preußischer Offiziere machten mich an die Zucht Spartas denken.

Dann fuhr ich durch die schlichte, ernste norddeutsche Landschaft. Unter den weißstämmigen Birken lagen junge Grasflächen voll blankgelber Löwenzahnblüten, und noch lange Strecken brauner Feldflächen warteten auf das Maiengrün. Ich erinnere mich, daß ich auf solch einer Ackerfläche gegen den wolkengrauen hellen Himmel abgezeichnet einen Landmann stehen sah, hager, mit Hose und Hemd bekleidet, mit hochgestreiften Hemdärmeln; er schwang in den festen Armen eine spitze Hacke und ließ sie in Zwischenräumen auf die Erdschollen niederhauen. „Der Tod in Gestalt eines Landmannes, der ein Grab in die Erdkruste hackt, um neues

Leben zu pflanzen," dachte ich bei mir. Und das Bild des Erdarbeiters blieb mir den ganzen Tag schwermütig am Herzen hängen. „Seitdem," dachte ich oft, „ist dieser Ackermann ins Riesenhafte gewachsen und hat den deutschen Männern riesenhafte Gräber mit riesenhafter Kriegshacke gegraben, Gräber, aus denen ein größeres Leben als früher für Deutschland auferstehen soll."

In Bremen wanderte ich, meinem Fahrschein zufolge, mittags angekommen, vom Bahnhof zum Geschäftshause unseres großen Norddeutschen Lloyd. Als ich in schmaler Gasse das stattliche, gediegene Lloydgebäude fand, kam dieses Haus dem Unerfahrenen zuerst fast zu groß vor für das kleine Bremen. Die Räume dort erinnerten an die großen Geschäftshäuser Londons. In dem weißen Riesenmarmorsaal saßen hundert Angestellte in Abteilungen, und hinter einem breiten, den ganzen Saal durchlaufenden langen Tisch standen die Herren, die den Fahrschein-Verkauf zwischen den Lloydbureaus und dem Publikum vermittelten, lautlos und gewandt und hilfreich.

Jetzt aber, wo ich die Kraft dieses deutschen Riesenunternehmens täglich ordnend, helfend, unterstützend und aufs klügste geleitet bis weit nach hier draußen im Osten beinah am Ende der Welt auf allen Schiffen spüre, für die jenes Bremer Welthaus sorgt, da dünkt mich jenes die Meere beherrschende und Deutschland zur See würdig vertretende Gebäude in der engen Gasse zu Bremen lange nicht groß genug. Und man staunt, wenn man weiß, welche Arbeitskräfte, welche Gedanken- und Gefühlsanspannung im Hause des Lloyd in der gegenwärtigen Kriegszeit ruhig und besonnen stündlich und minütlich geleistet werden muß.

Mit allen seinen kleinsten und fernsten zur Ohnmacht verdammten Schiffen auf den letzten Inseln und Weltteilen der Erde steht das Bremer Mutterhaus des Lloyd in enger Fühlung. Alle Männer hier draußen sind wie Kinder einer herrlichen Familie vom Lloyd während der Kriegszeit wohl bedacht und treu versorgt worden. Niemand ist vergessen, niemand

wurde entlassen, niemand ist in Nahrungssorgen geraten von allen den tausend und tausend Schiffsangestellten des Norddeutschen Lloyd, die auf den ohnmächtigen Schiffen in neutralen Häfen den Krieg abwarten müssen. Die Gehälter laufen, wenn auch herabgesetzt, fort. Der Lloyd zahlt zwar statt Küstengehälter nur Heimatgehälter, aber auch dabei braucht niemand zu verhungern.

Ich habe in diesem Buche deshalb auch nicht von äußerem Leiden der deutschen Seeleute auf den festgehaltenen Booten zu sprechen, sondern von innerer seelischer Qual, die bei der langen Dauer des ewigen Stilliegens die Stärksten unter den Seemännern angegriffen hat. Gerade die vorher am unüberwindlichsten schienen und die vor keiner Taifunfahrt gezittert haben, sie brachen zusammen, zermürbt und geschwächt vom ewigen Drang nach erfrischendem Wechsel und vor der Sehnsucht nach Kraftbetätigung. Ein deutscher Kapitän hier im Osten von Java wurde verrückt, einer schwer herzleidend, einer starb an einem Herzleiden, und einer erschoß sich, weil er sich dem Trunk ergeben hatte und von seinen Leuten keinen Gehorsam mehr erzwingen konnte. Dieses ereignete sich alles im Jahre 1915, als die Aussicht auf den Frieden und das Kriegsende noch weit hinausgeschoben wurde.

Ich spreche aber hier nicht allein von Lloydschiffen, sondern auch von den Schiffen der großen Australienlinie, die ihre Leute aufs beste stützt und versorgt, die es aber auch nicht hindern kann, daß es größere Feinde gibt als die Nahrungsnot und die Geldsorge. Diese hier draußen bei ihren Leuten zu bekämpfen, ist die erste Sorge der beiden großen deutschen Linien von Kriegsbeginn an gewesen. Aber was keiner bekämpfen kann in dieser großen Geduldzeit, das ist die innere Zerrüttung, das Nagen ohnmächtiger Wut, das Nagen der Sehnsucht nach Wechsel und das Nagen des Heimwehs, das Nagen der lahmgelegten Manneskräfte im Seemannsdasein auf den ohnmächtigen Schiffen in neutralen Häfen Asiens und wahrscheinlich der ganzen Welt.

Nachmittags vier Uhr am 15. April 1914 fuhr ich

von Bremen nach Bremerhaven, um die „Goeben", einen Lloyddampfer von achttausend Tonnen, zu besteigen, der nach Tsingtau und Japan fuhr, und auf dem ich am 20. Mai in Singapore ankommen sollte, wo ich ihn zu verlassen hatte, um von dort hinüber nach Java zu reisen. Auf Java wollte ich vier Wochen das schöne Eiland „Insulinde" betrachten und am 23. Juni den kleinen deutschen Reichspostdampfer „Manila" besteigen, der mich hin und zurück von Batavia nach Rabaul bringen würde. Am 10. August ungefähr sollte ich wieder in Singapore ankommen. Dort würde mich der Lloyddampfer „Kleist" zurück nach Bremen bringen, wo ich am 23. September landen sollte. Also nur eine kurze Trennung von der Heimat, eine kurze Sommerreise war von mir vorgesehen und geplant. Aber mein Schicksal hat mir eine jahrelange Trennung aufgedrängt; aus der Sommerreise wurde eine Reise, deren Ende ich heute noch nicht voraussehen kann, — heute im dritten Jahre der Trennung von zu Hause.

Bei der Hinfahrt vom Ufer zur „Goeben" auf dem Verbindungsboot traf ich zufällig einen Bekannten, einen jungen deutschen Dichter, der den „Kleistpreis" erhalten hatte, der ihm freie Lloydreise nach Algier und zurück gab, er wollte mit der „Goeben" nach Algier reisen, die dort anlegen würde.

Und da sagt man noch, daß Deutschland nicht für seine Dichter sorge! Ich kenne keinen ähnlichen Dichterpreis in Frankreich oder England, wo eine große Schiffahrtsgesellschaft Dichter unterstützt, wenn sie strebend und reisesüchtig sind. Auch mir hatte ja derselbe Lloyd entgegenkommend halbe Preisermäßigung gegeben und mir dadurch den Reiseausflug nach Deutsch-Neu-Guinea ermöglicht, wofür ich ihm immer herzlichen Dank schulde. Ich machte mit dem jungen preisgekrönten Dichter einen Ausflug in den Haag und nahm dort in dem gediegenen kleinen Museum, dem Mauritshaus, Abschied von den ältesten niederländischen Meistern, besonders Rembrandt.

Am nächsten Tag in Southampton lag die silbrig grüne, ruhige Küste Englands vor mir; wie aus

Porzellan leuchteten saubere weiße Dampfer an den fernen Piers. Denn wir blieben mit der „Goeben" auf der Reede liegen. Die „Nadeln", zwei spitze Felsen, sah ich bei der Abfahrt von der uns heute so feindlichen Küste wie zwei Lampen aufrecht stehen, und ich hatte vielleicht im Vorgefühl der Zukunft keine Lust in meinem Herzen aufgebracht, von Bord zu gehen und England auch nur flüchtig anzusehen.

Ich blieb an Bord und sah die englischen „hams" an, die in graue Leinwand eingenäht zu Haufen in die „Goeben" verladen wurden. Es waren die letzten englischen Schinken vor der Aushungerungspolitik, die dieses deutsche Boot mitnehmen konnte. Ein paar Tage später fuhren wir abends in die breite Maas ein und lagen nach dem Abendessen still vor den riesigen Eisenhallen des Norddeutschen Lloyd, die sich in der Stadt Antwerpen am gemauerten Ufer des Flusses hinziehen.

Hier arbeiteten die Schiffskräne der „Goeben" drei Tage. Indessen flogen wir Reisenden nach Brüssel aus, und sogar nach Löwen. Das heißt, nur mein Mitreisender, der junge Dichter, kam bis Löwen, ich kam nur bis Mecheln, denn Löwen, sagte ich, könnte ich ja ebensogut einige Monate später auf der Rückreise nach Bremen betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß diese Stadt bis dahin sich selbst Gericht halten und daß ihre alte Pracht in Kriegsflammen aufgegangen sein würde.

Es war abends nach fünf Uhr gewesen, als der Zug auf der Fahrt nach Bremerhaven durch kleine Landorte an hübschen Heidehäusern vorbei so flach hinlief, als läge das Land hier unter dem Meeresspiegel; ich glaubte, ich spürte die hohe See schon vom Eisenbahnwagen, und das Gefühl der Annäherung an das große Meer übte auf mich Binnenländer einen Seelendruck feierlicher Erwartung und ungewisser Bangigkeit aus. Die ganze Lebensweise sollte sich nun für Wochen ändern. Statt grünender Frühlingsbirken und blumengelber Grasgärten sollten Wasserfelder mit weißen Schaumfurchen vor mir ins Leere wachsen. Mein Wohnraum eine winzige Kabinen-

zelte, statt des Erdbodens sollte ich Holzdielen, die über meilentiefen Meerwassern schaukelten, betreten. Und die Größe des alles verschluckenden Himmels und des alles beherrschenden Salzwassers würde vielleicht doch zuletzt meinen übermütigen Reisemut kleinlaut machen. So hatte ich noch vor Bremerhaven gedacht.

Im Hafendamm sah ich dann beim Aussteigen aus der Station das zum großen Auswandererschiff umgebaute Lloydschiff, den Kaiser Wilhelm I., liegen. Das trug drei Stockwerke gleichmäßiger Hallen, die alle nur für Zwischendeckreisende bestimmt waren. Ich hatte auf meinen Weltreisen früher nie ein ähnliches Schiff gesehen. Und ich sollte dieses Schiff auch nie wiedersehen. Es liegt heute versenkt unten bei Afrika bei Kapstadt im Meer. Es war zu Kriegsbeginn als Transportschiff geschickt worden; und von den Engländern angegriffen, versenkte es sich selbst. Alles, was ich schon zu Reisebeginn sah, hing, ohne daß ich es damals ahnte, bereits mit kommenden Kriegsereignissen eng zusammen . . . .

Brief an seine Frau

Malang, 14. August 1916, Montag abend sieben Uhr

Herz, mein Herz! Ist es nicht grausam? Vom 17. März ist Dein letzter Brief datiert! Seitdem weiß ich nur aus dem Geburtstagstelegramm etwas von Dir.

Ich hatte eine schwere Zeit in den beiden letzten Wochen. Ich wurde oben in Patjet im Hause der Familie E. ganz plötzlich krank. Immer war ich einen Tag wohl, und den nächsten fieberte ich. Ich schwitzte und machte nasse Einpackungen. Alles half nichts. Das Fieber stieg bis über vierzig Grad. Am Samstag, 5. August, stieg das Fieber höher. Ich bekam heftige Herzzustände und Atemnot. So daß ich schon alles aufgab. Ich lief in die Badekammer aus dem Bett und goß mir Wasser über und stellte die Füße in Wasser bis ans Knie. Nachmittags fuhr man mich im Auto hierher nach Malang ins Hotel Jensen, und ich ließ den Arzt rufen, Doktor B. (Konsul R. fuhr mich mit mehreren Herren hierher.) Ich hatte einen Eisbeutel auf dem Kopf, einen Eisbeutel auf dem Herzen und die Füße bis ans Knie in einem Kübel voll Eis stehen. Die Autofahrt hierher dauerte von mittags drei bis abends sechs Uhr.

Hier nahm der Arzt mir aus dem Finger Samstag abend noch eine Blutprobe, und Sonntag früh sagte er mir, daß ich Malaria hätte.

Einen Tag, ehe ich den ersten Malaria-Anfall hatte, träumte mir, ich würde einem Tropenregiment eingereiht. Aber alle Soldaten hatten erdgraue Anzüge und mumienhafte Gesichter, wie Leichen. Dann lud mich ein Herr im Zylinder mit schwarzen Handschuhen an den Händen in einen Wagen ein. Wir fuhren zu einem Haus, wo wir Dich trafen und viele maskierte Menschen. Einer fragte mich, ob ich vom Lande der

Triumphe käme. „Nein, vom Lande der Trumpfe," antwortete ich. Ich hatte auch schwarze Handschuhe in der Hand, zog sie aber nicht an.

Als ich den Traum morgens erzählte, schauderte es die Damen vor den schwarzen Handschuhen. — Am nächsten Tag hatte ich Schüttelfrost.

Nun gehöre ich auch zur Armee der Malaria. Ich dachte es mir schon. Ich bekam tüchtige Dosen Chinin zu essen. Und hatte dann nur noch zwei Fiebertage. Der letzte war schrecklich. Ich hatte starke Gehörsvorstellungen. Ich hörte die Stimmen aller Damen, Kinder und Herren aus Patjet unter meinem Zimmer. Das dauerte von nachmittags zwei Uhr bis abends sechs Uhr. Zwei Stunden las ich mir laut aus der „Geflügelten Erde" selbst vor, nur um die Stimmen zu übertäuben, die unausgesetzt mit mir sprachen. Im Hotel hielt man mich für verrückt, weil ich vier Stunden ununterbrochen gesprochen hatte und im Fieber sprechend auf die Veranda gelaufen war.

Heute ist mein fünfter fieberfreier Tag. Ich muß bis 12. September eine Chininkur durchmachen. Dazwischen habe ich aber alle zwei Wochen drei chininfreie Tage. Heute ist mein erster chininfreier Tag. Es ist Abend, meine Temperatur ist unter sechsunddreißig Grad, und ich bin recht zufrieden mit der Kur. Das Chinin versetzt einen immer in einen gelinden Rausch. Und mit leisem Ohrensausen tauge ich dann zu gar nichts. Kann nicht mal Zeitung lesen.

Das Hotel ist leider sehr unruhig; es wird umgebaut. Ich wohne im neuen Flügel. Ein Drittel des Hauses ist erst fertig.

Ich bin so allein. In die Klinik wollte ich aber nicht. Mit Doktor B., der ein französischer Schweizer ist und in Holland in Leiden studierte, bin ich sehr zufrieden gewesen.

Nur das Alleinsein im Hotel ist etwas grausam. Besonders jetzt, wo ich etwas besser bin.

Malang ist eine kleine Landstadt. Drei Autostunden (sechs Eisenbahnstunden) von Soerabaia, es liegt fünfzehnhundert Fuß hoch. Niedriger also als Patjet, das zweitausenddreihundert Fuß hoch liegt.

Das Klima hier ist sehr angenehm. Ähnlich wie das in Garoet, frisch und mild und nicht so dumpf wie in Garoet, da es nicht so viel Reisfelder voll Wasser hier gibt, sondern mehr Zuckerrohrfelder, trockene.

Ich bin erstaunt, daß ich nun nach zwei Jahren Aufenthalt endlich doch noch Malaria bekommen habe Meine Augäpfel sahen gelb wie Safran aus und meine Haut auch. Als man das in Patjet bemerkte, wußten alle, daß ich Malaria hatte, nur ich glaubte es noch nicht.

Der Schüttelfrost und der Kopfschmerz zu Anfang machten mich glauben, ich hätte nur meinen Magen an Schweinebraten verdorben. Unter fünf wollenen Decken fror ich mitten am heißen Tag, als läge ich unter kalten Glasplatten. Ich bin natürlich sehr abgemagert. Aber das gibt sich schon alles wieder. Ich liege bis Mittag zu Bett. Dann esse ich um ein Uhr im Speisesaal. Und dann lege ich mich wieder bis abends fünf Uhr zu Bett, stehe dann auf, spaziere vor dem Hotel ein Stündchen auf und ab, lege mich auf den Verandastuhl, esse um halb neun Uhr Abendbrot im Saal. Gehe um halb zehn Uhr zu Bett.

Morgens um sechs Uhr schon beginnt meine Chininkur. Außerdem fresse ich auch noch Karlsbader Salz in Wasser jeden Tag morgens. Ich muß alle drei Stunden Chinin nehmen. Fünf Dosen pro Tag. Und dabei meine Temperatur messen. Ich befolge alles gewissenhaft. Denn mir graut vor einem Rückfall.

Ich erzähle Dir das so genau, weil ich sonst in den vierzehn Tagen nichts anderes als dieses Kranksein erlebt habe und deshalb von nichts anderem zu erzählen weiß.

Außerdem interessiert mich diese Tropenkrankheit sehr, von der ich immer gehört hatte. Sie ist aber viel schlimmer noch als ihr Ruf, finde ich. Die Fieberstunden waren ganz unbeschreiblich herzaufregend. Ich werde sie nie vergessen.

Gottlob, der Hotel-Manager ist ein Hamburger, und der Buchhalter ein Nürnberger. Beide Herren sehen sich manchmal nach mir um. Der Hamburger war 1914 auf der Reise nach Australien. Unterwegs mußte sein deutsches Lloydschiff Java anlaufen,

da man die Kriegserklärung an Bord drahtlos aufgefangen hatte. Der arme Mann, der früher Ofensetzermeister war, ist jetzt Hotel-Manager hier geworden und verdient nur hundert Gulden monatlich und hat dazu freies Leben, Essen und Wohnung. Der Nürnberger ist schon zweiunddreißig Jahre auf Java. Er war hier vierundzwanzig Jahre holländischer Soldat. Dann Buchhalter. Es gibt lauter so kuriose Existenzen hier im Osten.

Wäre ich doch nie nach dem düstern Patjet gegangen. Lauter Unglück ist dort. Frau E. hatte dort vor drei Wochen eine Fehlgeburt. Einer andern europäischen Dame eines Nachbarhauses starb ein Kind am Typhus. Der Vulkan Weniran, der dort hinter dem Haus am Himmel leicht raucht, sieht so düster aus. Das Haus liegt an der Nordseite des Vulkans. Die Gegend hat etwas Starkes, Unerbittliches, Schicksalschwangeres. Neben dem Vulkan ist ein zerklüftetes Gebirge am Himmel, das sieht aus wie der Norden des Gardasees, wo sich Dante den Eingang zur Hölle dachte. Ich sagte das immer jeden Tag dort. Auch flogen täglich schwarze Raben auf mich zu, wenn ich auf der Veranda saß. Die machten mich oft stutzig. Und immer war jemand krank im Hause. Das Badewasser war voll Kupfervitriol, das Wasser roch so vergiftet, und ich ekelte mich vor jedem Bade dort. Alles war mir stündlich unheimlich in Patjet.

Hier im Hotel habe ich Zimmer 23. Hier fühle ich mich wohler. In einigen Wochen soll ich höher ins Gebirge nach Poedjoen. Dort soll es aber recht frisch sein. Viertausend Fuß hoch. Ich glaube, es ist zu hoch für mein Herz. Vielleicht gehe ich nach Garoet zurück. Das wäre für die im Oktober beginnende Regenzeit das beste für mich. Garoet ist zweitausenddreihundert Fuß hoch.

Herz, wann werde ich endlich mein Herz wieder zu Deinem Herzen legen dürfen und ausruhen von den zwei Kriegsjahren? Grüße alle!

Immer treu und gut

Dein Herrle

Malang (Java), Hotel Jensen, 19. August 1916

Ich sitze auf der langen Hotelgalerie, die wie eine lange Reihe von Pferdeställungen wirkt mit ihren braunen Holzscheidewänden zwischen den Vorgalerien der Zimmer, — ganz allein. Unten in den Nachbarhäusern sprechen im Hof Leute. Sonst hört man nur manchmal eine kleine Wand-Eidechse schmatzen. Mein Tagebuch ist mein Kamerad. Es muß mir die Plauderstunden mit Annie ersetzen. Ich schreibe gern alles nieder, mit dem Gedanken, daß Annie mal später zu Hause, wenn wieder Frieden ist und sie mit mir im Garten des Guckeleshäuschens im Guttenberger Wald sitzt, alles nachlesen wird, was ich hier gedacht und gefühlt habe. Dabei habe ich aber oft das Gefühl, daß ein Wiedersehn ganz unmöglich wird. Weil dieses Land Java, wo diese Zahl 13 mich seit dem ersten Tag bis heute verfolgt, mich nicht mehr lebend hergeben wird. Und dann wird mir so weh zumut. Nie bin ich ganz traurig, auch in aller Traurigkeit nicht. Doch bei dem Gedanken, daß ich Annie und Deutschland und mein Häuschen nicht wiedersehen sollte, werde ich ganz still und fühle mich ganz traurig. „Aber alles, was kommt, ist gut, wie es kommt." Das ist mein Wahlspruch immer gewesen. Darum bin ich doch n i c h t ganz traurig, wenn ich das sage.

Von morgen ab habe ich wieder vier chininfreie Tage.

Drei Sperlinge besuchen mich jetzt tagsüber in meiner Einsamkeit. Morgens begrüßen sie mich, wenn ich auf der Hintergalerie aus meinem Zimmer zu den Bädern gehe. Nachmittags, wenn ich auf der Vorgalerie sitze, um fünf Uhr, besuchen sie mich dort, zwitschern, kommen aufs Steingeländer des Bogenganges und holen, an die geweißte Decke flatternd, die Moskiten vom Kalk weg. Ich freue mich darüber. Ich stehe mich so gut mit allen kleinen Vögeln. Auch Webervögel, die im großen Baum des Residentengartens hinter meinem Zimmer ein Nest, wie einen grauen Kleingeldbeutel groß, an einen Ast gewebt haben, kommen hochflatternd morgens zu mir, wenn ich die Türe öffne und die Sonne hereinlasse.

Ach, Einsamkeit gibt es eigentlich gar nicht. Diese letzten acht Tage, wo ich fast keinen Menschen als fremde Hotelleute sah, vergingen so schnell, und ich hatte nie Zeit; ich fand, die Zeit ging zu schnell; ganz wie im Haus im Guckelesgraben im Wald.

Jetzt kommen die Abendtelegramme. Ich bekomme plötzlich einen Stoß schwedische Zeitungen, ich weiß nicht, von wem, mit der Post zugeschickt. Immer noch behaupten die Engländer und Franzosen, daß sie vordrängen. Auch in Saloniki soll die Offensive begonnen haben.

Ach, es wird mir so dumm bang, wenn ich täglich nun seit vierzehn Tagen von den Siegen der Feinde lesen muß. Nie mehr kommt ein Bulletin aus Berlin hier durch. Alles kommt aus London, Paris, Petersburg, Rom, Genf und Bombay, was wir an Telegrammen erhalten. Auch keine amerikanischen Nachrichten werden mehr durchgelassen. Man erhält also täglich das Lügenbild der antideutschen Pressebureaus der Feinde zu lesen. Und da soll man nicht verzweifeln vor Kummer, wenn man alles aus der Heimat schwarz in schwarz gemalt vor die Augen hingehalten bekommt, jeden Tag jetzt.

Malang, Sonntag, den 20. August 1916

Wunderbar blauer Himmel nach den Gewittertagen. Bin chininfrei heute. Habe eben an Annie geschrieben. Vier chininfreie Tage! Ich möchte einige Ausflüge rund um Malang machen. R. telefonierte mir heute ein Telegramm von Annie aus Grindelwald: „Monatliches Geld gesichert. Treu Annie." Dieses Telegramm erleichterte mich sehr.

Brief an seine Frau

Malang, Hotel Jensen, Sonntag,
20. August 1916

Liebste, Gute, Herzliche, ich kann den Brief nicht abschicken, ohne noch eine Seite Beruhigung für Dich dazu zu schreiben. Ich hatte keinen Fieberanfall mehr

und fühle mich wohler. Nur die Karlsbader Salz- und die Chinin-Kur greifen mich noch ein wenig an.

Ich sende Dir auch ein kleines Bild, das am Sonntag vor meiner Krankheit in Patjet gemacht wurde. Darauf bin ich noch dick und rund. Denn auf dem Schiff, wo ich sechs Wochen auf der Reede von Soerabaia lebte, kochte ein Nürnberger Koch deutsches Essen, und ich hatte wenig Bewegung.

Jetzt aber habe ich in den vierzehn Tagen Fieber alles wieder verloren, und das Karlsbader Salz nimmt den Rest, und ich bin, wie Du es wünschst, schlank wie eine Tanne, aber im Gesicht dadurch viel älter, weil schmäler.

Es ist schönes Sonntagwetter draußen, und ich bin wie immer allein. Denn so wie Du mich im Kreis von Damen, Familien und Kindern auf diesem Bild siehst, lebte ich in all den zwei Jahren nur neulich einmal zehn Tage. Und seltsam, gleich nachdem ich zum erstenmal eine Familieneinladung angenommen hatte und Gast war, muß ich dort in der Familie so schwer krank werden, wie ich es hier noch nie war; ich stand einen Tag vor dem Tode, so klapperte mein Herz bei einundvierzig Grad Fieber.

Ich tauge nicht dazu, auf Besuch in Familien zu sein. Mein Organismus ist zu kompliziert, glaube ich. Und als Gast lege ich mir so viel Rücksichten auf, daß ich vor lauter Rücksichten rücksichtslos zu mir selbst werde. Ich fror immer nachts und wagte nicht, um eine Decke zu bitten, bis es zu spät war. Dann, als ich Schüttelfrost hatte, gaben mir plötzlich alle ihre Decken. Es waren zu wenig Decken im Haus, und meine Reisedecke lag im Hotel in Soerabaia im Wäschesack verschlossen.

Auf der Terrasse des Hauses zog es unaufhörlich wie auf der Terrassenecke der „Neuen Welt“. Und ich hatte den zugigsten Tischplatz bei den Mahlzeiten. Ich konnte aber nichts sagen, da alle den Zug nicht spürten; nur ich schwitzte und erkältete mich unaufhörlich. Kam dann der Stich eines Malaria-Moskitos hinzu, so wurde das Fieber schlimmer, als es sonst gewesen wäre, da ich schon erkältet und fieberig war.

Ich tauge nicht für Familienbesuche. Ich tauge nur in mein eigenes Haus zu meiner „Mulde" oder in Hotels.

Die Einsamkeit plagt mich gar nicht, wenn ich an Dich denke und an Dich schreibe. Es ist, als seiest Du dann im Hotel im Nebenzimmer. Wenn nur endlich mal wieder ein Brief von Dir käme!

Herzlichen treuen Kuß

Dein Herrle

Malang, 23. August 1916

Hatte heute den vierten und letzten chininfreien Tag. War heute morgen mit Wagen (um vier Uhr Abfahrt) in Wendit. Das ist ein Platz nahe einer breiten und langweiligen Landstraße, dreiviertel Stunden von Malang. In einer Talsenkung liegt dort ein kleines seeähnliches Gewässer. Wir würden es zu Hause einen größeren Weiher nennen. Einige Gutshofgebäude liegen dort, feucht und ungesund. Man hat eine Halle am Wasser. Da kommen viele Affen, graue, und werden gefüttert, ähnlich wie am blauen Wasser bei Paseroean. Der Teich liegt ganz idyllisch in einer Talsenkung. Aber alles ist einfach und lustlos dort. Es ist wie ein Platz für arme Leute und arm gewordene verflossene Zeiten. Fundamente und Treppen, die zum Teich führen, auch Buddhareste, zeigen, daß hier mal eine Hindu-Anlage, ein Hindu-Badeplatz gewesen sein muß. Die großen Bäume, die auf einem Hügel am Weg zum Teich stehen, hatten ihre Riesenblätter abgeworfen. Das gab dem Weg einen verwahrlosten Eindruck. Der Himmel war grau und zugeschlossen. Eine Seltenheit auf Java. Und ich war ganz niedergestimmt von dem trostlosen Platz, als ich aus dem Wagen stieg. Ich setzte mich aber eine Stunde in die offene Halle ans Wasser. Die Sonne kam allmählich. Javanenmädchen verkauften Erdnüsse und Pisangs für fünf Cents und saßen am Fußboden um mich. Und ich fütterte die grauen, silbrigen frechen Affen mit Nüssen und Bananen. Sie kamen zu mir bis auf den Tisch und stahlen mir die Bananen vor der Nase weg. Sie waren aber sehr

komisch in ihrer Räuberei. Auf dem Wasser schwammen Enten, drei und drei hintereinander. Javanische gelbgraue Enten, unscheinbare schlanke Dinger.

Ein großer herrlicher Laubbaum, ähnlich einer Buche, mit hellgrauem, mächtigem Stamm stand einige Schritte von mir unten vor der Halle dicht am Teich. Er rahmte mit seinen Laubmassen hübsche Uferbilder der gegenüberliegenden, sanft ansteigenden Hügel ein. Dort arbeitete ein einsamer Mann im Felde. Im grünlichen Wasser zogen die Enten feuerblaue Furchen neben sich her. Auch kam eine lange Reihe schneeweißer Gänse und schwamm durch die Laubumrahmung des großen Baumes. Sie waren so weiß, die Gänse, wie aus Porzellan, und schwammen so lautlos, und es war, als wüßten alle zehn, daß sie sehr schön in ihrem blendenden Lichtweiß auf dem mattgrünen Wasser in dem Tal der Lieblichkeit aussahen.

In kleinen Buchten rauschte manchmal plötzlich das Wasser. Dann stand dort ein brauner Javane bis an die Hüften im Wasser und badete. Und unter einem schattigen Baum stand eine Gruppe Javanerinnen an einer Anhöhe im Dämmerlicht des Schattens und zog sich zum Baden aus.

An einer anderen Ecke des Weihers saßen zwei Wäscherinnen bis an die Hüften im Wasser auf den Kieseln und wuschen Sarongtücher, indessen sie zugleich badeten. Es waren auch Gruppen von einzelnen hingelagerten Javanen am Ufer zerstreut. Teils Feldarbeiter, teils ausruhende Leute.

In der Halle saß an einem Tisch im Morgenkleide, barfuß, mit abgestreiften Pantoffeln, eine blonde Europäerin. Neben ihr ein Herr im Schlafanzug. Beide sahen den Affen zu. Auch kranke, blaugekleidete Militärinvaliden aus Malang kamen, zwei. Sie kauften Bananen und warfen die Früchte hoch hinauf in die Bäume, wo die Affen sie auffingen.

Es war still, feierlich und lieblich, als die Sonne die Tiere und Menschen beschien und die grüne Feldlandschaft des kleinen Teiches, der in verschiedenen Buchten sich in die Ferne schlängelte, von Kokospalmen, Bananenstauden, Reisfelderterrassen umstanden.

Um elf Uhr war ich wieder in Malang im Hotel Jensen. Beim Mittagessen erzählte mir Herr D. von dem Aufstand der Mores auf den Suluinseln im Jahr 1905. Er war 1907 dort auf einer der Inseln. Dort war ein Schlachtfeld in einem toten Kraterkessel, das hieß bei den Amerikanern „The battlefield above the clouds", das Schlachtfeld über den Wolken. Denn der Krater, der die kleine Insel beherrscht, ist zweitausend Fuß hoch. Dort oben in der Kratersenkung hatten sich die Mores gegen die Amerikaner verschanzt. Ungefähr fünfzehnhundert Leute, Frauen und Kinder mit eingerechnet. Als die Amerikaner diese Vulkanfeste stürmten, warfen die Weiber in letzter Verzweiflung den Amerikanern die Kinder von ihren Brüsten in die Bajonette entgegen. Und die Männer stürzten sich auf den senkrecht steilen Wegen mit ihren Messern auf die Stürmenden. Die Amerikaner schonten die fünfzehnhundert Leute nicht. Sie töteten alles. Nur dreizehn Weiber kamen aus dieser „Schlacht über den Wolken" von den fünfzehnhundert Menschen mit dem Leben davon.

D. hat Photos gesehen von Mores-Weibern, denen der Bauch aufgeschlitzt war, und das tote Kind hing der toten Mutter noch an der toten Brust. Der Kampf war schauderhaft. Auf sechzehn Meilen im Umkreis roch unterm Kratergipfel noch monatelang die Luft nach den verwesenden Leichen.

D. selbst fand noch oben in dem Krater alles voll Skeletten und Totenschädeln liegen. In den Schießscharten, die sich die Mores an dem Kraterrand gemacht hatten, fand D. noch stehende Gerippe, ebenso in den Stollen, die vom Krater senkrecht am Abhang hinunter führen, wo der Ansturm war, standen noch im Jahr 1907 aufrechte eingeklemmte Gerippe, zwei Jahre nach der Schlacht.

D. war oben mit einem alten Amerikaner, der kannte alle Wege. Es war im Jahr 1907 noch immer Kampf und Unsicherheit auf dieser Suluinsel. Aber die Herren kletterten nachts den Weg zum Krater hinauf. Morgens um neun Uhr waren sie oben über den Wolken am Schlachtfeld im Kraterkessel.

Die Aussicht oben ist herrlich. Rundum sieht man das Meer um die Insel. Unten paradiesische Wälder und Buchten im Morgenlicht. „Aber hier oben hausen die Geister der Getöteten," sagen die Bewohner der Insel.

Malang, Sonntag, 27. August 1916

Heute morgen um zehn Uhr kam ich von Bangelang zurück. Bangelang ist eine Regierungspflanzung, eine Probierpflanzung für Kaffee. Herr G. mit Frau, die ich Donnerstag hier kennen lernte, nahmen mich Freitag früh um zehn Uhr mit nach Bangelang. G. ist dort seit zwei Monaten Administrator. „Kommen Sie heute mit, Herr Dauthendey, Sie werden die Kaffeeblüte sehn, so schön, wie ich sie selbst noch nie gesehen habe, und wie ich sie nie mehr sehen werde. Sie müssen aber gleich heute mitkommen, der Kaffee blüht kaum zwei Tage. Wenn er heute morgen mit der Blüte begonnen hat, so blüht er höchstens bis morgen abend. Kaum vierundzwanzig Stunden, dann ist alles wieder vorbei. Es ist sehenswert, es ist, als ob es auf alle Bäume geschneit hätte in der drei Kilometer großen Pflanzung Bangelang."

Ich packte rasch einen Handkoffer. Eine Stunde dann noch im kleinen Karetawagen durch hübsche javanische Dörfer talab, talauf. Um zwölf Uhr kamen wir an. Bangelang liegt am Abhang des Kawi. Die Pflanzung steigt sanft an der Südseite des großen Vulkans hoch. Sie liegt ungefähr sechzehnhundert Fuß hoch über dem Meer. Schon am Eingang der Pflanzung, als wir vom Hauptweg abbogen, wurden wir von den ersten Reihen blühender Kaffeebäume empfangen und von dem feinen Orangenblütenduft, den die Kaffeeblüte verbreitet.

Vor dem Pflanzungshaus, nachdem wir, immer bergauf, durchs Dorf der Arbeiter und an der Fabrik vorbei gefahren waren, stand an einer Wegkreuzung, zwanzig Meter vom Haus, der „Kaffeemutterbaum". Ein Robustabaum, von ihm stammen alle Tausende Robusta-Kaffeebäume der ganzen Bangelangpflanzung. Der Mutterbaum blühte erst seit morgens acht Uhr und

war jetzt um zwölf Uhr mittags in vollster Blüte. Als ich am nächsten Abend an ihm vorbeiging, begann er bereits seine Blüten verwahrlost abzulegen. Schön zum Willkomm stand der über mannsgroße breite Kaffeebaum mit seiner Reihe von Blütenschneebällen auf jedem Zweig; wie eine dunkelgrüne Masse, aus der sich ein weißschäumender Springbrunnen mit vielen weißen Schaumstrahlen zur Höhe bäumt, so wirkten die mit Blüten weiß bedeckten grünen, schöngebogenen Zweige.

Wir gingen Freitag abend mit sechs Foxterriern, Herr G. und ich, auf den breiten Wegen sanft bergansteigend durch die unendlichen Reihen weißblühender und unendlich fein und lebhaft duftender Kaffeebäume, zwischen Robusta- und Liberia- und Ugandakaffee usw. Die Blüte war durch Trockenheit länger zurückgehalten gewesen, aber durch leichte Gewitterregen der letzten paar Nachmittage war sie nun heute unendlich reich aufgegangen, und die Reihen von Blütenschneebällen leuchteten wie Watteschnee auf Weihnachtsbäumen, so künstlich regelmäßig schienen die Blütenballen aufgereiht zu sein an allen Zweigen; und unter den Blütenballen hingen die breitlappigen, dunkelgrünen, großen Blätter der Bäume, links und rechts vom Zweig herabhängend, ebenso regelmäßig gereiht wie die Blütenballen. Ich konnte mich nicht satt sehen. Und ich weiß nicht zu sagen, was mir lieber war, der Anblick des keuschweißen Blütenwerkes oder der Duft der Blüten. Auch Bäume, beladen mit den grünen und roten Bündeln von Kaffeebeeren, standen da mit schwer vom Fruchtreichtum gesenkten Zweigen. Und die roten Beeren leuchteten wie kleine Kirschen. Aber meistens blühten die Bäume. Doch trafen wir auch Baumreihen, wo viele kleine Javanenfrauen und Mädchen geschäftig wie Bienen waren, die süßen Kaffeebeeren zu ernten und sie in kleine Körbe und in Säcke zu füllen. Diese gefüllten Säckchen wurden von kleinen Bergpferdchen zur Fabrik heimgefahren.

Wir gingen bis zur Abenddämmerung immer bergan und kamen am Urwaldrand, am Busch und an großen

Bäumen vorbei, wo die Hunde die schwarzen Affen anbellten und nicht mehr zu halten waren. Wir sprachen im Abend von Urwaldtieren, und Herr G. erzählte eine ganz seltsame Schlangengeschichte.

Malang, Hotel Jensen, 29. August 1916

Heute morgen war ich in Singosari, wo ich zwei steinerne riesige Tempelwächter und eine kleine Tempelruine besuchte. Ich fuhr um halb neun Uhr, war um neun Uhr dort, und um elf Uhr fuhr ich zurück. War um halb zwölf Uhr in Malang (mit der Bahn) an der Station. Dann telegraphierte ich auf der Post an Annie:

Riber, Stroemstad

Bin krank gewesen, Malaria, jetzt ganz wohl. Geld erhalten im Monat Juli, ebenso zwei Telegramme. Dank, liebes Herz.

Max Dauthendey

Wie ich nach dem Telegraphieren ins Hotel Jensen komme, gibt man mir im Kontor einen Brief. Von Annie! Einen wirklichen Brief von Annie vom 17. Juni! Der letzte, den ich vorher im Juni erhalten hatte, war vom 17. März aus Berlin. Dieser vom 17. Juni war aus unserem Häuschen im Guttenbergerwald, im Guckelesgraben bei Würzburg. Nun fehlen mir aber alle Briefe von Annie, die sie in dem Vierteljahr vom 17. März bis 17. Juni geschrieben hat. Dieser Brief heute erzählt, daß sie ganz einsam in unserem Waldhäuschen haust. Und ich kann gar nicht verstehen, daß sie sich nachts nicht fürchtet. Ich glaubte, sie wäre in der Schweiz bei J. D. oder in Berlin oder in Schweden bei Mutter oder bei Bruder Axel. Sie will mir aber wahrscheinlich im Häuschen und in Deutschland näher sein. Ach, und wie muß sie Mangel leiden! Und sie könnte es doch in Schweden viel besser haben. Sie schreibt, daß man jetzt nur siebenhundert Gramm Fleisch wöchentlich für jede Person bekommt. Eier und Butter bekommt sie noch. Sie ißt viel Griesbrei und kocht Hagebuttensuppe und Mehlklöße. Die Arme! Ich mag heute gar nicht ordentlich essen, der Appetit ist

mir vor Schmerz fast vergangen, wenn ich denke, wie sie und alle in Deutschland darben müssen. Und hier habe ich alles! Und lebe so üppig bei Fleisch und Fett und Butter und Eiern und Gemüse und Früchten, und alles ist überreichlich da im Hotel. Das kann doch nicht mehr lange so fortgehen in Deutschland. Es ist großartig, wie mein Weib und mein Volk diesen langen quälenden Mangel so klaglos ertragen.

Wenn Besuch zu Annie kommt, dann bringt man Kuchen und Eßwaren mit, „wie es sich in Kriegszeiten gehört", schreibt die Liebste. Mein Gott, mein Gott, belohne dieses Volk, das unter allen Völkern der Welt heute am mutigsten im Feld ist und am mutigsten zu Hause darben kann! Tränen sitzen mir im Hals, wenn ich durch die Zeilen des Briefes das große, große Elend zu Hause deutlich spüre. Sie klagt über drei Wochen Regen im Juni. Und hier haben wir immer, immer Sonnenschein; auch ein Reichtum, der zufrieden macht. Wie gern möchte ich Sonne heimschicken. Aber es tröstet mich, daß dieser Vor,ommerregen zu Hause vielleicht ein Regen von Korn und Früchten wurde. Denn die Ernte, erzählt man hier, soll großartig in Deutschland sein in diesem Jahr. Nachdem sie 1915 so schlecht war, ist das ein großer Trost.

Eben besuchte mich am Abend Kapitän Sch., der mir morgen seine Schiffsgeschichte, alles, was er zu Kriegsanfang zwischen Afrika und Australien aushielt, erzählen will. Er sagt, die Admiralität habe ihm zurückgeschrieben, daß seine Erlebnisse die interessantesten von allen Erlebnissen sind, die deutsche Handelsschiffe bei Kriegsanfang durchzumachen hatten. Bin sehr begierig, die Fahrt der „Wismar" morgen aus dem Mund ihres Kapitäns zu hören.

Brief an seine Frau

Malang, 30. August, nachmittags vier Uhr

... Ich war inzwischen — ehe ich weiterschreibe — zum Mittagessen. Als ich mich zu Tisch setzte, er-

zählte mir der deutsche Geschäftsführer Herr J., daß Rumänien an Deutschland nun auch den Krieg erklärt habe. Gestern Italien, heute Rumänien; hoffentlich zwingt man nicht auch Holland gegen uns, dann würden wir hier alle auf einer heißen Insel in Baracken interniert werden, wir armen Deutschen.

Wie soll es werden?! Ich dachte, es müsse bald Frieden werden, und nun kommt eine neue Kriegserklärung nach der andern.

Wenn ich bei Tisch die vielen Fleischgänge sehe, — abends vier Fleischgerichte, Pudding, Suppe, Salate und Gemüse und Früchte, und wenn ich große Flaschen Milch trinke, da ich dem Alkohol ganz entsagt habe, da denke ich seit Deinem gestrigen Brief immer an Dich und Minko im Häuschen, — an Griesbrei und Hagebutten usw. Du kommst mir dann gar nicht an Deinem Platz vor.

Ich wünschte, Du wärest bei Deinem Bruder Axel in Strömstad oder bei Deiner Mutter in Stockholm.

Ich leide sehr unter dem Gedanken, daß Du Dir dieses Alleinsein im Häuschen auferlegt hast.

Meine arme Mulde und mein armes Deutschland, daß Ihr beide so viel aushalten müßt! Ich hoffe aber, wenn dieser Brief Dich erreicht, bist Du zum Winter vielleicht doch zu Deiner Mutter gegangen; es wäre mir eine so große Beruhigung, Dich bei guten, lieben Menschen gepflegt und beschützt zu wissen, meine treue Penelopeia, meine liebe.

Auch bin ich Dir aber noch viel treuer, als es Odysseus war. Ich habe nun zweiundeinhalbes Jahr keinen Mund mehr geküßt, keinen Leib umarmt, ich lebe wie ein Mönch.

Aber ich klage nicht. Ich spüre nichts mehr. Ich bin so im Leid des Krieges, so im Miterleben Deiner Einsamkeit und im Miterleben aller Kämpfe auf allen Schlachtfeldern, daß ich an nichts anderes denke als an das baldige Ende aller dieser unserer Leiden. Und die Zeit vergeht mir rasch beim Schreiben in mein Kriegstagebuch.

Ich bin trotz allem Elend immer froh, daß ich diese große europäische Kampfzeit erlebe, und nicht

26*

tot bin wie Strindberg oder Zola oder Ibsen oder Tolstoi.

Es ist nicht schön, wenn Du mir so kleine Zwistigkeiten zwischen Norddeutschen und Bayern berichtest, so wie sie Dir der kleine Fritz W. erzählte. Ich will das nicht wissen, das ist zu klein in den großen Stunden der Welt, die wir jetzt miterleben dürfen.

Es ist mir auch gleich, ob Juden große oder kleine Helden sind. Wir leben nicht im kleinlichen Frieden mehr, wo es Unterschiede gibt, wir leben zwischen Leben und Sterben, und da übersieht man alles Kleinliche. Das Guckeleshäuschen ist ein Nest des Friedens für uns beide. Lebst Du allein dort, so siehst Du die Welt nicht mehr so großzügig, wie ich es immer so sehr an Dir liebe; es ist kein Platz für Dich allein. Daß Du weiße Haare hast — so viele, wie ich jetzt habe —, das tut mir nicht weh; das liebe ich, daß die Zeit uns zeichnet und das Alter uns würdig macht, mein treuer Schatz. Ob Du alt und verrunzelt wie ein alter vertrockneter Nußkern aussiehst, das ist mir gleich, wenn nur Deine Seele nicht armselig unbedeutend wird. Sonst ist mir alles lieb, was die Zeit unsern Leibern antun muß. Das ist mir heilig. Ich liebe Dich zu allen Zeiten mit und ohne Haare.

Man hat doch als sechsten Sinn den Liebessinn, der nicht hört und nicht sieht, der nur lieben muß, dort wo er liebt. Wie gerne wäre ich neben Dir beim Griesbrei im Häuschen bei uns und bei Deinen weißen Haaren.

Aus Deinem Brief verstand ich, als habest Du eine Wand einreißen lassen, oben in meinem Schreibzimmer im Häuschen, die, an der mein Schreibtisch stand. Erkläre mir das doch! Ist sie eingefallen vor Feuchtigkeit. Da Briefe, so viele von Dir, verloren sind, verstehe ich den Zusammenhang nicht. Ich dachte nämlich komischerweise hier oft in einsamen Träumerstunden, ich wollte die Wand zu dem kleinen Balkon abbrechen lassen, wenn ich heimkomme, damit das Zimmer geräumiger werden soll. Habe ich nun vielleicht mit meinen Gedanken, meinen träumenden, der

Wand den Gedanken gegeben, einzufallen? Das möchte ich so gern wissen.

Es hörte sich fast zu friedlich an, wie Du vom alten Dachdecker und seinem Lehrling erzählst. Ich fühle mich gequält von dieser unwahren Friedlichkeit, und doch freute es mich, vom Häuschen zu hören.

Erzähle mir, ob der Garten gut gedeiht, meine Rosen und unser Obst.

Warum pflanzt Du Dir im großen Garten kein Gemüse? Salat, Bohnen, Kohlköpfe. Jetzt in der Zeit braucht man keine Blumen, wenn man hungern muß. Es ist ja so viel Erde da und der alte Hupp und seine Töchter pflanzen Dir doch alles, was Du an Gemüsen essen willst, auch Kartoffeln.

Aber ich hoffe, Du lebst wo anders, wenn Dich dieser Brief erreicht hat.

Ich zeigte heute abend in der Klinik Deine Bilder aus unserem Häuschen, die ich von Dir vor drei Jahren photographierte. Ich habe sie, seit Dein Brief gestern kam, immer angesehen und bin ganz bei Dir. Bin ja so froh, daß ich weiß, wo Du den Sommer verbringst.

R. und mehrere Herren, Deutsche aus Soerabaja, machen Ende der Woche einen großen Autoausflug auf das Idjen-Plateau, das höchste Gebirge von Java mit dem höchsten Vulkan der Welt. (Inzwischen haben sie den Ausflug wegen der rumänischen Kriegserklärung abgesagt. 7. September.)

Ich bin auch aufgefordert von D., habe aber noch nicht so viel überschüssige Kräfte, um eine lange Auto- und Reittour in den hohen Bergen auszuhalten. (Acht Tage.)

Es ist das sehr schade. Denn das Idjen-Plateau ist landschaftlich sehr berühmt. Aber für mein Herz ist es doch noch zu hoch. Das Herz wurde zu sehr vom dritten Malaria-Anfall in meiner Malariawoche angegriffen.

Wenn ich Dir heute abend nicht schreiben würde, so würde ich in einem Band Gerstäcker lesen. Da weile ich dann in der Phantasie unter Cowboys in Texas. — Mein Leben ist furchtbar eintönig. Nur

mein Tagebuchschreiben unterhält mich, weil ich mich da geistig anstrenge, und das tut wohl. Heute morgen wollte ich schon packen, um nach Soerabaja und dann wieder nach Garoet zurückzureisen. Will aber erst die Kur bis Mitte September hier beenden. Dort hatte ich ein so schönes, ruhiges Arbeitszimmer. Nie mehr hatte ich ein solches Zimmer seitdem wie im Hotel Papandajan.

Wenn die Regenzeit im Oktober beginnt, möchte ich ein ruhiges Arbeitszimmer haben. Ich sortierte heute morgen Deine alten Briefe und kramte so gemütlich in den Koffern herum, wie Du es gerne tust. — Am Eßtisch unten im Saal esse ich ganz allein an einem kleinen Tisch. Es gibt nur kleine Tische. Und siebzehn javanische Diener umtanzen lautlos meinen Stuhl. Einer bringt Brot, einer eine Gabel, einer ein Messer, einer Salz, einer mein Glas Milch, einer hebt meine heruntergefallene Servierte auf, drei begleiten den, der endlich die Suppe bringt, und so geht es während der ganzen Mahlzeit. Ich esse eigentlich immer in Gesellschaft von siebzehn javanischen Herren. Sie haben weiße Anzüge an mit roten Streifen an den Hosen. Aber sie laufen alle barfuß auf braunen Füßen. Vor mir steht meistens ein großer Blumenstrauß mit lila und weißen Blumen, die ich nicht kenne. Und eine weiße Schale mit Bananen und Orangen.

So, nun habe ich Dir die Ohren und mir meinen Briefbogen vollgeschwätzt. Und fühle mich doch recht einsam, weil ich nun um zehn Uhr allein hinter mein Moskitonetz steigen muß. Es ist schon todstill im Hotel. Die Holländer legen sich alle sofort nach dem Abendessen gleich nach neun Uhr zu Bett. Aber sie besuchen sich vor dem Essen von sechs bis acht Uhr meistens. Wird dieser Brief schon zu Deinem Geburtstag bei Dir sein? Ich glaube es beinah. Ich küsse Dich mit Geburtstagsküssen.

Wann liegt alle Not fern in Gedanken?
Ach, im Hügelland am alten Main,
In dem Rebenland im frohen Franken

Möchte ich mit beiden Füßen sein,
Nicht nur mit den sehnenden Gedanken.

Manches gute Lied singt man am „Stein“,
Manchen guten Tropfen wir dort tranken.
Warum muß das Gute fern jetzt sein?
Ach, die Liedertage, sie versanken.

In den Guttenberger Wald hinein
Liegt mein Dach im ewigjungen Franken,
Träte gern zur grünen Pforte ein,
Greifend nach zwei Händen, lieben, schlanken.

Ach, sie geht im Garten dort allein,
Drinnen sich Erinnerungen ranken.
Wann steht wieder zwischen uns der Wein?
Wann liegt alle Not fern in Gedanken?

Max Dauthendey

Malang, Ost-Java, entsetzlich weit von Würzburg, 2. September 1916

Es treibt mich noch abends zehn Uhr, in mein Buch zu schreiben. Mein Herz ist so schwer. Sollte es wirklich möglich sein, daß Deutschland unterliegen muß, weil die Neutralen sich fast alle zu England hinneigen? Man sagt, der griechische König habe nach dem Inneren von Griechenland flüchten müssen, wo ihn zweihundert Ulanen bewachen. Die Griechen halten Zusammenkünfte in Athen ab, und viele Freiwillige sollen sich melden. Man erwartet als nächste Kriegserklärung an Deutschland die von Griechenland. Dann wird vielleicht noch Holland folgen „müssen“. Oft denke ich, wenn ich mich tief befrage: wird es nicht vielleicht nötig sein, daß Deutschland unterliegt, damit eine empfindendere, weniger ehrgeizige, aber dafür verinnerlichtere Zeit für Deutschland anbricht. Doch ich weiß es nicht zu entscheiden. Ich mag mir das Unterliegen nicht klar ausdenken. Ich glaube, es würde die schauerlichsten Folgen haben, die ich mir jetzt noch gar nicht ausmalen kann. Dieser Vision einer deutschen Niederlage stehe ich wie ein junges Mädchen gegenüber: ich kann sie nicht ausdenken.

So muß es Frauen sein in Herz und Verstand, wenn Männer ihnen etwas erklären wollen, wozu ihr Verstand nicht ausreicht, es zu begreifen.

Aber mein Herz ist davon bedrückt, unklar und unheimlich belastet. Jedenfalls wäre die Niederlage keine Schmach, nachdem sich unser Volk beinahe drei Jahre gewehrt hat wie eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt. Ich bin so schwach und zart und leicht erschütterbar, weil ich heute am Spätnachmittag das Gedicht „Wann liegt alle Not fern in Gedanken" in dieses Buch gedichtet habe. Immer, wenn ich dichte, bin ich nachher fast überempfindlich und schreckhaft.

Beim Abendessen störte mich das Geklapper der messerputzenden Javanen am Ende des Speiseraums. Und die Geräusche, die ich sonst nicht beachte, höre ich mit einem Mal aufdringlich. Niemand habe ich, bei dem ich mich nach der Arbeit wirklich erholen könnte.

Ach, heute fragte ich mich: Wie kann der Himmel zusehen, wenn ein Mensch sich innerlich so sehr quält? Ich kann ja kaum eine Ameise leiden sehen. Warum bekomme ich nicht durch ein Wunder endlich meine Freiheit, meine Heimat, mein Weib und mich selbst zurück? Denn ich bin es gar nicht, der jetzt hier so seit zwei Jahren nur ein Leben aus Zeitungsnachrichten, Briefen und Tagebuchgedanken erleben muß. Und jede Blutwärme, jede Umarmung, jedes Lebensglück ist mir versagt, seit der Krieg ausgebrochen ist.

Es war Pflanzer-Vergadering (Vereinigung) heute in Malang. Im Hotel sind fünfzig Gäste, sagte der Geschäftsführer. Ich merke es kaum. Der Speisesaal ist etwas voller. Und in der Halle unten zählte ich heute morgen acht Autos. Es war auch viel Musik heute nachmittag am Aloen-Aloen und viel Gefahre.

Viel lebhafter aber wirkte heute abend auf mich in meinem Zimmer, als ich das Gedicht beendet hatte, eine große Ameise, die auf mein Tagebuch gelaufen kam und sich meine Unterschrift beguckte. Alle Dinge auf dem Tisch, Bücher, Tinte, Blätter und im Zimmer Bett und Schrank und Wandschirm standen totenstill, aber die große Ameise, die da plötzlich erschienen

war, bewegte sich ganz allein, und zwar mit einer Sicherheit, einem Spürsinn und einer Lebhaftigkeit, daß das ganze Zimmer vor mir verschwand; nur die große Ameise lief vor mir riesengroß spazieren.

Ich nahm sie auf ein Taschentuch, setzte sie vor die Tür auf die hintere Veranda, wo sie hinüber in den Residentengarten finden kann. Im Zimmer hätte sie später vielleicht der Javanenjunge totgemacht.

Die große Ameise war mein einziger Abendbesuch. Bedeutet sie eine Antwort auf meine Schlußfragen im Gedicht, eine Antwort, gegeben in der Bildersprache des Schicksals? Soll ich mir sagen: „Ich werde, begraben bei den Ameisen, mein Heimweh los werden." Oder soll es heißen: „Erst muß noch viel Arbeit, ameisenemsige Arbeit, geleistet werden, bis ich nach Hause reisen darf?"

Gern möchte ich die lebende Bildersprache des Schicksals ganz verstehen lernen.

Malang, 3. September 1916

Ach, heute ist Sonntag. Malang ist die einzige Stadt auf Java, in der ich Glocken gehört habe, Kirchenglocken. Weder in Garoet, noch in Batavia, noch in Soerabaja gibt es Sonntagsglocken. Sie klingen mir als Würzburger doch recht heimisch, die guten Glocken.

Geheime Nachbarschaft

Im Nachbarhaus steht oft ein Fenster offen.
Ein Bett, ein wolkenweißes, sah ich drinnen
Mit feinen Schleiern und dem blanken Linnen.
Auf welche Heimlichkeiten darf es hoffen?

Am Nachmittag, wenn schwere Regen fallen
Und alle schlafen hinter kühlen Mauern,
Hält jenes Fenster vor den Wasserschauern
Die Scheiben zu, an die die Tropfen prallen.

Der Vorhang ist dann dicht und blind geschlossen.
Ich sah nie Hände dort, die ihn berühren,
Geheime Geister lautlos Leben führen.
Das Fensterglas glänzt regenübergossen.

Oft komm' ich hin als Geist zu jenen Kissen;
Im Arm die eine, die nur Träume bringen.
Der Regen springt, die Wolken donnernd singen,
Und Blitze blenden, — sie, die alles wissen.

Malang, 5. September 1916

Heute ist der Sterbetag meines Vaters. Es ist heute zwanzig Jahre her, daß er in Würzburg starb. Nun begehe ich diesen Tag schon zum drittenmal hier im Asien.

Gestern nachmittag, als ich die hintere Tür meines Zimmers zur Bädergalerie öffnete, flog drüben im Residentengarten ein ungeheurer Rabe zu meiner rechten Seite bis an den großen welkenden Baum, darin Webervögel ihr Nest haben, das noch dort im Gezweig hängt. Mir gegenüber flog der schwere, schwarze Rabe nicht mehr weiter, sondern er machte mitten im Baumgeäst kehrt und flog zurück. Ein zweiter Rabe, wie vom ersten herbeigewunken, flog ebenfalls lautlos im Garten aus einem Baum zu meiner Rechten, er aber flog höher und flog in gerader Linie nach Norden davon, an mir vorüber. Nachmittags krächzten dann beide oft in der Ferne ihr rauhes: Ra-Ra, Ra-Ra-Ra. Es waren schwere Wolken am Himmel, es fiel kein Regen. Ich hatte im kurzen Nachmittagschlaf vorher geträumt, daß ich in einem Bett saß, dessen Decke und Kissen mit weißer, sandiger Erde bestreut waren. Ich versuchte auch den Sand von einem großen, flachen, javanischen Strandhut abzuschütteln, der auch in meinem Bett lag. Der Traum machte mich nachdenklich. Soll ich heute über ein Jahr im Meersand begraben sein? Oder wird S., an den ich so viel denken muß, mit seinem Boot im Meersand stranden und untergehen? — Fragen an das Schicksal.

Malang, Freitag, 8. September 1916

Vorgestern abend besuchte mich R. mit einem jungen Mann seines Kontors, E. Sch. Sie kamen nachmittags im Auto von Soerabaja und fuhren nachts zurück. Und auch L. kam mit. R. wußte noch nichts

von der Abreise des Kapitäns S. von Priok. Er fährt aber Mitte dieses Monats nach Batavia und kommt am 20. September zurück. Ich glaube nicht mehr daran, daß mich Kapitän S. mitnehmen will. Vielleicht hatte er gehört, daß ich hier an Malaria krank lag, und hat deshalb darauf verzichtet, mich zu benachrichtigen. Es ist das recht traurig. Jetzt, wo der Friede wieder ins Endlose gerückt ist, seit Rumänien den Krieg erklärte, ist das Hiersein trostloser als je, und hoffnungsloser das Heimweh im Herzen. Ich habe eben Major von A. nach Garoet geschrieben, daß ich vielleicht Mitte dieses Monats wieder dort eintreffe. Welch trauriger Rückzug, wieder nach Garoet zu müssen, von wo ich damals mit so großen Reiseplänen nach Amerika und Europa Abschied nahm, im Februar dieses Jahres.

In der Frühe

Große weiße Malvenblüten, frischbetaute,
Sah ich in der Frühe, da das Taglicht graute,
In dem Garten, und es schliefen noch die Laute.

Jede runde Blüte leuchtete und brachte
Hellen Schmelz dem Himmel, der erwachte,
Als das Gartendunkel noch der Nacht gedachte.

In der Ferne stand ein blauer Berg gehoben,
Lange Wolken sich am freien Gipfel schoben,
Und vom Lichte lag dort dünne Spur gewoben.

Und ich dachte: Blüten, Berg und Licht, sie wissen,
Daß sie heut am hellen Tage nichts vermissen,
Und nur ich, nur ich bin heimatlos, zerrissen.

9. September 1906. Max Dauthendey

Malang, 12. September

Gestern Nachmittag hatten wir ein Erdbeben. Es dauerte siebenunddreißig Sekunden. Es war das stärkste Erdbeben, dessen sich die Malanger erinnern können. Ich war allein im langen Hotelflügel, im neuen. Die meisten Leute waren noch zu Tisch. Aber ich will

lieber die Beschreibung aus dem Brief, den ich gestern abend an Annie schrieb, in mein Tagebuch bringen, er ist lebhaft unter dem großen Eindruck stehend: „Malang, 11. September 1916, abends sechs Uhr. Liebes Herz, ich muß Dir einige Zeilen schreiben; ich stehe noch ganz unter dem Eindruck eines heftigen Erdbebens, wie ich noch keines erlebte. Es war kurz vor zwei Uhr nachmittags. Ich hatte heute etwas Durchfall und war deshalb nicht zu Tisch gegangen. Ich hatte Reis oben in meinem Zimmer gegessen um halb ein Uhr mittags und hatte mich dann auf mein Bett gelegt. Ich wohne im Oberstock des neuen Hotelflügels. Liegend las ich die Telegrammausgaben des Soerabaja-Handelsblattes und las die Berichte vom Erdbeben, das gestern abend acht Uhr in Garoet und in ganz Mitteljava war, aber wir in Ostjava hatten nichts davon gemerkt. Dann mußte ich die lange Hintergalerie, alles ist massiv aus Stein erbaut, zu den Klosetts laufen, die bei den Bädern liegen. Es sind wohl hundert Meter bis dorthin. Dort ist auch die einzige Treppe. Als ich zurückkomme, sehe ich große schwarze Raben über einem hohen Baum des Nachbargartens schweben, der dem Residenten, dem holländischen, gehört. Diese Raben krächzten sehr laut und kreisten groß und schwarz und unruhig um den halbkahlen Baum. Dann beginnen sich unter meinen Füßen die glatten Kachelfliesen auf der langen Steingalerie zu bewegen, — hin, her, wie geschüttelt. Ich laufe nach meinem Zimmer, das das letzte am Ende der offnen Galerie ist. Die Wände und die Eisenpfeiler biegen sich, als wollten sie sich verschieben. Die ganze schwere, steingebaute Galerie bewegt sich wie ein Pendel, hin, her, hin, her. — Erdbeben! Jetzt erst glaube ich daran. Ich war ganz allein in dem Oberstock und sah nirgends Hilfe und kein menschliches Wesen in der Nähe, nur das bebende Haus. Und der Schrecken stak mir wie ein kaltes Messer im Herzen. — Erdbeben. Alle Leute und javanischen Diener befanden sich über den Vorhof weg zu ebner Erde in einer offenen Halle, der Vorderseite meines Zimmers gegenüber. Aber ich befand mich auf der

Hinterseite meines Zimmers, und hier sah ich niemand als unten eine lange Gartenmauer vor dem Residentengarten. Ich getraute mich nicht in mein Zimmer und nicht die hundert Meter zum Treppenhaus zurückzulaufen. Das Geschüttel war zu stark. Ich hielt mich an einem der dünnen Eisenpfeiler fest, die auf einer Mauerbrüstung der Galerie stehen und das Wellblechdach halten. Das sonderbar weheste Gefühl war das der Unmöglichkeit, dem Erdbeben entlaufen zu können. Unter mir sah ich als nächstes Schreckensschauspiel die zwei Meter hohe Gartenmauer des Nachbargartens sich wie Pappendeckel, mit dem man jemandem zuwinkt, vor- und zurückneigen. Immer vorgebeugt, zum Einsturz fertig und dann wieder zurück. Davon wurde mir ganz unwohl, von dem langen beweglichen, winkenden Mauerwerk. Die Erde zischte inwendig. Denn alle Steine der Erdrinde rieben sich aneinander und knirschten und krachten eintönig und schauderhaft, halblaut und drohend rundum in allen Windrichtungen.

Ich selbst stand auf der Galerie an der Mauerbrüstung hoch oben über dem Unterstockwerk wie an der Reeling eines Schiffes, mit der linken Hand die Eisenstange des Pfeilers haltend. Das ganze Haus unter mir schien sich mit jedem einzelnen Stein zermalmend zu bewegen, als ob ein Ungeheuer mit den Zähnen knirsche, und ich stand auf dem Rücken des Ungeheuers hochoben. Dabei blauer harmloser Himmel, freundlichster Nachmittagsonnenschein, weiter Fernblick.

Ich überlegte bei jedem tausendstel Sekundenteil, ob es jetzt stürzen kann, das Hotel, oder ob es schlimmer kommen mußte. Das war sehr aufreibend. Es schien mir sehr lange zu dauern, das Beben. Aber zugleich wußte ich doch, daß nur Sekunden vergingen und keine Minuten. Aber tagelange Sekunden.

„Einsam verschüttet, gesteinigt, — soll das dein Tod sein?“ wimmerte meine Lebenslust. Ich wurde dabei weinerlich vor ohnmächtiger Schwäche und vor der Einsicht, daß ich nicht entfliehen konnte. Dies Stillstehenmüssen, dies Bewegtwerden von der sonst

immer festen Erde, das ist das Grausamste und Grauenhafteste dabei.

Ich fühlte, wie mein Blut im Gesicht kalt geworden war, und ich wußte, daß ich kreidebleich und grünlich leuchten müßte.

Ich dachte weiter bei schärfstem Beobachten des knirschenden Mauerwerks rund um mich her: „Nun, ist es denn nicht bald aus? Es darf doch nicht länger dauern, es darf nicht. Und wie wird denn das, wenn endlich alles zusammenstürzt? Wirst du dich aus dem Chaos fortschwingen können über die stürzenden Trümmer, oder werden dich fallende Wände einholen und begraben?"

Ich war so sehr allein da oben im wankenden Haus. Ich sah niemand als die krächzenden Raben. Unten im Gartenwinkel lief nur einmal ein Javane, blaß und breit zu mir hinaufschauend, von der Mauer fort unter einen Baum. Er lächelte, wie er mich samt dem Haus da oben pendeln sah. Er lächelte vor Todesangst, denn er mußte fürchten, ich würde gleich mit dem Oberstock zu ihm hinunter kommen. Ich winkte ihm zu, lächelte auch, und da wurde er ernst und scheu und verschwand im Gesträuch.

Alles das dauerte höchstens vierzig Sekunden. Siebenunddreißig Sekunden, sagen heute die Leute. Nie möchte ich das zum zweitenmal erleben. Als es still wurde, traute man dem Stillstand der Erde nicht. Doch lief ich dann rasch durch mein Zimmer nach der breiten Vordergalerie, wo mein Tisch und meine Stühle stehen. Unten im Hof, in der Mitte zusammengedrängt, sah ich nun die ganze Tischgesellschaft. Alle sahen immer noch nach oben. Allgemeines Erstaunen und Ausrufe, als ich erschien. Man hatte das ganze Haus oben leer geglaubt. Ich mußte aber erst noch die lange Galerie entlang jagen. Unterwegs fiel mir ein, daß ich ohne Strümpfe nur in Pantoffeln und Schlafanzug war, und daß ich lächerlich aussehen mußte. Es war mir aber gleich. Nur aus dem Haus, aus dem Haus, ehe der zweite Stoß des Bebens kam.

Unten waren alle blaß und noch tief verblüfft.

Schlimm war es, nach einer Weile nochmals ins Haus zu müssen. Doch wollte ich Kleider holen.

Ich ging wieder ganz allein hinauf und rasierte mich rasch und zog frische Wäsche und Kleider an, bei jedem Knopf, den ich zuknöpfte, hinhorchend, ob nicht der zweite Erdstoß kommen würde. In Garoet war am Tag vorher der zweite Stoß vertikal gewesen. Das sind die gefährlichsten Stöße, sie stürzen alles um, wenn sie stark sind.

Atemlos, endlich fertig angezogen, nahm ich Hut und Stock und eilte aus dem Hotel. Fuhr im Wagen zur Klinik zum roten Kreuz, wo N. liegt und L. arbeitet. Ich fand unterwegs die ganze Stadt lautlos unruhig. Alle standen noch mit bebenden Gesichtern in ihren Gärten an den Hecken angelehnt, möglichst weit vom Hause weg, und die meisten in Schlafanzügen. Denn es war ja die heiße Stunde, wo in den Tropen alles schläft.

Alle betrachteten ihre Häuser von außen. Gesprochen wurde nicht viel. Der Todesschrecken saß zu tief in allen Gemütern. Die Telephone waren unterbrochen, wir wußten nichts von den umliegenden Orten. Malang hat nicht gelitten. Alle Häuser der Stadt bestehen nur aus Erdgeschoß und Dach und sind zu ebener Erde gebaut, ohne Keller. Mein Hotel Jensen, das neue Palasthotel, ist das einzige Haus der Stadt, das einen oberen Stock besitzt. Und ich war der einzige Mensch in Malang, der sich in dem oberen Stock befunden hatte, als alles bebte.

Wir warten heute noch die ganze Nacht auf den notwendigen zweiten Stoß. Ehe der nicht war, ist man nicht ruhig. Denn ein vulkanisches Erdbeben ist wie eine Pendelbewegung, vor und zurück. Man sagt, entweder kommt der Stoß schnell oder zwölf oder vierundzwanzig Stunden später. Gebe der Himmel, daß es dann ebenso gut abgeht wie heute. Man erzählt heute abend, daß Schornsteine im Land auf den Zuckerfabriken einstürzten und fünfzig Meter lange Mauern. Am Smeroe soll eine Bergkuppe niedergestürzt sein und große Steinkolosse. Besonders die Pflanzungen am Abhang des Smeroe haben gelitten,

dort stürzten ganze Lagerhäuser ein und Assistentenwohnungen. Auch in Soerabaja spürte man das Erdbeben stark. Wir sind hier in Malang, ebenso wie in der Provinz Preanger in Garoet, von großen Vulkanen umgeben. Wenn auch Malang in einer weiten Ebene liegt, so sieht man doch viele Vulkane am Horizont, näher und ferner. Wir sehen sehr schön im Osten den „Smeroe", den höchsten Vulkan hier um Malang. Vom Bromo kann man nur bei klarem Wetter die Rauchwolke sehen, er liegt in Nebelferne. Im Westen sind aber sehr nahe die halbtoten Vulkane, der Ardjoeno, der Kawi, der Weniran und andere.

Dieses Erdbeben heute hat alle alten Malanger durch seine lange Dauer verblüfft. Jede Sekunde heute im Erdbeben hatte ungefähr sechs rasche Schüttelbewegungen. Sechsmal in einer Sekunde fühlst du dich mit dem Haus umstürzen. In vierzig Sekunden heute erlebte man also zweihundertvierzig Sterbeaugenblicke. In einer halben Minute zweihundertvierzig Todesaugenblicke. Das ist angreifend und macht den Menschen ernst. Ich fühlte mich nachher von kaltem Angstschweiß wie gebadet. Man staunt, daß man noch lebt. Und denkt, man müßte nun vom Leben etwas ganz Besonderes geschenkt bekommen, damit einem der ausgestandene Schrecken vergütet wird. Am meisten erstaunt mich, daß nach all dem Geschüttel der Neubau des Hotels und auch mein Zimmer nur kleine Risse in den Wänden zeigten.

Sonderbar war vor dem Erdbeben ein kleiner Sperling. Zehn Minuten vorher ungefähr beobachtete ich, auf meinem Bett liegend, nachdem ich das Zeitungsblatt fortgelegt hatte, den Vogel, wie er unausgesetzt draußen so hoch an mein Fenster geflogen kam und wieder wegflog. Wohl zwanzigmal machte er das. Ich dachte: „Was will der Sperling nur von mir? Es sieht aus, als wolle er mich aus dem Zimmer locken." Ich blieb aber, da ich ihn nicht verstand, dummerweise liegen und ließ den kleinen Spatz ängstlich flattern.

Sonderbar ist auch, daß ich vor einigen Tagen

morgens einen eigentümlichen Traum hatte, den ich hier ins Tagebuch schrieb. Ich sah im Traum Kalk und Mörtel auf meiner Bettdecke liegen. Und versuchte das Sandzeug von meiner Decke abzustreifen.

Bis heute mittag (den 12. September, wo ich dieses vom Brief in dieses Tagebuch abschreibe) gab es noch keinen zweiten Stoß. Aber man fühlt öfters ein Beben in Tisch und Stuhl. Aber es kann auch Schreckenseinbildung sein. Heute nacht ließ ich alles Licht der elektrischen Birnen im Zimmer und auf der Galerie brennen und schlief nur halb. Immer wachte ich auf. Manchmal knisterten die Wände, dann setzte ich mich hoch. Es ist übel, daß man so schreckhaft geworden ist. Hunde heulten so langgezogen schon seit mehreren Nächten. Aber heute nacht heulten sie ganz besonders. Es ist Vollmond, und der Nachthimmel war blauklar, mit einigen weißen Wölkchen. Heute morgen krächzten die Raben schon vor Sonnenaufgang, und später kam mein kleiner Sperling sogar ins Zimmer auf den Fußboden geflogen, was er noch nie getan hat. Heute ist mir's nicht ganz geheuer.

Malang, Mittwoch, 19. September 1916

Ich lerne seit einigen Tagen jeden Morgen Malaiisch. Da ich später in Europa die Kinder meines Freundes Sch. bei mir haben und erziehen will, so will ich, da beide Jungens kein oder nur ganz wenig Deutsch sprechen, malaiisch mit den Kindern reden können, bis sie bei mir Deutsch gelernt haben. Malaiisch war mir zu Anfang etwas schwer, aber nun geht es von Tag zu Tag besser. Ich lerne für mich aus meinem Wörterbuch. Die Wörter, die ich wissen will, schreibe ich mir in mein Notizbuch, von wo ich sie auswendig lerne.

Das Erdbeben hat sich doch nicht wiederholt. Gottlob!

Bis jetzt habe ich so viel mit den Kriegsaufregungen zu tun gehabt und mit dem Holländischlernen (durch das Lesen holländischer Zeitungen), daß ich nicht zugleich Malaiisch lernen wollte. Zwei neue Sprachen

auf einmal war mir zu schwer in der aufregenden Kriegszeit.

Ich habe vorhin eine kleine Spazierfahrt gemacht, es ist auffallend windig heute. Die sonst immer schweigenden Tropenbäume rauschen, die Bambushaine knistern wie Seide, Staub wirbelt auf der Landstraße, die Gewänder und Tücher fliegen. „Angin!" sagte mein Javanenjunge Kain heute morgen. „Wind!"

Ich hatte eben das Wort aus dem Wörterbuch gelernt. — Angin (Anghin), so hieß auch das deutsche Schiff, auf dem ich neulich zwei Monate, Juni und Juli, auf der Rheede von Soerabaja zubrachte. Wind habe ich hier in Ostjava sehr selten erlebt. Er ist ein Ereignis, so wie eine Nordlichterscheinung eine Seltenheit für Bayern ist.

Ich habe eben im Vorübergehen zum erstenmal der holländischen Hauptmannsfrau, Frau M., einen Besuch auf ihrer Veranda gemacht. Ihr und ihrem schneeweißen Kakadu, der lange Reden halten kann in der Sprache, die man auf der Insel Ceram spricht. Er hebt beim Sprechen auch die rechte Kralle auf, wie ein Prediger seine Hand. Die Dame, Mitte der Dreißig, dreizehn Jahre verheiratet, hat ihren Mann im Innern von Borneo, wo er neues Land eröffnet. Und bis ihr Haus dort gebaut ist, muß die Dame hier in der Garnison Malang im Hotel leben. In Malang hat ihr Mann vor dreizehn Jahren in Garnison gestanden.

Sie erzählte mir eben, daß die kolonisierenden holländischen Offiziere zugleich Kriegs- und Zivildienst auf ihren Urwaldgarnisonen in sich vereinigen. Sie beruhigen die Leute erst mit Gewalt, dann mit Güte, und dann bauen sie ihnen einen schönen Marktplatz mit Markthallenhütten, bauen breite Wege mit schattigen Bäumen, bauen Schiffspiers, bauen Brücken und Regierungshäuser, Unterkunftshäuser im Innern und stiften vereint mit militärischer Kraft nur Gutes.

Wenn die Sultansparteien beherrscht sind und wenn die Bevölkerung mal sieht, daß sie es bei der holländischen Regierungsart besser hat als bei ihrer Sultansdruckherrschaft, dann sind die Leute auch dankbar

und bleiben meistens friedlich und wollen gar nicht mehr in die alten Zustände zurück. So erzählte mir die Dame, die auf der Insel Ampanan und auf der Insel Soembawa und auf Borneo und Celebes und Java seit dreizehn Jahren mit ihrem Mann überall meistens zwei bis drei Jahre lebte, meist in Länderstrecken, wo die Bevölkerung erst dem Weltverkehr angegliedert werden mußte.

Mir tut diese Angliederung der still für sich in alten Zuständen friedlich hinlebenden und hinspielenden Völker so leid, wie es mir leid tut, wenn ein träumendes, liebes spielendes Kind aus dem Elternhause fort in die Schule zum Abexerzieren geschickt und so auch dem Weltverkehr gewaltsam und verstandesgemäß angegliedert wird. Aber es muß ja leider so sein, sagt man allgemein. Ich weiß es nicht.

Der Wind schüttelt die Kokospalmen beim Eßsaal sehr tüchtig, die schönen, ähnlich wie Fischgräten scharf gegliederten Palmenwedel zischen laut und rasseln. Ein lebhafteres Hotel als dieses, wo immer gebaut, gehämmert, geklappart, geklopft und mit Brettern und Eisenstangen um sich geworfen wird, daß es nur so knallt, kracht und dröhnt, habe ich noch niemals bewohnt. Und heute am Windtag hilft die aufgeregte Luft mit Stößen bei dem Lärm und wirft im Hof alle Augenblicke schallend Gegenstände durcheinander.

So lebe ich nun seit sechs Wochen in dem Höllenspektakel. Dabei schreibe ich und dichte manchmal, lese und denke, schlafe, aber der Lärm läßt mich alles nur halb tun, habe ich das Gefühl. Aber hier in der frischen Malangluft gibt es kein anderes Hotel.

Heute nacht träumte ich von Annie. Ich sah sie mit einem schwarzen Hut auf dem Kopf auf einem Bett sitzen. Ist sie krank? Oder ist ihre Mutter gestorben? Da sie so gequält aussah? Ach, welche lange, lange Zeit habe ich nichts gehört! Oft glaube ich jetzt in manchen Augenblicken, ich kann es keine Stunde länger mehr aushalten, dieses öde, öde, liebeleere Dasein! Es ist zu lang, zu lang! Ich fange an inwendig vor grenzenloser Sehnsucht wild zu werden.

Ich verstehe gar nicht mehr den Himmel, daß er uns einen so grausam langen Krieg auferlegt. Ach Himmel, laß es genug sein! Mache Waffenstillstand, mache Frieden, und dann, wenn es nicht genug ist, kann ja nach ein paar Jahren ein neuer Krieg ganz allein gegen England angefangen werden! Nur jetzt mache Frieden! Nur jetzt endlich, — einige Jahre Frieden, — Himmel erhöre doch die Bitte!

Erdbeben — Die Erde, der Fußboden beben, der Marmortisch bebt, an dem ich schreibe. Ich glaube, ich muß auf den Hof fliehen — an die Wand pochte ein Schlag wie eine Faust — nun ein zweiter Schlag. Die elektrische Birne, bei der ich schreibe, schaukelt heftig, ohne daß ein Windzug geht.

Malang, 19. September 1916

Beim Erdstoß brach ich neulich ab. Es war aber nur ein leichtes Beben. Nichts im Vergleich mit neulich. Inzwischen war ich drei Tage in Soerabaja, das heißt eigentlich nur zwei Tage. Samstag mittag fuhr ich hier ab, um den „Pasar-Malam" (eine Art Leipziger Messe) in Soerabaja zu besuchen. Sonntag abend schloß der Jahrmarkt.

Es war auf einem großen Platz eine Buden- und Gastwirtschaftbetriebstätigkeit, die war großartig. Die javanischen Kleinarbeiter, Strohmatten- und Korbflechter, Messing- und Tonarbeiter, Musiker, Tänzer und Weijang-Theater, — alles war da. Der Riesenplatz hatte an den Seiten Budenstraßen, und im Ring um den Platz waren Ausstellungsbuden der javanischen Hausindustrie und Theater und Wirtschaften. Es flutete abends von elektrischem Licht.

Ich war Samstag nacht und Sonntag nacht bis zwölf Uhr dort. So viele Wagen und Autos hatte ich vorher nie in Soerabaja gesehen. Und Tausende und aber Tausende Europäer und Inländer, buntgeschmückte Javanerinnen, Chinesinnen und Europäerinnen füllten den ganzen Festplatz, der mit tausend Lichtbirnen erhellt war. Auch ein Scheinwerfer kreiselte seinen grellen Strahl über den Festplatz.

Sonntag abend war großes chinesisches Feuerwerk.

Auch ein großer asphaltierter Tanzplatz war da, Samstag war Ball, und Sonntagabends nach dem Feuerwerk tanzten dort die weißgekleideten Matrosen der Marine zusammen, was sehr drollig aussah, wie ein Tanz von Eisbären — Drachen.

Ich traf Sch—n, den ich zwei Monate nicht gesehen hatte, Sonntag im Hotel Simpang. Auch D., Sch—t und Kapitän Sch—r traf ich dort. Sonntag vormittag besuchte ich in Soerabaja den komischsten Tiergarten der Welt. Da gibt es wenig Garten, aber viele Tiere, während sonst das Umgekehrte der Fall ist. Es waren dort in Kisten und Kasten (wie auf einem Hof für Schuttablagerung, so grau und verrostet und eng und düster sah das Käfiggerümpel aus) viele Schlangen, die giftigsten, und ein Prachttiger. Auch Affen, Bären und Panther, Krokodile, Leguane, Papageien, die Tiere Javas und des ostindischen Archipels. Ein einfacher alter Sinjoemann ist der Besitzer. Der widmet sich nur den Tieren und lebt ganz in der Pflege seiner Gefangenen.

Auch eine Taubstumme, eine Idiotin, lief mit im Garten herum und bettelte mit verdrehten Handgebärden. Sie war wohl zwölf Jahre alt. Chinesenjungen warteten die Tiere. Und das Seltsamste, was ich sah, waren weiße Affen mit roten Kaninchenaugen, ganz wie Albinos anzusehen. Das Krokodil bekommt täglich dreißig Hühner zu fressen. Das ist ungeheuerlich viel.

„Die Erde brennt!" so könnte man beinah ausrufen, so von allen Seiten liest man in den Zeitungen nichts als Krieg und Aufstände. In Djambi in Sumatra, wo vor Wochen der Aufstand ausbrach, sind jetzt die hinzugeeilten zwei Kompagnien mit ihrem Major von den Aufständischen eingeschlossen. Sie können keine Verbindung mit den herbeiziehenden anderen Truppen erhalten. Alle Boten, die man schickt, werden von den Aufständischen abgefangen. Kommandant O. ist mit sechzig Mann nach Moenratambesi gezogen. Auf Prawen-Booten sucht er den Fluß ab. Als der Abend sank, war er nicht mehr weit von Tolok Rendah. Kommandant O. beschloß, sein Nacht-

lager am Ufer aufzuschlagen. Als man sich dem Strand näherte, stand man plötzlich vor einer großen Bande Aufständischer. Die waren mit Lanzen bewaffnet und fielen sofort die Soldaten an. Zwei Soldaten wurden getötet. Fünfzehn verwundet. Zwölf Gewehre sind verloren, wovon die meisten in den Fluß fielen. Der Kommandant mußte umkehren. Er soll dann noch ein zweites Mal angefallen worden sein. Wovon aber alle näheren Nachrichten heute noch fehlen.

Wie gering klingen diese Verluste hier in Sumatra und Java gegen die täglichen Verluste von Toten und Verwundeten in Europa, die auf Tausende anwachsen. Und doch möchte ich glauben, daß die wenigen Toten und Verwundeten hier im Aufstand heute für die Zukunft sehr viel zu bedeuten haben. Die Mitglieder des S. I., des „Sarikat Islam" werden sich aus den kleinen Erfolgen von heute großen Mut für morgen nehmen. Und dann wehe allen Europäern hier in Ostasien!

Am letzten Samstag telephonierte mir Fräulein W. ein Telegramm von Annie. Es machte mich sehr, sehr glücklich und lautete: „Bedaure Kranksein. Geld wird ankommen. Reise Schweden."

Also sie ist nach Schweden zu ihrer Mutter, denke ich mir, gereist. Darüber bin ich sehr zufrieden. Denn was soll sie in der harten Winterzeit in Deutschland, in dem schwergequälten, hungerreichen, anfangen? Ich bin so froh, daß sie noch als Zuflucht ihre gute Mutter hat. Es ist mir ein so großer Trost in aller Sorge, daß wenigstens Annie eine Heimat hat.

Vergebens wird sie mich den ganzen Sommer im kleinen Häuschen erwartet haben, im Guttenberger Wald im Gackelesgraben. Ach, der Krieg blieb und wuchs immer größer, und der Herbst brachte keinen Frieden! Traurig mußte sie das kleine Häuschen, wo schon der Dachdecker gearbeitet hatte, wieder zuschließen, und unser Bett dort mußte sie verlassen und vor dem Winter und der Not fort zur Mutter flüchten. Das gute, treue Weiblein mein! Ach, arme liebe Annie, wie schwer müssen alle deine Schritte täglich

sein! Ich bitte Gott, daß du alles gesund aushältst bis zum Wiedersehen. Himmel, sei nicht grausam kalt, schenke uns, wenn es gut ist, bald Frieden und ein ungetrübtes Wiedersehen!

Seit Tagen höre ich den gräßlichen Unglücksvogel hinter den Dächern rufen, der auch in Sumatra, in Garoet so irrsinnig rief: „Hühü — hühühühühü." Es klingt in ewiger Wiederholung verrücktmachend, dieses Hühühühühühühühü, in herunterfallender Tonart gepfiffen.

Im Hotel herrscht augenblicklich Wirrwarr in der Bedienung. Alle Bedienung streikt. Fünf Javanenjungen sind fortgelaufen. Die Korridore wären ihnen zum Laufen zu lang, sagte mein Junge gestern. Heute ist auch er verschwunden. Es war schlimm in den letzten Tagen. Niemand kam zur Bedienung, wenn man auch minutenlang klingelte. Bei Tisch laufen alle Jungens durcheinander, wenn man nur um einen Löffel bittet. Und dann heißt es, es gibt keinen Löffel. Stiefel wollte kein anderer putzen, wenn der Junge des Zimmers Ausgang hatte. Das Zimmer und die Galerie wurden nie gekehrt, das Bett nicht gemacht und nie die Matratze umgewendet, sehr selten die Kissen an der Sonne gelüftet, das Nachtgeschirr nicht ausgegossen, der Waschtisch nicht gereinigt. Je mehr Trinkgelder sie bekamen, desto weniger taten sie. Kaum bekam einer ein Trinkgeld, so machte er sich einen freien Tag, lief in die Stadt und kam am zweiten Tag erst wieder. Ich habe mich dabei viel geärgert, weil ich viel Zeit im Zimmer und auf der Veranda mit Lesen und Schreiben sitzend und liegend zubringe und von der Unsauberkeit und der Unordnung und Nachlässigkeit mich sehr gestört und gepeinigt fühlen mußte. Jetzt soll es anders werden, sagt der „Gerant" Herr K. Hoffentlich! Er stellte mir einen neuen Jungen vor. Ich zweifle noch, daß es besser wird.

Die Unruhe kommt, weil das Hotel nur halb fertig ist. Neubau und altes Gerümpelgebäude teilen sich in den Betrieb. Dadurch entstehen Unklarheiten und Unlust bei der Bedienung. Meine schwere Erkältung, Schnupfen und Husten, der letzten Tage ist besser.

Ich lebe aber wieder in Chininfreßtagen. Immer drei Chinintage und dann sechs bis sieben Tage Ruhe dazwischen. Heute ist wieder ein zweiter Chininfreßtag.

Schatten

Es rührt mich im Abend an
Deine verlorene Hand.
Und sinnend stehe ich dann,
Den Blick gerichtet zur Wand.

Schatten durchstreifen den Raum,
Heimlich die Kammerwand lacht.
Du gingst — und Du kamst doch kaum.
Hast mich aufatmen gemacht.

21. September 1916

Malang, Sonntag, 24. September 1916

Gestern war ein schöner Tag. Vom Morgen bis zum Nachmittag gedichtet. Spätnachmittag Besuch von R. und Doktor V. Und dann abends — langen Brief von Annie, vom 15.—17. Juli aus dem Guckelesgraben.

Am Abend von zehn bis zwölf Uhr war ich auf dem Pasar-Malam, der gestern morgen hier eröffnet wurde auf dem Aloen-Aloen. — Das Schönste am Tage war mein Gedicht: „Schulden der Menschheit“, und am allerschönsten war Annies lieber Doppelbrief, mit einem kleinen Bild von uns beiden aus Barbizon bei Paris, vom Jahre 1904, wo wir dort mit D. und J. G. einen Parkpavillon bewohnten. Auf dem Bild, einer kleinen Momentaufnahme, sitzen Annie und ich auf der Treppe des Pavillons, wir sehen jung und glücklich aus. Trotzdem ich das Jahr vorher erst eben einen Gelenkrheumatismus überstanden hatte und manches andere. Annie tröstet mich im Brief, daß wir gut aushalten sollten, auch wenn die Trennung noch einen Winter dauern soll.

Eine Ungarin hat einen Brief geschrieben, den mir Annie schickt, sie liest alle Bücher von mir und hat

die Asiatischen Novellen übersetzt; sie will das ungarische Volk nach dem Krieg mit allen meinen Büchern bekannt machen. Das freute mich.

26. September 1916

Ich besuchte die letzten Abende vor dem Abendessen öfters den Pasar-Malam. Er ist voll von Inländern und einigen Europäern. Man spielt meist an den chinesischen Buden Lotto, oder man wirft kleine Ringe auf Geldmünzen aller Art, die auf einem mit rotem Tuch bedeckten Tische ausgebreitet liegen. Oder man gewinnt Taschenuhren, die jede in einem Glas liegen, in welches man einen kleinen Ball hineinzuwerfen versuchen muß. Oder es werden Roulettes gedreht, und es wird auf Zahlen gesetzt. Auch rollt man Kugeln, die über ein Brett mit Vertiefungen laufen müssen; fällt die Kugel in eine Vertiefung, so erhält man den Gegenstand, der die Nummer der Vertiefung trägt. Man kann ein Fahrrad gewinnen oder auch nur ein Taschentuch. Die Buden leuchten und glänzen von bunten aufgestellten Dingen, Uhren, Spiegeln, Geschirr, Seidentüchern, Batikstoffen, Kochapparaten, Bildern. Und die javanischen kleinen, schmalen Herren und Frauen drängen sich ebenso wie die inländischen Soldaten, die in heugrünen Leinwandanzügen gehen, vor den langen Budentischen. In drei Buden an verschiedenen Enden des Jahrmarktes werden inländische Tänze öffentlich auf erhöhter Bretterbühne vor den Vorübergehenden getanzt, und es wird dabei kein Geld gesammelt. In der Bude, an der das Schild „Pentjak Padang" hängt, tanzen zwei Männer in schwarzen weiten Leinwandhosen und kurzen weißen Hemdjacken mit schwarzen Wollenmützen auf dem Kopf Sumatra-Tänze. Sie tanzen nach einer Musik, die fünf Musikanten, am Boden hockend, auf Trommeln, Flöten und Geigen und Gongs spielen. In einer anderen Bude tanzen zwei javanische Frauen auf dem hohen Podium zu ähnlicher Musik. Die Musikanten sind in rosa geblümte Baumwollhemden gekleidet. Alte Männer mit alten lieben Instrumenten, die sie rührend innig spie-

len, als unterhielten sie eine alte, alte Liebe, die in den Instrumenten sitzt. Der Tanz, der javanische, der Tänzerinnen, die wie alle javanischen Frauen langsamen Schrittes wandelnd tanzen und die Hände spreizen, heißt „Ronggeng“, aus Semarang. Der dritte und mir der liebste Tanz wird von einer gelb gepuderten Frau getanzt und heißt „Gandroeng“, aus Bali.

Malang, Samstag, 30. September

Gestern abend war chinesisches Feuerwerk und Schluß des Pasar-Malam. Es war voll von Menschen. Ich nahm mit den Augen Abschied von der Bali-Tänzerin, von den alten Musikanten, der Semarang-Tänzerin, von den vielen geheimen künstlerischen, ungreifbaren Eindrücken des ganzen Marktes.

Ich war mit Herrn und Frau P. eine Stunde von sieben bis acht Uhr im javanischen Zaubertheater. Den Taschenspieler machte eine kleine Japanerin in schwarzseidener Rokokotracht. Sie zauberte lächelnd und spielend graziös und wirkte mit Schminke und Puder sehr gut, bemalt wie einer der unwirklichen Wachsfigurenköpfe im Friseurladen. Eigentlich konnte sie auch als ein Stück Zuckerwerk von einem Konditor auf den Weinachtstisch mitten auf eine Torte geboren sein. So süß, so fad, so gekünstelt und unwahr und schaumzuckerhaft war ihre ganze kleine selbstbewußte Persönlichkeit. Wie anders unschuldig künstlerisch sind dagegen die javanischen Tänzerinnen. Sie sind das Höchste an Unschuld und Grazie, das ich jemals sah. Denn auch ihre Sinnlichkeit ist Unschuld. Die Japanerin aber war berechnend sinnlich wie eine Pariserin, wenn auch nur leise berechnend. Davon kennt die Javanerin nichts. Ihr ist alles gleich, so wie dem Vogel, der nicht weiß, daß er schön fliegt, der einfach fliegt, weil er fliegen kann und fliegen muß. So tanzen Javanerinnen, weil sie tanzen können und tanzen wollen. Sie wissen dabei kaum, daß sie Zuschauer haben, sie wissen kaum, daß sie angesehen werden. Sie tanzen nur für sich selbst und für die Musik.

Gestern morgen war ich mit Frau M. um neun Uhr zum erstenmal zu den blauen Fischen bei den Chinesengräbern spazieren gegangen. Sie erzählte mir dabei gute Geschichten aus Offizierkreisen. Ich muß sie nächstens hier ins Buch erzählen. Heute habe ich Chinin-Freßtag, da kann ich nicht gut erzählen, bin zu unruhig und fiebernd.

Auch der junge M., der Manager des Simpang-Hotels, erzählte mir neulich seine Liebesqual mit einer jungen Dame. Auch dieses will ich später notieren. Liebesgeschichten sind so ergreifend, viel ergreifender als alle Ehrensachen und alle Mitleids- und Weisheitsgeschichten.

Vor zwei Tagen habe ich auch einen lieben Brief von Karl Sch. aus Sumatra bekommen. Er bleibt mein treuester Freund in dieser schweren Zeit, und es tut gut, daß er mir dieses immer wieder, ehrlich gemeint und schlicht, versichert. An seinen Söhnen hoffe ich von Herzen, das gut machen zu können, was er jetzt an mir tut. Annie hat an ihn geschrieben und ihn gebeten, mir weiter zu helfen. Ich habe es mir beinah gedacht, daß die liebe Verzweifelte sich schriftlich an ihn wenden würde, wenn zu Hause alles versagt.

Konsul R. erzählte mir neulich, seine kleine dreijährige Else habe beim letzten großen Erdbeben, als ihr kleines Bett gerüttelt wurde, in dem sie Nachmittagsruhe halten sollte, gedacht, der Weihnachtsmann stände am Bett und schüttle es tüchtig. Sie sagte, sie habe sich sehr gefürchtet, aber nur vor dem Weihnachtsmann. Wie gut es so ein kleines Mädchenherz hat, das als Gefährlichstes auf der Welt nur den Weihnachtsmann kennt! Glückliche Else!

Brief an seine Frau

Malang, 30. September 1916

Liebes Annieherz, ich bin jetzt schon froh, wenn ich wenigstens jeden Monat einen Brief von Dir bekomme. So glücklich war ich, als ich vor ein paar Tagen Deinen Brief vom 17. Juli bekam.

Aber wie selten kommen Deine Briefe jetzt! Es scheint mir schon beinah wie ein Zufall, wenn einer im Monat ankommt. Früher war ich reich, da kam jede Woche regelmäßig Dein Brief zu mir, mein einziges Herz, mein einziger Mensch, dem ich gehöre. Jetzt fühle ich mich atemlos vor Aufregung bei dem ungewissen Warten und bei der schweigenden Ergebenheit, mit der ich es tragen muß, immer einsamer und ärmer mich fühlen zu müssen.

Ich lebe immer noch im kahlen Hotel-Neubau in Malang, dem javanischen Provinzstädtchen. Ich fresse immer noch meine Chinindosen. Nun dauert diese Kur schon zwei Monate.

Ich fühle mich wieder recht wohl. Und alle sagen mir, daß ich wieder frisch und jung aussehe. Alle Leute berechnen mein Alter auf fünfunddreißig Jahre. Keiner will glauben, daß ich 1917 schon fünfzig Jahre alt werde. Nur ein Schnupfen mit Husten plagt mich seit vierzehn Tagen. Vor vierzehn Tagen, auf dem Rückweg von Soerabaja hierher, mußte ich mit allen Reisenden abends den Zug verlassen, mitten im freien Feld. Weil an der Lokomotive etwas zerbrochen war. Und da saß man in der Abendkühle auf dem Rasen am Waldrand, um stundenlang auf eine neue Lokomotive zu warten. Im dünnen weißen Anzug muß ich mich da ohne Mantel erkältet haben. Denn hier oben in Malang (fünfzehnhundert Fuß) sind die Nächte in der Temperatur nur sechsundzwanzig Grad Celsius abends. Am Tage fünfunddreißig Grad Celsius. Der Unterschied von zehn Grad ist am schwitzenden Körper abends leicht fühlbar. Und ich ziehe meistens abends eine Leinwandweste unter die weiße Anzugjacke an. Das genügt zum Ausgleich. Manchmal muß man abends aber auch einen europäischen leichten Sommeranzug anziehen.

In letzter Woche war auch Jahrmarkt hier auf dem grünen Rasenplatz unter mächtigen, riesenhaften Waringienbäumen. Da ging ich abends vor dem Abendessen von sechs bis acht Uhr öfters spazieren und sah mir besonders drei Buden mit Tänzern und

Tänzerinnen an. Die Tänzer kamen aus Sumatra zum Markt her und tanzten, immer zwei. Jeder in weiter schwarzer Leinwandhose mit weißer kurzer Hemdjacke angetan. Ihr Tanz hieß „Pentjak“ aus der Stadt Padang auf West-Sumatra. Sie tanzen mit einem Schwert in der Hand oder mit leeren klatschenden Händen.

Die zweite Bude war die einiger javanischer Tänzerinnen aus der Stadt Semarang, und ihr Tanz hieß „Rong-geng“. Sie tanzen beinah stillstehend. Selten zwei Tänzerinnen, meistens eine. Sie waren mit braun bemaltem Batikstoff um die Beine eng gekleidet. Hatten ein giftgrünes senkrechtes Bäuerinnenmieder, mit zierlichem Flitter behangen. Und spielten mit einem regenbogenfarbigen langen Schleier, der um ihre schmalen nackten Schultern lag. Ganz alte Männer musizierten auf ganz uralten javanischen Musikinstrumenten, am Boden hockend. Stundenlang dauert die Musik, stundenlang der Tanz, der schrittlose. Mit näselnder Singstimme begleitet die Tänzerin jeden Tanztakt. In der dritten Bude war die Hauptsache. Eine Bali-Tänzerin. Ihr Tanz hieß: Gandroeng-Bali. Bei ihr stand ich meist am längsten still. Die Buden sind nämlich offen. Zuschauen kostet nichts. Es wird auch nicht gesammelt. Das Schönste kostete nichts auf diesem javanischen Jahrmarkt. Denn es ist unbezahlbar. Alles drängt sich um die Tanzbühne, die auf allen vier Seiten offen steht. Die einfachen grünen Bambusstangen und die gelben Strohmatten und von Bambus zu Bambus chinesische Papiergirlanden, die täuschend künstliche Blumen nachmachen, das ist der ganze Schmuck der Tanzbühne.

Das Wunderbare ist, daß ich an den sieben Markttagen nie gesehen habe, daß je gebettelt oder Geld eingesammelt wurde. Es ist, als lebten Tänzer und Musikanten wie die Götter von der guten Luft, die sie durch Musik und Rhythmus verbreiten. Sie tanzen von morgens sechs Uhr bis Mitternachts und noch länger.

Ich hörte in meinem Hotelzimmer bis spät abends

die unschuldige Naturmusik und morgens, wenn ich um sechs Uhr aufstand, begann mit Sonnenaufgang die Musik schon wieder.

Die alten, verschrumpften Musikanten umarmen ihre alten Instrumente wie alte Bräute. Sie sitzen jeder an seine Geige angeschmiegt oder in seine Flöte versunken oder selbstvergessen bei seiner Holztrommel; sie wirken nicht wie Menschen, sondern wie tönende alte, verrunzelte Baumstämme und Waldsteine, moosige.

Dabei waren die alten braunen Herren in lange rosafarbene, großgeblümte Leinwandhemden gekleidet. Von weitem konnte man die Musikantengruppe für eine alte Orang-Utang-Familie halten. Wie bekleidete gute, alte Affen saßen sie in den verrenktesten Stellungen, das Knie an der Nase oder das Instrument mit den Fußzehen haltend, auf den Strohmatten. Immer aber herrschte innigste grübelnde Zufriedenheit bei allen, und heimliches Gelächter war in den Gesichtsfalten.

Die Balitänzerin trug einen goldenen Kopfschmuck wie ein Papst. Aus feinem Goldblech waren Flammenflügel zu einem Helm vereinigt, — ausgesägtes und mit bunten Steinen besätes Goldblech. Ihr Oberkörper war mit gelbem Pulver eingerieben. Davon hatte sie den milden gelben Schein des aufgehenden Mondes auf der Haut, und das gab ihr etwas geisterhaft Entrücktes. Ihr Körper war lieblich klein, und füllig oval waren die Gliederrundungen wie bei den Tropenfrüchten, die von der üppigen Sonnenwärme glatt gerundet werden. Sie trug um die Hüften ein panzerartiges rotes Mieder von dunkelm, unauffälligem Rot. Und bunt rot und blau bemalte Batiktücher um die Beine. Aber sie tanzte nicht barfuß wie sonst alle, sondern in weißen Socken. Sie war außerdem noch mit wehenden grünen und blauen Schleierstreifen beschäftigt, die sie um Arme und Schultern spielen ließ. Ihr Tanz gab meistens, stundenlang, den gesteigerten Liebestrieb mit allen Lockungen und Befriedigungen wieder. Auch sang sie hier und da verliebte Liederstrophen. Dann tanzte sie aber nur stillstehend. Ich hatte großen Genuß

bei allen Tänzen. Und ebenso von der wunderbaren Musik, die sich wie aus Natur- und Landschaftslauten auf das Einfachste und Unschuldigste, und doch tief ergründet, aufbaut, wie nur das Größte und Edelste, das Musik geben kann.

Dazu die immer weiche Nachtluft, rund um den Platz die mächtigen Lauben der alten Waringienbäume, und am Rasen unzählige Lampen und Lichtchen der hunderte von javanischen fliegenden Händlern und Garküchen. Alle Menschen scheinen sich bei den Lampen, die auf der Erde stehen, in Bühnen- und Rampenlichtbeleuchtung zu bewegen. Und alles Leben, auch das der Zuschauer, wirkt künstlich und weltentrückt, als ereignete sich der nächtliche Jahrmarkt nicht auf der Erde, sondern im Gehirn eines Dichters.

Pasar-Malam heißt wörtlich Markt der Nacht. Er wirkt aber auch am Tage spukhaft mit seinen fremden Lauten und Gesichten, und nachts ist er wie ein schönes Fieberbild eines Malariakranken, so unheimlich schön.

Sonntag 1. Oktober (Herzmonat) morgens sechs Uhr

Gestern kam eine Unzahl Schwalben hier an. Den ganzen Morgen flogen sie in Scharen über den Baumkronen des Nachbargartens, und ich fragte mich, wenn diese zu „Mariä Geburt“ in Deutschland oder Europa fortgezogen sind, könnten sie wohl eben hier auf Java angekommen sein. Aber da fällt mir eben ein, es sind wohl nur Schwalben aus Nordchina oder Japan, und sie bringen keine Grüße von zu Hause.

Es ist sonderbar, alles Neue wirkt in der ewig grünen, fruchtreifen Sommerlandschaft hier auffallend, da es hier gar keine Veränderung an der Landschaft gibt. Denke Dir: alle zwölf Monate bleibt die weite Landschaft vor einem Fenster, die man täglich im Rahmen sieht, immer eine grüne Julilandschaft. Immer voll Kraft und auf der Höhe des Lebens, ohne auszusetzen. Und diese fortdauernd, tausendjährig grüne Landschaft sagt dem dümmsten Menschen zuletzt, daß

also ein ewiges Leben ohne Tod möglich ist, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind. So ewig wie die Landschaft, so ewig klingen Musik der Javanen und ihre Lieder. So ewig sieht ihr langsamer, fast stillstehender Tanzschritt aus wie die fast stillstehende immergrüne Welt vor meinem Fenster.

Auffallend wirkten im Stillstand, im ewig wohligen hier, gestern und heute die vielen kleinen Erscheinungen der umherfliegenden Schwalben.

Jeden Morgen kommt auch schon seit Wochen ein und dieselbe dicke blaue Fliege zu meinen Frühstückstellern und teilt mit mir den Genuß an Fleisch und Brot.

Jeden Abend schnalzt eine kleine Tschik-Tschak-Eidechse oben an der weißen Kalkwand meines Zimmers, wenn ich das elektrische Licht aufgeschraubt habe.

In der Leere hier sind diese stillen Besucher auffallender als im ewigen Wechsel zu Hause in Europa. Ich reise nun ganz glücklich in den Sonntag hinein, durch Dein Telegramm so froh gemacht. Morgen ist der letzte Tag des Pasar-Malam. Der Markt hat nur acht Tage gedauert.

Ich leide nicht so sehr unter der Wärme als unter der geistigen Untätigkeit, die ich gerne abschütteln möchte. Ich versuche es immer und immer wieder, Novellen, Dramen oder Gedichte anzufangen, aber es gelingt mir nichts mehr hier. Nur kleine Gedichte. Und auch die werden immer weniger, je mehr mich die Hitze im Hirn aufzehrt. Das ist das Schlimmste. Ich bin aber nur froh, zu wissen, daß wenigstens mein Kriegstagebuch, an dessen elftem Band ich schreibe, einstmals Kulturwert und historischen Wert für die Nachwelt haben wird und auch künstlerischen Wert durch die Naturbeobachtungen, die ich dort niederschreibe.

Dieses Kriegstagebuch ist mein einziger geistiger Trost. Sonst würde ich mich so nutzlos fühlen, daß ich mich vor mir zu Tode ekeln möchte.

Aber ich glaube doch, daß ich, wenn ich auch keine Kunstwerke jetzt dichten kann, im Kriegstagebuch große Lebenswerte und Lebenserfahrungen niederlege, so daß

es ein ganz eigenartiges Werk für den Leser geben wird. Und ich tröste mich täglich, wenn ich daran schreibe, daß die Zeit, die ich beim Tagebuchschreiben verbringe, nicht verlorene oder nutzlos vergeudete Zeit ist, und daß ich dann doch das Geld wert bin, das man mir von Europa zum Weiterleben schickt.

Ich leide, wenn ich allein bin, weil ich keine Liebe, weil ich nicht Dich, Liebste, bei mir habe. Und ich leide unter den Menschen hier, weil ich auch da einsam bin und kein Verständnis für mich als Künstler finde. Denn die wenigen Leute zählen kaum. Auch haben sie kaum Zeit, sich lange bei meinem künstlerischen Denken und Fühlen aufzuhalten. Die Hitze, das immer fremde Java, die fremden Sprachen, holländisch, malaiisch, javanisch, englisch, alles das Gemisch macht die verständigsten Europäer hier zum konzentrierten, vertieften deutschen Kunstgenuß zu zerstreut. Und nun gar in den Kriegszeiten!

Ach, wenn die Zeit doch endlich um wäre. Es ist so grausam lang, so unendlich grausam lang dauert es, das allgemeine Elend auf der Welt, das im August 1914 ausbrach, und von dem ich heute hier noch gar kein Ende sehe im September 1916. Bleibe mir um Gotteswillen treu, mein Herz. Daß ich wenigstens, wenn ich endlich, endlich heimkomme, tief und voll und rein an Deinem reinen Herzen ausruhen kann. Ich flehe Dich inständig an, bleibe mir treu und gesund, mein Herz Du. Ich bin dir auch so herzlich treu wie ein guter alter Hund seiner Herrin.

Dein Herrle

Malang, 6. Oktober 1916

Ich sitze hier vor den ewig blauen Morgenhimmeln, vor den ewig gefüllten Hoteltischen und leide den größten Hunger, das ist Heimwehhunger. Der ist jetzt schon zum Heißhunger geworden. Ich spüre es schon am Herzen und fürchte manchmal, wenn ich sehr leide, an Heimwehheißhunger vor Herzschwäche sterben zu müssen.

Trockenzeit

Die Äcker platzen dürr. Die Luft weht ohne Würzen,
Die Bäche längst nicht mehr sich überstürzen;
Der Staub wächst auf den trocken heißen Wegen,
Die Wurzeln krümmen sich im Durst nach Regen.
Das Farrenkraut vergilbt. Der Berg steht wolkenleer.
Am hellen blauen Himmel glüht das pralle Licht.
Doch wie mein Herz, so lechzt der arme Staub noch nicht.

6. Oktober 1916

Brief an seine Frau

Malang, 9. Oktober 1916

Herz, mein Herz, — ach, dieses ewige Hotelleben! Von dem Lärm, von dem lauten Leben der Menschen auf der offenen Veranda und vor aller Augen ewig geplagt zu werden, — das ist wirklich eine Folter! In den Privathäusern ist es ebenso. Alles lebt auf Veranden und in lauten, grell hellen, offenen Räumen. Dabei soll man dichten, denken, schreiben! Es ist fast unmöglich. Es bringt einen auf die Dauer zur Verzweiflung.

Seit bald drei Jahren saß ich nun nie mehr in einem abgeschlossenen Zimmer. Immer vor blauem, ewig grellem Himmel auf den Veranden! Die Luft, die ewig freie, ist wohl das Angenehme dabei. Aber Luft und Lärm zehren am Körper und Geist, und man kann sich zuletzt zu gar nichts mehr sammeln. Ich bin doch schließlich keine Lerche, die immer in offener Luft zwischen Himmel und Erde dichtet. Wie sonderbar es mir in Europa vorkommen wird, wenn ich wieder Glasfenster sehe und vier Wände und geschlossene Türen! Meistens sind hier halbe Türen, die einem nur bis an den Kopf gehen. Darüber sind sie offen, um die Luft durchs Zimmer ziehen zu lassen. Dabei hört man das ganze Haus Tag und Nacht leben wie eine laute Bahnhofshalle.

Wann kommt wieder mal ein Brief von Dir? Die Du durch Fräulein D. über Holland schicktest, kamen immer am schnellsten an. Ach, wenn ich bloß

nicht immer nur einen Brief monatlich von Dir bekäme! Es ist zu wenig.

Das Leben hier wächst mir zum Halse heraus. Das viele Baden täglich, das ewige Wäschewechseln. Täglich kommt der Wäschemann. Alle zwei Tage bringt er dreißig Stück Wäsche für mich zurück. Das kann man sich in Europa gar nicht vorstellen. Morgens, mittags und abends, — immer, immer Wäsche und weiße Anzüge wechseln, weil alles durchschwitzt ist und naß und unangenehm. Der Wäschemann hat dabei die freche Gewohnheit, die Anzüge seiner Kunden an Javanen zu verleihen, besonders an Festtagen wie jetzt, wo hier die drei Renntage waren. So bekam ich neulich einen nagelneuen weißen Anzug zurück mit einem von einer Zigarette eingebrannten Loch im Rücken. Ebenso geht es mit den teuern Schlafanzügen, davon man eine Unmenge haben muß. Ich hatte mir gerade drei neue weiße Anzüge machen lassen. Und nun ist der eine mit dem Zigarettenloch unbrauchbar. Und man kann sich nicht dagegen wehren. Schickt man diesen Wäschemann fort, so kommt der nächste und macht es ebenso. Taschentücher und Strümpfe stehlen die Zimmerdiener. Sie schmelzen aus dem Schrank fort wie Schnee vor der Hitze. Wieviele Dutzende neuer Taschentücher mußte ich mir schon auf Java kaufen! Alle verschwinden wie Laub im Herbst. Und das machen alle Diener in allen Hotels und denken sich gar nichts dabei!

So, jetzt habe ich einmal ein bißchen hauswirtschaftlich geklagt heute morgen. Inzwischen ist der Tag mit Besuch in der Klinik und mit Schachspiel vergangen. Jetzt habe ich wieder zum Abend gebadet und sitze klar gewaschen vor Dir auf meiner Veranda, allein wie meistens.

Ich hatte in den Renntagen den Kapitän R. und eine holländische Hauptmannsfrau im Auto spazieren gefahren, einmal nachmittags, einmal morgens ein Stündchen. Die Dame wohnt hier im Hotel und soll bald zu ihrem Mann nach Borneo mitten in die Wildnis reisen, wo er mit dreihundert Soldaten eine neue Garnison eröffnet hat. Sie ist dort die einzige

28*

Frau unter Offizieren und Soldaten. Sie ist Holländerin und ein wenig Südfranzösin. Sehr anständig spaßen und necken wir uns manchmal, wenn wir uns an den Veranden begegnen oder ein Stündchen zusammen verplaudern. Sie spricht fließend deutsch. Es ist die einzige Dame, die ich außer einer jungen Schwindsuchtskranken in der Klinik hier im Hotel manchmal spreche.

Frau Hauptmann M. ist schon zwölf Jahre hier in allen Wildnissen in Garnisonen mit ihrem Mann gewesen, der dort Kultur hineinbringt, Wege baut und Kämpfe gegen die Wilden führt. Sie hat einen weißen Kakadu, da sie keine Kinder hat. Er reist seit zehn Jahren mit ihr und war auch in Europa zum Urlaub mit dabei. Wenn sie in neun Jahren pensioniert werden, sie und ihr Mann, dann wollen sie in Holland leben und sich dort ein Motorboot anschaffen, um in den Kanälen herumreisen zu können. Dazu will sie uns auch einladen. In neun Jahren! Dann bin ich ein altes Herrchen von achtundfünfzig Jahren!

So plaudern wir ganz niedlich beide ins Blaue hinein. Sie ist Maja etwas ähnlich, nur üppiger und nicht ganz so witzig, aber recht offenherzig und gemütlich. Alle nennen sie in allen Garnisonen „Mütterchen".

Du bist hoffentlich nicht dumm eifersüchtig, wenn ich Dir so viel von einer dicken Holländerin von sechsunddreißig Jahren erzähle. Wir reden wie alte, weise, lustige Leute miteinander.

Im Hotel wohnt jetzt einer der ersten Schachspieler Javas, ein Herr S. Er sagt, er sei Belgier. Ich glaube, er ist ein jüdischer Armenier. Gestern spielte ich mit ihm. Die Partie wurde remis, das heißt, er gewann die Hälfte, ich die Hälfte. Herr S. ist Diamantenhändler. Gestern, als ich nachmittags auf dem Bett in der Hitze ausruhte, da kam plötzlich, leise die Tür öffnend, ein blonder fremder Mensch hereingeschlichen. Er hatte sich in der Tür geirrt und — wollte den Diamantenhändler bestehlen. Er floh, als ich aufsprang. Herrn S. Tür ist drei Türen

von der meinen entfernt. Man hat ihn auch mal mit inländischem Blütenstaub, den man durchs Fenster hereinblies, betäubt, um ihn auszurauben. Er hatte aber seine Diamanten im Eisenschrank des Hotels abgegeben. Die Diebe fanden nichts. Er blieb aber bis zum nächsten Nachmittag um fünf Uhr betäubt. Man hielt ihn beinahe für tot. An den Renntagen schleicht sich zu leicht Gesindel ins Haus. Gestern war der letzte der drei Renntage. — S. bleibt drei Wochen hier. Es freut mich, manchmal eine gute Partie Schach spielen zu können.

Fünfzehn Autos standen heute nacht unten im Hotelhof. So viel Rennleben war hier. Im Haus der „Sozietät" war sogar Maskenball. Ich war aber nicht dort. L. und einige Deutsche gingen im Frack hin. Welch ein Vergnügen, in den brutwarmen Nächten im Frack zu sitzen! Oder gar zu tanzen! Aber es soll auch viel Roulette gespielt worden sein. Das zieht die Leute bis morgens an. An den drei Renntagen ist Hasardspiel erlaubt.

Ich fühle mich so unruhig. Es fehlt mir deine Nähe wie noch nie. Ich hatte so bestimmt geglaubt, dieser Herbst, dieser Oktober würde uns endlich, endlich vereinigen. Das Licht, das Baden, das angstvolle Warten auf die täglichen Telegramme vom Krieg, das alles zwei Jahre lang macht mich so unruhig. Es fehlt mir nichts, und doch fehlt mir alles. Ich sehe es auch an der Schrift, an den Buchstaben. Ich schreibe so unruhig. Ich bin aufs äußerste ungeduldig jetzt.

S. sagte heute, der Krieg könne noch achtzig Jahre dauern. Dann bin ich hundertdreißig Jahre alt beim Friedensschluß. Und du hundertsiebenundzwanzig Jahre alt. Dann finden wir uns als Lichtgeister in der Sonne wieder, wo wir Frieden feiern. Du und ich.

Ach Herz, ich bin Dir immer hundetreu, hundetreu. Ob so treu wohl schon jemals ein verheirateter Mann war? — Der verheiratete Manager im Hotel sagte zu mir: „Ein Jahr habe ich meiner Frau in Hamburg auch die Treue halten können. Aber dann ging es eines Tages nicht mehr. Ich wäre verrückt ge-

worden," sagt er. Und dann nahm er sich eine javanische Frau als Haushälterin. — Aber ich bin kein Manager. Ich bin ein Dichter und muß mehr aushalten können als der kleine Mann. Ich halte sie nun schon zweiundeinhalbes Jahr durch, die Treue. Davon bin ich auch nicht unruhig. Nur von dem unbefriedigten Leben am Tage in dem Lärm und in dem grellen, quälenden, fremden Licht. Denn meine Augen beginnen beim Lesen und Schreiben zu schmerzen. Das Licht ist auf die Dauer zu viel und macht Kopfschmerzen. Auch macht es so müde. Ich kann alle Augenblicke wie betäubt von Hitze und Luft mich in den Stuhl zurücklegen und einschlafen. Der Widerstand läßt im dritten Jahr nach. Ich sehne mich so nach dunkeln Wintertagen, nach langen Nächten an Deiner Seite, mein Herz!

Oh, Herz, kannst Du denn nicht durch Selma Lagerlöf, durch Ellen Key und durch Heidenstam bei der Reederei in Gothenburg ansagen lassen, geheim, daß man ein schwedisches Schiff, das zufällig hierher fährt, beauftragt, mich heimlich mit heimzubringen. Man möchte dem Kapitän Order geben, mich anzumustern als Steward oder als Schiffsarzt. Wenn man in Gothenburg bei der Reederei ernstlich wollte, wenn man eine Bittschrift dorthin senden möchte, von namhaften Schweden unterzeichnet, dann könnte der Kapitän des Schiffes vielleicht veranlaßt werden, nach mir zu fragen auf dem deutschen Konsulat hier, um mich anzumustern, und so könnte ich noch heimkommen. Anders kann es drei Jahre dauern. Der Krieg kann noch Jahre dauern; und ob ich das aushalte, das weiß ich nicht.

Willst Du nicht mit Axel für mich in Gothenburg persönlich anfragen und bei der Reederei die Bittschrift abgeben. Ich will ja gern die Überfahrt zahlen, mußt Du ihnen auf der Reederei erklären. Nur anmustern müssen sie mich unter die Mannschaft auf dem Schiff. Ich spreche und lese doch schwedisch. Vergiß das nicht hinzuzufügen. Und da ich ein liebes, gutes schwedisches Mädchen zur Frau genommen habe, müssen doch die Schweden den armen fünfzigjährigen

deutschen Liebesdichter retten helfen aus der ganz verzweifelten Lage, die ich nur noch schwer aushalte. — Im April sind es drei Jahre, daß ich zum letztenmal geküßt wurde, ich vertrockneter Sehnsüchtiger! Und mir muß dieses Kriegslos auferlegt werden drei Jahre lang, mir, der ich tausend und mehr Liebeslieder an Dich geschrieben habe in den zwanzig Liebesjahren! Es ist zu hart. Nie fühlte ich es so hart als in dem Monat Deines Geburtstages im Oktober jetzt, wo ich bestimmt hoffte, bei Dir angekommen zu sein. Es ist hart. — Ach, bitte für mich klug und eingehend und geduldig in Gothenburg. Vielleicht nützt das dieses Mal, mein Herz, mein Herz mein.

Ich besuche vormittags meistens eine Stunde lang den Garten der Klinik und sitze bei Kapitän R. am Liegestuhl und sage den andern kranken Deutschen guten Tag. Manchmal lese ich auch ein Gedicht vor. Der Garten ist klein, hat aber einige schattige Bäume, und es ist still und freundlich dort. Den übrigen Teil des Tages bin ich mutterseelenallein im kahlen Hotel. Oder ich plaudere mal ein Wort mit der Hauptmannsfrau, die ebenso allein ist wie ich. Das ist mein eintöniger Verkehr. Aber ich finde das schon zu viel, denn mein Tagebuchschreiben und das Gedichteschreiben nimmt meine Zeit so in Anspruch, daß ich kaum merke, wie schnell die Stunden fortlaufen. Nur die abends sind ganz grausam. Dann lege ich mich auf mein Bett und starre die regungslosen weißen Tüllvorhänge an oder gehe im großen Bett aufrecht herum und fange Moskiten, die sich unters Netz eingeschlichen haben, bis ich müde und dumm werde vor Einsamkeit und Leere. Denn Unterhaltung gibt es in Malang abends außer dem Bioskop gar keine. Von neun ab ist alles tot. Selten kommt mal eine deutsche Operettentruppe oder ein Zirkus, ein blödsinniger. Denn einen javanischen Jahrmarkt gibt es nur alle Jahre einmal sieben Tage lang.

Ach, wenn ich nur wenigstens wie Du eine Mutter oder Brüder oder Schwestern hier hätte! Aber gar nichts, gar nichts als Zeitungen und Fremde, immer anstrengende fremde Menschen.

Aber ich will nicht klagen, es ist zwecklos. Es ist nicht so schlimm, wenn ich es mir nicht klar mache, was ich im Herzen entbehre. Das beste ist, zu glauben, es sei gut so, bis es besser wird.

Karl Sch., der beste Freund, den ich hier draußen habe — leider lebt er so weit weg auf Sumatra —, hat mir vor ein paar Tagen geschrieben und, auf Deinen Brief hin, von neuem Hilfe angeboten. Ich wage es aber kaum anzunehmen, da ich weiß, daß es ihm schwer wird, weil er sein Geld in seinen Pflanzungen hat. Ich weiß heute noch nicht, was ich tun soll. Wenn Dein Telegramm ihn meinte, als Du im September telegraphiertest: „Monatsgeld gesichert", so ist das recht traurig. Ich kenne seine Verhältnisse, kenne alle Verhältnisse hier. Keiner kann in dieser harten Zeit mit Geld helfen.

Sch. schreibt, ich möchte versuchen, zu ihm zu kommen. Er schreibt lieb und gut und will auch helfen. Aber ich darf es kaum annehmen. Er hat schon zu viel für mich getan. Zu ihm zu reisen ist unmöglich. Auch ist Sumatra nichts für mich mit seinen unendlichen, grausamen, menschenleeren Pflanzungen. Übrigens wird jeder meiner Schritte von den englischen Konsulaten hier verfolgt. Das wissen wir alle. Die Engländer würden mich sofort, einige Meilen von der Küste weg, vom holländischen Schiff herunterholen und nach Australien in die elendesten Gefangenenbaracken verschleppen. Es wird mir aber nichts übrig bleiben. Wenn auch mit Widerstreben, muß ich doch den guten Karl noch einmal um Hilfe bitten.

Der kleine Karl soll in Medan bei einer deutschen Lehrerfamilie wohnen und dort zur Schule gehen, schrieb der Vater. Das freut mich. Dann kann er schon etwas Deutsch, wenn er zu uns nach Deutschland kommt. Außerdem lerne ich täglich etwas malaiisch, um Karlchen später besser verstehen zu können.

Warum führt man kein Theaterstück von mir auf? Grüße Mutter und Geschwister herzlich vom javanischen

Max

Leider ist noch gar kein Ende zu sehen, wann der javanische wieder in den deutschen Maxen hinüberreisen darf. Arme Mulde, armer Max! Aber treu bin ich Dir wie Apollo dem Licht.

Das gepreßte Kleeblatt und das Bildchen von uns auf der Treppe machten mich sehr froh, und ich zeige es jedem. Liebe Mulde liebe, schicke mir jedes Bild von Dir, auch die schlechten. Ich bin so hungrig, Dich zu sehen. Immer wieder neue Bilder, bitte!

Vor lauter neuem Schreiben, vor neuen Gedichten konnte ich Dir die alten noch nicht senden, tue es aber diese Woche

Dein Arbeiter

Malang, 10. Oktober 1916

Habe meine letzten drei Chinintage der zweiundein halbmonatlichen Chininkur. Heute erster Chinintag. Erste Dosis um sieben Uhr morgens. Fünf Dosen. Jede dritte Stunde eine Dosis täglich.

Gestern abend erhielt ich seit einem Jahr zum erstenmal wieder das deutsche Wochenblatt „Das Echo" (Organ der Deutschen im Ausland), zwei Hefte, eines Berlin 20. Juli und eines Berlin 27. Juli 1916. Ich las gestern bis spät abends. Und ich las heute schon den ganzen Morgen. Wie anders, wie kräftig wird mein Herz bei den sicheren Worten, den ruhigen, festen, schlichten Wahrheitsberichten des „Echos".

Der Krieg kann achtzig Jahre dauern, sagte gestern der Schachmeister S. hier im Hotel zu mir. — Dann bin ich bei Friedensschluß glatt hundertdreißig Jahre alt, und Annie ist hundertsiebenundzwanzig Jahre alt. Der Friede wäre dann 1996, im hundertsten Jahre unserer Ehe! Das hundertjährige Fest unseres ewigen Hochzeitstages.

Aber wer wird zum Beispiel im Jahre 5000 noch an diesen Weltkrieg denken? Dann ist Europa ein Schutthaufen, wie das alte Ägypten und das alte Babylon. Meine Lieder und Bücher sind vergessen. Die deutsche Sprache ist vielleicht so verändert, daß sie wie Latein nur noch eine tote Sprache sein wird, die kaum ein Mensch noch aussprechen kann. Und

wie wenig Zeit ist dann bis 5000 verflossen. Nur dreitausend Jahre sind vorbei, und schon sind dann Deutschlands und Europas größte Geister tot wie Leichname. Wer liest heut die altägyptischen Dichter, wer die Babylonier? Und auch sie haben vor dreitausend Jahren gelebt, geliebt und gelitten wie wir deutschen Dichter von heute.

Wie klein und wie sterblich ist der menschliche Geist, wenn er kaum dreitausend Jahre unsterblich sein kann, um dann doch sterblich zu werden. Und dagegen die Sonnen, die seit Billionen Jahren leben und noch Billionen Jahre leben sollen! O Mensch, aber in deiner Kleinheit bist du doch in jedem Lebensaugenblick ebenso heftig lebend wie eine große ururalte Sonne.

Ich wurde heute nachmittag um fünf Uhr ans Telephon Soerabaja interlokal gerufen. R. sagte mir, es wären zwei dicke Briefe für mich aus dem Haag angekommen. Er schickt sie weiter, und sie sollen heute abend hier sein. Sie kommen beide aus dem Haag. Natürlich von Annie! Wie bin ich glücklich! Ich dankte dem Konsul R. so sehr für die frohe Telephonnachricht. R. sagt auch, es wäre für mich ein Zimmer in Ngadiwono frei. Er riet mir, hinauf zu gehen. Es ist sehr kühl oben. Ich überlege es mir noch.

Nun habe ich eben abends halb acht Uhr die beiden Briefe bekommen. Einer enthielt zwei Briefe von Annie aus Würzburg-Guckelesgraben vom 25. Juli und 1. August. Der andere enthielt einen Brief von T. R. und eine Ansichtskarte ihrer Mutter, die den deutschen Michel zeigt, eine Nagelfigur, die am Neuen Münster in Würzburg aufgestellt ist in der Kriegszeit. Es ärgert mich, daß die Figur kein Bauer in der Tracht von heute ist. Das aber ist die Schwäche der heutigen Maler und Bildhauer, daß sie immer in historischer Vergangenheit schwelgen müssen und keinen Sinn für die harte, große Schönheit der Gegenwart haben, die armen Künstler.

Brief an seine Frau

Malang, Hotel Jensen, 11. Oktober 1916

Liebste mein, den weinerlichen Brief, den ich Dir vorgestern schrieb, möchte ich heute gar nicht abschicken. Aber um Dich meinen Stimmungswechsel nachfühlen zu lassen, lege ich ihn doch bei.

Heute bin ich so glücklich über Deine beiden Briefe vom 25. Juli und 1. August, die Du schreibst, so angenehm schildernd, so weise, so beherrscht und so ganz zu Hause im Häuschen am Guckelesgraben. Und ein schöneres Bild von Dir habe ich nie bekommen. Darauf bist Du ganz und gar die feste, starke, würdige Frau Dauthendey, strotzend von würzburger und schwedischer Erdgüte. Ein besseres Gemisch als diese beiden Güten konntest Du gar nicht bekommen. Würzburger Wärme mit schwedischer Stärke und Größe vereinigt. Diesen lieben Dickkopf, den Du mir da in den Brief mit grünen Seidenfäden angenäht hast, diesen heiligen Dickkopf muß ich in einer goldenen Kapsel immer bis zu meinem Tode auf der Brust tragen. Und ich will mit diesem Dickkopf zusammen später mal in Deutschland verbrannt werden.

Gott, wie schön ist meine Mulde! Du bist in diesem Sommer in der Guckeleseinsamkeit im Wald wie eine Waldgöttin so schön geworden. Nie sah ich dich je auf einem Bild so stark, so klug, so warm, so innig mit Himmel und Erde vermählt. Die Tränen tropfen aus meinen Augen, während ich Dir dieses schreibe, — weil ich dich nicht küssen darf in dieses schönste, heiligste Gesicht, das mir gehört, weil so viele Meilen uns trennen. — Herz, mein heiliges Herz, ich bin so froh, daß ich Dich so wiedersehen soll. Du sagst, Du siehst wie sechzig Jahre aus. Ach, und wenn Du wie hundert Jahre aussehen würdest, Du wärest immer die Schönste für mich. Aber Du siehst alterlos auf diesem Bilde aus, ganz alterlos und ewig, wie der Kopf einer klassischen Göttin. Und denke Dir, Herzmulde, so habe ich Dich eigentlich immer im Geist mit mir herumgetragen,

gerade so aussehend wie damals, als ich Dich lieb bekam im Jahre 1894 in Stockholm. Innerlich sah ich Dich immer so. Und nun bist Du es in diesem Trennungsschmerz auch äußerlich geworden.

Ich glaube, daß die Einsamkeit in der gütigen Natur im Guckelesgraben Dich wie ein göttlicher Bildhauer modellierte. Aber sage nicht, daß es die Übersetzung vom „Gesetz des Geistes" getan hat. Ich bin von Dir öfters auf diesen aufmerksam gemacht, kann mir aber gar nichts darunter vorstellen. Der Titel klingt sehr gut. Aber ich bin natürlich als Dein Herrle mordsmäßig eifersüchtig auf einen Verfasser, den meine Annie übersetzt. Du hast doch schon einen Verfasser im Herzen! Wie kannst Du Dich dann für einen zweiten begeistern?

Ach, das ist wie ein dunkler Punkt in Deinen Briefen, mein Herz, dieses Buch, das ich nicht kenne. — Tut Dir denn das nicht als Mensch und Frau weh? Wenn es Dir nicht weh tut, daß Du Dich für etwas begeisterst und Dich dadurch von mir entfernst, dann muß ich erst recht eifersüchtig sein. Ich bitte Dich, bleib mir mit Körper und Geist treu! Ich habe auf der Erde keinen anderen Besitz, der mich an das Leben fesselt als Dich und Deine Liebe und Treue. Wenn Du Dich für andere Verfasser begeisterst als für Deinen Dir von Natur angeborenen Liebesdichter, der mit Dir die ewige Hochzeit feiert, dann werde ich schwach und krank. Ich glaube, daß Du zuviel beim „Gesetz des Geistes" geweilt hast im Juli, und davon habe ich, von Deiner Abwesenheit, die Malaria hier bekommen Ende Juli, Anfang August.

Es liegt in Deiner Hand, ob ich lebend nach Hause komme oder nicht. Das fühle ich täglich. Dein Bild hat mich so stark gemacht, noch stärker, als die größte Friedensnachricht mich stark machen könnte.

Liebe ewige Hochzeiterin mein, ich habe Dich noch viel feuriger lieb, seit ich Dein liebes Bild, mit der lieben, guten runden, kleinen Nase in der Mitte, mit prachtvollen starken Weltaugen darüber, bekommen habe. Wie wundervoll innerlich deutlich beschreibst Du mir Deinen einsamen, stillen Waldtag im Häus-

chen! Du gehst zu der Bank morgens, wo Sonne ist, und mittags zu der Bank, wo Schatten ist, — und ich gehe neben Dir. Heute bist Du schon bei unserm lieben Silberhaupt. Nun mußt Du nicht immer einsam essen. Nun hast Du auch Mutter zum Umarmen und Küssen. Ich armer Elender habe nichts. Aber ich habe seit gestern ein Bild zum Küssen. Eine kleine Nase zum Küssen, — alles so schön breit mir zugewendet. Endlich ein Bild von meinem Herzen. Ich wußte gar nicht, daß ich ein so schönes goldblondes Herz habe, — ja, daß es goldblond ist, wußte ich schon, aber daß es immer zarter, blonder und immer mächtiger, schöner wird, wußte ich nicht. Ach, mein Guckelesgrabenherz, wie hat Dich mein Häuschen diesen Sommer schön ausgebrütet und innig schön gemacht! Ich werde dem Häuschen die Wände streicheln und werde die Morgenbank in der Sonne und die Mittagbank im Schatten streicheln, wenn ich heimkomme. Denn sie alle haben dieses Bild von Dir gemacht, das Du mir gibst. Und sie alle haben die schönen Briefe geschrieben, auch der unbeweibte Minko an der Kette hat mit an den wundervollen Guckelesgrabenbriefen geschrieben. Herz, mein Herz!

Und wie gerne wäre ich ein deutscher Soldat im Lazarett gewesen, als Du am 25. Juli hinkamst und Kuchen verteilt hast zu meinem Geburtstag.

T.s Brief kam gestern mit Deinem zusammen an. Ich hatte das Gefühl, als ob sie nicht schriebe, wie sie ist, sondern von Dir und Deiner Stärke überwältigt. Es war schade. Ich liebe sonst an ihren Briefen den künstlerischen und würzburgischen Übermut und die Erinnerungen aus dem Sterbehaus meiner lieben Mutter. Ich war so froh, daß Du im Juni das Grab besucht hast. Ach, so ein Weg zum Kirchhof macht Tote auferstehen, und sie haben Dir sicher alle ihren Segen mitgegeben. Grüße auch Deinen lieben Vater vom unverbesserlichen Dichterschwiegersohn, wenn Du sein Grab besuchst! Wie gern hätte ich ihm mehr Freude gemacht! Wenn er mich nur besser hätte verstehen können, mich und meine Bücher!

Sage mir, wie ist es eigentlich, wenn man an der

Nasenspitze friert? Und an den Ohrenwascheln? Ich habe das Gefühl in der ewigen Badezimmerwärme hier verlernt. Denke Dir, seit den drei Jahren, die ich nun bald in Niederländisch-Indien bin, sind alle Bäume immer grün geblieben, und ich habe Tag und Nacht ohne Ende geschwitzt.

Herz, mein Herz, meine größte Schande habe ich Dir noch nie eingestanden. Ich wage Dich in keinem Brief zu fragen, von was Du eigentlich lebst. Ich bin so feig darin, weil ich nicht helfen kann. Aber ich schicke Dir als die einzigen Banknoten, die ich übrig habe, meine Gedichte. Gott gebe es, daß sie Dir zum Nutzen und wirkliche Banknoten werden!

Ach alte Mieze, rote, unten im Eßsaal spaziert manchmal eine schöne, runde, goldblonde Katze beim Essen unter den Tischen herum. Sie setzt sich oft zu mir ans Stuhlbein. Dann denke ich: so weich und rotblond ist, war und bleibt meine Katze, meine schwedisch-deutsche, immer für mich. Und dann werfe ich ihr ein Stückchen Fisch hin von meinem Teller. Sie frißt es und ist andächtig dabei, innen und außen weich und andächtig vom Leben erfüllt, ganz wie meine Katze.

Dick und fest küßt Dich Dein heftig sehnsüchtiges
Herrchen Dein

14. Oktober, Sonnabend abend

Gestern erschrak ich sehr. Mittags, ich machte mich gerade zum Essen zurecht, kam hastig Professor L. und rief von der Veranda in mein Zimmer, daß Doktor M. in der Klinik Kassin hier in Malang an Malaria gestorben sei. Man brachte ihn gerade vor acht Tagen von Toedjon herunter. Doktor M. war Ethnologe und war schon vor sieben Jahren in Neu-Guinea bei einer Expedition. Dort lernte ihn Kapitän R. damals schon kennen. Jetzt lebte er, da er nicht heim konnte, auf Java und übersetzte mit einem javanischen Lehrer zusammen Legenden und Sagen aus dem Javanischen. Er reiste überall herum. Zuletzt in javanischen Dörfern, wo er Weijang-Theater studierte. Dort soll er durch schlechte Nahrung unter-

ernährt worden sein. Und dort scheint er sich auch die Malaria geholt zu haben. Er hatte zwar schon eine chronische Malaria, aber dieses Mal soll sie besonders stark bei ihm aufgetreten sein. Wahrscheinlich hatte er neue Ansteckung. Als er vor acht Tagen kam, hatte er schon acht Tage krank gelegen und zu kleine Dosen Chinin genommen. Er kam schon halb sterbend an. Doktor L. sagt, es ist sein erster Todesfall in der Arztpraxis unter seinen Patienten hier. Gestern morgen um sechs Uhr starb Doktor M. Die ganze Nacht war Professor L. bei ihm mit dem Krankenpfleger und Schwestern, sie suchten ihm durch Einspritzungen und warme Umschläge das Herz zu beleben. Aber er war nicht mehr zu retten.

Ich fühle mich sehr bedrückt von der Todesnachricht und so geschwächt, daß ich mich nach Tisch hinlegen mußte; schon vorher mußte ich L. absagen, ich konnte nicht zur Beerdigung mitgehen. Am Morgen um sechs Uhr starb Doktor M., und am Nachmittag um halb fünf Uhr legte man ihn schon in die Erde. Das geht hier im Osten der schnellen Verwesung wegen sehr rasch. Schauderhaft rasch.

Nachmittags geschah um zwei Uhr ein heftiger Donnerschlag. Darnach noch mehrere. Ich lag und dachte viel an den armen Toten, der fern von Heimat und Eltern starb. Ich ging dann und ließ telephonisch einen Kranz bestellen und fuhr dann zur Klinik.

Die Luft war ungemein drückend. Der Himmel dunkel und stark voll Wolken. Malang war um drei Uhr nachmittags so still und leer, als hätten sich alle Leute vor den Donnerschlägen verkrochen.

L. meinte, Doktor M. könnte nicht allein an Malaria gestorben sein, man müßte ihn vergiftet haben. So sagten auch die Pflegerinnen im Spital in Kassin. Aber L. sagte, daß noch Typhus dabei war. Ich saß in der Klinik auf der Galerie des Rot-Kreuz-Hauses den ganzen Nachmittag bei Kapitän R., während die Beerdigung statthatte, und war sehr beklommen im Herzen. „Werde ich Annie je wiedersehen?“ dachte ich immer

Indessen kamen die bestellten Kränze an, die Herr P. empfing. Der hatte viel zu tun gehabt. Grab, Sarg, Pastor, Kränze, Wagen und Telephonbotschaften nach Soerabaja, alles besorgte er. Professor L. war noch vormittags nach Toedjon im Auto gefahren und hatte Doktor M.s Sachen versiegelt. Dann kam N. im Auto mit Kränzen aus Soerabaja, wir begrüßten uns rasch und herzlich. Er sagte mir, daß wieder ein Brief meiner Frau angekommen sei. Noch viele Herrn von Soerabaja kamen. Ungefähr zwanzig Deutsche haben den Leichenwagen in Wagen und Autos zum Kirchhof begleitet. Aber gerade um halb fünf Uhr entlud sich ein schwerer Regen bis halb sechs Uhr, gerade auf den Begräbniszug. Mir war so sonderbar mitfühlend schwer ums Herz, wie selten. Es stockte alles, so grau und beklommen war es in mir. — Ich fühle den Tod der Menschen wie meinen eignen am Leibe. Es wird das bei Todesfällen von Jahr zu Jahr schlimmer bei mir.

Malang, Sonntag, 15. Oktober 1916

Aber es geht auch der Tote bei mir um. Seltsam war es, wie mein Schlüsselbund, der im Schrank steckte, sich vorgestern nachmittag, wo er (Doktor M.) beerdigt wurde, immer von selbst hin und her bewegte, als ich ihm vom Bett aus zusah. Aber das Seltsamste war dann am nächsten Morgen. Seit Tagen wünschte ich mir schon immer den Artikel über die großartige Leichenverbrennung in Bali neulich, die im Soerabaja-Handelsblad in zwei Fortsetzungen beschrieben stand. Immer wollte ich den Hotelgeschäftsführer Herrn J. darum fragen. (Doktor M. studierte eifrig solche alten Gebräuche auf Java.) Wie erstaunte ich aber, als gestern morgen beide Zeitungsnummern mit Anfang und Fortsetzung auf meinem Tisch lagen. Ich dachte, der Manager wird sich von selbst erinnert haben, daß ich so etwas wie die Schilderung dieser Leichenverbrennung gern lese. Die eine Zeitungsseite war vom Montag, die andere vom Mittwoch. Und beide enthielten die ersehnten Artikel. Ich bedankte mich beim Herrn J. für diese

Aufmerksamkeit. Er aber sah mich groß an und sagte: „Ich habe Ihnen keinen solchen Artikel geschickt. Das habe ich gar nicht gelesen. Ich habe Ihnen nur die Zeitung vom Donnerstag geschickt.“ — „Ja, aber es waren beides Zeitungsseiten von verschiedenen Tagen, vom Montag und vom Mittwoch, und kein Blatt vom Donnerstag dabei. Und beide Nummern enthielten gerade den Leichenverbrennungsfestakt auf Bali, den ich immer von Ihnen erbitten wollte, und den Sie doch erst mühsam aus alten Zeitungen heraussuchen mußten.“ — „Ich habe nichts herausgesucht,“ sagte Herr J., „ich glaubte Ihnen das Donnerstagblatt zu senden, als ich die Zeitung dem Jungen in die Hand gab, der sie auf Ihr Zimmer trug. Das ist aber sonderbar,“ fügte er staunend hinzu. Ich schwieg und dachte mir, der Tote, der meinen Wunsch wußte, habe Herrn J. die beiden Nummern in die Hand gespielt, so daß er sie mir senden mußte. Denn der Leichenverbrennungsartikel schlug in das Berufsfach des Ethnologen Doktor M. ein. Und nur er konnte hier auf Java von allen Deutschen begreifen, wie gern ein Dichter solchen Artikel lesen möchte. Ich dankte im Geist dem guten Geiste des Toten, der sich mir auf so angenehme Weise bemerkbar machte.

Malang, Montag, 16. Oktober 1916

Heute ist Frau P.s Geburtstag. „Mutter P.,“ wie Kapitän R. sagt. Gestern abend waren L. und seine Patienten R. und M. und Herr und Frau P. und Herr und Frau Sch. und ich zusammen vor dem Abendessen („Vorabend,“ sagt der Holländer) auf dem Gartenplan vor der Sozietät, wo wir im Kreis um einen Tisch saßen und der Musik zuhörten. Es waren, wie immer am Sonntagabend, viele Menschen da. Die jungen Leute tanzten im hellen offenen Saal des Sozietätsgebäudes. Es war wie eine Familie von Deutschen, wie wir so traulich und gemütlich vereint da im Kreis unter den Baumkronen saßen, die über uns halbbeleuchtet im Nachthimmel verschwanden. Und wenn ich die beiden erleuchteten Zifferblätter am Kirchturm drüben über den Bäumen des Aloen-Aloen

und fern über dem Rasenplatz des Aloen das erleuchtete Residentenhaus und mein erleuchtetes Palasthotel und dazu vom Musikpavillon die von einem Deutschen dirigierte Musikkapelle wiener deutsche Operetten spielen hörte, da konnte ich sekundenweise nicht glauben, daß ich so weit von Annie und Deutschland getrennt bin, so weit, weltteileweit!

Malang, 17. Oktober 1916

... Auch an meine liebe Annie habe ich endlich telegraphiert. Das Telegramm ging heute am 17. Oktober um zehn Uhr fünf vormittags nach Schweden an meinen Schwager in Strömstad ab. Ich freue mich unendlich, es wurden zufällig dreiundzwanzig Worte, und es kostete dreiundzwanzig Gulden. Es ist mir immer ein Glückstag, wenn ich an meine Mulde telegraphiere einmal im Monat. Möchte wissen, ob mein Telegramm nicht ein wenig zu früh in Schweden ankommt. Aber es ist auch möglich, daß Annie es gerade am 19. Oktober zu ihrem Geburtstag bekommt. Ich telegraphierte: „Well, money received, birthday-kisses from heart to heart, greetings to mother, sisters, Selma Lagerlöf, your old lover Max Dauthendey.“ Zu dumm, daß man englisch telegraphieren muß als deutscher Schriftsteller und deutscher Liebhaber! Hoffentlich nicht lange mehr!

Malang, 18. Oktober 1916

Kein Mensch wohnt jetzt hier im Oberstock des Palasthotels in den zehn Zimmern meines Flügels. Und ich bin ganz allein, wie eine Maus. Der Vergleich fällt mir ein, da ich mir gestern ein Tintenfaß gekauft habe, auf dessen Deckel eine Bronzemaus sitzt. Die Maus ist recht künstlerisch lebensgroß gearbeitet. Im Zimmer habe ich ein anderes, ein japanisches Tintenfaß stehen, das stellt einen ganz jungen, dicken Sperling dar, gleichfalls aus Bronze. Auch zu Hause in Würzburg habe ich gern Tierabbildungen um mich: Fische, Raben, Eidechsen, Katzen aus Stein oder Bronze, auf Gebrauchsgegenständen angebracht. Das

ist so unterhaltend und füllt das Zimmer wie eine kleine Gesellschaft gesellig aus.

Es ist abends zehn Uhr. Draußen fällt ein warmer Regen in der Dunkelheit. Auf der Galerie ist es still. Unten im Hof klappert Geschirr in der fernen Küche, und eine Autotür wird zugeschlagen. Im Regenrauschen singt eine Grille mit kurzen Lauten. Der Regen bildet den gleichförmigen Hintergrund hinter der einzelnen Grillenstimme. Manchmal schwillt der Regen an, manchmal schwächt er sich ab. Dazwischen plätschert es aufs Pflaster, unter den Dachrinnen aufklatschend, wie Regenechos aus Europa für mein Ohr.

Malang, 19. Oktober 1916. Morgens acht Uhr.
Annies Geburtstag

Der Tag hat dunkel bewölkt begonnen. Mein Morgenberg, der Smeroe, war gar nicht zu sehen. Ausnahmsweise singt fast kein Vogel. Es ist so grau und dämmerig unterm geschlossenen Himmel, wie eine Karfreitagstimmung zu Hause in Europa. Nur Gänse schnatterten hinter den Küchengebäuden, und Autos schnurren in der Autohalle. Der Ardjoeno ist heute ebenso verschwunden wie der Smeroe. Ein Junge stellt mir den neuen Zimmerjungen für mich vor, der jetzt mein Schlafzimmer besorgt und sehr gründlich zu sein scheint.

Warum merke ich nur noch gar nichts von Annies Geburtstag bis jetzt? Vielleicht, da der Tag sechs Stunden später in Deutschland und Schweden beginnt, werde ich erst heute Mittag um zwölf Uhr, wenn es zu Hause sechs Uhr morgens ist, ein Geburtstagsgefühl bekommen.

Ich hätte heute so gern Annie einige Geburtstagsgedichte geschrieben, aber auch körperlich fühle ich mich gar nicht klug heute dazu.

Dieses Land ist und bleibt ewig unheimlich, dieses Java! Immer lächelnd, immer grün, immer lebensvoll und heiß, und doch ist kein Land Asiens im Untergrund gegen den Europäer so sehr von Todeskälte erfüllt, als das Paradies Java! —

Eben kam G. von Bangelan, um seine Frau abzuholen und morgen mitzunehmen. Wie glücklich ist die kleine, runde junge Frau, ihren langen Mann wiederzuhaben, den sie kaum fünf Tage entbehren mußte. Ich komme mir gegen beide wie ein Großpapa vor, der alle Lieben verloren hat und in einsamem Alter leer dasteht und das Glück der Enkel genießt und die lauwarme Wärme des Zuschauens. — Wann werde ich mein Herz wieder am Herzen von Annie klopfen fühlen dürfen? Himmel, quäle uns beide nicht länger so grausam! Himmel, erhöre einen Herzdurstigen! Himmel, gib mir meine Annie, damit ich nicht verhungern muß!

Dieses Gedicht schrieb ich neulich einmal:

Jetzt funkeln mir im dunkeln Haar
Schon weißer Haare Spitzen.
Es ist, als ob Erinnerungen blitzen
Von dem, was einmal war.

Und immer mehr wird ihre helle Schar.
Ich seh mich bald mit weißem Haare sitzen,
Das Leben dringt dann nur noch durch die Ritzen.
Stumm lausche ich, verschneit, dem letzten Lebensjahr.

Ein Aufschrei

Ein Aufschrei steckt in meiner Brust,
Es schreit aus mir die Heimwehlust.
Und wie ein Sterbender sich streckt,
Mein Geist sich nach der Heimat reckt.
Er will nichts sehn, nichts hören mehr,
Die Fremde ist ihm menschenleer.
Die fremden Worte sind ihm Last.
Die fremde Luft mein Atem haßt.
Gefangenschaft macht grau mein Haar.
O Leben, das mich einst gebar,
Laß mich zur Heimat! Hör den Schrei.
Allmacht des Lebens, mach mich frei!

Malang, 23. Oktober 1916

Malang, 23. Oktober 1916. Montag

Den Tag habe ich mit diesem Gedicht begonnen. Ich kann meiner Verzweiflung kaum Herr werden. Ich sehne mich so sehr, daß ich ganz müde und abgespannt vor Sehnsucht bin, und alle Morgenfrische ist fort. Ich bin wie zerschlagen von Sehnsucht schon in aller Frühe.

Malang, 24. Oktober 1916. Dienstag

Frau M. sagte gestern morgen auf dem Spaziergang immer zu mir, ich sollte nicht „moppern". Ich moppere zu viel, immer moppere ich heute, meinte sie. Mopperen = murren. Ich lachte über das holländische Wort. Und wir wendeten es dann oft passend an. Aber warum soll ich nicht immer „moppern" dürfen, wo ich hier in Indien nicht zu Hause bin und nicht hingehöre und heim möchte und bald drei Jahre bei meinen Koffern sitze in kahlen Hotelzimmern und nicht heimkomme? Ich muß moppern, ob ich will oder nicht. Meine Stimme moppert. Mein Augenausdruck moppert, der ganze Esel moppert!

Malang, 25. Oktober 1916

Schreckliche feuchte Zeit, die Regennachmittage, wo das Wasser vom Himmel schüttet wie breite Wände von Wasser. An den Decken im neuen Hotel erscheinen große feuchte, dunkle Flecken und heute morgen lagen breite Kalkstücke, herabgefallen, auf der Hintergalerie. Der Residentengarten mit seinen dichten Laubkronen sieht aufgeschwemmt aus vom Regen wie ein grüner Schwamm.

Durchdringend heftig ruft die Grille
Nächtlich im Garten leidenschaftlich singend.
Im Hintergrund der Bäume volle Stille,
Und Äste, hochgereckt wie mit dem Finstern ringend.

Und jemand sitzt im Gartengrund versteckt.
Und jemand preßt die Hände fest zum Mund,
Vom schrillen Grillenrufe aufgeweckt,
Mit einem harten Heimwehschrei im Schlund.

Malang, 26. Oktober 1916

O, ein Schluck Heimatfrische! O, ein Schluck kühle
Luft!
Ich sehne mich fort vom Gemische
Aus Schwüle und giftigem Duft.

O, etwas Winterdunkel! O, eine Flocke Schnee!
Das immergrüne Gefunkel
Der Palme tut mir weh.

O, ein paar Augen, stahlblaue,
Eine Strähne goldblondes Haar,
Darauf ich mein Glück aufbaue.

Malang, 28. Oktober 1916

Allerseelen 1916

Ich sehne mich nach tiefer Ruh!
Kein Frieden mehr im Atmen ist.
Deckt mich mit stiller Erde zu!
Damit mein Heimweh mich vergißt!

Deckt mich mit stiller Erde zu,
Die wilde Leere stößt mich fort.
Ich sehne mich nach tiefer Ruh
Und nach dem neuen Heimatort.

Malang, Sonntag, 5. November 1916

Jeden Morgen, den Gott werden läßt, bleibt gegen acht oder neun Uhr der Geschäftsführer des Hotels, Herr J., zehn Minuten vor meinem Verandageländer in der Steingalerie stehen und wünscht guten Morgen. Und immer wiederholt er dabei jeden Morgen dasselbe Wort: ob es nicht bald genug sei des grausamen Spiels? Und dabei meint er den Krieg. Er bringt mir dann die Zeitung, und manchmal biete ich ihm eine Zigarre an, und er erzählt mir von Hamburg und von seiner Frau, die zu Kriegsanfang Trambahnkutscherin geworden ist, um Geld zu verdienen. Und er erzählt von der Zeit, wo er als Ofensetzermeister in Hamburg bei den Neubauten beschäftigt war. Er ist ein fleißiger Mann, auch hier im Hotel. Er ist ein Muster eines einfachen deutschen Mannes,

der sich mit Fleiß und Nüchternheit und Klugheit den Kriegsverhältnissen angepaßt hat und sich in dem wildfremden Java, auf dem er gelandet wurde, ehrlich und tüchtig forthilft und sich und seinen Sohn und seine Familie zu Hause ernährt. Ich mache mir oft Vorwürfe, wenn ich ihn betrachte und seinem einfachen, klaren Lebensurteil zuhöre, daß ich, als Dichter und Schriftsteller, mir nicht so leicht wie er forthelfen kann in der Welt, da ich durch mein Träumen und mein Abwesendsein vom Wirklichen und mein beschauliches Geistesleben, das ich leben muß, da ich dazu veranlagt und geboren bin, und da ich nur geistig der Welt nützen kann, viel zu leiden habe; und ich muß grübeln über mein Fortkommen. Aber Gott, der die Lilien auf dem Felde und die Vögel unterm Himmel ernährt, wird wohl auch einen deutschen Dichter auf Java ernähren, wenn der Dichter ehrlich und tüchtig bleibt und brav wie der Ofensetzermeister und Geschäftsführer J. aus Hamburg.

7. November 1916. Vier Uhr nachmittags

Es ist so dumpf, es ist so schwül, ein schweres Gewitter hängt über Malang und kommt nicht herunter. Es ist trockene und durstige warme Luft um mich auf der steinernen Veranda des Hotels. Ich lese eben auf meinem Bett den Soerabaja-Courant und eine überraschende Nachricht aus London vom 5. November.

Aus dem ausgegebenen Weißbuch, das die Auswechslung von englischen Bürgern und deutschen Bürgern über fünfundvierzig Jahre betrifft, geht hervor, daß die Übereinkunft Bezug hat auf das ganze Reich.

Deutschland verlangte, daß die Deutschen aus den Britischen Kolonien und aus den Dominions so bald als möglich zurückgeschickt werden sollen. Die pensionierten Offiziere von Heer und Flotte sollen keine Bezahlung empfangen. Die Offiziere und die Bemannung von englischen und deutschen Handelsschiffen sollen als Bürger betrachtet werden.

Diese großartige Nachricht macht mich ganz wach, und ich spüre das dumpfe Gewitter kaum noch, das

sich immer noch nicht entladen hat. Ich muß sofort mit Konsul R. am Telephon sprechen und ebenso mit allen Deutschen, die in meinem Alter sind. Hier P., Sch. und Major von X. in Garoet. Was muß man tun, um vom neutralen Land fortzukommen? Es ist großartig! Der Generalkonsul wird uns hoffentlich in Batavia heimhelfen und mit dem englischen Generalkonsul hier in Batavia verhandeln. O wie fieberhaft glücklich mich diese Nachricht macht! Ich kann es noch kaum glauben, daß ich zum neuen Jahr 1917 heim nach Deutschland kommen darf, heim zu meiner Annie!

Warum nur das drohende und zehrende und drückende Gewitter mit seinen bleiernen Wolken über unseren Köpfen heute nachmittag keine Erlösung findet? Es ist totstumm und rückt nicht von der Stelle und wärmt das sonst so kühle Steinhaus des Hotels, — atembeklemmend.

Malang, 9. November 1916

Ich habe vorgestern eine große Enttäuschung erlitten, als ich zur Klinik ging und allen sagte, daß ich jetzt nach Europa abreisen dürfte, da ich über fünfundvierzig Jahre alt bin. L. sagte mir, die Erlaubnis gilt nicht für die Deutschen in neutralen Ländern, sondern nur für die Deutschen in England und in den englischen Kolonien und englischen Dominions. Denn sonst würden alle Deutsche aus Nordamerika und Südamerika, die über fünfundvierzig Jahre sind, heim wollen, und das wäre eine ganze Masse.

Ich war schwer enttäuscht. Ganz erschüttert und ernüchtert ging ich nach Hause. Nun lebe ich mich wieder in die endlose Gefangenschaft ein, von der kein Ende zu sehen ist, und aus der ich im Geist bei der Zeitungsnachricht aus dem englischen Weißbuch schon befreit worden war. Solche Enttäuschungen sind schwerer als alle die toten Tage der Kriegsjahre zu ertragen.

Heute nacht träumte ich, daß ich mit Annie in ein Bett hineinstieg. Das Bett stand auf der Main

brücke in Würzburg. Und alle Leute konnten uns sehen. Aber die Bettlaken waren schmutzig. Und ich sagte zu ihr: „Zu meinem Empfang hättest du andere Laken nehmen sollen.“ Da stieg sie wieder hinaus. Und Kissen und Laken rutschten aus meinem Bett. Und ich suchte nach Annie und war unruhig, daß sie nicht bei mir im Bett geblieben war. Im Bett liegen bedeutet Krankheit oder Tod, sagt man in den Traumbüchern. Ach, wenn Annie und ich nur recht gesund bleiben, damit wir uns, wenn auch nach langer Zeit, doch gesund wiedersehen!

Ach, Gott, Frau M. und ich waren so traurig, als wir hörten, daß ich nicht heim durfte. Gestern sagte ich zu ihr: „Wenn Sie in zweieinhalb Jahren aus Borneo zurückkommen, bin ich vielleicht noch immer gefangen auf Java und sitze im Zimmer Nummer 23 im Palast-Hotel zu Malang. Und wenn Sie nach neun Jahren pensioniert werden, Sie und Ihr Mann, und nach Europa gehen, dann sitze ich vielleicht auch noch hier auf Java oder bin schon auf Java begraben. Es ist zu trostlos, es ist zu trostlos.“

Ich werde zuletzt ganz gleichgültig gegen alles. Wenn der Krieg wirklich noch zehn Jahre dauert — was sehr möglich ist —, bin ich ein alter, sechzigjähriger Mann geworden. Und meine arme Annie, was ist mit ihr dann?

Malang, 12. November 1916

.....Ich erklärte Frau M., daß es gar nicht nötig sei, traurig zu werden. Denn alles Märchenhafte war wirklich wahr und war immer da. Und ich erzählte ihr, daß ich zum Beispiel bestimmt glaube, daß die Ameisen auf die Tannennadeln ihres Ameisenhaufens mit der Ameisensäure Ätzungen von Schrift und Bildern machen, und die Ameisen, so wie die Bienen im Wachs, ihre Lebensgeschichten, ihre Romane und Gedichte niederschreiben, ebenso wie ich hier in mein Tagebuch mit schwarzem Gallapfelsaft Schrift schreibe. Für ein Auge, das gar nicht lesen kann, ist ein vollgeschriebenes oder ein gedrucktes Buch ein leeres Buch, in dem das Auge nur Kritzer sieht, ähn-

lich den Rissen in der Rinde der Baumstämme. Aber überall um uns im Wald, im Leben und im Weltall ist Schrift, sind Lesezeichen. Auf den Flügeln der Schmetterlinge steht eine Bildersprache, so wie die Flammenlinien und Farbenschattierungen der Blumen Lichtsignale und Lichtsprache sind. So wie die Linien unserer Hände, sprechen die Linien auf allen Blättern im Walde, die Adern auf allen Gesteinen und in allen Felsen eine Sprache, erzählen eine Geschichte, Geschichten, kurze und lange, jahrhundertalte und sekundenkurze. Das Leuchtkäferchen spricht kurz leuchtend, die Grille spricht mit dem Flügelwetzen, der Holzwurm gräbt nicht nur Gänge, sondern Schriftzeichen ins Holz. Wie in späteren Jahrhunderten die Spuren unserer Schützengräben, wie die Burgruinen der Nachwelt vom Leben, von Vergangenheit sprechen werden, so reden alle Linien auf den Flügeln der Insekten, alle Eindrücke im Wachs der Honigwaben, alle Ameisenhaufen, alle Runzeln der Baumrinden und Wurzeln, alle Farben der Blütenkelche, alle Schattierungen und Punktierungen im Fell der Waldtiere, der Pferde, der Kühe, der Hunde und Katzen und haben Sinn und Bedeutung. Die Seele der Welt schreibt in Zeichen ihre Sprache jedem Lebewesen auf die Haut, ins Auge, ins Haar, und jedes Lebewesen schreibt weiter für sich auf seiner Lebensspur, durch seine Arbeit, die es im Leben machte und dachte. Immer schreibt die Weltseele, und der Weltleib trägt die Zeichen der Lebensgeschichte in Farben und Linien, in Tieren, Pflanzen, Menschen, in Steinen und im Sand, in Wasser und Luftspiegelungen mit sich. Wer das alles lesen kann, ist ein Gott. Und im Lesen und Entziffern des Weltbuches gehen Milliarden Leben hin. Aber allwissend ist die Seele, und die Seele ist in allem Leben, sie weiß alles, und unbewußt wissen wir alles längst. Manchmal haben wir lichte Eingebungsaugenblicke unserer Allwissenheit, und dann sagen wir, wir ahnen etwas voraus, oder wir sehen ein zweites Gesicht, oder wir können prophezeien, oder wir haben einen bedeutungsvollen Traum gehabt. Aber das heißt nur, wir waren einen

Augenblick ganz bei der allwissenden Seele, und sie sprach zu unserem Blute und schrieb uns allwissende Worte ins Blut, die wir dann laut lesen können. Aber das ist selten, und nicht alle kommen auch nur einmal im Leben zu der Seele, oder die Seele kommt zu ihnen. Aber sie ist immer in allem und auch in uns. Eingehüllt ins Körperkleid unseres Leibes.

Dieses sagte ich. Aber Frau M. verstand es nicht, wie es verstanden sein soll; es fehlte ihr der Blick ins Ewige. Den vermisse ich immer bei ihr. Den hat Annie Dauthendey von allen Frauen, die ich kenne, allein angeboren. Sie hat den Blick einer weisen Waldfrau. Sie liebt Dinge des Feldes und des Waldes, Holz, Körbe, Kuhaugen, lauter einfache Schönheit, die die Kulturmenschen verlernt haben schön zu finden. Sie ist unverdorben von verderblicher Kultur geblieben. Das sind die heutigen sogenannten gebildeten Menschen nicht mehr. Fast alle sind in Europa verdorben im Ur-Instinkt. Die ganze europäische Gesellschaft verleugnet den Urwaldinstinkt. Sie wollen nur kleine Märchen sehen. Und werden traurig, wenn das kleine Märchen nach Stunden zu Ende ist. Weil sie nichts vom großen Märchen wissen, vom Weltmärchen, das uns ewig in allen Lebenserscheinungen entgegentritt.

Selig sind von den Menschen in der europäischen Welt heutzutage nur Annie und ich. Niemand sonst. Das kann ich ruhig behaupten. Ich hoffe aber, daß neue Menschenreihen geboren werden, die das Bedürfnis nach der Seligkeit der Ur-Instinkte rein mitbringen und sich reiner erhalten, als es die Menschheit meiner Zeit tun konnte. Weisheit, Liebesleidenschaft, Geduld, Demut, Bescheidenheit, sittliche Kraft vor allem und ein gesunder, sauber gehaltener, frischer Menschenleib, — diese zusammen geben den Menschen, der das Märchen des Weltalls und seine Seligkeit genießen kann in jeder Sekunde, ohne lustig, ohne traurig zu werden; aber selig heiter wird dieser Mensch zu sich und zu allen Menschen und allen Leben sein.

Malang, Montag, 13. November 1916

Gestern abend gingen wir nach dem Essen, da es nicht mehr regnete, um den großen Aloen-Aloen-Rasenplatz vor dem Hotel. Das erleuchtete Sozietätshaus stand dort dem Hotel gegenüber weiß wie immer in der Nacht, mit seinen sechs weißen Säulen und dem weißen Giebeldreieck wie ein griechischer Tempel. Eine holländische Sängerin gab dort ein Konzert. Wir blieben unter dem alten breiten Waringienbaum stehen. In der weißen, erleuchteten offenen Halle waren die Glastüren zum Sozietätshaus geschlossen. Und wir hörten die Konzertstimme der Sängerin von drinnen heraus. Wir hörten horchend unter den Bäumen mehrere Lieder zu Ende, und ich sagte: „Ich fühle mich bei dem Gesang ganz in Europa! Es ist mir zu traurig, wenn das Lied zu Ende ist und die Menschen drinnen im Saal klatschen; dann ist es schwer, sich wieder in Indien auf Java zu finden; und es macht mich traurig und ungeduldig, diese ewige Gefangenschaft. Ach, wie zieht mich die Konzertsängerin ganz nach Europa, und es ist wie ein Sturz in ein Loch, wenn sie aufhört und ich unter Waringienbäumen hier in Malang stehe statt in Berlin.“ Dann sagt Frau M. immer: „Sie kommen bald heim, weil ich es so sehr wünsche!“ Aber es ist totenstill und finster am Himmel und kein Stern da, und ich glaube kaum noch, daß ich heimkomme. Wenn nur wenigstens dieses Tagebuch zu Annie dann heimkommt, damit sie liest, wie treu ich ihr war.

Wir gingen weiter und begegneten einer grünblitzenden Leuchtfliege im Grase, die flog am Rasenrand hin. Da erzählte mir Frau M.: „Eine Leuchtfliege kam neulich abends bei der Autofahrt mit Frau Doktor K. auf meine Fußspitze geflogen und blieb wie ein Edelstein auf meiner Lackschuhschnalle sitzen.“ Dann erzählte sie weiter: „An einer Wiese wimmelte alles von Leuchtfliegen, am Wege, im Gebüsch, und ich nahm das Tierchen von meiner Fußspitze und ließ es ins Gebüsch fallen und sagte zu ihm: ‚Da geh zu deinen Brüderchen hin!‘“ Da lachte ich und sagte: „Es ist aber ganz gewiß nicht hin zu den Brüder-

chen, sondern zu den Schwesterlein gegangen!“ Da lachte sie dann und sagte: „Es mag sein.“ Aber so verfänglich werden jetzt immer meine Antworten, so daß ich lieber schweigen sollte.

Und wir kamen zurück zum Hotel, und ich setzte mich noch einen Augenblick vor dem Schlafengehen bei Frau M. auf der Veranda nieder. Und sie lag auf einem strohernen Liegestuhl vor mir. Wir wußten nichts mehr zu reden und gähnten abwechselnd und lachten dazu, weil wir staunten, daß wir so müde waren. Aber da wir beim Konzertlied unter den Bäumen am Platz fort nach Europa geflogen waren, durften wir von der schnellen Hin- und Rückreise schon müde sein. Und es war totenstill im und um das Hotel herum. Und so still war es noch nie gewesen. Und wir staunten beide über die große Stille, die sonst nie gewesen ist. Wir hörten nur von fern einen eingemauerten Bach glucksen, der beim Hotelgrundstück an der Straße entlang läuft und in dem am Tage die Javanen im Vorbeigehen immer ihre nackten Füße baden. Den Bach hört man am Tage nie, und nun plauderte er so gemütlich murmelnd mit der Stille der Nacht. Und ein Frosch ließ ein paarmal seine Stimme hören. Und Frau M. wollte wissen, was er sagte. Ich sollte es ihr erzählen. Ich erzählte ihr irgend etwas Dummes, da ich zu müde war, um noch klug sein zu können: daß der Frosch nach Regen schreie. Denn seine Tante habe Gesichter geschnitten, und da seien die Wolken geflohen, denn die Tante war böse auf den Frosch, weil der Frosch nicht wollte, wie die Tante wollte. Da sagte Frau M.: „Ich glaube, ich werde von jetzt ab auch eine böse Tante für Sie sein.“ — „Ja das ist recht,“ sagte ich, „denn ich bin auch ein kalter Frosch zu Ihnen.“ Und wieder hatte ich Verfängliches gesprochen und hätte lieber schweigen sollen.

Und da rasselten Wagen, und es schlug elf Uhr mit der Trommel in der Moschee am Aloen-Aloen-Rasenplatz draußen. Und ein Wagen rasselte über den Kiesweg in den Hotelgarten vor der Veranda vorüber. Drinnen saß die Konzertsängerin, mit einem

Schleier um den Kopf und im hellen Abendmantel. Von zwei Pferden war der Wagen gezogen, und hinten hing noch am Trittbrett ein Javanendiener dran. Das sollte vornehm aussehen. „Und wenn sie nur wenigstens diesen Abend einige hundert Gulden verdient hat," meinte Frau M., „dann ist es noch zum Aushalten, eine solche beschwerliche indische Konzertreise." Denn ich hatte gesagt: „Da hat sie nun eben zu Ende gesungen, und nun fährt sie schon nach Hause und geht zu Bett. Das ist nicht viel Vergnügen. Man sollte hingehen und sie zu einem Glas Champagner einladen (denn sie hat uns doch vorhin nach Europa gesungen, dachte ich). Aber heute morgen hörte ich jetzt, daß nur sechsunddreißig Personen im Konzert waren, daß sie nur zweiundsiebzig Gulden verdient hat, und daß sie davon auch noch den Klavierspieler, das Hotel und den schönen Wagen mit dem Diener hinten darauf bezahlen muß. Viel wird ihr nicht übrig bleiben, der armen Person. — „Aber es gab schon Künstler," sagte Frau M., „die sind nach drei Monaten Konzertreise aus Java mit zweihunderttausend Gulden Vermögen nach Holland heimgekehrt!"

Ich sagte gestern abend zu Frau M. auf ihrer Veranda: „Wissen Sie, ich möchte mehrere Tage mittags und abends nichts essen, um mich ganz ausgehungert zu machen, so daß mein Lebenswunsch dann so laut schreit, daß die da oben — ich deutete über mich und meinte Gott und meine Ahnen — mich hören und ihre Aufmerksamkeit auf mich richten und mir heimhelfen. Ich habe es scheinbar gut hier, da ich jetzt täglich mit Ihnen, Frau M., plaudern kann, und da Menschen um mich sind, aber ich habe im Grunde nichts; ich will bei meinem Heimweh bleiben, bis mich mein Heimweh heimgeschrieen hat. Die Kräfte über uns müssen doch auf den Herzschrei eines Lebewesens hören, sie können doch nicht so mitleidlos sein, wenn ich heim, heim will zu meiner Frau, daß sie mich immer überhören. Darum möchte ich hungern und will lieber sterben, wenn ich nicht gehört werde, statt daß ich so elend heimwehgeplagt weiter lebe."

Frau M. schwieg und sah geradeaus; was sie dachte, weiß ich nicht bestimmt. Es war mir auch gleich, da ich so elend unzufrieden in meinem Herzen bin und vor Sehnsucht nichts als „Deutschland, Deutschland" und „Annie, Annie" vor mich hin sagen kann.

Der tote Baum

Ein Vogel klagt, ich sehe auf.
Welk steht der Baum vor meiner Türe.
Ich sehe an dem Baum hinauf,
Aus jedem Zweig den Tod ich spüre.

Die Blätter, die sonst hochgestellt,
Von grünem Lichte frisch erhellt,
Die Blätter hängen grau herab.
Es steigt der große Baum ins Grab.

Als mir der Vogel ihn gezeigt,
Flog er dann fort in Wolkenmeere.
Ich habe still den Kopf geneigt.
Rund um mich wächst die Totenleere.

Malang, 12. November 1916
Max Dauthendey

Malang, 14. November 1916

Der große alte Mandelbaum an meiner Hintergalerie im Residentengarten neben der Mauer stirbt plötzlich ab. Ich sah es am Sonntag. Ich wunderte mich schon, daß die Webervögel seit einigen Monaten ihr Nest am Baum, das wie der Sack eines Klingelbeutels an dem einen Ast hängt, im Stich gelassen haben. Der Regen zerschlug es dann, und später fiel es ab. Sonntag nachmittag, als ich an die Mauerbrüstung trat, um den Vulkan Smeroe über den Dächern von Malang gegen Abend am Horizont im Osten zu suchen, klagte ein Vogel über mir in der Spitze des Baumes oder am Dachrand, ich konnte es nicht genau erkennen. Da betrachtete ich den Baum und sah mit Staunen, daß er eingegangen war. Ich erschrak, denn es soll nichts Gutes für ein Haus bedeuten, wenn in seiner Nähe ein Baum abstirbt.

Und durch die Äste dieses Baumes suchte ich bis jetzt meistens des Morgens die aufgehende Sonne und den Smerve. Es erschütterte mich, gerade den Baum tot zu sehen. Er war plötzlich ganz entstellt. Als ob ihn der Blitz getroffen hätte im Mark, so hingen alle seine Blätterbündel senkrecht zur Erde herab, und das machte einen trostlosen Eindruck. Der Baum ist gestorben, sagte ich mir, und der Vogel rief mich, um dem Toten mein Lebewohl zu sagen. Ich ging dann in mein Zimmer und schrieb das Gedicht „Der tote Baum“, das ich meinem lieben toten Nachbar widmete.

16. November 1916

Gestern las ich, daß in der Zone zwischen zwei Gefechtslinien, die im Volksmund „Niemandsland“ genannt wird, weil der Landstreifen niemand gehört, immer noch jährlich die Vögel nisten, brüten, singen und mit den Granaten über dem Niemandsland, das von Kanonen umbrüllt ist, hinfliegen. Darnach schrieb ich heute nacht von elf bis zwölf Uhr auf meiner Veranda folgendes Gedicht:

Die Vögel vom Niemandsland

„Wir sind die Vögel vom Niemandsland.“
Ich ging am Meer, das lag da frei.
Da jagten Vogelscharen vorbei,
Und deutlich ich ihren Schrei verstand.

„Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Die Erde dort ist vom Tode blind.
Dort lebt kein Haus und lebt kein Gesind.
Wir lernten fressen aus Leichenhand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland,
Wo Wolken Eisen wild niedergehn.
Wo rund sich die Lüfte brüllend drehn,
Im Granatenloch das Nest uns stand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Wo nur Männer sterben, Männer blühn,
Wo des Nachts noch die Geschosse glühn,
Aufflogen wir im Raketenbrand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Dort ist der Tod der Tageslohn,
Singt die Kanone dem Leben Hohn.
Wir löschen den Durst beim Blut im Sand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland
Kein Baumzweig hat uns jemals gewiegt
Weil jeder Baum dort in Splittern liegt.
Wir fanden nur Schutz im Unterstand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland,
Wir sangen dem Manne am Brustwall zu,
Doch mehr als Lieder gab Helden Ruh
Die singende Kugel am Grabenrand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.
Dort bei des Trommelfeuers Gedröhn,
Dort singt es sich gar so wunderschön,
Der Sterbende dankt, uns zugewandt."

„Der Krieg weicht nicht, bis den Mann man fand,
Den Mann, vor dem den Zärtlingen graut.
Verschwindend riefen die Vögel laut:
„Wir suchen den Herrn vom Niemandsland."

Malang, 16. November 1916

Malang, 17. November 1916

Herrlich, herrlich, herrlich war meine Freude gestern. Um elf Uhr morgens bekam ich ein Telegramm von Annie, um zwölf Uhr kam ein Brief von ihr. Und im Brief waren zwei Bilder von Annie. Ich war einige Stunden sehr glücklich, bis ich doppelt unglücklich am Spätnachmittag wurde, allein auf meinem Bett, wo ich Herzbeklemmung und Kopfschmerzen hatte, vor Qual, daß ich nur von Briefen und Bildern und Telegrammen leben mußte. Und Frau M. nannte mich deshalb am Abend undankbar. Ich fühle aber, ich habe ein großes Recht, nach zweieinhalb Jahren Trennung ungeduldig zu werden und Briefe zu wenig zu finden. Meine Lebensjahre gehen hin, und ohne Annie bin ich tot und habe nichts, gar nichts von meinem Leben. Denn nichts bringt mehr über die

Oberfläche ins Innere. Nur die Liebe rührt den Kern des Menschen an. Die Vaterlandsliebe gibt eine Verklärung des Alltags, sie ist aber nicht die süßseligmachende Körper- und Herzensruhe und Herzbeglückung und kennt keine solche Innigkeit wie die Liebe zur Frau.

Vorgestern habe ich auf meinem leeren Bett im Vormittag gesessen, alle Kissen und Matratzen waren auf die Hintergalerie in die Sonne gelegt worden, und auf der nackten Strohmatte habe ich mich im Gebet zusammengekauert, und ich habe so herzlich Gott um Hilfe in allen meinen Nöten gebeten. Und als erste Beruhigung bekam ich gestern Telegramm, Brief und Bilder von Annie.

Neulich in Wendit fiel das Wort „Gesundbeten" aus Professor L.s Mund. Und er sagte höhnisch über jemand: „Ich werde ihn gesundbeten lassen." Da habe ich dummerweise nur gelächelt und bin nicht aus mir herausgegangen und habe ihm nicht erklärt, daß es ein Gesundbeten gibt. Ich habe mich schon oft in meinem Leben, wenn ich elend war, gesund gebetet. Und immer, wenn ich verzweifelt war, haben Vaterunser und Gebet mir geholfen. Und ich glaube auch, daß Gesundbeten, wenn man selbst betet oder für jemand betet, den man liebt, daß heiliges Beten, tiefes und ganz hingegebenes einsames Beten auch Krankheiten fortbeten kann. Es ist das ganz einfach erklärlich. Was ist Gesundheit? Eine vollständige Harmonie im Zusammenleben aller Körperteile am Menschen, auch zugleich ein Friede im Leibe zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit, zwischen Tod und ewigem Leben, zwischen Leib und Geist. Wende ich mich nun im Gebet an das ewige Leben, an Gott (wir benennen mit „Gott" die Verkörperung alles Schöpferischen, des Ewigen, des Guten und Gesunden), so leite ich den Strom des ewigen Lebens, der Schöpferkraft des Weltalls wie einen elektrischen Strom in meinen Leib durch meinen guten Herzenswillen, wobei das Gebet den Kontakt zwischen Gott dem Unendlichen und meiner leiblichen Endlichkeit herstellt. Ich werde durchströmt vom ewigen Geist, der in mich

kommen oder in mir aufstehen oder mich durchleuchten und reinigen kann wie ein elektrisches Lichtbad. Und diese Seelenreinigung hat zugleich eine Körperreinigung in den feinsten Atomzuständen zur Folge. Die ungeordneten Atome, die durch den Alltag in Verwirrung, in Unordnung geraten waren, werden durch den Einlaß des ewigen, schöpferischen Lebensstromes wieder so angeordnet, wie sie im Plan der Schöpfung vorgesehen waren. Das Gebet, der Anschluß der Endlichkeit an die Unendlichkeit, vernichtet die Unordnung in den feinsten Atomzuständen des Leibes. Das Gebet kann darum Kranke gesund machen. Und wenn ich für Freunde stark bete und sie mir im Geist vorstelle und ihnen die Wellen des ewigen Lebens durch meine Gedanken an sie im Gebet zuschicke, dann können auch Freunde gesund gebetet werden. (Nur geschäftlich kann man das Gesundbeten nicht betreiben, wie es die Gesundbeter in Amerika getan haben.)

Ich ärgerte mich, daß ich neulich so schlaff war und nicht zu L. darüber sprach, als er das Gesundbeten im allgemeinen vom Standpunkt des Gelehrten ablehnte und belächelte. Gelehrte, die den Anschluß an die Ewigkeit bei allem Tun nicht für notwendig halten, sind für mich, wenn sie noch so gescheit sind, doch Dummköpfe vor dem großen, unendlichen, ewigen, weisen Lebensstrom, den sie verneinen. Und den Anschluß kann man nur im sich demütigenden, bescheidenen, ergebenen und aufrichtig innigen Gebet aus Liebe zur Ewigkeit erreichen. Am besten im einsamen, heilig vertieften Beten und Niederknieen vor der Ewigkeitskraft, die in uns ist. Ich nenne diese Ewigkeitskraft in mir und in allem gern immer wieder „Gott“, weil ich ihr näher bin, wenn ich sie mir in der persönlichten Gestalt eines waltenden Gottgeistes vorstelle, da ich in dieser Vorstellung in meinen Jugendjahren großgezogen worden bin. Aber ich fühle Gott nicht als zwischen dem Leben herumwandelnd, mit weißem Bart geschmückt, ich fühle Gott im Weltangesicht aus jedem Lebewesen, in Leben und Tod, in Schmerz und Liebe weltfestlich bei mir und

in mir. Darum kann ich keinem Tier mutwillig Böses tun, keinem Lebewesen mutwillig Qual bereiten; aber wenn das Töten Pflicht wird, könnte ich auch töten, da auch Gott tötet und das ewige Leben töten und lieben, lieben und töten muß, dort wo sie zur Notwendigkeit wurden, der Tod und die Liebe.

Eben als ich dieses schrieb, kam Kapitän R. zu mir zu Besuch. Sein erster Besuch bei mir, seit er hier ist in Malang, seit acht Monaten Klinikkur bei Professor L. Er sieht besser aus. Und ich habe auch öfters für ihn gebetet in letzter Zeit, als er ein paarmal schwere Rückfälle bekam. Er kam gestern von Wendit zurück, und Montag will er nach Soerabaja. Dort will er acht Tage auf der „Anghin“ bei Kapitän E. bleiben, und dann will er auf sein Schiff, die „Manila“, nach Amboina zurück. Ich war sehr froh, ihn so gebessert zu sehen.

Gestern morgen schickte mir Frau M. einige weißgelbe Rosen durch ihre Babu herauf. Ich stellte sie zu den älteren roten Rosen in die Glasvase. Am Abend mußte ich mich verteidigen, weil ich das getan hatte; Frau M. wollte, ich hätte die alten roten Rosen fortwerfen sollen. „Aber es ist doch so schön, erklärte ich ihr, wenn Rosen entblättern. Die roten Rosen sind alt und nahe am Entblättern, und deshalb warf ich sie nicht fort, um das Entblättern der Rosen zu erleben. Ist es nicht sehr angenehm, wenn man allein am Tisch stundenlang schreibend sitzt und sich nichts um einen rührt, wenn dann mit lautloser Bewegung die leichten muschelförmigen roten Rosenblätter an der Glasvase entlang auf die weiße Marmorplatte des Tisches hinrieseln. Es ist, als ob eine Rose im Todesaugenblick menschliche Bewegung bekommen hätte, da sich die Blätter voneinander lösen und fallen. Ich sehe dann immer auf. Und ganz wenig erstaune ich und fühle es angenehm in der Totenstille um mich, daß ich damit zufrieden sein muß, wenn mich sich entblätternde Rosen anregen zum Hinschauen auf ihre Sterbesekunden.“ Da staunte Frau M. und sah mich gedankenvoll lächelnd an, aber sie begriff es sehr wohl, daß eine Schönheit in sich ent-

blätternden Rosen liegt, im stillen Zimmer, in der Einsamkeit. Aber Frau M. hatte nie daran gedacht, deshalb alte Rosen in ihren Vasen stehen zu lassen. Und nun klagte sie nicht mehr, daß ich frische Rosen zu den alten gesteckt hatte.

Man muß alles als festlich verstehen und genießen lernen; nicht nur das frische Leben, sondern auch das vergehende Leben hat seine Schönheit; nicht nur junge Menschen, auch alte Menschen haben wunderbare Schönheiten.

Annie telegraphierte, daß sie glücklich sei über mein Geburtstagstelegramm, und daß sie mit Gothenburg sprechen wolle. Sie meint wohl, mit Kapitänen dort, wegen meiner Abreise. Annies Briefe waren noch aus meinem Häuschen im Guckelesgraben, wo es jetzt im Herbst so gemütlich sein muß. Sie hat einen ganzen Tisch voll Pflaumen vor sich, sitzt auf dem Gobelinsofa, und vor ihr sitzt unser Hund Minko, und sie essen beide um die Wette! Das war ein reizendes Bild, und draußen ist es Wind und Sonne vor den kleinen Viereckscheiben des Waldhäuschens. Ich hätte natürlich auch gern mit dabei gesessen. Ach, wann wird das werden? Jetzt ist sie nach Schweden, nach Värmland, aufs Land gereist, wo sie ihre gute Mutter wiedersieht und mit ihr in einer Pension wohnt.

Malang, 22. November 1916

Ich war krank an Durchfall geworden, und das schwächt hier gleich sehr. Früher, zu Anfang, wie ich Niederländisch-Indien noch wenig kannte, wunderte ich mich immer, daß in jedem Hotelzimmer und Fremdenzimmer ein Nachtstuhl zu finden war. Ich dachte, das sei eine altmodische Einrichtung, und glaubte, die Leute wären gutmütig hundert Jahre rückständig. Nun weiß ich aber nur zu gut, was der Nachtstuhl zu bedeuten hat, und wie sehr notwendig er ist in einem Land, wo jeder alle Augenblicke den Leib erkältet durch zu großes Schwitzen und zu rasches Kaltwerden, oder durch Magenverstimmungen und Darmkrankheiten, die man sich durch die Blechdosenspeisen, die aus Europa importierten, zuzieht, oder durch

Früchte oder durch Trinken von ungekochtem Wasser. Ich lag beinah drei Tage auf meinem Bett und mußte eine wollne Decke um den Leib wickeln und trank etwas Rotwein. Mehr konnte ich nicht dagegen tun. Und dann aß ich morgens nur Haferbrei und mittags und abends Massi-tim, das ist gekochten Reis mit gekochtem Huhn und Hühnerbrühe.

Ich möchte ein Geschichtenbuch schreiben, das sollte heißen: „Was man nicht mehr sieht". Da sollten Geschichten aus Indien und Europa darin sein, die von vergangenen Dingen erzählen, die man so gewöhnt ist zu sehen, daß man sie nicht mehr sieht. Das fiel mir heute morgen ein, als ich die Babu der Frau M. mit zwei Hoteljungens, javanischen, zigarettenrauchend und lebhaft, wie ihre Herrin plaudernd, auf der Verandastufe hocken sah. Niemand fiel es auf, daß und wie sie da hockten und plauderten. Nur mir, meinen europäischen Augen, die Indien noch immer mit zu Hause, mit Deutschland aus Heimweh vergleichen. Und auf der Straße stand ein Auto vor dem Friseurladen des französischen Friseurs Salubin am Aloen-Aloen-Platze, und am Auto lehnte ein javanischer Chauffeur in gelbem Kakianzug, aber er war barfuß, ohne Strümpfe und Schuhe, wie alle Javanen gehen; auch die Hotelbedienten, die Briefträger, die Polizisten, die Telegrammboten, die Kutscher und alle, alle in allen Straßen und allen Städten und Dörfern Javas, — alle gehen barfuß; aber die Europäer hier sehen das gar nicht mehr, und es sieht doch so befremdend im Vergleich zu Europa aus. Und dann kaufte ich Blumen und mußte zu zwei Blumenhändlerinnen fahren, und beide hatten seltsame Gärten, die eine einen ästhetisch japanischen, die andere einen wie Murillo materiell künstlerischen. Und zu bedenken, daß hier im Morgen heute alle Bäume reich grün standen und Lilien und Kannablütenstöcke blühten und lila Bäume und Rosenbüsche mit persischen Rosen, und zu Hause soll Schnee sein! Ich hatte eben gelesen, daß es in Europa sehr geschneit hat am 19. November. In England-Wales soll der Schnee drei Fuß hoch liegen, in Deutschland sind die Eisenbahn-

züge eingeschneit! Und ich laufe in hellem grauem Leinwandanzug mit weißem Strohhut und weißen Segeltuchschuhen herum, und alle Europäer hier um mich in Weiß und alle Damen in weißen Florkleidern mit bunten Seidenschärpen und ohne Hut, und jeder Atemzug ist Hitze, und nachmittags donnert es und fallen Gewitterregen, schwere, in die blätterreichen Bäume rundum.

Wenn ich das lese, daß es zu Hause im Wetter und Winter ganz anders ist, dann erscheint mir das zeitweise ganz unterhaltend. Aber es ist das so ein kleiner Genuß im Verhältnis zu dem Riesenverlust, den ich dadurch erleide, daß ich nicht zu Hause sein darf.

Ich hatte in den zwei Krankentagen, Sonntag und Montag, eine javanische Flickschneiderin, ein altes dürres Javanenweiblein, auf meiner Veranda sitzen, mit Frau M.s Nähmaschine, und sie nähte alle meine Unterwäsche, die zerrissen war, und stopfte Hemden usw. Es klang nachmittags so gemütlich einschläfernd, die surrende fleißige Maschine vor der Tür zu hören von meinem Bett aus, wo ich lesend lag. Und das alte bescheidene Javanenfrauchen, das einen Gulden am Tage für die stille Heinzelmannarbeit bekommt, machte mir die Vorstellung, als ob ich einen Haushalt hätte, und Annie wäre ausgegangen, Besorgungen machen!

... Es war so schön in der Abenddämmerung zu gehen, wo uns nur heimziehende Javanenfrauen begegneten, von denen zwei sich auf einen Steinhaufen setzten und ihre kupfernen Centstücke zählten, die sie für die Mangofrüchte verdient hatten, mit denen sie aus ihrem Dorf zur Stadt Malang gezogen waren. Einige Mangos lagen noch am Boden des Korbes. Und der Berg Kawi und der Berg Ardjoeno standen wie immer im Westen, dunkelblau gekleidet in die ernste Luftfarbe des Himmelsrandes. Und durch ein Feld lief ein Schienengeleise. „Ich sehe so gern einem Eisenbahnweg nach, Sie auch?" hatte mich Frau M. gefragt. Ich nickte. „Weil ich dann immer im Geist fort nach Europa reise." So ähnlich fried-

lich waren wir neulich spaziert. Und als wir damals umwendeten, begegnete uns eine weißgekleidete Europäerin, eine Holländerin. Und Frau M. lachte und erzählte mir beim Zurückschlendern, daß diese Dame einen Trauerspaziergang mache, weil nachmittags Doktor F. für immer von Malang abgereist war. Denn sie hatte ihn geliebt.

Gestern am Sonntag abend machten wir wieder einen Landstraßenweg. Und wir wanderten bei der Klinik „Kassin" vorbei. Im Garten hinter der Hecke saßen die Pflegerinnen mit einigen Besuchern um einen Tisch. Ich kenne sie nur flüchtig und war in Gedanken und grüßte nicht. Dabei dachte ich im Weitergehen; du hättest sie doch grüßen sollen, wer weiß, ob du nicht mal in die Klinik Kassin mußt, Hilfe suchen. Ich hatte aber eben zu Frau M. gesagt: „Mir ist, als ob Sie schon abgereist wären." So ist es mir immer, wenn Menschen gehen oder kommen. Wenn ich Menschen erwarte, sind sie schon acht Tage früher im Geiste bei mir und füllen meine Gedanken. Wenn Menschen gehen, sind sie schon acht Tage früher aus meinem Geist fortgegangen, und ich fühle Leere des Einsamseins in meinen Gedanken, wenn sie noch da sind. Da Frau M. am 5. Dezember von Malang abreisen soll, ist mir, wenn sie neben mir geht, als ob sie schon fort wäre, und ich finde seit Tagen keinen rechten Gesprächsstoff mehr, da sie schon halb aus meinem Geist verschwunden ist. Und ich sagte: „Wenn wir jetzt nebeneinander sind, ist es, als säße man bei einer Kerze, die im Leuchter heruntergebrannt ist, und man hat kaum noch Licht, und die Gedanken kommen von der Erwartung nicht los: Wann sinkt der Docht um und erlischt die Kerze, und wann muß eine neue Kerze aufgesteckt werden?" — „Oh," lächelte Frau M. halb schalkhaft, halb beleidigt, „so meinen Sie das?" Ich begriff, daß sie falsch verstehen wollte aus Lust, deutlicher zu hören; und sie wollte darüber gekränkt tun, daß ich sagte, eine neue Kerze müsse aufgesteckt werden auf den Leuchter, als ob nach ihr gleich eine andere Freundschaft kommen müsse. Da sagte ich ihr, lächelnd verweisend: „Wie können Sie

so etwas von mir denken! Ich meine, Sie sollten mehr von mir gelernt haben in all der Zeit!" Sie verstand und lachte.

Dann sahen wir uns zufällig um, und da standen auf einer Anhöhe Kokospalmen, auf denen lag ein gelber Abendstrahl. Wir staunten über die goldgelb gefärbten Palmenkronen, die aus der dunkelgrünen Umgebung wie altgoldene Säulen und goldene Pfauenräder mit ihren Kronenwedeln von der Hügelhöhe herableuchteten.

Und der Himmel färbte sich lila und rosa und gelblich, und es war ein feuriges Farbenspiel vor uns, hinter uns in der Landschaft, in den Palmen und den Wolken. Wir gingen ein wenig weiter, da lief Frau M. eine Rasenböschung am Wege hinauf, wo oben mit hohen Halmen ein Zuckerrohrfeld stand. Sie war von mir fortgelaufen wie ein junges Ding. Aber ihre Figur im weißen, breit gearbeiteten Kleid war etwas schwer und behäbig beinah und gar nicht geeignet für so rasche Einfälle und Anfälle auf die nächste Umgebung.

Oben rief sie mir zu. Ich wußte aber, sie suchte den Sonnenuntergang, und sie hatte dort oben mit den Augen die untergehende Sonne gefunden hinterm Zuckerrohrfeld. Ich kam nach, und wir sahen die letzte gelbe Sonnenglut Blitze schießen. Am Fuß des hinteren Kawiberges lag die Glut, und blaugraue Wolkentrümmer darüber gehäuft, wie dunkle Steine auf ein helles Feuer geworfen. „Ist es nicht schön? ich habe gewußt, daß es schön sein muß, darum lief ich hier herauf," sagte Frau M. entzückt und schlug dann nach einem Schaft des Zuckerrohres vor sich. „Das dumme Zuckerrohr, wenn es nicht da wäre, würde man viel mehr sehen," meinte sie. Aber ihre Bewegungen gaben mir, da sie zu heftig und gar nicht abendgestimmt waren, einige Abneigung ein.

Dann lief sie zurück, den Abhang hinab zur Landstraße, ebenso heftig, und wollte mich an der Hand mitziehen. Ich machte mich los und sagte: „Wir können fallen, tun Sie das nicht!" Da lag sie auch schon, stürzte und stand nicht mehr auf. Sie war

zusammengeknickt, wie von einem großen Schmerz gepackt. Ich stand neben ihr, ihr Knöchel des linken Fußes war sofort hochangeschwollen. Allmählich erst stützte sie sich auf mich. Zum Glück kam ein kleiner Wagen vorbei, und wir stiegen ein. Sie lachte wieder, aber sehr überreizt von Schmerzen. Wir fuhren zusammen zur deutschen Klinik. Der Arzt, Doktor H., stand am Gartenausgang, er wollte eben fortgehen. Bei ihm waren P. und andere. Frau M. ging ins Haus. Der Doktor untersuchte das Bein. Es war nicht gebrochen. Aber die Sehnen sind gerissen. Sie muß drei bis vier Wochen liegen und kalte Umschläge machen und später mit Jod pinseln. Nun liegt sie auf ihrer Veranda. Ich machte ihr gestern abend einige Eiswasserumschläge und aß bei ihr auf ihrer Veranda und las ihr einige Gedichte von Körner vor, die mir P. mitgegeben hatte. Aber diese Gedichte weckten nur eine mitleidige Stimmung und Nachsicht mit dem altmodischen Dichter in mir. Wie viel näher und zeitgemäßer ist mir der ganz alte Walter von der Vogelweide dagegen.

Was die Natur tut, das ist heilig! Und wir müssen auch die Kinder von früh an lehren, mit offenen Augen jeden Schrecken zu erkennen und hinzunehmen, den das Schicksal für nötig hält uns zuzufügen. Denn auch im Unglück liegt Weisheit und Festigkeit und Seligkeit für den, den ein Unglück trifft.

Brief an seine Frau

Malang, 23. November 1916

Anniherz, mein Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtherz Du! Es ist jetzt sechs Uhr morgens. Ich habe eben meine Tür zur Hintergalerie, die nach Osten sieht, geöffnet. Draußen ist heute zum erstenmal dicker Winternebel über dem lustiggrünen und buntblühenden großen Park des Residenten von Malang.

Immer morgens öffne ich beim Erwachen zuerst die Tür auf diese Galerie, die zu den Bädern führt. Und meistens ist dann schon der erste Lichtschleier,

gelb aufleuchtend, hinter dem großen Vulkan Smeroe und der Kette des Tenggergebirges zu sehen, aber heute ist Nebel. Dann bleibe ich entweder unter der offenen Tür angelehnt stehen und bete mein inbrünstiges Morgengebet, indessen die Sonne dabei aufgeht. Oder wenn ich noch nicht ganz klar im Frühkopf von Träumen und vom Schlaf bin, dann setze ich mich, wie ich es eben tat, auf meinen Bettrand und bete dort.

Das Vaterunser bete ich immer zuerst und dann meine Bitten für Dich und die Heimat und uns alle. Immer bin ich dann schön abgeklärt und innerlich gewaschen. — Ich aß eben eine grüne Orange, und eben bringt der Javanendiener meine Tasse Milch, die er — während ich schreibe — neben mich auf den Tisch setzte. Barfuß kommt er herein und verschwindet wieder lautlos, als habe der Wind die Türflügel nur leise bewegt. Das Hotel ist jetzt leer, die vierzig Zimmer lange Galerie ist fast unbewohnt. Drei Zimmer von mir haust ein schmaler, immer fleißig arbeitender Japaner. Der vielleicht ein Spion ist, da er so viel zu schreiben hat, daß er von morgens bis zur Nacht nie fertig wird. Man grüßt sich aber nie, man kennt in den Hotels einander kaum vom Sehen. Hier im Osten in der Kriegszeit mißtrauen die Menschen einander zu sehr. Und man weiß nicht, wie jeder politisch denkt. So schweigt alles, und jeder läuft nur schweigend seiner Arbeit nach.

Ich mußte in den letzten Tagen drei Tage meine Galerie hüten, weil ich etwas Durchfall hatte, da man in der Regenzeit so leicht den Leib erkältet. Dann lag ich abwechselnd auf Stuhl und Bett und hatte die gute graue schwedische Wollendecke aus Strömstad um meinen Leib gewickelt, und ich las und las zwei Bände der Memoiren der Sarah Bernhardt. Wenn Du dieses Buch bekommen kannst, mußt Du es auch lesen. Ich habe es holländisch gelesen. Es ist sehr unterhaltend und versetzte mich so glücklich in unsere ersten Ehejahre nach Paris auf alle bekannten Straßen dort zurück. Ich war so zufrieden

dabei, trotz meinen schwächenden Durchfallsitzungen auf dem Nachtstuhl dazwischen.

Und zugleich bekam ich dabei ein Telegramm von Dir und eine Stunde später einen langen Brief von Dir vom 27. August aus unserem Häuschen. Dabei waren die Bilder, die Frau G. von Dir gemacht hatte, von denen ich das ohne Hut mit Deinem schönen Seidenhaar, das so schön hell ist, ganz besonders lieb habe. Wie lieb und gut und fränkisch lusamgärtchenhaft siehst Du vor Dich hin. Als säßest Du nicht im Photographenatelier, sondern auf einer Bank im Guckelesgrabengärtlein bei uns im Häuschen.

Und Deine Briefe, wie wundervoll deutlich sah ich Dich mit Minko zusammen vor dem Tisch voll dreihundert Pflaumen sitzen, und ihr aßt um die Wette Pflaumen, und draußen war es windig, aber die Sonne prickelte lustiges Licht durch die kleinen Viereckscheiben. Ich saß beim Lesen dicht neben Dir auf dem rauhen Strickstoff des grünen Gobelinsofas, und ich lehnte meinen Kopf an Deine Schulter und fühlte Dein seidiges Goldsilberhaar auf meiner Stirn, von Deinen Schläfen das Haar. Wie sehr dankbar bin ich Dir, daß Du mir Häuschen und Garten dort in drei Augustbriefen, die ich endlich richtig und ungeöffnet empfangen habe, so deutlich geschildert hast. Aus dem Telegramm erfuhr ich, daß Du meinen Brief haben mußt, in dem ich dich neulich bat, in Gothenburg für mich zu sprechen bei Schiffsgesellschaften, wegen meiner eventuellen Heimreise.

Als ich (in letzter Woche) in der Zeitung hier las, daß alle Männer von über fünfundvierzig Jahren aus allen englischen Kolonien heimreisen dürften, erfaßte mich eine schwindelnde Freude. Und auch Frau M. war so glücklich, daß ich nun endlich zu Dir dürfte. Ich lief zur Klinik, da erzählte mir aber L., daß der Erlaß des englischen Weißbuches nur die englischen Kolonien betrifft und nur die Gefangenen, welche bis zum Tage des Erlasses dort gefangen saßen. Wenn ich jetzt nach Singapore reisen würde, würde ich dort gefangen genommen und nicht losgelassen. Außerdem lassen die Engländer keinen

einzigen Deutschen dort landen, und kein holländisches Schiff darf einen Deutschen nach Singapore mitnehmen. Und andere Schiffe fahren nicht nach Singapore, nur holländische. Ich bin tief betrübt nach Hause gegangen. Ich war viele Tage so tief erschüttert, daß ich ganz lebensmüde und widerstandslos war, und dann wurde ich krank. Jetzt habe ich es wieder überwunden. Auch das Konsulat in Soerabaja sagt, daß ich nicht reisen darf. Es ist schrecklich, schauderhaft! Wie lange soll dieses Gefangensein noch dauern? Es ist kaum noch auszuhalten, dieses einförmige Scheintoddasein und dieses brütende Klima voll Waschküchendunstwärme und diese schreckliche unerbittliche Sehnsucht nach Liebe, nach Heimat und endlichem Ausruhen in Deinen Armen.

Aber sei nicht unruhig. Das Beten ist meine einzige Rettung und meine Zuflucht morgens und abends. Und das Beten wird mich immer wieder stark machen, wenn ich manchmal ganz bitter und todmüde werde. Und das Dichten auch!

Herz, mein Herz, bleibe Du mir nur stark und gesund. Ich will mich schon stark halten, wenn es auch oft schwer ist und schwerer wird mit jedem neuen Trennungsjahr.

Aber ich bin doch von Natur im Geist stark geboren, und der Geist muß meinen Körper stark halten. Wenn er das nicht kann, dann war er kein starker Geist. Darum sei nicht ängstlich, ich werde mich schon aufrecht halten. Hilf mir nur mit Deinen treuen Gedanken! Wenn Du mich nicht losläßt im Geist, läßt mein Geist meinen Körper auch nicht los.

Frau M. hat mir ein wunderschönes Dramagedicht (in Buchform) von van Eeden, dem holländischen Dichter, geschenkt, das heißt: Lioba. Eine Rittersfrau, die ihren Mann am Leben erhält, solange sie ihn liebt. Als sie aber einen andern in ihre Gedanken aufnimmt, stirbt ihr verwundeter Mann, und das Volk glaubt, sie habe ihn absichtlich durch Gift aus dem Wege geschafft, und das Volk steinigt Lioba. Sie hat aber nur in Gedanken gesündigt und durch ihre Gedankenabkehr getötet. Das Buch ist in schönen

Versen geschrieben. Wenn ich Kraft habe, will ich versuchen es ins Deutsche zu übersetzen, das Buch „Lioba“.

Die Bücher von Langen für mich aus München, von denen Du schreibst, sind nie hier angekommen. Man sagt, die Engländer nähmen alle deutschen Bücher und versteigerten sie in London. Aber Du sollst mir zweimal monatlich schwedische Zeitungen und darin eingewickelt deutsche Zeitungen und Zeitschriften senden. Schwedische Zeitungen kommen alle hier an. Ich habe sonst gar nichts aus Europa zu lesen, und jede Europazeitung ist ein Fest.

Nun habe ich von morgens sechs Uhr bis neun Uhr ununterbrochen an Dich geschrieben und will nun frühstücken und dann weiterschreiben. — Eine Stunde später: So, nun habe ich viel gegessen. Einen Teller mit Oatmealbrei, zwei Spiegeleier, zwei Sardinen, Butterbrot mit etwas Aufschnitt und eine Tasse Milch. Denn seit Monaten, seit Juli, habe ich keinen Tee, keinen Kaffee, keinen Alkohol mehr getrunken. Zum Mittag und Abendessen trinke ich ein Glas kohlensaures Apollinariswasser. Nie mehr Bier, nie mehr Wein. Nur wie ich Durchfall hatte, in den letzten drei Tagen, trank ich einige Schnapsgläschen Portwein. Ich fühle mich, seit ich so alkoholfrei und nikotinfrei lebe, viel frischer, gedankenstärker. Alkohol darf bei mir jetzt nur als Medizin bei Darmkrankheit Verwendung finden. Ich selbst will mein Leben lang immer nur Wasser oder Milch trinken. Auch Tee und Kaffee machen mich nervös. Ganz selten rauche ich mal eine einzige Zigarette nach dem Essen auf der Veranda bei Frau M.

Dafür esse ich manchmal ein Stückchen Schokolade nachmittags oder abends. Und nach der Bitterkur des vielen zwei Monate langen Chininessens hatte ich großen Zuckerhunger bekommen, und da aß ich öfters mal ein paar Karamellen. Wie ruhig und sicher werden die Nerven in der Hitze hier ohne Alkohol, ohne Tee, Kaffee und Tabak.

Ich fürchte, der Krieg dauert noch zwei Jahre! Denn 1917 wird er nicht beendet, sagt Hindenburg,

so schreiben die Zeitungen hier. Noch zwei Jahre! Annie, Annieherz, kann mich denn Prinz Karl nicht durch ein schwedisches Schiff heimbringen lassen? — Zwei Jahre! Wie ist es möglich, das auszuhalten!!!

Herz, mein Annieherz, wie hast Du es nur jetzt? — Ich versuche im Geist, mir Värmland vorzustellen, aber ich sehe nur Schnee, wenn ich hindenke. In Deutschland sollen die Züge verschneit sein, und in Süd-England soll der Schnee drei Fuß hoch liegen. Wie ist das denn erst in Schweden heute am 23. November?! Und hier blüht ein großer lila Baum mit faustgroßen Blüten vor mir im Residentengarten. Die Menschen hier laufen halbnackt und barfuß und braun von der Sonne. Es gewittert jeden Nachmittag; diese Gewitter liebe ich sehr, sie rollen so weit donnernd in die Ewigkeit über die engen Grenzen der Insel Java hinaus, und ich donnere mit den Gedanken bis zu Dir nach Schweden.

Wie geht es Mutter und Ellen, Richard und Axel und Hertha und Gustaf und Frederik? Und unserem Ake? Und hast Du die große und sehr liebe Selma Lagerlöf schon von mir umarmt? — Ach, ich möchte so gern mal auf ihrem Gutshof spazieren gehen und sie am Arm führen und mir von ihren Tieren und ihren Gedanken erzählen lassen. Ich liebe ja Menschen und Tiere und Bäume und alles, was lebt, so sehr, als ob alles auf mir wüchse und nicht auf der Erde; so ist immer mein ganzes Gefühl bei allem Leben, wenn ich es betrachte.

Liebes Annieherz mein, und Du bist ebenso! Deine Briefe aus unserem Guckelesgärtchen und aus dem lieben Guckeleshäuschen, die sind wie alte deutsche Lieder, im Wald gesungen. Leider habe ich nur zu wenig bekommen, einige vom Juli und drei vom August. Die letzte Nachricht ist vom 27. August. Danach Dein Telegramm, worin Du Gothenburg nennst.

Nun ist es morgens sechs Uhr, der 24. November, und ich bin eben aufgestanden. Es ist draußen trüb und unendlich feucht. Denn es regnete gestern nachmittag in Strömen, und ich schlief viel. Trotzdem

ist es warm dabei, und man trägt alles zusammen, Wärme und Nässe, wie eine Last, die sehr schläfrig und schwindelig macht.

Und doch will ich alles stark aushalten, wenn Du nur gesund und treu bleibst. Tu das, Mulde mein! Umarme Mutter und Geschwister und grüße alle Freunde und Bekannte vom unveränderlichen Max Dauthendey. Ich küsse Dich Herz, mein Herz, Dein ewig starkes Herrle Dein, treu

Brief an seine Frau

Malang, 2. Dezember 1916

Liebes Anniherz, liebes, es war so traurig; der arme Kapitän R. starb am 28. November hier. Er war am 20. November auf die „Anghin“ auf der Reede von Soerabaja gereist, um dann auf sein Schiff nach Amboina zurückzukehren, auf die „Manila“. Plötzlich schrieb er am 23. November, daß ihm schlechter würde. Seine Füße schwollen an. Er ist herzleidend gewesen. Und am 27. abends kam er nach Malang in die Klinik zurück. Am nächsten Morgen um neun Uhr schlief er unter den Augen von Professor L. still ein.

Ich war sehr erschüttert. Am Nachmittag desselben Tages wurde er schon beerdigt. Alle Konsuln waren in Autos aus Soerabaja gekommen. Der deutsche und der österreichische und viele Deutsche, Sch. und Kapitän E. und G.s. Ich fuhr auch im Auto mit. Es war schöne Musik dabei. Sanft spielte die Kapelle den Pilgerzug aus dem „Tannhäuser“, als der Sarg in den mit vier schwarzen Pferden bespannten Leichenwagen getragen wurde. Ein Berg von Kränzen, wundervollen, lag auf dem Wagen und später auf dem Grab. Die Sonne war gerade um halb sechs Uhr im Untergehen, als der Trauerzug den Friedhof draußen vor Malang erreichte. Es war kein Priester dabei, nur Musik, die zuletzt: „Ich hatt’ einen Kameraden“ spielte. — Die Sonne, die R. morgens noch hatte aufgehen sehen, schien ihm schon abends beim Untergehen auf den Sarg, ins offene Grab. So schnell

geht es hier mit dem Beerdigen, wegen der großen Hitze. Es ist aber schauerlich, daß das Verschwinden hier so schnell sein muß. Ich habe ihm, meinem guten Kapitän R., der mich 1914 nach Neu-Guinea hin- und zurückgefahren hat, einen langen herzlichen Nachruf in die „Deutsche Wacht“ geschrieben.

Ich bin heute noch ganz schwindlig und angegriffen von dem raschen Tode Rs. Er war erst sechsunddreißig Jahre alt!

Vielleicht kannst Du in meinem Namen an seinen Vater in Klausthal im Harz schreiben. Sein Vater ist dort Maurermeister. Ich fürchte, meine Briefe kommen nicht durch nach Deutschland, darum bitte ich Dich, dem alten Vater ein paar herzliche Worte von mir zu schreiben. R. war mir und uns allen hier wirklich bis zuletzt ein guter Kamerad. Und Konsul R. sagte am Grab: „Roscher, du warst ein tüchtiger Kerl. Und nie habe ich von jemand eine Klage über dich gehört.“

Das ist nun in sechs Wochen der zweite Deutsche, den ich hier in Malang habe beerdigen sehen. Ich will deshalb bald fort von hier. —

Ich reise am 8. Dezember nach Soerabaja. R. hat mich zu sich zu Weihnachten eingeladen. Aber ich glaube, ich gehe doch lieber nach Garoet zurück, dort habe ich nicht so viel Trauer um mich gesehen wie hier.

Frau M. reist auch am 9. Dezember hier ab und am 19. Dezember nach Borneo zu ihrem Mann, dem Hauptmann. Ich werde mich recht einsam fühlen. Denn ihre Unterhaltung war so voll Geschichten, und immer wußte sie neue und war sehr besorgt und freundlich um mich, wenn ich mich mal nicht wohl fühlte.

Ach, mein Leben jetzt, im dritten Jahr von Dir getrennt, kommt mir in der ewigen Hitze hier so nutzlos vor, weil ich so schwer hier geistig arbeiten kann. Ich bin nur froh, daß ich das vielbändige Tagebuch geschrieben habe.

Herz, mein Herz, Deinen Brief vom 15. September aus Saßnitz habe ich vor einigen Tagen bekommen.

Ich bin so froh und glücklich, daß Du in Deiner Heimat in Schweden bist.

Bleibe gesund, mein Herz! Vor allem bleibe mir treu und gesund! Ich werde mich schon aufrecht halten. Trotzdem es sehr schwer ist. Grüße alle, die herzlich zu Dir sind, ich segne sie von Herzen, die Dir Gutes tun.

Lebe wohl, ich bin immer ernst und treu Dein Herrle, das ewige Geduld hat.

Muxel Dein

Weihnachten und Neujahr, immer bin ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nahe bei Dir. Sei nicht traurig. Sei nur immer möglichst im Gleichgewicht von Geist und Herz und Kraft, auch wenn es schwer ist. Ach, wir können ja eigentlich durch keine Trennung getrennt werden, wenn wir uns treu bleiben.

Sonntag abend:

Abschiednehmend im fallenden Tag,
Mag sich noch einmal im Gartenraum
Zeigen beim lallenden Vogelschlag
Lila leuchtend der blühende Baum.

Und einer Wolke milchiger Schaum
Überklettert den dämmernden Hag.
Es schmilzt die Sonne am Feldersaum.
Wieder starb heute ein Sehnsuchtstag.

Malang, 4. Dezember 1916
Max Dauthendey

Malang, 4. Dezember 1916

Heute morgen wollte ich gerade ausgelesene Zeitungen in das Kontor des Hotels hinunterschicken. Da blätterte ich noch einmal und fand unter der Abteilung „Postschluß" diese erlösende Nachricht: 2. Dezember 1916. S. S. Radja, fährt Freitag, 22. Dezember von Semarang (Java) via Makassar, Nagasaki, San Franzisko, Panama-Kanal, Norfolk nach New-York. — Vielleicht ist es möglich, daß ich mit diesem Schiff nach Amerika reisen darf. Ich

wünschte es so sehr von Herzen! Das Schiff läuft keinen englischen Hafen an, und es ist vielleicht möglich, daß man mich mitnimmt.

Ich habe heute nacht, gestern, als ich mich zu Bett legte, geglaubt, ich müßte sterben. Ich bekam keine Luft. Meine Ohren wurden heiß voll Blut. Es war stillstehende, dumpfe, schwüle Luft im Zimmer, trotzdem ich beide Türen und Fenster offen hatte. Ich glaubte, ich bekäme einen Gehirnschlag. Ich lag ganz nackt ausgekleidet stundenlang auf meinem Bett und fühlte mich in der stockenden Schwüle so erschöpft und schwindlig und kämpfte gegen Ohnmachten an. Und heute morgen, als ich die Notiz in der Zeitung fand, war mir das wie ein Schicksalswink.

Ich freute mich und ging hinunter zu Frau M. auf die Veranda und zeigte ihr die Notiz, die ich aus der Zeitung ausgeschnitten habe und in meiner Geldbörse bei mir trage. Heimreisen macht mich gesund. O lieber Gott, mache, daß ich in ein frischeres, mir gesunderes europäisches Klima komme! Und ich möchte so gern in Amerika Geld verdienen mit Vorträgen. Viel Geld, um meine Annie nach dem Krieg vor aller Not zu schützen. Und vielleicht kann ich von Amerika mit einem schwedischem Schiff nach Schweden und Deutschland reisen. O Gott hilf mir dazu! Hilf! Es ist genug des Stillsitzens hier. Laß mich fort nach Amerika, um dort zu verdienen und von dort nach Schweden und Deutschland zu reisen!

Es ist immer noch ein so schweres Gewitter, daß ich nicht mal wagte, eine Stahlfeder in meine Hand zu nehmen, da der Blitz auch von dem bißchen Stahl bei so großer Elektrizitätsfülle angezogen wird. Die Häuserwände draußen, die weißen, werden bei jedem Blitz rosa. Eine winzige kleine Tschick-tschack-Eidechse scheint beim ersten Blitz und Donnerschlag von der Decke auf den Tisch gefallen zu sein vor Schrecken. Sie ist so zierlich und klein, nicht größer als meine Stahlfeder. Auch eine kleine Ameise läuft ratlos erschreckt auf meinem Schreibheft zwischen den nassen Tintenbuchstaben hin und her. Als wolle sie mich warnen. Es regnet in lauten Strömen, aber die warme,

31*

schwüle Elektrizitätsluft rundum kühlt nicht ab. Gestern abend war es so schwül, daß mir volle Wärme aus meinem hölzernen Kleiderschrank entgegenschlug, als ich ihn öffnete, es kam Wärme aus ihm wie aus einem lauwarmen Ofen. Heute Mittag wollte ich an Annie telegraphieren, aber man sagte mir, daß das Kabel nach Europa gestört ist. Es werden nur Telegramme bis Gibraltar angenommen, und von da werden sie mit der Post über London versendet. So ist es schon seit 23. November. Auch nach Sumatra war das Kabel gestört. Jetzt ist es nach Sumatra wieder eröffnet. Man nahm heute mein Telegramm an Karl Sch. nach Tebbing Tinggi an. Ich habe seit zwei Monaten, Oktober und November, kein Geld mehr aus Europa bekommen. Ich bat Sch., mir zum ersten Dezember zu helfen mit zweitausend Gulden. Aber ich habe auf meinen Brief noch keine Nachricht, darum telegraphierte ich. — Meine Geldangelegenheiten sind trostlos und trüb, und ich habe hier auf Java niemand, dem ich das klagen könnte, denn alle haben reichlich mit sich selbst zu tun. Nur Sch. in Sumatra ist mir ein guter Freund darin und hat mir in diesem Jahr zweimal geholfen im Januar mit zweitausend Gulden und im Mai mit zweitausend Gulden. Gottlob hatte ich noch fünfhundert Gulden hier zurückgelegt, so daß ich nicht allzusehr in Verlegenheit kam, als ich im Oktober und November kein Geld empfing.

Im Hotel bin ich nichts schuldig als den Monat November, der von den fünfhundert Gulden abgezogen wird. Meine Monatsrechnung im Hotel beträgt immer ein wenig über zweihundert Gulden. Die Pension kostet — Zimmer und Essen hier im Hotel — hundertvierzig Gulden monatlich für mein Zimmer Nummer 23. So habe ich also noch beinahe dreihundert Gulden für den Dezember. Aber da ich abreisen will und noch Wäsche und Schuhe und Kleinigkeiten, Schirm, Hut usw. in Soerabaja kaufen muß, so wäre es mir sehr lieb, wenn Sch. mir bald die zweitausend Gulden telegraphieren könnte, um die ich bat. Ich schwebe immer in Hangen und Bangen bei den Geldfragen hier, wo ich nichts verdienen kann. Auch das ist so

trostlos und verstimmend bei all meinem Heimweh-elend.

Nun regnet es nur noch sacht, und der Donner grollt in der Ferne. J. war da und erzählte mir, daß seine Frau ihm gestern aus Hamburg geschrieben hat, daß sie alle fürchten, das Elend wird nach dem Krieg noch größer in Deutschland, als es jetzt ist. Sie möchte deshalb gern mit ihren beiden Kindern herauskommen nach Java. Aber der arme J. hat ja keine sichere Stelle hier im Hotel. Heute kommt ein holländischer Geschäftsführer. Überall ist Elend. Es ist schwer für alle Welt.

Ich habe auch ans Generalkonsulat, an W., nach Batavia heute geschrieben und um einen neuen Paß gebeten, visiert vom amerikanischen Konsul. Damit ich auf alle Fälle mit einem Paß versorgt bin, wenn ich wirklich mit S. S. „Radja" am 22. Dezember reisen darf. Es ist schon großes Reisefieber in meinem Blut. Wenn ich nur wüßte, wie das ist, ob man mich mitnimmt?!

O Gott, hilf mir doch, hilf mir doch fort von hier von Java nach Amerika und Deutschland, ach, höre doch mein Bitten! Ich halte es so schwer, so schwer hier aus.

Brief an seine Frau

Soerabaja, 3. Januar 1917

Liebes Anniherz, zu Weihnachten und zu Neujahr habe ich nichts von Dir gehört. Dein letzter Brief war vom 20. Oktober, schwedisch geschrieben, aus Värmland. So miserabel hat mich das Schicksal noch nie bisher behandelt wie jetzt. Keine Nachricht von Dir. Kein Geld aus Europa. Seit drei Monaten. Das letzte kam im September. Sch. hat endlich, nachdem ich zwei Monate gewartet, zu Neujahr dreihundert Gulden geschickt. Aber was war das, wenn man Monate nichts erhalten hatte! Ich hatte zweitausend Gulden von ihm erwartet, und meine Sylvester-Enttäuschung war groß.

Ich fühle mich ganz hart werden vor Einsamkeit,

Ziellosigkeit und Sorgen. Hält das ein Mensch drei Jahre aus, der zwanzig Jahre verheiratet ist, gegen seinen Willen von Frau, Heimat und Verdienst getrennt leben zu müssen?! Es ist schauderhaft lange und soll noch weiter dauern! Der Friede, den Deutschland anbot, wurde abgelehnt. Das ist gemein, den Krieg, den nutzlosen, so lange hinauszuziehen, wo er doch keiner Partei mehr viel nützen kann.

Dein Brief vom Oktober, den Du über Gothenburg geschickt hast, ist in London vom Zensor geöffnet worden. Ich erhielt ihn vor vierzehn Tagen.

Ich habe Dir zum Annatag nicht telegraphieren können, da ich kein Geld hatte. Aber zu Neujahr und zu Weihnachten telegraphierte ich Dir. Das erste Telegramm hieß:

„Well. Hot Christmasgreetings from green Java."

Ich wollte Dir zu Weihnachten nicht von Geld telegraphieren, um Dir das Fest nicht mit Sorgen zu stören.

Ach, Herz, mein Herz, was haben wir verbrochen, daß das Schicksal uns so schlimm behandelt, uns so lange trennt und mich ganz verdienstlos macht.

Ich überlege hundertmal am Tage, wie ich hier etwas verdienen kann. Aber ich bin fünfzig Jahre alt, da kann man nicht auf heißen Pflanzungen arbeiten wie junge frische Leute, die nicht beinah dreißig Jahre lang Geistesarbeiter waren, wie ich es bin.

Mitte der Vierzig verlassen hier alle Herren, reich geworden oder gutsituiert, das Land Java und kehren nach Europa zurück. Nur höhere Beamte, Residenten, sind die einzigen älteren Leute hier, und die leben vornehm und ruhig auf ihren großen stillen Schreibbureaus.

Ich kann hier auch keine Vorträge halten. Erstens wegen der Kriegszeit, wo keiner von den Holländern Deutsch hören will, und zweitens, weil augenblicklich keiner Sinn für Literatur hat. Krieg und Geld sind die einzigen Tagesfragen, die die Männer hier beschäftigen. Ich lebe in grenzenloser geistiger Öde meine Tage hin.

Wenn ich Gedichte schreibe, wie in den letzten

Wochen, dann beruhige ich mich und bin zufrieden, so lange ich über dem Schreibpapier sitze. Und mein Tagebuch ist meine tägliche Hauptarbeit. Für spätere Zeiten werden mir dieses Tagebuch und die Gedichte in Europa von Nutzen werden. Aber augenblicklich leide ich schrecklich darunter, daß mein tägliches Schreiben mir kein tägliches Brot einbringt. Immer muß ich betteln und leihen. Es ist zum Verzweifeln.

Den Weihnachtsabend verbrachte ich bei Konsul N. mit sechs andern Herren. Und alle diese Herren hatten ihre Frauen in Europa. Alle sind verheiratet wie ich, und alle sind getrennt wie ich. Das war noch ein Trost für mich. Aber diese Herren haben doch noch Verdienst und Lebenszweck hier. Nur ich nicht. Und das macht mich in ihrer Gesellschaft bedrückt und gequält.

Ein großer Weihnachtsbaum, eine indische Tanne, vom Boden bis an die Decke mit Lichtern besteckt, stand in der Saalecke und leuchtete wie zu Hause. Aber die offenen Fenster und Türen und die Nachtwärme und die Palmen, die himmelhohen, draußen, das war nicht wie zu Hause. Bis ein Uhr saßen wir draußen im Garten in weißen Leinwandanzügen in der warmen Nacht um die elektrische Lampe in den Korbstühlen unter Sternen und Palmen. Dann kam noch mitten in der Nacht der javanische Briefträger und brachte die Post und Zeitungen. Aber es war nichts für mich dabei. Ich mußte mich sehr zusammennehmen um nicht zu schluchzen, die Einsamkeit ist so angreifend.

Wenn Du nicht schreibst, ist es so totenstill um mich, als ob ich gestorben wäre und in einem Gewölbe läge. Gar nichts rührt sich. Ich horche nur immer wie ein Scheintoter, ob niemand kommt. Ich horche und beschreibe mein armes tägliches Leben hier in meinem Tagebuch, damit Du später einmal wochenlang darin lesen kannst, wie mich die Kriegsjahre hier behandelten, und wie ich immer versuchte, mich trotz allem festlich aufrecht zu halten.

Seit einem Jahr beinah sah ich keine deutschen Zeitungen mehr. O, im ersten Jahr kamen wöchentlich Deine täglichen Briefe und Zeitungen, deutsche.

Jetzt gibt es nichts mehr. Auch die Buchhandlungen haben keine deutschen Bücher mehr. Und immer lese ich holländisch. Im Frieden wäre das nicht schlimm, aber in der Zeit, wo man zwangweise abgeschnitten von der Heimat leben muß, da ist es schlimm, kein Deutsch zu lesen. Und keine Briefe von Dir, das ist das Allerschlimmste.

Alle paar Wochen gibt es mal ein europäisches Theaterstück hier zu sehen. Meistens ein paar Einakter. Dann gehe ich hin und denke für eine Stunde, ich wäre in Europa.

Java hat sich in meinen Augen jetzt abgestumpft, und ich sehe keine Besonderheiten mehr, weil ich zu lang davor sitze.

Soerabaja ist wie immer heiß und blendend von Sonne. Zur Regenzeit ist das nicht unangenehm. Alle paar Tage kommt nachmittags ein Gewittersturzregen. Der dauert zwei bis drei Stunden. Sonst aber ist immer Sonnenschein und Staub. Ich sitze im Schlafanzug, dünngekleidet, jetzt am Morgen auf der Veranda, im Garten, grüne Hecken vor mir und Sperlinge, die ich täglich füttere. Im Kalender ist der 3. Januar, und in der Luft ist die Hitze des August. Ich schwitze, während ich stillsitze. Draußen gehen so viele Autos, Wagen und Dampfstrambahnen vorbei, es ist ein ewiges Gefahre Tag und Nacht, wie auf den großen Boulevards. Den Sylvester-Abend verbrachte ich mutterseelenallein in einem dummen Bioskop. Das ist eigentlich kein Ort, um Jahresschluß zu machen. Aber hier draußen in den Äquatorländern ist niemals Stimmung. Das kennt man nur in Europa. Und im Bioskop sah ich auf dem englischen Film wenigstens europäische Zimmer, Straßen und Menschen von zu Hause wieder. Darum war es im Bioskop zur Sylvesternacht, da ich dort Dir und Europa nahe kam, der beste Platz für mich. — Später saß ich noch allein im Café, das voll lauter Menschen war, und wo eine Wiener-Damen-Kapelle spielte. Um zwei Uhr ging ich zu Bett und rechnete aus, daß Du jetzt um acht Uhr Deinen Sylvesterabend in Schweden begonnen hattest.

Herz, mein Herz, wie hast Du Weihnachten und Neujahr gefeiert? Wenn ich das nur auch bald wissen könnte! Aber darüber wird es Frühjahr werden oder gar Sommer, bis ich das erfahre. Im August 1916 bekam ich einen Weihnachtsbrief, den Du in Heidelberg im Dezember 1915 geschrieben hattest. Solche Willkür herrscht jetzt auf der Post durch die Zensoren.

Bleibe mir treu und gesund! Das ist meine tägliche Bitte ans Schicksal. Ich will gern alles andere aushalten bis zum Wiedersehen, — nur treu und gesund müssen wir beide bleiben. Lebewohl, Herz und habe Geduld, Geduld, Geduld.

Dein Herrle Dein

Tosari, im Tenggergebirge (Ost-Java) Sanatorium, 11. März 1917

Ich bin furchtbar traurig heute vor Sehnsucht nach meiner Annie. Wenn ich mich nur zu ihr heimbeten könnte! Ich habe ein Brett in der Brust, ein Brett im Magen, ein Brett im Kopf vor Einsamkeit, vor Qual, vor Sehnsucht. Ich bin ganz dumm vor Sehnsucht, heimzukommen. Es stürmt draußen im dunkeln Abend und es wetterleuchtet, das Wellblechdach tönt wie übersinnliche Stimmen, die aus ihm rufen im Sturm. Es regnet so scharf, als fiele Sand und Kies vom Himmel in die Nacht und auf das Dach.

O Gott, gib mir doch ein Zeichen im Traum, das mir sagt, ob ich jemals heimkomme, ob ich jemals Annie wiedersehe und die Heimat. Ich bin so furchtbar allein hier hoch oben im Gebirge, und ich bin zugleich dem Himmel so nahe. Ich meine, Gott müßte mich hier besser hören als unten in der Ebene. Aber welche Qual, so einsam, so unendlich lieblos leben zu müssen.

Ich, der über tausend Liebeslieder im Zusammenleben mit einer Frau geschrieben hat, muß so einsam jetzt drei Jahre vom Liebsten, was ich habe, getrennt leben.

Vielleicht ist Gott im Sturm, der nach meinem Nachmittagsgebet am späten Abend zu mir kommt. Es ist, als wollte der Sturm das lange Haus mit

allen zwölf Zimmern in die Höhe heben und über die Bergabgründe forttragen. So stark rennt er gegen das Haus an, und niemand ist da, mit dem ich über meine Annie reden kann, niemand, dem ich mein Leid klagen kann, niemand als dieses Tagebuch und mein Gedichtbuch und Gott, dem ich mich anvertraue. O wie schwer drückt mich die Luft, das Leben, das Atmen, das Denken und die Ungewißheit dieses einsamen Schicksals und des Krieges. Mein Herz in mir heult lauter als der Sturm und heftiger, aber es gibt ihm niemand eine Antwort.

Lieber Gott, antworte mir heute nacht. Ich bitte und bettle darum. Ich glaube, es kann nicht länger so fortgehen. Mein Hirn schmerzt, es ist, als trocknete mein Leben ein und wimmerte und wehrte sich gegen das langsame Absterben. Annie, Liebste mein, höre mich, schicke Gott zu mir, daß er mir beisteht, daß er mich zu dir bringt, Annie, Herz, mein Herz.

Brief an seine Frau

Tosari, 12. März 1917

Liebes Annieherz mein, Herz mein Herz, ich bin so traurig. Ich habe alles versucht, um fortzukommen, und es geht nicht.

Ich sitze nun seit zwölf Tagen hier oben im Vulkangebirge in einem Luftkurort, sechs Stunden von Soerabaja. Gottlob, endlich sehe ich mal keine ewigen Kokospalmen und Bananenstauden mehr. Hier gibt es nur Tannen. Indische schlanke, langnadelige, graugrüne Tannen, hier und da eine und an den Wegen entlang. Höher hinauf gibt es aber Tannenwälder, die rauschen im Wind. Das hatte ich seit zwei Jahren nicht mehr gehört, sausende, singende Tannenwaldstimmen. Ich habe drei große Ritte, Tagesausflüge, gemacht. Zum Krater Bromo, zum Berg Penadjan, und zum Kurort Nyadiwono. Alles in den Bergen, auf engen Paßwegen. Acht Tage war Herr Sch., der frühere erste Offizier meines Neu-Guinea-Dampfers „Manila“, mit mir. Er war mir eine wirkliche Erquickung. Er ist jetzt auf einem andern

deutschen Schiff „Anghin", das im Hafen von Soerabaja liegt und wie ich auf Frieden wartet. Dorthin kehrte er gestern zurück.

Ich weiß gar nicht, was ich mit mir so allein anfangen soll. Diese acht Tage Gesellschaft haben mich etwas verwöhnt. Ich verplauderte meine Sehnsucht und mein Heimweh. Und wir rauchten und tranken und erzählten uns von der Zeit vor dem großen Krieg, von den Monaten auf der „Manila", die immer noch im Hafen von Amboina liegt.

Hier in Tosari ist es wie in Norwegen und Schweden. Die Häuser sind dünn aus Holz. Innen dunkel gebeizte Holzzimmer. Die Veranden sind verglast. Das Wasser ist so kalt, daß man kaum baden kann. Es liegen um das Hotel in den Rosengärten ungefähr zwölf hölzerne Landhäuser, die vermietet werden, ganz oder zimmerweise. Immer sind Gäste hier. Denn die reichen Zuckerpflanzer erholen sich hier mit ihren Familien. Es sind auch viele schöne Holländerinnen hier. Abends im Klubsaal — die Damen in großen Toiletten und die Herren in Schwarz — glaubt man sich in Europa.

Der Tag kostet neun Gulden. Das sind richtige Pflanzerpreise. Ein Arzt hat das Ganze unter sich. Ich mußte ihn neulich konsultieren, ich hatte mir den Daumen der rechten Hand beim Reiten verstaucht. Deshalb konnte ich auch nicht früher schreiben. Heute ist es besser. Die Wege sind sehr glitschig, und die Pferde gleiten oft aus. Es gibt Unmassen von Rosen hier. Überall klettern Teerosen um die Häuser und um die Hecken. So viel blühende Rosen sah ich nie vorher. Auch wilde rotblühende Fuchsienbüsche und große weiße Trompetenblütensträucher. Die ganzen Berge sind beackert von den fleißigen Javanen. Überall Maisfelder, Kartoffeln und Gemüse, das hinunter nach der Stadt Soerabaja geschickt wird. Vormittag ist helle Aussicht. Man sieht vom Gebirg in die javanische Ebene bis Soerabaja und auf das weite indische Meer und dahinter den Dunststreifen der langen Insel „Madura". Gegen mittag dampfen Nebel auf. Zum Mittagessen regnet und donnert es

meist bis abends fünf Uhr. Die Nächte sind sternenhell, und jetzt haben wir erstes Mondviertel. Das leuchtet hier so stark wie unser Vollmond daheim. Vormittags spaziere ich, nachmittags schlafe ich. Abends sitze ich im Klubsaal und lese. Jetzt bin ich aber so einsam unter lauter Holländern, daß ich nicht mehr lange bleiben kann und will. Auch wird es mir zu teuer.

Die Sandsee und der Krater Bromo, der in der Sandsee hoch im Gebirge liegt, sehen wie eine Mondkraterlandschaft aus. Ich schicke Dir Ansichtspostkarten davon.

Denke Dir, daß ich seit drei Monaten keine Nachricht mehr von Dir habe. Kein Brief kommt mehr an. Die Engländer haben alle Post angehalten. Ob Du diesen Brief bekommen wirst? Ich will den lieben Gott darum bitten, daß er ihn Dir bringt. Dein letzter Brief ist vom 18. Dezember aus Berlin. Seitdem weiß ich nichts Briefliches mehr von Dir. Vor drei Tagen kam Dein Geldtelegramm: vierhundertsechzig Gulden. Ich danke Dir herzlich. Ich bin so in Angst und Sorge um Dich und Deine Liebe zu mir. O könntest Du mir doch treu bleiben, wie ich es zu Dir geblieben bin in all der Zeit und es weiter bleiben will!

Ich werde wahrscheinlich wieder bald nach Garoet zurückgehen müssen.

Herz, ich küsse Dich wie immer sehnsuchtsvoll

Dein Herrle

NS. Ein kleiner Javanenknabe verkaufte hier mir neulich viele vierblätterige Kleeblätter! Grüße alle Freunde herzlich und dankbar von mir.

Tosari, 14. April 1917

Ich hatte nicht gedacht, daß ich nach dem fünfzehnten Band nun noch einen sechzehnten Kriegstagebuch-Band beginnen müßte. Ich dachte, es würde Frieden sein, ehe ich das letzte Heft vollgeschrieben hätte. Aber nichts sieht heute nach Frieden aus.

Es ist naßkalt, und es regnet täglich nachmittags trostlos einförmig und heftig bis zur Nacht. Das

macht die Nachmittage frostig ungemütlich. Man muß immer und immer in der Glasveranda sitzen. Ich habe Schnupfen vor Kälte und Nässe, da der Steinfußboden der Veranda sehr unangenehm ist.

Tosari, Sonntag morgen, 15. April 1917

Sonderbare Papierdrachengeschichte aus Soerabaja. Gestern brachte der Zollbeamte S. im Kampong Sidodadie seinen freien Morgen damit zu, Drachen aus Papier im Wind fliegen zu lassen. (Wie das die Javanen gern tun.) Er gebrauchte aber dabei eine Glasschnur, das heißt, eine mit Glasstaub eingeriebene Schnur, an der der Drache hochstieg. Und er fand seine Lust daran, mit der Glasschnur die Schnur am fliegenden Drachen eines anderen durch-uschneiden. Sein Schlachtopfer war ein Chinese, der sich auch mit demselben kindlichen Spiel beschäftigte, und Drachen steigen ließ. Dieser The Twan Hiang sah achtmal seine Flugschnur durchschnitten, und acht Papierdrachen flogen ihm fort. Darnach wurde der Mann so wild, daß er ein feststehendes Messer ergriff, nach der Wohnung des S. hinschnellte und diesem einen Messerstich von sechs Zentimeter Tiefe dicht unter dem Herzen beibrachte. S. ist lebensgefährlich verwundet und wurde in den Stadtverbandplatz aufgenommen. The Twan Hiang meldete sich selbst bei der Polizei an. Er gab dort sein Messer mit den Worten ab: „Es ist nicht arg, S. lebt noch.“ Der Chinese wurde dann festgenommen. — Wie leidenschaftlich wild so ein Chinese werden kann, das ist ganz erschreckend. Einiger Papierdrachen wegen einen Mord zu begehen, das ist schauerlich wild!

Heute ist Sonntag. Ein langweiliger, eintöniger Aprilsommertag. Nur sehr wenig Gäste sind noch hier. Alle sind in der Woche nach Ostern verduftet. Es ist eigentlich angenehm still. Aber neulich täuschte ich mich doch sehr: die Lärmfamilie neben mir, der holländische Offizier mit Frau und Kind ist gar nicht ausgezogen. Sie leben jetzt etwas stiller neben mir weiter. Er pfeift manchmal in der Dämmerung ganz wundervoll, sogar zweistimmig, Fistel und Grundton

zu gleicher Zeit. So kann man sich an alles gewöhnen. Ich liebe jetzt sein Pfeifen und auch den Lärm der Kinder und freue mich, etwas Leben durch die hölzerne Verandawand durchzuhören. Die Japaner sagen: „Im dritten Jahr wird auch das Ungewohnte zur Gewohnheit!“ Bei mir wird es schon in der dritten Woche zur Gewohnheit, das Ungewohnte!

Nebel ist draußen im Vormittag. Hähne krähen im Nebel. Blühende weiße Rosen am Gartenrand stehen vor dem Nebel, wie hingezeichnet. Es ist, als seien die Schwalben verschwunden; sie fliegen gar nicht mehr wie sonst durch den Nebel über dem Abgrund beim Garten.

Gestern erzählte mir Herr H., als die Briefkarten seiner Eltern aus Berlin ankamen, daß sein Vater sehr viele schöne, kostbare alte Geigen besitzt und (er ist Arzt in Charlottenburg) mit alten Kollegen zusammen oft Quartette spielt. Und in dem Hause, wo sie wohnen, lebt über ihnen im oberen Stockwerk auch eine musikalische Familie, die spielt auch Quartette. Die jungen Söhne dieser Familie spielen oft am selben Tage, wenn unten die alten Herren spielen. Aber man hört es nicht störend. Einmal spielte der alte H. wieder mit seinen alten Herrn, und als sie eben einen Satz eines Quartettes beendet hatten, wurden sie zu Tisch gerufen. Die Herren verließen das Musikzimmer, gingen ins Eßzimmer und setzten sich nieder. Nach einer Weile mußten alle aufhorchen. Im Musikzimmer begannen die alten kostbaren Instrumente ganz von selbst den zweiten Satz des Quartetts weiterzuspielen. Es waren aber die jungen Herren vom oberen Stockwerk, die im Einverständnis mit dem jungen H. sich eingeschlichen hatten und die Musik dort fortsetzten, wo die alten Herren aufgehört hatten. Der Spuk löste sich dann in fröhliches Lachen auf.

Wie weit, weit hört sich das an, wenn man im Inneren von Java sechstausend Fuß hoch im Gebirge von Quartetten aus der Kantstraße in Charlottenburg erzählen hört. Weit, weit weg klingt das alles. Wie Geschichten aus einem früheren Leben. Wie

Sagen von vergangenen Sonnensystemen. So fremd ist europäisches Stadtleben, kaum mit javanischem Gebirgsleben verschmelzbar. Ganz kraus wird es mir dann im Kopf. Dann merke ich erst, daß ich am Ende der Welt beim Stillen Ozean wohne, bei javanischen und indischen Meeren. Bei Vulkanen, Tigern, Kokospalmen, Affen und bei lauter Menschen, die keine deutschen Gedanken denken.

Gestern abend war ein so klarer Sternenhimmel. Nach dem Abendessen gehen H. und ich meistens um den Tennisplatz auf der Gartenterrasse von Deutschland erzählend in der Nacht spazieren. Das südliche Kreuz lag gestern schief in der Milchstraße. Es war sehr deutlich mit seinen vier funkelnden Sternen in die Spreu der anderen Sterne hineingezeichnet am Nachthimmel, hoch über dem Bromogebirge im Hintergrund von Tosari.

Herr D. erzählte mir, daß die Javanen nicht „links" und „rechts" kennen. Sie nennen dafür immer die Himmelsrichtungen: „Geh nach Osten. Hole das und das aus dem Schrank im Westen vom Zimmer, bringe es der Dame, die im Norden des Tisches sitzt, schließe die Tür im Süden." So spricht der Javane, es ist nur erstaunlich, wie er immer in jedem Zimmer die Himmelsrichtung kennt!

Tosari, 20. April

Gestern morgen, als ich beim Frühspaziergang mit H. und D. auf einer Bank am Weg saß, kam ein kleiner stahlblauer, fast schwarzer Johanniskäfer zu mir. Ich hatte ihn schon zwei Tage vorher auf meiner Fußspitze auf der gleichen Morgenbank sitzen gehabt. Er krabbelte nun wieder so vertraulich auf mir herum. Nicht größer als eine halbierte Erbse war er. Aber wir unterhielten uns beide sehr gut eine Weile zusammen, bis ich gehen und ihn ins Gras niederlegen mußte.

Schon mittags zeigte sich, was der liebe kleine Glückskäfer anzeigen wollte. Um elf Uhr bekam ich einen Brief von Annie (vom 4. Januar aus Stockholm). Und nachmittags, als es Teestunde war, wo

ich auf der Vorgalerie bei einem Glas Milch saß (und D. erzählte jüdische Witze), da kam ein Telegramm von Annie. Sie telegraphierte: „Donnez nouvelles fidèle Johanson." Ich habe eben heute vormittag zurücktelegraphiert: „Dearest since two months Sanatorium Tosari malaria better now. Money received january also box. Greeting mother sisters Love. M. D."

Ich bin seit Tagen recht in Sorgen, weil ich gar nicht gern Anleihe hier mache. Es stört die Gemütlichkeit. Aber es muß sein. Seit ich nichts mehr von Sch. aus Sumatra höre, und seit ich nichts mehr aus Europa erhalte, macht mir das Geld monatelang Kopfschmerzen. Das letzte Geld aus Europa kam im Januar. Je länger der Krieg dauert, desto tiefer gerate ich in Schulden. Es ist quälend und unzufriedenmachend, so in Schulden zu geraten, und so unverschuldet dazu.

Vor zehn Tagen, als zu Hause in Europa diese mörderische Frühlingsoffensive begonnen hat, da begegnete mir morgens hier in Tosari überall der Tod. Zuerst kam im Morgen ein pechschwarzer kleiner wippender Vogel in die Hecken des Gartenstreifens vor meiner Glasveranda geflogen. Er war so auffallend schwarz, daß ich den Vogel in Gedanken den Totenvogel nennen mußte. Dann begegnete ich einer kleinen Schlange vor mir bei der Bank, wo ich am Abgrund saß. Sie sah wie eine kleine Totengräberschlange aus. Beim Heimweg sah ich bei den uralten Bäumen Javanen, eine Familie, auf einem Grabe sitzen, wo sie weilten und schmausten und sich mit ihrem frischbegrabenen Toten unterhielten. Acht Tage saßen sie jeden Tag auf dem Grab. Es sah so vertraulich aus. Es war rührend, wie lange sie dem Toten mit Genuß Gesellschaft leisten können und darüber ganz das Leben vergessen dürfen. Es ist das großartig mächtig im Gefühl. Und krächzenden Raben begegnete ich auch, sie flogen in dem Baum ab und zu, unter dem ich saß. Und sie sind sonst selten hier, die Raben. Drei frisch geschlachtete Hähne wurden im Dorf Tosari aus einer Hüttentür zum Verbluten

auf den Weg hingeworfen, als ich vorüberging. Es sah schauerlich aus. Und es ging ein befremdendes Todesgefühl von den drei zuckenden und verendenden Hähnen durch die Luft meines Spazierwegs. Und als ich nach Hause kam, kam der Totenvogel wieder und flog vor mir her und winkte mir mit den Schweiffedern wippend zu. Wieviel gute Freunde werden ihr Leben in diesem Frühjahrskampf lassen müssen! Wenn man daran denkt, daß so viel tüchtige Männer verbluten müssen und verstümmelt werden, wird man tottraurig und betet inbrünstig im Herzen um Frieden, Frieden.

Tosari, Samstag, 21. April 1917

Habe Spaziergang-Rundweg gemacht heute morgen. Zurück über die Jakobsleiter. An dem Landstraßenrand saß ich und sah in die Schlucht hinunter. Über die Maisähren, die rötlichen, fort war unten der weiße Wasserfall im schwarzen Gestein. Er hing senkrecht zur Tiefe. Und die Schlucht schallte von seiner Stimme. Der Wind spielte lautlos mit den wehenden gelbgrünen, langen Maisblättern, mit Blättern rotblühender Feuerbäume, mit ein paar vereinzelten langen Blattschaufeln von Bananenstauden. Aber alles war nur ein lautloses Bewegen. Leicht neigten sich junge langnadelige, graugrüne Tannen am Abhang hoch über dem Maisfeld. Die Dächer, die Schindeln der buddhistischen Holzdörfer auf dem mir gegenüberliegenden Bergrücken spiegelten wie Glas in der Sonne. Aber eiskalt kam die Luft vom Wasserfall aus der Schlucht herauf durch die Sonne. Und die Wassersträhnen flochten sich auf den hohen Felsenstufen ineinander wie weißes Haar. Ich traf nur einen bellenden Hund, und eine Weile vorher zwei holzschleppende alte javanische Frauen. Der kleine Junge des Offiziers, der neben mir wohnt, ritt auf der Berglandstraße auf einem schwarzen Pferdchen, das ein Javane führte, singend an mir vorbei. Seine Eltern gingen nebeneinander. Er trug einen leuchtend roten Wollanzug und spielte im Reiten mit einem Zweig, an dessen Spitze ein grünes Blatt war.

Der Javane und der Kleine sangen um die Wette. Es war ein stiller Sonnenmorgen. Auf der Jakobsleiter traf ich wie immer Javanen mit Pferdchen, die hinauf- und hinunterkletterten und Körbe schleppten. Der steile Bergweg dort ist wirklich wie eine senkrechte Leiter, die in den Himmel steigt. Ich bin dort immer ganz atemlos. Dazu kommt die Wärme, die Sonne brennt dort, die Bergspitze ist schattenlos, schmal, und links und rechts Abgründe, grüne, voll Mais- und Rüben- und Kartoffelfeldern. Es wächst dort purpurnes Schiefblatt am Weg. Und lila Azaleenblüten. Auch manchmal ein wilder Malvenstock mit rosa Blüten. Oder wilde rote Fuchsienblütenbüsche. Man sieht hoch über sich am Ende der Bergleiter die Hüttendächer der ersten Häuser von Tosari. (Die Gebirge, aus weicher Erde, haben fast kein Echo hier auf Java.)

Hoffentlich bekommt Annie morgen mein Telegramm zum Sonntag. Den ersten Tag, wenn ich einen Brief von ihr habe, bin ich immer trauriger, als wenn ich gar keinen habe. Aber erst am zweiten Tage genieße ich mit Lust die Briefworte ohne Weh, mit Kraft und Behagen, höre ich dann Annies Stimme aus den Briefzeilen, und dann bin ich glücklich.

In Stockholm soll eine Zusammenkunft aller sozialistischen Führer aller kriegführenden Länder stattfinden, und sie sollen heftig und mit Nachdruck über Frieden sprechen. „Aller Augen sehen nach Stockholm," sagt ein Blatt hier. Das finde ich auch, meine Augen, alle, sehen immer nach Stockholm, wo meine Annie jetzt den Winter verbrachte und für mich täglich Gott um Frieden bittet.

Ich habe nun alle meine Schachprobleme, die vier, die ich aus der Zeitung schnitt, gelöst. Ich bin ganz erleichtert, daß ich die mir selbst freiwillig aufgelegte Arbeit beendet habe. Ungelöste Schachprobleme verfolgen mich, und ich muß immer wieder zum Schachbrett zurückkehren, wenn ich einmal begonnen habe, ein Problem zu lösen.

Weil die Javanen immer zehn Cents von mir bekommen, wenn sie mir Rosen, Nelken, Marguériten

und blaue Gartenwindenblüten für meine zwei Vasen bringen, so kommen sie immer häufiger. Heute morgen um halb sieben Uhr lauerte mir einer mit einem bunten Blumenstrauß, um mich ja nicht zu verfehlen, vor der — Klosettüre auf. Er wußte, daß morgens mein erster Gang dorthin ist. Durch den Garten am Ende des Zwölfzimmerhauses gehe ich dann gewöhnlich im Sonnenschein. Aber wenn einer so zudringlich ist, will ihm das Schicksal nichts Gutes. So hatte ich kein Kleingeld heute, und ich mußte dem Javanen sagen: „Bessok!" — Morgen soll er wiederkommen. Er war recht enttäuscht.

Tosari, Sonntag, 22. April 1917

Es regnete frühmorgens, wurde später etwas hell, und ich ging nach dem Frühstück zum Dorf Tosari. Beim Rückweg begannen im Nebel Raben über den Abgründen zu rufen. Die Rabenrufe verfolgten mich. Der Morgen wurde wieder düster. Der Nebel senkte sich. Ein Rabe saß vor mir in einer hohen, grauen indischen Tanne und flog kreischend über den nächsten Abgrund, als ich näher kam. Das Rabengeschrei, das so ernst und mahnend klang, und das schwarze Gefieder der fliegenden Raben im Nebel stimmte mich traurig. Ich mußte an meinen Traum denken. Und dann, daß Annie so sehr kurz neulich telegraphiert hatte. Ich dachte dann nachmittags in der Siesta-Stunde, als ich Atemnot bekam und nicht schlafen konnte: O, vielleicht ist Annie sehr krank. Und heute abend, nachdem der ganze Sonntag so dunkel war und ich immer beklommener wurde, habe ich gar keine Lust, in den hellen Speisesaal zu gehen. Ich ließ H. allein gehen. Ich habe auf meinem Zimmer nur eine Platte gegessen und fühle es besser, mit mir allein zu sein.

Ach, wie schwer ist es, Gewißheit zu bekommen in diesen Kriegszeiten. Die Telegramme werden von London mit der Post verschickt. Ich bin so traurig und so angstvoll in meiner Brust, ich kann gar nicht aufatmen. Es kann aber auch sein, daß das große Sterben an der Westfront jetzt zur Frühjahrsoffensive

mich so traurig macht. Ich habe immer in meinem Leben große Unglücke, wobei viel Menschen starben, als Beklemmung in der Brust mitgefühlt, auch wenn ich nichts von dem Unglück wußte. Als Messina unterging, spürte ich es. Als die „Titanic" unterging, spürte ich es. Ebenso spürte ich oft traurige Nachrichten voraus. Ich kann mir heute vor Bedrückung nicht helfen. Ein Marienkäferchen, ein gelbes, saß vorhin am Rande meines Glases, aus dem ich Milch trank. Vielleicht will es mich ein wenig trösten, das Glückskäferchen. Es flog dann fort um die Lampe. Als wollte es sagen: „Vertraue auf das Licht. Es wird schon wieder heller werden!"

Tosari 23. April 1917

Es ist spät abends elf Uhr. Ich muß noch heute in mein Tagebuch schreiben, daß der 23. des Monats heute ein Glückstag für mich war. Heute um elf Uhr morgens wurde ich ans Telephon gerufen. Konsul R. sagte mir aus Soerabaja, daß er das Geld schickt, die dreitausenddreihundert Gulden, um die ich gebeten habe. Eine große Sorge ist von mir genommen. Ich hatte schweren Druck in diesen Tagen vor Sorgengedanken auszuhalten. Ich war so froh. Ich danke im Geist dem guten R. herzlich und wünsche, daß der Himmel es ihm zeitlebens vergelten möchte, daß er ohne eine Bemerkung sogleich mir aus der Kriegsnot half. Er teilte mir am Telephon noch mit, daß die deutsche Flotte vor Libau hindampfte, und daß die Nordfront der Russen von der deutschen Flotte bedroht wird. Die Russen fürchten eine deutsche Landung und eine Bedrohung von St. Petersburg. Auch diese Nachricht stimmte mich herzlich froh.

Tosari, 24. April 1917

Mit dem kleinen Jantje, dem Söhnchen des holländischen Offiziers, der neben mir wohnt, habe ich seit einigen Tagen Freundschaft geschlossen. Er kommt immer um die braungebeizte Bretterwand herum, die unsere Veranden trennt. Und er plaudert holländisch, und ich antworte ihm deutsch, und wir verstehen uns

wie zwei Vögel verschiedener Gattung. Er spielt jetzt immer mit meinem Reiseschachspiel, das ihm als Auto dient, er läßt es auf meinem Tisch im Kreis herumfahren. Und dann bekommt er meine täglichen Abreißkalenderbilder vom „Mori-Nederland-Almanach". Gestern gab ich ihm Schokolade und heute einen kleinen Ball, den ich noch im Koffer fand. Jetzt steht er neben mir und sieht zu, wie ich in mein Tagebuch schreibe. Er ist ein flinkes, waches Kerlchen. Er hat viel spaßige Phantasie.

Dann später ging ich mit H. zum Stall und fütterte die Pferde mit Bananen, und der große Neufundländer Bopp lief mit uns. Es tat mir wohl, die Zeit heute so lässig vorüberstreichen zu lassen, denn ich war ganz überanstrengt von Sorgen der letzten Tage. Es ist mir, als ruhte ich von einer großen Körperanstrengung aus, so schwer lasteten die Sorgenstunden bis gestern auf mir.

Heute nacht träumte ich vom König von Sachsen, der, mit noch einer Hoheit zusammen, vor mir stand. Dann zeigte man mir in einem Schloß ein Erdgeschoßzimmer, das er bewohnen sollte. „Ach," dachte ich im Traum, „die Könige müssen jetzt im Krieg sparen, weil sie im Schloß nur ein einziges Zimmer bewohnen." Auch von Annie träumte ich, wir legten Wange an Wange. Das tat wohl.

Tosari, Freitag, 27. April 1917

Heute nacht um ein Uhr wachte ich vom Erdbeben auf. Ich springe immer, wenn die Wände wackeln und mein Bett schüttert, sofort mit den Beinen aus meinem Bett und sitze und ziehe die Schlafhosen zurecht. Dann springe ich zur Verandatüre und riegle auf. Heute nacht war das Erdbeben so schlimm, daß ich auch das Gas überm Waschtisch anzündete. Ich schlief dann vorsichtshalber bei Licht weiter. Und um zwei Uhr war der zweite leichtere Stoß. Und um drei Uhr ein ganz leichter letzter Stoß.

Das Fieber kam gestern, weil ich vorgestern morgens um halb sieben Uhr mit H. nach Ngadimono zwei Stunden über die Berge (den Bromoweg) ge-

wandert bin. Es hat mich, scheint es, doch überanstrengt, im ganzen vier Stunden zu marschieren. Wir frühstückten schlecht in Ngadiwono, und als ich einen Fünfundzwanzig-Guldenschein wechseln lassen mußte, da gab mir der Mandur für fünfundzwanzig Gulden durchlöcherte nickelne Fünf-Cents-Stücke. Er schüttete einen ganzen Berg von dem Nickelgeld vor mir auf den Tisch. Ich hätte damit meine beiden Hosentaschen auffüllen können, und es wäre immer noch ein Berg übriggeblieben.

Es war ein grauer Morgen. Es blieb grau bis elf Uhr, wo wir nach Tosari zurückkamen. Immer fiel ein feiner Nebelregen. Aber es war so wenig. Wir brauchten unsere Mäntel, die uns ein Javane nachtrug, nicht anzuziehen. Ich liebe den Bromoweg, den wir hingingen. Da ist eine Bergbucht, eine weite, in der ist mal wirkliche Einsamkeit. Und doch singen in der Bergstille immer einzelne Vögel, die den kräftigen Schlag von Amseln in der Kehle haben. Die Schlucht ist weit, und der Bergweg geht an leeren Heideabhängen und Maispflanzungen hoch am Berghang im Bogen um die Schlucht. In der Ferne stehen weiße Wolkenbänke wie Schneefelder, und darüber schwimmen dunkelblau die Kuppeln der zwei Berge Ardjoeno und Pelongan wie steinerne Inseln im Äther.

Als ich vorgestern von Ngadivono zurückkam, besuchte mich Herr Sch., Beamter bei B. M. & Co. in Batavia. Er ist mit seiner Frau hier und will drei Wochen bleiben. Er hat mich im Juni 1914 in Batavia-Priok an Bord der „Manila" begleitet. Er hatte die Lloyd-Agentur bei B. M. & Co. unter sich. Bei ihm bestellte ich damals mein Billett für Neu-Guinea ab, als ich eben acht Tage auf Java war. Ich hatte damals so viele Dreizehnen gesehen und hatte solchen Überdruß von der Einsamkeit und von den Tropen, daß ich gleich umkehren wollte, nach Europa zurück und gar nicht nach Neu-Guinea reisen wollte, das mir so düster vorkam. Hätte ich es nur getan, dann wäre ich in der Kriegszeit zu Hause gewesen und nicht drei Jahre von Annie und Deutschland

getrennt worden! Aber Th. H. überredete mich, und so reiste ich. Und Herr Sch., der mein Billett schon abbestellt hatte, änderte es wieder.

Ich werde es nie vergessen, wie wir am 23. Juni abends in Priok im Kahn mit den Koffern vom Kai zum Dampfer „Manila" im Dunkeln gegen neun Uhr abends fuhren und ich auf den schönen Sternenhimmel deutete. Herr Sch. erzählte mir da vom großen Halleyschen Kometen, der 1911 über dem ganzen Java-Nachthimmel glänzend und feurig zu sehen gewesen sein soll. Ich habe gesagt: „Man behauptet, ein Komet bringt Krieg." Und ich fügte hinzu: „Es ist leicht möglich, daß sich aus dem bulgarisch-türkischen Balkankrieg der Europäische Krieg entwickelt. Es ist das eine günstige Gelegenheit für die Diplomaten, wenn sie einen Krieg wollen, jetzt einen entstehen zu lassen." — „Nie, Herr Dauthendey," sagte der junge selbstbewußte Herr Sch., „gibt es in unseren Zeiten einen Krieg. Wenn auch die Diplomaten wollen, die Völker wollen nicht mehr. Wie können wir, die wir so gut mit allen Engländern hier draußen stehen, Krieg anfangen wollen? Das würde kein Engländer tun." — „Ich glaube es doch," sagte ich, „daß ein Krieg nah ist." Ich sagte es bestimmt. „Niemals! Herr Dauthendey," lächelte der junge Kaufmann überlegen, als ob ich, als Dichter, so etwas gar nicht prophezeien könnte. Als ob Künstler nicht so viel von Politik verständen wie Kaufleute, gerade so überlegen lächelte er mich an. — Wir kamen dann aufs Schiff. Und Herr Sch. stellte mich dem Kapitän N. vor, bei der Treppe, die zur Kommandobrücke führt. Wir tranken dort ein Glas Wein, das ich bestellte, und dann verabschiedete sich Herr Sch. und fuhr in der Nacht im Kahn nach Priok-Batavia zurück.

Nun ist Krieg geworden. Nun ist Kapitän N. tot. Nun liegen die deutschen Schiffe interniert in Soerabaja und Priok und in den Molukken. Nun bin ich drei Jahre aufgehalten vom Krieg. Aus einer dreimonatigen Touristenfahrt wurde eine dreijährige Java-Gefangenschaft. Herr Sch. ist wohlbeleibt geworden. Ich habe ihn kaum wiedererkannt, so massiv ist sein

Gesicht, als wenn ihn der Krieg reicher und nicht ärmer gemacht hätte. Und ich, damals wohlbeleibt, bin abgefallen und malariakrank und fühle mich arm und einsam geworden bei dem großen Sterben in Europa, das ich von hier aus behorchen muß, Tag und Nacht, atemlos und unzufrieden.

Ein kleiner einäugiger Javanenjunge, dem ich neulich ein kleines Trinkgeld gab, der brachte einige kleine, ganz winzige Vierblatt-Kleepflänzchen, die ich in ein Glas mit Erde pflanzte. Sie stehen auf meinem Schreibtisch. Nun müsse ich doch Glück haben, meinte H., da ich wachsenden Vierblattklee vor mir stehen hätte. Die Blättchen sind aber noch so klein wie Stubenfliegen. Es ist noch ein winziges, kaum sichtbares Glück. Ich hoffe aber, daß es Friedensglück wird, wenn die Kleeblätter größer werden.

Tosari, 1. Mai 1917

Heute ist der erste Mai, mein Verlobungstag vor einundzwanzig Jahren in Paris. Ich will Annie telegraphieren. Heute und gestern war ich etwas krank, vergiftet von zwei Frühstücksardinen gestern. Es regnet draußen im Nachmittag wie ein Wasserfall aus dem Nebelhimmel. Es ist aber sonst totenstill. Ganz Tosari schläft immer um diese Stunde. Es ist drei Uhr nachmittags. Vor drei Tagen hatten wir zwei Abende hintereinander zwei prächtige Sonnenuntergänge. Das erste Mal war ein festlich grünroter Sonnenuntergang. Das zweite Mal ein dämonisch unheimlich kupferfarbiger Untergang. Der Himmel war wie eine goldene Wüste, in der die Sandwolken jagen, von einem voranziehenden Samum-Sturm aufgepeitscht. Die wilde Taube gurrt ununterbrochen draußen im Garten am Rand des Abgrundes. Nacht und Tag ist da auch eine seltsame Grille, die einen Jahrhunderte alten Sang anschlägt, mit einem langen und einem kurzen Ton zirpt sie. Aber mir wird ganz selig und uralt zumute, als sänge sie von tausendjähriger Zufriedenheit der Erde mit diesen beiden einfachsten Lauten.

Ich las, daß an Tagen großer Seeschlachten in

England die Fasanen in den Gärten der Güter unruhig werden wie beim Gewitter. Trotzdem man den Kanonendonner mit menschlichen Ohren nicht hören konnte, schienen die Fasanen die fernen Kanonen auf der See zu hören. Auch beim Nahen von Flugmaschinen werden die Fasanen und die Gänse unruhig. Man spricht davon, sie als Wächter zu benutzen, da sie besser und feiner hören als die Menschen, ja, als die Hunde.

Ich will morgen für drei Tage zu Besuch nach Ngadiwono gehen und das Pfingstfest dort verleben. Pfingsten! Wie schön das Wort klingt! Und wie einsam ist das hier in Asien, so weit weg von zu Hause, diese Pfingsten immer noch allein sein zu müssen.

Tosari, Sanatorium, Mittwoch, 6. Juni 1917

Seit Samstag bin ich wieder in meinem Zimmer 57 in Tosari. Annie telegraphierte zu Pfingsten: „Bientot argent heureuse fête. Eternelle Johanson." — Ich telegraphierte gestern zurück: „Need no money now before month august. Well. Have made six days excursion. Twelfe thousand feet high Mount Smeroe*). Weddings greetings. Max Dauthendey." Das verlangsamte Telegramm kostete siebenundzwanzig Gulden. Ich zahle es gern, wenn ich damit mit Annie wenigstens einen Augenblick in Verbindung kommen kann. Gott helfe, daß das Telegramm durchkommt.

Montag morgen den 4. Juni erkältete ich mich beim Briefschreiben auf der Veranda. Ich schrieb an Annie. Legte die Feder fort und fühlte mich noch im Schlafanzug eiskalt. Meine Finger schliefen vor Kälte ein, ebenso meine Fußspitzen, als ob sie abstürben, und sie prickelten auch wie von Nadelstichen. So stach mich das Blut meiner Haut. Da stand ich auf, weil

*) In der Zeit von 3. bis zum 10. Mai 1917 unternahm Max Dauthendey mit einem deutschen Ehepaar zusammen von Tosari aus eine Besteigung des Vulkans Smeroe. Die Schilderung, die er in seinem Tagebuch davon gibt, ist unter dem Titel „Meine Smeroe-Besteigung" in der ersten Abteilung dieses Bandes „Erlebnisse auf Java" abgedruckt.

ich im Bett immer kälter wurde, und ging hinaus auf die Ostveranda, vor meine Tür auf einen Stuhl. Diese Veranda ist nicht verglast wie meine Westveranda. Aber hier auf der offenen Ostveranda scheint die Frühsonne angenehm warm. Die Dienstboten, die Javanen, sonnen hier alle Kleider, wichsen Stiefel, spülen Geschirr, Babus spielen im Garten mit den europäischen Kindern, und es ist viel Lärm da. Alle staunten, alle Javanen, wie ich in der Sonne auf meinem Stuhl vom Frost geschüttelt wurde und mit den Zähnen klapperte. Ich wurde ganz herumgerissen von dem gewaltigsten Fieberfrost, den ich je hatte. Eine Amerikanerin, die vorbeikam, sah mich entsetzt an und lief voll Schrecken davon. Ich legte mich wieder zu Bett, in alle Wolle gekleidet, mit allen Mänteln und vier wollenen Decken bedeckt, und es dauerte zwei Stunden, bis der Frost nachließ. Dabei hörte ich draußen meine Nachbarin — da mein Fenster offen stand, verstand ich jedes Wort —, sie zeterte und jammerte zu anderen englisch sprechenden Damen, sie wollte nicht neben einem Sterbenden wohnen. Sie wollte ein anderes Zimmer haben. Sie verwünschte mich. Ich sei auch ein enemy. Und eine andere Engländerin sagte: „Germans make allways troubles." Nur eine einzige seufzte und sagte: „Poor man, pour enemy." Und sie verlangten Papier vom Javanendiener und schrieben laut einen Brief an das Hotelbureau, daß sie Zimmer wechseln wollten, da ich sterben würde. Und es wäre kein Vergnügen, Wand an Wand mit einem Sterbenden zu liegen. „He is sure dying! I have never seen such a fever. Never in my life!"

Ich wurde eben durch Gamelang-Musik vom Schreiben vor die Türe gelockt. Auf der mittleren der drei Gartenterrassen, wo Tennisplatz und Erquickungssaal liegen, kam von dem Villenweg bergab herein ein langer javanischer Hochzeitszug. Ein langes Gedräng von weißen Jacken, braunen Köpfen, blauen, roten und grünen Sarongs. Über der Menge schwebten große Febersträuße an langen Bambusstangen. Aber die Sträuße waren nur dünne Ruten, um-

wickelt mit Streifen gefransten Seidenpapiers in gelben und rosa und hellgrünen Farben. Die Ruten staken alle in einer Riesenvrange, die an der Spitze der Bambusstange saß! Auch die grünen Stangen waren mit grün und lila Seidenpapierstreifen umwickelt. Das ganze war ein äußerst einfacher, billiger Schmuck, aber von weitem sahen diese strahlenden Riesenbüschel in der Luft kostbar und blendend aus.

Ich traf Herrn und Frau de G. oben auf der dritten obersten Terrasse, wo der Garten und der Eßsaal liegen, und wir standen am Geländer unter der Vorgalerie des Eßsaales, und sie ließen sich von einigen neben uns stehenden javanischen Hoteldienern erzählen, daß die Braut, die winzige, in der Sänfte, die ganz allein dort saß, wie ein Püppchen mit schmalen Gliedern und großem vorgebeugten Kopf, nur sieben Jahre alt war. Der Bräutigam, der mitten im Zuge der Hunderte von Javanen hinter der Sänfte ritt, war zwanzig Jahre alt. Er war aber klein und sah einem angekleideten Äffchen ähnlich, das man mit Musik in einem Zirkusumzug spazieren führt. Er hatte eine schwarze Tuchjacke, mit Goldborten verziert, an. Um die Beine einen braunen Sarong und an den Füßen Sandalen. Quer über der schwarzen Jacke, von der Schulter zur Hüfte, glänzte eine smaragdgrüne Schleierschärpe. Er trug eine Schirmmütze, eine schwarze, wie sie hohe Beamte tragen, mit Goldrand; und eine große, schwarze Brille im schwarzbraunen Gesicht machte ihn lächerlich würdevoll. Auch er saß vorgebeugt auf dem Pferd. Trotzdem alle Javanen gute Reiter sind, saß er wie ein Püppchen, unbeweglich und entrückt auf dem Pferd, als wäre er nicht wirklich, als würden nur seine Kleider vom Pferd auf einem kleinen dünnen Kleiderstock spazieren getragen. Die Gongs, die Trommeln, die Schallbecken aus Bronze und die eine Menschenstimme nachahmende, in Fisteltönen kreischende Flöte, die sich anhörte wie ein Dudelsack, umgaben das Brautpaar mit Fastnachtsmusik. Die Flöte ging so laut und ewig näselnd und singend in die Lüfte, als ginge ein unsichtbarer menschlicher Dämon von riesiger Höhe mitten unter

den Leuten, hoch in den Himmel ragend und das Menschenschicksal, das armselige, nachäffend. Die Flöte zog wie ein Irrsinniger die Menschen, Ratten gleich, hinter sich her. Vor dem Erquickungssaal, am Fuß der breiten sechsstufigen Freitreppe, auf der die Hotelgäste, Herren und Damen, in weißen Kleidern aus dem Saal drängten und zuschauten, blieben die Hunderte von bunten Javanen Kopf an Kopf auf dem hellgrünen Rasenplan der Gartenterrasse lustig und gedrängt stehen, und javanische Kinder tummelten sich und setzten sich unter die großen Farrenbäume, und einige Javanen begannen zu tanzen; die Musik winselte, sang, brummte, näselte, läutete mit Glocken und pochte mit Hölzern, schlug vereinzelte Trommellaute an; es war wie eine Musik riesiger Insekten, die, durcheinanderschwirrend, Flügellaute und schwirrende Luftwellen erregten. Es war heller Mittag, ein Uhr. Die großen Papierbüschel leuchteten wie gelbe strahlende Sonnen, die man an Stöcken spazieren trug. In einer Ecke der Gartenterrasse knatterte Feuerwerk: Schwärmer und Feuerfrösche. Vor vierzehn Tagen war ein ähnlicher Hochzeitszug gewesen, da gab es aber noch zwei Genien des Glücks, die mitritten. Das waren zwei kleine Kinder auf lebenden Pferdchen — alle Pferde sind Ponys auf Java —, der Sattel aber stellte einen großen Vogel dar, mit einem senkrecht in die Luft ragenden hohen Pfauenwedelschweif, und in den Vögeln saß je ein Kind. Jeder Vogelsattel hatte zwei ausgeschnittene Vögel (aus Leder) mit vergoldeten und purpurnen Bemalungen. Jedes Pferd war mit roten Tüchern, mit roten Schnüren und am Kopf mit einer klingelnden Metallmaske aus runden Bronzeplatten bekleidet. Die Kinder zu Pferd im Festzug waren mit Kronen geschmückt, an denen bunte Schnüre, rosa, grün und gelb, niederhingen. Alle Farben im Zug, auch die Fahnen, waren rosa, grün, gelb, gold und purpur. (Man sah kein Blau.) Die Gesichter der Kinder waren weiß geschminkt. Die Lippen und Augenränder rot bemalt. Ebenso die Braut.

Wenn man bedenkt, wie prächtig fröhlich, farbig

und doch so edel einfach ein solcher bunter Hochzeitszug hier oben im armen Gebirgsdorf sechshundert Fuß hoch im Himmel ausgerüstet wird, so erstaunt man über den graziösen, zarten Geschmack der Javanen, der alles Grobe, Rohe vermeidet und alles zu einem Feenfest an Farben, Tänzen und Freudigkeit macht, wenn auch die Menschen, die das Fest veranstalten, ärmste Bergbewohner in weltentlegensten Berghöhen sind. Die Grazie des Festes, der Schmuck und die gefällige Art der Ausschmückung, die hochkünstlerisch ist, könnte sich auf jedem europäischen Maskenfest, auf jedem Künstlerball in München und Berlin, Paris und London sehen lassen. Die Insel Java kommt mir immer vor wie die Insel, wie das Königreich der Grazien. Jede Bewegung des ärmsten Bauern ist graziös, ist voll edeln Anstandes, ist göttlich zierlich, künstlerisch und dem Europäer unnachahmbar. Weil dem Europäer diese wunderbar zarten Gelenke, diese dünnen, überschlanken, zarten Glieder am schmalen Leib fehlen, wie sie von allen Menschen der Erde nur die Javanen von der Natur mitbekommen haben.

Hier wird täglich besprochen, wann der Krieg enden könnte. Es ist ungewiß. Einige behaupten, 1918 oder 1919. Ich erbebe bei dem Gedanken, als würde in meiner Brust in der Tiefe ein Minengang gesprengt, der meine Hoffnung verschüttet und begräbt. Wie soll ich das noch zwei Jahre aushalten!! Es ist nicht auszudenken.

Es ist wieder Regen, Sturzregen, hier in Tosari. Während ich schreibe, ist alles in eine dunkelgraue Wolke gehüllt, und lärmende Wasserfälle stürzen über Haus und Garten. Man hört sein eigenes Wort nicht, wenn man sprechen will. Der schallende Regen führt allein das große Wort, und alle Menschenmäuler müssen verstummen.

Tosari, Sonntag, 17. Mai

Heute nacht hatte ich ganz wunderbare Träume. Ich war in einem erleuchteten Raum. Da saßen viele Bekannte aus München und Berlin, Schriftsteller mit ihren Frauen, um einen Tisch. Der Saal

war eng und niedrig, wie der Eßsaal eines kleinen Dampfers, und weiß und hell erleuchtet, wie von Lampen. Ich lag in einer Nische, etwas höher als der Tisch, um den alle saßen. Und es war, als läge ich in einem oberen Kabinenbett. Ich war in weiße Tücher gewickelt. Und einige von den Zunächstsitzenden, ich glaube es war vor allem Frau H., erzählten mir, daß ich verbrannt worden wäre, und wie es bei meiner Leichenverbrennung gewesen sei. Sie sagte: „Du wurdest beim Verbrennen immer kleiner und kleiner und warst zuletzt nur noch ein ganz kleines Häufchen Asche." Ich hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Es war, als dürfte ich meine weißen Laken noch nicht verlassen, als wäre ich noch zu schwach, um nach dem Tod meine Auferstehung zu feiern. Die andern aber waren alle schon wieder zu einem anderen Leben auferstanden. Und nur ich mußte noch in weißen Tüchern abwarten, bis ich ganz fertig war. Es war ein ziemlich neues, hilfloses und nicht unangenehmes, verklärtes Gefühl in mir. Dann sah ich in unvermittelter Fortsetzung des Traumes mich unter einem Brückenbogen der alten Mainbrücke von Würzburg stehen. Mir war, als stände mein Freund B. neben mir. Und wir schauten auf die Festung, die auf dem Marienberg liegt, und die vom Brückenbogen eingerahmt wie ein großes buntes Wandgemälde unterm Abendhimmel lag. Der Himmel war weinrosig, die Festungswälle waren fröhlich lilablau, aber unten um die schweren Mauern des Berges hing purpurrotes wildes Weinlaub, als wäre es ein leuchtender Herbstabend. Ich fand das Bild fast zu bunt und unwirklich, wie ein in hellen Farben gehaltenes Gemälde von riesigem Umfang, aber es stimmte mich froh, und die Festung meiner Heimatstadt lag so verklärt in ihrer Farbenfröhlichkeit da, wie ich sie nicht kannte. Sie war viel zu schön, dachte ich bei mir.

Es war wieder dreschender Regen um die Mittagstunde. Im Eßsaal werden einige Flammen der Azetylenstrumpflampen angezündet; so dunkel ist es dann in dem großen braunen Holzsaal, wenn es draußen Wasserfälle regnet, — es kommt einem dann

wie Weihnachtszeit in Europa vor, wenn zur Mittagstunde Lampen brennen müssen und draußen Wolkendüsternis Garten und Berge und Haus umhüllt, durchfegt vom Sturzregen, und man vergißt in Tosari, daß man unterm Äquator lebt.

Ein schwermütiger Sonnenuntergang war heute abend! Die Sonne versinkt jetzt im Juni hinterm Ardjoeno. Im Februar-März ging sie hinter dem südwestlichen Berg Kawi unter. Der Ardjoeno hatte rotglühende Ränder heute abend, als die Sonne hinter ihm verschwand. Es war sechs Uhr. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß es jetzt in Schweden helle Nächte gibt. Hier sinkt die Sonne vor meinen Augen im ganzen Jahr (seit drei Jahren, die ich hier bin) immer um die sechste Abendstunde. Ich kenne keinen Sommerabend, keinen hellen, hier in den Tropen. Ich sehe abends mit Sehnsucht nach Westen und wünsche mit der wandernden Sonne nach Europa zu kommen, wo es dann erst zwölf Uhr mittags ist, wenn hier die Sonne sinkt und der Tag abschließt.

Ich habe so lange keinen Brief von Annie gehabt. Nun ist es Mitte Juni, und ihr letzter Brief ist vom 31. Januar. Es ist also ein halbes Jahr her, daß ich nichts Näheres von ihr weiß. Wer hätte das denken können, als ich 1914 abreiste, daß es Zeiten geben sollte, wo ich ein halbes Jahr nicht weiß, was meine Frau denkt und tut, meine Annie, meine liebe! — Ich bin ihr immer treu. Ich staune oft, daß meine andauernde Treue den Weltgeist nicht erweicht und ihn nicht bewegt, mich endlich heim in Annies Arme zu führen. Ich bin so von Sehnsucht durchtränkt, daß ich kaum noch darüber nachdenken darf, wie sehr ich mich sehne. Ich kann es nicht mehr aussprechen, nicht mehr bedenken, — ich bin wie erstickt von Sehnsucht. Ich erhalte mich nur noch künstlich aufrecht, indem ich Bücher und Zeitungen lese, lauter gleichgültige Tagesgespräche führe und meine Sehnsucht in mir totschweige. Es geht so noch eine Weile. Aber wie lange! Noch einen Winter, das halte ich schwer, sehr schwer aus. Ich glaube, ich sterbe dann an ersticktem Herzen. Gott, hilf mir doch, daß ich

Annie bald wiedersehen darf! Sonst ist es nicht gut. Ich halte es nicht mehr lebend aus, diese elende tägliche Leere. — Dieses ist mein Sonntagabend-Wunschgebet, mein ewiges tägliches Gebet: „Gott, bring mich bald heim!“

In jedem javanischen Dorf ist am Dorfeingang bei einem Wachhäuschen, senkrecht aufgehängt, ein langer, übermannsgroßer hohler geglätteter Baumstamm, an welchem ein Schlitz (handbreit) in ganzer Länge des hohlen Stammes eingeschnitten ist. Dabei liegt ein Prügelholz, mit diesem wird alle Stunde die Zeit am hohlen Stamm von einem Wächter angeschlagen. Auch bei Brand und Unglücksfällen wird hier Lärm geschlagen, um die umliegenden Ortschaften und die Ortseinwohner zu rufen. Dieser hohle Stamm, der Tong-Tong heißt, vertritt die Turmuhr, die in Europa gebräuchlich ist, und die Sturmglocke. Der lange, hohle hängende Stamm sieht sehr urväterlich aus. Und ich betrachte ihn gern, und ich sehe bei seinem Anblick immer die ersten Menschengeschlechter, die zur Zeit des Feuersteines oder des Feuerrohres diese Holzstammuhr erfunden haben. Solche uralten Dinge, von der Zeit geheiligt, begnaden das unruhige Auge des Fremden und stimmen ihn ruhig wie ein weises altväterliches Wort, das Ewigkeiten in sich faßt.

Tosari, Dienstag, 19. Juni 1917

Es ist viel Nebel, undurchdringlicher, schon um acht Uhr morgens. Vorher ist klarer blauer Himmel, und man freut sich auf reinblaue Stunden. Aber es ist dann später mehr Regen als in der Regenzeit. Es ist dasselbe Wetter in meinem Kopf und in meinem Herzen. Ich sehe keinen Frieden aus den wirren Kriegsnachrichten. So dichter Nebel wie jetzt lag in allen den drei Kriegsjahren noch in keinem Monat vor dem inneren Auge. Ich sehe keinen Ausweg, kein Ende, und niemand hier sieht, wohin der Krieg noch weiter gehen will. M. glaubt, es sind dunkle Dinge im Gang in Rußland. Aber man kann nicht erkennen, wohin die Anarchie dort heute führt. Wie

glücklich wäre ich, könnte ich heute schon ein Jahr älter sein und ein Jahr wissender.

Heute nacht sah ich schon wieder im Traum meine Schwester Anna in Amerika. Ich ging durch hohe, breite, schöne Straßen einer großen Stadt, vielleicht war es Philadelphia, da rief eine Dame auf breitem leerem Trottoir meinen Namen. Ich sah meine Schwester schön und jung, wie sie in den Jahren war (1880), als sie mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Kindern nach Amerika auswanderte. Ihre schön geschnittene Nase, ihre schönen blauen Augen, die groß und königinnenhaft ruhig schauten, das lange Oval ihres Gesichts, ihr schwarzblaues schweres Haar, alles erkannte ich mit einem Blick wieder, als wären nicht siebenunddreißig Jahre an ihr vorbeigegangen. Wie sie mir noch die Hand reichte, sah ich fünf Schritte hinter ihr meinen Vater stehen. Ich warf beide Arme vor Freude in die Luft und rief: „Papa!" Er lächelte. Und einige Herren, die in der Ferne näher kamen, lachten auch und teilten meine Freude. Sie war nur zu kurz. Das vertrauliche Wiedersehen mit Schwester und Vater war zu kurz. Das Bild verschwand bald. Wie traurig, daß man schöne Träume und Wiedersehen mit fernen lieben Angehörigen nicht verlängern kann. Ich lebe so fern hier von allen alten vertraulichen Familienerinnerungen, daß solch ein schöner Traum mir den ganzen Tag danach noch Wohlbehagen bereitet. Ich fürchte nur, daß meine arme alte Schwester Anna gestorben ist, oder bald sterben wird, da ich schon zweimal in so kurzer Zeit von ihr träumte und sonst nie in all den siebenunddreißig Jahren von ihr geträumt habe.

Als mein Schwager vor sieben Jahren starb, da habe ich ihn auch kurz vorher im Traum gesehen, und er führte mich im Traum im Reichstagsgebäude umher; dann trat er mit mir in einen Saal, dort saßen an einem langen grünen Tisch alle meine gestorbenen Verwandten, auch seine gestorbene Frau, meine Schwester Marie. Er selbst war im langen, feierlichen schwarzen Gehrock, in welchem man ihn später auch begraben hat. Ich las einige Tage später

in der Zeitung die Nachricht, daß er gestorben und nur drei Tage krank gewesen war, nachdem er erst vierzehn Tage vorher, mit dreiundsechzig Jahren, nochmals geheiratet hätte. Ich ahnte nichts von seiner Lungenentzündung, als ich ihn im Traum sah, und ich war erschüttert, als diesem Traum die Todesnachricht folgte.

Ich glaube bestimmt: wie es drahtlose Telegraphie gibt, gibt es auch Fernwirkung zwischen solchen Menschen, die dafür besonders zugänglich sind. Ich träumte doch auch im Juni 1896, daß mein Vater sterben würde. „Im September stirbt dein Vater!" so sagte mir in Paris nachts im Juni eine Stimme. Und am 5. September desselben Jahres starb mein lieber Vater. Ich hörte in der ganzen Zeit von Juni bis September nichts von ihm. Und wußte auch nicht, daß er nur zwei Tage krank war und dann mittags zwölf Uhr am 5. September sanft und ohne Todeskampf auf seinem Bette eingeschlafen ist (so sanft, wie er sich den Tod zeitlebens gewünscht hat, und wie ich ihn mir von Gott auch erbitten möchte).

Tosari, Mittwoch 20. Juni 1917

Gestern abend besuchte mich eine Riesen-Heuschrecke in meinem Zimmer. Sie saß wie ein Kunstwerk auf meinem Waschtischfach auf einer Aluminiumbüchse, in der ich Kochsalz zum Mundspülen habe. Ich wollte sie nicht stören. Sie war so wunderlich mit ihren riesigen grünen Springbeinen. Als ich vom Abendessen und Abendspaziergang kam, saß sie immer noch in gleicher Haltung auf meiner Salzbüchse. Was mag ein Insekt, wenn es sich stundenlang nicht rührt, denken? Schläft es? Wie die Krokodile, die sich tagelang nicht rühren, so sitzt so ein großes Insekt auf einem Fleck und scheint zu philosophieren. Die Heuschrecke fragte mich nochmals gestern abend nach Tisch, wie schon vorher vor Tisch: „Gibt es wirklich einen Mann auf der Welt, der nur eine einzige Frau liebt? Ich bin in sein Zimmer zum Abend hineingesprungen, um zu sehen, ob es wirklich einen solchen Mann gibt. Ich will ihn, totstill, die ganze Nacht

belauschen, ob er keine Dirne empfängt. Gibt es wirklich einen Mann auf der Welt, der drei Jahre kein Weib anrührt — im Lande Java, wo es so viele nackte schöne Mädchen gibt —, und deshalb, weil er eine einzige Frau liebt?" Morgens war das Heupferd, das grüne, riesige, aus meinem Zimmer verschwunden. Es hat mir nicht gesagt, was es dachte. Es war vielleicht beschämt, daß es gezweifelt und gepolizeidienert hatte bei einem Mann, der wirklich nur eine einzige Frau liebt, — eine Frau, der er einmal über tausend Liebeslieder gedichtet hat. „Ist das so verwunderlich," antworte ich solchen Zweiflern mit meinen Gedanken auf ihre Gedanken, „ist es verwunderlich, wenn eine Frau die Urheberin von tausend Liebesliedern ist, daß ihr Dichter und Geliebter ihr drei Jahre und mehr treu bleiben kann? Dumme Welt, die so dumm fragt! Dumme Heuschreckenwelt!"

Zwei Zimmer von mir stöhnt und hustet ein schwer lungenkranker junger Holländer; während der Nacht wachte ich öfters auf von seinem schweren Röcheln und Seufzen; die Wände sind nur Fachwerk und lassen alle Geräusche durch. Sein Todeskampf erschüttert mich so sehr. Ich habe für ihn beten müssen, so oft er stöhnte.

Tosari, 21. Juni 1917

Heute nacht hörte ich raschelnde Laute in meinem dunkeln Zimmer. Ich erinnerte mich sofort an die Heuschrecke. Sie war noch im Zimmer und saß am Fensterrahmen. Plötzlich begann sie ganz laut einer anderen Heuschrecke zu antworten, die draußen mit schrillen Lauten im Garten oder auf der Galerie in die Nacht rief. Da stand ich auf und öffnete das Fenster und ließ sie hinaus zu den Rufen der andern. Meine Heuschrecke hatte nämlich auch so laute schneidende Töne von sich gegeben, daß mein ganzes Zimmer eine Gänsehaut bekam.

Wo mag sie den ganzen Tag in meinem Zimmer gesteckt haben, die grüne Person, über die ich gestern in mein Tagebuch schrieb? Wie unvorsichtig von ihr, sich neugierig bei Menschen einzuschleichen! Ich würde

33*

das nicht tun, wenn ich Heuhüpfer wäre. Denn man stößt nicht immer auf einen mitleidigen Dichter.

Tosari, Freitag, 22. Juni 1917

Bobby, der große getigerte Neufundländer, wenn er mir auf dem Morgenweg begegnet, kommt immer freundlich zu mir und geht dann bedächtig vor mir her, nachdem ich ihn gestreichelt und begrüßt habe.

Bei der ersten Aussichtsbank kam heute von einer Javanenhütte einer von Bobbys Söhnen, ein Bastard, der wie eine gefleckte, spitzohrige Hyäne aussieht, zu seinem Hundevater; und als er sah, wie sich Bobby unter den Baum legte und mich bewachte, wollte auch der Sohn gestreichelt sein, und dann legte er sich zur Bewachung mitten auf den Weg. Wenn Hunde Menschen bewachen, legen sie sich immer so, daß sie das Gesicht nach der Seite hinwenden, wo der Mensch nicht hinsieht. Schaue ich nach rechts, so schaut der wachsame Hund nach links. Sind es aber zwei Hunde, die einen Menschen bewachen, so legen sie sich nach verschiedenen Seiten, ein Hundekopf schaut nach rechts, der Kopf des zweiten Hundes nach links. Ähnlich machen es Pferde auf der Weide, wenn sie frei herumlaufen, wie ich es in Schweden oft sah, und unbehindert sind. Sie stellen sich voreinander, und jedes Pferd schaut, über den Hals des anderen geschmiegt, nach einer anderen Richtung.

Herr B. mußte sehr lachen, als ich ihn neulich sagte: „Wissen Sie auch, daß Hunde lügen können?" Ich habe oft bemerkt, daß Tiere, die viel um Menschen sind, also Haustiere, zu lügen verstehen. Oft tut ein Hund, als sehe er gar nicht nach dem Menschen hin, wenn er sich schuldig fühlt; und er beschäftigt sich scheinbar mit dem Beriechen des Grases, nur um nicht zu zeigen, daß er eben einem Hasen nachhetzen wollte, oder um zu tun, als habe er nicht gehört. Denn ein Hund ist manchmal wie ein störrischer Dienstbote, manchmal streikt seine Dienstbereitwilligkeit, er muß sich dann mal für Augenblicke vom ewigen Dienerdasein kurz erholen und einige Sekunden herrschen. Um das aber nicht auffällig zu machen, verstellt er

sich und lügt. Manche Hunde lächeln selbst dabei, wenn sie lügen, als wollten sie sagen: „Ich spaße nur." Katzen, Hauskatzen, die man überrascht, wenn sie Vogelnester suchen — wobei sie sich vor dem Menschen, der die Vögel schützt und lockt und liebt, im Unrecht fühlen —, verstellen sich auch, so wie sie ertappt sind und schnüffeln am Gras, an Blumen herum oder beginnen aus Verlegenheit mit ihrer Schwanzspitze zu spielen oder nach ihrem Schatten zu gucken, nur um den Menschen, der sie beargwöhnt, von den Gedanken abzubringen, daß sie auf der verbotenen Jagd nach Vögeln und Vogelnestern sind. Ich habe es oft beobachtet, auch hier im Garten. Tiere, die ja nicht sprechen und immer oder meistens im tiefen Schweigen ihrer Gefühle leben, beobachten den Menschen, mit dem sie zusammenleben, und seine Gewohnheiten mehr als der Mensch, der an Tieren sprechend und plaudernd vorbeiläuft und die Tiere nur oberflächlich beobachtet.

Schweigende Menschen, wie Bauern und Hirten, beobachten die Tiere genauer als redende Menschen. Denn es sind nicht die sehenden Augen allein, die beobachten, sondern das sehende Gefühl des schweigenden Herzens im lebenden Wesen beobachtet tiefer als die besten Augen. Ich behaupte also, mag es auch lächerlich klingen, daß Tiere ebenso lügen und sich verstellen können, wie der Mensch es tut, um einen verbotenen Zweck zu erreichen. Ich behaupte es nicht, um zu verblüffen, sondern weil langjährige schweigende und liebende Tierbeobachtung mir diesen Ausspruch aufdrängt.

Gestern sahen wir im Dorf Alt-Tosari, als wir durch den Kampong dort gingen, am Weg eine braune Katze. Ich hatte bisher noch nie eine braune (biberbraune) Katze gesehen. Sie sah sehr vornehm und angenehm aus. Sie war ganz braun, mit vier schneeweißen Pfötchen, die wie kurze Handschuhe, weiße, wirkten. Sie war braun wie ein brauner Laib Brot. Und sie war ebenso groß wie die anderen Dorfkatzen auch. In Europa sah ich nie eine braune Katze, so braun wie ein Jagdhund.

Die Schwalben sind jetzt fast alle aus Tosari verschwunden. Nur einige wenige sieht man ganz selten. Vor drei Monaten im Februar und März und April wimmelte es überall von Schwalben, und fünfzig saßen täglich auf meinem Dach, unter dem mein Zimmer mit elf anderen Zimmern liegt. Tosari ohne Schwalben kommt einem seltsam vor.

Die reiche Blüte der weißen Trompetenblumen, der großen, an den Büschen bei den Bergwegen ist auch seit Wochen vorüber. Auch die Rosen vor den Villen, die noch zu Pfingsten so reich blühten, haben Ruhezeit, es blühen viel weniger Rosen als sonst. Ich weiß nicht, woran das liegt. Es ist jetzt zwar kälter, aber es ist doch sehr feucht, und seit acht Tagen dampfen die Täler, die im Mai ganz nebellos dalagen, wieder reichlich. Und morgens um neun Uhr liegt graue Nebelwatte in himmelhohen Bergen um ganz Tosari. Mittags regnet es viel. Abends ist meistens Sternenhimmel. Das Südkreuz nenne ich jetzt immer aus Scherz das „Eiserne Kreuz". Wir sahen gestern nacht um halb zehn Uhr nach dem Abendessen, als B., H. und ich abends unterm Sternenhimmel zur Aussichtsbank gingen, ein blendendes Meteor fallen. Es zog einen langen gelbroten Funkenstreifen nach sich; der Kern war weißblaugrün, strahlend wie Magnesiumlicht. Ich wünschte mir bei der fallenden Schnuppe, der glänzenden, daß ich bald heim zu Annie und nach Deutschland kommen möchte. Das Meteor fiel von Süden nach Norden.

Und welch lange Seereise steht mir dann noch bevor, noch drei bis vier Wochen Seefahrt im Indischen Ozean, im Roten Meer, im Mittelmeer, im Atlantischen Ozean, wenn es Frieden ist!

Tosari, Sonntag, 24. Juni 1917

Es ist mir grauenhaft, wieder allein sein zu müssen. Ich habe mit Herrn B. so angenehm über die moderne deutsche Literatur plaudern können. Er liebt Bücher und hat viel gelesen. Und auch über Berlin, da er Berliner ist, sprachen wir viel; und oft war mir, ich säße in

Deutschland, und ich konnte für Stunden Java und die Gefangenschaft vergessen.

Mein Kopf ist schwer und müde. Ich muß immer noch täglich Chinin essen, da das Fieber gleich wiederzukommen droht, sobald ich mit Chininessen aufhöre. Ich fühle mich trostlos einsam und verlassen. Ich glaube, ich muß Tosari mal verlassen und Wonosobo in Mitteljava, dreitausend Fuß hoch, oder Sindangleia in Westjava aufsuchen, das auch so hoch ist. Trotzdem trenne ich mich schwer von hier, wo ich jetzt bald fünf Monate wohne. Jeder Ortswechsel in der Kriegszeit, der mich nicht nach Deutschland führt, ist mir ein Schmerz in Gliedern und Herz und Hirn. Am liebsten rühre ich mich nicht vom Platz; wie Barbarossa im Hörselberg möchte ich die Raben fragen: „Fliegt der Krieg noch um die Insel Java? Wann ist Friede? Wann darf ich den Berg der Einsamkeit verlassen?!"

Ich habe ein lähmendes Schwindelgefühl im Kopf, vielleicht ist es vom Chinin. Vielleicht vom unterdrückten Fieber. Es ist traurig machend. Gott hilf mir!

Ich war eben draußen vor meiner Glasgalerie im Garten, am Abgrund. Ein Wolkenmeer ballt sich dicht in der Tiefe von sechstausend Fuß über der Malang-Ebene bis Soerabaja. Auch der Berg Ardjoeno ist von hohem Wolkenbausche umballt. Darüber der grünliche Abendäther mit dem Venusstern im Westen.

Der Wolkenberg war wie ein Riesenhaupt, und ich suchte mir aus den Formen Annies Kopf hoch über dem Wolkenmeer. Nun ist die Nacht auch in die grauweißen Wolkenfelder der Tiefe gedrungen, und ein aschendunkles Gewühl liegt über der Tiefe, der Himmel dunkelt meergrün. Eine Grille zieht lange Laute in der Stille. Ich fühle mich wohler, wenn ich keine Kriegsnotizen aus der Zeitung schreibe, sondern die Welt rein künstlerisch ewig und unendlich betrachte.

Der Krieg, die Zeitung und die tägliche Weltstreitigkeit macht mir Kopfschmerz, macht mich schwindlig und unglücklich. Glücklich macht mich das friedliche, urewige Betrachten und Sichversenken in die Natur und in ihre Lebenstiefen. Dann vergehen Fieber und Kopf-

schmerzen. Der eine Blick in den Abendgarten hat mich friedlich gemacht und unendlich erquickt.

Tosari, Montag, 25. Juni 1917

Habe allein einen Spaziergang die Jakobsleiter hinunter gemacht. Im Schatten ist es nämlich jetzt Winterkälte. Und ich kann vor elf Uhr nicht auf meiner Veranda sitzen. Der Fußboden ist Beton, das Dach Wellblech, und die Wand ist Fachmauerwerk, und Glasfenster und Glastüren schließen sie gegen den Garten nach Westen hin ab. Aber dieses Material ist kalt, und die Himmelsrichtung Westen läßt Sonne auch erst am Nachmittag hereinkommen. Es ist kalt auf der Veranda wie in einem Keller. Und ich habe es auch nachts im Schlafzimmer sehr kalt jetzt im Juni. Man spürt ordentlich, wenn die Sonne untergegangen ist, bis sie wieder aufgeht, die Winterkälte von Australien herwehen, das jetzt Schnee und Winter hat. Die Sonne geht täglich im Norden um die javanische Welt herum (da wir hier auf der südlichen Erdhälfte wohnen), und die Sonne geht jetzt um halb sechs Uhr abends unter, es ist kaum möglich, sich vorzustellen, daß bei Annie in Schweden jetzt die hellsten Nächte herrschen, hier ist zwölf Monate lang die Sonne nur von halb sechs bis halb sechs am Himmel.

Unten an der Jakobsleiter auf dem schmalen Bergkamm, wo die Automobilstraße zwischen zwei Reihen hoher, senkrechter indischer Tannen hinläuft, bleibe ich gern an einem der Tannenstämme stehen und schaue in das breite Schluchttal, wo der große senkrechte Wasserfall einen rauschenden weißen Strahl erst über Stufen von Felsen, dann an der Felswand senkrecht in die Tiefe stürzen läßt. Blühende rote Feuerblumenbäume stehen am Abhang, und zwischen dem Korallenrot dieser Dadap-Bäume hängt das immer stürzende scharfe Wasser des Falles, und seine brausende Stimme tönt und füllt die grüne sonnige Schlucht an.

Die Sprüche Salomonis sind wunderbar, sie gefallen mir noch besser als die Psalmen Davids. Ich erquicke mich morgens immer zuerst an der Weisheit

der unerschöpflichen Bibel. Sie liegt neben meinem Bett, und Annies kleines Bild steht darauf. Beides sind mir unzertrennliche Dinge, der Geist der Bibel und Annies Herz.

Ich will noch etwas von Lomboks Gottesdienst und Sitten schreiben: Lombok heißt in der Bevölkerung dort Salaparang oder Salamparang, der Fürst heißt: Radja von Salaparang. Wahrscheinlich hieß das erste kleine Sassak-Reich der Urbevölkerung Reich Salamparang. Das soll am Fuß des Vulkans Rendjan gelegen haben. Es muß noch Ende des fünfzehnten, Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bestanden haben. Die Einführung des Mohammedanismus fand in jener Zeit schon statt. (Ein balischer Lombokfürst, der 1741 bis 1775 regierte, war von väterlicher Seite Sassak, von mütterlicher Seite Balinese, er hieß Goesti Wayan Taga.) Aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts kamen die Balier auf Lombok zur Herrschaft. Die Religion der Hindu-Balier ist fortgesetzt bestrebt, böse Götter durch Opfergaben zu versöhnen, wobei kein Opfer zu groß ist. Ein früherer Fürst von Karang Asam (Lombok), der im Krieg geschlagen war, hatte einen seiner Sklaven im Wald getötet, und dann den Leichnam, mit Kleidern bedeckt, zwischen die anderen zahlreichen Opfergaben gelegt. Die Tat kam dadurch heraus, daß ein starker Wind entstand, die Kleider aufhob und den Toten zeigte, während die Priester das Veda-Gebet murmelten. Fluch traf den Fürsten, den vermessenen, so daß er nie zur Macht kam. Ein anderer Fürst zu Gianjar wollte auch einen Sklaven in der Nacht zum Opfern töten. Als er ihn morden will, irrt er sich im Dunkeln und tötet seinen eignen Sohn, der dann verbrannt und geopfert wurde. Diese Opferungen sind Überbleibsel des urmalaiischen Gottesdienstes. Die balinesichen Hindu-Priester wollen nichts davon wissen, aber sie geben manchmal dem Volkswillen nach. Noch am 7. März 1875 befand sich zwischen den Opfern, den geschlachteten Enten, Hunden, Ferkeln, Früchten und Blumen, ein Mann hingelegt, dessen Tod auf den Rat des Pemangkoe (des Volkspriesters, der heute noch neben dem Hindupriester

Gottesdienst übt, ihm zu Füßen sitzt, die niedern Tempelarbeiten tut und eine Art Vermittlung zwischen Hindu-Religion und dem Volksglauben bildet) erfolgte, um eine herrschende Epidemie zu beschwören. Es wurden auch oft noch Menschenköpfe jährlich geopfert an der Süd-Westküste von Lombok in Laboran Tring. Ein Überbleibsel des javanischen Gottesdienstes ist das Fest Rubort-Sebana. So heißt eine aus Pfennigen gemachte Puppe. Einmal im Jahr wird sie aus dem Dorftempel auf vergoldeter Tragbahre nach dem Seestrand oder an einen Fluß hingeführt, um den Jahrestag der Wassergötter zu feiern. Bei diesem Fest bleiben die Hindu-Priester in einiger Entfernung stehen, und nur der Pemangkoe (Volkspriester) verrichtet den Gottes-Ehren-Dienst. (Ich schreibe mir diese Göttersitten gerne auf, um mir dabei ein Bild zu machen, wie es früher in unseren germanischen Wäldern auch nicht anders gewesen ist.)

Die Sonne ging heute unter und zeigte mit vielen Strahlen hinter dem Berg Ardjoeno in den blauen Abendhimmel. Die breiten Strahlen der versunkenen Sonne waren wie Nordlicht hinter dem schieferdunkeln Gebirge des Vulkans. Ein Strahl in der Mitte war rosa und zeigte auf den glitzernden Punkt des Venussternes. Als wolle er errötend auf den Stern der Liebe deuten und mich erinnern, daß ich heute mal wieder meine Liebeslieder im Buch „Ausgewählte Lieder" nachmittags im Bett gelesen habe und im Geist dicht bei Annie gewesen bin und in Würzburg.

Ich habe heute heiß gebadet, da ich gar nicht mehr warm werde. Frühmorgens liege ich trotz wollener Flanellunterkleider halb erstarrt und kalt im Bett. Ich machte deshalb auch heute nachmittag einen langen Abendweg die Jakobsleiter hinunter. An der Autostraße unter den Tannen am Abgrund standen hochblühende rosa Malvablüten, große. Ich pflückte einige für meine leere Vase. Das Bad und der Weg machten mich wärmer. Aber es war viel Nebel am Weg, und man atmete schwer in der Abendstunde um fünf Uhr.

Ich esse seit gestern wieder, seit V. und H. abgereist sind, abends allein auf meiner Veranda und gehe

nicht zum langweiligen Speisesaal, wo alle sich gut unterhalten und ich mir als Deutscher allein wie ausgestoßen vorkomme zwischen deutschfeindlichen Holländern und Engländern. Ich leide sehr unter den deutschfeindlichen Gedanken meiner Umgebung hier. Oft habe ich Kopfschmerz im Speisesaal, nur aus Qual vor den Menschen, die alle antideutsch denken.

Wird denn dieses Leiden noch einen Winter andauern? Es ist kein Ende zu sehen. Ich bitte zum Himmel, aber es kommt keine Antwort; mein Schicksal, das hier eine wahre Kreuzigung für mich ist, Kreuzigung meines Herzens, meiner Gedanken und meines Körpers, ändert sich nicht. Soviel ich auch Gott bitte, es bleibt nun drei Jahre täglich immer dasselbe Leid bei mir, das morgens mit mir erwacht, am Tage mich quält und abends mit mir einschläft. Es ist erstaunlich, daß ich es noch aushalte. Aber ich fühle, daß jetzt meine Kräfte anfangen mager zu werden. Ich habe keinen gesunden Widerstand mehr, seit ich auch noch mit Malariaanfällen kämpfen muß. Himmel, Himmel, Himmel, bringe mich bald heim! Sonst wird es zu spät! Einmal möchte ich doch noch meine Annie umarmen und küssen. Ach, ich möchte doch so gern noch Liebe genießen. Ich möchte nicht ohne Annie sterben.

Tosari, 29. Juni 1917

Heute nacht träumte ich sehr lebhaft: Ich ging durch eine Straße mit schönen, hohen Häusern. „Es ist still," sagte jemand; „wenn die Bauleute dort nicht an einem Hause bauen würden, könnte man denken, es ist die Stille eines englischen Sonntags." Dann sah ich plötzlich ein aus rotem Stein (Porphyr oder roter Sandstein) gebildhauertes Bett vor einem Hause auf der Straße stehen, in dem Bett war ein König, halbaufgerichtet, auf einem Ellenbogen liegend, wie träumend, auch aus dem gleichen roten Stein gehauen. „Der König bist du," sagte jemand neben mir. „Und deine Bildsäule, liegend im steinernen Bett, wird hinaus in dein Waldhaus gebracht, wo schon dein Kopf als Bildstatue steht." — „Ach, das kommt alles

zu mir, in mein Schreibzimmer oder in meinen Garten?" fragte ich ganz erstaunt. Dann befand ich mich in einem Haus, das lag in einem Garten an einem Bergabhang, aber es hatte nur ein einziges Zimmer. Man zeigte mir bunte Aquarellbilder von seltsamen fliegenden Insekten und Göttinnen in blauem Himmel, und die Bilder waren wie Bilder aus Märchenbüchern. Das Zimmer aber war ganz leer; nur in der Mitte floß ein klares, reines Wasser wie eine Quelle aus den Steinplatten des Fußbodens. Das Wasser strömte unter der Türe hinaus und floß draußen in der Haushalle die große, breite Treppe hinunter. „Wird denn das Wasser nicht allmählich den Berg heraufwachsen, wenn so viel Wasser hinabfließt?" fragte ich. Aber jemand lächelte. „Ach, nein," sagte ich, „das Wasser läuft ja unten in die weite Welt weiter und wird nicht aufgehalten." Das war mein Traum.

Vom Garten rief der Unglücksvogel so laut, als ich eben eine Postkarte las, die ich von Herrn H. aus Soerabaja bekam. Ich glaube, der arme junge H., der so schmal, lang und fieberbleich aussah, er lebt nicht lange, darum rief der Vogel so laut, solange ich die Karte las.

Jetzt ist es totenstill. Der indische schwarze Friseur war vorhin da und hat meine Haare geschnitten. Sie sind recht graubraun jetzt. Früher waren sie rein schwarzbraun. Vielleicht habe ich ganz graue Haare, bis ich heim zu Annie komme.

Im Haag kommen jetzt deutsche und englische Abgesandte zusammen, um über den Austausch von Kriegsgefangenen und von bürgerlichen Internierten zu verhandeln. Besprochen soll werden, die bürgerlichen Gefangenen nach neutralen Ländern zu bringen und sie dort zu internieren. Ebenso die Kriegsgefangenen. Entschieden darüber ist heute noch nichts. Ach, ich komme dabei wieder nicht in Frage, denn ich bin schon in einem neutralen Land, und man wird mich von hier nicht in ein anderes neutrales Land reisen lassen.

Tosari, Samstag, 30. Juni 1917

Es ist mir ein großes Wunder geschehen, ich schrieb schon davon heute morgen in meine Bibel auf die letzte Seite. Ich habe heute morgen erkannt, daß es einen persönlichen Gott gibt. Die Erkenntnis kam mir, nachdem ich in den letzten Tagen oft die Psalmen gelesen. Heute morgen las ich den fünfzigsten und den sechzigsten Psalm in meiner Bibel. Und auf einmal stand die Erkenntnis des persönlichen Gottes stark und greifbar vor mir. Wohl dreißig Jahre habe ich hin und her erwogen, nachgegrübelt, die Natur und mich selbst beobachtet und den persönlichen Gott erkennen wollen. Konnte ihn aber nicht glauben. Wie wunderbar überzeugt bin ich nun! In wenig Wochen bin ich fünfzig Jahre alt. Dieses ist mein schönstes Festgeschenk, daß ich die Persönlichkeit Gottes nicht bloß in allem Lebenden, sondern auch für sich als ein Lebendes, als eine Persönlichkeit erkannt und klar erfaßt habe. Das ganze Leben ist ein Festzug, von Gott zusammengestellt, und an seiner Spitze geht Gott selbst als Persönlichkeit. Die Welt, die unendlich, ewig, geistig ist, gebildet vom Geist, den wir Gott nennen, diese Welt hat natürlich auch ein Ich, das Ich der Welt ist Gott. Denn alles, was lebt, Gutes und Böses, Starkes und Schwaches, alles ist göttlich im unendlichen Gottweltall. Dieses Weltall muß ein Ich-Gefühl haben, ein persönliches Ich-Gefühl, ein einheitliches persönliches Daseins-Gefühl, und da es göttlich ist, kann sein Ich nur Gott genannt werden. Dieses Meister-Ich der Welt ist Gott. Glaubt ihr, daß man das schon wußte? Ich sage: Nein, das wußten die wenigsten bewußt bis heute. Man hat Gott nicht beweisen können. Aber mein Vergleich gibt einen untrüglichen Schluß auf das Persönlichkeitswesen Gottes. — Das ist so einfach. Warum ist das mir dreißig Jahre lang nicht zum Verstand eingegangen? Mit dem Gefühl fühlte ich Gott, mit dem Verstand habe ich ihn mir heute erst bewiesen. Ich bin wie erlöst von einem großen Lebenskampf. D r e i ß i g j ä h r i g e r G o t t e s k r i e g s c h l o ß h e u t e F r i e d e n m i t m e i n e m V e r s t a n d.

Max Dauthendey.

Tosari. (Ost-Java, Tengger Gebirge.)
Samstag
30. Juni
1917. (Fünf Monate bin ich nun hier 6000 Fuss hoch.)

Heute Morgen, als ich die 59. u. die 60.ten „Psalmen David's" gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntnis. Ich erkannte, dass es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem fünfzigsten Geburtstag wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahr, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche herrliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper eingezogen! (Gott lebt u. ist so persönlich, wie Alles durch ihn lebt. —

Die letzte Seite aus Max Dauthendeys Bibel

Die Menschen sehen anders aus. Die Bäume sehen anders aus. Die Tiere, die Hunde, die Hühner, die Schwalben, die Blumen, die Wolken, die Dinge, alles, alles Lebende sieht auf einmal für mich anders aus seit heute morgen. Hinter allem steht das persönliche Ich Gottes. Es ist ein Ziel in allem. Mir ist, als hätte man mir auf einmal die Augen, den Geist, das Herz, den Leib, den Mut, die Lebensfreude klargewaschen. Wie bin ich stark, sicher, zufrieden, endlich nicht bloß mit der Ahnung Gottes mich zufrieden zu geben, sondern mit der Erkenntnis der persönlichen Anwesenheit Gottes im Weltall. So wenig, wie ich mir mein eignes Ich sichtbar zeigen kann in meinem Leib, so wenig kann ich natürlich die Gestalt Gottes den Sinnen zeigen. Aber so sichtbar mein Verstand und mein Gefühl ein persönliches „Ich" in mir fühlen, so sicher fühle ich im Weltall das göttliche persönliche Ich, von dem wir alle ein Teil sind, wie unser Leib an unserem Ich teil hat, aber das Ich des einzelnen noch mehr ist als der Leib, so ist das Ich Gottes noch mehr als das Weltall. Gott ist eine Persönlichkeit, ein Vater, ein Meister, er ist das „Ich" des Weltalls.

Gestern abend las ich Strindbergs „Schwarze Fahnen" aus. Und heute nacht sah ich einen Menschen, ich weiß nicht, war es mein Vater, war es Strindberg, oder war es ich selber, auf einem eisernen Rost wie in einer eisernen Krippe über Flammen braten, und ich selbst schürte die blauen Flammen. Dann auf einmal stand der Mensch von dem Rost auf, stand unten vor mir, strich sich nochmals über den Kopf, wie um dort mit der Hand Flammen zu löschen, und sagte lächelnd: „Nun ist es gut, nun ist es fertig!" So ungefähr war das Gefühl, das ich vom Wortlaut seiner Gedanken und seiner Augen noch in mir behalten habe.

Vielleicht war dieser Mann auf dem Rost mein eigenes „Ich", das ich dreißig Jahre mit Zweifeln und Fragen nach Gott gemartert habe. Und mein Ich, das heute Gottes Persönlichkeit klar erkannt hat, stand heute nacht schon von dem Bratrost der Zweifel

auf und stand frei und erlöst im Schlaf vor mir, so wie es mir dann morgens im Wachen geschah, als ich den Gedanken von Gottes Person klar erfaßt hatte. Ich möchte den heutigen Tag mit Gold und Purpur in den Weltkalender der Menschheit eintragen.

Jeder, der dieses liest, denke ernst und vorurteilslos darüber nach, und er wird das „Ich" im unendlichen Weltall-Leib nicht ableugnen können. Wenn jedes kleine Gras, jede Ameise, jeder Bazillus ein Ich hat, wie sollte dann die Unendlichkeit des lebenden, brennenden, wachsenden, atmenden Weltalls nicht auch ein Ich besitzen. Ich danke Dir, Gottes-Ich, daß ich Dich vor meinem Tod nach dreißigjähriger Suche mit dem Verstand erkannt habe und Dir nun bewundernd leben darf. Mensch, Dauthendey, freue Dich!

Ich erinnere mich noch, wie ich vor zwei Jahren in Garoet lächeln mußte, als H. S. mir im Pavillon des Hotel Papandajan, als wir über Religion sprachen, erklärte, er glaube an einen persönlichen Gott! Ich dachte damals, überlegen und durchdrungen von meiner vermeintlichen Aufgeklärtheit: Wie kann ein moderner junger Mensch von heute an einen persönlichen Gott glauben! Wohl glaubte ich an Gott, als an eine Kraft, verteilt im Weltall, aber ich glaubte nicht an das „Ich", an die Person eines Gottes; ich hielt mich für so aufgeklärt, und ich war doch noch ganz in Dämmerungszuständen, — so wie alle gebildeten Denker heute in Zweifeln und Dämmerungen sich aufgeklärt vorkommen. Nun glaube ich aber an einen persönlichen Gott, den mir keiner mehr widerlegen kann.

Habe ich deshalb so viel auf Java allein sein, nachdenken, nachempfinden, Gott anrufen, Gott suchen, Gott fühlen und endlich Gott als eine Person erkennen können, und mußte ich drei einsame Jahre ohne Frauenliebe aushalten, um Gottes Liebe und Gottes Ich zu finden, dann will ich nie mehr über die drei Jahre Einsamkeit, Gefangenschaft und Abgeschnittensein von Annie und von der Heimat mich beklagen. Dann, wenn ich auch hier sterben sollte,

will ich mich freuen, daß alle meine Qual ein inneres Ziel gehabt hat. Denn die Erkenntnis der Gottespersönlichkeit ist noch viel beglückender als die Erkenntnis von der Weltallfestlichkeit. Nun steht mir Gott noch als ein Genuß im Weltall-Leben bevor. Einmal werde ich ihn vielleicht von Person zu Person auch mit äußerlichen Augen sehen, so wie ich ihn jetzt mit inneren Augen gesehen und erkannt habe.

Aber habe ich denn je mein eigenes Ich gesehen? Habe ich mich selbst nicht gesehen, wie kann ich Gott sehen? Er ist. Und dieser Gedanke muß mir vollkommen genügen. So wie ich weiß: Ich bin. Und dieser Gedanke muß mir auch mein Leben lang genügen. Gott ist, so wie ich bin.

Wie kam ich nur dazu, daß ich jahrelang von mir, von meinem „Ich", vom „Ich" meiner Freunde, von allen „Ichs" aller Leben sprach, und wollte dem Weltall, dem unendlichen, kein „Ich" zusprechen, keine Persönlichkeit. Wie kurz war früher mein Schluß! Ich bin in Gott. So wie jeder Blutstropfen in mir, jeder Gedanke in mir, jede meiner Taten von Max Dauthendey ist, so ist Max Dauthendey von Gott. Und Gott hat ein Ich, sein Ich ist die Summe aller Ichs des Weltalls. Jedes Ganze hat ein Ich. Das Ich des Weltallganzen ist Gott.

Persönlicher Gott, ich danke Dir für diesen Festgedanken heute, der mir so lange gefehlt hat. Nun gehe ich frei und aufrecht, erlöst von allen Zweifeln und glücklich, an Gott nicht nur zu glauben, sondern Gott zu wissen, den persönlichen Gott zu erkennen.

Wie saß ich heute viel ruhiger unter den antideutschen Holländern und Engländern beim Mittagessen an meinem einsamen kleinen Tisch. Wo ich mir monatelang wie ein Ausgestoßener, wie ein Überspannter, ein von allen Leuten fern, entfremdet und einsam Lebender vorkam. Die Tiere, die Pflanzen, die Wolken bereiteten mir, wenn ich Annie nicht hatte, mehr Genuß im Betrachten als die Menschen. Das ist seit heute anders. Die Menschen um mich sah ich heute als meine göttlichen Mitgesellen an, unser aller Ziel ist der persönliche Gott. Auch meine

Feinde, die Engländer und Amerikaner im Eßsaal, sie kamen mir heute beim Mittagessen zum erstenmal seit drei Jahren nicht als Feinde vor. Daß alle Ichs der Welt aus Gott sind und dem persönlichen Gott angehören, dieses erlösende Gefühl gab mir eine wunderbare äußere und innere selige Zufriedenheit, die ich noch nie unter Menschen gefühlt habe.

Seit dieser unglückliche Krieg vor drei Jahren begonnen hat, ist mir alle Friedlichkeit Menschen gegenüber verloren gewesen. Heute aber habe ich Gott als Person und mit ihm alle Menschen als seine Werke, seine göttlichen, friedlich in mich aufgenommen. Ich bin jetzt, wo es Abend geworden ist, so glücklich und friedlich wie am Morgen, wo ich Gott in Person erkannte nach dem Lesen der Psalmen Davids. Nun sind mir die Psalmen Davids so lieb wie die Sprüche Salomonis geworden.

Man muß erst Gott dreißig Jahre gesucht, mit Verstand und Gefühl gesucht haben, um zu verstehen, wie wohl mir ist, nach allen langen Gedankenqualen, Gedankenverwicklungen, Gedankengründen endlich einfach Gott als das Ich des lebenden Weltalls erkannt zu haben, denn es gibt kein Leben ohne Ich, und so gibt es auch kein Weltall, das alles Leben ist, ohne Ich, und dieses Ich ist Gott, Gott ist also ein persönliches Ich.

Gestern und heute den ganzen Tag spielt im Nebel draußen fern ein Gamelang seine wunderbare beruhigende Musik. Am Gartenrand ist ein Abgrund. Über den Abgrund weg liegt auf einer tieferen fernen Bergstraße ein Dorf. Wenn es klar ist, sehe ich seine Bambusdächer leuchten. Aber jetzt ist zwei Tage viel Nebel um Tosari gewesen, und die Gamelangmusik jenes Dorfes, wo wahrscheinlich eine tagelange Hochzeit gefeiert wird, kommt wie Geistermusik aus dem Nebel und tönt leise und glücklichmachend seit achtundvierzig Stunden fast ununterbrochen Tag und Nacht auf meine verglaste Veranda, wo ich sitze und schreibe, oder auf dem langen Strohstuhl liege und lese.

Die Musik tönt noch, während ich dieses niederschreibe, aus der Nacht durch die schwarzen Scheiben

herein. Vor mir leuchtet glücklich ein Strauß riesiger rosafarbener Stockrosen, den ich heute morgen am Abendgrundrand beim Spaziergang auf dem Autoweg unterhalb von Tosari pflückte, indessen das Rauschen des Wasserfalles in der Schlucht mich und meine Erkenntnisgedanken auf dem Morgenweg begleitete. Der Gamelang läutet wie eine Himmelsmusik, als läuteten alle Glockenblumen im Urwald in den Abgründen. Und hier scheint die gelbverschleierte Lampe über den rosa Blumenstrauß vor mir und in mein Buch. Alles leuchtet glücklich, weil ich innerlich klar aus mir selbst glücklich leuchte.

Niemand habe ich seit acht Tagen gesprochen, seit B. und H. abgereist sind. Immer war ich bei allen Tages- und Nachtstunden schweigend mit mir allein vor der riesigen Landschaft, vor dem Blick in die Abgründe, vor dem Blick auf das Meer, vor dem Blick über die Wolken und in die Nebel und zu dem wachsenden Mond, in die Sterne und in mich selbst.

In solcher Einsamkeit vor großem, weitschauendem Fernblick, in sechstausend Fuß Höhe, da müssen einem Zweifel endlich klar werden und, da muß dem, der sucht, auch eine Erkenntnis kommen. Denn ich lebe auf diesem Berg so rein und weltfern wie ein Säulenheiliger.

Berge ragen hinaus in den reinen Äther, auf Bergen denkt man reiner als in der staubigen Ebene, wo die Fernblicke beengt sind von Häusern und Bäumen. Es ist, als ob mit dem fernblickenden Auge, dem äußeren, auf den Bergen auch das innere Auge des Geistes weitere Ausblicke auf Geistesweiten erhielte, wenn man allein und geistig suchend auf hohe Berge zum Weltäther hinaufgestiegen ist.

Italien muß jetzt auch gegen Palästina den Engländern mithelfen. Ich glaube, ganz Europa muß jetzt nach Blut und Pulver stinken, auch die Meeresluft um Europa herum. Da spricht man von Menschenopfern, die die Wilden in Neu-Guinea abschlachten. Aber was sind die Millionen europäische Tote gegen die paar Wilden, die sich jährlich in Neu-Guinea auffressen. Zuletzt müssen uns die Urwald-

34*

wilden wieder Mitleid und Menschenwürde beibringen, uns Europäern. Die werden alle nach den Kriegsjahren vergessen sein, diese Kultureigenschaften. Wie soll man vor unseren Geistlichen Achtung behalten, daß sie nur den Wilden als Missionare Friedlichkeit lehren und dazu besonders aus Europa in die Südsee reisen. Sie sollten erst zu Hause Frieden lehren und Frieden gründen, so daß es zu keinem Krieg in Europa hätte kommen können. So aber werden sie Feldprediger und müssen die Soldaten vor der Schlacht auch noch anfeuern, Soldaten zu sein. Weil sie dafür bezahlt werden vom Staat, tun sie es auch und predigen Krieg statt Frieden heute. Und in Friedenszeiten verdammten sie die Wilden Neu-Guineas und nannten die alten Waldvölker dort, wenn sie in den Krieg gingen, gottfeindlich und redeten den Wilden das Kriegführen aus. Alles für Bezahlung, hier wie dort. Das gefällt mir gar nicht; es ist keine Logik im Handeln der heutigen Geistlichkeit, — sie sind beinah wie bezahlte Schelme. Christus würde mit seinen zwölf Jüngern keinen römischen Soldaten Feldpredigten gehalten haben. Er hätte die Soldaten vom Töten abgehalten. Das sollten unsere Geistlichen, die Nachfolger Christi sein wollen, auch tun. Nennt euch nicht Christen, wenn ihr Christi Lehre nicht verbreiten dürft und wenn ihr fürchtet, damit eure Stellung und euer Brot zu verlieren. Die Apostel fürchteten nichts, als sie in die Welt zogen und das Mitleid lehrten.

Tosari, Montag, 2. Juli 1917

Ich habe heute die Smeroeskizzen in meinem Skizzenbuch mit Aquarellfarben „bearbeitet“.

Ich sehe und spreche keinen Menschen. Nur bei Tisch sehe ich Leute, fremde, im Saal sitzen. Ich möchte so gern mal mit Familien plaudern, mit Damen. Ich bin furchtbar müde und gequält von der ewigen Einsamkeit. Und kein Brief von Annie, kein Lebenszeichen!

Es ist jetzt trocknes, schönes Wetter. Es hat lange nicht geregnet. Aber ich gehe wenig spazieren, nur

jeden Morgen zur Aussichtsbank, zur ersten, dort starre ich in die Luft. Dann gehe ich in mein Zimmer. Von mittags zwei Uhr ab bis zum nächsten Morgen um neun Uhr sitze ich auch immer in meinem Zimmer oder auf meiner Veranda bei Büchern, so daß meine Augen anfangen entzündet zu werden vom vielen Lesen. — Traurig, traurig, traurig!

Tosari, 3. Juli 1917. Halb acht Uhr abends

Draußen hinterm Haus im Osten steht der Vollmond über dem Bergkamm der „Drei Hindudörfer". Vor mir vor den Glasscheiben steht der Abendstern über dem Bergkoloß des „Ardjoeno". Es ist seit einer Viertelstunde vollkommen Nacht auf der Erde. Nur der Himmel ist noch kristallen grünlich am Bergrand. Die Grillen ziehen lange schneidende Laute. Ich habe einen kleinen Abendweg im letzten Licht gemacht. Ich schleppe meine Sehnsucht und mein Heimweh wie einen Korb voll Steinen auf dem Kopf, wenn ich so allein täglich denselben Weg zur Aussichtsbank schleiche. Viele Monde muß ich noch ab- und zunehmen sehen, bis ich fort darf von der Insel der Gefangenschaft. Ich fühle, als würde ich, seit der Friede immer aussichtsloser wird, mit jedem Mond ein Jahr älter und ein Jahr müder.

Der Hochzeitsgamelang aus dem Bergdorf über der Schlucht spielt immer weiter drüben, seit Tagen. Diese kindlich lieblichen Laute, die manchmal an Klaviersonaten erinnern, und die Grillen sind meine einzige lebende Gesellschaft. Ich habe mir heute aus Verzweiflung, weil ich mir so gern die alten Münchener Straßen und deutschen Menschen vorstellen möchte, wieder einen Roman von Heinrich Mann „Die Jagd nach Liebe" zu Ende gelesen. Es ist schrecklich unerquicklich, der ganze Inhalt, aber es ist wenigstens echt, wenn es auch schwül, schwelgend und wie vor dem Spiegel geschrieben ist und es einen deshalb wenig deutsch anmutet. Aber es leistet mir Gesellschaft, so daß ich nicht immer an mich denke.

Im Halbdunkel

Ich schleiche im Abend, du bist mir im Sinn.
Am Grabhügel zittert der volle Mond hin.
Dorfhütten atmen schwer schwälenden Rauch.
Im Halbdunkel ist es der Heimat Hauch.
Und bin doch fort über Meere und meilenweit,
Die Sehnsucht betrügt den Raum und die Zeit.

Tosari, 3. Juli 1917

Tosari, 5. Juli 1917, vormittags zehn Uhr

Ich habe heute morgen die Ernennung des Propheten Samuel gelesen und dann die Erwählung des Königs Saul, des ersten Königs der Juden. Es ist wunderbar, daß der alte Prophet Samuel den Juden zuerst keinen König geben wollte. Er sagte zu ihnen: „Ihr setzt damit Gott Euern Herrn ab, der ist König der Juden." Also war seit Moses Zeiten bis zum Propheten Samuel das Judenvolk ein Priesterstaat gewesen. Dann wählte Samuel auf Drängen des Volkes und nach dem Rat Gottes den jungen Saul zum König. Der war einen Kopf größer als alle Juden, und solange er lebte, ging der Krieg gegen alle Stämme rundum, gegen alle Nachbarn nicht aus. Die Juden hatten vorher unter dem Hohenpriester Eli und unter Samuel Niederlagen gegen die Philister erlitten; es ist deshalb leicht zu verstehen, daß sie statt des Regimentes der Priester einen kriegsgeübten König wünschten. Aber dann merkte Samuel, daß es nicht gut war, daß der König Saul nur kriegerisch war. Und er benahm sich wie die Päpste gegen die Könige und Kaiser der Christenzeit. Er sprach einen Fluch gegen Saul aus, da dieser zugelassen hatte, daß man den König Agag der Amalekiter nicht getötet hatte, und daß man Schafe und Gut der Amalekiter geraubt hatte. Denn beides hatte Samuel dem König Saul verboten, als dieser auszog, zu kämpfen. Und Samuel tötete selbst den König Agag vor den Augen des Königs Saul. Und er verdammte von da ab den eigenmächtigen König Saul und salbte heimlich den kleinen Hirten David, der auch schön

und mutig war, und der außerdem auch noch das Saitenspiel verstand. Von da ab wurde Saul ruhelos. Und Saul ließ einen Mann suchen, der ihm die Unruhe mit Harfenspiel vertreiben sollte. Da brachte man David zu ihm. — Ich schreibe dieses Altbekannte nochmals im Zusammenhang, kurz aufgeführt, nieder. Ich will nur zeigen, wie das Volk der Juden sehnlichst einen König wünschte. Wie das Hohepriestertum den König als eine Gottesbeleidigung erst ablehnte. Wie dann aber der Priester den ersten König absetzte und den zweiten König einsetzte, um sich und dem Volk zu beweisen, daß er, der Priester, über dem König stand. Und daß er diesen Beweis brauchte, um sich seiner Macht für immer bewußt zu bleiben. Denn Sauls Vergehen war gar nicht sehr groß, finde ich. Man hätte ihm ruhig verzeihen können. Aber Saul war unmutig, herrisch. Zuerst hätte man aber von Samuels Seite auch den Sohn Sauls Jonathan als königsunwürdig erklären müssen. Er hatte auf einem Feldzug an einem Fastengelübdetag im Wald ein wenig Honig genommen, nachdem er seinen Stock in einen hohlen, von Honig überfließenden Baum gesteckt hatte. Dafür sollte er dann sterben, aber das Volk bat für ihn, und er durfte leben bleiben. Aber da nun immer doch noch Fluch auf Jonathan ruhte, konnte Samuel einen ganz neuen König, den kleinen jungen David, salben. Und David wurde gesalbt. So hatte Samuel, der mächtige, der wie ein Papst handelte, Saul und seinen Nachkommen auf die Seite geschoben. Und immer blieb er, Samuel, allmächtig groß, indessen die Könige vor ihm kamen und gingen, wie er es für gut fand. Seltsam ist auch, daß Samuel einsah, daß Könige nicht bloß kriegerisch und heldenhaft sein müssen wie Saul, sondern, daß sie auch kunstliebend wie David sein sollen. Dieses Herz Davids versprach dem Samuel mehr Freude, da es Feingefühl für die Kunst mit Kraft und Männlichkeit vereinte. Und David, der kunstliebende, steht auch in der Geschichte dann höher als Saul, der Soldat. So sollte es immer sein. Ein König soll den Soldaten und den Künstler in sich mit Weisheit

vereinen. Und dann lobe ich mir eher ein Priesterregiment als ein Soldatenregiment. Am idealsten ist ein König, wie David einer war, oder einer wie Salomo.

Abends halb sieben Uhr

Bin um halb sechs Uhr spazieren gegangen. Die Nebel stiegen schon aus den Tälern. Im alten Tosari standen am Weg zwei Javaninnen, sie trugen jede in einem dicken hohlen Bambusrohr Wasser heim, waren stehengeblieben und plauderten an der Wegkante, ehe sie sich trennten, eine kleine Minute, so wie Mädchen bei uns zu Hause im Dorf. Es ist auf der ganzen Welt dasselbe, dachte ich. Die Männer rauchen, die Frauen schwatzen.

Ich war durch Alt-Tosari die Autostraße hinuntergegangen und stieg die Jakobsleiter hinauf. Außer ein paar Kulis und zwei spazierenden Europäern begegnete mir nur der Nebel, der, vom Sonnenuntergang rosig gefärbt, mir von unten entgegenkam. Auf der Jakobsleiter wurde der Nebel so dicht, daß er mir fast den Aufstieg verhüllte. Da bat ich ihn laut und freundlich, er möchte mir noch Zeit lassen, hinaufzukommen, denn beim steilen Aufstieg ist es peinlich, dicken Nebel zu schlucken, wenn man schwitzt und atemlos wird. Der Nebel war freundlich und gab mir Platz. Er wich zu beiden Seiten des schmalen Weges in die Abgründe links und rechts zurück, und ich konnte erstaunlicherweise und dankbar auf nebelreiner schmaler Wegstiege zur Höhe klettern. Es war wunderbar, und ich mußte ans Rote Meer denken, das den Kindern Israel in zwei Mauern auswich, als sie von Pharao verfolgt wurden. Mein Verfolger war die Nacht, die dicht hinter mir auch auf den Berg gestiegen kam, und ich wollte nicht gern im Nebel irren und in Abgründe stürzen bei Nacht und Nebel und wollte nicht gern Malaria heimbringen aus der Nebelkälte. Nun aber dankte ich dem Nebel, der mir eine freie Gasse gemacht hatte, und ich kam gut hinauf nach Tosari mit dem letzten Dämmerstrahl.

Ich habe nachmittags auf dem Bett noch die ganze

Königsgeschichte Sauls ausgelesen in der Bibel. Sie endet herrlich mit der Todesrede Davids, welcher Saul und Jonathan beweint und besingt.

Es ist ein wundervoll tragisches mächtiges Schicksal über allen diesen Männern Gottes.

Heute morgen habe ich wieder ein Smeroe-Aquarell in mein Skizzenbuch gemalt. Das war mein Tagewerk. Ich übe mich im Aquarellmalen, vielleicht muß ich mir damit hier meinen Lebensunterhalt verdienen, wenn der Krieg noch lange dauert.

Heute nacht war ein Kind von der großen Heuschrecke, die neulich nachts an meinem Waschtisch gesessen hat, in meinem Zimmer. Ihr Vater hatte sie herein geschickt. Sie sang aber bald so laut, daß ich nicht schlafen konnte. Ich machte ihr erst das Fenster auf, sie fand aber nicht hinaus, sie war noch so jung und dumm. Trotzdem ihr draußen die Eltern laut zusangen, fand sie die offne Scheibe nicht im Dunkeln. Dann mußte ich das Gas anzünden und ihr mit dem Handtuch sanft nachhelfen, und draußen sangen dann alle zusammen im Verein weiter, mit ihren langen ziehenden Tönen, die wie glänzende lange, haardünne Lichtstreifen im Finstern wirken.

Ich fürchte: wenn der Krieg noch einen Winter weiter dauert, dann werden wir zum Frühjahr noch interniert, wir armen Deutschen hier; weil als letzten Ausweg England das kleine arme Niederland doch noch mit hineinzerren wird in den Kriegsschrecken. Statt daß es Friede wird, wächst der Krieg täglich weiter an, wie eine blutige Sündflut aus Tod und Schrecken und Not, die ganz Europa ins Elend bringen will. — Gott sei uns gnädig, die Welt war wohl nie so düster vor den Augen der ganzen Menschheit wie heute in der größten Kriegszeit!

Die Entwicklung Chinas interessiert mich sehr. — Eben war Erdbeben, während ich den letzten Satz niederschrieb über China. Das ganze Haus wackelte, und alle Türen rüttelten. Ich sprang auf, es ist abends sieben Uhr. Ich öffnete die Verandatür und sah hinaus. Aber es ist Sternennacht, und außer der Erschütterung im Haus ist nichts zu merken. Ein einziger

Stern steht wie ein Licht oben auf einer Zacke des Vulkanes Ardjoeno im Westen von Tosari.

Solche Überraschungen sind öfters hier auf Java, Erdbeben und dann nachhaltige Totenstille.

Ich glaube, wenn China sich aufrafft, dann wird China tonangebender in Asien als das kleine Japan. Da es hundertmal größer an Einwohnerzahl ist, wird China natürlich auch länger brauchen, bis es zeitgemäß durchgebildet ist, als Japan. Aber dann wird es mal mit seinen noch unverbrauchten Kräften die ganze Welt und besonders Europa reichlich überraschen. Schade, daß ich das nicht mehr erleben und genießen kann. Denn ich liebe China sehr. Es ist das weiseste und zugleich das ursprünglichste aller alten Völker der Erde heutzutage.

Habe heute wieder ein Smeroe-Aquarell gemalt, den „Abstieg"*). Jetzt habe ich bald zwölf Bilder von der „Smeroe-Besteigung" fertig.

B. telegraphierte heute, fragte, wie es mir geht. Ich dachte schon, das Telegramm wäre von Annie. Ach, so lange, so lange kein Annie-Gruß.

Vogel der Seele

Du Schwalbe, Vogel der Seele —
Genannt so in alter Zeit —,
So leicht fliegst du hin und weit
Wie der Geist, der ohne Fehle,
Geist der Unendlichkeit,
Der Fluggeist aus Wille und Weisheit.
Da draußen in der Nebelweite
Schwebt der Ardjoeno in blauer Breite.
Der Abendhimmel mit gelbrotem Schein
Flieht als Goldfasan übers Berggestein.
Und vor offner Tür überm Gartenstrauch
Sticht die Schwalbe flink durch den Abendrauch.
O Schwalbe, grüße der Seelen Seele,
Für die ich mein Leben dem Tod abstehle.

---

*) Farbig reproduziert auf dem Umschlag und Einband des Buches „Erlebnisse auf Java" von Max Dauthendey (Verlag Albert Langen).

Tosari, 5. Juli 1917

Um acht Uhr abends war nochmals Erdbeben. Wieder schüttelte sich das ganze Haus rasselnd, der Steinfußboden bewegte sich hin und her. Als mein javanischer Junge mir das Abendessen wie immer auf die Veranda brachte sagte er: „Lindoe, dewa kalie," — Erdbeben, zweimal!

Tosari, Montag, 9. Juli 1917

In Poweredjo hat man am Samstagabend die beiden Erdbeben auch gespürt, stand heute in der Zeitung. Und eben erzählt mir im Vorbeigehen Herr von D., der Stallmeister von Tosari, daß im September vor zwei Jahren ein so starkes Erdbeben in Tosari war, daß der Billardsaal ganz schief stand und beinahe umgeworfen wurde. Im Fußboden des Saales waren drei Meter tiefe Einsenkungen vom Erdrutsch entstanden. Denn dieser Holzsaal steht ganz dicht am Abhang einer Schlucht. Es war das nachmittags um zwei Uhr. Er meinte, es wäre gar nicht gut, daß weder der Bromo noch der Smeroe-Vulkan augenblicklich rauchen. Einer müßte immer rauchen.

Gott gebe, daß ich 1918 endlich in Europa bin und das Erdbeben nicht mit erleben muß, das dann furchtbar sein wird, wenn die Wahrsagung recht behält. Heute hat es zum erstenmal wieder gestürzregnet. Es war ein ganz fürchterlicher Lärm, und es kamen ganze Wasserberge aus den Wolken. Um zehn Uhr hatte sich schon so dichter Nebel auf allen Gartenterrassen gebildet, wie es sonst nie war. Man sah kaum noch die braunen Holzgebäude vom Restaurationssaal und vom Eßsaal. Es war auch ganz dunkel bei Tisch im Eßsaal. Aber als der Regen von zwei bis fünf Uhr niedergoß, dachte man an ganze Meere, die vom Himmel fielen. Man hörte nichts mehr als den harten Schall des Wassersturzes über Hausdach und Garten. Jetzt im Abend ist es still, als ob es nie geregnet hätte.

Ich habe heute das Buch „Ulenspiegel" von Charles de Coster (in deutscher Ausgabe) ausgelesen. Ich las viele Tage an dem guten dicken Buch. Es ist schon 1867 erschienen. Im Jahre, wo ich geboren wurde. Coster starb 1879. Er nennt es „Ulenspiegel und Lamm Goedzak", die fabelhafte Geschichte ihrer heldenmütigen, lustigen und rühmlichen Abenteuer. Es ist ein fest und kräftig und tüchtig männlich gefühltes und geschriebenes Buch. Ich hatte gute Gesellschaft an ihm. Ich wünschte, ich hätte in meiner Verbannung nur so gute Bücher zum Lesen. Nur dann vergeht die Zeit wertvoll, sonst verschwimmt sie wie leerer Nebel, wenn man leere Bücher liest.

Heute mittag war wieder dicker Nebel, aber es regnete nicht; ich versuchte nachmittags um vier Uhr spazieren zu gehen; Bob, der Neufundländer, begleitete mich, aber ich mußte draußen vor Tosari wieder umkehren, der Nebel war zu qualmend. Ich werde ganz kurzatmig davon und bekomme keine Luft mehr.

Jetzt ist es nach Sonnenuntergang ganz hell geworden, der Himmel ist goldklar und etwas dunkel bewölkt vor meiner Veranda. Die Katzen schreien eben wieder sehr. Neulich vor dem Erdbeben schrie auch eine Katze langgezogen und jämmerlich, als fühlte sie in ihrem elektrischen Fell das Erdbeben nahen.

Jetzt blühen in den Gärten hier die Margaretenbäume wieder reich weiß. Wie große weiße Blütenberge stehen die Bäumchen in den Blumenbeeten und am Gartenabhang. Auch die Trompetenblütenbäume, die seit April mit ihrer Blüte ausgeruht haben, beginnen wieder lange, fußgroße Lilien, weißgrüne, zu treiben. Die Rosen blühen immer, mal mehr, mal weniger, aber ganz löschen sie nie in den Gärten und an den umkletterten Holzwänden der Villen aus. Die braunen Holzvillen stehen immer, von gelben Teerosen überschüttet, links und rechts auf dem Weg am Bergkamm und scheinen sich im Rosenreichtum recht wohl zu fühlen. Und die weißgekleideten, rosigen und blauäugigen und gelbblonden Holländerinnen vornehmer Familien nehmen sich mit ihren runden kleinen Kindern

und den braunen javanischen Kinderfrauen gut aus in der Rosenumgebung bei den hübschen Glasveranden, den lauschigen, vor den braunen Holzvillen. Die Gärten sind klein und niedlich, so wie die Holzlandhäuschen winzig sind, die in den Rosen liegen.

Wenn ich nicht auf dem Schreibtisch den Kalender mit der roten Ziffer und dem roten Monatsnamen vor mir stehen hätte, wüßte ich nie, welcher Monat es ist. Denn draußen blühen ja heute die Rosen, die Fuchsienbüsche, die Pflaumenbäume, die Orangen- und die Pumpelnußbäume, die Kannablüten, die Heliotropbüsche, die Azaleen genau noch so wie am Tage meiner Ankunft, am 9. Februar dieses Jahres, als ich von der Hitze von Soerabaja auf die Bergkämme nach Tosari heraufkam. Und der Nebel kommt und geht, abwechselnd wie immer mit dem großblauen, klaren Äthersonnenhimmel. Nur der Nachmittagregen hat an Regelmäßigkeit verloren. Die meisten Nachmittage sind jetzt seit Juni ohne Regen. Aber um fünf Uhr kommt der Nebel dicht aus der Tiefebene und aus den Schluchten herauf nach Tosari und wächst vor Sonnenuntergang mächtig an. Dann gegen sieben Uhr in der Finsternis verfliegt der Nebel wieder, und die Sterne stehen mit dem „eisernen Südkreuz“ die ganze Nacht funkelnd über meinem Dach.

Heute, der 14. Juli, ist der französische Nationaltag, und Paris tanzt heute. Wie oft haben Annie und ich in unseren Pariser Jahren 1896 bis 1900 abends zugesehen, wenn dort am Nationaltag, wo vier Straßen sich kreuzten, vor den vier Eckgasthäusern auf der Straße Lampions in Ketten und von Laterne zu Laterne gezogen waren, die leuchteten gelb und rot bis Mitternacht, und die Arbeiterwelt des Stadtviertels tanzte dort auf dem Asphalt.

Jetzt, im Nachmittag um drei Uhr, wird die Sonne so heiß und rückt von Nordwesten bis auf meinen Tisch, daß ich nicht mehr weiter schreiben kann, auch glüht das erhitzte Wellblechdach über meinem Kopf zu sehr. Es fressen zwei kalbbraune junge Ziegen draußen am Gartenrand unter den Rosenbüschen. Ihr Graszupfen und Graskauen ist das einzige Ge-

räusch, das auf die Veranda zur offenen Tür mit dem heißen Sonnenstrahl zu mir an den Schreibtisch kommt. Ich werde in mein kühles Zimmer flüchten und später über den Kriegszustand weiterschreiben, wenn die Sonne untergeht. Das ganze Haus mit den zwölf Zimmern in einer Reihe schläft schon längst. Ich bin der einzige, der mit der Feder übers Papier kratzt.

Es ist hell, aber schwer bewölkt, nachdem ich nun um fünf Uhr aufgestanden bin vom Bett, wo ich das Leben der Könige nach David und Salomo in der Bibel gelesen hatte. Ich finde, die anderen Könige außer Saul, David und Salomo nehmen keinen so hohen Stand in der jüdischen Geschichte ein. Saul, David und Salomo sind eine wirklich großartige geschichtliche Trilogie in der Bibel. Es liest sich wunderbar, wie die Könige immer Gott anriefen aus Überzeugung, daß Er der Herr der Herren war.

Tosari, Sonntag, 15. Juli 1917

Es ist abends halb sieben Uhr. Die schleifenden Laute der Grille ziehen durch die Glasveranda an den zwölf Zimmern vorbei. Draußen im Dunkel über dem in Nacht verschwundenen Ardjoeno-Berg steht eine finstere lange Wolkenbank. Und als ich eben an das Verandafenster, ans offene, trat, sah ich den Venusstern als feinen Punkt dort im grünblauen Ätherdunkel blitzen, gerade inmitten über der drohenden Wolkenstrecke. Aber zugleich, als ich das Auge senkte und über die Fensterbank zu dem Rosenbusch sah, der da unter dem Fenster heraufgewachsen immer zu mir ins Zimmer winkt (wenn ich tags einsam geradeaus starre aus meinem Strohstuhl am Verandatisch), da entfuhr mir ein leichter Ausruf des Schreckens und des Bedauerns. Meine junge Freundin war geraubt. Eine junge helle Rose, die sich in der letzten Nacht erst erschlossen hatte, die einzige Rose an jenem Fensterstrauch im Garten, die einzige Rose, die seit Tagen zu meinem Fenster heraufgewachsen war, und an die ich gestern abend noch meine Wange angelehnt hatte, und die mich so kühl berührt hat, wie ein kühles Menschengesicht, die einzige, meine einzige Rose war

verschwunden, abgeschnitten. Der leere Zweig mit der kleinen blinkenden Schnittfläche sah mich als ein leerer Stummel aus dem dunkeln Garten an. Heute morgen, als die Rose mir so schön erschlossen beim Morgengruß, wie ich nach sechs Uhr auf die Veranda trat, im leichten Luftzug zugenickt hatte, da habe ich mich nachher auf mein Bett gelegt und dieser kleinen, jungen Rose ein Gedicht gemacht.

Der Venusstern im Himmel blitzte mich jetzt tröstend an, es war wie ein letzter Erinnerungsblick von der verschwundenen Rose, ein Gruß, den der Stern in ihrem Auftrag mir zuwinkte. Wer war so grausam und schnitt meine Fensterfreundin ab? Sie war meine einzige Gesellschaft in diesen Tagen. Seit Wochen sah ich der winzigen Knospe zu, die, so allein am Strauch und so allein zum Fenster aufgestiegen, sich immer an die Scheibe lehnte, wenn der Fensterrahmen geschlossen war. Behutsam hielt ich sie immer in acht, wenn ich öffnete, um sie nicht zu zerstören. Und sie hatte sich so schön entwickelt. Und neulich, als sie eben aus der grünen Hülle die ersten hellen Blätter wickelte, da mußte ich meine Wange an ihr streicheln, als ich in die dunkle Nacht sah; und sie allein war meine Gesellschaft auf der toten Abendveranda, wenn alle Menschen im Gesellschaftssaal sich unterhalten.

Liebe, kleine, helle Rose! Sie hat mir heute in der Morgenstunde so eifrig zugenickt. Sie wollte sagen, pflücke mich, sonst nimmt mich ein anderer. Ich habe es nicht begriffen. Ich wollte sie lebend am Strauch genießen. Das Auffallende an dieser kleinen Rose war, daß sie sich nicht dem Licht und dem Garten wendete, sondern während ihres Wachstums und Aufblühens immer hartnäckig ihr Blumengesicht herein in meine Veranda gewendet hielt, vom hellen Garten hin zu meiner Einsamkeit.

Ich empfand einen Schmerz, einen Verlust, einen Gram und empfinde das noch, da ich nun nie mehr die kleine Rose wiedersehe. Und ich könnte sie aus einer fremden Vase stehlen, wenn ich sie irgendwo auf einem Verandatisch stehen sehen würde. Ich

wollte sie lebend am Fenster haben und ein paar Tage, solange sie ihre Blütenhochzeit hielt, mich mit ihr freuen. Auch diese kleine Freude ist mir nun gestohlen. Und ich bin ganz einsam wieder.

Ich dachte eben im Sonntagabend an Annie, als ich den Abendstern im Westen sah und dann den Rosenraub entdeckte. Es wird meiner Annie doch nichts zugestoßen sein? Ach immer, wenn ich nach Westen schau, grüße ich Annie. Sie muß es fühlen. Von einem großen Rosenkletterbaum schauen drei, vier groß erblühte, vom Verandalicht halb erhellte Teerosen in der Ferne in die Nacht. Aber keine Rose lehnt mehr an meinem Fenster. Keine will mehr zu mir hereinsehen. Lebe wohl, liebe helle Rosenfreundin, lebe wohl!

Tosari, Montag, 16. Juli 1917. Abends sieben Uhr

Als ich heute morgen gerade unter der Schere des schwarzen indisch-javanischen Haarschneiders auf meiner Galerie saß und dem Fallen meiner grauschwarzen Wolle auf den weißen Frisiermantel zusah, kam Herr O., ein junger Deutscher aus Soerabaja. Er bleibt vierzehn Tage hier. Nun habe ich doch wieder deutsche Tischgesellschaft. Ich war recht froh.

Heute habe ich den ganzen Tag abgeschrieben. Ich bin jetzt auf Seite 47 in der Reinschrift. Es strengt mich sehr an, jedes Wort nochmals zu überlegen, ehe ich es in die Reinschrift bringe. Das Dichten ist nicht anstrengend gewesen, aber das Reinschreiben. Man zweifelt leicht, ob es deutlich ist. Manchmal auch ist man dann zu verantwortlich genau und verbessert zu viel. Davor habe ich Angst. Ich habe leider niemand, dem ich manchmal einen zweifelhaften Satz vorlesen könnte, um ihn zu prüfen. Zu Hause in Deutschland hatte ich es gut, da hatte ich immer meine Annie, die entscheiden mußte. Und sie hatte so ein gutes, klar fühlendes Urteil in der Dichtung.

Tosari, Freitag, 20. Juli 1917

Bekam heute einen Brief von Frau M., die mir zum Geburtstag gratuliert. Sie ist traurig, daß ich

ihr auf drei Briefe in drei Monaten noch nicht geantwortet habe. Aber ich arbeite so viel an meiner Dichtung und schreibe auch so viel Tagebuch, daß ich zu müde bin, dann Briefe zu schreiben. Denn Schreiben strengt in dem Tropenklima mehr an als irgendwo.

Und was soll ich schreiben! Ich erlebe fast nichts in Tosari. Ich lese, spaziere, schreibe, schreibe, lese, spaziere, gräme mich, lebe im Heimweh und lebe in Sehnsucht nach Annie ohne Ende.

Heute morgen um halb sieben Uhr schrieb ich schon an Annie. Ich glaube nur, mein Brief kommt niemals an, so wie ich jetzt gar keinen Brief mehr von Annie hierher erhalte. Das ist zu traurig. Ich habe so große Sehnsucht. Und nun kann oder darf ich nicht mal mehr deutsch schreiben, da der englische Zensor alle deutschen Briefe zurückhält. So schrieb ich heute schwedisch. Aber hier, wo ich immer holländisch und malaiisch und javanisch den ganzen Tag höre und niemals schwedisch, hier war es mir besonders schwer, schwedisch zu schreiben. Und mein Brief wurde, glaube ich, ein recht kindlich kindisches Schwedisch. Auch kann ich gar nichts erzählen, weil ich die schwedischen Worte wohl weiß, sie aber nicht richtig schreiben kann. Ach, mein Heimatleid wird immer größer von Monat zu Monat.

Der letzte Brief Annies an mich ist vom 31. Januar. Seit sechs Monaten keine Nachricht von meiner Anniefrau, nur zwei Telegramme oder drei in all der langen Zeit. Der Zensor läßt nichts mehr an meinen Namen durch, glaube ich. Und ich bin doch für England ganz ungefährlich hier.

21. Juli 1917. Samstag abend

Habe heute einen Brief von Herrn M. aus Djember bekommen, er erklärt mir die Reiseart, wie ich am besten auf das Idjen-Plateau kommen könnte. Aber jetzt, wo ich wieder Chinin nehme zweimal die Woche, ist gar nicht daran zu denken.

Gestern abend um halb acht Uhr wurde ich von R. aus Soerabaja ans Telephon gerufen. Er teilte mir im Namen von zwanzig Herren mit, daß man

am kommenden Mittwoch, dem 25. Juli, meinen Geburtstag in Malang im Palast-Hotel feiern wollte. Er will mir Dienstag sein Auto senden, Fräulein W. soll mich hier abholen und nach Malang fahren. Darüber war ich doch sehr erstaunt, daß so viele Herren zusammenkommen würden. Und ich finde gar nicht, daß jetzt in der Kriegszeit eine Feier am Platze ist. Es ist sehr gut gemeint, erfreut mich und ehrt mich, sagte ich ihm, aber auch meine Gesundheit läßt solchen Temperatursturz von Tosari nach Malang nicht auf einmal zu. Und ich bat ihn heute morgen nochmals telegraphisch und auch brieflich, bis zum Friedensfest zu warten, wo man dann ja bei einem Glase Wein immer noch meiner fünfzig Jahre gedenken kann.

Auch L. telephonierte heute früh aus Malang. Er wollte mich durchaus unten haben in Malang. Er sagte, ich müßte kommen, es seien da Vorbereitungen, die nicht mehr abgesagt werden könnten. Auch habe Doktor G. es ihm schriftlich gegeben, daß ich davon keinen Schaden nehmen würde, wenn ich nach Malang käme. Aber ich antwortete: „Doktor G. hat mich fünf Monate nicht gesehen. Wie kann er wissen, wie schwer meine Malaria ist?"

Ich liebe es gar nicht, so überredet zu werden, wenn mein Herz Nein sagt. Und es sagt Nein! Ich traure, daß ich ohne Annie, ohne Deutschland meinen fünfzigsten Geburtstag feiern muß, und ich will an dem Tag mit meiner Trauer allein bleiben, das tut mir am wohlsten. Und am Friedensfest, wenn es vielleicht noch in diesem Jahr ist, will ich mich gern mit einem Glas Wein noch nachträglich feiern lassen. Jeden Augenblick, während wir feiern würden, würden Deutsche zu Hause erschossen oder verwundet, da kann ich nicht mit freiem Herzen feiern. Es muß Frieden sein, wenn ich feiern und aufatmen soll.

Sonntag, 22. Juli 1917

Es ist ein verzweifelter Sonntag gewesen. Ich bin von solcher Sehnsucht und Niedergeschlagenheit geplagt gewesen. Vormittag arbeitete ich bis Mittag

am „Weltfestlied“ (Reinschrift). Aber gegen mittag brach es los, die Traurigkeit, die unvertreibbare.

Der Morgen um sieben Uhr war so verschwommen. Die Sonne steckte kalt in weißen Dunststrichen. Und der Himmel war, wie mit schmutziger Wäsche, mit schmutzigen Wolkenflächen behangen. Das war schon unerfreulich und bedrückt. Mittags blieb zum erstenmal die Zeitung mit den Kriegsnachrichten ganz aus. Weil seit drei Tagen javanisches Neujahr ist und die Javanen nicht arbeiten und überall Feuerwerk und Schwärmer abbrennen, wurde in Soerabaja auch keine Zeitung gedruckt. Es ist, wenn kein Telegramm von Europa und vom Krieg vor einem liegt, eine solche Leere im Inneren, in der Friedenserwartung meines Herzens, als sei der letzte Faden zur Heimat abgeschnitten.

Die Lampe brennt, ich schreibe Tagebuch und bin immer noch traurig. Und während ich schreibe, an dem kleinen viereckigen Strohtisch unter der gelbverschleierten Verandahängelampe, entblättern sich die fünf weißen Rosen vor mir durch die Erschütterung des Strohtisches beim Schreiben immer mehr, und um mein Tagebuch liegen lauter weiße Rosenblätter gestreut.

Längst hätte ich schon gern mal in dieses Tagebuch notiert, was für viele seltsame Menschen hier im Hotel, so wie in allen Hotels, bei dem langen Gasthausleben an mir vorbeiziehen. Sowohl in der Zwölfzimmergalerie, in der ich auf der untersten der drei Tosari-Gartenterrassen seit fünf Monaten wohne, als auch oben im Speisesaal bei den drei Tagesmahlzeiten. Am einen Ende der Galerie wohnt eine vierzigjährige Krankenschwester, sie ist schwindsüchtig und liegt tags auf einem Liegestuhl in der Sonne. Sie ist blaß, lang, hager, blaßblond, blaßblauäugig, und ihr Leben scheint auch verblaßt in Altjüngferlichkeit zu sein. Aber sie hat etwas im Gesicht, das erinnert mich an Annies Schwester Hertha, die Ärztin, als diese noch Studentin war und mir immer vorkam, als habe sie nur Lymphenblut im blassen Geäder ihres blassen Gesichtes. Sie hat auch dasselbe blaß-

blonde Haar gehabt. Diese Krankenschwester ist nun auch schon drei Monate hier, und sie geht in ihrer hellblauen, schlichten wollenen Jacke und dem dunkeln oder weißen Rock so angenehm einfach oft in kleinem Spaziergang um das lange Haus mit den zwölf Zimmern. Sie ist auch wie eine weiße Rose. Obwohl sie jetzt ein klein wenig Farbe bekommen hat und sich immer hütet, ihren Husten merken zu lassen. Dann hustet da drei Zimmer von mir weg ein Todkranker. Einer, der seit sechs Monaten an Lungenentzündung zu Bett liegt. Seit zwei Tagen wird er morgens um sechs Uhr für ein paar Stunden auf einen Stuhl in den Garten auf den Rasen gelegt, an die Sonne. Und liegt da wie ein Halbtoter, ganz eingesunken, mit spitzen Wangenknochen. Und riecht an einer braunen Ätherflasche. Ich habe nachts öfter für ihn gebetet, wenn sein Husten so erstickend und grauenhaft durch die drei Zimmer herhallte. Dann wohnt neben mir seit ein paar Tagen ein totenstiller junger Engländer. Er sitzt immer vor seiner Tür schon morgens um sechs Uhr in einem Schlafrock und liest aus kleinen gutgebundenen Büchern. Er ist auch mager, blaß und sieht kraftlos aus. Es ist auffallend, wieviel kranke Menschen jetzt um mich sind. Das war früher nicht. In den ersten Monaten hatte ich den lauten, ewig pfeifenden und kraftprotzigen Pflanzer neben mir wohnen. Weiter auf der anderen Seite meines Zimmers wohnt jetzt für noch acht Tage der magenkranke, unruhige, lebenssehnsüchtige O., der auf den Operationstisch wartet und vor seinem Magen fliehen möchte. Weiter neben ihm wohnt dann eine blasse, schmale Norwegerin aus Singapore mit einem Kind, das wie ein Junge aussieht, aber wie ein Mädchen gekleidet ist. Sie ist allein und sitzt bei Tisch auch allein, und sie sieht aus wie an Einsamkeit und Alleinsein gewöhnt. Sie hat als Bedienung eine richtige Chinesin bei sich. Die läuft in schwarzen Hosen, über die eine dunkelblaue oder eine weiße Hemdjacke bis ans Knie gradlinig niederhängt. Ihr glattes Haar ist spiegelnd an den breiten gelben Katzenkopf gebürstet. Sie schnurrt ewig schnell eng-

lische Sätze beim Sprechen, wie von einer Spule. Sie trägt zu grünen oder weißen Strümpfen meistens weiße hochhackige Damenballschuhe oder schwarze, und ihr Gang klappert immer ruhig und wie der Gang einer Ziege auf dem Steinboden der östlichen Galerie hin. Dort an den Tischen bügeln die Babus, die javanischen Zimmermädchen der Damen, Wäsche oder weiße Damenkleider, und die Chinesin sieht gegen die Javaninnen nützlich und wirklichkeitsstrebend klar aus, indessen die Javaninnen wie träumende dünne, schlanke Prinzessinnen die Bügeleisen hin und her führen. Jetzt haben aber die Javaninnen schon gelernt „Yes" zu der Chinesin zu sagen, die sie sonst gar nicht verstehen.

Oben im Eßsaal ist es Samstag und Sonntag ganz besonders voll. Doktor B. aus Malang ist auch wieder hier. „Ich bin immer noch hier," sagte ich zu ihm. Er war schon mal im Februar hier, und er staunte, daß ich immer noch hier bin.

Natürlich glaube ich, es muß sich im Krieg was ganz Besonderes ereignet haben. Und mache mir allerlei Erwartungen. Weil es heute zum erstenmal gar nichts zu lesen gibt. Die Grillen ziehen wieder ihre langen Pst-Laute in der stillen Galerie, wo die Lampen mit ihrem Azetylengas rauschen. Sonst ist es einsam um mich, und meine Traurigkeit sitzt in mir wie schwarze Tinte im Tintenfaß und will sich nicht aufhellen. Annie wird heute am Sonntag vielleicht besonders an mich denken, weil in dieser Woche jetzt mein Geburtstag ist. Arme Annie! Armer Max! So weit getrennt und so lange, so lange!

Tosari, 23. Juli 1917, abends acht Uhr

Habe heute am Weltfestlied (Reinschrift) bis Seite 111 gearbeitet.

Heute morgen schickte ich Annie ein Telegramm. Fünfundzwanzig Worte fünfundzwanzig Gulden. Well. Money received juny. No letter since january. Telegraph Tosari how are you. Love to you dearest. Greetings mother sisters. Max Dauthendey. — Vielleicht bekommt sie es gerade zu meinem Geburtstag, meine liebe, liebe Annie mein.

D. ist heute früh um sechs Uhr nach Nogodjadjar geritten, Sch. zu besuchen. Ich hatte keine Lust, mitzugehen. Teils der in mir wieder drohenden Malaria wegen, teils weil ich gern die Reinschrift meiner Arbeit bald beenden möchte. Aber es ist auf dieser Veranda schwer, lange zu arbeiten. Das Wellblechdach über mir, das, erhitzt unter der glühenden Sonne, fortgesetzt knistert, strahlt unerträgliche Glut auf meinen Kopf. Und der steinerne Fußboden ist unter meinen Füßen eiskalt, so daß ich nach stundenlangem Stillsitzen am Schreibtisch Gelenkschmerzen von der Steinkälte und Kopfdröhnen von der Wellblechhitze habe. Aber was soll ich machen! Es ist nicht abzuändern. Mittags bekam ich ein Telegramm von B. R., B. und H. wollen in einem Auto zusammen nach Tosari kommen, Mittwoch, also übermorgen, zu meinem Geburtstag. Das freut mich. Eine kleine intime, gemütliche Feier, das darf man sich in der Kriegszeit erlauben. Aber mehr nicht.

Ich habe heute mittag wieder Chinin nehmen müssen. Es begann etwas Fieber gleich nach Tisch. Ich glaube das Telegramm, daß Besuch am Mittwoch kommt, regte mich auf. Denn ich bin jetzt so abwesend versunken in mein Weltfestlied, und jedes Herausgerissenwerden regt mich auf. Aber ich kann es hier niemand sagen, da niemand es verstehen würde.

Auch muß ich in der Geburtstagszeit heftiger an Annie denken. Die Sehnsucht, die Sehnsucht, sie ist das schwerste Fieber.

Das Kind der Norwegerin, das zweijährig sein mag, sagte heute mittag auf der Galerie, als ich vorbei ging: „Titta, mamma, paa den!" („Schau, Mutter, den an!") Was an mir zu sehen war, weiß ich nicht. Vielleicht mein grauer Filzhut, oder mein brauner Anzug. Da das Kind immer nur weißgekleidete Leute in Tosari gesehen hat. Aber „titta paa den!" sagte Annies gute Mutter oft zu mir, wenn sie sich wunderte und spaßhaft wurde. Es war mir, als ob ich Amalia Silverhufvud hörte. So nenne ich sie immer, weil sie schönes Silberhaar hat.

Die Norwegerin lächelte, als ihr Kind das sagte.

Und ich lächelte auch. Aber wir sprachen doch noch nicht zusammen. Ich bin immer so in Gedanken und finde zu schwer aus mir heraus, um lächelnd, spielend anzuknüpfen und ein wenig zu plaudern.

Die Norwegerin sang öfters heute mit feiner, sehr zarter, ruhiger Stimme, halb schwermütige, halb fröhliche nordische Lieder vor sich hin. Ich hörte sie an meinem Schreibtisch aus der Ferne.

Vom Krieg nichts Besonderes heute.

Tosari, 24. Juli 1917

Ich machte heute morgen von neun bis halb zwölf Uhr den Weg auf den nächsten hohen Bergkamm über die drei Hindudörfer: Wonokitri usw. Es war ein glasblauer, klarer Himmel. Keine Wolke ringsum, nur blaue Klarheit. O. begleitete mich nur bis Alt-Tosari, dort auf einer Aussichtsbank saß er dann, um eine der Krankenschwestern, für die er schwärmt, eine, die ihn bei der letzten Operation gepflegt hat, zu treffen. Er war auch noch schenkelmüde vom gestrigen Ritt nach Nogodjadjar. So ging ich allein. Was ich auch sehr gern tue.

Ich lebe dann mit allem, was mir begegnet, im Geist und im Gefühl, und so ein Weg wird mir dann reich wie ein Stück Leben. Wenn ich lange am Schreibtisch geschrieben und gegrübelt habe, so wie die letzten Wochen, dann badet mich ein solcher Spaziergang ganz und gar.

Im Tal unten der schmale Bach, der aus der Schlucht vom Nymphenbad-Wasserfall herkommt, war frisch und klar; und auf einem breiten, flachen Steinblock in der Mitte knieten drei junge Javanenfrauen; sie wuschen Wäsche. Sie sangen ihren näselnden Sang, Lieder, die sie aus reisenden Singspieltheatern aufgefangen und behalten haben. Zwei kleine Javanenjungen hatten da am Bergabhang gespielt, einer schien aber etwas angestellt zu haben, denn die Mutter, eine der Wäscherinnen, lief ihm nach, den Bergabhang hinunter. Er kletterte aber behender. Er mochte sechs Jahre alt sein. Und seine Mutter warf ihm zuletzt einen Stein nach. Alles geschah aber ohne

große Aufregung, ohne viel Wortschwall. Viel Worte machen liegt nicht in der lautlosen javanischen Art. Auch war der Himmel so blau, die Berge so besonnt grün, die Erde der Maisäcker war so leuchtend kupferbraun, das Bachwasser so klar, und die Mutter selbst noch ein junges törichtes Ding. Da konnte nicht viel Ärger über einen dummen kleinen, sechsjährigen Wicht entstehen. Ich kletterte den Zickzackweg in seinen fünf Windungen nach Wonokitri hinan. Vorher war ich schon, ehe ich zum Bach im Tal gekommen war, an einer entfernteren Quelle am Bergabhang, wo morgens Javanen und Javanenfrauen and Javanenkinder sich waschen und kämmen und auch ihre Kleider waschen, vielen lachenden braunen Badenden begegnet. Wie schmal sind ihre javanischen Körper, wie schlank ihre Glieder, und wie glücklich ihre schwarzen Augen, wie schön erdbraun ihre sanfte Haut. Und sie sind so hirtenartig unschuldsvoll, ländlich sinnlich und ländlich einfältig. — Alles dieses hatte ich doch nun schon im Kopf. Auch einer Mutter mit zwei armen Kindern, die aber reich an Sachen waren, war ich begegnet. Der Knabe, der vier Jahr erst zählen mochte, trug einen roten Fez, was hier selten ist, und sein Gesicht war wie bei einem Clown mit weißem Reismehl eingeschmiert; er sah aus wie flüchtig weiß angestrichen. Das tun die Javanen, wenn sie Fieber haben, oder wenn sie sich gegen die Sonnenstrahlen schützen wollen. Man sieht es fast immer frühmorgens bei Frauen und Kindern, das mit Reismehl eingeweißte Gesicht. Aber nie sieht man es bei Männern.

Auf der letzten Wegwindung nach Wonokitri blieb ich stehen und skizzierte in mein Tagebuch die feine Aussicht. In der Ferne auf dem Bergkamm lagen zwischen den senkrechten graugrünen Pfeilern von indischen Tannen die Holzdächer von Alt-Tosari, nur eine lange Reihe, denn dort ist nur eine Straße, und sie hat nur auf einer Seite Hütten. Denn die andere Straßenseite bildet der Abgrund des Berges, die Maisfelder dort und die Tannen am Abhang. In Wonokitri war es traulich, wie auf den kahlen Erdterrassen die verräucherten Holzhäuser außerhalb

des kahlen Bergdörfchens zum Himmel in die Höhe stiegen. Ein weißer Hahn an einer alten blaugrauen Hüttenwand oben an einem Berghang scharrte und krähte. Die hohen Bambusgestelle, die sonst voll Maiskolben, getrockneten, hängen, waren leer. Der Weg geht bergauf und bergab im Dorf. In ein javanisches Dorf tritt man immer durch eine Bambusgittertüre, die tags auf ist und nachts geschlossen wird. Im Dorf ist ein Tal, man geht bergab und bergauf, und um die Häuser und Höfe sind Bambuszäune. Immer liegen die Gehöfte eingehegt. Aber es ist nirgends ein Schmuck, nirgends eine Blume am Fenster, nirgends ein Zierstrauch in diesem hohen Dorf. Die Höfe sind kahle besonnte Erdflächen, hartgestampfter Lehmboden, da liegen Bambusstangen und Reisstampftröge und etwas Holz und ein paar Körbe. Ein paar winzige nackte braune Kinder sonnen sich und rekeln sich auf den Bambusstangen. Das Dorf ist fast menschenleer. Nur einige wandernde Frauen gehen die Bambustreppenwege im Dorf herab. Sie haben billige grüne Tülljacken an und armselige graue Sarongs. Nirgends sieht man geschmückte oder gepflegte oder gewaschene Menschen hier in den drei hochgelegenen Hindudörfern.

So armselige Bevölkerung wie hier habe ich nirgends sonst auf Java gesehen. Wie sauber und lachend gekleidet sind die Javanen der Preanger Gebirgsdörfer dagegen. Das Gras am Wegabhang glitzert heiß, und das Licht springt davon glänzend ab. Das Licht erscheint hier springend und nicht breit leuchtend wie im Tal. Das Dorf liegt so hoch im Äther, wohl siebentausend Fuß hoch. Da blendet das Licht auf dem Gras mehr, als es leuchtet. Ich wandere weiter zu einer anderen Dorftüre hinaus. Immer auf schmalem Bergkamm geht die Straße, links und rechts tiefe Bergabhänge. Es stehen hohe raschelnde Maiskolben am Wege. Sie sind wohl drei Meter hoch. Sie spenden Schatten über den Weg. Manchmal ein wilder Kaffeebaum an der Wegkante oder Bananenstauden, deren riesige drei, vier Löffelblätter sich immer wie riesige grüne Eselsohren in

der Landschaft bewegen. Tannen stehen still zu Seiten des Weges, viele Tannen, immer und überall, auch manch großer Dadapbaum, dessen heller Stamm an Buchenbäume erinnert. Seine Blüten sind wie rote Krebsschalen. Und meist liegen diese zinnoberroten Blütenflecken unter jedem Stamm über den Weg zerstreut und leuchten von weitem lebhaft.

Ich bin eben im Schreiben unterbrochen worden. Besuch wurde angemeldet vom javanischen Diener, ein junger Holländer, Herr van der P. Aus Medan kenne ich ihn vom Jahr 1914, wo ich ihn bei Herrn von G. in Siantar auf der Pflanzung „Marihat" getroffen habe.

Nun mache ich den Morgenspaziergang weiter. Aber ich bin herausgerissen, werde schwer den Faden finden.

Durch die Dörfer steigt man den Bergkamm hinab. In einem Dorf sah ich einen kleinen Garten bei einem Wedonohaus, der war mit lauter roten Pflanzen bepflanzt, rote Schlingblätter, rotes Gras, rotes Kraut. Der Garten sah aus wie das wilde Weinlaub in europäischem Herbst.

In der Nähe der Jakobsleiter bettelte mich ein junges Javanenmädchen einsam am Weg an, als ich am Wegrand saß und mir den Schweiß mit dem Taschentuch abwischte. Ich gab ihr zehn Cents. Aber dann bettelte sie weiter und wollte auch mein weißes Taschentuch haben. Da mußte ich aber lachen. Ich hätte es ihr auch gegeben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß sie es zu einem Liebeszauber benutzen könnte. Javanen besprechen gebrauchte Gegenstände, um dem früheren Besitzer Liebe, Tod oder irgend etwas ähnlich Schönes anzutun. Ich wollte aber keinen Liebeszauber von ihr. Trotzdem sie ganz schön, schlank, jung, zutraulich und sanft war, wenn auch in ärmliche Lumpen gekleidet. Sie trug eine Feldhacke über der Schulter, sie kam von der Feldarbeit aus einem anderen Dorf. Sie blieb noch lange unten am Weg stehen, als ich nach Tosari hinaufstieg, und sie stand zwischen den Tannen des Autoweges und wartete vergeblich, indessen ich immer weiter die Jakobsleiter nach Tosari hinaufkletterte.

Als ich nach Tisch an meine Veranda kam, standen drei holländische Kinder draußen vor dem großen Kletterrosenbusch an meiner Veranda und stocherten mit langen Stöcken in einem Vogelnest dort. Ich war sehr erschrocken. Ich ging hinaus, sagte nichts und stellte mich schweigend neben die Kinder. Da sagten sie ganz von selbst: „Es sind Junge im Nest, aber man darf ihnen nichts tun." Ich schwieg, da ich mit schlechtem Holländisch die Kinder nicht erstaunen wollte. Sie sollten Respekt behalten. Dann sagten sie: „Wir wollen weiter gehen, daß die Eltern zurückkehren können zu den Jungen." Sie hatten aber schon heftig ein Loch ins Nest gestochen. Und ein Junges flatterte in meiner Glasgalerie herum. Die Kinder liefen fort und schlugen dann weiter weg am Bergabgrund unreife Pfirsiche von wilden Pfirsichbäumen. Ich rettete das Vögelchen, das immer gegen die Scheiben stieß. Ich ließ es zu seinen Eltern hinausflattern. Es war ein großes ängstliches Gepiepse bei den Eltern, die nun um den Rosenbaum flatterten. Dann flogen sie mit den Jungen glücklich fort. Ich war erlöst, daß ich es hatte retten können. Wie dumm sind doch alle Kinder! Ich war ebenso früher. Die Neugier plagt einen als Kind mehr als die Lust am Bösen.

Ein weißer Margaretenstrauß, den ich mir gestern morgen von den Büschen pflückte, steht jetzt im Abend in meiner Veranda vor mir unter der Hängelampe und zittert, wie neulich die weißen Rosen zitterten, als sie sich entblätterten. Draußen ging eben das erste Mondviertel hinter dem Kawiberg im Westen goldgelb unter. Den ganzen Abend sah hoch die blaue Mondsichel herein. Jetzt wurde sie goldgelb und lockte mich vor die Verandatüre, ehe sie unterging.

Heute auf dem Bergrücken in Wonokitri im Schatten schrillten einige Zikaden am hellen Tag, da war mir, als sängen sie wie mein Blut in den Ohren, wenn ich viel Chinin genommen habe. Die Zikaden, die jetzt abends in meiner Veranda lange ziehende Laute machen, die sind ganz anders in ihrer Musik als die am Tage im Feld.

Jetzt sind die letzten Stunden meines ersten halben Jahrhunderts. Es ist jetzt zehn Uhr abends. In zwei Stunden bin ich fünfzig Jahre alt.

Tosari, 26. Juli 1917

Nun sind die Geburtstagsgäste abgereist, und ich bin seit gestern fünfzig Jahre geworden, merke es aber nicht — unberufen —, alle sagen, ich sehe wie fünfunddreißig oder wie vierzig Jahre aus. Keiner will es glauben, trotz den glitzernden grauen Haarspitzen an den Schläfen, daß ich wirklich fünfzig Jahre alt bin.

Gestern morgen um sieben Uhr klopften drei javanische Diener an meine Türe. Ich war um sechs Uhr aufgestanden. Sie trugen einen Rosenstrauß von den Administratoren des Hotels und einen Riesenkorb voll Riesenchrysanthemen, weißen, großköpfigen, mit gelben feinen Mimosenblüten zusammengestellt (eine Visitenkarte vom deutschen kaiserlichen Konsul G. R. hing am Henkel des Korbes). Der zweite Riesenkorb von H. war reich aus helllila langen Begonien und sah ganz prachtvoll aus. Die Javanen trugen die Blumen auf meine Veranda, die sah von dem Blumenreichtum mit einem Schlage wie ein Treibhaus aus. Ich freute mich sehr.

Eine Visitenkarte sagte mir, daß H., R. und V. um sieben Uhr im Auto in Soerabaja abfahren und gegen zehn Uhr in Tosari sein wollten. Dann kamen Telegramme von allen Seiten. Und ich kam auf den Gedanken, mit Herrn D. zusammen und einem Jungen dem Auto der Herren entgegenzugehen bis zur Aussichtswegecke unterhalb der Jakobsleiter am Ende der Tannenallee, wo der Weg steil um die Ecke zur Tiefe biegt. Und wir nahmen einen Javanenjungen vom Sanatorium Tosari mit, der trug in einer Hand eine Flasche Champagner, Veuve Clicquot, in der anderen Hand eine Serviette mit fünf Champagnergläsern.

Wie wir zu dem großen Rasenplatz, dem erhöhten, an der Wegbiegung kamen, wo man herrlichste Aussicht in die Tiefe und Weite hat, wo man die lange Linie der Straße am Berghang gegenüber zwischen

grünen Maisfeldern und unter indischen Tannen lange verfolgen kann, da versteckten wir die Flasche ins Gras, um sie kühl zu halten. Das Gras war schon warm. Aber die Erde darunter war noch kühl. Dann fanden wir einen javanischen Kuli am Rand des Rasenhanges über der Tiefe kauern. Er ging und holte uns mit anderen Javanen fünf Stühle und ein Tischchen aus einer der Hütten des nächsten Bergdorfes, das tiefer lag, im Hintergrund des Rasens. Wir deckten den Tisch mit der Serviette, stellten die Gläser auf und setzten uns beide nebeneinander in zwei Stühle an den Rand vor der ungeheuren Tiefe. Wir genossen den Morgen und den etwas kühlen, leichtbedeckten Wolkenhimmel, der die Tropensonne abhielt wie ein weißseidener Baldachin. Wir horchten, aber hörten noch kein Auto. Dann nach einer Weile, erst unten in der Ferne zwischen der Welt von Waldbergen, Feldern, Abhängen, stieg das Schnaufen eines Autos aus den Abgründen her. Es kamen in Abständen zwei Autos. Wir wußten nicht, welches nun N. war, und konnten deshalb nicht winken. Dann hatten wir auch einen Reiter, einen mageren, im Khakianzug in der Ferne gesichtet, über den Abgrund weg auf der Landstraße von Poespo. Wir hatten ihn für einen Engländer aus dem Hotel Tosari gehalten. Dann entdeckten wir ihn ganz nah, nachdem das erste Auto vorbeigerast war. Es war Herr D. zu Pferd. Ich war sehr überrascht. Ich hatte ihn nicht erwartet. Er kam, um zu gratulieren. War schon um sechs von seiner Zuckerfabrik in Gejam aufgebrochen, bis Poespo mit Kareta, und von dort zu Pferd, das er sich aus Tosari telegraphisch dorthin bestellt hatte. Wir setzten uns alle drei. Das erste und das zweite Auto, die vorbei kamen, waren noch nicht meine Besucher. Endlich kam ihr Auto. Wir winkten, und sie winkten zurück. Und dann krabbelten sie, an der Wegbiegung angekommen, heraus. Wir schüttelten uns die Hände, und sie gratulierten. Wir setzten uns, der Champagner knallte und schäumte, und so saßen wir im Kreis um das kleine runde Tischchen und freuten uns gegenseitig des Willkom-

mens. Die Herren waren alle noch etwas blaß vom langen Ritt und der langen Autofahrt und vom frühen Reisen im nüchternen Morgen.

Nachdem die Flasche geleert war, gingen wir mit B. zu Fuß die Jakobsleiter nach Tosari. R. fuhr mit H. im Auto. Und D. ritt; seine Gestalt, hager, lang, viel zu hager und zu lang für das Pferd, dazu sein spanischer breitrandiger Filzhut, der ganz enge Khakianzug, sein verwittertes achtundfünfzigjähriges Gesicht, das alles machte ihn Don Quichotte ähnlich, und er wirkte wie ein Original, ein drastisches. Er war früher in Mexiko gewesen.

Bei Tisch um ein Uhr erzählte mir R., was alles in Malang vorbereitet war, und was ich versäumt hatte; im Grünen draußen vor Malang wollte man ein Abendessen mit Lampions und mit Gamelangmusik geben. Und während der Musik sollte mir ein großer Gong, den mir die mir befreundeten Deutschen gestiftet hatten, entgegengetragen werden, mitten aus der Gamelangmusik heraus. Es ist das ein großer, mächtiger Gong auf einem Gestell. Ein alter, herrlicher Gong. Ein wundervolles Geburtstagsgeschenk. Nur habe ich es noch nicht gesehen.

Es wollten viele Herren, zwanzig, zusammenkommen, lauter Deutsche aus Soerabaja und Malang. Der Gong ist gestiftet von Deli (Sumatra), von Soerabaja, von Batavia und von Malang und Garoet, — von Deutschen Niederländisch-Indiens.

Ich aber war zufrieden, daß in der Kriegszeit nun statt zwanzig und mehr guten Freunden nur einige, das heißt, die fünf Deutschen, um mich saßen. Das heißt, nur vier Deutsche und ein Pole, D.

Wir tranken Moselwein mittags zum Essen, das noch nicht das Geburtstagsessen war. Das war erst abends. Wir horchten einer gerührten Rede D.s zu. Und dann bekam ich viele Briefe von Deutschen. Bei Tisch bekamen wir dann die telephonische Nachricht von Soerabaja, daß Siam den Krieg an Deutschland erklärt habe. Das kleine Siam auch noch als Feind! Es ist traurig, daß die deutsche Kolonie dort jetzt interniert ist. Auch B. M. & Co. hat ein Zweig-

haus dort in Bangkok. Und es sind deutsche Schiffe interniert, zusammen von achtzehntausend Tonnen. Die hat man natürlich weggenommen, sagt heute die Zeitung.

Nachmittags um fünf Uhr tranken wir zusammen Tee in der Villa Emma, wo R. und H. Zimmer hatten. Das kleine Holzhäuschen, in Rosen eingehüllt, in Teerosen, hat nur zwei Zimmerchen und eine Glasveranda. Wir saßen aber zum Sonnenuntergang mit dem Teetisch im kleinen Vorgarten. Da wurde eine Torte geschlachtet, die B. mir mitgebracht hatte.

Der Sonnenuntergang war einfach und schön. Eine lange braunrote Linie, wie ein feuriger Wüstensandstrich, zog sich überm Ardjoeno im Westen hin. Und einfach und dunkelblau, mit dem blitzenden Sternpunkt der Venus hoch darüber, dehnte sich im Zenit der Abendäther hin. (Ich sehe eben vom Schreiben auf. Wieder sieht in meine abendblasse Verandascheibe der Venusstern, wie ein Diamantsplitter hoch am Himmel, aber riesige getürmte Wolken bilden sich hoch im Zenit wie drohender Rauch eines Weltbrandes. Es ist wie das Gesetz eines drohenden Schicksals.)

Gestern abend vor dem Abendessen von halb sieben Uhr bis halb neun Uhr gingen wir alle in den Restaurationssaal und spielten Domino, um die Zeit zu vertreiben. Bei Tisch wurde D., der nie trinkt und nie raucht, ein wenig unwohl. Er mußte aufstehen. Bei Tisch bekam ich einen Korb blutroter schöner Nelken von D.s aus Soerabaja.

Unser Eßtisch war herrlich mit Blumen und Grün dicht belegt. Wir tranken Champagner, aßen gutes Vorgericht, auch Kaviar, Oliven und Gänseleberpastete, dann ein kleines Gericht von Artischocken, dann einen prachtvollen großen Fisch, und dann konnte keiner mehr die anderen Fleischspeisen essen.

Nach dem Abendessen spazierten wir unterm Abendhimmel um den Tennisplatz der zweiten Gartenterrasse und saßen noch bis zwölf Uhr rauchend und plaudernd im Gesellschaftssaal zusammen.

Wo mag meine arme Annie an meinem Geburtstag

gewesen sein? Ach, wie viel habe ich an sie gedacht, und wie viel habe ich für sie und mich zu Gott gebetet abends und morgens! Ich habe keinen Brief und kein Telegramm und gar kein Lebenszeichen von ihr noch sonst aus Europa bekommen. Meine Heimat, meine deutsche, und meine Herzheimat bei Annie, nichts hat sich von beiden gestern gerührt. Vielleicht haben die Engländer alles aufgefangen. Es ist das recht grausam. Mein Fest war deshalb trotz aller Güte der mir lieben Deutschen hier recht leer und hohl, da nichts von Annie, nichts von Deutschland kam, kein Telegramm und kein Brief.

Traurig! Sehr, sehr traurig! Wer hätte das gedacht, daß ich meine fünfzig Jahre feiern würde ohne Annie, ohne Gruß und ohne Kuß von ihr. Und getrennt durch die halbe Erde von ihr. Und lebend bei braunen Japanen auf Bergen hoch über der See und so nahe am Äquator. Ich, ein deutscher Dichter! — Armer Max, armer! Armer Geburtstagsmann!

Heute mittag um halb zwei Uhr nach dem Essen fuhren die Gäste alle im Auto nach Soerabaja zurück, wo sie gegen fünf Uhr ankommen. Nur D. ist noch hier. Sch—n hatte auch von seinem Schiff telegraphiert. Und gratulierte, und Kapitän E. auch, L. telegraphierte gestern auch, und alle aus Malang. Sch—e telegraphierte aus Batavia. Und die „Deutsche Wacht" telegraphiert aus Batavia, und noch mehr. Ich werde wochenlang täglich Stunden zu tun haben, allen schriftlich für die Grüße zu danken. Sch—nn telephonierte aus Nogodjadja herüber, kam aber nicht. Er ist zu nervös.

Tosari, 27. Juli 1917

Habe heute bis acht Uhr geschlafen und vom Geburtstagfeiern ausgeruht. Gestern abend war ein Varieté hier, ein englisches, im Gesellschaftssaal. Ich ging aber nicht hin. D. ritt heute morgen um sechs Uhr zum Bromo. Es sind gestern zehn Pferde zum Bromo bestellt gewesen. Der Besuch ist immer lebhaft hier. Immer sind dreißig bis fünfzig Herren und Damen und auch Kinder im Hotel hier und im Sanatorium.

Heute morgen nach fünf Uhr, knapp eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, hörte ich von meinem Bett aus einen Vogel so wunderbar singen. Es klang wie eine Amsel in Würzburg, die ich oft mit Annie zusammen morgens um fünf Uhr im Sommer im Bett, in unserer Wohnung dort, Sander-Ring 23, hörte. Es war mir so heimatlich, als ob mir Würzburg zum Fünfzigsten noch nachträglich gratulierte.

Meine vielen Blumen auf der Veranda sind heute am dritten Tage noch ganz frisch. Die sieben selbstgemalten Aquarelle, die ich an beiden Seitenwänden ans Holz angeheftet hatte für mein Fest, nahm ich vorhin wieder ab, die Sonne verbleicht nachmittags zu leicht die Farben.

Und heute morgen bekam ich sogar noch ein Geburtstagstelegramm aus Borneo. Nun haben mir Sumatra und Java und Borneo gratuliert. Bin ganz stolz darauf. Aber von Europa kam gar nichts, und mein Stolz schrumpft zusammen, schneller, als er aufblähte. Nur die Würzburger Amsel gratulierte heute früh.

Am Schluß dieses siebzehnten Bandes meines Kriegstagebuches 1914 bis 1917 ist die ganze Welt, mit Ausnahme der europäischen Neutralen, gegen uns. Aber ganz Asien, Afrika, Australien und Amerika, kann man sagen, ist mit den Alliierten. Nur das kleine Niederländisch-Indien mit dem kleinen Java liegt wie ein Eiland im Weltkrieg, hier draußen im Osten, ein Eiland, vom Öl des Friedens umflossen. Wie lange wird sich dieses letzte Bollwerk, wo wir Ausland-Deutschen frei gehen dürfen, noch halten? Alle umliegenden Länder, China, Japan, Englisch-Indien, Australien, Neu-Guinea, Afrika sind uns Deutschen ebenso wie Amerika, ebenso wie der Weg nach Europa nun ganz verschlossen. Seit gestern das letzte kleine Reich Siam noch Deutschland den Krieg erklärte, seitdem ist kein Fleck mehr rundum für uns als der Fleck Java und seine Inseln, der uns noch deutsche Freiheit läßt. Schicksalsgott, ich bitte für alle Deutschen hier, nimm uns nicht diesen letzten Freiheitsplatz!

Dein Max Dauthendey

Drei Jahre sind gegangen!
Soviele Schläge, als mein Herz tat,
Seit ich hier gefangen,
Soviele Schreie ich zertrat,
Die voll Schmerz aufsprangen —
Und kein Ende naht.

Tosari, 24. August 1917

13. September 1917

Nun habe ich viele Tage nichts vom Krieg geschrieben, da ich täglich dichtete. Es ist auch nichts von großer Bedeutung in Europa geschehen. Man spricht davon, daß die halbe Million Amerikaner, die mithelfen soll, im nächsten Jahr im März in Europa eingreifen soll. Es muß also noch ein Winter dazugegeben werden! Wie tut mir das für mein armes hungerndes Deutschland weh! Das ist dann der vierte Kriegswinter, der bald anbricht! Gott sei mit uns und helfe dem armen deutschen Volk in dieser Not! — Liebe Annie, liebe, noch einen Winter der Trennung ohne Briefe, ohne alles, — das wird der schwerste Winter! —

Gestern vormittag photographierte ich Javanen auf der Dorfstraße von Tosari und auch die beiden Krankenschwestern, die hier auf der dritten Terrasse wohnen und mit denen ich manchmal im Vorbeigehen im Garten plaudere. Die eine Krankenschwester ist wegen ihrer Malaria hier. Sie arbeitet sonst im Ngemblak-Hospital in Soerabaja. Sie sagte mir, daß so viele kranke Deutsche von den Schiffen nach dem Ngemblakspital kommen. Und alle sind sie so ernst und so schwermütig, fand sie. Sie wunderte sich, daß ich gar nicht so wirke. Das glaube ich auch. Ich würde auch schwermütig, müßte ich immer auf einem Schiff leben, eingeschlossen und abgeschlossen von der Welt. Und trotzdem glaube ich, ich würde mir die Schwermut nicht anmerken lassen. Ich versuche immer, meinen Gram mit Froheit zu überwinden. Denn das Ganze ist doch ein Weltfest, auch wenn man auf der Schattenseite des Festes leben muß. Es bleibt doch auch im Entsagen ein Fest.

Das paßt doch gar nicht mit dem 13ten im Monat zusammen, daß ich heute zum ersten Mal seit einem halben Jahr wieder schriftliche Nachricht von meiner Annie bekommen habe! Es sind zwar nur zwei armselige Postkarten vom 4ten bis 5ten Juli. Aber es ist doch wenigstens ihre Schrift und es sind Worte, die nur zwei und einen halben Monat alt sind. Sie sagt nur, daß sie eben im Juli auch erst meine Post vom 27. und 31. Januar und vom 24. Februar bekommen habe. Auch meine Post war ein halbes Jahr unterwegs. Und auch ich habe so lange auf ihre Nachricht warten müssen. Sie ist mit ihrem Bruder Richard zusammen, der früher Schauspieler war, dann Jurist, dann Schriftsteller und nun zum Evangelium gekommen ist. Ich staune immer über diese seltsame Entwicklung. Mit ihm und seiner Frau ist die Annie zusammen. Annie schreibt, daß sie ganz in der Bibel lebt. Sie will nichts anderes jetzt lesen als die Bibel, und sie will das Wissen Gottes aufnehmen, sonst nichts. Sie rät mir die Propheten und die Bücher Moses zu lesen, denn die Geschichte der Juden, des Eigentumsvolkes Gottes, beweise am besten, daß die Bibel das Wort Gottes und Wahrheit ist. Sie sagt, sie fühlt beim Lesen der Bücher des alten und des neuen Testaments kaum die Trennung. — Ich war erst besorgt, da sie das auf zwei offenen Postkarten schreibt. Aber ich glaube, es ist gut, daß sie diesen Halt in der Bibel sucht. Denn ich suche meinen Halt auch täglich dort. Und es ist uns beiden bis heute gut bekommen. Sonst ist die Sehnsucht zu groß. Und die Bibel ist so tröstend durch ihr Alter, ihre Weisheit und die Lebenserfahrungen, die sie einem anbietet auf jeder Seite.

Ich klebe die beiden schwedisch geschriebenen Postkarten hier ein. Sie sollen uns, wenn möglich, überleben. Sie sind mir so fremd. Wir lebten zwanzig Jahre zusammen und haben nie vom Christentum anders gesprochen, als daß es überwunden sei. Und nun ist es uns eine so große Stütze, jedem in seiner Einsamkeit und im Niederdrücken der Sehnsuchtsqual

36*

in Leib und Herz. Da eben unsere ganze Jugend auf biblischer Geschichte und Christenlehre aufgebaut wurde, ist es wie eine Flucht in die Reinheit der Kindheit, wenn man die Bibel aufschlägt.

Eine Generation, die nicht mehr mit dem alten Testament aufgezogen wurde, die wird nicht mehr verstehen können, daß ich trotz meines Weltfestliedes doch noch so sehr an der Bibel hänge. Aber die tiefe Ehrfurcht und den großen Genuß, den ich beim Lesen der Bibel habe, den habe ich nie bei andern Büchern. Und Annie hat ganz recht, wenn sie sagt, sie könne „Jean Christophe" von Rolland nicht lesen, sie wolle Tieferes und Ewigeres lesen. Sie sagt: „Ich will mehr wissen über Ewigkeitsleben und was Gott mit der Erde und den Menschen tut. Ich brauche mehr Weisheit, als Rolland geben kann." Das ist meine ganze Annie in diesem letzten Satz! So war sie immer. Daß der Mann den Nobelpreis bekam, das ist gleichgültig. Darin hat sie auch ganz recht. Das Leben ist jetzt so ernst, daß die romantische Weisheit eines guten Romans Annie nicht fesseln kann. Sie braucht Halt, viel Halt in ihrer Einsamkeit ohne Max, das fühle ich aus dieser Hingerissenheit zur Bibel bei ihr heraus.

Ich weiß nicht warum, aber ich habe gar keine große Lust mehr in dieses Tagebuch viel vom Krieg einzuschreiben.

Gestern, ehe ich Annies Postkarte heute bekam, traf ich die goldgelbe dicke Katze am Wege sitzen, bei deren Anblick ich immer an Annies guten dicken Kopf denken muß und an ihr Goldhaar. Die Katze saß unter einem blühenden Fliederbusch oben auf der zweiten Terrasse am Tennisplatz. Sie blieb sitzen, und ich freue mich immer, wenn ich sie sehe und sie mich an Annie erinnert. Gestern auch. Und heute morgen kam sie, kurz ehe Annies Brief ankam, auf meiner Galerie entlanggelaufen. Auch ein weißes heiliges Huhn aus dem Dorf setzt sich jetzt täglich auf die Schwelle meiner Verandatür und kauert in der Sonne und wartet, bis es gefüttert wird. Eben kam im Abend die gelbe Katze wieder durch die Galerie und blieb stehen, als

ich dieses von Annie niederschrieb. Sie schnupperte zum Schreibtisch, wo Annies Bild im Rahmen hängt. Plötzlich sprang sie hinauf, beschnupperte das Bild und sprang wieder fort. Das hat sie noch nie getan. Sie ist sonst scheu. Aber heute war sie auffallend zutraulich. Sie wußte, daß Annie, die ihr ähnlich ist, geschrieben hatte, und zeigte es mir auf ihre Katzenweise an. So lege ich mir die Schicksals-Zeichensprache aus.

Ich fand gestern auch einen wunderbar weißen Nachtschmetterling abends auf der Galerie. Seine Flügel waren am Rand schwarzweiß punktiert, ebenso seine Füßchen. Er erinnerte mich an die punktierten Buchstaben meines Friedensplakates, von dem ich vor einigen Tagen träumte. Da dachte ich: sollte der weiße Schmetterling etwas Friedliches bedeuten, weil er mich an die punktierten Traumbuchstaben erinnert? Am Abend war er wieder da und saß auf meinem Handtuch beim Waschtisch. Und heute habe ich Annies Postkarten, und ich fühle mich so friedlich. Wie kann auch Annie anders als an die Bibel denken, da ich es ja auch tue? Am 5. Juli, als sie die beiden Postkarten schrieb und von der Bibel so eindringlich redete, las ich hier auf Java gerade das Buch Samuels über Saul, David und Salomo, das mir so gefallen hat. Ich ersah das aus meinem Tagebuch heute. Ich schlage da immer den Tag auf, von dem die letzte Nachricht Annies datiert ist, um zu sehen, was ich in der Stunde tat, als sie schreibend an mich dachte. Es freute mich zu sehen, daß wir beide an dasselbe dachten, an die Bibel.

Auf meinem Spaziergang nach Alt-Tosari sah ich vor einem Haus eine Menge Javanen zusammen arbeiten, sehr vergnügt, gar nicht aufgeregt, nur angeregt. Auf dem hellen Bambusdach lag ein Bündel Feuerwerk, chinesische Raketen in knallrotem Papier. Alles zusammen: die Augen der Dorfleute, der Gamelang, dessen Metall aufblitzte, und das Bündel Feuerwerk, sie verhießen Freudentage. Nur der Stier, der wie ein Opfer da angebunden stand, er machte so erschreckte große blaue Augen unter seinen ungeheuren grauen

Hörnern, daß es mir war, als stehe dort ein wissender Mensch angebunden. Er ahnte sicher seinen Opfertod voraus, der arme Karbau. Aber es muß wohl so sein, daß man erst Tod austeilen muß, ehe man Freude gewinnt, so ist das Fest des Weltalls überall und immer, — so war es seit Ewigkeit.

16. September 1917

Ich bin so müde heute. Ich habe heute nacht von Annie geträumt. Und es ist Sonntag. Ich ziehe mich festlich an, — wofür? Es ist ja doch keine Annie hier, nicht meine Annie, die ich so gern umarmen möchte. Ich bin so müde von der ewigen Sehnsucht. Ich wollte gar nicht gern aufstehen aus dem Bett, wo ich von Annie so gemütlich plaudernd geträumt hatte.

Und die armen Javanen feiern in ihren Hütten Feste — Slamatan, wie sie es nennen —, und ich muß immer ohne Annie, ohne Liebe, ohne herzliches Fest dieses Weltfest begehen, — drei Jahre, lange Jahre Gefangenschaft. Das ist mir endlos. Und seit ich die Postkarten vom 5. Juli erhalten von Annie, ist mir, als müsse es ein Kleines sein, daß sie auch kommen könnte, sie zu mir oder ich zu ihr. Und da doch nichts daraus wird, sitze ich und bin so müde, — müde von allem heute.

Brief an seine Frau

(Französisch geschrieben)

Tosari, 14. September 1917, abends

Mein Lieb,
liebe Annie, es ist zwei Wochen her, seit ich Deine Depesche bekam: „Ich bin mit Mutter. Gott segne Dich." — Ich war sehr zufrieden. — Und gestern bekam ich zwei Postkarten von Dir vom 4. und 5. Juli. Du schreibst, daß Du mit deinem Bruder Richard und seiner Frau zusammen bist. Du schreibst nicht viel von Dir. Aber Du schreibst viel von Christus und der Bibel, die ich seit meiner Jugend kenne, und ich möchte lieber etwas vom Leben meiner Frau wissen. Denn die Bibel ist immer auf meinem Nachttisch,

und ich suche sie jeden Tag einige Male auf. Aber Dich habe ich so lange nicht gesehen, und Dein letzter Brief, den ich im April bekam, war vom 31. Januar. Seitdem hatte ich keinen Brief von Dir. Und gestern nur zwei arme Postkarten, die mir so wenig von Dir erzählen und so viel von der Bibel. Ich bin zufrieden, weil Du Dich in so guter Gesellschaft befindest, wie es die Bibel ist. Aber man muß auch ein wenig Herz haben für seinen Mann und nicht immer von der Bibel und nur von der Bibel reden.

Ich bin nun seit sieben Monaten hier in Tosari. Und ich glaube, ich bleibe bis zu meiner Heimreise hier in den hohen Bergen, wo die Luft immer frisch ist.

Ich schreibe jeden Monat, und ich hoffe, daß Du meine Briefe bekommst. Ich sehe nicht viel Menschen. Fast den ganzen Tag bin ich allein mit meinen Büchern und meinen Gedanken. Aber es kommt vor, daß die Leute aus Soerabaja zur Erholung nach Tosari heraufkommen, und dann habe ich einige Wochen Gesellschaft. Im Monat November ist die eigentliche Saison hier. Dann ist es furchtbar heiß in Soerabaja, und die Menschen flüchten hinauf in die Berge.

Ich schrieb Dir, daß ich ein großes Gedicht gemacht habe, mehr als hundert Seiten groß. Ich beschreibe in Versen den Glauben an den Geist des Weltalls, der in einem ewigen Fest lebt, in Gefühl und Liebe, ein Fest der Liebe im Geist. Ich schrieb dieses Werk im Monat März, und ich habe noch den ganzen Sommer daran gearbeitet, um meine Gedanken rein und klar zum Ausdruck zu bringen. Du kannst den Geist Gott nennen, das ist dasselbe wie der Weltallgeist des Festes vom ganzen Universum.

Ich bedaure, daß ich in dieser unsicheren Zeit das Gedicht selbst nicht mit der Post senden kann.

Ich erzählte Dir im letzten Brief, daß mein Geburtstag ein kleines Fest war. Einige Herrn besuchten mich und gratulierten mir. Sie blieben zwei Tage in Tosari. Ich bekam von meinen Landsleuten auf Sumatra und Java einen schönen Gong, sehr alt und sehr groß. Auch habe ich viele Telegramme aus allen Teilen von Niederländisch-Indien bekommen.

Das machte mir viel Freude. Aber nichts kam an von Dir. Das tat mir weh. Aber ich verstehe, daß die Verhältnisse schuld daran sind. Darum war es kein wirkliches Fest, denn Du fehltest zu sehr. Seit zwei Monaten hatte ich keine Malaria mehr. Ich hoffe, sie ist für immer überwunden. Aber ich wage nicht davon zu reden.

Gestern bekam ich eine Postkarte aus Amsterdam, daß meine Novelle „Bei den Totentürmen" dort übersetzt sei. Es machte mir Freude, mich ins Holländische übersetzt zu wissen.

Ich arbeite viel, so viel, als man in den Tropen mit dem Kopf arbeiten kann. Aber niemand kann verstehen, wie ich leide unter dieser ewigen Einsamkeit, immer zwischen Leben und Tod seit einem Jahr, mit der Malaria im Körper. In den Fiebertagen habe ich stundenlang die Wände in meinem Zimmer angestarrt, ob denn mein Leben bald zu Ende sei oder nicht. Aber ich habe keine Angst vor dem Sterben. Wenn das Fieber sehr hoch ist, fühle ich Dich um mich und alle meine Verwandten. Und das ist sehr süß.

Alle Menschen sind gut zu mir hier auf Ost-Java. Viele, die ich nicht kenne, kommen hierher und lassen sich dem Dichter vorstellen. Man sendet mir viele Bücher, und man sucht mir wohlzutun. Besonders der Konsul und seine Umgebung. Ich bekomme fast jeden Tag Briefe von Menschen, die ich nur einmal gesehen habe, und die in Verbindung mit mir bleiben wollen. Das tut mir wohl in meiner Abgeschlossenheit hier im Sanatorium.

Aber von meinem Freund auf Sumatra und seinem kleinen Sohn habe ich das ganze Jahr nichts gehört. Ich glaube, er hat seine Stellung verloren, und es geht ihm geschäftlich sicher nicht gut. Dieser fürchterliche Krieg zerstört viele Existenzen, die in Friedenszeiten gesichert waren.

Ich habe viele kleine Gedichte für Dich, und ich freue mich, wenn die Zeit kommt, daß ich sie Dir vorlesen kann.

Morgens gehe ich oft in den Bergen spazieren,

oder ich schreibe. Nachmittags ist man genötigt, zu schlafen. Die Abende sind sehr lang, und ich lese. Um neun Uhr gehe ich zu Bett. Morgens stehe ich immer um sechs Uhr auf.

Es gibt einen Gesellschaftssaal in Tosari, wo die Herrn und die Damen abends Karten spielen. Aber ich besuche ihn nicht. Man macht jeden Abend große Toilette. Das langweilt mich.

Ich beobachte viel die Tiere und die Pflanzen und die Natur, und das langweilt mich niemals. Und Dir bin ich immer treu. Mein Körper ist rein wie meine Seele, seitdem wir uns trennten.

Liebe Annie, ich umarme Dich. Ich will treu bleiben, bis wir uns wiedersehen.

Dein Max

Tosari, 18. September 1917

Von Frau R. bekam ich gestern aus Soerabaja einen Brief. Sie möchte gern ein Häuschen mieten, das hoch über Nogodjadja im Kletterpaß liegt. Es hat einen schönen Rosengarten, darin es versteckt liegt am Bergabhang, so gemütlich eingebaut an die Bergwand und von Blumen umklettert. Aber ich glaube, daß es in der Regenzeit dort zu feucht ist. Sie ließ durch die Zeilen durchblicken, daß sie gern möchte, daß ich es mit ihr zusammen mieten sollte. Aber das geht nicht. Frau und Mann, wenn sie einsam zusammenwohnen, müssen Frau und Mann werden. Und da ich schon meine Anniefrau habe, der ich durchaus treu bleiben will, weil mir Treue als eine Art Seligkeit vorkommt, trotz aller Opfer, aller Qualen, aller Selbstbeherrschung, — so denke ich nicht daran, wenn es auch verlockend klingt, mit Frau R. zusammenzuhausen. Ich habe auch im Stillen den Gedanken, daß, wenn ich Annie ganz treu bleibe und als Deutscher die Treue halte, dann halte ich auch den Willen meines Volks hoch, und mein Land wird siegen, wenn ein Deutscher die Verführung besiegt und geistig rein den Geist der Treue hochhält.

Ich glaube nicht, daß ein Franzose, ein Engländer, ein Italiener, ein Russe oder ein Amerikaner, ein

gesunder lebenstüchtiger Mann, seiner Frau in den Tropen, unter den nackten Javanenfrauen und unter den leichtblütigen Europäerfrauen drei Jahre treu bleiben könnte. Das kann nur ein Deutscher durchsetzen, aus Lust an der Treue und Liebe.

Ich habe zwei Abende hintereinander mit Sch.s im Gesellschaftssaal vor dem Abendessen Domino gespielt. Es wird mir aber zu langweilig, das jeden Abend zu tun. Ich staune diese Leute an, die da Abend für Abend von sechs bis halb neun Uhr Bridge oder Domino oder Billard spielen können. Das ist doch zu geisttötend! Es ist erstaunlich, wie stumpfsinnig die meisten Menschengehirne die ewige Wiederholung blöden Zeittotschlagens feiern können, ohne zu merken, wie sie an Geist und Gefühl verdummen, wenn sie täglich solchen Stumpfsinn treiben. Am liebsten möchte ich mal in den Gesellschaftssaal eintreten und alle Spieltische umstoßen und ihnen sagen, daß sie schändlich ihren Geist vernachlässigen, wenn sie sich so geistlos unterhalten. Das würde einen Aufstand geben. Aber es würde doch sicher einige zur Besinnung bringen von den noch nicht ganz Verblödeten.

Tosari, Donnerstag, 20. September 1917

Es ist ein klarer, warmer, wolkenloser Morgen gewesen wie selten. Ich ging zum Veilchengarten und kaufte ein Sträußchen, das mir die Javanin dort vor meinen Augen im Garten pflückte. Indessen ich die gurrenden Tauben unterm Taubenschlag betrachtete und die jungen Hunde und die kleinen braunen Javanenkinder auf der Stufe der Veranda und ein ewig gackerndes Huhn, das die halboffene Stalltüre anrief in den Geburtswehen seines bald zu erwartenden Eies. Ich photographierte auch in der Dorfstraße und auf der Jakobsleiter, so heißt der schmale Bergabstieg, der steil zur Landstraße geht, wo immer halbnackte Kulis und halbnackte Marktfrauen mit Körben auf den Köpfen im Morgen aus den Wäldern der Tiefe nach Tosari hinaufsteigen.

Das Veilchensträußchen, das ich mir geholt hatte, trug ich zum Bergfriedhof, wo die Europäer begraben

liegen, beim Dorf auf einem Seitenhügel über den Bergschluchten. Ich streute die Veilchen auf das Grab des armen Kontrolleurs, der mich so dauerte, als er vor Wochen, wenige Zimmer von mir fort, tagelang im Ersticken schreien mußte. Als er starb, gelobte ich, ihm im stillen mal ein Veilchensträußchen auf sein Grab zu legen. Denn er hatte es zu schwer in den letzten Lebensstunden in Tosari, der Arme.

Der glückliche Tag

Fern steht heut die Welt im Sonnenschein,
Der blaue Himmel blüht feuerfein,
Er brennt sich durchs Laub ins Gras hinein.

Ich habe mich munter aufgemacht,
Weil doch das Land so verheißend lacht,
Heut grüßt die Liebste, hab' ich gedacht.

Denn als es morgens noch dunkel war,
Da sang eine Amsel wunderbar,
Ihr Lied den glücklichen Tag gebar.

Ein goldgelber Falter blinkt im Licht,
Ist wie ein Wink, der aufleuchtend spricht,
Vom Goldschein um ein fernes Gesicht.

Im Blut löst sich der Sehnsucht Gewirr,
Die Vöglein singen selig vor mir,
Und ein jeder Schritt grüßt froh von ihr.

Tosari, 20. September 1917

23. September 1917

Heute nacht träumte ich von Annie. Mein Herz wogte vor Aufregung und Freude, als ich sie erkannte. Ich war sehr glücklich, und wir begrüßten uns kaum, da hörte ich sie zu mir lachend sagen: „Max, sei doch nicht so eitel." Ich war ganz erstaunt. Ich erwachte und mußte nachdenken. Bin ich wirklich so eitel, liebe Annie? Ich will es gewiß nicht sein. Ich weiß es nicht, wenn ich es bin. Ich muß heute immer wieder über Annies Worte nachdenken und frage

mich, wann ich eitel bin. Daß ich gerne reinlich und sauber gehe und Sorgfalt auf Körperpflege und Kleidung verwende, das tue ich aus Anstand und Gesundheitsrücksichten. Ich glaube nicht, daß ich außerordentlich eitel bin.

Aber vielleicht ist dieses Tagebuch eitel geschrieben, weil es von jedem kleinen Erlebnis von mir berichtet. Aber ich tue das, um mich zu unterhalten und mich zu vertiefen, und habe vielleicht dabei den Eitelkeitsgedanken, der Welt zu hinterlassen, daß mir auch das kleinste Ereignis im Leben der Weltfestlichkeit und Lebensfestlichkeit wert erscheint. Vielleicht aber will mich Annies Wort mahnen, daß ich dichten soll, mehr dichten und nicht so viel Tagebuch schreiben. Anders kann ich mir nicht erklären, warum sie mich eitel nannte.

25. September 1917

Es tobte in den letzten Tagen ein anfeuernder Gebirgssturm. Er schien mein Zimmer forttragen zu wollen nach Europa. Vielleicht war er der Verkünder baldiger Freiheit, und Herr T. erzählte mir, es wären telegraphisch am Samstag mittag in Soerabaja Friedensvorschläge Deutschlands verbreitet worden, und man glaube allgemein, daß sie ernstlich beachtet werden. Das gab es ja schon öfter, diese Friedenstauben, — falsche Äußerungen, die sich nachher als Lufttäuschungen darstellten. Aber gestern bekam ich doch etwas Vertrauen. Erstens habe ich im vorigen Monat vom Frieden geträumt. Zweitens ist jetzt Annies Geburtstag, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn meine vom Himmel und mir geliebte Annie Friedensversicherungen als Geschenk bekäme.

Wie glücklich war ich heute den ganzen Morgen in der Friedenshoffnung. Ich pfeife Lieder vor mich hin und ich überlege, daß ich am besten mit einem Dampfer bis Port Said fahre und dann ein Schiff nach Jaffa nehme und mit der Bahn nach Jerusalem reise, und von dort die Bahn nach Konstantinopel nehme, von da über Wien nach München. Erstens sehe ich dann etwas Neues, zweitens ist das der beste

Weg, denn alle Häfen sind voll von Minenfeldern. Aber das sind Pläne, pfeifend bei dem morgendlichen Ankleiden geschmiedet. Ich vertraue auf die Schicksalsleitung, die tiefer liegt als mein äußerliches Wissen. Meine innerliche Regierung des ewigen Gottes wird mich schon führen.

Mond im Garten

Die langen Nadeln der Tannenzweige
Hängen vor dem Vollmond wie ein Regen,
Regen, der still steht, ohne Bewegen.
Als ob sich dein Nacken zu mir neige,
Biegt sich die Mondscheibe über den Garten,
Tut mir wohl ums Herz im langen Warten.

30. September 1917

Der Geist des Sturms

Die Lüfte sind heut nicht mehr stumm,
Der Sturm geht großen Geistes um.
Der Sturm will leidenschaftlich leben,
Will Welten aus den Angeln heben.
Er wälzt die alten Berge fort,
Und Freiheit ist sein Losungswort.
Die Spinnen, die im Winkel hausen,
Verkriechen sich vor seinem Brausen.
Der Sturm fährt dir ins volle Haar
Und wäscht den tollen Kopf dir klar.
Der Geist des Sturms lebt ohne Schranken
Wild schwillt die Flut seiner Gedanken.
Er wirft sich an der Wolken Brust,
Der Himmel stöhnt von seiner Lust.
Bei seinem Atem wächst das Leben,
Ihm ist die Kraft zur Tat gegeben.
Der Sturm mit seinem Wirbelgeist
Den Toten hin zum Leben reißt.

Tosari, 1. Oktober 1917

Der Berg Kawi

Dort im östlichen Abendschein, der pfaublau,
Liegt ein gewaltiger Berg, genannt die „liegende Frau".

Die Frau ruht ausgestreckt, den Kopf seitlich gewandt.
Wenn die Himmelsgrenze abends braunrot verbrennt,
Sagt mein Blut, daß es die „liegende Frau“ erkennt,
Die Wangenrundung, die volle Hüfte und Brust,
Die Sehnsucht zeichnet mir dann deutlich der Sehnsucht Lust.

Es ist kein toter Berg, es ist mein atmend Weib,
Dort liegt es und wartet mit ergebnem Leib.
Die in der Sehnsucht warten, wachsen zu Riesen
Ach, meine Schultern längst an die Sterne stießen.

4. Oktober 1917

Tosari, 5. Oktober 1917, morgens

Ich war im alten verwesten und verwilderten Garten auf den Höhen von Alt-Tosari. Dort stehen einige Zypressen dunkel am Himmelsrand. Ein paar riesige Agaven, graugrün und hellgelb gestreift, ragen steif und stachelig-stolz in die Luft. Zwischen dem Gras sieht man noch in kleinen Erhöhungen runde und dreieckige alte Blumenbeete, die jetzt Unkraut tragen; und weidende Ziegen, weiß und gelb, lagern dort, und erschüttern die Stille mit ihren plötzlichen lauten Darmblähungen. Ein leichter Luftzug aus den Schluchten rauschte, die Fliegen summten um meinen Hutrand, die Gräser zitterten. Im Westen blaute der Ardjoeno und trug eine weiße, gekräuselte Wolkenmütze. Es ist Trockenzeit. Man hört die Wasserfälle in den Schluchten nicht mehr rauschen. Sie sind zu dünnen Wasserfäden geworden und scheinen aussterben zu wollen. Die Luft riecht nach Staub und Verwesung, aber es ist so göttlich still um mich auf der Bank. Die Stille strahlt vom fernen blausilbernen Meeresspiegel her, der wie eine matte Scheibe in der Himmelsferne, sechstausend Fuß tief, von Tosari nach Norden und Nordwesten verschwindet.

Abends sechs Uhr

Draußen ist ein stiller goldiger Abend. Nur ein einziger Stern steht in der Höhe. Ich wundere mich immer, daß so ein blitzendes Etwas so still dort

oben in der Leere ruht und nicht herunterfällt. Eine dünne, lange rosa Wolke liegt unter dem Stern über den grünen Äther hingestreckt, fein und dünn, wie ein schmachtender, sanfter Gedanke. Ich fühle mich so feierlich, samstag-abendlich, so vorsonntäglich-feierlich ist mir zumute. Ich weiß nicht, ob es von dem Buche kommt, das ich heute gelesen habe. Es waren so hübsche, stille Züge, so wahrheitliche Menschenbeobachtungen aus dem Volkskreis der sundanesischen Javaner. Auch bin ich so festlich den ganzen Tag gestimmt, weil ich im Bett morgens vor Sonnenaufgang von einem laut und herrlich singenden Vogel geweckt wurde. Wie der Sang eines Wundervogels aus alten Sagen, so hörte sich das Frühlied an, das er hoch über dem Dach in der dunklen Nacht, der Stille und der Dunkelheit zugesungen hat. Mit solchem Festlied einer glücklichen Vogelseele geweckt zu werden, das ist ein unendlicher, göttlicher Genuß.

Das war auch in Würzburg und München öfter so, daß ich mit Annie geweckt wurde von einer Amsel, die in tiefer Nachtstille sang, lange Zeit, ehe die Sonne ans Aufgehen dachte.

Der Vogelgeist

Dunkel liegt die Nacht noch vor den Türen.
Nur im Ost beginnt sich Dämmerung zu rühren.
Fernhin finstert ungeweckt das Meer.
Rundum die hohen Berge sind noch lebensleer.
Da hob schon ein heller Vogel an mit Singen,
Und sein Lied kam, mich im Schlaf zu zwingen,
Aufzuhorchen auf die hohe Liedersprache.
Freude rief der Vogel aus überm Dache.
Draußen in der Dunkelheit, ganz allein,
Sprach der Vogelgeist auf die Stille ein.
Sprach da groß und hell über Berg und Meere.
Seine Lustgedanken füllten an die Riesenleere.
Heller Tag ward dann in meinen Ohren,
Ehe noch der Tag sein Licht geboren.
Tiefe Wärme drang ins Blut mir ein
Längst vor jedem warmen Sonnenschein.

Tosari, 6. Oktober 1917

Tosari, 7. Oktober 1917

Ich bin täglich voll Qual mitten in der blauen festlichen Berg- und Blumenlandschaft, mitten über den Wolken und mitten im köstlichsten Ätherblau, hoch über Ebene und Meer. Das Heimweh, die Liebessehnsucht lassen mich nicht aus den Händen. Sie würgen mich Tag und Nacht. Es ist ein steter Kampf auf Leben und Tod, den mein gequältes, bedrücktes und verschmachtendes Herz mit Sehnsucht und Heimweh führt. O, Weltgeist, herrlicher, allmächtiger Allgeist der Weltallfestlichkeit, habe Erbarmen mit meinem Herzen! Mein Leib lebt im Paradies. Mein Herz und mein Blut hungern, dursten und frieren in einem Eisfeld voll Sehnsuchtsqual und Herzensangst. Wie mag es meiner Annie gehen? Gestern am Sonntag-Nachmittag hatte ich so große Herzensangst. Eine unerklärliche, unglücklichmachende Herzbeklemmung quälte mich, als wollte mein Herz brechen, als sollte mich ein Herzschlag treffen.

Tosari, 17. Oktober 1917

Frau M. schrieb in dem Brief heute, daß sie denkt, wieder nach Java zu kommen, nach Tosari. Sie möchte plaudern. Ich fürchte mich ein wenig vor solchen verführungsreichen Besuchen. Beim letzten Zusammensein in Malang habe ich mich streng aufrecht gehalten. Ich weiß nicht, ob es mir zum zweitenmal gelingt, wenn sie jetzt wiederkommt. Jedenfalls fürchte ich mich, da ich unter der Versuchung zu leiden haben werde.

Vier Jahre ist es bald, daß ich nicht mehr geküßt und umarmt habe, oft werde ich schwindlig vor Sehnsucht und vor Unbefriedigung. Niemand glaubt mir, was es für einen lebhaften, warmfühlenden Künstler bedeutet, sich so jahrelang aller Gefühle zu enthalten. Besonders wenn man schon so alt ist und zwanzig Jahre Liebe in der Ehe gewohnt war. Es kommt mir oft eine Unruhe in den Körper, wie einem, dem man das Morphium entzogen hat, das er zwanzig Jahre gewöhnt war, oder das Opium, oder die Zigarre,

oder Wein und Bier. Als ob man ihn dessen seit vier Jahren plötzlich beraubt habe. Es macht mich oft unruhig, daß ich wie ein Schlafloser aufstehe, vom Stuhl zum Tisch gehe, vom Zimmer zur Veranda, und ruhelos bin und nirgends ein Schwergewicht am Leibe spüre, als wäre der zu dünner Luft geworden und lebte wie eine Wolke leer und zitterig im leeren Raum.

Ihr dürft mich nicht verlachen,
Ich habe den zweiten Blick.
Will ich die Augen zumachen,
So seh' ich doch mein Geschick.

Die Stunden, die kommen wollen,
Ernsten Gesichtes dastehn.
Sie, die einst kommen ins Rollen,
Ich höre sie heut schon gehn.

Ich weiß nicht, soll ich es preisen,
Daß vor mir dunkel kein Ort.
Möcht' mir den Blick nicht ausreißen,
Stirbt auch mein Lachen mir fort.

Denn immer fühl' ich in Weihe
Vom zweiten Blick mich erhellt.
Mein Geist staunt dann in das Freie,
Zur Ewigkeit hingestellt.

Tosari, 1917

18. Oktober 1917

Morgen ist der Geburtstag meiner lieben Annie. Ich fühle, wie sie an mich denkt. Ach, wenn sie mir nur im Traum einen Besuch machen wollte. Es ist gräßlich, daß man vier Lebensjahre so getrennt voneinander leben mußte und noch verbringen muß. Liebe, liebe Annie mein, wenn wir uns wenigstens noch einmal wiedersehen dürfen in Deutschland, dann will ich ja alles Leid gerne ertragen haben. Aber sterben, getrennt voneinander, das wäre zu, zu hart für uns beide.

Gestern mittag begann der erste strömende Sturz-

regen der Regenzeit. Er rasselte aufs Dach, als kämen Tausende von eisernen Nägeln vom Himmel gehagelt. Und als würden wir hier unter der Wolkendecke eingenagelt in eine enge graue Kiste. Stundenlang rasselte das Wasser in Strömen vom Himmel. Heute dampfen kalte Nebel durch Tür und Fenster herein.

Vorgestern, als ich bei W.s auf der Veranda saß, wurde mir von einem Javanen ein großer eisgrüner, heller Schmetterling zum Kauf angeboten. Sein dicker Leib war wie schaumiger Schnee so weißhaarig. Er lebte. Seine Flügelenden waren noch gar nicht straff gespannt. Mir schien, als sei er eben erst aus der Puppe ausgekrochen und habe noch gar keinen Flug gemacht. Ich kaufe nicht gern lebende Tiere. Sie tun mir leid. Ich wies den Javanen ab. Als ich aber nach Hause kam, hatte B. den Schmetterling für mich gekauft. Er lag in meiner leeren Waschschüssel unter Zeitungspapier. Der Schmetterling hatte also doch zu mir gegen meinen Willen kommen wollen. Er war wundervoll. Er war wie seegrüne leichte Seide und wie zwei Hände groß, wenn er sich ausspannte. Ich trug ihn behutsam auf meine Veranda, legte ihn auf ein Geranienblatt in einen Korb grünes „Frauenhaar." Ich habe wachsendes „Frauenhaar" in einen Korb Erde auf meiner Veranda zum Schmuck gepflanzt. Es war ein Nachtschmetterling, glaube ich. Seine Flugflächen waren wundervoll schlank geschweift. Einen Tag lag er still dort und rasselte erst abends mit den Flügeln. Am nächsten morgen lag er immer noch im grünen Frauenhaarbusch. Aber heute morgen war er verschwunden. Ich fürchte, er ist gar nicht fortgeflogen. Ich fürchte, einer der Javanendiener hat ihn gestohlen und verkauft. Denn das Grün des Frauenhaars war weit auseinander gedrückt, als wären plumpe Hände hineingefahren.

Malang, 19. Oktober 1917. Morgens acht Uhr

Annies Geburtstag. Der Tag hat dunkel bewölkt begonnen. Mein Morgenberg, der Smeroe, war gar nicht zu sehen. Ausnahmsweise singt heute

kein Vogel. Es ist so grau und dämmerig unterm geschlossenen Himmel wie eine Karfreitagstimmung in Europa zu Hause. Nur Gänse schnattern hinter den Küchengebäuden, und Autos schnurren in der Autohalle. Der Ardjoeno ist ebenso verschwunden heute wie der Smeroe. — Ein Junge stellt mir den neuen Zimmerjungen vor, der jetzt mein Schlafzimmer besorgen soll und der sehr gründlich zu sein scheint.

Warum merke ich nur gar nichts von Annies Geburtstag bis jetzt? Vielleicht weil der Tag sechs Stunden später in Deutschland und Schweden beginnt, werde ich erst heute mittag um zwölf Uhr, wenn es zu Hause sechs Uhr morgens ist, ein Geburtstagsgefühl bekommen.

Ich hätte heute so gern Annie einige Geburtstagsgedichte geschrieben, aber auch körperlich fühle ich mich gar nicht klug heute dazu.

Annies Geburtstag feierte ich den ganzen Tag in Gedanken an sie. Ich sah immer nach der Uhr, um zu sehen, was sie in jeder Stunde tun könnte und um bei ihr zu sein. Abends trank ich im Gesellschafts-Saal mit B. und O. eine Flasche „Veuve-Cliquot" auf Annies Wohl. —

...... Dieses Land ist und bleibt ewig unheimlich, dieses Java! Immer lächelnd, immer lebensvoll und heiß! Und doch ist kein Land Asiens für den Europäer so sehr von Todeskälte erfüllt wie das Paradies Java.

28. Oktober 1917

Heute gehen keine Schiffe mehr nach Europa, nur noch nach Amerika. Keine Post kommt mehr, und nun steht auch noch der Telegraph still und redet nicht mehr vom Mutterland zu uns armen Gefangenen hier. Es ist noch gar nicht zu übersehen, wie schlimm das noch werden wird.

Ich bin so müde von allem. Müde vom Sehnen, müde vom Warten, müde vom Heimweh, müde vom Gram. Ich lache, aber ich lache doch nicht. Ich plaudere, aber ich schweige dabei innerlich tiefernst. Alle Leute finden mich lebhaft und harmlos schwätzend.

Aber mein Kern, mein Ich, mein Wesen ist bei keinem Lachen, bei keinem Geplauder.

Annies Bild auf der Bibel — in einem javanischen Djokja-Rahmen, aus weißem Leder gearbeitet — steht auf meinem runden Tischchen am Bett. Immer wenn ich in der Bibel lese, nehme ich es und streichle meine Annie. Sie muß es spüren, wie still ernst der Kern meines Lebens ganz bei ihr ist. Nur meine Haut, meine Zähne, meine Lippen lachen, aber mein Blut rollt dunkel um Annies Bild in meinem Herzen.

In all den Jahren habe ich Annie nie losgelassen. Nie habe ich geküßt, nie hat mich jemand geküßt. Keine Liebe ließ ich ein zu mir, als nur die Liebe und Sehnsucht nach Annie, die mich ganz ausfüllen.

Sollte einmal dieses Tagebuch, vielleicht ohne mich, in deine Hände kommen, Annieherz, so soll dieses dir einigen Trost im langen Leiden geben. So treu und fest wie unsere Männer, unsere Deutschen, an den Grenzen rund in Europa kämpften, so treu habe ich für meine Liebe zu Annie gekämpft und habe weder Versuchung noch Verführung, die mir hier täglich begegneten, eingelassen. Man darf das seinem Tagebuch anvertrauen, solch ein innerstes Geständnis. Besonders, wenn ich weiß, daß es Annie Glück geben wird und Fröhlichkeit, wenn sie von meiner Treue zu ihr liest. Aber ich hoffe, daß sie es nicht lesen, sondern hören soll beim Wiedersehen aus meinem Mund: daß ich immer und immer in den langen, bitteren Kriegsjahren nur für sie mit Blut und Geist gefühlt und gelebt habe.

Tosari, 31. Oktober 1917, morgens

Heute morgen um halb acht Uhr sind Herr und Frau W. in ihrem Auto abgereist. Wir frühstückten noch zusammen. Es tat mir recht leid, daß sie gingen; wir hatten die letzten Tage uns recht gemütlich aneinander angeschlossen. Wir spazierten zusammen und aßen zusammen und politisierten zusammen. Sie ist in ihrer Blondheit und in ihrer schlanken Größe meiner Annie sehr ähnlich, im Blondheit-Eindruck. Hat auch die lieben, kleinen, goldnen Sommersprossen, die

ich auf Annies Händen und Armen und am Hals so liebe. Sie sind so prickelnd anregend anzusehen, die Sommersprossen bei den Goldblondinen, als perle unter der weißen Haut goldiger Champagner. Und so anregend wie der „Ankor Puff“ sind auch die Blondinen alle in ihrer leichten, schäumenden, klaren Beweglichkeit, innerlich und äußerlich. („Ankor puff“ sagen die Javanen auf malaiisch vom Champagner. Weil die Flasche beim Öffnen „Puff“ macht.)

W.s wollen in vierzehn Tagen einen Tag heraufkommen und mir Tüllgardinen für die Glasfenster meiner Veranda bringen, die mich so sehr blenden, wenn der Sonnenhimmel nachmittags draußen hereinleuchtet. Sie will sie selbst nähen lassen.

Herr de K., der Administrator, sagte mir heute morgen, daß morgen zum 1. November dreißig Erwachsene, neunzehn Kinder und fünf Babus mit Lastautos heraufkommen wollen. Und er weiß gar nicht, wie er sie unterbringen soll. Beide Lastautos haben zusammen nur zwanzig Plätze. Der November ist Ferienmonat für Soerabaja. Da kommen schulfreie Kinder mit ihren Eltern, sich zu erholen. Denn der November ist unten in Java in Soerabaja der heißeste Monat im Ostteil von Java. In Garoet war es der Juni, wo die Ferienkinder aus Batavia ankamen. Westjava hat früher Regenzeit als Ostjava. In Garoet und Batavia ist jetzt die Regenzeit in vollem Gang, während sie hier erst schwach und zögernd beginnt und der November in Soerabaja noch recht trocken und heiß sein kann.

Hier oben aber im Tenggergebirge in Tosari ist es nur in den paar Vollmondtagen bis vorgestern blau und trocken gewesen, vorher und heute wieder ist es bewölkt, feucht, und Nebel hängt in der Luft. Und unter der Wolkenhaube des Berges sieht man sechstausend Fuß tief die Soerabaja-Ebene in heißem Sonnenlicht mit gelben Zuckerrohr- und Reisfeldern heiß und fern wie eine Fata Morgana liegen, und ebenso blendend daneben bläulich und heiß leuchtend das weite indische Meer, die Java-See, wie der Holländer sagt. Die deutschen Erfolge in Italien an

der Isonzo-Front, die so plötzlich einsetzten, überraschten uns alle hier. Wir Deutschen freuten uns sehr.

Tosari, 1. November 1917, morgens

Mein lieber Vater, heute hast du Geburtstag. Nun würdest du achtundneunzig Jahre alt sein. Ach, wie gerne möchte ich dich heute umarmen und küssen. Einundzwanzig Jahre bist du nun von mir und vom Leben getrennt, seit dem 5. September 1896. Und mir kommt es gar nicht vor, als ob du tot bist. So lebhaft und stark ist immer dein starker Geist bei mir. Besonders im Weltkrieg jetzt, bei jeder Zeile, bei jeder Nachricht, die ich über Schlachten, Siege und Kriegsleben lese, muß ich dich anreden und fragen: „Was sagst du dazu, lieber Vater mein?" Und dann höre ich deinen Geist meinem Geist antworten, und ich sehe dich erschüttert und wieder hoch und edel stark begeistert, mit bebender Stimme höre ich deine Freudenworte, deine Entrüstungsworte, deine Gebetsworte zum Schicksal, du lieber starker und demütiger, schicksalsfürchtiger Mann, der du warst.

Heute morgen habe ich gleich nach dem Aufstehen um halb sieben Uhr einige kurze Gedichte geschrieben. „Morgenblick aus der offenen Tür." Ich sitze morgens gern mit meinem Glas Milch im Korbstuhl auf meiner Westveranda und sehe durch die offene Verandatür zu, wie die Sonne im Garten näher rückt. Wie der Frühschein aus der Ferne vom Ardjuno näher heranwandert. Jetzt um zehn Uhr ist es schon wieder neblig, der Abgrund am Gartenrand füllt sich mit grauem Nebelrauch, und die Ferne ist vom Nebeldampf ausgelöscht. Es ist so still im Garten. Es singen keine Vögel mehr, so wie im vorigen Monat, wo mich morgens immer die Amsel noch vor dem Sonnenaufgang mit einem heiligen Lied überraschte und erschütterte, wenn ich ihr vom Bett aus zuhörte. Auch fliegt selten mal eine Schwalbe um das Hausdach oder über den Abgrundsrand vor meiner Türe. Nur Autos surren in der Ferne im Vormittag auf der Bergstraße unten, denn heute zum 1. November

kommen unzählig viele Gäste für den kommenden Monat in Tosari an.

Morgenblicke durch die offene Türe

Die Frühsonne hängt ihr Licht an die Spitzen vom hohen Rosenstrauch.
Der Frühwind kommt spielend, in weißen Rosen blätternd mit seinem Hauch.
Der Strauch wohnt am Abgrund; hinter den Rosen der Ferne blauer Rauch,
Der ungestillten fliehenden Tiefe Schlund. — So wohnt die Sehnsucht auch.

Jeden Morgen kommt zu dem Fuchsienbusch ein Vogel geflogen.
Er hängt sich an die Blumentüten; die Zweige zittern gebogen.
Er steckt den Schnabel in die Hülsen, bis der Honig ausgesogen.
Süß nährt mich die Geliebte, seit sie mein Herz zu sich hingezogen.

Es huscht der Schwalbe kleiner Schatten über den hellen Gartensand.
Die Schwalbe kommt und geht, für sie gibt es keiner Abgründe Rand.
Sie ist frei im Freien. Sie folgt ihrer Sehnsucht himmelhoch im Sonnenbrand.
So frei wogt mein Herz, hält die Geliebte es gefangen in ihrer Hand.

Tosari, 1. November 1917

Tosari, 2. November 1917. Freitag, abends sechs Uhr

Heute morgen machte ich mit Frau P. und dem Neufundländer Bobby einen Spaziergang von vier Stunden über zwei Dörfer, den Bromo-Weg hinauf in die Berghöhe und dann durch eine Schlucht hinauf nach „Wonokitri", von dort herunter übers „Nymphenbad" nach Tosari zurück. Ich war den

Weg noch nie gegangen, und jeder Schritt war mir neu. Mit Frau P. schwatzte ich viel Unsinn. Wie das auf solch stolpernden Wegen in übermütiger Luft zwischen Herr und Dame nicht anders möglich ist. Sie stellte fest, daß wir immer in Feindseligkeit miteinander verkehren. Sie meint, ich wäre vor ihr bange, deshalb könnte ich nur immer neckisch widersprechen und wollte mit ihr nie gleicher Meinung sein. Es ist wahr, daß ich mich hüte, mit goldblonden, verführerischen, üppigen Damen zu vertraulich zu werden. Da ich nichts erleben will. Und deshalb erwähle ich den Standpunkt lustiger Tyrannei und lasse die Damen im Stich, die wünschen, ich sollte mich ihnen annähern. Das ist mir zu gefährlich. Ich winke dann mit großen Späßen ab, deutlich und auffallend wie eine Windmühle.

Tosari, 3. November 1917

Gestern abend im Speisesaal beim Abendessen erlebte ich einen heiligen, frohen Schrecken und dann eine riesige Enttäuschung. An einem Tische in der Mitte des Saales (ich sitze mit dem Rücken an der Nordwand), da entdeckte ich unter Neuangekommenen eine große, blonde Frau. Sie sah (mit meinen etwas kurzsichtigen Augen gesehen) meiner Annie sehr ähnlich. Und sie schien auch zu mir herzulachen, so daß ich mit Blut übergossen und bestürzt wurde. Ich dachte mir nun eine ganze Geschichte von Möglichkeiten aus. Die Blonde in dem blauseidenen Abendkleid konnte sehr gut Annie sein, dachte ich, Annie, die mich überraschen wollte; Annie, die mich erst von weitem etwas betrachten wollte; Annie, die vielleicht mit einem schwedischen Kapitäns-Ehepaar von Schweden hergereist war, um mich endlich voll Sehnsucht aufzusuchen. Annie, die jetzt dort saß und in sich hineinlachte und mich dem Kapitäns-Ehepaar auch schon gezeigt hatte, und alle drei lachten jetzt über den kurzsichtigen Ehegatten, der seine Frau nicht erkannte. So grübelte ich, mit Gabel und Messer arbeitend, über meinen Teller gebeugt. Ich sitze ganz allein an einem kleinen Tisch. Links von mir sitzen

vier holländische Damen an einem Tisch der Zimmerecke. Daneben am nächsten Tisch zwei einzelne Damen, Dame und Erzieherin. Rechts von mir am Tisch sitzen zwei Krankenschwestern und eine Engländerin. Die Damen, die mich immer bei den Mahlzeiten ein wenig mit den Blicken streiften, merkten meine Verlegenheit, die ich zwar unter aufrechter Haltung verbarg; aber die freudige Schreckröte und die Glut meiner Herzenswallungen bei den einstürmenden Wiedersehensgedanken, Annie im Speisesaal zu wissen, das konnte ich nicht verwischen. Wenn ich mein Rotweinglas zum Munde führte, starrte ich über den Rand zu dem fernen Tisch und studierte die Hals- und Rückenlinie jener blauseidenen Blondine, manches stimmte, anderes war mir fremd. Aber Annies Linien konnten sich ja in den vier Jahren verändert haben. Jene Dame dort glich mir einer etwas verjüngten Annie; aber langer Sehnsuchternst verjüngt ja auch, wenn er aus dem Herzmittelpunkt kommt. Und Herzliebende altern nicht so schnell wie die schlaff Liebenden. Das sagte ich mir und konnte immer das Fieber der Lust nicht loswerden, aufzustehen und an jener Dame vorbeizulaufen, um mir Gewißheit zu schaffen. Aber das ging nicht. Die vier Damen am Ecktisch neben mir schwiegen und dachten, ich wäre davon so rot, weil eine von ihnen bei meinem Kommen ziemlich laut ausgerufen hatte: „Da kommt der Moff!" (Moff ist der Spitzname für Deutsche auf Holländisch.) Die Dame mit der Erzieherin am nächsten Tisch, die öfters früher mit den Augen meinen Herzenszustand ergründet hatte, die dachte, ich sei rot, weil Frau P. (zwei Tische von mir) bei meinem Hereinkommen mich sehr freundlich gegrüßt hatte. Aber ich sah gar nicht dorthin und hatte Frau P. seit unserem Morgenspaziergang nicht wieder gesprochen. Die englische Konsulsfrau, am Tisch rechts von mir, meinte, ich wäre rot, weil in der Saalmitte ein Tisch mit neuangekommenen jungen Armenierinnen war, jungen Millionärinnen, der Frau und den Töchtern des Besitzers des Oranje-Hôtels in Soerabaja. Diese schwarzköpfigen Damen sehen

sich sehr gern nach der Welt um, und die jüngste besonders hatte den Kopf oft nach meiner Seite gewendet. Am Tisch vor mir saß ein einzelner korrekter, magerer, schlanker Holländer, der Nassi-Fim ißt (das ist Wasserreis mit Huhn), und die Welt weiß danach, daß er darmleidend ist. Diese meine Umgebung an den allernächsten Tischen war sichtlich berührt von meiner andauernden Gesichtsröte, da ich sonst immer kühl, ruhig und ohne innere Erregtheit, beinahe gelangweilt meine einsamen Mahlzeiten einnehme. Ich ging, nachdem ich einer der ersten war, der abgegessen hatte, draußen an den niederen Fenstern des Speisesaals hinter den Gardinen entlang, konnte aber die Blauseidene nur schwer durch die Gardinenflore erkennen, sie war jetzt ganz verschwommen.

Dann ging ich zum Kontor, begann ein Gespräch mit dem Administrator, der immer noch spät arbeitend an seinem Schreibtisch sitzt. Im Gespräch höre ich Stimmen, wende mich um und sehe im Hof die drei Personen, Annie und das Kapitänsehepaar, aus dem Speisesaal kommen. Ich frage Herrn de K.: „Wer war das?“ Er sagt gleichgültig: „Das sind Neuangekommene heute, ein Advokat mit Familie aus Batavia!“ Dann erzählt er mir weiter von seiner indischen Militärzeit, als er siebzehn Jahre Korporal war. Und so streng war er im Dienst, daß die Soldaten von ihm sagten, wenn er auf dem Kasernenhof erschien: „Da kommt er, der Hund!“ Darauf war er heute noch stolz, daß ihn alle schon von weitem gefürchtet hatten. Er hatte auch viele Deutsche bei seinen Soldaten zu drillen. Aber, sagte er, die Deutschen ließ er nur zehn Minuten exerzieren, die Holländer aber zwei Stunden. Denn die Deutschen hatten es in sich sitzen, das Soldatentum. Und weil er so ein strenger Soldat war und die Deutschen so gute Soldaten sind, deshalb ist er heute noch prodeutsch gesinnt. Er ist jetzt einundzwanzig Jahre auf Java. Seit 1896. Und er war seitdem noch nie wieder in Europa.

Mit einem tiefen Weh im Herzen, weil meine Annie-Erscheinung nicht Annie gewesen war, ging

ich, nachdem sich de K. über sein indisches Soldatentum ausgeplaudert hatte, aus dem Kontor, langsam zum Restaurationssaal. Dort saß ich noch eine Stunde im fast leeren Saal allein am runden Tisch, blätterte in den Bildern vom Krieg in der „Illustration" und den „London-News" — deutsche Illustrierte Blätter kommen nicht mehr durch — und ging dann heißhungriger an Sehnsucht denn jemals nach meinem Zimmer.

Als ich über die Tennisplatz-Terrasse ging, am Rasenplatz bei den blauweißen Hortensienbüschen entlang, da stand der Mond über dem Gebirge in mattgrauem Silberdampf. Und eine Wolkenbildung, eine eigentümliche, ließ mich lange in die verschleierte Helle sehen. Über dem Mond stand ein Stern, senkrecht über dem angebrochenen Vollmond. Und aus zwei dünnen Nebelwolkenstreifen war ein Spitzbogen gebildet. Der ähnelte dem Riesenfenster eines gotischen Domes. Aber auch zwei gefalteten schlanken weißen Händen. Gerade über dem Mond und über dem Stern erhob sich das gotische, gottesfrierliche Nebelgebilde, im Nachthimmel leuchtend. Mir schien das Wolkengebilde zu sagen: Falte die Hände und bete und schließe in das Gebet deine Annie ein, die, im Zeichen des Mondes geboren, Wolke heißt, denn Anna ist Wolke, und Anna ist dein guter Stern in der Nacht der Einsamkeit.

So dachte ich und schritt die dreißig breiten, weißen Stufen der zweiten Terrasse zur dritten Terrasse hinunter, wo in der Zwölfzimmergalerie mein Zimmer Nummer 57 liegt. Aber ich konnte mich nur schwer von der silbermatten Mondnacht trennen.

Während ich dieses schrieb, ging jetzt im Morgen Frau P. mit den Damen des Oranje-Hotels, den schwarzhaarigen Armenierinnen, vorbei an meiner offenen Verandatüre. Ich hörte sie laut plaudern. Und ich sah nicht auf. Danach eben, nach einer Weile, kam die jüngste der Armenierinnen zurück, die eine rosa Tennisjacke zum weißen Kleid trägt und ein rosa Hütchen mit blauseidenem Futterrand, das von weitem wie eine bunte Schlagsahnentorte, eine

anillingefärbte, leuchtet. Sie holte aus Frau P.s Zimmer eine schwarze Jacke und äugte zu mir herein. Ich stand auf und trat ans Fenster. Da spielte sie die Harmlose, die Unbeobachtete, trotzdem sie alles mit ihrem riesigen, pechschwarzen Zopf von rückwärts zu fühlen schien, und sie trat in eines der ovalen Fuchsienbeete vor meiner Veranda, vorsichtig den winzigen Fuß in weißem, durchbrochenem Strumpf und in weißem, hochhackigem, feinem Schuh auf die schwarze Gartenerde mit der Spitze niedersetzend, und dann pflückte sie eine ganz belanglose Blüte mit äußerst zugespitzten Fingern. Dabei sah sie mich, mit Augen in ihrem Rücken, am Fenster stehen. Wenn die Frauen erfahren haben, daß man Dichter ist, dann sind sie blind vor Begierde, Bekanntschaft zu machen. Das habe ich nun in den fünfundzwanzig Lebensjahren meines Dichtertums zur Genüge verspürt. Aber immer wieder ist es erstaunlich, daß jede eine andere Art erfindet, den Dichter kennenzulernen und ihn, wenn er nicht bald gehorcht, wieder wegzulegen, — aber für unbestimmte Zeit nur, selten für immer.

Im nächtlichen Garten

Auf breiter, weißer Treppe im nächtlichen Garten
Steh' ich, meine Gedanken zurückzuerwarten.
Kann nur zögernd gehen. Meine Wärme flog fort.
Sie sucht die Geliebte. Doch nur der Mond hängt dort.
Der ist wie die Eismaske, die ich am Tag getragen.
In der Nacht darf ich zertaut meine Sehnsucht klagen.

3. November 1917

Regen weit und breit

Da draußen regnet es weit und breit.
Es regnet graugraue Verlassenheit.
Es plaudern tausend flüsternde Zungen.
Es regnet tausend Erinnerungen.
Der Regen Geschichten ums Fenster rauscht.
Die Seele gern dem Regen lauscht.

Der Regen hält dich im Haus gefangen.
Die Seele ist hinter ihm hergegangen.
Die Inselgelehrte ist still erwacht,
Im Regen sie weiteste Wege macht.
Du sitzt mit stummem Gesicht am Fenster,
Empfängst den Besuch der Regengespenster.

4. November 1917, Sonnabend

Tosari, Montag, 5. November,
morgens sieben Uhr

Frau P. sagte neulich, als sie zum erstenmal an der offenen Tür meiner Veranda vorbeikam, da dachte sie bei sich (sie wußte nicht, daß das mein Zimmer war), hier wohnt ein glückliches jung verheiratetes Paar! Denn die grünen Pflanzen, blühende Schilforchideen und grünes Frauenhaar, Vierblattklee und grüner Katzenschwanz, die Vase voll weißer Rosen unter der gelbseidenen verschleierten Hängelampe auf dem Tisch, der Schreibtisch voll Grün und Büchern und mit der Vase voll Zittergras, der rote Teppich am Boden, bedeckt mit javanischen Binsenmatten, — alles das zusammen sieht traulich wohnlich aus.

Und ich freute mich, daß der Geist meiner Annie so nah bei mir ist, daß auf die anderen Menschen meine einsame Veranda den Eindruck macht, als wohnten zwei Glückliche dort. Und es wohnt doch nur ein Sehnsuchtgequälter mit Heimweh und Liebesgedanken auf der Veranda. Aber der Geist der „ewigen Hochzeit“ ist immer um den, der da einmal glücklich war und Hoffnung hat, es wieder zu werden.

Und glücklich wird jeder, der den stillen, ernsten Wunsch hat, es zu werden und zu sein.

.... Ich schweige am liebsten über die lustigen Schwächen meiner Bekannten vor den Bekannten, — es gibt aber tiefere Kräfte in jedem Menschen, die sich oft mit Gewalt Bahn brechen und mitreden wollen, dagegen ist nichts zu machen. Das mußte ich gestern zu meinem Staunen erleben, als ich gegen meinen Willen ein Wort statt eines andern aussprach.

Es drängt mich eine Sehnsucht nur

Ich kann auf keine Frauen sehn als nur auf Eine.
Die volle Welt scheint leer zu stehn,
Muß ich für mich die Straße gehn, alleine.

Ich finde keine Rede klug als nur die deine.
Denn was ich stotternd in mir trug,
Bringt schon im Flug ein Blick von dir ins reine.

Es drängt mich keine Sehnsucht sonst, bin schwer
wie Steine.
Es ringt in mir nur eine Glut:
Zu dir! Zu dir! Und dein Blut sei das meine.

Meiner Annie

Tosari, 6. November 1917

Tosari, Dienstag, 6. November 1917

Das obige Gedicht schrieb ich heute morgen nach dem Aufstehen um sieben Uhr auf meiner Veranda. Da draußen ist trübe Nebelstille. Die Abgründe sind zugedeckt von warmem, grauem Dampf. Der schmale Gartenstreifen vor meiner Verandatüre steht wie am leeren Abgrund des Unbekannten. Vom Rosenstrauch ist nur ein Schritt am Gartenrand in das Nichts und Alles des Grenzenlosen.

Eine Grille singt wie ein leiser Wille,
Den die süße Lust durchdringt;
Und das Gras, Halm bei Halm, erklingt,
Und der Nebel wandert in der Stille.

Bergnebel

Bergnebel, von Sonnenlicht erfüllt,
Wie Schneegestöber das Haus umhüllt.
Es leuchtet die Nebelmauer herein,
Gleich einem Schneetag voll Heimatschein.
Dahinter sind Palmen und Tiger zu Haus,
Und Menschen, die sehen tief kaffeebraun aus.
Der Nebel verbirgt mir die wildfremde Brut,
Ich bin den barmherzigen Bergnebeln gut.

Tosari, 7. November 1917

Will mir denn keine Erlösung werden,
Bleibt es denn ewiger Krieg auf Erden?
Will mir das Schicksal nie mehr gewähren
Die Lippen der Liebsten, die mit Lebenslust nähren.
Mein Mund ist trocken, mein Geist ist matt,
Kein Tag mehr Sinn noch Seele hat.
Ich fühle bald meinen Körper nicht mehr.
Die Sehnsucht verschlingt mich. Mein Platz wird leer.

Tosari, 7. November 1917

Tosari, 9. November 1917.
Freitag, morgens halb sieben

Im Kampong Tosari, gegenüber vom Sanatorium, am Weg bergab, da ist ein stilles Sterben ausgebrochen. In einer Nacht starben fünf Menschen in einem der Häuschen. In den ärmlichen Strohmattenwänden und unter den Bambusdächern herrscht jetzt viel lautes Wehklagen. Der Kampong hat kaum hundertfünfzig Menschen, und schon sind sechzehn davon gestorben und weggetragen worden. Es ist eine Blut-Dysenterie, die die armen Leute wahrscheinlich jetzt in beginnender Regenzeit leichter bekommen als sonst. Sie essen Gurken und viel Früchte, und die sind oft von der Feuchtigkeit gegoren. Auch stinkt jetzt viel Verfaultes bei den Hütten, das in der Trockenzeit eingetrocknet war und jetzt im Tropenregen aufquillt und zu gären beginnt.

Zu denken, daß viele der Weiber, Kinder und alten Männer, die ich im Vorbeischlendern photographierte, oder die mich um ein „Present, Tuan“ baten („Geschenk, Herr“), daß diese jetzt mehr wissen als ich und schon hinter das Leben schauen durften, während ich noch davor sitze und mit Geist und Gefühl taste und rate nach dem Anblick des Todes hin.

So einfach sterben die kleinen, armen Bergjavanen. So prunklos gehen sie aus dem Leben. So lautlos und still werden sie auf einer Tragbahre, in drei Sarongs eingewickelt, mit bescheidener, dünner Blütenkette umwickelt, hinausgetragen, gefolgt von einem kleinen Trupp der Dorfbewohner. Ich sah neulich einen solchen Zug, als ich morgens vom Spaziergang

zurückkam. Vorher hatte ich vom Hauptweg aus, gegenüber der Autogarage unten in der Schlucht bei den uralten verknorzten Bäumen ein Grab graben sehen. An einen langen Stock hatten die Begleiter, die hinter dem Sarg gingen, einen europäischen schwarzen Tuchregenschirm gebunden; der Schirm ragte einige Meter hoch in die Luft. Der finstere Schirm europäischer Art sah geheimnisvoll aus, als schwebe unter ihm über dem Sarg, der auf den Schultern der lautlosen Javanen auch heranzuschweben schien, der Geist des Verstorbenen, den der schwarze Schirm schützen wolle. Gewöhnlich wird ein ölgetränkter Papierson nenschirm, an langem Stock aufgespannt, dem Sarg nachgetragen. Oder ein Goldpapierschirm bei vornehmen Leuten. Einen europäischen schwarzen baumwollen Regenschirm hatte ich noch nie in einem Leichenzug gesehen.

Ich war zur Seite getreten in den Garteneingang eines der Holz-Landhäuser des Sanatoriums am Wege und ließ den Totenzug an mir vorbei. Von denen, die dem Sarg folgten — lauter Männer — weinte keiner. Alle schienen, angeregt vom Schrecken, eher eilfertig und lebhaft auszuschreiten. Einer in der kleinen Menge trug im Arm ein Kohlenbecken, das aber wenig Rauch machte.

Die Gartenwege im Sanatorium, besonders rund um die Zwölf-Zimmer-Veranda der dritten Gartenterrasse, riechen nach Karbol und Teer, man hat tüchtig desinfiziert, und der scharfe, beizende Geruch zieht durch die Zimmer. Das ist zwar peinlich für die Nase, aber wohltuend für die Gedanken, die der Nase zureden, den scharfen Teergestank zu lieben, weil er so nützlich gegen den Fäulnisgeruch ist, der aus den Dorfhütten herüberweht.

Der Tod ist hier im Osten nicht so erschreckend wie bei uns in Europa. Man ist es gewöhnt, daß hier schnell und plötzlich gestorben wird.

Tosari, 11. November 1917.
Sonntag vormittag

Gestern war ein großer Tag. Ich wurde ans Tele-

phon gerufen. Im Kontor sagte mir Herr de K.: „Ehe Sie ans Telephon kommen, hören Sie erst die gute Nachricht! Rußland hat Deutschland Waffenstillstand angeboten." Es war mir, als umarmte mich ein Friedensengel, als ich das gehört hatte. Mir fielen hunderttausend Zentner Sorgensteine vom Herzen. Ich atmete einen Augenblick auf, wie einer, der sich nach drei Jahren Fieber endlich mal wieder in natürlicher fieberfreier Körperwärme fühlt.

Ich suchte die anderen Deutschen auf und ging ihnen die Jakobsleiter hinunter entgegen. Ich ging mit gehobenen Schritten. Ich dankte unterwegs dem blauen Himmel und der grünen Erde und der weltfestlichen Sonne für die gute Nachricht.

Am Ende des schmalen Tannenweges auf dem Bergkamm ist eine Wiesenfläche, die ist wie ein schöner ferner Aussichtsplatz. Den Javanenkindern, denen ich unterwegs begegnete, denen mußte ich immer kleines Silbergeld schenken, um meiner Freude Luft zu machen.

Auf der Wiese um mich weideten junge indische Kühe und einige graue Wasserbüffel. Einer, mit mächtigem Hornhalbrund, trug eine große Holzglocke am Hals, die hatte eine alte trauliche Holzstimme und klapperte so gemütlich. Das Gras, das der Büffel raufte, fraß er scharf kauend, und ich hätte alle Kühe und alle Büffel umarmen mögen; ihre indische Friedlichkeit traf mit meiner Friedensfreude glücklich zusammen.

Den ganzen Tag ging man befreit und glücklich erleichtert und aufatmend umher. Zu Mittag kamen D. und Fräulein W. Alle blieben zu Mittag. Ich bestellte eine Flasche Mosel „Trabener", und wir tranken auf gute Fortsetzung und rasche Entwicklung des Friedens.

Am Morgen hatte mir schon eine Holländerin, Frau van L., die Laune ein wenig verderben wollen, als sie sagte: „O, wenn Rußland Frieden machen will, dann wird Japan es im Rücken angreifen. Passen Sie auf!" Das erschreckte mich. Und nun lasen abends die Karten so schlecht. Wieder mit

dickem, müdem Kopf ging ich zu Bett. Ich befehle mein Schicksal der ewigen Geschick- und Weisheitsmacht. Sie tut doch, was notwendig ist. Und was die heiligste Macht tut, die Gott heißt, das ist immer gut und ist immer das Beste. Und mit Ruhe und tiefinnerlicher andächtiger Spannung sehe ich der Zukunft entgegen.

Die Sprüche Salomonis, in denen ich heute morgen im Bett las, erquickten mich.

Tosari, Montag, 12. November 1917, morgens neun Uhr

Heute nacht, um fünf Minuten nach halb fünf Uhr, war ein starkes Erdbeben, zwei vertikale Stöße kurz hintereinander. Ich wachte beim ersten Stoß auf und sprang bald aus dem Bett, als der zweite das Haus schüttelte. Türen gingen auf vielen Vorgalerien. Eine Dame neben mir lief im Nachthemd auf ihre Veranda. Sie sagte, sie glaubte, man habe sie gerufen, so im Schlaf war sie noch. Aus einem dritten Zimmer kam auch eine junge Mutter und jammerte. Aus einem vierten Zimmer kamen P.s. Sie hatten ihre Wertsachen eingepackt. Ich auch, hatte aus meinem Koffer Briefumschläge mit meinem Papiergeld in meine weiten Automanteltaschen gesteckt.

Es war im Osten rötliche Morgendämmerung. Die feine Mondsichel hing horizontal wie eine silberne Kinderwiege lieblich hell in dem dünnen Rosa einiger Dunststreifen. Zwischen den schön geschwungenen Wolkenwogen, den langhingezogenen, schimmerte ein zärtliches, wundervolles Blau. Rosa und blau suchte der Himmel mit diesen sanften Morgenblicken die erregten Menschengemüter zu beruhigen. Wir starrten gegen den Vulkan Bromo zum Rand der Bergkämme, die noch dunkel unter der ersten Helle standen. Die Luft war sonderbar weichlich warm. Die fernen Bergwälder rauschten auf, so wie sie abends unterm Sternenhimmel auch gerauscht hatten, als ich zu Bett ging um neun Uhr. Ich hatte mich früh zu Bett gelegt. In der Nacht, gleich in der ersten Nacht-

hälfte, hatte ich schwer geträumt. Ich hatte in einem Steinhaus im ersten Stock zu Bett gelegen. Und träumte, ich war erwacht, da mein Bett mit einem Fuß durch den Zimmerboden durchbrach. Darauf war ich im Traum geflüchtet. Und wie ich die Treppe hinuntersprang, da lösten sich Treppengeländer und Stufen auf, und die Mauern gaben ihre Backsteine her, die polterten vor mir in die Tiefe. Wo ich hintrat, löste sich das Gemäuer vor mir, und die Backsteine rollten vor mir her. Später war ich unten, und ich sah im unteren Raum die Füße meines Bettes durch die Decke über mir, und ich zeigte das aufgeregt einigen Leuten. Da sah ich zugleich, wie die Wände überall eingebogen waren, und wie das ganze Haus zu stürzen drohte, und ich flüchtete wieder. Das habe ich ungefähr drei Stunden vor dem Erdbeben geträumt. Denn ich wachte danach auf, und ich sagte mir, daß muß ich morgen in mein Tagebuch notieren. Ich erzählte später, frühmorgens im Garten nach dem Beben, meinen Traum P.s. So schwer und rüttelnd wie dieses Morgenbeben habe ich noch keines hier auf Tosari erlebt. Es war aber nicht so stark wie das Beben vom vorigen Jahr im September in Malang. Ich war gestern abend nicht zum Essen gegangen. Ich hatte auf meiner Veranda gelegen und gelesen und mich bald gelegt.

Ich zeigte P. gestern meine Bromomünzen, Kupfermünzen, alte holländische der Ostindischen Kompagnie, die ich im Lauf von neun Monaten hier in Tosari langsam gekauft und gesammelt habe von den Händlern vor der Verandatüre oder auf Spazierwegen. Sie werden in der Asche des Sandmeeres um den Vulkan Bromo gefunden und von den Javanen ausgegraben. Es sind Opfermünzen, die bei Festen von Hindu-Javanen in den Bromo geworfen werden und bei Eruptionen wieder herausfliegen und zerstreut in der Asche herumliegen. Kaum hörte P., daß die Münzen selten sind und in Europa eine vielleicht den Wert von fünf Mark hat, so ging er eiligst ins Dorf Tosari und kaufte aus allen Hütten die ganzen kleinen Vorräte auf, das Stück zu fünf Cents. Außer-

38*

dem schickte er heute hinauf in die Sandsee und läßt nachgraben.

Heute morgen bekamen wir auch kein frisches Brot. Und als ich Moo, meinen javanischen Diener, fragte, warum, sagte er: „Weil der Bäcker auf den Bromo gegangen ist!" — „Ist denn ein Slamatan (ein Fest) am Bromo?" — „Nein, er ist mit Besuch hinaufgegangen." Das heißt, der Bäcker ist in Gesellschaft auf den Bromo, um auch Münzen für P.s Handelsgier zu suchen. So macht ein Schlechter alles schlecht.

Zehn und zwanzig Jahre besteht hier der stille, harmlose Einzelverkauf der alten gefundenen Bromomünzen. Seit gestern hat er aufgehört und ist in die Hände der Firma P. „en gros" übergegangen. Lebe wohl, Idyll! Solch ein Gieriger stört die Weltfestlichkeit gründlich.

Frau P. ist noch lebensgieriger als er. Als ich gestern sagte: „Ich habe mich vom Kartenlegen heute morgen erholen müssen und habe die Sprüche Salomonis gelesen, die mich sehr erquickt haben mit ihrer gesunden Lebensweisheit," da lachte sie höhnisch, geärgert und frech auf und sagte zu ihrem Mann: „Gestern empfing er Damenbesuch von Frau D. und Fräulein W., und heute liest er in der Bibel!" Und sie lachte ekelhaft ungezogen und frivol. „O nein," sagte ich ärgerlich und bestimmt zu ihr, „Sie irren sich, gnädige Frau. Jener Besuch war nicht von der Art, die Sie argwöhnen. Und ich lese gern und oft in der Bibel. Ich verstehe nicht, warum das lächerlich ist, wenn man Erquickung in Büchern sucht, die weise geschrieben sind wie die Sprüche Salomonis und alle heilige Weisheit der Bibel."

Abends ging ich deshalb nicht an den Tisch. Weil es mich ekelt, wenn ich meine heiligsten Überzeugungen von losen Weiberlippen und höhnischen Handelsaugen verlästern lassen soll. Ich bin dann lieber für mich ganz allein und vermeide Menschen, wenn ich erkenne, daß sie böse und frech sind.

Wie sonderbar: alle Schwalben, die in der Trockenzeit seit Juni fortgezogen waren, sind heute wieder da. Sie flogen eben alle vom Dach über mir auf und

zogen in breiter Schar entfaltet über den Abgrund und kehrten gleich um und flogen auf meine Tür und mein Fenster zu, wieder aufs Dach zurück. Seid gegrüßt, liebe blaue Luftfreunde. Vielleicht waren sie in Australien oder in China. Nur ein paar Wächterschwalben waren zurückgeblieben. Aber in den letzten Wochen waren auch die einzelnen Wächter verschwunden. Sollten die Wächter der Schwalbenschar entgegengeflogen sein, um jenen den Weg herauf auf das Tenggergebirge zu zeigen?

Wie gern wüßte man mehr vom Geist und Gefühl der Tiere, Pflanzen, Berge, Wälder und Wolken, die einen täglich als getreue Lebensnachbarn vertraut umgeben. Es wird aber eine weisere Menschenzeit kommen, die wird sich mit Geist und Gefühl ihrer Umgebung so angeschlossen haben, daß ein Weltverständnis mit allen Nachbarn des Weltalls innerlich und äußerlich statthaben wird.

Lied des Gefangenen

Still, in Nebel eingesargt und stumpf,
Muß ich sehnend warten, warten, warten.
Und die Tage sind wie Träume dumpf.

Vom Gebirge an dem Rand vom Abgrundgarten
Schau ich in die Leere, in die Luft.
Meine Augen sich todmüde starrten.
Noch im Schlafe mich die Ferne ruft.

Meine Augen wandern übers Meer,
Die Gedanken suchen ab die Stunden.
Und sie rennen ruhlos hin und her.

Weit sieht hier mein Fenster, um den runden
Erdball kann ich schauen in dem Geist.
Hab ich dann im Grübeln heimgefunden,
Heimweh sich am Himmelsrand festbeißt.

13. November 1917, nachmittags

Meine Liebe zu dir

Manche Frau hat dein Lachen,
Manche deiner Haare Glanz.

Manche kann mich fast fröhlich machen,
Aber keiner gelingt es ganz.

Keine verdrängt deinen fernen Blick.
Keine verdrängt deine wortlose Nähe.
Keine ist meines Lebens Geschick.
Meine Liebe zu dir bleibt treu und zähe.

13. November 1917, abends

Das Herz

Was ist das Herz ein derbes Ding,
Es trägt das Weltall als Athlet.
Der Weltenkugeln Riesenring
Heiß drückend auf dem Herzen steht.

Doch mehr als alle Sinnenwelt,
Als alles Licht und Körperschall
In das Gewicht die Seele fällt,
Der Seele Schmerz wiegt auf das All.

Das Herz trägt an der Seele hart.
Der Seele Leid ihm Arbeit schafft.
Doch ist das so des Herzens Art,
Daß es durch Schmerz erstarkt an Kraft.

13. November 1917, abends

Losari, Freitag, 16. November 1917,
vormittags

Gestern morgen ging eine große Gesellschaft von hier nach Ngadimono zum Frühstück. Ich war auch dabei. Ich habe jetzt einige Holländer kennengelernt. Es sind vielleicht sechs Menschen, mir kommt es sehr, sehr viel vor, als ob die sechs gleich sechzig geworden sind. Es sind drei, die neben mir auf Zimmer 56 und 55 wohnen. Pflanzer aus Borneo. Ein Ehepaar und ein einzelner Herr. Alle waren zu Pferd. Nur Herr B. und ich, wir zwei „Moffen", wir gingen zu Fuß. Um halb sieben Uhr morgens gingen wir fort. Um elf Uhr waren wir wieder zurück. Herr B. erzählte mir von seiner Zeit im Inneren von Borneo

bei den Dajaks, wo er flußaufwärts von Banjermasin bei den Dajakern Holzgeschäfte zu machen hatte mit einem Kanadier zusammen für eine Firma in Soerabaja. Er wohnte dort in einem Patrouillenhaus, das beim Dorf liegt. Ein Dajakdorf besteht nur aus einem einzigen Riesenhaus, in dem alle Dajaks mit ihren Familien zusammenwohnen. Alle haben Abteilungen in dem großen Haus. Alle leben wie eine Familiengemeinschaft. Alle arbeiten für alle. Alle teilen alles. Alle gehorchen dem Häuptling. Dieser gibt Bestimmungen zum Wohl aller. Bestimmt auch die heiligen Festzeiten und die heiligen Ackerarbeitszeiten. Als Herr B. da war, war in der Nacht Totengebet, da jemand gestorben war. Die Leute sangen die ganze Nacht leidenschaftliche Totenbeschwörungen, die großen Gongs schlugen, aber am meisten heulte der Häuptling von abends sieben Uhr bis morgens vier Uhr. Sie tanzten und brüllten, ließen das Gong-Erz dröhnen, so daß es Herrn B. angst und bange war, und er fürchtete, die Dajaks würden in der Nacht sich in eine solche Wut hineinheulen, daß sie das Patrouillenhaus und ihn und seine drei europäischen Begleiter niedermetzeln könnten; aber es geschah nichts.

Nachmittag 6 Uhr

Es war ein außergewöhnlicher Sonnenuntergang. Die Berge des Penandjaang über der tiefen Schlucht, waren in den Gipfeln braungolden wie alte Bronze, der Osthimmel rosig brennend und bläulich brennend. Aber im Westen ging die Sonne unter und beleuchtete die liegende Frauengestalt des Berges „Kawi“, daß der Berg wie verglühendes rötliches Eisen aussah. Eine lange Wolke, wie ein silberner Teller, trug den Berg. Die Wolke begann auch sich unten zu röten, und zuletzt schwamm der Himmel über dem Kawi als Goldhimmel mit riesigen glasgrünen Meeren, wie ein riesiges leuchtendes, buntes Glasfenster aus Goldglas, Smaragdglas und Rubinglas. Feurig über finsterem Vordergrund, pechschwarzen Schluchten und den schwarzen Hüttendächern von Tosari hob sich der

Abendhimmel empor. Die Luft war reingewaschen und trocken. Trotzdem es tagelang nicht mehr geregnet hat, war der Himmel glasklar gewaschen, ebenso die Berge. Jedes Bäumchen der fernsten Ferne zeigte wie spitze Nadeln seine feinen Äste dunkel gegen die Klarheit der Abendstunde.

Dieser Sonnenuntergang heute machte mich bang. Er erinnerte mich so sehr an eine nordische Landschaft. Es war, als wollte er mir etwas von Schweden berichten. Mir bangte so sehr. Vielleicht weinte Annie, oder sie hatte Herzklopfen, die Arme. Es war, als müsse der Himmel etwas ganz Großes mitteilen, etwas ganz Wichtiges. So düster prächtig waren Farben und Leuchtkraft des Abends. Ich merkte heute nachmittag wieder ein langes Erdbeben; es war lang und zitternd, aber nicht heftig. Es war zwanzig Minuten nach drei Uhr.

Ach, wenn ich nur deutlich wüßte, was die untergehende Sonne heute mit ihrer Wolkenfarbenzeichensprache mir mitteilen wollte. Ich bin so unruhig von dem sprechenden Abendlicht geworden. In den Abgründen brauste der Wind, der heilige Geist der Berghöhe, sauste und rauschte. Auch der Wind war, als habe er eindringliche, stürmische Rede zu melden. Mir ist so erhaben, großatmend, seherisch bang im Blut. Die Mimosenbäume am Wege, mit feinem dunkelm Gezweig vor dem letzten Licht des gelben Glashimmels, bewegten sich zierlich, als mischten sie ihre Glieder, um Zeichensprache anzudeuten. Und nichts verstand ich! In diesen bangen Kriegszeiten, in diesen Zeiten größter Vernichtung wird man schreckhafter als in den Friedenszeiten. Man fürchtet immer das Nahen neuer Unheilsbotschaften.

Ich war gestern abend ganz nervös und wieder so enttäuscht über die Lügentelegramme. Immer wird man hier mit Lügen gekränkt, und wenn man die Wahrheit am nächsten Tag erfährt, dann ist man ganz erschöpft und argwöhnisch, und die reine Freude an der Wahrheit kommt hier nie rein in einem auf, immer ist man verschüchtert vom Lügenfusel

Tosari, 17. November 1917, vormittags

Man ist nicht auf die Welt gekommen, um zu wetteifern, sondern um eifrig zu sein. Wetteifer weckt wilde Instinkte. Eifer ist treu, echt, stark und gütig.

Dieses fiel mir ein, als ich an Europa dachte, das immer gern zum Wetteifer ansport, ebenso Amerika. Indessen Asien davon nichts kennt. Asien ist nie wetteifrig, sondern eifrig. Die einzigen der Asiaten, die sich vom Wetteifer hinreißen ließen, sind die Japaner. Solange die Asiaten eifrig sind und nicht wetteifrig, werden sie echter stark werden und Echteres und Bleibenderes schaffen, während Wetteifer in ungeduldige Flüchtigkeit und Billigkeiten der Gedanken und Taten ausartet. Am Wetteifer wird der Westen, das Abendland, zugrunde gehen. Aus echtem Eifer wird Asien neu und stark und stärker als das heutige Abendland in der Zukunft auferstehen.

Dieses sind heute einige Morgengedanken am Sankt-Niklas-Festtag auf Tosari. (China ist eifrig, aber nicht wetteifrig, das war bis heute seine Stärke.)

Die Internierungsfrage rückt immer wieder schwarz und drohend für uns Deutsche heran. Das besprachen wir gestern abend auf meiner Veranda. Gott helfe uns, daß alles glücklich abläuft. Aber fürs Vaterland zu leiden und interniert zu werden, ist auch ein Genuß. Denn bis jetzt ging es uns dreiundeinhalbes Kriegsjahr nur glücklich und leidlos in Java. Nur ich habe unter Sehnsucht und Heimweh schrecklich viel gelitten. Gott helfe uns gut weiter und gebe recht bald Frieden auf Erden!

28. November 1917

Gestern schrieb ich vormittags, daß der Mensch für seine Liebe kämpfen und töten können muß, und gestern mittags bekam ich seit ewigen Monaten wieder einen Brief von Annie aus Schweden, von meiner Annie. Als ich ihn froh erschüttert öffne, steht darin, daß mein Schwager, Annies jüngster Bruder, Axel Johanson, Reserveleutnant in der Marine, an den ich früher nach Strömstad meine Briefe schickte, beim König von

Schweden ein Schreiben eingereicht hat, worin er bat, vom Dienst und von der Militärpflicht im Kriegsfalle enthoben zu werden, da er nach seinem christlichen Glauben nicht imstande ist, einen Menschen zu töten. Ich übersetze hier den schwedischen Zeitungs-Ausschnitt: „Konflikt zwischen Glaube und Pflicht. Leutnant der Flotte Axel Johanson hat in einem Schreiben von Askersund den König ersucht, wegen religiöser Bedenken seinen Abschied zu erhalten vom Dienst bei der Flotte. Aus dem Abschiedsgesuch geht hervor, daß der Beschluß gefaßt wurde auf Grund eines langjährigen Bibelstudiums: ‚Der bedauerliche Zustand der Welt, der seinen Ausdruck in dem wahnwitzigen Weltkrieg gefunden hat, der gegen alle menschliche Vernunft fortgesetzt wird, hat mir offenbar gemacht,' schreibt Leutnant Johanson, ‚daß alle menschliche Torheit sowohl im Einzelleben als im Völkerleben, seine Wurzel hat in der fehlenden Leitung durch Gottes Wort. Die Art, wie die irregeleitete Welt zurückzubringen ist, kann nicht politisch sein. Auch nicht durch mehr oder weniger eigennützige Bündnisse oder Friedensbeschlüsse wird das erreicht. Der Weg ist von Gott angegeben in der Apostelgeschichte 5.29: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die traurigen Folgen davon, daß die Menschen in ihrer vermessenen Weisheit ihre eigenen Wege gehen, welche im Streite sind mit dem göttlichen Weisheitsgebot, offenbaren sich in der Geschichte vieler Jahrtausende. Entgegen Gottes Liebesgeist macht man wahnsinnige Versuche, mit seinem Wort den Krieg sowohl als auch andere Äußerungen des menschlichen Eigennutzes zu verteidigen. Aber Jesus selbst widerlegt es kräftig in Joh. 13.34: Eine neue Botschaft gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander liebet. Dieses Gebot, dessen Wahrheit ich eingesehen habe, erlaubt mir nicht, die Waffen zu tragen gegen meine Mitbrüder der Menschheit. Axel Johanson.'" Ich will Annies Brief aus dem Schwedischen in mein Schiffstagebuch übersetzen. Er wird späteren Zeiten den großen, tiefen Charakter dieser ungewöhnlichen Frau deutlicher zeigen,

als jede Beschreibung es vermag. Annie hat immer etwas Allmächtiges, Urweltliches, Urgöttliches und Urdamätiges, was mich alles zeitlebens an sie, diese reinrassige Nordländerin fesselte. Ihre Mutter soll aus Holland abstammen, aber deren Vorahnen wieder sollen bis auf Karl den Großen zurückzuführen sein. Das behauptet ihr Bruder Richard, der es aus Archiven herausgefunden hat.

Annies Vater, Carl Emil Johanson, ist auf dem Lande in Stockholms Nähe geboren, von wo er sich zu einem der angesehensten Großkaufleute in der Hauptstadt heraufgearbeitet hatte. Sein Hauptinteresse neben dem Geschäft, der Masseneinfuhr von amerikanischem Büchsenfleisch, war in seinem Leben die Politik. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm Photographien von bekannten Politikern zum Geschenk machte.

Annies Mutter ist auf der Insel Öland geboren, wo ihr Vater einen Gutshof und einen Handel mit Leder hatte. Sie lernte ihren Mann in Stockholm kennen, wo sie verheiratet lebten und wo sie drei Töchter und drei Söhne hatten. Der älteste der Söhne, Albert, starb 1907. Richard, der zweitälteste, war vielerlei, bis er durch das Evangelium Frieden fand. Nach seinem Abitur wurde er Schauspieler, studierte dann auf Wunsch seines Vaters bis zu dessen Tod Jurisprudenz in Upsala. Machte dann von seinem Erbe große Reisen und verspielte alles Geld, schriftstellerte eine Zeitlang und überraschte eines Tages seine Mutter durch seinen Eintritt in die Heilsarmee.

Axel, der Jüngste der Familie, machte die Marine-Kriegsschule durch bis zum Leutnant, ging aber dann, weil er die See schlecht vertragen konnte, zum Bankgeschäft über. Heiratete später die Tochter eines Großkaufmanns für Fischhandel in Strömstad an der Westküste Schwedens. Dieser will nun auch das Evangelium lehren. Alles das kommt mir ganz unerwartet. Ich wußte von ihm nur, daß er bis jetzt ein tüchtiger, herzlicher Mann, fleißiger Geschäftsmann, edler Mensch und braver Gatte und Vater im besten Sinne gewesen ist.

Annie ist die älteste der drei Schwestern. Sie ist drei Jahre jünger als ich. Also siebenundvierzig Jahre am 19. Oktober 1917. — Ihre zweitälteste Schwester Ellen war an einen Direktor der schwedischen Eisenbahn glücklich verheiratet. Plötzlich starb vor einigen Jahren ihr Mann, den sie sehr geliebt hatte, und sie wohnt nun als Witwe in Stockholm.

Herta, die jüngste der drei Schwestern, hat in Stockholm, Wien und München Medizin studiert. Dabei lernte sie einen jungen Mediziner, Gustaf Möller, kennen. Der ist jetzt Regimentsarzt. Sie sind glücklich verheiratet in Örebro. Sie ist gleichfalls Ärztin, Kinderärztin, und sehr tüchtig. Gustaf war schon im letzten Balkankrieg in Griechenland. Dieses Jahr war er wieder an den Fronten und ist nun zu seiner Familie zurückgekehrt.

Annies Mutter ist eine prachtvolle, herzensgute und verständige, tüchtige Frau. Sie hat im Denken und Fühlen adligen Sinn, so wie es die ganze Familie Johanson hatte.

Alle Geschwister sind starke, vornehme, edle Naturen, wie es auch der starke Vater gewesen ist, der grundgut und sehr beliebt war. Kurz vor seinem Tod, er starb am 4. März 1905 in Stockholm ganz schnell und sanft, feierte er noch sein vierzigjähriges Berufsjubiläum mit zweihundert seiner Bekannten.

Immer habe ich mein Leben lang großen Respekt gehegt für die Familie Johanson. Sie kam mir immer wie eine Familie hoher, heilig lebensstarker Menschen vor, und ich erschien mir ihnen gegenüber wie ein spielendes Zwerglein vor Riesen.

Auch äußerlich waren sie alle Riesen, nicht bloß innerlich.

Ich konnte Annie in den vier Jahren nichts von hier schicken. Nie hat sie geklagt. Nie hat sie gezürnt. Im Gegenteil. Sie hat immer gesorgt, solange sie konnte, daß ich reichlich vom Verlag und von Freunden Geldsendungen erhielt, wovon sie selten nur ein wenig für sich behielt. Sie erscheint mir wie eine Heilige. Sie ist erhaben in ihrer Liebe über allen Kleinigkeiten, und ihre Liebesfähigkeit ist bewunde-

rungswürdig. Und ich finde ihre Opferfreudigkeit für mich, ihren Mann, beispiellos.

Ihrer Seele, ihrem Herzen und ihrem Leib habe ich darum auch aus Instinkt für ihre Natur und aus Liebeserquickung mehr als tausend Liebeslieder und „Die Geflügelte Erde“ dichten können. Ich glaube nicht, daß je eine einzige Frau auf der Welt außer Dantes Beatrice so reich mit Dichtung umgeben wurde von ihrem Liebsten wie meine Annie, die aber noch viel mehr Lieder verdient hat, als ich je geben kann bis an mein Lebensende.

Übersetzt in Tofari am 28. November 1917:

„Askersund (Schweden), Ende August 1917

Liebes Herrchen mein! Es war sehr lieb von Dir, zu Mutters Geburtstag zu telegraphieren. Sie freut sich sehr darüber und dankt Dir warm. Sie war zu ihrem Geburtstag hier, aber ist jetzt wieder nach Stockholm gereist, denn dort ist Axel. Er wird nun auch das Evangelium predigen wie Richard, aber Axel ist viel freier, freimütiger und freudiger, und alle Menschen gewinnen ihn lieb. Er fastete neun Tage lang, ohne Wasser zu trinken, denn er wollte eine Antwort von Gott haben, wegen seiner Zukunft. Da wurde er vom Geist Gottes erfüllt, und seitdem predigt er öffentlich. Er will ein wirklicher Jünger Jesu werden, und Du und ich, wir wollen wirkliche Missionare werden, und Du wirst dichten zur Ehre Gottes. Dein Lied vom „Inneren Auge“ war nun Dein letztes eigenes Lied. Du sagtest wahr, als Du das schriebst. Wann werde ich ein Telegramm von Dir bekommen, daß Dich Gott erfüllt hat mit seinem heiligen Geist und Dich zu gleicher Zeit am Körper gesund gemacht hat? Ich bete jeden Tag darum. Ich bin den ganzen Sommer in dieser kleinen Stadt am Wettersee gewesen. Hier waren auch meine Brüder und die Mutter und viele Freunde von der Missionsschule, und wir hatten viele Gebetsstunden zusammen, in denen wir auch für Dich gebetet haben, liebes Herrchen mein. Wir müssen erst

geschickt gemacht werden, Gott zu dienen, Du dort und ich hier. Ich kann nicht mehr verstehen, wie man das Leben ohne Inhalt leben kann. Nun hat der Tod keine Macht über Dich und mich. Auch werden wir wohl nicht viele Jahre leben müssen. Wir wissen, daß Jesus bald kommt, und ich hoffe und glaube, daß Du und ich nicht mehr leben werden, wenn Jesus kommt, denn dann werden schwere Zeiten, ein noch schlimmerer Krieg, Krankheiten und Plagen kommen und es wird auf Erden nirgends Ruhe sein.

Ich habe die Gabe von Gott bekommen, Hände auf die Kranken zu legen und zu beten, daß Gott sie gesund macht. Ich danke Gott, daß er mich mit meinen häßlichen Händen etwas Gutes tun läßt. Mit den Händen, die Du immer gerne gehabt hast und verteidigt hast, wenn ich mich über sie beklagt habe.

Der Verlag schickt Dir tausend Mark zu Deinem Geburtstag, und viele Freunde gratulierten Dir telegraphisch zu Deinem Geburtstag. Hast Du alles bekommen? Hast Du mein Telegramm bekommen, mit den Namen von der Mutter und den Geschwistern? Mein Schwager, der Regimentsarzt, ist von seinen Reisen nach den Fronten heimgekommen und wird Vorträge darüber halten. Vom November bis Februar war ich diesen Winter bei der Mutter, im Februar reiste ich nach Örebro und war da in der Missionsschule bis zum Juni. Dort war ich bei den Bibelstudien, und selbst durfte ich Stunden geben und sprechen zu einigen Missionsschülern. (Meine Annie, zu Schülern sprechen? Kann sich Max gar nicht vorstellen.) Das war eine sehr herrliche Zeit. Seit Juni bin ich nun hier, aber ich weiß nicht, ob Gott will, daß ich in Örebro, oder bei Axel in Strömstad sein soll. Axel will jetzt nur nach Gottes Willen leben. Seine Frau will nur nach ihrem eigenen Willen leben, und nur um sich selbst gut zu tun. Sie ist sehr böse auf Axel und will sich von ihm scheiden lassen. Aber Gott hat Axel wissen lassen, daß auch sie bekehrt wird. Deshalb ist Axel sehr ruhig und sieht auf sie, als ob sie ein Kind wäre, ein verwöhntes. Nichts

geschieht, was Gott nicht will, und Gott wird Dich nicht mehr leiden lassen, als Du ertragen kannst. Du wirst später diese Leidenszeit segnen. Ach, wenn ich so weit im Leiden gekommen wäre wie Du, so daß ich sagen könnte, ich fühle keine Körperleiden mehr! Ich bin viel zu empfindsam für Körperschmerzen, aber ich muß das auch überwinden. Mein geliebtes Herz, Du warst mir immer weit voraus, und ich freue mich darauf, daß ich immer noch viel von Dir lernen darf. Erinnerst Du Dich, daß ich immer dachte, die Mathematik könnte mir den Schlüssel zum Weltall geben. Jetzt habe ich ihn gefunden, er heißt: Jesus. Jesus ist der Schlüssel zu Gott, zur ganzen Welt, zu allen Menschen. Er ist der Schlüssel zum Himmel, und der Schlüssel, der des Todes Pforte öffnet. Es ist wunderbar, daß ich immer wünschte, den Schlüssel zu finden, und nun habe ich ihn durch den einfältigen Glauben gefunden und habe ihn gefunden für Dich, für viele Bekannte und Freunde. Denn Gott hat gesagt, ich darf zum Segen werden für Dich und unseren ganzen Kreis.

Es hat im ganzen Sommer nicht geregnet, aber heute regnete es, und ich fühle mich so schön einsam mit Dir und mit Gott. Ich habe viel in der Bibel gelesen. Je mehr man darin liest, desto mehr Lust bekommt man, mehr darin zu lesen. Bei jedem Mal bekommt man mehr Verstand, zu verstehen, was Gott meint. Alles ist groß und herrlich in diesem Buch, wenn man es in der Erleuchtung Gottes liest, und Du wirst alles für mich noch besser erklären, wenn Du kommst. Niemals mehr werden wir nun Leere in unserem Leben fühlen (habe ich bei Annies Liebe, und bei meiner Dichtung eigentlich niemals gefühlt), denn wir werden nicht mehr für uns leben, sondern für andere und für Gott. (Ja, tat ich denn das als Dichter nicht immer? Vor der Welt fühlte ich mich für meine Gedichte verantwortlich, und vor Gott auch!) Ich gehe nun jeden Tag ins Krankenhaus zu einer Lungenkranken, die sterbend ist. Gott hat gesagt, daß Krankheit keine Macht mehr über uns haben soll. Das ist herrlich, gar nichts mehr zu fürchten. Aber

Du bist weiter gekommen, mein geliebtes Herrchen. Du fühlst keine Körperleiden. (Ich schrieb, daß mir auch die Leiden festlich sind.) Du bist immer ein Überwinder gewesen, gleichwie der Löwe vom Stamme Juda. Du hast auch mich besiegt, mehr als irgendeiner das konnte, ehe Jesus es tat. Dafür liebe ich Dich treu und bin Deine Ewigkeitsfrau. Und das ist Wahrheit. Ich bin Dein, mein geliebter Herr, und warte treu darauf, daß Du zu mir kommen sollst, und daß wir zusammen Gott dienen sollen und den Menschen. Wie wirst Du mich umarmen und wirst Dich an Dein Leid nicht mehr erinnern. Wir wollen Gott für das, was wir in dieser Zeit gewonnen haben, danken. Für immer Deine Annie.

Hat man je einen solchen Brief von einer Künstlersfrau gelesen, die die Welt gesehen hat, die in Stockholm geboren, und in der Schweiz und in England erzogen wurde? In Paris und Berlin und in München jahrelang in Künstlerkreisen gelebt hat, die mit mir in Amerika war und in Mexiko, die die skandinavischen Länder kennt wie ein Baedeker, und die dennoch so gottestreu und gottestief handelt, als wenn sie zeitlebens in einem Pfarrhause oder in einer Missionsfamilie gelebt hätte! Aber ich sage mir immer, das Sehen, Fühlen und Reisen in der großen Welt macht den ernsten und tiefen Menschen frommer als die Enge den, der zu Hause im kleinen Kreis zeitlebens sitzen bleibt und sich an den Kleinigkeiten ärgert und Gott nicht erkennen lernt vor lauter Enge und Kleinlichkeit. Und bei Annie hat es nicht der Friede, sondern der Krieg fertiggebracht, daß sie Gott fand, denn früher hat sie nie in der Bibel gelesen, hat in allen Ehejahren nie eine Kirche anders besucht, als um dort schöne Architekturen und schöne Gemälde oder Stimmungen zu bewundern. Es lebe der Krieg, der die Menschen, die stärksten, beugen und zur Gotterkenntnis bringen kann, besser als der Friede es versteht. Aber nun lebe der Friede wieder, nachdem der Krieg sein Gotteswerk getan hat.

Wunsch

Die Wolken lagern unter mir im Abendraum.
Die dunklen Bergesstufen säumt ihr heller Schaum.
Die lustig blanken Wolkenbrücken mich still rufen.
Sie locken mich, sie, die sich himmelschwebend schufen.

O Wolken, tragt mich heim durch Meilen übers Meer.
Der fremde Himmel drückt. Sein Blick ist freudeleer.
Der Krieg hält hart mir meinen armen Fuß gefangen.
Nehmt meine Blicke mit, die an der Freiheit hängen.
Noch einmal ich zwei Augen grüßen will.
Bei ihrem Leuchten steht mir meine Sehnsucht still.

Tosari, 20. Dezember 1917

Tosari, 21. Dezember 1917, Freitag vormittag

Ich habe jetzt ein paar Abende hintereinander mit der tuberkulosen Krankenschwester J., die fünf Zimmer von mir fort, aber auf derselben Galerie wohnt, „Trik-Trak" gespielt. Sie schlug es vor im Vorübergehen an meiner Veranda. Denn der vom Pferd gestürzte Doktor L. aus Batavia und seine Frau, mit denen sie sonst zusammen abendlich spielte, sind seit einigen Tagen abgereist. Ich wollte es der kranken Schwester nicht abschlagen. Und so ging ich abends auf ihre Galerie, wo sie mich das Spiel lehrte, das ich noch nicht kannte. Schach, das ich so gern manchmal spielen möchte, kann sie nicht. Zuerst war es mir schrecklich. Aber ich lerne dabei etwas Holländisch sprechen, das ich nur lesen kann. Vor allem aber fühle ich, daß ich der kranken Schwester einen Gefallen tue. Und sie ist sehr lungenkrank. Wir spielen meistens von sieben bis acht oder halb neun Uhr, bis das Abendessen kommt, das Trik-Trak-Spiel. Ich mußte dabei denken, daß Annie in ihrem letzten Brief schrieb, sie besuche eine Lungenkranke, um sie zu zerstreuen. Nun zerstreue ich auch eine. Es scheint, daß das Schicksal will, daß Annie und ich auch in der Trennung das gleiche erleben sollen.

Mittaglied des Gefangenen

Um einen Büschel deutsches Gras zu sehen,
Möcht ich mir beide Füße wundrot gehen.
Nach einem Atemzug der derben deutschen Luft,
Mein schmachtend Blut mit allen seinen Tropfen ruft.
Und ein Stück Schwarzbrot von dem deutschen Acker-
grunde!
Ein deutscher Quellentrunk dem dürren Munde!
Und von dem trauten Weibe einen treuen Kuß!
Wie bin ich elend, daß ich immer wünschen muß.

Tosari, 9. Januar 1918

Brief an seine Frau

(Englisch geschrieben)

Sanatorium Tosari, 10. Januar 1918

Liebstes Herz, damit der Zensor nicht so viel Mühe hat, will ich versuchen, Englisch zu schreiben und nicht Schwedisch. Vielleicht bekommst Du dann früher diesen Brief.

Carrie sandte mir Weihnachtsgrüße von Dir. Das Telegramm kam drei Tage vor Weihnachten. Ich wurde sehr froh, zu hören, daß Du wohl bist. Vielen Dank an Carrie!

Dein letzter Brief war vom 29. August. Mit derselben Post bekam ich im November drei Karten von Dir vom Juni und Juli.

Im letzten Jahr 1917 habe ich nur zwei Briefe von Dir bekommen und sechs oder sieben Karten. Das war nicht viel gegen die früheren Jahre. Ich war erstaunt zu hören, daß Dein Bruder Axel nun das Evangelium predigen wird.

Das letzte Jahr war ein Jahr von lauter Kranksein. Bis Juli kam die Malaria jeden Monat wieder. Aber nun hoffe ich, daß sie nicht mehr wiederkehrt. Ich lebe immer noch im Sanatorium Tosari hoch oben im Tenggergebirge von Ost-Java. Ich habe das Sanatorium das ganze Jahr nicht verlassen.

Oft kommt eine Familie von Landsleuten hier herauf. Ebenso Freunde aus Soerabaja. Um mich

herum im Hotel sind immer viele Menschen. Aber in meinem Herzen bin ich immer allein.

Ich bin so müde, so lange Zeit hier im Sanatorium zu sein. Aber das Klima ist am besten hier. Und ich fürchte, die Malaria könnte wiederkehren, wenn ich in die Hitze von Java hinunterginge.

Das Geld zu meinem Geburtstag ist nicht angekommen. Willst Du dem Verlag das sagen?

Ich habe viele Gedichte geschrieben und auch viel Prosa. Im November bekam ich durch die Sonnenhitze ein Feuer im Gesicht. Ich mußte vier Wochen in einem dunkeln Zimmer bleiben. Mein Gesicht brannte, wie Pfeffer brennt auf der Zunge.

Auch am Weihnachtsabend wurde ich sehr krank. Ich bin vergiftet worden durch Krebse, die verdorben waren. Von Weihnachten bis Neujahr war ich im Bett und konnte nicht essen. Aber nun ist es vorbei, und ich fühle mich wieder wohl.

Ich lese lange Stunden in den Zeitungen, um zu erforschen, wie dieser Weltkummer enden soll. Es scheint mir ein Rätsel zu sein, wie dieser Krieg ein Ende finden soll.

Ich denke oft zu Dir nach Stockholm hin. Die Zeitungen sagen, daß man dort auch Mangel an Lebensmitteln hat. Ich hoffe, daß Du bei Deiner Mutter bist, wo Du weder an Essen noch an Liebe Mangel leidest, hoffe ich.

Ich möchte Dir so gern etwas Herzliches schreiben. Aber mir vorzustellen, daß alle Briefe von Fremden aufgemacht werden, — das tut mir weh, und ich kann für die Briefe nicht die Worte finden, warme und heilige, die mein Herz spricht, jeden Tag und jede Nacht zu Deinem Herzen.

Mein Mund hat nicht geküßt, und meine Arme haben niemand an meine Brust gedrückt in all den langen, langen Jahren. Ich bin froh, daß Du mir schreibst, Du bist auch immer mein wahres, treues Weib.

Ich bin oft und fast immer voll von Sorgen um Dich. Aber es hat mir viel Beruhigung gegeben, daß Du Frieden gefunden hast beim Lesen der hei-

39*

ligen Worte und Gedanken in der Bibel jeden Tag. Behalte Deine Treue zu Gott, bis ich nach Hause komme; dann wirst Du auch Kraft haben, mir die Treue zu halten.

Ich liebe so sehr die Bilder, die Frau G. von Dir gemacht hat. Eins steht auf meinem Schreibtisch, das andere auf meinem Nachttisch auf der Bibel. Das Bild ohne Hut habe ich am liebsten. Du siehst darauf so angenehm ernst und stark aus. Hast du kein neues Bild von Dir jetzt? Ich möchte so gern jeden Monat ein neues Bild von Dir, mein Herz. Dann fühle ich für eine Weile nicht das Alleinsein, wenn ich ein neues Bild von Dir bekommen habe. Dann ist es, als ob Du zu mir zu Besuch gekommen wärest, bis das Bild vor meinen Augen alt geworden ist.

Wie geht es Deiner Mutter und Deinen Geschwistern? Mein Herz grüßt sie alle. Jedem, der gut zu Dir ist, sende ich meinen wärmsten Dank. Und ich hoffe, ich werde allen ihre Güte vergelten können, wenn ich nach dem Kriege heimkomme.

Meine Sehnsucht ist groß und kann nicht größer werden. Aber meine Geduld wird auch größer. Wenn ich bei Gesundheit bin, habe ich große Geduld. Nur wenn ich mich schwach und krank fühle, dann bin ich sehr unglücklich.

Viele Grüße an alle Freunde.

Mache Dir keine Sorgen um mich. Alle Landsleute hier sind freundlich zu mir. Ich bekam einen kleinen Weihnachtsbaum mit Süßigkeiten aus Soerabaja und viele Geschenke von Herren und Damen. Ich möchte Dir alle Rosen senden vom Garten hier und auch den warmen hellen Sonnenschein.

Ewig Dein alter Geliebter

Tosari, 2. Februar 1918

Heute morgen bin ich von halb neun bis halb ein Uhr mit Frau M. den Weg durch die drei Hindudörfer gegangen. Der Bergweg war durch die Regenzeit glatt und aufgeweicht und ausgehöhlt. Die zwei Wasserfälle, über deren Bäche wir klettern mußten,

rauschten laut stürzend. Es blühten aber schöne blaue Winden an den Felswänden dort, auch blühende rosige Griffelblüten vom wilden Tabak sahen wir am Wegrande. Auch lila Primeln im Grase, und aus wilden Kaffeebäumen leuchteten zwischen schwarzgrünen, glänzenden Blättern manchmal rote Kaffeebeeren. Frau M. mußte sich mit beiden Händen auf meine Schultern stützen, so abschüssig, zerrissen vom Regen und glatt war der Weg. Sie schimpfte dann zu Hause und nannte es einen „Karbauen-Pfad"!

Ein Javane half ihr auf der letzten Strecke. Sie hielt sich an seinem Sarongtuch fest, das er um seine Schultern gebunden hielt.

„Nie wieder will ich den Weg machen," rief sie, zu Hause angekommen. Sie fand, sie wäre ganz schmutzig.

„Aber nur nicht innerlich," sagte ich, „innerlich sind wir sauber wie die Engel. Äußerlich schmutzig sein, das macht nichts. Das geht in der Wäsche fort." Da lächelte sie wieder und schwieg. Denn so war uns beiden in der Einsamkeit manchmal menschlich schwül gewesen. Ich fühlte, sie hätte mich gern geküßt, und die Verführung lockte mich auch. Aber wir blieben wie immer rein. Wir sind uns nur Freunde, nur Schwester und Bruder, wie die Leute hier zu Frau M.s Babu gesagt haben.

Tosari, Sonntag, 3. Februar 1918

Nun ist schon der Anfang vom zweiten Monat des Jahres 1918, und noch ist keine Ahnung in der Luft, wann ich zu Annie oder zu meiner Sprache, meinem Deutschland, meinem Europa heimkomme. Armes Ich! Es wird oft ganz fremd um mich, wenn ich geradeaus starre. Ich weiß nicht mehr, wo meine Augen sind. Denn meine Gedanken sehen immer das Zuhause, und meine Augen sehen hier fast nichts mehr, denn alles ist dem Herzen gleichgültig hier. Das Herz sieht sich nach nichts um, die Augen starren und sehen in eine endlose Leere. Es ist, als müßte ich von dieser einförmigen Leere eine Herzschwäche bekommen und mitten in einem gleichgültigen Gespräch ohn-

mächtig umsinken. Denn meinen Leib regt hier nichts mehr an. Er hat alles hier so überdrüssig. Er wahrt nur den Schein und tut, als ob er noch bei der Umgebung lebte, spräche, plauderte, lächelte und schaute und seufzte, aber eigentlich ist er über das alles weit hinaus. Mein Leben lebt innerlich gefühlvoll weit fort von hier. Äußerlich ist aber mein Leben wie eine Maschine, die aus Gewohnheit den Tag ableiert, aus Gewohnheit und aus Nachhall eines gewesenen Körperlebens. Klanglos ist jede Stunde. Sanglos ist jeder Tag. Leer wie der Tag sind nachts die Träume. Es ist nur Schall, nur Schall, nur Geräusch und leere Bewegung des Alltags um mich. Alles Feuer ist in der langen Sehnsucht verkrochen und kleiner und schwächer geworden. Ich glaube, so darf es wirklich nicht lange weitergehen. Ich hauche sonst in einer stillen Stunde mein Heimweh aus und bin tot.

Es ist wie eine innere Auszehrung der Seelenkräfte, ein großer Herzenshunger, an dem ich endlich verhungern werde, wenn es nicht bald Frieden gibt und Heimreisehoffnung.

Seit einer Woche bringen die Zeitungen nur Telegramme über große Streike, die ausgebrochen sein sollen in Deutschland, hauptsächlich in Berlin. Wohl kann ich dem armen, gequälten deutschen Volk gut nachfühlen, daß es müde ist, Kriegsarbeit in den Munitionsfabriken zu tun. Aber anderseits tut mir auch der deutsche Generalstab leid, wenn er seine große Arbeit umsonst getan haben soll, ohne Vorteil, und sehen muß, wie das Volk, ungeduldig und ermattet, nicht imstande ist, länger abzuwarten, um die Früchte des Krieges, die allmählich reifen, pflücken zu können. Es ist ein Zwiespalt in mir, wie in einer Mutter, die zwischen Vater und Sohn steht. Ich verstehe den Sohn, das Volk, das bis zur Entkräftung gelitten und gearbeitet hat. Ich verstehe aber auch den Vater, der mit höchster Anspannung gesorgt, gedacht, gearbeitet und gekämpft hat. Wenn der Sohn schwächer ist als der Vater und die Geduld zuerst verliert, so kann man es betrauern, aber nicht verdammen. Es ist dieselbe Stimmung in Deutschland, wie sie in mei-

nem Körper herrscht zwischen Geist und Gefühl. Der Geist ruft: „Halte aus!“ Das Gefühl ruft: „Ich kann nicht mehr. Es ist mir jetzt alles gleich. Ich will nur Frieden! Frieden in jeder Form.“ — „Friede auch mit dem Verlust der Ehre?“ fragt der Geist. „Frieden, Frieden, Frieden,“ jammert halb besinnungslos das Gefühl, das fühlt, daß ihm das Leben entflieht. So denke und fühle ich jeden Tag. So dachte ich den ganzen Januar, als von Revolution in Wien geredet wurde, wie jetzt von den Streiks in Deutschland geredet wird, die, wie man sagt, ausbrechen, weil der Friede mit Rußland in Brest-Litowsk nicht zustande kam.

Tosari, 4. Februar 1918. Montag vormittag

Wie war ich gestern am Sonntag so niedergeschlagen. Am Sonntag denken die Menschen mehr aneinander. Das fühle ich. Und daß das mich niedergeschlagen macht, daß ich immer nur nach Hause denken und nicht nach Hause kommen kann, das ist ganz natürlich. Heute nacht träumte ich, ich solle nun nicht bloß Sonntags, sondern jeden Tag mittags um zwölf Uhr ernstlich nach Hause denken. Ich erzählte das im Traum jemand und sagte: „Früher habe ich mich am Sonntag lebhaft nach Hause gezogen gefühlt, jetzt aber muß ich mich jeden Tag um zwölf Uhr mittags nach Hause versetzen.“ Und als ich vorhin diesen Traum lachend Frau M. erzählte, da fiel mir während des Erzählens ein, daß einmal im ersten Kriegsjahr, Ende 1914, Annie an mich geschrieben hat, daß ich, wenn ich sie in Gedanken finden wollte, immer mittags von zwölf bis ein Uhr an sie denken sollte, denn dann ist es dort bei ihr morgens sieben Uhr oder acht Uhr, und dann ist sie beim Ankleiden und hat in den Frühstunden so gut Zeit, an mich zu denken. Dieses hatte ich jahrelang vergessen.

Warum aber wurde mir das heute nacht im Traume eingegeben? Ist Annie zu Hause vielleicht sehr verzweifelt? Und will sie, das ich sie im Geist mittags treffen soll? Und hat sie zum Geist der Weltfestlichkeit in sich gebetet, und habe ich dieses im Traum

empfunden? Ich weiß es nicht. Aber ich fühle, es muß das sein, daß Annie mir den Traumgeist eingegeben hat.

Gestern abend saß ich und las stundenlang die „Zürcher Zeitung", die mir R. neulich geschickt hatte. Frau M. war bei der Syster J. ins Zimmer gegangen. Um zehn Uhr kam sie und sagte: „Gute Nacht!" Und als ich in mein Zimmer trat, sprang mir wie immer mein graues, unscheinbares, kleines javanisches Dorfkätzchen vom Fußende meines Bettes entgegen. Aber unruhiger als sonst. Denn eine kleine Schwalbe war vor dem Sturzregen in mein Zimmer geflüchtet. Sie flatterte von Wand zu Wand und stieß sich an der blaulackierten Bretterdecke des Zimmers. So daß sie mir sehr leid tat. Ich öffnete die Türen und das Fenster weit, aber die Schwalbe flog auf den Schrank und dann auf das Türgesims. Ein paarmal versuchte die kleine Katze vom Tisch aus, ihr nachzuspringen. Und ich bekam Angst für die kleine Schwalbe. Schwalben bringen Glück. Und ich trug die Katze aus dem Zimmer auf meine Glasveranda, wo ich sie für diese Nacht auf das Kissen des Strohliegestuhles niederlegte. Dann ging ich zu Bett. Als ich das Licht ausgedreht hatte, hörte ich die Schwalbe gegen die helle Fensterscheibe fliegen, denn draußen brannte Licht auf der Hinterveranda. Endlich schien die kleine Person zum offenen Fenster über der Tür hinausgefunden zu haben in die Nacht. Ich hörte sie draußen gegen das Wellblechdach der Veranda stoßen. Es tat mir leid, daß sie fortflog, weil es immer noch heftig regnete. Aber ich war doch froh, daß sie ihre Freiheit wieder gefunden hatte. Im Einschlafen dachte ich noch: Schwalben sind wie die Götterboten unter den Vögeln. Vielleicht wollte mir die kleine Schwalbe eine Nachricht von Annie ins Zimmer bringen, vielleicht eine glückliche Nachricht. Es war das abends elf Uhr, am Sonntag, dem 3. Februar 1918. Ich will es hier aufschreiben, um später mal Annie danach zu befragen. Und in der Nacht träumte ich dann, daß ich an Annie auch mittags denken soll, nicht nur Sonntags den ganzen Tag. Ich bin heute

noch recht glücklich über den kleinen Schwalbenbesuch und über den Traum, den mir der Schwalbengeist von Annies Geist gebracht hat.

Eben ist Frau M. aus ihrem Zimmer gekommen, und die frische Eau de Cologne, die sie immer als einzigen Wohlgeruch ihren Kleidern gibt, duftet zu mir herüber an den Schreibtisch, der an der niederen Bretterwand, der braun lackierten steht, die unsere beiden Veranden voneinander absondert. Frau M. ist wieder mal unzufrieden mit sich und der Welt. Das kommt vom Nichtstun, glaube ich. Sie behauptete gestern, sie passe nicht mehr in die Gesellschaft, sondern nur in den Urwald. Sie fühle, daß sie nicht unter Menschen passe. Ich redete ihr das aus, aber da sie nichts zu tun hat, macht sie sich unzufriedene Gedanken. Das plagt mich, da ich ihr gar nicht helfen kann. Gestern abend war sie auch so unzufrieden, nachdem sie ein Buch „Zwei Menschen" gelesen hatte. Und als der Regen so lärmend auf das Wellblech der Veranda aufschlug, daß man sich nur schwer über den Tisch bei mir unterhalten konnte, stand sie auf und ging zur Syster J. aufs Zimmer, trotzdem diese schon zu Bett lag. Und bei ihr plauderte sie, bis es Zeit zum Schlafengehen wurde.

Heute morgen ging sie allein zum Frühstück, und danach ging sie mit Frau P., der holländischen Schriftstellerin, aus. Diese schickte mir ihre kleine Irmika und ließ mir sagen, daß beide Damen „wandelen" gegangen seien. Mir war es recht, denn es fängt zwischen Frau M. und mir an manchmal schwül und weichlich sehnsüchtig zu werden. Die Luft, die sonst klar ist zwischen unseren Geistern und Körpern, scheint sich wie mit geladenen Gewitterwolken zu füllen, und ich fürchte dann, die Sinnlichkeit könnte Funken schlagen; und dann bin ich froh, wenn Frau M. auch andere Menschen aufsucht und sich ablenkt. Ich habe ihr das schon vor einer Woche vorgeschlagen, aber sie mochte nicht damals. Jetzt ist es gut so.

Tosari, 5. Februar 1918

Seit Tagen hat der große Sturm, der vierzehn

Tage tobte, nachgelassen, und heute ist der erste ganz stille, friedliche Tag wieder. Vor meiner Hintergalerie, wo eine Reihe junger schlanker Tjimara-Tannen steht, sind vom Sturm zwei aus der Reihe ausgebrochen. Die eine davon stand vor meinem Fenster. In ihren Zweigen sah ich im Sommer, als ich viel in den Missionsschriften Neu-Guineas von Missionar Flirl las, Christus, der Flirl ähnlich ist, und einen großen Papua-Häuptling neben ihm, der kräftig lachend die Christusfigur im Arm hielt, als müsse er die gebrechliche Gestalt stützen, auf die der Papua urwaldstämmig und urwüchsig und gutmütig lachend herabsah. Diese Tanne ist vom Sturm abgebrochen, und mit ihr verschwanden Christus und der Papua vor meinem Fenster.

Tosari, 9. Februar 1918

Heute mittag halb zwölf Uhr wird es ein Jahr, daß ich auf Tosari lebe. Wie lange soll ich noch hier auf das Kriegsende warten müssen? Niemand ahnt es. Niemand weiß es. „Lindoe?" fragte ich und ging vor meine Tür. „Ja, Lindoe," (Erdbeben) sagte der javanische Gärtner draußen. Heute morgen fünf Minuten nach sieben Uhr war ein lebhaftes Erdbeben. Ich war seit sechs Uhr wach. Da ich aber gestern starke Kopfschmerzen hatte, lag ich noch auf meinem Bett. Es waren zwei Erschütterungen. Als die erste schwächer wurde, begann die zweite. Jede ungefähr zehn Sekunden lang. Vielleicht war dieses Erdbeben der Gruß des Berges Bromo an mich, der Gruß des Tenggergebirges, die mir zu dem einjährigen Aufenthalt in Tosari gratulierten und mir zeigen wollten, daß sie wissen, daß ich nun ein Jahr bei ihnen wohne. Denn dieser Berg hat mir voriges Jahr mit seiner himmlischen Höhe das festliche Lied von der „Weltfestlichkeit im Geist" eingegeben. Er ist also im Gefühl und Geist eng mit mir verbunden. In vier Wochen wird es ein Jahr, daß ich das Lied hier in Tosari geschrieben habe.

Vorgestern übersetzte ich aus der Niederländischen Zeitschrift „De Lelie" einen hübschen Aufsatz über

javanisches „Schattenspiel am Pakoe-Alamschen Hof" in Djokja, von Mevrouw van Zeggelen. Da die Zeitschrift mit der Lesetrommel nach Paseroean weitergegeben werden mußte, so mußte ich mich heftig eilen. Ich machte die Übersetzung in sieben Stunden. Und von dieser Übersetzung bekam ich gestern nachträglich den ganzen Tag grimmige Kopfschmerzen. Denn das Wellblechdach der Galerie, wo mein Schreibtisch steht, ist mittags glühend heiß und strahlt peinigende Hitze aus. Vor zwei Tagen, als ich nachmittags beim Tee mit Frau M. zusammen das Schattenspiel las, das eine Sage behandelt, die „Minta-Raga" heißt und die überwindende Kraft eines Menschen schildert, der allen Versuchungen widersteht — der Held ist Ardjoeng, ein Fürst und Klausner —, und als ich da von den javanischen Göttern und Nymphen las und sehr begeistert war von der Feinsinnigkeit dieses Schattenspiels, da ging zum ersten Mal in diesem Jahr 1918 die Sonne ganz prächtig unter. Hinter dem Kawi wurde der Himmel in blauen Wolken voll von Goldmeeren, voll von dunkeln Grotten und dunkeln Inseln in goldner Brandung und dahinter goldenen Meeresstrecken mit vielen goldenen Linien. Es war gold und dunkelblau, dieses Schauspiel, das uns die Götter über den Abgründen fort im Westen bei dem Kawi und beim Ardjoeno gaben. Es war, als spielten sie mit blauen und goldenen Gestalten das Schattenspiel am Himmel, das wir soeben, entrückt, lasen. Frau M. lehnte an den Scheiben der Galeriefenster und konnte sich nicht satt sehen. Erst eine Stunde später, als wir ausgelesen hatten, verschwand der letzte Goldrest im westlichen Winkel wie ein grüngoldener Schmuck, der in der Finsternis vor uns fortgetragen wurde und kleiner und kleiner wurde.

Eben, wie ich noch schreibe, schickt mir der Administrator des Hotels Heer J. B. van K. einen großen Blumenkorb mit purpurdunkeln Chrysanthemen und hell-lila Aronsblütenstäben und Frauenhaar und schreibt dazu: „In der Hoffnung, daß Sie recht bald Ihre Familie in bester Gesundheit wiedersehen mögen." Dieses ist sein Gruß zu meinem ersten Jahrestag im

Sanatorium Tosari. Er sagte gestern: „Es ist noch nie vorgekommen, daß ein Gast ein Jahr hier war. Sie sind der erste Gast, der ein Jahr in Tosari Aufenthalt genommen hat." Mich freute diese Aufmerksamkeit sehr. Möge doch der gute Wunsch, daß ich bald heimkommen darf, auch recht bald in Erfüllung gehn. Heute nacht im Traum war es mir, als sähe ich viele festliche Leute, die dem Einzug von Truppen in einer großen Stadt beiwohnten. —

Tosari, 12. Februar 1918

R. ließ mich heute morgen an das Telephon rufen. Er will, daß ich Ende dieser Woche zu einem Besuch nach Soerabaja kommen soll. L. kommt im Auto herauf und bringt einen Kranken nach oben. Er soll mich dann mit hinunternehmen. Aber ich habe gar keine Lust, das hohe gesunde Tosari zu verlassen. Was soll ich im heißen Soerabaja? Nur schwätzen und plaudern und herumsitzen als Besuch, das kann ich nicht. Das tut mir mehr weh als wohl. Frau M. reist in acht Tagen ab, am 20. Februar, und dann will ich an der Dichtung „Die letzte Küstenfahrt" (Neu-Guinea) weiterdichten.

13. Februar 1918, Mittwoch

Es ist zehn Uhr morgens, und schon ist der Nebel heraufgedampft. Der Nachtsturm hat sich gelegt. Es ist so drückend still, und die Luft ist so weichlich. Wir wollten die Jakobsleiter hinuntergehen nach der Karrenplatte (eine Wiese, wo man schöne, weite Morgenaussicht hat). Am Rande des Planes halten an der scharfen Autostraßenbiegung oft die Ochsenkarren der Javanen, davon der Name Karrenplateau; ich sage Karrenplatte, weil das deutscher klingt. Aber wir gingen nur ein kleines Stück bergab und kehrten um. Frau M. sagte, es sei das stille drückende Wetter wie vor einem Erdbeben. Auf Soembawa sei es in Taliwang, sagt sie, auch eines Tages so drückend und beklemmend schwül gewesen, und dann hätte plötzlich abends um neun Uhr die Erde zu beben

angefangen. So sei es heute. — Aber ich hoffe nicht, daß ein Erdbeben kommen wird.

Es ist nebelweiß hinter dem Gartenrand am Abgrund. Dabei ganz still. Keine Schwalbe fliegt. Nur Ziegen meckern irgendwo aus dem Nebel. Vor mir wächst vierblätteriger Klee in kleinen Bambustöpfen auf dem Schreibtisch. Ewig dasselbe Bild in mir und um mich. Der versperrte Weg zur Heimat, versperrt vom Nebel einer Ungewißheit, einer Unklarheit, so daß es erstickend wirkt auf die Seele.

Von Annie seit Monaten kein Brief, keine Postkarte, nur ein Telegramm Ende Januar. Annie, Annie! Armer Max! Was seid ihr beide zusammen für ein gequältes Liebespaar!

Sonntag, 17. Februar 1918.
Abends halb sieben Uhr

Es ist Sonntag abend. Der Regen rasselt auf das Wellblechdach meiner Glasveranda. Überall hinter den Wänden der Veranden, vor den Zimmern sprechen Menschen, Holländer. Frau M. sitzt bei B.s und plaudert. Frau B. war nicht wohl, das junge Ehepaar ist nervös, weil es nichts zu tun hat und die Wertpapiere sinken. Draußen stürmt es den ganzen Nachmittag. Die Rosenbäume, die am Hause draußen hochklettern, biegen sich und lassen ihre Blätterzweige flattern. Auch die Farrenbäume am Gartenrand lassen ihre langen gefiederten Palmenblätter fliegen wie Bahnen aus grünem Spitzenwerk. Dazu rasselt der Regen betäubend und unaufhörlich. Nun stürmte es den ganzen Januar und den halben Februar. Der Sturm scheint nie enden zu wollen. Gestern mittag bekam ich endlich ein Album von Frau R. aus Malang geschickt. Mit den von mir bestellten Preangerlandschaften. Es sind einhundertundsechs Photos darin! Jede kostet fünfundsiebzig Cents. Das Album kostet zwölf Gulden. Alles zusammen zweiundneunzig Gulden! Das ist viel. Aber da ich Frau R. helfen wollte, so ist es mir nicht zu viel.

Auch hatte ich durch Herrn de K. beim deutschen Uhrmacher und Goldwarenhändler M. in Soerabaja

ein goldenes Armband für Frau M. zum Abschied bestellt. Es ist gestern mittag gekommen. Es ist eine Kette aus flachen Gliedern, ein wenig zu eng. Sie muß es umtauschen. Ich zahlte hundert Gulden dafür. Ich kann in diesen Zeiten zwar gar nicht solch ein Geschenk machen, aber Frau M. ist mir eine so liebe Plauderfreundin gewesen. Ich habe meine Gedanken so gut vor ihr ausschütten können, meine Sehnsucht nach Annie und meine Sehnsucht nach Hause. Und sie fühlt so klug, ernst, tief herzlich mit mir, so daß ich ihr ein Freundschaftszeichen geben mußte. Ich fühlte mich zufrieden, seit ich ihr durch das Armband gedankt habe. Anders wäre ich mir wie ein Schuldner vorgekommen. Sie ist zehn Tage von Borneo bis Java gereist, um mich zu besuchen. So sagt sie immer scherzend und lachend, und ich finde auch, daß man in zehn Tagen von Europa nach Amerika reisen kann. Es ist das eine lange Reise, die Frau M. gemacht hat, nur um mit mir plaudern zu können. Denn anders haben wir uns unsere Freundschaft nicht bewiesen. Wir können halbe Tage scherzen, lachen und plaudern, mit Witz und Ernst. Wir machten nur Plauderspaziergänge, nicht einen einzigen großen Ausflug zu Pferd. Und es war ein gemütliches, verständiges, behaglich-unschuldiges Beisammensein auf den Aussichtsbänken um Tosari und auf den Veranden vor unseren Zimmern.

Donnerstag in dieser Woche, den 20. Februar muß sie abreisen. Am 27. Februar geht das Boot von Soerabaja nach Borneo ab, und am 3. März ist sie dann wieder in Tanah-Grogot. Sie muß noch einige Tage vorher, vom 20. bis zum 27. Februar, Einkäufe für ihr neues Haus in Tanach-Grogot (im Kampement) machen. Wann wir uns wiedersehen, wissen wir nicht. Sie wird vielleicht im Oktober mit ihrem Mann, dem Kapitän, von Borneo nach Tosari heraufkommen, aber sie weiß es noch nicht sicher. Auch hoffe ich, daß es vielleicht doch bis Oktober Waffenstillstand oder Frieden sein wird, und daß ich dann auf dem Weg nach Europa bin. Das wünscht sie auch von Herzen, daß ich diesen Sommer noch

heimkommen soll. Aus der Zeitung liest man deutlich, wie düster die Stimmung in England und London ist. Lloyd George ist nun als Premierminister abgetreten. Hoffentlich zeigt dieser Ministerwechsel mehr Friedensmöglichkeit.

Tosari, 18. Februar 1918

Frau M. hat vorhin mit mir einen Vormittagspaziergang zur Karrenplatte gemacht, wo wir wieder am Wiesenrand saßen, und gute Aussicht hatten auf Java sechstausend Fuß unter uns. Wir plauderten wie immer gemütlich und spaßhaft. Auf dem Rückweg in dem Tannengang sahen wir Kinder, javanische, unter einer der Tannen. Ein Dorfjunge war hinaufgeklettert, er warf gerade ein Vogelnest hinunter in das Gras, als ich mit Frau M. dazu kam. Ich hob das Nest auf, es war aus Halmen geflochten wie ein Strohbeutel. Wir schauten hinein, drinnen saßen drei kleine, schwärzliche, nackte, winzige Vögelchen. Ich war sehr erschrocken, ich befahl dem Knaben, das Nest wieder hinauf in die Astgabel zu setzen, von woher er es geholt hatte. Er tat es lachend und war gar nicht geärgert, nur verwundert. Mit javanischer Gemütlichkeit fühlte er gar keine Scham über seine Untat. Mit einem Trupp Javanenkulis, die Kieselsteine zum Beschottern des Fahrweges in Körben vorbeitrugen, lief er dann lachend und laut erzählend weiter.

Drüben in Kampong Tosari spielt seit gestern nachmittag ein Gamelang. Eine Tänzerin ist in einem Hause drüben. Sie tanzte dort die ganze Nacht. Gestern, am Sonntagnachmittag, hörte sich der Gamelang so traulich und selig an. Ich dachte bei mir, es ist die Musik aller Zeiten, sie singt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist die verkörperte Musik des Weltalls.

Viele Leute in bunten Sarongs und weißen Schleierjacken saßen im Haus im kleinen Zimmer dicht gedrängt am Boden. In der Mitte tanzte die schlanke Tänzerin. Ich ging abends um sieben Uhr vor dem Schlafengehen zehn Minuten hinüber und sah es mir,

im Volk unter der offnen Tür stehend, mit an. Man bat mich, einzutreten. Ich wollte aber das ganze Festbild überschauen und blieb lieber in der dunkeln Nacht draußen, zuhörend und schauend. Die Tänzerin hatte auffallend lange, schlanke Arme, auch große, lange Hände. Sie ähnelte einer der ausgeschnittenen Wajangfiguren aus Leder, die bei Schattenspielen verwendet werden. Ihr Gesicht war weißgeschminkt, ihre Stirn aber braun, ihre Schultern, nackt und unbekleidet, waren gelb geschminkt. Sie hatte ein grünes Festkleid bis um die halbe Brusthöhe eng gewickelt um den schmalen, schlanken Leib. Das Kleid war mit Flittern besetzt, und sein scharfes Grün glitzerte. Sie wehte mit einem himbeerroten Schleierstreifen beim Tanzen. Auch sang sie öfter ein näselndes Lied, ihre Tanzschritte begleitend. Das armselige Hüttenhaus, darin all die hellgekleideten Menschen mit ihren dunkeln Gesichtern unter der Hängelampe am Boden hockten, die weißgetünchten Bretterwände, an einem Holzbalken ein grelles javanisches Bild im braunen Holzrahmen als einziger Schmuck aufgehängt, und inmitten der Ärmlichkeit die künstlerische Tänzerin, — das war so rührend und doch so reich erquickend, besonders da die Bretterbude von Musik angefüllt war, von jener beseligenden Gamelangmusik, die niemand beschreiben kann, die aber glücklich macht wie ein freudiges Ereignis, wie freudige Zukunftspläne, wie herzliche Erinnerungen. — Es ist das die Musik des Himmels und aller Himmel.

Heute nacht träumte ich sehr viel. Ich war auch in Frankreich, und zuletzt war ich in einer Kammer, die war erhellt von Oberlicht, ich sollte dort Lose nehmen und Cakes und Brot gewinnen. Aber die Frau, die nachsehen sollte, was ich gewonnen hatte, schlug ein Buch vor mir auf, darin waren mit Schnüren angeheftete Cakes auf jeder Blattseite. Aber mein Gewinn war schon herausgenommen, und kein Cakes war mehr auf meinem Blatt des Buches. Nur leere Fettflecke zeigten die Stelle, wo die Cakes gewesen waren. Da deutete ich an die Wand, wo Brote zur Schau aufgehängt waren. Auf ein gelbes gekräuseltes

Brot an der Wand deutend, das groß war, sagte ich: „Das möchte ich gewinnen." — „Ich will es Ihnen verkaufen," sagte die Frau, und sie nahm es von der Wand herab. Aber, dachte ich, das darf sie doch nicht. Das Brot ist ja ein Gewinn und gehört nur dem, der es gewonnen hat. Wenn sie das oft tut, Brote verkaufen, dann werden die Gewinner böse, weil sie nichts bekommen. Ich war aber doch froh, daß sie mir das große hellgelbe Brot verkaufen wollte, und ich freute mich. Und ich dachte, es ist jetzt Abend und die Lotterie scheint zu schließen, darum verkauft sie mir das Brot. Dann wachte ich auf.

Ich habe neulich gebetet, daß Gott mir doch Kraft geben möchte, mit meinen Arbeiten, die ich jetzt hier gemacht habe, mir zu helfen, daß ich mein Brot verdienen kann und nicht leihen muß von Fremden auf Java. Vielleicht bezieht sich der Traum von der Brotlotterie auf mein Gebet vom Brotverdienst.

Tosari, Samstag, 23. Februar 1918

Ich necke Frau M. jetzt oft bei den Mahlzeiten. Sie erzählte beim Frühstück heute, daß ihr Mann es auch einsieht, daß sie so gemütlich plaudern und soviel Gemütlichkeit und Geselligkeit um sich verbreiten kann. „Ach," sagte ich zu ihr, „und so einen guten Mann haben Sie also doch, daß er Ihre besten Eigenschaften anerkennt und schätzt, und diesen guten Mann hätte ich beinahe betrogen!" lachte ich neckend. Sie lachte auch und sagte: „Nein, was Sie doch sagen. — Da muß ich doch auch dabei sein!" Und sie lachte herzlich und ganz errötend, was mich recht amüsierte. So necke ich sie oft über den Zustand der Unschuld, die im Verhältnis zwischen uns besteht. Ich erzählte ihr gestern auf der ersten Aussichtsbank auch, daß Annie, meine Frau, mich vor Fremden immer verteidigt und in Schutz nimmt und immer ganz ernst behauptet und ausruft im besten Sinn des Wortes: „Ein Dichter ist kein Mann!" Sie will damit sagen, ein Dichter ist zu hochfühlend, zu hochdenkend, als daß man von ihm beinah banale männliche Äußerlichkeiten, wie Kavalierwesen und Kurschneiden (Flirten)

und banales Tanzen nicht verlangen, und erwarten darf. Darüber hat Frau M. auch sehr lachen müssen, über diesen sehr guten und wahren Ausspruch Annies. Sie sagt oft: „Ich glaube, Frau Dauthendey ist die beste Frau der Welt, und eine so gute und liebe Frau wie sie, die gibt es nicht zum zweiten Male. Und sie muß Max Dauthendey doch furchtbar lieb haben." — „Ja, das hat sie auch," sagte ich dann prompt. „Und darum leide ich hier so sehr, daß ich vier Jahre von meiner Frau getrennt leben muß, gegen unseren Willen getrennt. Die Engländer haben viel auf dem Gewissen, viel Leid, das sie einem deutschen Liebesdichter bereitet haben und noch bereiten, da sie ihm nicht zu einer so lieben Frau und in seine Heimat lassen!" — „Ja," sagt Frau M. dann und seufzt, „das ist wahr, Max Dauthendey." Und sie drückt mitfühlend meine Hand. Ich glaube, es hat noch nie auf der Welt zwischen zwei einsamen und verheirateten Menschen eine so herzliche und unschuldig fröhliche Freundschaft gegeben wie zwischen Frau M. und mir. Mehr als einen warmen Händedruck hat keiner dem andern gegeben. Wenn wir auch neckend sprechen und ich manchmal zweideutige Witze reiße, um die Schwüle zu verjagen. Doch weiß ich, wir sind nur deshalb so herzlich fröhlich, weil wir immer unschuldig geblieben sind in unseren Handlungen zueinander.

Von Europa, vom Krieg hört man nichts, als daß Japan droht, Rußland zu helfen gegen Deutschland. Ich glaube aber, daß es in Rußland eindringen will, um dessen Provinzen in Asien, von Charbin bis Wladiwostok, zu nehmen. — „Der Krieg sieht aus, als würde er noch endlos dauern!" Das sagen heute die Leute in Soerabaja, erzählt man sich in Tosari.

Heute mittag bekam ich ein Telegramm von Professor L., daß er morgen mittag hier heraufkommt. Herr de K., der Administrator, sagt, daß kein Zimmer mehr frei ist. Und ich weiß nicht, wie lange L. hierbleiben will. Es wird sich wohl aber noch ein Zimmer finden, wenn er kommt.

Immer ist Kommen und Gehen hier in Tosari

und um mich herum. Nur ich bleibe immer sitzen und rühre mich nicht und sehe zu, wie die Menschen kommen und gehen. So muß es alten Bäumen zumute sein, die durch Generationen auf dem Grundstück bei einem Hause stehen. Es kommen und gehen die Menschen auch unter ihrem Schatten, und sie bleiben ewig am gleichen Platz.

Tosari, Sonntag, den 24. Februar 1918.
Abends 6 Uhr

Frau M. ist abgereist. Heute mittag um halb ein Uhr begleitete ich sie die Jakobsleiter hinunter. Unten am Fuß des steilen Berges auf der Autostraße, die erst auf dem Bergkamm hinführt und dann in die Täler sechstausend Fuß tief sich hinunterbewegt, dort bei der Jakobsleiter (zehn Minuten unterhalb Tosari) standen wir plaudernd und Abschied nehmend. Auch der Abschied war nur ein Händedruck, und nichts störte unsere Harmlosigkeit.

Tosari, Montag, 25. Februar 1918

Habe eben einen einsamen Morgenspaziergang durch das Dorf Alt-Tosari hinunter nach dem Bach des Nymphenbades gemacht. In der Ferne liegt die graue nebelige Bucht des Meeres bei Pasereau am Ausgang des grünen Bergtales, das der Bach mit mehreren Wasserfällen durchrauscht. Das Luftmeer tönt sausend einförmig in den Tannen.

Beim Japaner, der in einer Bretterhütte beim Dorf seit Monaten einen Winkelladen aufgemacht hat, kaufte ich ein paar Lackbretter und einen Holzrahmen für Annies Bild.

L. war gestern mittag mit seinem Auto aus Malang heraufgekommen. Er brachte einen holländischen Kranken herauf, der bei ihm fünf Monate in Kur gewesen, in seiner Klinik. L. hat seit Juli 1917 eine neue schöne Klinik in Malang eröffnet. Sie ist immer besucht.

Er saß gestern vor dem Abendessen bei mir auf der Veranda, auch die Schwester Frau H. kam mit, eine angenehme ältere deutsche Dame. Er erzählte

40*

mir, daß das Auswärtige Amt sich beim General-Gouverneur nach seinem Befinden erkundigen ließ, durch die Deutsche Gesandtschaft im Haag. Da er von der Regierung als Arzt und Forschungsreisender vor Kriegsausbruch nach Deutsch-Guinea geschickt worden war, so muß sich die Regierung natürlich nach ihm umsehen. — Herr von A. ist jetzt bei L. zu Besuch. Er kommt vielleicht für acht Tage hier herauf.

Malang, sagt Herr L., ist jetzt voll von Deutschen. Die meisten Deutschen aus Garoet haben sich jetzt nach Malang und Umgegend verschlagen. Sch.s wohnen jetzt im kleinen Hotel zu Wendit. Das ist ein Teich in der Nähe von Malang, wo viele Affen hausen und gefüttert werden, und wo man badet und Gänsebraten beim deutschen Wirt ißt.

Aber diese Deutschen haben alle nichts zu tun, mit Ausnahme von L. und Frau R. Die meisten anderen faulenzen sich zu Tode, trinken, werden krank und leben wie gefangene Tiere in einem Zoologischen Garten, nichtstuend. Es ist bedauerlich und traurig, wie diese Kriegszeiten mit den armen Deutschen in Asien umspringen.

Herr von A. will nach seinem Besuch bei L. wieder nach Garoet zurück. Ich finde, er hat sich wie ein König in Garoet gefestigt. L. als König in Malang. Und ich als Prophet in Tosari.

L. wollte gern mein Weltfestlichkeitlied mitnehmen und lesen. Er kennt es noch nicht. Aber ich habe die Abschrift noch nicht korrigiert, der Maschinenschreiber hat zu viele Fehler bei der Abschrift gemacht.

L. fand das Klima hier oben jetzt zu Ende Februar noch viel erfrischender, als es zu Anfang Januar bei seinem letzten Besuch gewesen. Der große Sturm, der fast sechs Wochen ununterbrochen getobt hat, hat sich gelegt. Es regnet aber jetzt sehr viel nachmittags und nachts. Nur die Wege sind staublos feucht und das Grün leuchtet blank und erquickend von allen Bergtälern herauf und aus allen Gärten Tosaris. Die Rosen werden leider sehr verregnet, aber blühen

doch reichlich und überall. Besonders reich blühen die wilden Lilienbüsche mit ihren Haufen riesiger weißer Lilien an allen Wegen.

Als Frau M. kam vor sechs Wochen, da blühten sie auch so üppig. Und gestern leuchteten sie im Nebel am Wege überall, man sah nichts als Nebel, und weiße Lilien leuchteten aus dem Nebel. Es war das wie ein symbolisches Bild für unser eigenes inneres Leben. Wir waren zwei Menschen mit einer Brust voll Lilien im Nebel, da wir beide unsere gegenseitigen Lüste beherrschten, und soviel Tugend leuchten ließen im Nebel der Kriegszeit. Eigenlob stinkt, sagt man, aber ich lobe mich gar nicht. Ich komme mir nur vor wie einer, der eine schwere lange Prüfung bestanden hat und der erzählt, daß er gut bestanden hat.

Ich gehe heute zwar mit Bedauern herum, daß es leerer als sonst um mich ist, seit Frau M. fort ist, aber zugleich fühle ich auch eine Art Freiheit nach der Verführungsluft, die nun verschwunden und gut überwunden ist. Frau M. muß es geahnt haben, daß für mich zu viel Verführung in der Luft um sie lag. Welche Frau ahnt das nicht, wenn sie Verführungsluft mit sich führt? Sie sagte dann öfter, daß es besser wäre, wenn sie in der Kriegszeit, so lange ich auf Java bin, nicht mehr käme, — aber sie sagte das, glaube ich, mehr gegen sich selbst. Sie meinte zwar: „Max Dauthendey, ich habe Sie nur vom Arbeiten abgehalten. Sie haben in den fünf Wochen gar nichts getan, Sie waren faul, und daran will ich nicht schuld sein!“ Ich sagte ihr, daß ich vorher, ehe sie kam, mich ganz versteinert hatte. „Das Plaudern mit Ihnen, das Eingehen und Nachfühlen Ihres Urwald- und Frauenlebens hat mich aufgetaut, und ich bin gefühlsduseliger geworden. Ich muß mich jetzt wieder versteinern, wenn Sie fort sind.“ Aber gestern bei der Abreise, beim Abschiednehmen von B.s vor dem Eßsaal oben sagte sie doch: „Ich habe gedacht, wenn der Krieg im Oktober aus sein sollte und Sie alle heimreisen, dann komme ich vielleicht doch noch einmal von Borneo herüber gereist, um Abschied zu nehmen!“ Das freute mich.

Wie leicht schreckhaft bin ich doch. Als vorgestern morgen die Depesche von L. kam, da meinte ich, es wäre eine schlimme Nachricht von Annie. Und ich erstarrte am Körper, und meine Haut wurde mir kalt am Leib. Mein Magen wurde ganz hart vom Schreck. Ich saß gerade bei B.s, und Frau M. war auch da. B.s wohnen neben mir in Nummer 56 — und abends, als Herr van B. von Soerabaja zurückkam und mich besuchte, lag ich nervös frierend in meinen dicken europäischen Wintermantel gewickelt auf meinem Liegestuhl und fühlte mich noch immer schlecht vom Depeschenschrecken. Und Herr van B. setzte sich zu mir und erzählte, daß man in Soerabaja glaube, daß der Krieg noch sehr lange dauern soll. „Warum?" fragte ich erstaunt. „Nun, sagte er neckisch lachend und ein Auge nach mir zukneifend, weil die Moffen wieder anfangen und gegen die Russen losziehen, statt Frieden zu machen!"

Das hatte ich in den vier Kriegsjahren noch nie gehört, daß die Kaufleute in Soerabaja jemals gesagt oder angenommen hätten, daß der Krieg noch lange dauern soll. Das war zum erstenmal, daß ich in der langen Kriegszeit so einen Ausspruch aus dem Munde eines Holländers hörte hier in Java und Indien. Immer ist man aufs hoffnungsvollste gestimmt gewesen. Immer hieß es: „Der Krieg muß bald aus sein!" Und nun gesteht man sich, daß der Krieg noch lange dauern wird. Ich sagte schon im letzten Oktober: „Ich glaube, der Krieg dauert noch zwei bis drei Jahre. Niemand wollte es mir glauben. Nun denkt man wenigstens, daß er noch lange dauern kann. Ich finde das richtig, aber sehr niederschlagend. Ich ließe mir so gern widersprechen wie bisher und wünschte wie die andern, daß es bald aus sein solle mit dem Morden in Europa.

Eben als ich nachmittags aus meinem Zimmer kam und mit meinem Glas Milch in der Hand um halb fünf Uhr auf den Stufen meiner Veranda sitzend in den Garten sah auf die blühenden Fuchsienbüsche und auf die weißen und gelben Rosen und auf die gelbe Kapuzinerkresse am Gartenrand, da hörte ich

im Abgrund fern unten in den Urwäldern ein trommelndes Geräusch heraufkommen. Das war der auf den Laubdächern der Abgrundswälder heranwandernde Nachmittagsregen. Ich trat an den Rand des Gartens und sah in die Tausende Fuß Tiefe, wo die grauen Wolken wie Rauch über die Wälder herandrängten, wie der Nebel eines großen Rauches. Und das Rauschen wurde immer trommelnder, bis ich die ersten Tropfen auf meinen bloßen Kopf fallen fühlte. Nun prasselt es so laut auf das Haus nieder, ein ungeheuerlicher Sturzregen, der alles zu verschlingen scheint. Man hört keine Stimme mehr von den sprechenden Leuten auf der Galerie der Nebenveranden, so betäubend dröhnt das Haus, das lange, vom Rasselregen.

Ich las heute nachmittag im Bett das Buch „Stille Avende" (Stille Abende) von Stijn Streuvels. Ein träumerisches Landschaftsbuch. Es ist wie mit buddhistischer Ruhe niedergeschrieben. Ich mußte bei der Naturbeschreibung, bei der Liebe zu den Bäumen und Landschaften daran denken, daß ich meine Naturliebe konzentrierter ausgedrückt habe in meinen Vier-Jahreszeiten-Liedern. Man kann diese Dinge, die Stijn Streuvels in Prosaerzählung sagt, besser, konzentrierter und weniger langatmig in Gedichtform sagen, wenn man die kurze Gedichtsform wählt, die die Asiaten, besonders die Japaner, gebrauchen. So ein Gedicht muß ein einzelner Gedanke sein von kaum fünf bis zehn Zeilen. Je weniger, desto besser. So wie man einen köstlichen Atemzug tut vor einer Landschaft, oder einen umfangenden Blick wandeln läßt, oder den Blick für Augenblicke vertieft träumen läßt, so kurz muß ein Landschaftsgedicht sein, wenn es fesseln und wirken soll.

Heute mittag nach Tisch rief mir Frau B., die mir mit ihrem Mann auf dem Weg zum Rekreatiesaal nachkam, zu: „Armer Herr Dauthendey, so allein!" — Da wendete ich mich lachend und scherzend um und rief: „Enfin seul!" Sie lachte und scherzte zurück, sie werde es Frau M. schreiben, daß ich mich „enfin seul" fühle. Jetzt ist es Abend, und ich sitze ganz

allein und wirklich recht einsam unter meiner Lampe zwischen den Stroh-Rotang-Möbeln meiner leeren Veranda. Mein Kätzchen „Puß" ist meine einzige Gesellschaft. Sie ißt mit mir Abendbrot, sie schläft mit mir im Bett, sie hockt auf meinem Schreibtisch, wenn ich arbeite. Ich spiele mit ihr, wenn ich Zeit habe und lasse sie einem hingeworfenen Strumpfband oder Taschentuch nachlaufen. Am schönsten spielen wir morgens um sieben Uhr zusammen, ehe ich aufstehe. Da schlägt die Puß richtige Purzelbäume in unserem Bett, wenn ich sie mit Strumpfbändern spielen lasse. Und ich muß dabei laut auflachen, so drollig ist die kleine Puß und possierlich, als wolle sie mich unterhalten.

Heute morgen hörte ich, lesend auf meiner Veranda, plötzlich aus dem schmalen Gartenstreifen am Abgrund ein lebhaftes Gezwitscher von vielen Vögeln zugleich. Es kam aus den wilden Lilienbüschen, die am steilen Berghang hinab hinter dem großen weißen Rosenstrauch reich wuchern und mit ihren riesigen Blättern grüne Laubberge bilden, undurchdringlich. Aus den Blättern hervor kam von dort das heftige Rufen vieler Vögel. Ich dachte sofort, die Puß sitzt dort und erschreckt die Vögel, die in den Liliensträuchern Nester haben. Ich trat hinaus. Da saß die kleine Puß ganz rund zusammengekauert, erstaunt, daß ihre unscheinbare Anwesenheit einen solchen Lärm bei den Vogelfamilien erweckte, und noch erstaunter, als ich sie ins Zimmer trug und auf die hintere Galerie in den Rasengarten setzte, wo keine Vögel brüten.

Nachmittags, als ich dann mit Puß zu Bett lag und Siesta hielt, erklang ein hübsches Vogelkonzert. Alle Vögel hatten sich vor meiner Kammer in einen Baum gesetzt und sangen eine Orchestermusik, als wären sie dankbar, daß ich sie von der Puß befreit hatte, und die kleinen Vogelherzen mußten dankbar auflachen und jubeln.

Seit ich mit der Puß wieder auf der Veranda die Mahlzeiten zusammen nehme, seitdem ist sie viel zutunlicher. Sie fühlt sich so wohl und ist so gemütlich

glücklich. Sie kauert auf dem Zipfel meines Mantels, wenn ich am Tisch schreibe. Sie sitzt auf der Strohstuhllehne oder auf meiner Schulter oder auf meinem Schoß oder neben meinem Buch auf dem Strohtisch unter der Lampe, wenn ich lese. Sie sieht wie ein schöner Zimmerschmuck aus. In allen Stellungen ist sie hübsch und reizend anzusehen, und sie strahlt aus ihrem molligen graugelben Pelz Zufriedenheit aus. Besonders schön ist sie, wenn sie auf dem Tisch sitzt. Sie ist dann wie eine kleine Bronzefigur so geschlossen und vollkommen. Ich lasse sie überall spazieren gehen, sogar übers schneeweiße Tischtuch und über meine weißen Bettdecken. Nie wird etwas schmutzig, wo sie geht. Sie wäscht sich so viel selbst tagsüber. Und nie hat sie sich unsauber benommen im Zimmer. Ich weiß nicht, wer ihr die Reinlichkeit gelehrt hat. Sie ist rein wie der reinste Mensch. Wenn ich in den Rasengarten komme, wo eine Reihe junger, dünner indischer Tannen an meiner Hintergalerie steht, dann zeigt sie mir ihre Künste, die sie sich selbst gelehrt hat. Sie springt im Flug an dem Tannenstamm hoch und hält sich mit den Krallen fest. Sie hüpft aufs Galeriegeländer und balanciert auf dünnen Stäben hin. Sie ist dabei munter und aufgeweckt. Und im Gras springt sie Fliegen und Käfern nach und überschlägt sich mit Absicht wie ein Clown, der Purzelbäume macht. Eine so liebe kleine, lebhafte Person ist sie, die kleine javanische unscheinbare Puß. Ihr kurzer javanischer Knotenschwanz hat, wenn man den Knoten befühlt, zwei Finger, und die Form einer winzigen verkümmerten Hand sitzt unter dem Pelzknoten des Schwanzes. Ich habe das nie gefunden, ehe ich es neulich entdeckte. Mit dieser verkümmerten Pfote, die am Schwanzende im Knoten des nur fingerlangen Schwänzchens sitzt, scheint sie sich beim Klettern auf Bäume ein wenig stützen zu können. Sie hat also sozusagen fünf Pfoten. Die fünfte ist aber wie das fünfte Rad am Wagen. Sie ist stiefmütterlich von der Natur behandelt, diese Schwanzpfote.

Tosari, Mittwoch, 27. Februar 1918.
Abends acht Uhr

Gestern bekam ich einen Brief von Frau M. aus Soerabaja. Sie hat mir einiges besorgen sollen. Aber sie sagte, es gab fast nichts mehr in den Magazinen (Strümpfe, Krawatten usw.). Es kommt nichts mehr aus Europa an. Sie hat ihre Besorgungen gemacht, und nun ist sie schon auf dem Schiff seit gestern abend, und morgen früh kommt sie in Banjermasin auf Borneo an. Sie hat mir zum Andenken und Abschied ein Zigarettenetui geschickt. Ich habe es noch nicht, es liegt noch auf dem Postkontor. Ich klebe Ausschnitte ins Tagebuch, denke viel nach und träume und lasse Frau M.s Besuch in meinem Kopf langsam ausströmen.

Kein Brief von Annie! So lange Zeit kein Lebenszeichen! Am 28. Januar vor einem Monat ein Telegramm, aber kein gemütlicher Brief seit Monaten. Das letzte Briefzeichen war von Ende August datiert, und nun beginnt übermorgen der März. Gerade ein halbes Jahr ist nun ihr letzter Brief alt. Es ist zum Verzweifeln. Welch eine Hölle von Herzenseinsamkeit muß ich aushalten; und statt daß es besser wird, wird es schlechter und schlimmer. Vor einer Woche ungefähr träumte ich, daß ich viel Blut verlor. Ich sah im Traumbuch mit Frau M. zusammen nach. Da stand Blutverlust, zerbrochene Freundschaft! Frau M. glaubte, daß in den letzten Tagen nun unsere Freundschaft abbrechen würde, das war aber gar nicht der Fall. Es wird doch nicht die Herzensfreundschaft zu Annie sein, die von Annie abgebrochen ist? Solche Gedanken quälen mich sehr. Frau M. schalt mich. Sie sagte, es wäre Sünde, von einer so guten Frau wie Annie so Schlechtes zu denken. Ich sagte ihr darauf: daß ich nur Menschliches und Menschenmögliches erwäge. Im Grunde kann ich es auch nicht glauben, daß mir Annie dieses Leid antun würde, dieses Todesleid!

Jetzt, wo ich allein bin, esse ich abends wieder unten auf meiner Veranda allein und nicht unten im Eßsaal. Der Abend ist still, nur die Grillen zirpen laute, schrille Geräusche.

Jedermann wartet mit Spannung auf die große Offensive Deutschlands, die jeden Tag losbrechen muß, wie die Zeitungen sagen. Man ist allgemein neidisch, daß die deutschen Truppen tiefer in Rußland gegen Petersburg vorrücken. Es wäre aber sicher das Beste, wenn wir siegend in Petersburg einziehen würden. Das würde großen Eindruck auf die ganze Welt machen, die es uns gar nicht gönnt.

Ach, Tag und Nacht der gleiche Drang
Nach deutscher Luft und deutschem Klang.
Und immer klafft des Krieges Kluft,
Darüber hin das Heimweh ruft.

Vier Jahre quäle ich mich hier,
Die Sonne kommt tags kaum zu mir.
Es ist ein fremdes, wildes Licht,
Und auch kein Baum von Deutschland spricht.

Mein Leib lebt hingejagt und scheu.
Der Geist ratlos, der Heimat treu,
Gibt meinem Blut schmerzlich Gewicht
Und stets: „Geduld, Geduld" er spricht.

Geduld, — ein Strohhalm ist dies Wort.
Dran klammern wir uns fort und fort.
Wenn einen die Geduld jetzt ließ,
Das Heimweh ihn in Stücke riß.

Tosari, 28. Februar 1918

Tosari, 28. Februar 1918.
Abends sechs Uhr

Es ist, als ob mit Frau M. ein guter Geist aus der Zwölfzimmergalerie gewichen ist. Frau M. tat Frau X., die sehr nervös ist, als Aussprache sehr gut, und nun ist seit drei Tagen der Teufel bei X.s los. Augenblicklich liegt sie wieder auf ihrem Bett und wimmert wie eine kleine Katze. Er will sich von ihr trennen, er soll morgen abreisen, sie will es auch. Und vor drei Tagen waren beide noch eine Seligkeit und voll Fröhlichkeit.

Ehe Frau M. kam, zu Weihnachten, da war die

Frau X. auch so überreizt. Aber dann hatte Frau M. den Januar und Februar über mit Geplauder und in aller Gemütlichkeit einen guten Einfluß.

Er aß mit mir an meinem Tisch heute, sie kam nicht und hat seit gestern nur ein paar Pisangs gegessen. Er ist zu gut zu ihr. Er ist immer nachgiebig. Sie kommandiert und befiehlt und ist despotisch und unzufrieden. Sie hat alles und weiß nicht, was sie mehr will. Ich sagte ihm, er müsse strenger zu ihr sein. Das ist das einzige, um die Unzufriedenheit zu zähmen. Sie leidet an Langeweile, am Nichtstun und an Indien. Sie sehnt sich nach Europa, nach Luxus, Gesellschaft und abwechslungsreichem Leben. Sie ist achtundzwanzig Jahre alt, aber sie benimmt sich, als sei sie sechzehn.

Er holte mich vorhin um fünf Uhr zum Spazierengehen ab, er wollte sich aussprechen. Ihm kommen immer die Tränen. Er weint und schluchzt heiß auf. Er hat zu viel ausgehalten. Frau M. sagte neulich: „Das kann er nicht lange aushalten mehr, dieses unzufriedene, heftige despotische Wesen. Er wird von ihr fortlaufen, wenn sie es noch lange so treibt.“ Er sagte mir, sie beide (er und seine junge Frau) seien zwei „Kriegsopfer“. Darin hat er recht. Der Krieg hat sie beide zusammengeführt, der Krieg trennt sie wieder. Er sagte mir vorhin: „Es sind zwei Dinge, die uns trennen; erstens, daß ich kein Holländer werden will, zweitens, daß ich nicht so religiös und nicht katholisch wie meine Frau bin.“ — „Aber beides wußten sie doch früher,“ sagte ich. — „Ja, aber sie forderte einmal von mir, ehe wir verheiratet waren, daß ich gleich Holländer werden soll. Sie behauptet, sie habe mir ihre himmlische Seligkeit geopfert, da sie sich von ihrem ersten Mann habe scheiden lassen. Und da es in der katholischen Kirche keine Scheidung gibt und sie sich doch getrennt hat, so hat sie eine Todsünde begangen, weil sie sich um meinetwillen von ihrem ersten Mann getrennt hat.“ — „Aber sie mochte doch ihren ersten Mann gar nicht leiden! Sie soll in Zank und Streit mit ihm gelebt haben, und es war ihr doch eine Befreiung, sich von ihm

zu trennen, da er ein Halbblut war und gar nicht zu ihr gepaßt hat, wie sie selbst erzählt!" — X. weinte und fuhr dann fort: „Ja, aber sie ist aufgeregt über mich, daß ich ihr nicht ein Opfer bringen will, so wie sie es mir gebracht hat. Und sie meint, ich müßte ihrethalben Holländer werden können. Wie kann ich das?"

Ich verstehe ihn. Kein Deutscher und kein Holländer würde ihn annehmen, er würde der allgemeinen Verachtung preisgegeben, man würde es ihm allgemein als Feigheit auslegen, wenn er jetzt in der Kriegszeit seinem Volke untreu würde und die Nationalität wechseln wollte. Auch würde er für immer seine Stelle als Agent für die Düsseldorfer Firma verlieren. — Aber die Frau ist vor Unzufriedenheit verrückt.

Er sagt zu mir: „Wir gehen noch beide vergnügt und spaßend zu Bett. Plötzlich nach fünf Minuten wendet sie sich ganz verändert um und hat sich ihre Gedanken gemacht, mit denen sie mich wie mit der Hölle plagt."

Eben kam er wieder und sagte mir, daß er morgen doch fort geht, — für immer. Vorhin auf der Himmelsleiter weinte er und sagte, daß er die Frau geliebt hat wie keine. Und wenn er gehen wird und sie sich trennen, dann wird er nie mehr heiraten. Ich rede ihm fortgesetzt zu, zu bleiben. Er sagt, sie beschimpfe ihn und werfe ihm den Ring hin. Ich sagte, alles das könne sich in einer jungen Ehe ereignen. Er liebt sie, und dann läßt man überhaupt nicht los. Weil die Frau krankhaft nervös ist, gelten ihre Worte gar nichts. Eine nervöse Frau weiß nicht, was sie sagt. Er soll männlich Ruhe gebieten, aber nicht fortgehen, das sei dumm.

Sie sind aber beide in einem so gereizten Zustand, daß sie nicht wissen, was sie tun sollen. Ich ermahne sie fortgesetzt zur Geduld und zur Duldung.

Aber sie wimmert und klagt in ihrem Zimmer, und er geht blaß, eingefallen, hohläugig und ratlos umher.

Er hat Geld, sie hat alles von ihm, was sie nur

will. Er ist tüchtig und hat eine erstklassige Anstellung. Er ist ganz selbständig und aus guter berliner Familie. Sie ist unsinnig, daß sie um nichts mit ihm streitet. Nur weil sie nicht nach Europa kann, weil er sein Geld in Deutschland hat und nicht große Ausgaben in der Kriegszeit auf Java machen kann. Nur deshalb, weil sie Abwechslung, ewig Abwechslung will und immer von ihrer Luxusliebe spricht. Nur deshalb streitet sie mit ihm und kommt vor Nichtstun auf die übelsten Gedanken. Er sieht sich nach keiner Frau um, er ist gut und zärtlich und aufmerksam zu ihr. Er ist gesund und kräftig und sie ist jetzt auch gesund. Früher hatte sie Malaria. — Er tut alles, was er kann, für sie, und doch glaubt sie, er sieht sich nach anderen Frauen um.

Gestern ließ er Nelken für sie aus Ngabinono kommen. Abends steckte er sich eine rosa Nelke ins Knopfloch. Bei Tisch fand sie, daß Rosa nicht gut zu seinem braunen Anzug passe, er fand es plötzlich auch, daß sie recht hatte. Er legte die Nelke dann im Rekreatie-Saal, wo sie nach Tisch zusammen saßen, auf den Tisch ab. Beim Fortgehen später läßt er die Blumen liegen. Sie behauptet nun, er habe die Nelke für irgendeine Dame liegen lassen. Sie redet sich das ein, und er kennt doch niemand, ist immer mit ihr zusammen.

Er sagt mir selbst, er habe in dem Jahr, seit sie sich kennen, nie eine halbe Stunde ohne seine Frau zugebracht. Tag und Nacht sind sie zusammen.

Für mich ist es entsetzlich traurig und aufregend, dies mitzufühlen. Wir wohnen Wand an Wand, und ich höre seit Tagen ihr Geweine, ihr Gewimmere, ihre leidenschaftliche Aussprache. Mehr oder weniger sind alle Frauen nervös hier in den Kolonien, wie wahrscheinlich in allen Kolonien. Die wenigsten Frauen taugen zum Auswandern. Frauen, die in Europa geboren sind, werden sich nur in Europa ganz glücklich fühlen.

Zu denken, daß beide Menschen sich lieben, und sich nur deshalb verlassen, weil sie nicht nach Europa reisen können, wo sie ganz glücklich sein würden.

Es sind das wirklich zwei „Kriegsopfer". Und während ich dieses unter meiner Hängelampe sitzend niederschreibe, höre ich sie weiter immer leidenschaftlicher sprechen, nutzlos verzweifelt, nutzlos ohnmächtig kämpfend gegen ihr Schicksal, ihr Kriegsschicksal, das ihnen so hart wird, weil sie jung, leidenschaftlich und temperamentvoll veranlagt sind. Sie spricht laut, er leiser.

Draußen in der Regenzeit blitzt es heftig schneeweiß vor den Fenstern. Den ganzen Morgen polterte und donnerte der Vulkan Bromo, der sonst immer still war. Alle Leute erzählten es sich am Vormittag, daß der Bromo so laut poltert. Alle fürchten ein heftiges Erdbeben. Immer gibt es Unheimliches hier in der javanischen Luft auf der Insel mit den fünfundvierzig Feuerbergen. Man sagt, es habe zu viel geregnet; und zu viel Wasser im Krater verursachte das Donnern im Berg. Es bilden sich Gase, die explodieren. Ich glaube, der Berg fühlt das innige Menschendrama, das sich heute hier in Tosari abspielt. Hier in Tosari waren beide voriges Jahr glücklich. Hier in Tosari sind beide dieses Jahr unglücklich. Außer meinem eigenen Leid fühle ich heftig das Leid der beiden sich selbst plagenden jungen Eheleute, als wären es meine eigenen Schmerzen. Ich glaube, er packt jetzt seine Sachen. Dabei reden sie immer fort. Sowie es draußen immer fort blitzt über den tiefen Abgründen des Tenggergebirges. Ich habe ihm nochmals zugeredet, zu bleiben.

Ich bekam heute von Frau M. ein sehr hübsches japanisches schwarzes Zigarettenetui. Auf dem Deckel sind in Gold ein paar Dorfhütten eingelegt. Sie sehen aus wie javanische Hütten. Und dahinter schwebt im Himmel silbern die Spitze des Fudji, die sieht aber ganz aus wie eine der vielen Spitzen des hohen Berges Ardjoeno, den ich täglich seit einem Jahr von meiner Veranda aus im Westen im Himmel schweben sehe. Auf des Etuis Rückseite sind im Schwarz drei goldene Segelboote zu sehen. Sie schweben wie Boote in der Nacht, wie die Boote von Yabase auf dem Biwasee, von denen ich in

meinem Novellenbuch, dem japanischen, erzählt habe. Das Buch „Biwasee“ und „Raubmenschen“ hat Frau M. hier auf Tosari zum erstenmal gelesen. Es gefielen ihr beide Bücher sehr. Heute morgen ist Frau M. auf Borneo angekommen. Nun muß sie noch mit kleinerem Dampfer weiter nach der Provinz Pasi (Ostküste) fahren.

Im Morgenäther hängt des Mondes
Zarthelle Kugel verblichen.
Blaßblaue Bergspitzen schweben
Fern an der Erde Schwelle,
Getragen von langen dünnen
Wolkenstrichen.
Mein Geist kreist mit des Himmels
Großer, klarer Welle.

Tosari, 28. Februar 1918

Tosari, 1. März 1918.
Morgens halb neun Uhr

Nun sind wir in den Frühlingsmonat eingetreten. Hier, wo ewiger Sommer herrscht, merkt man das Frühlingswerden nur am abnehmenden Regen. Seit zwei Tagen waren nebelfreie Sonnenaufgänge um halb sechs Uhr. Draußen war eine verklärte gelbe Beleuchtung, klarer und blaugrüner Frühhimmel, als ich meine Tür öffnete, um meine Puß in den Garten zu lassen, Puß erwacht meistens beim ersten Lichtschimmer, der an der Fensterscheibe erscheint. Lange ehe die Sonne über das Gebirge herabkommt.

Heute nacht träumte ich, daß ich in den Reichstag eintrat, das heißt, ich kam in ein weites Gebäude voll Menschen und sah in der Ferne auf einer Tribüne die sprechenden Reichstagsführer und die Journalistentribüne. Man sagte, das sei der Reichstag. Auch Frauen, viele, waren unter den Reichstagsmitgliedern, und ich wunderte mich darüber. Es herrschte eine frohe, festliche, klare Stimmung über den Menschen dort in Geist und Farbe der Beleuchtung. Und als ich heute bei Tagesanbruch die Tür zum Garten öffnete, hatte ich den Traum schon wieder

vergessen, und er fiel mir erst beim Anblick der goldgrünen Gartenbeleuchtung, der morgenfestlichen, wieder ein.

Gestern morgen ging ich mit einem jungen Holländer, da es schön blaues Wetter war, zur Karrenplatte, und dort setzten wir uns ins Gras an den Bergrand mit unseren Skizzenbüchern und zeichneten die Aussicht. Ich machte zwei Bilder, eines vom Ardjoeno in Wolken, ein anderes von Pengnan mit der Seebucht von Paseroean. Nachmittags schlief ich nicht zur Siestazeit. Ich malte das erste gezeichnete Bild vom Ardjoeno mit Aquarellfarben. Solche weite Fernsichten gut zu zeichnen und zu malen, erscheint mir schwerer als andere Nahblicke. Als wir im Gras saßen, brannte die Sonne sehr, der kleine Javane Ali hielt den Regenschirm aufgespannt über meinen Kopf, um zu verhindern, daß ich Gesichtsbrand bekam. Immer wenn man hier in Tosari ausgeht, folgen einem von weitem Javanenjungens nach, die wollen den Schirm tragen oder den Regenmantel oder sonst irgendwie dienstlich sein, den Weg zeigen usw., um fünfundzwanzig Cents zu verdienen. Das ist manchmal bequem, manchmal aber lästig, wenn man allein sein will, denn die Javanen lassen sich nicht vertreiben, sie folgen immer von weitem, wie ein Schatten, der stehen bleibt, wenn man auch stehen bleibt, und wandert, wenn man auch wandert. Gestern nacht um zehn Uhr, als ich mit Syster J. ein wenig geplaudert und dann gute Nacht gesagt hatte und meine Lampe auf der Veranda ausdrehte, roch es schrecklich bitter nach Gas. Auch in meinem Zimmer. Ich trat auf die hintere Galerie. Ich begriff, es war Schwefelgeruch vom Bromo. Aber so stark wie noch nie. So stark, daß man die vergiftete Luft kaum atmen konnte. Auch Fräulein J. kam aus ihrer Kammer und sagte, sie habe geglaubt, der Geruch käme vom Klosett, da der Bromorauch wie aller Vulkanrauch nach Schwefelwasserstoff riecht. Ich fürchtete, wenn es schlimmer würde, müßten wir alle ersticken. Der Geruch schmeckte scharf metallig bitter auf der Zunge. Heute morgen ist der botanische

Professor, der mit einer brandrotblonden Frau seit einigen Tagen einige Zimmer fort von mir in der Zwölfzimmergalerie wohnt, auf den Bromo gegangen, früh um vier Uhr. Aber heute donnert der Bromo schon nicht mehr, und auch der Gasgeruch ist heute morgen verschwunden. Ich mußte gestern abend an die Katastrophe von Martinique 1900 bis 1901 denken, wo bei der Explosion eines Vulkans achtundvierzigtausend Menschen in einigen Sekunden erstickten; eine ganze Stadt war im Augenblick tot. Bis auf einige Sträflinge, die in einem Kellerkerker gefangensaßen, starben alle Einwohner. Das könnte sich auch hier ereignen bei einer großen Gasexplosion des Bromo. Immer ist man von Schreckensgedanken hier draußen umgeben. Entweder sind es Krankheitsschrecken oder Naturschrecken, Typhus, Pest, Cholera, Malaria, alle diese Dämonen zusammen mit den Vulkanen umlauern einen ständlich im zivilisierten Indien. Wie Schlangen, Tiger und Skorpione in den Urwäldern, so sitzen die Vulkane und die Krankheiten rund um die Städte. Und ich habe doch schon täglich den Kriegsschrecken und den Heimweh- und Sehnsuchtsschrecken in mir und muß auch immer noch von außen von den Tropendämonen bedroht mein trauriges Leben verbringen. Und doch ist alles zusammen in der Endwirkung wie ein köstliches, ungeheures Drama innen und außen; und es ist in aller Traurigkeit und Schrecklichkeit erhebend, so Furchtbares und Großes erleben zu dürfen.

Tosari, Samstag, 2. März 1918.
Abends sieben Uhr

Welche zwei aufregende Tage! Ich habe Menschengeständnisse gehört, die haben mich mehr erschüttert, als wenn der Bromo mit Erdbeben Tosari geschüttelt hätte. Wie ist das Leben doch oft so verwickelt und überraschend! Selten aber wird das, was ich gestern und heute hörte und zum Teil miterlebte, zum zweitenmal auf der Erde sich ereignen. Es sind Menschenschicksale, ähnlich dem Ödipus-Drama, ich meine

ähnlich an unnatürlicher Herzensqual. Wenn ich ruhiger bin, werde ich sie niederschreiben für die Nachwelt.

Tosari, Sonntag, 3. März.
Nachmittags 5 Uhr

Die Deutschen sind in den letzten Tagen an der Ostfront weiter vorgerückt und in Reval eingerückt, weil die Russen keinen Frieden machen wollten. Die Russen bettelten daraufhin rasch telegraphisch um Frieden in Berlin. Heute bringt die Zeitung die Friedensbedingungen Deutschlands, die für Rußland eine große Demütigung sind und für Deutschland einen großen umfassenden Sieg an der Ostfront bedeuten.

Seit zwei Tagen sind W.s hier. Ich sah sie aber nur wenig, da ich zu große innere Aufregungen mit X.s, dem jungen deutschen Ehepaar, durchzuleben hatte, wovon ich gestern hier mit einigen Worten sagte. Doch gestern vormittag ging ich mit Herrn W. und Herrn St., der auch mit W. heraufkam und im „Widdidaren"-Pavillon wohnt, den Drei-Dessa-Weg. Es war ein schöner Spaziergang. Viele rosa, gefüllte kleine Zwergrosen blühten in den Gärtchen der Hindudörfer dort oben im Gebirge. St. photographierte am Wege, hatte einen großen Apparat von J. aus Malang dabei. Das Kaperschiff „Wolf", der zehn Schiffe in den Grund gebohrt hatte und jetzt nach dem deutschen Hafen heimgekehrt ist, nachdem er hier im Indischen und Stillen Ozean sauber und tüchtig gearbeitet hatte, erfreut uns Deutschen hier draußen sehr. Wir hörten nur hier und da im Sommer, daß ein deutsches Kaperschiff hier draußen im Osten erschienen sei und das sollte Minen gelegt haben; aber daß es so viele Schiffe gekapert hat, das erfuhr hier niemand, und das Telegramm, das gestern die Nachricht brachte, nennt sich selbst eine verspätete Nachricht aus Amerika. Wir lasen voll Freude und Stolz die Nachricht über unsere tapferen, mutigen deutschen Seeleute, die so weit von der deutschen Basis entfernt und ohne jeden Stützpunkt hier

41*

draußen im fernen Wasser des Ostens mutige Taten verrichtet haben. Die Hauptsache ist, daß dieses deutsche Schiff wieder glücklich in den deutschen Hafen heimkehren konnte. Ach, daß mich dieser Wolf nicht mitnehmen und heimbringen konnte — heim! — Was mag meine Annie an diesem Sonntagabend tun? Ich habe so lange nichts von ihr gehört.

Draußen ist es dunkel und still. Auf der Galerie hinter den Holzwänden der verschiedenen Veranda-Abteilungen plaudern holländische Damen und Herren. Seit vier Jahren immer fremde Laute vor den Ohren, entweder holländisch oder malaiisch oder javanisch oder englisch. Das ist qualvoll für mein deutschsehnsüchtiges Ohr. Ich bin so müde von der Fremde. Und alle Leute meinen jetzt ebenso wie ich auch, daß der Krieg noch zwei Jahre dauern kann. Diese Zukunftszeit liegt wie ein Abgrund vor mir. Mir ist, ich komme nie über den Abgrund hinweg. So mutlos wird man von der ewigen Gefangenschaft.

Tosari, Montag, 4. März 1918. Nachmittag

Wolkengrau, still. Hühner gackern und Hähne krähen im Dorfe, sonst kein Laut. Totenstill Bäume und Laub. Heut nacht habe ich so viel geträumt. Ich war zuerst in Würzburg. Ich, Max, stand in der Maxstraße gegenüber der Maxschule auf den Treppenstufen der Haustüre des Neidertschen Hauses. Ich war dort auf die wenigen Stufen hinaufgetreten, weil ein Zug von braunen Pferden, teils an Wagen, teils Reitpferde, in der Maxstraße Kopf an Kopf um die Ecke bogen, in die Hofstraße hinein. Ich verstehe nicht, wie ich im Traum gerade an das Neidertsche kam. Aber gegenüber ist ein Brunnen, und die Brunnenfigur, die auf dem Felsen der Brunnenquelle sitzt, ist der Gott Neptun mit dem Dreizack in der Hand. Vielleicht hat mich Gott Neptun in dem Traum aus Java unter den Meeren hin nach Deutschland gebracht. Später war ich in einem Haus. Die Zimmer der einen Seite bewohnte meine Schwester Elise. Die zwei Zimmer zur Straße bewohnte ich. Aber es hatte in das Haus hinein-

geregnet, und meine beiden Zimmer standen voll Regenwasser. Auch alle Möbel waren naßgeregnet. Weiter sah ich mich durch Straßen gehen, wo Trödler und Verkäufer von alten Sachen waren, sah ich unendlich viele Katzen und Tiger, Leoparden und Murmeltiere unter den Tischen. Und ich suchte überall meine kleine graue Katze Puß, aber die Katzen waren alle dunkelbraun und lebhaft farbig, und meine graue Katze wurde vergeblich von mir gesucht. Aber das Auffallende dieses Traumes waren die vielen verschiedenen Katzen, die mich alle zu kennen schienen, und die alten Verkäufer in den Verkaufsbuden kannten mich auch.

Vorgestern träumte mir, ich sah ein Hanskasperltheater, ein automatisches, wie ich noch nie eins gesehen hatte. Ein Hanswurst, eine ausgeschnittene bewegliche Figur war an den Rand des Theaters angemacht und wiegte sich darauf hin und her. Vor ihm war ein Viereck mit viereckiger Öffnung. In der großen Öffnung erschien aller Augenblicke ein anderer Kopf, der eines alten Mannes, eines Weibes, eines Soldaten usw. Und der Kopf schien den Gegenspieler des Hanswursten zu bedeuten. Zugleich sprach ein Phonograph mit Grammophonmusikbegleitung die Worte der Personen, die im Viereck erschienen und die Antworten des Hanswursten. Ich werde das Theater, die Bühnenöffnung hierhin zeichnen, wie ich sie im Traum gesehen habe. Ein Spielwarenhändler könnte recht leicht ein mechanisches Theater danach herstellen lassen.

Die Zeitung sagt heute, daß das Kaperschiff „Wolf“ fünfunddreißig Schiffe gekapert hat. Und nicht zwölf, wie es gestern hieß. Man rückt nur langsam mit der Wahrheit heraus.

Das Telegramm, daß die Holländer jetzt auf einmal nicht mehr in der Kapstadt und in der Kapkolonie landen dürfen, hat hier großes Erstaunen hervorgerufen.

Und heute spricht ein Telegramm von der Verschiedenheit der Meinung, die in Niederland herrschen soll, und daß dieses schädlich sein könne. Ich sprach

vor dem Eßsaal um 1 Uhr Herrn und Frau P., die heute wieder aus Soerabaja in Tosari angekommen sind und ihre Heimreise über Amerika nach Holland aufgegeben haben. Beide sind auch der Meinung, daß eine ungesunde Unruhe in der Luft liegt. Ich fürchte, man will die Niederlande im Frühjahr mit in den Krieg ziehen. Herr P. sagt, seit vorgestern kommen wieder fast keine Telegramme aus Europa an. Die Engländer lassen wieder nichts durch. Das ist ein schlimmes Zeichen. Da ist dann irgend etwas Unheimliches im Gang.

Warum hat sich urplötzlich der Herzog von Mecklenburg-Strelitz in die Brust geschossen? Man soll seine Leiche in einem See gefunden haben? — Niemand versteht das Telegramm.

Heute habe ich endlich das ausgezeichnete Buch „Der Geist Chinas" von Borel beendet. Ich las heute nacht auch um drei Uhr bis morgens, da es so schön still dann war und ich die tiefen Gedanken chinesischer heiliger Weisheit klarer und sicherer aufnehmen konnte. Jedes Wort dieses Buches von Borel über China dünkt mich ganz richtig. Ich möchte nur immer weiter lesen. Ich könnte jahrelang über China lesen und hören. Es ist als ob ich dann von den Urvätern und ihrer Weisheit aus Urzeiten der Menschheit lese und höre. Nicht satt werde ich von dieser chinesischen Klugheit und Güte.

Tosari, Mittwoch, 6. März 1918.
Morgens gegen acht Uhr

Es ist blauer, sanfter Sonnenhimmel. Die weite Ebene gegen den Ardjoeno hin, tief unten, ist von gekräuselten Wölkchen und von Wolkenfeldern zerrissen bedeckt. Hier in Tosari wacht man auf und lebt man immer hoch über den Wolkenschichten im sonnigen Äther. Da unten regnet es vielleicht in Labang und Malang. Hier oben sind wir morgens jetzt fast immer im goldenen Himmel. Seit acht Tagen ist das Wetter jeden Vormittag herrlich. Kein Sturm mehr.. Kein Frühnebel, kein Frühregen. Die Schwalben eilen und schwätzen am Hausdach und

schießen paarweise über den Abgrund in die Ferne, weit hinaus, über den Gartenrand vor meiner Tür. Der Gärtner brachte mir schon frische weiße und gelbe Rosen in die Vase. Und der älteste der Gärtner, ein Großpapa, brachte mir in einem Topf junge Schößlinge von Windenblüten. Die stehen jetzt auf einem Tischchen in einem Korb mit hohem Henkel, an dem ich die Winden sich hinaufziehen lassen will. Immer stehen Türen und Glasfenster der Veranda des Morgens weit offen. Vor meiner Tür ist ein rundes Beet, darin stehen Fuchsienbüsche, mit blauweißen und purpurroten Fuchsienblüten reich behangen. Diese Blütenglöcklein, diese graziösen, die wie bunte Glöcklein aussehen, wiegen sich im leichten Morgenwind. Vielleicht machen sie auch eine geheimnisvolle Musik, die ich aber mit meinen groben Menschenohren nicht hören kann. Aber der wiegende Rhythmus der Blüten sieht sich vom Luftzug bewegt wie sanfte Töne an, wie feine Töne, dem Auge sichtbar, dem Ohr aber nur als Gedanke hörbar, nicht als Laut.

Ich will jetzt weitererzählen von den gequälten Eheleuten. Nachdem X. den Kopf geschüttelt hatte zu allem meinem Zureden, daß beide Geduld haben müßten, rief er gequält aus: „Ich kann Ihnen ja nicht alles erzählen. Wenn ich Ihnen alles erzählen könnte, würden Sie uns beide erst verstehen."

Ich hatte keine Ahnung, was ich verstehen sollte. Was konnten mir zwei junge Leute zu gestehen haben. Er schluchzte auf und ging zurück hinter die polierte braune Bretterwand, die unsere beiden Veranden voneinander trennte.

Wieder hörte ich dann in meinem Zimmer nach einer Weile ihn und seine Frau sprechen und weinen, es klang durch die Wand, als langweile sich die Frau entsetzlich und wüßte nicht, was sie wollte. Er hatte mir auch geklagt, daß sie seit Tagen fast gar nichts mehr essen wollte, und tatsächlich sah sie sehr mager und hohläugig aus, was ihr aber gut stand, da sie zart und zerbrechlich und mädchenhaft aussah. Später kam er wieder verweint aus dem Zimmer, klopfte an meine Türe und sagte, er möchte mich

heute nachmittag sprechen, um vier Uhr vielleicht. Ich sagte zu. Wir wollten dann spazieren gehen, da man auf den Veranden kein Wort reden kann, ohne daß alle anderen Veranden zuhören.

Wir gingen dann um vier die „Jakobsleiter“ langsam hinunter, und er erzählte, das heißt, klagte, aber beichtete noch nicht. Er sagte mir: „Es ist nicht mehr auszuhalten. Meine Frau will mich nicht mehr sehen. Sie nennt mich einen Schuft und Schurken. Und eben sagte sie wieder, ich solle fortgehen, ihr aus den Augen gehen. Sie wolle allein leben usw. Ich erstaunte sehr über solch heftige Ausbrüche. „Ja, was haben Sie ihr denn getan?“ fragte ich. — „Ach, es sind alles nur die Nerven, nur die Nerven, sonst nichts weiter.“ — „Aber, was wollen Sie denn tun?“ — „Morgen will ich nach Sorrabaja und den Arzt fragen, bei dem sie schon war und der sehr gescheit ist.“ — „Ja, tun Sie das,“ riet ich ihm ratlos und eigentlich nichts von all diesem Lärm begreifend. Es begann leise zu regnen. Wir kehrten um. Er fing zu schluchzen an und weinte in sein Taschentuch. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Weinen Sie sich ordentlich aus, vielleicht ist das das Beste. Und sein Sie ein Mann und geben Sie nicht zu viel nach; und wenn Ihre Frau nervös ist, dann sein Sie männlich fest; vielleicht waren Sie zu nachgiebig, und das ermüdete Ihre Frau.“ Im Grunde war ich, da ich noch nichts wußte, gereizt gegen diese Frau, die alles besaß und alles zu verwerfen schien und scheinbar die Liebe ihres Mannes nicht zu schätzen wußte. Ich dachte mir im stillen, sie will vielleicht einen reichen Mann oder einen Künstler oder eine Abwechslung in der Liebe. Und ich war recht erbittert über soviel Unverstand und Oberflächlichkeit.

Wir kehrten zum Hause zurück. Gleich darauf, als er eingetreten war ins Zimmer zu ihr, hörte ich sie wieder weinen und zanken. Ich konnte mich kaum enthalten, an die Wand zu klopfen und „Ruhe!“ zu rufen. So ärgerte mich diese Verwöhntheit. Denn ich wußte immer noch nichts.

Am nächsten Tag dieselben Klagelieder nebenan. X. sprach noch verzweifelter, kam und sagte: „Es ist ganz aus, ich reise morgen ab." — „Ach," sagte ich, „ich verstehe das gar nicht. Eheleute haben hundert Zwiste, man bricht deshalb doch nicht gleich die Ehe und das Liebesverhältnis. Langeweile, Krieg in Europa, gezwungener Aufenthalt hier, — alles das sind doch Gründe." — „Sehen Sie," sagte er, „meine Frau hat mich mal gefragt, ob ich ihretthalben Holländer werden könnte, und da ich nein sagte, war sie wütend. Sie habe sich scheiden lassen für mich, und ich wolle lieber zum Vaterland halten als zu ihr." — „Das ist alles Geschwätz," sagte ich rauh und geärgert. „Wie kann eine Frau, wenn sie liebt, nicht mit dem Mann die Nation teilen wollen." Ich verstand das nicht. — „Ja," sagte er, „sie hat mich auch gefragt, ob ich, wenn wir uns trennen würden, eine andere Frau lieben würde. Ich habe gesagt, daß ich nie mehr heiraten würde. Ja aber, hat sie gesagt, wirst du nie mehr körperlichen Verkehr mit Frauen der Straße haben?" — „Das weiß ich nicht," sagte ich zu ihr. „Ich glaube, daß ich das nicht versprechen kann." Da ist sie böse geworden und wollte nichts mehr von mir wissen. Diese zwei Dinge, daß ich nicht Holländer werden kann und nicht versprechen kann, wenn wir geschieden sind, keine Frau anzurühren, — um beides dreht es sich jetzt immer, wenn wir zanken. Und deshalb nennt sie mich einen Schuft. Und heute hat sie an ihren Vater nach Holland geschrieben, ich wäre ein Schurke, und sie werde sich von mir trennen."

Ich wußte aber immer nicht den Hauptgrund, — daß sie noch Jungfrau war.

Am nächsten Nachmittag um vier Uhr klopft es wieder an meine Türe. Ich lag noch auf meinem Bett im Schlafanzug und las. Da kam X. herein, er zitterte und war entstellt und setzte sich auf den Bettrand und sagte: „Ach, ich möchte Ihnen gern alles sagen, Herr Dauthendey. Wollen Sie sich anziehen und mit mir ausgehen, weil ich hier nicht sprechen kann? Man hört durch die Wände zu." Ich war erschrocken und begriff, daß er mir beichten wollte,

was der wahre Grund war. Er wartete draußen. Ich flog in meine Kleider. Wir gingen wieder die „Jakobsleiter" hinunter. Und da endlich offenbarte er mir alles. Daß seine Frau beim ersten Mann Jungfrau geblieben war. Daß sie auch jetzt noch immer Jungfrau war, und daß sie eigentlich noch nicht getraut waren. Ihre Furcht, Kinder zu bekommen, habe ihnen den Entschluß gegeben, enthaltsam zu leben bis zum August 1918, wo sie erst Recht hatten, sich trauen zu lassen, da sie nach der Scheidung neun Monate zu warten hatten. Das Zusammenleben, ohne zusammen zu schlafen, das hatte alle beide nun überreizt und in den Nerven krank gemacht. Sonst waren sie körperlich wohl und gesund und hatten keine anderen Sorgen.

Mir war, als hätte ich Schläge mit einem Hammer auf den Kopf bekommen. Ich war sprachlos. Ich mußte beinah auflachen vor schmerzlichster, tiefster Teilnahme. Denn es war sonderbar: was ich hörte, erlöste mich von der Unklarheit, durch die ich nicht allein hatte durchdringen können, und zugleich schien ein bodenloser Abgrund von Ungeheuerlichkeit sich vor mir aufgetan zu haben, vor dem ich zu Tode erschrocken und schmerzhaft zusammenfuhr. Die Erlösung der Aufklärung machte mich lachen, die Ungeheuerlichkeit erbeben und fast weinen.

Wir waren diesmal die ganze Jakobsleiter hinuntergegangen. Wieder begann es fein zu regnen. Wir kehrten um. Und immer und immer mußte er mir versichern, daß alles wahr und erlebt und nicht erdacht war. Er lebte seit einem Jahr mit einer Frau zusammen, die vor der Welt mit einem Mann schon zwei Jahre verheiratet gewesen und die bis heute noch Jungfrau geblieben war.

Am nächsten Mittag kam er um zwölf Uhr wieder zu mir. Verweint und unglücklich. Sie wollte nichts von Versöhnung wissen. Sie wollte ihn nur los sein, sagte er mir, und er war entstellt und versteinert. Nun aber ließ ich mich nicht mehr verblüffen. „Sie müssen Geduld haben. Nur die Geduld nicht verlieren. Ich will mit ihr sprechen, wenn das auch

sehr heikel ist," sagte ich zuredend. „Sie dürfen sie nicht verlassen, ehe Sie nicht die Liebe bis zum Letzten ausgekostet haben." Und später kam er um zwei Uhr wieder zu mir und bat mich, mit seiner Frau zu sprechen. Sie kam mir frisch, frei und aufgeweckt wie ein stolzes junges Mädchen entgegen und sagte, sie wolle sehr gern mit mir sprechen. Wir redeten französisch, deutsch und holländisch. Je nachdem wir die Worte nicht fanden. Wir setzten uns auf eine Bank draußen im Garten am Rand des Abgrundes. Vor uns Rosenbüsche, neben uns ein Farrenbaum. Der Abgrund stand voll Nebel, es war nur Aussicht ins graue Nebelige. Und dort sprachen wir von zwei bis vier Uhr zusammen. Die Antwort von ihr auf das, was ich sagte, war, daß sie nachdenken wolle.

Später am Abend kam sie, hatte ihrem Manne vergeben und sagte lachend zu mir, sie habe sich jetzt entschieden, ein neues Leben mit ihrem Manne anzufangen. Ich gratulierte ihr und drückte ihr die Hand. Sie war in einem dünnen, weißseidenen Negligee und sah wie eine sanfte Elfe aus, die einer Blume entstiegen ist. Ich gab ihr aus meiner Vase drei Nelken, die sie sich ansteckte, und dann plauderte sie lange lebhaft mit mir. Ihr Mann war mitgekommen. Er fragte sie ins Ohr, ob er eine Flasche „ankor-puff" (Champagner) kommen lassen sollte. Sie meinte aber, lieber einen anderen Tag. Und so saßen wir vergnügt plaudernd zusammen bis zum Abendessen.

Seitdem herrscht Friede nebenan. Und beide sind vergnügt wie noch niemals. Aber ich glaube, daß das Ereignis der Vereinigung noch nicht statthatte. Ich fürchte, wenn er das nicht erreicht, der junge Ehemann, bis zur nächsten monatlichen Schwächewiederkehr seiner Frau, so wird es dann dieselben Auftritte und noch schlimmere geben. Eben war die junge Frau bei mir und erzählte mir, daß die kleine Katze von mir oben am Tennisplatz in einem Baum sitzt und sich vor dem großen gelben russischen Schäferhund fürchtet. Die Katze komme gar nicht herunter, auch nicht auf Zureden. Die junge Frau sah erregt

und rosig aus, und ich überlegte bei ihrem Anblick: Sollte die Vereinigung nun doch stattgefunden haben, weil sie so schöne Farben und eine so gesunde Frische und Lebenslust zeigt? Aber ich weiß es nicht. Und ihn, ihren Mann, der eben nebenan hinter der Holzwand sitzt, während ich das schreibe, und dort liegt und liest, ihn will ich nicht darüber ausfragen, bis er mir von selbst darüber berichten will. Was er doch wahrscheinlich eines Tages wenigstens andeutungsweise tun wird. Bis dahin aber lebe ich doch noch mit Angst, ob nicht wieder neue Streitausbrüche eintreten, wenn die Vereinigung noch nicht stattfand.

Wie habe ich neulich nachmittag, als ich von der Jakobsleiter zurückkam, für beide gebetet. Wohl eine Stunde lang und mehr lag ich auf meinem Bett, indessen sich beide im Nebenzimmer besprachen und endlich versöhnten, und ich betete Vaterunser und Gebete zum Weltfestgeist. Dann hatte er es erhört, der große Weltfestgeist der Liebe. Später kam sie und sagte mir, daß sie ein neues Leben beginnen wollten, und daß sie verzeihen und vergessen wollte. Ich dachte mir: Es ist eigentlich nichts zu verzeihen, sondern nur zu handeln, zu lieben, ernstlich und nicht enthaltsam! — Eben kam die junge Frau wieder zu mir und brachte mir auf dem Arm meine kleine Puß. Es ist augenscheinlich, daß sie sich mir dankbar erzeigen möchte.

Es ist mir damals ein großes Erstaunen gewesen an jenem Nachmittag, als sie mir auf der Bank, so seltsam frei, fast lachend und stolz und leicht, immer wieder sagte: „J'avais toute ma vie rien que de chagrin. Surtout depuis que ma bonne mère est morte. Ich finde das ganz selbstverständlich," fuhr sie fort, „daß ich auch in der ersten und in der zweiten Ehe nichts als Schmerz und Enttäuschung erlebe. Was tut das! Und wenn ich sterbe, was ist dabei! Ich kenne vom Leben doch nichts als Schmerz und Schmerz und Schmerz." Ich redete lebhaft auf sie ein: „Wenn Sie Liebe noch nicht in Wirklichkeit im Ernst genossen haben, sondern nur in der Enthaltsamkeit, dann dürfen Sie das Leben nicht blind ver-

dammen. Haben Sie Mut! Erleben Sie erst das Heiligste, das Höchste des Lebens, und Sie werden dann nicht sagen, daß das Leben nur da ist, um Schmerz zu bereiten. Das Leben ist wie ein Gemälde, aus Licht und Schatten gemalt. Licht allein gibt kein Bild, Schatten allein gibt kein Bild. Beide erst bilden das Lebensbild, Schatten und Licht oder Schmerz und Freude!" — „Aber ich kenne keine Freuden!" rief sie aus. — „Lernen Sie darum die Freude, die einzige echte Freude des Lebens kennen, umarmen Sie Ihren Mann, lieben Sie sich beide wirklich und nicht nur spielerisch, und Sie werden auf ihr vergangenes Leben zurücksehen wie auf eine unscheinbare Kleinlichkeit. Kein Schmerz kann so stark sein, daß nicht Liebe ihn vergessen machen kann. Echte Liebe von Blut zu Blut, von Leib zu Leib, das ist eine Anziehung, eine geheimnisvolle, die alle Verstandesschmerzen verwischt." — „Ich kann mir das gar nicht vorstellen," sagte sie, „aber ich will es Ihnen gern glauben. Ich verachte und hasse jetzt meinen Mann, er hat mich zuviel gequält." — „Aber mein Gott, Sie haben sich beide noch gar nicht im Ernst geliebt, nie das Blut ganz zueinander kommen lassen. Wie können Sie da von Hassen reden?!" — Sie nickte. Wir sprachen noch stundenlang in diesem Ton. Sie, die Liebe verachtend, die sie noch nie gekostet hatte. Ich, die Liebe verteidigend und sie preisend als die Erlöserin von allen Weltschmerzen. Bis sie endlich umgewendet und gläubig gemacht beim Aufstehen von der Bank zu mir sagte: „Je veux réfléchir. Je vous remercie bien Monsieur Dauthendey." Und sie drückte mir, mit dem Körper halb abgewendet, aber den Blick leuchtend und vertrauend auf meinen Blick gerichtet, kräftig mit ihrer dünnen, schlanken, feinen Hand die meine. Es war mir, als wäre sie nun doch durchdrungen von dem Lob, das ich der wirklichen Blutliebe und Umarmung zwei Stunden lang in Worten gespendet hatte. Aber sehr heikel und schwierig war es mir oft, mit einer Jungfrau dies Gespräch über Gefühle und Dinge zu führen, die man sonst nur unter Männern besprechen

kann. Und diese Jungfrau war vor der Welt und in meinen Augen bis vor einem Tag noch eine Frau gewesen! Und nun sagte sie mir selbst, fast lachend, daß kein Mann sie berührt hätte. Daß ihr erster Mann ein Schaf gewesen sei, und daß jetzt Furcht vor dem Gesetz sie von der Vereinigung mit dem zweiten Manne zurückgehalten habe.

Er hatte damals bei seiner Beichte auf der Jakobsleiter immer geschluchzt und geweint. Sie aber jetzt vor dem Abgrund, der voll Nebel lag, am Gartenrand mit mir sitzend, sie lachte fast immer, halb gereizt, halb belustigt über die Welt, über die Männer, über sich, über das Leben.

Er, der schon früher mit Frauen Körperliebe gekostet hatte, kannte den Grad seiner Entbehrung, in der er jetzt mit seiner Frau lebte, zu gut, und deshalb weinte er aus ernstem, erfahrenem Herzen. Sie dagegen, völlig unberührt, ein Mädchen noch, nichts wissend, nie etwas ausgekostet habend in der Liebe, entbehrte auch nichts, wo seine Erfahrung in der Liebe entbehren mußte. Sie war überreizt, ohne zu wissen, warum sie überreizt war, da sie nie die selige Beruhigung der Liebe genossen hatte. Nie war ihr Blut zufrieden gewesen, da es noch nie von der Liebe befriedigt worden war. Sie konnte deshalb lachen wie ein Kind. Ihre Unschuld lachte und schien sich über das Unsinnige des Lebens, dessen Heiligstes sie noch nie gekostet hatte, zu unterhalten. Sie sagte es auch: „Ich finde das Ganze gar nicht so schlimm. Er soll nur fortgehen. Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich will nach Europa zurück, und dort will ich wieder Gesangstunden nehmen und will später nur der Musik leben. Ich will nie mehr heiraten." So ungefähr lautete der Ton, in dem sie mir beichtete, halb unter unberührtem, oberflächlich klingendem Lachen, halb verwirrt von Verzweiflung, die sie nicht ergründen konnte, aus der nur die Trennung von dem Mann ihr Erlösung zu geben schien, und nicht die Vereinigung, deren Kostbarkeit sie nicht kannte.

Dieses ist das Schicksalsdrama, das ich neulich miterlebt habe.

Tosari, 12. März 1918

Ich geriet in nicht geringe Aufregung, als der Finnländer W. davon sprach, daß es seine Absicht gewesen wäre, nach Holländisch-Neuguinea zu reisen, aber die Paketfahrtboote hätten ihren Fahrplan geändert, und er hätte von Menado auf Celebes keine passende Verbindung dorthin gefunden. Ich fühlte Gedanken wie Kristalle in mir zusammenschießen. Ich dachte, Herr W. könnte mich vielleicht nach Europa durchschmuggeln nach Hause. Vierundzwanzig Stunden war ich in banger Vermutung. Bis ich endlich Gelegenheit fand, ihn offen zu fragen. Ich weiß aber nicht, ob Herr W. am 26. März von Batavia nach Japan reisen kann, da augenblicklich alle holländischen Schiffe in Singapore festgehalten werden und nicht auslaufen dürfen. Es hängt das wahrscheinlich mit der Forderung Englands zusammen, daß Niederländisch-Indien monatlich fünfzig Millionen Kriegsanleihe der Alliierten zeichnen soll. Allen kommt das Festhalten holländischer Schiffe in Singapore recht unheimlich vor. Das hatte sich seit Kriegsanfang noch nie ereignet.

Jeden Tag ist eine andere Aufregung. Als Herr W. hier war, drehte sich die tägliche Kriegsaufregung um das Besetzen der Ålandsinseln, die finnisch sind, durch Deutschland. Und Schweden protestierte dagegen. Jetzt auf einmal soll Indien hier Kriegsanleihe der Alliierten zeichnen. Auch überraschten uns täglich Nachrichten, die immer widerrufen wurden, vom russischen Frieden. Bald danach wurde auch der rumänische Frieden unterzeichnet. Und jetzt gestern der Frieden mit Finnland. In sechs Tagen alle zwei Tage einen Frieden! Das tat wohl, daß endlich der Frieden an der Ostseite Deutschlands unterzeichnet ist. Es erstaunte mich nur, wie wenig sich die Deutschen hier auf Java daraus machten. Ich meine, meine Bekannten. Keiner telephonierte mir darüber. Keiner schrieb darüber ein Wort aus Soerabaja. Dieser Friede lag so lange in der Luft, daß er jetzt selbstverständlich scheint. Ich finde das etwas undenkbar. Es ist doch der Friede mit dem stärksten Gegner. Denn Rußland

war doch unser stärkster und größter Feind. Aber mir scheint, als ob der Friede unsicher wäre. Die Besetzung der Ålandsinseln durch Deutschland schien Herrn W. nicht zu behagen. Und doch hatte er kurz vorher noch davon gesprochen, Deutschland müsse Finnland besetzen, das heißt, dort landen, die Aufstände schlichten und dann in Petersburg einziehen und Ordnung in den russischen Zuständen schaffen. Es lag recht viel Neues in der Luft der letzten Tage.

Darum, weil jeder Tag neue Spannungen und Entspannungen überraschendster Art bringt, kann ich mich noch gar nicht in meine Dichtung „Die letzte Küstenfahrt" vertiefen und kann noch nicht weiterschreiben daran. Der Krieg ist doch so recht der Feind aller breiten Dichterruhe. Es ist, als lebte man seit vier Jahren in einem brennenden Haus, aus dem man nicht fliehen kann, und man muß immer zusehen, wie das Feuer, das sich ausbreitet, gelöscht werden soll und immer neue Wege zu den Wohnungen der Menschen findet.

Erst wurde den Niederländern vor einigen Wochen verboten, in Afrika in der Kapkolonie mit ihren Schiffen zu landen. Nun werden sie mit ihren Schiffen in Singapore festgehalten. Außerdem weiß man nicht, was Japan tun wird. Soll es wirklich Rußland und Sibirien angreifen? Und was wird Schweden jetzt tun, weil Deutschland die Ålands-Inseln besetzt hat? — Schon schreiben die Engländer in einem Londoner Telegramm heute davon, daß Deutschland beabsichtige, die Neutralen zu beunruhigen. Nun ist zwar Friede mit Rußland, Finnland und Rumänien von deutscher Seite geschlossen. Wird der Friede aber von Dauer sein?

Welche neuen Aufregungen erwarten uns in den nächsten Tagen? Die Telegramme, die wir von Europa über den Krieg erhalten, sind auch alle sehr verspätet und lange zurückgehalten in London. Es liegt so viel Unsicherheit in der täglichen Luft. Denn niemand weiß, wie, wo und wann die erwartete Offensive von deutscher Seite losbersten wird. Wir hören nichts darüber. Manche meinen, sie hat schon be-

gonnen und wird von London verheimlicht. Es ist eine atemlose, unsichere Zeit. Der Siege über Rußland und Rumänien und des Friedens an der Ostfront kann man sich deshalb gar nicht freuen. Jeden Abend, wenn man sich niederlegt, fragt man sich, welche erschreckende Überraschung wird morgen über uns herfallen?

Vielleicht wird Japan, da es aussieht, als verzichte es auf einen Einfall in Sibirien, nun hierherkommen und doch noch mit Amerika und England vereint die holländischen Kolonien besetzen.

Oder schwärmt vielleicht wieder ein deutsches Kaperschiff hier in den indischen Gewässern, fragen sich die Holländer, weil ihre Schiffe in Singapore und Honkong zurückgehalten werden? Aber dem widerspricht die Nachricht, daß norwegische und chinesische Schiffe auslaufen durften aus den englisch-asiatischen Häfen.

Ach, wenn doch der Kampf an der Westfront endlich geschlagen wäre. Es wundert mich, daß unsere Truppen noch nicht in Italien begonnen haben. In Italien ist doch bereits Frühlingswetter im März. Nun sind wir schon in der Mitte vom März, und von der vielbesprochenen und erwarteten Offensive vernimmt man noch nichts.

Ich träumte in der Nacht vom Sonntag auf Montag, also vom zehnten zum elften März 1918, daß ich in einer Stadt auf der Straße war, und plötzlich mußte man sich unterstellen in Haustüren, weil ein Luftangriff geschah. Man hörte die Flugmaschinen in der Luft heransurren. Es war eine schreckliche Angststimmung in mir. Ich stellte mich bei einem Haus an eine Türe, und dabei mußte man jeden Augenblick starr vor Angst und Erwartung sich vorstellen, von Bomben zerschmettert zu werden. Ich war froh, als ich erwachte und alles nur Traum gewesen war. Aber ich kann mir nun vorstellen, was man in deutschen Grenzstädten und in London aushalten muß, wenn ein Luftanfall gemeldet wird. Es ist das ein Zustand, nicht zu beschreiben. Man will fliehen und weiß nicht, wohin. Es war furchtbar marternd, zu wissen, daß der Tod als Bombe aus der Luft fallen kann.

Tosari, 13. März 1918.
Nachmittags vier Uhr

In den letzten Tagen gab es auch einen großen Schrecken. Es war am Sonntag abend, ich ging zum Pavillon „Widodaren“, um Herrn und Frau W. zu besuchen. Es war gegen sieben Uhr, die Sterne leuchteten am Nachthimmel. Von der Glasveranda fiel der Schein der Pavillonlampe auf die Rosenbüsche, in die Fuchsiensträucher und auf Geranien und Kannablumen. Der verglaste Pavillon lag in der Nacht so friedlich leuchtend am Ende von Tosari. Es ist das letzte Holzhäuschen am Gartenweg, der zwischen den Pavillons hinaus auf den Bergkamm und nach dem Dorf Alt-Tosari hinaufführt.

Herr W. saß noch im weißen Schlafanzug und las. Ich setzte mich. Wir plauderten, und ich sprach von meinem schweren Heimweh, das ich kaum verwinden kann und das mich Tag und Nacht bei keinem Atemzug verläßt. Da antwortet mir Herr W. ganz sonderbar, daß andere auch ihr Leid hätten und vielleicht noch mehr ertragen müßten als ich. Ich verstand ihn gar nicht. Er hatte Gesundheit, Frau, Haus, Geschäft. Und war das Geschäft auch jetzt manchmal schwierig in der Kriegszeit, so war doch dies kein merkliches Leid für ihn, kein Herzweh. Ich fragte, warum er so rede. Niemand in Indien fehle so viel wie mir: Weib, Heimat, Klima und gewohnte Umgebung. Alle Menschen hier seien hier draußen zu Hause. Alle hätten hier draußen ihren Beruf, ihr Leben, ihr Ziel. Nur ich sei durch Zufall hier hängen geblieben, nur mir bleibe alles fremd hier. Der Dichter gehöre zu seinem Volk wie kein anderer. Er gehöre zu seiner Heimat, seinen Bergen, seinen Flüssen, seiner Sprache. Und vor allem gehöre er zu seiner Geliebten, zu dem Herzen, an dem er hänge, für das er dichte. — „Ja, aber bedenken Sie mal zum Beispiel eine Mutter, die ihren Sohn hergeben muß, das ist auch hart!“ sagte Herr W. ungestört weiter. — „Kann denn ein Sohn immer bei der Mutter bleiben? Jede Mutter weiß, daß sie ihren Sohn einmal dem Leben hergeben muß. Und es ist töricht, wenn sie das nicht

einsieht." Ich war ganz empört, daß er mich in meinen grossen Entbehrungen mit einer Mutter verglich, die ihren Sohn hergab. — Da lächelte er ein wenig über meine Aufgeregtheit und sagte: „Aber eine Mutter, die ihren Sohn durch den Tod verliert, die hat es doch schwerer als Sie." — „Der Tod!" rief ich aus, „das ist natürlich das schwerste, das man erleiden kann. Aber weshalb sprechen Sie so willkürlich? Wir sprachen doch vom Leben, vom Erleben in der Kriegszeit!" Er lächelte wieder und sagte: „Ja, aber sehen Sie, Frau M. hat ihren Sohn durch den Tod verloren!" Ich war sehr bestürzt. Herr M. ist ein reicher Deutscher in Soerabaja. Er und seine Frau hatten einen einzigen Sohn, den sie vor fünf Jahren nach der Schweiz schickten. Vor einigen Monaten, als Frau M. mit W.s in Tosari war, sprach sie mir von ihrem Sohn. Frau W. sagte: „Sie lebt nur für diesen Sohn, den sie von kleinauf vergöttert hat. Nichts lebt für sie als dieser Sohn. Sie liebt ihn mehr als ihren Mann, mehr als alles auf der Welt, mehr als sich, mehr als Gott." — Und dieser Sohn, der seit fünf Jahren in der Schweiz war, wo er fleißig studierte und arbeitete, diesen Sohn, der seiner Mutter mehr als ihr Leben galt, dieser arme junge Bursch von dreiundzwanzig Jahren, der sich vor einigen Monaten mit einer blutjungen Schweizerin verlobt hatte, war nun in Europa fern von der Mutter an einer Lungenentzündung gestorben. Es war ein Telegramm mit der Todesnachricht an das Schweizer Generalkonsulat in Batavia gekommen. Ein Schweizer aus Batavia, der zufällig nach Soerabaja reiste, wurde beauftragt, dem Vater den Tod des Sohnes schonend mitzuteilen. Man getraute sich nicht, die Nachricht an die Eltern zu telegraphieren. Herr M. war Samstag abend im deutschen Klub in Soerabaja. Da sagte ihm dort der Vorstand, dem der Schweizer die Mitteilung gemacht hatte, daß für ihn sehr schlechte Nachrichten aus der Schweiz angekommen wären. „O," rief der fünfzigjährige erfahrene Mann aus, sagen Sie es mir gleich: mein Sohn ist tot!" Dann ist er wie gebrochen nach Hause

42*

gefahren, doch wunderte sich seine Frau über sein frühes Erscheinen, und als er sich im Hinterzimmer auf ein Sofa schleppte und dort zusammensank und stöhnte, glaubte die Frau M., er wäre schwer krank. Bis er auf ihre Fragen schluchzend sagte: „Wir haben kein Kind mehr!"

Dies letztere aber erzählte mir heute mittag vor Tisch Frau W. Sie war Montag morgen mit ihrem Mann nach Soerabaja gefahren. Sie wollte Frau M. trösten. Diese ist ganz fassungslos. Sie flucht und weint und flucht in wildester Verzweiflung auf das grausame Schicksal. Man kann sie gar nicht trösten. Ihre Schwester ist bei ihr. Aber niemand kann die Mutter über den Verlust des Sohnes beruhigen. Als mir W. am Sonntagabend den Tod des jungen M. mitgeteilt hatte, da mußten wir beide zugleich davon sprechen, daß dieser Schicksalsschlag den Eltern wahrscheinlich deshalb entstanden war, weil sie ihren Sohn nicht dem Vaterland als Soldat gegeben hatten. Sie hatten ihn in der Schweiz leben lassen, statt ihn bei Kriegsausbruch sofort, wie es sein mußte, in das Vaterland nach Deutschland an die Front zu senden. Davon hätte die Mutter, Frau M., in ihrer übergroßen Liebe niemals etwas wissen wollen. Und Herr M. sagte zu mir, als ich ihn fragte, warum sein Sohn als Deutscher in der Schweiz lebe und nicht zur Front gegangen sei: „Ich habe meinen Sohn sich an einer Nahrungsmittelfabrik betätigen lassen. Diese Fabrik arbeitet für Deutschland, für das Heer. Mein Sohn arbeitet dort also auch für das Vaterland. Außerdem habe ich zwanzigtausend Franken in die Fabrik eingezahlt. Somit ist mein Sohn mit meinem Geld für Deutschland tätig." Ich fand diese Art, den Sohn vom Soldatendienst zu befreien, etwas willkürlich. Da aber Herr M. schon dreiunddreißig Jahre in Indien lebt, glaubte ich ihn damit entschuldigen zu können, daß er seinen Patriotismus in den dreiunddreißig holländischen Jahren auf Java verloren habe. Das war begreiflich, wenn auch peinlich.

Aber das Schicksal hat ihn nicht entschuldigt.

Es hat der Mutter und dem Vater, die den Sohn nicht auf ehrenvollem Schlachtfelde verlieren wollten, den Sohn auf ehrenlosem Krankenbett sterben lassen. Sehr, sehr traurig ist der Verlust für beide. Wie viel stolzer könnten sie den Verlust tragen, wenn der Sohn sein Leben fürs Vaterland hergegeben hätte. Die ganze deutsche Kolonie in Soerabaja würde die Eltern ehren. Nun aber liegt ein peinliches Trauern in der Luft, Traurigkeit über die Schwäche dieser Eltern, die ihr Kind um alles vor dem Krieg bewahren wollten und es nicht vor dem Schicksal bewahren konnten.

Ich aber bewundere, wie mächtig gerecht und unerbittlich das Schicksal stündlich mit uns allen handelt. Ich finde, je älter ich werde, je mehr: das Unsichtbare in und um uns, das ist das Sichtbarste auf der Welt. Das innere Auge sieht eine größere Welt als das äußere Auge. Mit dem inneren Auge leben, das ist das einzig Lebenswerte. Innerliches Sehen sieht auch den größten Schmerz weltfestlich verklärt vom großen Geist der Weltallfestlichkeit. Wenn ich Herrn und Frau M. weltfestlich sehen lehren könnte, — wie anders würden sie jetzt ihren Verlust tragen. Die Frau würde nicht fluchen, der Mann würde die Weltallgerechtigkeit genießen, die im Weltfest ewig wandelt. Hätte er früher vom Weltfestgeist gewußt, dann hätte er den Sohn auch in den Krieg geschickt, denn er hätte die Weltfestlichkeit eingesehen, die höher liebt als nur den Leib des Kindes, die die Seele, Geist und Gefühl des Kindes dem Höchsten weihen will, und die ihr Kind mutig hingibt zur höchsten Ehre des weltfestlichen Krieges fürs Vaterland.

Tosari, 14. März 1918

Gestern am 13. März war es ein Jahr, seit die Revolution in Rußland ausgebrochen ist, ein Jahr auch, seit ich am Lied der Weltfestlichkeit hier auf Tosari schrieb, am selben Tisch und auf der gleichen Veranda, wo ich heute immer noch sitze und Tagebuch schreibe. Ob ich wohl heute über ein Jahr

immer noch in Tosari, immer noch in Java sitzen und warten, warten muß!?

Leben ohne Liebe ist verlorenes Leben. Und in den Jahren 1914, 1915, 1916, 1917 und 1918 hatte ich keinen Liebesgenuß, nur Sehnsucht, Heimweh.

Frau W., die ich heute mittag auf ihrer Veranda im Pavillon „Widodaren“ besuchte, erzählte mir von der armen Frau M. Diese sagt, der Tod ihres Sohnes sei ihr im Traum angesagt worden. Am Samstag erfuhr sie abends das Telegramm aus der Schweiz. Aber am Dienstag nachmittag in der gleichen Woche fuhr sie nachmittags aufschreiend aus dem Schlaf. Jemand hatte sie im Traum am Arm geschüttelt und hatte ihr laut zugerufen: „Er ist tot.“ Sie war so verstört aus dem Nachmittagsschlaf aufgefahren, daß auch ihr Mann davon erschrak. Und sie hatte ihm erzählt, man hätte gerufen: „Er ist tot.“ Aber weder er noch sie dachten dabei an den Tod des Sohnes, bis sie drei Tage später das Telegramm erhielten und dann erinnerten sie sich wieder an den Schrecken vom Dienstag nachmittag, an die Stimme, die ihr im Traum zugerufen hatte: „Er ist tot.“

Ich finde, die Schicksalsstimme hat die Mutter im Traum recht vorsichtig benachrichtigt, da sie nicht sagte: „Dein Sohn ist tot,“ sondern sagte: „Er ist tot.“ Dies war eine Vorbereitung auf den großen Schrecken, aber es war noch nicht die Anzeige des ganzen Schreckens. Ich sage immer, wir Menschen leben, wie alle leben, im allwissenden Weltgeist, wir leben umgeben und durchdrungen von allem Wissen des Geistes und des Gefühles. Wir leben auch im Schlaf wie im Wachen mit dem Weltallgeist und seiner Weltfestlichkeit unzertrennbar vereint.

Die Mutter hörte deshalb den Ausruf des überall anwesenden Weltfestgeistes. Und da sie am meisten Gefühl für den Sohn besaß, offenbarte sich der Geist dem Muttergefühl eher als dem Vatergefühl. Der Geist offenbart sich immer dort, wo das meiste Gefühl ist. Gefühl ist weithinreichend in die Unendlichkeit. Es ist ebenso unendlich wie der Geist, es kann aber schwach oder stark sein, ebenso wie der Geist,

durch die Mischung mit dem Geist. Wo viel Geist ist, ist weniger Gefühl und umgekehrt. Am besten kann sich beides offenbaren, wenn es in einem Leben zu gleichen Teilen verteilt lebt. Geist und Gefühl sollten in jedem Leben sich das Gleichgewicht halten, das ist der Idealzustand jedes Lebens, das ist der Idealzustand der Göttlichkeit.

Ich habe in den letzten drei Tagen das Buch von Gorki „Die drei Menschen" gelesen. Gleich als ich den Roman begann, fiel mir auf, wie er viel weichlicher im Stil geschrieben ist als die „Auferstehung" von Tolstoi, die ich kurz vorher gelesen hatte. Auch fiel mir auf, wie sehr religiös fühlend die Russen schreiben. Nicht dogmatisch religiös, sondern urreligiös. Religiös, das heißt, ehrfurchtsvoll vor der Heiligkeit der Weltfestlichkeit des Lebens. Nur feiern diese Russen meistens die düstere Weltfestlichkeitsseite des Lebens.

Nachdem ich heute morgen das Buch von Gorki beendet hatte, schlug ich nochmals Tolstoi auf. Sein Ton beim Schreiben ist viel nüchterner, ernster, deutlicher, er will nie Stimmung machen wie Gorki. Gorkis romantischer Stil gefällt mir nicht so sehr wie Tolstois Art. Bei Tolstoi ist alles notwendig, und er erzählt einfach und deutlich. Während Gorki romanhafter und gefühlsschwelgender schreibt. Vor allem aber steht der Held bei Tolstoi reiner da. Es wird tiefer gesprochen, problematischer, gedankenreicher. Während Gorki mehr schildert und Gedanken mehr fühlen macht, aber sie nicht so klar und ernst ausspricht und sie nicht klarlegt wie Tolstoi. Tolstoi ist von hinreißendem Ernst, von mächtig bleibender Größe. Er will ernst und traurig erheben und erreicht das auch. Er hat eine prophetischere Art, die mir in meinem Alter jetzt besonders gut zusagt — und in meiner Verbannung. Ich fand einen so großen Unterschied zwischen Tolstoi und Gorki. Ich hatte diesen Unterschied so in seiner ganzen Größe noch nicht erkannt.

In den letzten Nächten abends zehn Uhr kam wieder starker Schwefeldunst vom Vulkan Bromo oben aus

dem Gebirge bis nach Tosari. Man konnte kaum atmen, morgens aber ist immer frische Luft. Und heute morgen um fünf Minuten vor sieben Uhr war ein Erdbeben, ungefähr zehn Sekunden lang. Das ganze Haus bebte, und ich sprang aus dem Bett. Ich denke dann immer zuerst an mein Manuskript vom Lied vom inneren Auge, d. h. vom Geist der Weltfestlichkeit. Abends, wenn ich zu Bette gehe, nehme ich immer die Schlüssel aus meiner Westentasche und stecke in jedem meiner Schränke den Schlüssel ins Loch. In einem Schrank ist das Manuskript, im andern ist mein Geld. Ich denke immer: wenn nachts ein Erdbeben kommen sollte, habe ich nicht erst Zeit, den Schlüssel zu suchen und stecke ihn lieber gleich abends ins Schloß. Denn hier, wo man auf einer Insel mit einem halben Hundert von Vulkanen zusammenwohnt, ist die Vorsicht angebracht, immer an Erdbeben zu denken.

Ach, wann werde ich endlich wieder auf ruhigem Europaboden abends zu Bette gehen können, ohne immer an Erdbeben denken zu müssen?

Draußen ist es dunkle Nacht. Ein Hund bellt, ein paar Sterne blinken. Ein paar Grillen ziehen lange schrille Laute durch die Stille. Es ist neun Uhr abends.

Ich habe eben mit Syster J. geplaudert, sie kommt meistens gegen Abend einige Minuten auf meine Veranda, und wir reden vom Krieg, von Kriegstelegrammen des Tages, vom Krankendienst in Spitälern und vom ersehnten Frieden. Jeden Abend dasselbe. Und dann sagen wir uns gute Nacht. Und am nächsten Abend sagen wir dasselbe.

Die in Singapore angehaltenen holländischen Schiffe sind immer noch nicht freigegeben. Niemand weiß, was das zu bedeuten hat. Die Zeitung schweigt auffallend. Und heute kamen auch wieder fast keine Telegramme. Singapore soll fast ganz ohne Telegramme sein. Man munkelt, daß in Europa die Engländer große Verluste an der Westfront haben müssen, weil sie sich so geheimnisvoll gegen Niederländisch-Indien benehmen. — Es sind jetzt sehr wenig Engländer in Tosari. Kaum zwei oder drei. Und voriges Jahr

wimmelte es hier von Singapore-Engländern. Aber das Hotel ist wie immer gut von Holländern besucht. Es ist fast nie ein Zimmer frei. Und viele Reisende, die anfragen, werden täglich von der Administration abgewiesen.

Tosari, 15. März 1918. Abends sechs Uhr

Die Silbersichel des zunehmenden Mondes steht draußen im Westen am blaugrünen Abenddämmerungshimmel. Ganz fern aus einem Bergdorf tönt ähnlich wie ein vereinfachtes Klavier ein Dorfgamelang. Vielleicht ist dort in den armseligen Hütten über dem weiten Abgrund ein Beschneidungsfest. Es war ein so golden heller Sonnentag heute. Friedlich und weltfestlich köstlich wie das Buch, das ich den ganzen Vormittag und Nachmittag auf meinem Bett liegend gelesen habe. Es heißt: „Hermes und Plato." By Edouard Schuré.

Das Buch lieh mir vor einiger Zeit Herr van B. Er hat es von seinem Freund, dem Marineleutnant C. Dieser holländische Seeoffizier schreibt sehr gute Kritiken und Aufsätze im Soerabajer Handelsblatt. Er darf aber nur abends schreiben, denn seine Vorgesetzten dürfen nicht wissen, das er Schriftsteller ist. Herr van B. hat ihm die Mitarbeit am Soerabajer Handelsblatt verschafft. Er bekommt aber für seine langen guten Aufsätze nur fünfundzwanzig Gulden. Ein Armengeld in diesem Lande der reichen Zuckerpflanzer. Der Geist bezahlt sich nicht, wo Fabriken Millionen verdienen. Gestern hörte ich von einem Zuckerfabrikanten, Administrator einer Zuckerplantagengesellschaft, daß er dieses Jahr außer einem Jahrgehalt von zwanzigtausend Gulden von seiner Gesellschaft eine Tantième von zweihundertfünfzigtausend Gulden, das heißt, eine halbe Million Mark bekommt. Das ist der Verdienst einer Jahresernte.

Leutnant C. hat mir neulich auch durch van B. den „Geist Chinas" geliehen. Immer erhalte ich so außergewöhnlich gute Bücher von diesem mir ganz unbekannten holländischen Seeoffizier.

Der Mann hat ein trauriges Schicksal. Er ist in

Holländisch-Surinam (Westindien) geboren. Sein Vater hatte dort eine Kakaopflanzung. Der Vater verlor aber viel Geld, trennte sich von seiner holländischen Frau und heiratete eine Negerin. Sein Sohn und die geschiedene Frau, auch Holländerin, lebten in Holland. Die einsame Frau aber wurde mit der Zeit verrückt. In ihrem beginnenden Wahnsinn verschleuderte sie nicht nur ihr Geld, sondern sie machte auch überall Schulden. Jetzt ist sie im Irrenhaus. Ihr Sohn hat sich vorgenommen, alle Schulden der Mutter zu bezahlen und schickt seinen Leutnantsgehalt immer zur Schuldabzahlung nach Holland. Deshalb hat er hier nicht viel. Und das wenige, was er durch Schreiben dazu verdient, muß ihm reichen. Er ist jetzt zweiunddreißig Jahre alt. Wie er in der Hitze in Soerabaja im Hafen von Hedjong, wo er stationiert ist, abends schreiben kann, ist mir ein Rätsel. Alle Kopfarbeit in den Tropen rächt sich bald. Man ist leichter dem Fieber zugänglich, wenn man den Kopf in der Tropenhitze anstrengt. Er wird diese Abendarbeit, diese schlechtbezahlte, nicht lange aushalten. Er ist im Torpedoschiffdienst und muß den ganzen Tag als Offizier tätig sein.

..... 1893, als ich den Frühling, März—April — Mai, in London verbrachte, hörte ich zum erstenmal Näheres vom Okkultismus. Ich begriff damals nichts von ihm, hatte gar keinen Sinn dafür und sehnte mich nach warmem Leben und Liebe.

Es war das ein Jahr, ehe ich meine Annie in Stockholm kennenlernte. Ich hörte in London auch damals zum ersten Male Näheres über die „Kabbala" und sah auch das mystische Buch des mystischen englischen Dichters und Zeichners Blake. Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Es ärgert mich heute noch, wenn der Okkultismus verächtlich vom sinnlichen Leben spricht. Alles Sinnliche, ins Künstlerische erhoben oder künstlerisch gefühlt und gedacht, ist ebenso weltfestlich hoch und rein als der reine geistige Gedanke. Wer die Sinne haßt oder niedrig sehen will, tötet die köstliche Hälfte des Lebens, das Gefühl, ab. Leben, höchstes, ist nicht nur Geist

allein, höchstes Leben ist Geist und Gefühl. Aber ohne Sinne kein Gefühl.

Tosari, 16. März 1918. Mittags zwölf Uhr

Heute nacht träumte ich, daß eine Frau neben mir angekleidet im Bett lag. Sie sprang plötzlich auf und zeigte mir ein dünnes Glasröhrchen. Darin war eine graue, schwarzgesprenkelte Masse. Und sie rief aus: „Ich habe die Pest!" — Ich erschrak sehr und dachte: Dann habe ich sie auch. Und sie ging vor mir her und hielt mir nochmals die kleine Glasröhre mit der grauen und schwarzgesprenkelten Masse dicht unter die Augen. Die schwarzen Punkte in der Masse schienen die Pestbazillen zu sein. Dann lief sie fort, rang die Hände, hob die Arme in die Luft, ließ die Arme fallen und weinte bitterlich. Dieser Traum griff mich sehr an. Ich verstehe seine Bedeutung gar nicht.

Vorgestern träumte ich von meinem Vater. Er saß an einem Tisch und schrieb. Ich trat an den Tisch, erfreut, ihn zu sehen, und wollte ihn umarmen. Aber er schrieb erst noch eine Weile, und ich wartete, bis er mich umarmte und herzlich begrüßte. Ich träume so gern von meinem Vater. Es ist mir dann wie ein wirkliches, leibliches Wiedersehen im Traum mit dem Verstorbenen.

Gestern mittag empfing ich von Herrn B. Z. aus Batavia eine Broschüre. Ihr liegen Pläne bei über den Kraton, das Sultanschloß von Solo. Ich war mit Z. zusammen 1915 in Solo zur Hochzeit des Kaisers von Solo. Damals sammelte er im Museum dort Notizen. Auch erhielt er solche vom Sohn des Hoffriseurs, dessen Vater zugleich Hofpoet des Sultans ist und die Hochzeitsfeier in javanischer Sprache bedichten mußte. Die Broschüre beschreibt sehr gut die ganze Anordnung der Hunderte von Gebäuden, die zusammen den Palast ausmachen. — Und gestern als das Paket kam, saß ich auf einer Bank auf der Terrasse des Eßsaals und sah auf den Tennisplatz hinab. Neben mir saß Frau W. mit einer Holländerin. Da zeigten mir die Damen drei Personen, die draußen

am Garten auf der Fahrstraße bergab vorbeigingen. Es waren ein kleines Ehepaar in europäischer Kleidung und ein etwas größerer Herr. Diese drei waren Prinzen und eine Prinzessin aus Solo. Der eine Prinz war der Bruder des Mankenegoro, der andere ein Vetter. Und die Dame war eine Soloprinzessin aus dem kaiserlichen Haus. Das Ehepaar sah in der europäischen Tracht drollig und kleinlich aus. Es würde aber in javanischer Tracht großartig gewirkt haben. Beide waren sehr zierlich und schmiegsam. Aber die javanische Dame wurde von Rock und Bluse entstellt.

Es war so sonderbar, daß ich am selben Tag eben mit der Post aus Batavia den Plan des Solo-Kratons mit der Broschüre empfing, als eben die Soloprinzen in Tosari im Auto aus Soerabaja angekommen waren.

Ich würde sehr gern einmal eine javanische Hofhaltung länger sehen und genießen. Die zehn Hochzeitstage in Solo 1915 waren das Herrlichste, was ich an javanischem Leben in den vier Jahren auf Java gesehen habe. Nur am Hof in Djokja und in Solo merkt man doch, daß man im alten künstlerischen Java lebt. Nirgends sonst ist das wirkliche, ursprüngliche Java als dort in den uralten Familien des schönen Landes. Überall sonst herrschen Zuckerfabriken und Rubberpflanzen und Geldgier.

Die Zeitungen sagen, daß die holländischen Schiffe immer noch im Singaporehafen angehalten werden, und daß man noch keinen Grund erfahren habe, weshalb. Seit acht Tagen dürfen diese Schiffe nicht aus dem Singaporehafen ausfahren und liegen dort still. Die Stimmung in Singapore soll sehr niedergeschlagen sein.

Halb zwei Uhr nachmittags

Eben, als ich im Speisesaal allein am Tisch meine Suppe gegessen hatte, kamen Herr und Frau P., die am Nebentisch sitzen. Herr P. zeigte mir im Vorbeigehen ein Stück Papier und sagte: „Wissen Sie schon das letzte Telegramm?“ Und er las mir vor: „Die

Alliierten haben wegen der Tonnagefrage ein Ultimatum an die Niederlande gestellt. — Das bedeutet: wenn Holland nicht seine Schiffe an die Alliierten abgibt, bekommt es Krieg gegen die Alliierten. Und wenn es sie abgibt, dann wird Deutschland das als Neutralitätsbruch ansehen und Holland den Krieg erklären."

Mich traf dies Telegramm wie ein Schlag auf Kopf und Magen. In diesen vier Kriegsjahren konnte man keine ruhige Stunde finden. Immer kam eine neue Bedrohung, und meist rauh und unerbittlich. Ich habe es immer gedacht, die Alliierten werden in diesem Frühjahr alles versuchen und Holland in den Krieg drängen. Aber da Deutschland jetzt sehr viele Truppen an der Westfront stehen hat, so werden die Holländer doch lieber zu Deutschland halten. Und sie werden eher ihre Kolonien für einige Zeit fahren lassen. Dann, glaube ich, wird Holland mit den Alliierten in Krieg kommen. Und Java wird von den Amerikanern, Engländern und Japanern besetzt werden. Voll Hangen und Bangen sehe ich den nächsten Tagen entgegen. Mir bin ich tieftraurig, daß das Elend und die Aufregung des Krieges sich immer mehr ausbreiten, statt daß sie sich vermindern. Gestern sagte eine Zeitung, die Alliierten behaupteten, daß Deutschland seit dreieinhalb Jahren versucht habe, den Schwerpunkt des Krieges nach dem Osten, nach Asien zu verlegen. Das würde Deutschland aber nicht glücken. Die Westfront sei immer noch die Kampffront und würde es bleiben. Wenn jetzt Japan und China gegen Rußland gehen, und wenn die Alliierten die holländischen Kolonien mit Beschlag belegen, — ach, welche grauenvolle Zeiten! Das Gefängnis von Malang soll das Internierungslager für uns Deutsche werden. Das ist ein weißes Gebäude, neu, im freien, offenen Feld. Kein Baum, kein Strauch, nur eine hohe Mauer umgibt das Ganze. Der Hof ist heiß, sonnig und schattenlos. Dort kann man vor Hitze irrsinnig werden und einen Schlaganfall bekommen. Und das alles nur deshalb, weil man in Deutschland geboren ist! Man hat nichts begangen, nichts getan, man hat keinem Alliierten

ein Haar gekrümmt, man wird einfach gefangen, gequält mit Entbehrungen und grausamer Freiheitsberaubung. Ist das menschlich, so gegen unschuldige Leute zu handeln, die niemand schädigen?

Mein Blut wogt und wallt, mein Herz atmet schwer. Mein Geist trauert. Er ist wie eine Riesenlast, dieser Krieg, eine Last, die stündlich schwerer anwächst und bald nicht mehr zu tragen ist.

Vier Uhr nachmittags

Ich lag mit hämmerndem Kopf auf dem Bett. Ich habe gebetet und habe gefastet. Es ist mir nun besser, und ich bin gefaßter und ruhiger. Es kann nichts Schlimmeres kommen als der Tod im Internierungskamp. Und der Tod führt nicht vom Weltfestgeist fort. Vom Weltfestlichen zum Weltfestlichen lebt alles Leben im Leben weiter. Weh würde es mir nur in der Sterbestunde sein, daß ich mit diesem meinem Leib meine Annie nicht mehr küssen könnte, ehe ich stürbe. Und daß meine Augen Annie und Deutschland nicht wiedersehen dürften vor dem Tod. Ich hatte mir immer gewünscht, in Annies Armen sterben zu dürfen, in meinem Garten im Wald bei Würzburg, wo ich begraben liegen möchte.

Halb sechs Uhr abends

Eben schickt mir Herr de K. aus dem Kontor ein Telegramm, das er aus Soerabaja erhalten hat. Es ist in Ermangelung eines anderen Papiers auf die Rückseite einer Speisekarte geschrieben. „Sechs japanische Kreuzer sind signalisiert in der Nähe von Banka!" Das ist eine deutliche Drohung gegen Holländisch-Indien.

Ich hatte mich eben etwas beruhigt, nun bekam ich wieder einen neuen Stoß aufs Herz! Aber gottlob, nun bin ich wenigstens auf alles vorbereitet. — Herr de K., den ich vor dem Abendessen im Kontor aufsuchte, sagte mir: „Reisende, die nachmittags von Soerabaja angekommen sind, glauben nicht, daß es zu Ernstlichkeiten in der Tonnagefrage kommen wird. Es liegen achtzig holländische Schiffe in Amerika.

England und Amerika behalten diese Schiffe auf jeden Fall. Und Holland hat gar nichts davon, wenn es protestiert. Deutschland muß einsehen, daß Holland den Alliierten nicht den Krieg erklären kann, dazu ist Holland zu klein. Und Deutschland wird sich zufrieden geben müssen, daß Holland gezwungen war, den Alliierten nachzugeben. So denken die holländischen Kaufleute in Soerabaja. Ich beruhigte mich zwar nicht ganz dabei. Es beruhigte mich aber mehr, als ich vor dem Schlafengehen vorhin den großen, großen blitzenden Sternhimmel vor meiner Veranda im Garten am Abgrund ansah. Die Sterne blitzten so lebhaft. Es war als gäben sich alle zusammen Lichtsignale. Und wären diese Milliarden Lichtquellen Töne geworden, es müßte wie ein Riesenorchester draußen im Weltraum brausen. Mir schien, es war eine Sternenversammlung außergewöhnlicher Art, auch die kleinen und kleinsten und feinen, feinsten Sternchen waren alle erschienen. Und es war, als stünden Kopf an Kopf die goldenen und blitzenden Häupter des Himmels, gedrängt wie eine riesenhafte Volksmenge, in der Nacht über Java, über dem Tenggergebirge und vor mir. Und ich ließ mir von allen den Milliarden neues Vertrauen in die Zukunft einflößen, denn die große Weltfestmasse da oben spürte sicher die Unruhe in mir so gut wie die Kriegsunruhe auf Java und auf der ganzen Erde. Und unsere Erde blitzte und brauste Lichtstrahlen zurück in den Raum. Ich betete zum Sternenfesthimmel und wurde ruhig. Ich bat um große Güte, nichts sonst als große Güte wünsche ich mir. Güte erträgt und bezwingt alles gut.

Tosari, Sonntag, 17. März 1918.
Morgens sieben Uhr

Seit einer Stunde bin ich schon auf und sah der Sonne zu, wie sie über den Gebirgskamm im Osten heraufkletterte und in den Rasengarten zwischen die Tannen und zwischen die rotblühenden Geranienbüsche schoß. Die Pferde vor dem Stall werden gestriegelt. Die Javaneriungen eilten mit Kaffeebrettern und

Milchflaschen auf den Veranden barfuß und lautlos hin und her. Die Schwalben streichen unterm Wellblechdach hin. Meine kleine graue Puß klettert an den Tannen hoch und belustigt sich in dem Tannengrün. Ich sitze im breiten Stuhl auf der offenen Hintergalerie, nicht auf der Glasveranda, trinke Milch und träume ins goldene Gartenlicht und behorche den frischen, blauen erwachenden Gebirgstag.

Seit acht Tagen ungefähr ist jeder Morgen so klarblau und goldverschwenderisch. Es ist ein ganz anderes Wetter als zu der Zeit, da Frau M. hier war. Da stürmte, nebelte, regnete es fast immer. Ich habe von ihr noch keinen Brief aus Borneo erhalten.

Was wird der heutige und der morgige Tag bringen? Herr P. sagte gestern abend, er glaube, das Ultimatum werde in achtundvierzig Stunden ablaufen.

Ich war um halb sieben Uhr abends einen Augenblick bei Herrn und Frau P. in ihrem Pavillon und gratulierte Frau P. mit einem Veilchenbukett, einem großen, zum Geburtstag. Wir sprachen natürlich nur von der drohenden Kriegsgefahr. Frau P. fürchtete, Soerabaja könnte plötzlich beschossen werden. Sie wollte gar nicht ihre älteste Tochter zurück in die Schule lassen. Ihr Mann und ich mußten sehr darüber lachen und redeten ihr die Angst aus. Die arme Frau P., die manche Novelle geschrieben hat, ist sehr nervös. Sie hat zwei fixe Ideen. Und war deshalb schon zur Kur in Sabang im Irrenhaus. Die eine Idee ist: sie glaubt, ihre Mutter getötet zu haben. Die andere Idee ist: sie glaubt ihre Babu (Kinderfrau) getötet zu haben. Als ihre Mutter krank war, hat sie ihr Pfirsiche zu essen gegeben und meint nun, davon wäre die Mutter gestorben. Der Babu hat sie Rizinusöl eingegeben, weil sie glaubte, sie habe Leibschmerzen. Aber sie hatte Typhus und starb.

Frau P. ist an beiden Todesfällen ganz unschuldig. Aber sie läßt es sich nicht ausreden, daß sie unglücklicherweise beiden Kranken Unrechtes gegeben habe, was den Tod herbeigeführt habe.

Sie ist sonst eine ganz vernünftige Frau. Ich

aber glaube, ihr Blutandrang zum Kopf, ihre Beängstigungen und die Qual im Gehirn kommen von ihrem Korsett. Sie ist stark gebaut, klein und schnürt sich ganz fürchterlich, das sieht man ihr an. Sie preßt den Magen ein und die Brüste hoch, und das ist in der Tropenhitze unheimlich ungesund. Davon entstehen Blutstockungen, Blutandrang zum Kopf, Wahnvorstellungen und Beängstigungen. Daran denkt aber kein Arzt, ihr das Korsett zu verbieten. Sie schicken sie alle in die kühle Luft von Tosari, eingeschraubt ins Korsett. Hier oben in der Gebirgsfrische geht es ihr besser. Kaum kommt sie aber zurück in die Soerabaja-Tropenglut, da bekommt sie ihre Gehirnschmerzen wieder und den Schwindel und die Angstgedanken. Es ist sonderbar, daß die Menschen so gefühllos werden, daß sie es selbst nicht mehr wissen, weshalb sie leiden. Sie müßte es doch fühlen, daß ihr Korsett sie irrsinnig macht. Sie glaubte es aber nicht, als ich es ihr durch eine Krankenschwester sagen ließ.

Von P.s ging ich gestern abend zu Frau W. Sie lag in ihrem schönen, goldrosa fleischfarbenen seidenen Kimono, die Füße in eine wollene, weiße Decke gewickelt in ihrer Glasveranda auf dem Strohliegestuhl unter ihrer Hängelampe. Da ich noch niemals am Abend dagewesen war, immer nur vormittags, erwartete sie keinen Besuch. Sie war sehr schön frisiert wie immer. Sie hat goldblondes, gewelltes Haar, aus der Stirn zurückgekämmt. Haar und Gesichtsfarbe zartrosig, und die große, schlanke Gestalt erinnern mich bei ihr immer an Annie. Auch hat sie dies Blondblütige, Empfindsame und doch Großzügige in ihrem Wesen wie meine Annie. Aber meine Annie ist noch reicher im Wesen und Wissen und Fühlen, im Ganzen noch prachtvoller.

Frau W. erzählte mir, ihr Mann habe geschrieben, daß er zum Sonntag diesmal nicht käme, und sie begriff nun, warum er ausblieb: wegen der unruhigen Telegramme. Sie wußte vorher gar nichts. Sie war die einzige auf Tosari, glaube ich, die noch nichts von dem Ultimatum gehört hatte.

Ich saß dann ausnahmsweise an diesem Abend im Speisesaal und saß am Tisch bei Frau M. Ich war diesen Abend so unruhig und hätte nicht gern auf meiner Veranda allein leben mögen. Nach dem Abendessen um neun Uhr machten wir einigemal die Runde um den Tennisplatz und staunten über den prächtig glitzernden, selten schönen Sternenhimmel. Dann trennten wir uns. Die Strohwitwe und ich Strohwitwer suchten jeder einsam sein Zimmer auf.

Draußen krächzt laut ein Rabe. Durch den blauen Morgenhimmel fliegen Raben an meiner offenen Verandatür vorbei. Und andere Raben im Abgrund in den Bäumen drunten antworten aus der Ferne. Wie kräftig und stark hören sich Rabenstimmen an. Sie geben einen so männlichen Klang von sich. Sie erinnern mich an kräftige, alte Juden, die voll heiliger Überzeugung und gehüllt in uralte Tradition ihre Stimme schallen lassen, gleich Propheten des Alten Testamentes. Das einzige Wort, das mir gestern nacht alle Sterne zusammen immer wieder zuriefen, das war: Mut! Mut! Mut!

Herr B. schenkte mir vorgestern das Buch: „Schiffe, die nachts sich begegnen." Darin lese ich seit gestern. Es kommt die Figur eines Sonderlings vor, der in einem Hotel zu Davos sieben Jahre lebt. Dieser ist im Verkehr mit der Heldin Bernhardine ungefähr so, wie ich mit Frau M. geplaudert habe. Oft barsch, komisch, scheinbar verdrießlich, aber immer belustigt und im Grunde gemütlich herzlich. Ich habe erst die Hälfte des Buches gelesen.

Bei Tisch berichtete mir Herr B. heute mittag wieder seine Telegramme, die er um ein Uhr durchs Telephon in Tosari empfangen hatte: Die festgehaltenen Schiffe sind jetzt in Singapore beschlagnahmt, die Mannschaft wurde abgemustert und nach Java zurückgeschickt. Alle Holländer hier sind beleidigt von der englischen Art. Mitten im Frieden mit Holland nimmt man ihm Schiffe weg, die im Vertrauen auf den Frieden den englischen Hafen anliefen. Man sagt, Holland habe das Ultimatum, das heißt, die englische Forderung wegen der Schiffe unterschrieben,

aber zugleich Protest eingelegt. Mehr wissen wir heute noch nicht aus Europa über diese drohende Verwicklung.

Tosari, 20. März 1918.
Morgens sieben Uhr

Gestern abend las ich das Buch „Schiffe, die nachts sich begegnen" aus. In der zweiten Hälfte haben der Sonderling und Bernhardine keine Ähnlichkeit mehr mit Frau M. und mir, denn wir beide haben uns niemals Liebeserklärungen gemacht. Daß wir uns sympathisch fanden und unseren Lebensinhalt in Gesprächen vertraulich aussprachen, das ging aber doch niemals in Liebesgespräche oder -gedanken über. Wir waren zwar auch Schiffe, die nachts sich begegneten, aber wir hatten beide fremde Nation, fremde Fahrt und liefen einander immer fremd bleibende Häfen in Gedanken an.

Der Schluß des Romans ist überraschend traurig. Ich war von diesem Buch so niedergeschlagen, wie von dem anderen Frauenbuch, das ich vor Monaten las, das von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" geschrieben ist. Ich finde, die meisten Frauen schreiben, wenn sie gut schreiben, so gequält. Man wird in ihre Frauenschwäche eingesponnen, das Weltfestliche schaut einem aus Frauenbüchern verwelkt und verweint und verblaßt entgegen. Ich hatte gestern abend vor, in den Rekreatiesaal zu gehen und H.s und Frau M. aufzusuchen. Ich hatte es versprochen. Aber ich konnte nicht, der Roman hatte mich so niedergeschlagen. Ich blieb lieber mit meinen Heimwehsorgen allein. Ich kann in den Abendstunden, wo ich immer solche Sehnsucht nach Annie habe, nicht gern unter Menschen gehen. Ich fühle so, als ob ich Annie näher bliebe, wenn ich still auf der Veranda unter der Lampe bleibe bei meinem Heimweh.

Heute ist der Morgen verschleiert, nicht so glasblaß wie an den anderen Tagen. Was wird der Tag für Nachricht bringen?

Zwei Zeiten

Wenn dein Haar fern leuchtet im Mittaglicht,
Der erste Stern hier durch das Fenster spricht.
Wir leben zur Tag- und Nachtzeit getrennt,
Mein Tag den deinen Tag nicht mehr erkennt.
Mein Tag sieht deinen als Nacht dunkel leer,
Du gehst als Schlafende neben mir her.

Tosari, 19. März 1918. Abends

Lerne verwandeln dich!

Du sollst nicht nur Mensch mit Menschen sein,
kehre auch ein in jedes kleinste Weltall und Dasein.

Siehst du im Garten die zarten Hüllen der Blumen an,
werde im Geist ein Blumenleben, verkleide dich dann.

Fühle mit Nelke und Kresse Licht, Regen und Nacht.
Trage der andern Sorge, und doppelte Freude dir lacht.

Siehst du die Schwalbe hinziehen im freien Flug,
dein Geist lerne ihr freies Fliegen gewandt und klug.

Baue im Geist mit ihr das Nest, fühle für ihre Brut,
fühle und sorge für andere. Fühlen macht alles gut.

Schwebe hin mit der Wolke hoch an die Berge gelehnt,
größer wachsen die Kräfte, je weiter dein Fühlen sich dehnt.

Lerne verwandeln dich geistig, fühle mit jeglichem Ding,
dann lebst du geheiligtes, festliches Leben in ewigem,
weltenfestlichem Ringen.

Max Dauthendey, 21. März 1918

Heute nacht sah ich ein Haus aus rotem Backstein, das gebaut wurde. Eine runde Bogentür, die eben gemauert und mit rundem Bogenholz gestützt wurde, erinnerte mich an die kleine runde Pforte, die von meinem kleinen Vorplatz in mein Haus, in das Dielenzimmer führt in meinem Guckelhäuschen im Guttenberger Wald.

Wann, wann werde ich wieder durch meine kleine

Pforte hineinwandern dürfen in mein Waldhäuschen, Arm in Arm mit meiner Schweden-Annie?

Auch sollte ich heute nacht in einem Theaterstück auftreten und mitspielen. Aber ich konnte meine Rolle noch gar nicht. Jeden Augenblick sollte das Stück beginnen, und ich war so beschämt, daß ich noch gar nicht wußte, was ich zu sagen hatte, und wünschte, daß die Aufführung verschoben würde. Vielleicht bedeutet der Neubau, den ich im Traum sah, das Legendentheater, das man auf meine Veranlassung draußen bei Würzburg bauen wollte. Vielleicht ist der Rohbau schon fertig? Der Stadtmagistrat wollte es am Niklausberg unterhalb des Frankenwarten-Turmes in die neuen Anlagen dort bauen lassen. Vielleicht, vielleicht? Ich habe nie mehr etwas davon gehört.

Tosari, Sonntag, 24. März 1918. Morgens sieben Uhr

Gestern abend um sieben Uhr kam Herr van B. zu mir und teilte mir ein Telegramm mit, daß er eben durchs Telephon erhalten hatte: Holland hat das Ultimatum, das heißt, den Schiffsvertrag nicht unterzeichnet. Aber die Alliierten haben trotzdem in Amerika die holländischen Schiffe mit Beschlag belegt und genommen. Ich war sehr erstaunt. Also hatte die Zeitung heute hier gelogen. Der Schiffsvertrag war also von Holland abgewiesen und nicht unterzeichnet. Welche Telegramm-Manöver macht doch England! Wie dumm von Holland, daß es nicht längst eine eigene Telegraphenverbindung hat, eigene drahtlose Telegraphie vom Mutterland zu seiner indischen Kolonie. Immer noch ist es von England abhängig. Welchen Schaden hat das jetzt in der Kriegszeit dem holländischen Handel gebracht!

Gestern sanken die Papiere ungeheuerlich, vor allem Schiffahrtspapiere und Zuckerpapiere sanken an Wert fast auf Null. Denn zwei Zuckerernten liegen jetzt hier und verderben in den Vorratsräumen. Und da keine Schiffe fahren, ist nicht abzusehen, wann der Zucker verschifft werden kann. Den Zuckerfabriken ist

durch einen Befehl des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien geboten worden, fünfundzwanzig Prozent ihres Gebietes, das heißt, ihrer Felder, mit Reis bestellen zu lassen, da voraussichtlich kein Reis mehr aus Englisch-Birma und Französisch-Saigon und Bangkok-Siam angefahren werden kann. Und dann müßte doch Javas Bevölkerung verhungern, und der Javane würde Aufstände beginnen. Wir sagen alle, man hätte das längst tun sollen, für vermehrten Reisanbau auf Java sorgen, um sich von englischer Hilfe loszusagen. Aber Sumatra ist noch schwerer als Java daran. Wenn kein englischer Reis kommt, muß halb Sumatra verhungern, denn dieses Land besteht nur aus Urwald und Tabak- und Rubberpflanzungen, Kaffee- und Teepflanzungen und wieder Urwald. Reiskultur gibt es dort gar nicht. Herr W. sagte mir gestern, daß Holland seine Kolonien nicht so leicht preisgeben würde. Wollten die Alliierten, also England, Amerika und Japan, versuchen, mit ihren Kriegsschiffen auf Java zu landen, dann würde Java verteidigt werden. Und es wird also Kämpfe geben. Nur Sumatra, das fast gar nicht befestigt ist, ebenso die übrigen Teile des Indischen Archipels, wie Celebes, Bali, Lombok, Flores, Banda usw., samt Holländisch Neu-Guinea können nicht verteidigt werden. Diese Gebiete werden dann von den Alliierten natürlich mit Beschlag belegt werden. Ich habe immer schon zu Anfang des Weltkrieges gesagt: Wenn der große Krieg in Europa seinem Endstadium entgegengeht, dann stirbt er doch noch lange nicht, sondern dann geht es hier in Asien erst recht an. Dann setzt sich der Krieg hier im Osten fort. Und wie der Weltbrand hier in Asien sich dann ausbreitet, das ist gar nicht auszudenken. Vielleicht endet der Weltbrand hier nach Jahren mit der Vertreibung aller Europäer aus Asien.

Gestern abend war ein großes Geburtstagsfest einer holländischen jungen Dame, das im Rekreatie-Saal bis Mitternacht gefeiert wurde mit Musik und Lustigkeit. Ich lag wie immer auf meiner Veranda und las. Ich las das Leben der George Sand von D. Dunker,

das mir B. geliehen hat. Es war mir eine angenehme Unterhaltung, einmal in der Zeit Balzacs, Mussets, Viktor Hugos und der George Sand im Geist in Paris zu leben.

Heute morgen erzählte mir B., daß Holländer ihm gestern sagten, am Donnerstag abend seien in Soerabaja die Marineoffiziere telephonisch aus den Restaurants in den Hafen auf ihre Schiffe gerufen worden gegen Mitternacht. Und die holländischen Kriegsschiffe haben Befehl bekommen, nach Batavia abzudampfen. Das zeigt, daß die Holländer auf der Hut sind vor einer etwaigen Landung der Alliierten. Denn man könnte eines Morgens aufwachen, und die Japaner könnten irgendwie in der Nacht mit den Engländern und mit den Amerikanern zusammen auf Java gelandet sein. Darum ist Vorsicht und Wachsamkeit jetzt dringend nötig. Wir sprechen auch alle jetzt öfters hiervon. Wie soll das nach dem Krieg werden, wenn auch die beschlagnahmten holländischen Schiffe torpediert worden sind. Dann wird der Andrang von Tausenden von Europäern, die von Holländisch-Indien nach Europa heimreisen wollen, nicht zu bewältigen sein. Ich glaube immer, es bleibt kein anderer Weg als der über Japan und Sibirien nach Berlin, das heißt, aber nur dann, wenn Rußland und Japan friedlich geblieben sind, und wenn in Rußland die Revolution ein wenig sich beruhigt haben wird. Sonst aber weiß kein Mensch, wie man von hier fortkommen kann, wenn der Weg über Sibirien durch Krieg auch versperrt wird. Wir sprachen auch davon, daß Deutschland dann ein paar Kriegsschiffe schicken und die Deutschen, die hier in der Kriegszeit viel gelitten und so lange ausgeharrt haben, abholen lassen müßte, wenn es sonst keine Schiffe zur Heimfahrt mehr geben sollte. — Vielleicht geschieht das, wenn Konsul W. in Batavia sich darum in Berlin bemüht.

Ich träumte heute nacht einen Traum, der so unheimlich war, daß mir gruselte und die Haare sich mir sträubten. Ich sah einen ganz kleinen Mann, der war nur einen Fuß hoch. Er stand in meines Vaters Haus in der Kaiserstraße 9 in Würzburg auf

dem langen Korridor unserer Wohnung unter der Gasflamme, die dort brannte. Ich dachte, furchtbar erschreckt durch die kleine Erscheinung: Was will der Mensch da, dieser übernatürliche. Ich wurde so aufgeregt, daß ich ihm einen Fußtritt geben wollte. Wie erstaunte ich aber, die Gestalt schwebte plötzlich zum Gangfenster in den Hof hinaus und in die Höhe. Und ich folgte ihr und schwebte plötzlich auch in der Luft zum Gangfenster hinaus. Draußen in der Luft sah ich plötzlich, daß der Kleine sich in eine ganz natürliche Menschengestalt verwandelte. Ein junger Mann in schwarzem Anzug sah mich in der Luft schwebend an. Ich kehrte darauf, durch das Gangfenster schwebend, wieder in das Haus zurück, war aufgeregt und rief: „Hilfe!" Denn ich sah Licht unter der Küchentür, und mir schien, die Erscheinung sei in den Keller gesunken, wo die Küche unter meines Vaters Wohnung lag. Dann wachte ich auf. Es war mir noch immer ganz schauerlich zumute. Und als X. heute morgen erzählte, er habe geträumt, B. sei gestorben, da schien es mir, als stände sein Traum im Zusammenhang mit meinem. Mir kam es vor, als sei der aus dem Haus fortschwebende Mensch vielleicht B. gewesen, aber ich weiß es nicht.

So lebt man von Träumen, von Gedanken und Unwirklichkeiten, wenn man fern von aller Wirklichkeit immer auf einem Zimmer sitzt, durch die offene Verandatür vom Morgen bis zum Abend über tiefe blaugrüne Abgründe sieht, über Wolkenfelder, weiße, die tief unten hingelagert sind, wenn man über den Wolken sein Zimmer hat seit einem Jahr. Keine Wirklichkeit kommt hier herauf auf die Höhe von Tosari, wo der Äther unendlich klar und ewig friedlich und festlich zu mir kommt.

Tosari, Montag, 25. März 1918.
Morgens sieben Uhr.

Heute telegraphiere ich einen Ostergruß an meine Annie. Ich adressiere an ihre Schwester Doktor Hertha Möller, Örebro:

Well dearest. Telegramm received january. Half year without letters. To all Easter greetings from Tosari. Your eternal lover Max Dauthendey.

Das sind fünfundzwanzig Worte, macht fünfundzwanzig Gulden. Ich wünschte, ich wäre dabei, wenn Annie das Telegramm bekommt. Ach, daß man nicht hypnotisiert werden und im Schlaf im Geist sich heimschicken lassen kann.

Gott des Weltallfestes, Weltallfestgeist, ich danke dir für deine Hilfe! Ich danke dir, daß du uns Deutsche endlich ein wenig hoffnungsvoll und erquickt aufatmen läßt.

Vor zwei Tagen flogen plötzlich alle Schwalben zu gleicher Zeit vom Verandadach über mir auf, schossen kreuz und quer und laut pfeifend über den Abgrund, als gelte es, eine große Huldigung zu bringen. Erst heute verstehe ich, was sie mir sagen wollten: „Freude! Sieg!" riefen sie laut über meinem Kopf.

Damals stand ich und grübelte: Was bedeutet nur das auffallende Flattern und plötzliche Jagen aller fünfzig Schwalben meines Daches? — Als ich es nicht ergründen konnte, sagte ich mir: Dann will ich es behalten. Bald wird sich herausstellen, wenn Nachrichten kommen, welche Nachricht die Schwalben meinten.

Nun weiß ich es. Und wenn sie nächstens wieder mal so auffahren, alle fünfzig zugleich, und den Himmel vor meiner Verandatür durchqueren und rufen, dann weiß ich, daß sie mir „Freude! Freude!" zurufen wollen. So erkennt man allmählich die Weltfestsprache, die alle Dinge mit uns sprechen wollen. Und die Vögel der Luft, die die Freudenwellen spüren, teilen die deutschen Wellen dem Deutschen mit, wenn sie ihn kennen und lieben und er bei ihnen weltfestlich wohnt, die allwissenden Vögel. „Ja, so ist es," so rufen sie jetzt draußen zwitschernd, vereinzelt, die Schwalben von Tosari.

Gestern bekam ich von Rie einen Brief aus Tanah-Grogot vom 15. März. Der erste Brief, seit Frau M. dort angekommen ist. Sie richtet ihr Haus ein und

sagt, daß ihr Mann Informationen habe, die sie aber nicht mitteilen kann. Sie fügt nur wie ahnungsvoll hinzu, daß sie augenblicklich noch ruhig in ihrem Haus, dem neuen, auf Tanah-Grogot wohne. Das Flußwasser steigt und fällt, die Klapperbäume stehen rund umher, die Moskitos stechen sie, und das Räucherkerzchen stinkt. Alles ist so, als wäre sie nie fortgewesen, nie in Tosari, aber es wäre möglich, daß sich in sechs Monaten vieles ändern könnte.

Dieser letzte Satz meint wahrscheinlich die Unruhen, die im Anzuge sind. Und wenn Holland gegen England in den Krieg käme, dann würde Frau M. vielleicht Tanah-Grogot verlassen müssen, das schreibt sie aber noch nicht. Aber es klingt zwischen den Zeilen melancholisch unklar hindurch.

Vier Uhr nachmittags

Eben telegraphiert Blochort: Fünfundzwanzigtausend Gefangene und vierhundert Kanonen. Hier schließt der sechsundzwanzigste Band. Was werde ich alles in dem siebenundzwanzigsten Bande zu schreiben haben?

Tosari, 28. März 1918

Nun sind sie hier schon vorbei, die Ostertage! Liebe, liebe Annie, wenn ich doch nur im Telephon wenigstens deine Stimme, deine geliebte, hören könnte!

Ich merkte heute auf dem Penandjan-Ritt, wie ich doch gealtert bin. Die Natur nimmt mich nicht ganz auf. Immer bin ich bei mir und bei dem Heimweh-Wunsch. So war das letzte Jahr nicht so stark heimwehvoll. Nun reite ich mitten in der Natur nur mit den Augen durch Berge und Wälder. Aber ich reite eigentlich immer durch mein einsames Herz, und die Sehnsucht nach Annie und Deutschland ist mein unermüdliches Wanderpferd. Ich komme mir in der Natur gar nicht vor, als stünde ich vor der Natur. Immer stehe ich vor mir selbst und schaue in die Leere meines hungrigen Blutes.

Ach, ich bin mir so fremd in der Natur! Ich bekomme keine Verbindung mehr mit den Bäumen und mit

den Wegen. Ich sehe sie, fühle sie aber nur halb. So vollgepackt voll Heimweh ritt ich heute durch die Vollmondnacht in das Gebirge. Aber es war, als käme ich gar nicht fort, da ich mich, nur mich und sonst nichts deutlich, sehnsüchtig fühlte. Und vor mir unter Bäumen und Urwaldästen ging, groß leuchtend wie Annies fernes Herz, der Morgenstern vor mir her. — O, Gott! O, Himmel!

Tosari, 6. April 1918

Welch festlicher Tag war denn gestern am 5. April? Da begann schon ganz früh im Morgen, ehe die Sonne aufging, laut eine Amsel in den nächtlichen Tannen vor meiner Tür zu singen. Und das Singen anderer Vögel begann bei Tagesanbruch so lebhaft, wie sonst noch niemals vorher. Als ich um sieben Uhr auf meiner Veranda bei der offenen Türe saß, da jubelten in allen Hecken und in allen Rosenbäumen die kleinen Singvögel. Und sie flogen singend und jubelnd in den Sträuchern der blühenden roten Fuchsien hin und her. Sie schaukelten die roten Bluttropfenblüten der Fuchsienbüsche im schmalen Abgrundgarten vor meiner Verandatüre. — Heute ist es stiller.

8. Mai 1918

Der Schreck über den Tod des mir so gut bekannten braven und tüchtigen Herrn P. griff mich sehr an. Ich muß dann immer nachsinnen, ob es mir vielleicht auch nicht erlaubt ist, Deutschland wiederzusehen, und ob ich nie mehr meine Annie umarmen darf. Der Tod kommt hier so schnell und unerwartet, wie nirgends auf der Welt.

R. hat mir nur tausend Gulden heraufgeschickt. Er findet, es gibt einen zu großen Zinsverlust. Mir wird bei solcher Berechnung in Kriegszeiten ganz unheimlich zumut. Man möchte doch für den Notfall etwas Geld in der Hand haben, wenn man interniert werden sollte. Auch diese kleine Unruhe kommt zu den andern großen Unruhen meiner inneren Leiden hinzu.

9. Mai 1918. Mittags elf Uhr

Freudentag gestern. Endlich ein Telegramm von meiner Annie. Mittags zwölf Uhr bekam ich es auf mein Zimmer. Ich zog mich gerade an. Den ganzen Morgen hatte ich geschrieben, und „Stille Kraft" gelesen. Da rief B., an meine Tür klopfend: „Ein Telegramm für Sie." Ich stand gerade und wusch mich, warf meinen Schlafanzug über und lief mit triefendem Haar hinaus, denn ich dachte gleich, daß es Annie sein müßte, die telegraphierte, und B. dachte, es sei eine Kriegsnachricht. Gottlob, es war von Annie. Sie sandte: „Treue Grüße in ewiger Liebe Deine Johanson."

Meine ganze Veranda prangt wie ein Blumenmarkt von Blumenkolben und Sträußen auf allen Tischen. Noch nie war die Veranda so blumenvoll, auch nicht zu meinem fünfzigsten Geburtstag. Der einundzwanzigste Hochzeitstag am sechsten Mai ist aber auch der viel wichtigere Tag. Es war, als wollte mich das Schicksal belohnen, daß ich Annie treu und lieb geblieben bin, in der langen, vierjährigen Trennung, und ich will es auch weiter bleiben, treu und lieb zu ihr. Die Treue, die reine, ist ein so reiner Genuß, wie der Anblick von Veilchen und Rosen und Azaleen.

Die „Stille Kraft" habe ich vorhin ausgelesen. Das Buch schildert gut und wahr die stille, unheimliche Kraft, die auf dem Javaboden den Europäer verfolgt. Dieser stillen zerstörenden Kraft entgeht kein Europäer. Die Menschen aus Europa fühlen sie hier wie ein ewiges Erdbeben, wie das ferne Donnern einer Schlacht, wie einen Alpdruck, der nie von Stirn und Herz weicht. Zersetzt und erschlafft, fühlt man allmählich den grauenhaften Einfluß der stillen Kraft auf alle Sinne, und auf die Seele besonders. Dieses Buch schildert die stille, unheimliche und ewige Todesgefahr, in der jeder Europäer hier schwebt, wenn er seinen Beruf auf Java sucht. Bazillen, feindliche Geister, feindliche Gedanken der Javaner, feindliche Tiere, feindliches Klima, feindliche Tücke der Vulkane umgeben den Europäer Tag und Nacht mit drohender Vernichtung. Niemals fühlt man ähnlich Unheim-

liches, niemals fühlt man so deutlich die Anwesenheit einer stillen Kraft, wenn man in Europa reist.

12. Mai 1918

Ich betete heute morgen lang und innig. Gott ist in dieser langen Verbannung mein einziger Freund in der Einsamkeit. Ach, großer, treuer Gott, du hast nach dem Beten heute morgen den Druck aus meinem beklemmten Herzen genommen. Ich fühle mich vom Gebet geglättet und gestärkt. Ich kann jedem Menschen nur raten, sich in allen Nöten an Gott zu klammern. Er ist ewige Kraft, ewiges Licht und ewige Wärme und Liebe und Güte, und er stärkt jeden, der zu ihm betet, zu ihm, dem einzigen Gott, dem alle Leben angehören.

Es spielen sich langsam die Romane des Lebens rund um mich ab in den vier Kriegsjahren in Niederländisch-Indien. Nur ich habe keinen einzigen Roman erlebt als den großen Trennungsschmerz. Dieser große Schmerz hat mich nun seit vielen Jahren weder bei Tag noch bei Nacht jemals vergessen. Nur wenn ich bete, atme ich auf, so lange ich mit Gott rede und Gott umarme.

Ich hatte, da der Krieg so still steht in den letzten Wochen und die Kriegsdauer endlos und unabsehbar vor uns liegt, viele grauenvolle Heimwehstunden. Er war so schlimm, der Kummer, daß mein Herz hart wie ein Stein war und mich schmerzte. V. sagte aufmunternd: „Ich werde Ihnen eine neue deutsche Offensive verschreiben lassen."

Tosari, 14. Mai 1918

Das offene Verandaleben entfremdet einen zuletzt nach drei Jahren ganz den geschlossenen Räumen. Wie ruhig und angenehm ist es in den geschlossenen Räumen, wie unruhig auf den ewig offenen Veranden. Und nun gar die Hotelveranden, wo man hinter den Holzwänden jeden Atemzug und jeden stillen Gedanken des Nachbars deutlich hört, und die javanischen Diener, die immer ohne anzuklopfen von allen Seiten hereinkommen, und unter der Verandatür die ewigen

Verkäufer von Spazierstöcken, Beeren, Orchideen, Münzen und Blumensträußen. Alles dieses offene Leben ist für einen Schriftsteller und Dichter recht unterhaltend, so lange man Zeit hat zum Schauen. Aber in dieser Arbeitszeit ist diese Öffentlichkeit rund um den Schreibtisch manches Mal ganz verzweifelt. Ich höre an meinem Schreibtisch oft zu gleicher Zeit zehn Gespräche von zehn Verandaabteilungen hinter zehn spanischen Wänden in dem langen Zwölfzimmerhaus, und außerdem noch kleine schreiende Kinder, singende Kindermädchen, lärmende Schulkinder, Unterhaltungen von Damentees, pfeifende Junggesellen, die das ganze Repertoire ihrer Grammophone nachsingen und außerdem noch singende Damen und zwitschernde Vögel, gackernde Hühner und bellende Hunde, plaudernde, sehr laute javanische Diener, die sich ihre Gespräche über drei Zimmer hinweg zurufen.

Oft wenn ich einen Reim finden will oder einen Gedanken weiter denken will, bekomme ich Schreilustanfälle, während die Öffentlichkeit des lauten Verandalebens mich nicht zur Innerlichkeit meines Geisteslebens kommen lassen will. Aber immer noch habe ich mich beherrscht und zuletzt finde ich alles, wie es ist, ganz unterhaltend.

Vielleicht unterhaltender, als wenn ich besonders einsam in einem der sehr kostspieligen Einzelpavillons wohnen könnte, aber die Preise sind zu hoch dort. Ich kann das Geld zur Arbeitseinsamkeit in einem einzelnen stillen Gartenpavillon nicht bezahlen. Zwanzig Gulden Pension dort pro Tag, das ist mir nicht möglich. Und in diesem Lärmmartyrium der lauten Glasveranda des Zwölfzimmerhauses habe ich mein Buch „Das Lied von der Weltfestlichkeit" gedichtet. Es war oft recht grausam und dazu das glühende heiße Wellblechdach mit der Tropensonne über dem Kopf. Nur ein äußerst starkes und gar nicht nervöses Gehirn hält das geistige Arbeiten mitten in der Öffentlichkeit des Menschenlebens aus. Oft brach ich ab, vom Lärm mehr überanstrengt, als vom Denken und Dichten. Deshalb wird auch hier auf Java und in den Tropen gar kein europäisches

Geistesleben geleistet. Teils wegen der Hitze, teils aber auch wegen der lauten Öffentlichkeit, in der man bei dem ewigen Verandaleben keine geistige Sammlung finden kann.

Tosari, 25. Mai 1918. Morgens sieben Uhr

Gestern morgen stand ich um ein Uhr auf, und um zwei Uhr ritten St., B. und ich zusammen von Tosari ab nach dem Senandjan. Der nahezu volle Mond leuchtete uns bis gegen vier Uhr durch die Gebirgsschluchten, und nur oben in den Tannenwäldern war es oft recht finster. Nach Monduntergang ritten wir, indessen B. den Anfang von Goethes Faust in die Finsternis hinein laut vortrug, oben am schmalen Rande der Sandsee, und vor uns leuchtete groß und stark der Venusstern. So ritten wir hinauf auf die letzten Höhenkuppen zum Senandjan. Ich ritt immer im Finstern voraus, den schmalen Waldpfad im Gras an den steilen Abhängen suchend. Denn nur ich und das Pferd kannten den Weg gut. Die Kulis, die unseren blechernen Essenkasten trugen, waren weit zurückgeblieben.

Um halb fünf Uhr kamen wir unterm Sternhimmel, eben als der Mond hinter dem Ardjoeno im Westen untergegangen war, oben am Senandjan an. Wir warteten noch eine Stunde oben in der Sternennacht auf den Sonnenaufgang. Es war recht kalt. Wir hatten Wintermäntel und dickes wollenes Unterzeug unterm Khakianzug an, und doch froren wir und stapften hin und her auf der kleinen, runden Bergplatte, die kaum dreißig Meter Durchmesser hat und grasbewachsen, ohne Baum kahl wie ein grüner Teller neuntausend Fuß hoch unterm Himmel im Luftraum liegt. Da war kein Schutz, keine Hütte, nur ein mannshoher, schwarz und weißer topographischer Stein steht am Rand. Dahinter suchte ich öfter gegen den kalten Luftstrom Schutz.

Um fünf Uhr begann der Himmel sich zu erhellen, aber die Sonne stieg erst um dreiviertel auf sechs Uhr über den Wolkenrand fern am Osthimmel.

Herr St. photographierte uns oft, während wir

frühstückten und lagerten. Wir blieben im Sonnenschein bis gegen neun Uhr, scherzend und plaudernd, im sonnengewärmten Gras auf unseren Mänteln liegen. Hinter uns wolkenlos klar die trockene Sandsee. Klar und rein ausgeschnitten, wie aus Eisen, der Bergkegel des hohen spitzen Smeroe hinter dem Kessel der tiefen Sandsee. Und die Kraterschale des Widodaren neben dem schwachdampfenden Bromo unten im Sandsee-Rund.

Tosari blinkte weit, weit unten auf den vorgeschobenen Bergkämmen, als läge es auch in der untersten Ebene, und doch liegt es sechstausend Fuß hoch, wenn schon auch auf eine Ebene gebaut. Es war ein herrlicher Sonnentag, der sich über unserer kleinen Berg-Grasfläche wölbte, wo wir alle, auf dem Rücken liegend, zusammengekauert plauderten und scherzten und erzählten, als wäre der himmelhohe Senandjan eine sonnige offene Stube und der Himmel das Dach und die Wand unserer Gemütlichkeit.

Bei Sonnenaufgang leuchteten die alten Stämme einer Gruppe hoher Heidelbeerbäume am Abhang des Senandjan dunkelrot wie mächtige Korallengeäste, und dahinter herrlich blauleuchtend, wie aus Indigo, standen die Kratergruppen der Sandsee und des Smeroe gegen den gelblichgrünen Morgenäther aufgebaut. Es war ein phantastisch wildes und heiliges Morgenbild. Ich hätte es gern malen mögen.

Wir ritten dann, wie vor vier Wochen so auch gestern, am Sandsee-Rand bis zum Bromo-Busch zurück und verließen dort Sch. und Fräulein W., die nach Ngadiwono weiterritten. Nach elf Uhr waren wir wieder in Tosari, zermürbt und verbogen vom anstrengenden Nacht- und Morgenritt.

Ich war beim Rückweg am Kraterrand, wo die Pferde auf dem halsbrecherischen Kammpfad lustig galoppierten, mit meinem Pferd über einen großen Ast am Wege mitten im Galopp gestürzt. Das Pferd fiel mit den Vorderfüßen in die Kniee, und ich schoß beinahe über den Kopf des Tieres, aber ich hielt mich noch und glitt seitlich herab. Ich kam mit dem Schrecken davon, denn nur mein linker Oberschenkel,

an welchem ich im Mai 1914 bei Bandoong auf einem Bergausflug die Sehnen inwendig zerrissen hatte, die wahrscheinlich nicht wieder richtig angewachsen sind, schmerzte mich gestern. Die Schmerzen zwangen mich, nach dem Sturz des Pferdes einen Augenblick am Weg im Gras niederzusitzen.

Es war eigentlich tollkühn, daß wir in rasendem Galopp, alle fünf Reiter hintereinander, auf dem Rande, dem schmalen, am Kessel der Sandsee dahinflogen; links und rechts sind tausend Fuß tiefe Abgründe, und der Weg ist kaum einige Fuß breit und oft zugewachsen an Stellen, die, weil ausgebrochen, Mann und Pferd in die Tiefe hätten stürzen lassen können. Aber wir dachten erst ernstlich an die Gefahr, als wir später zu Hause in Tosari uns daran erinnerten. Unterwegs spielten wir mit der Lust an der Gefahr und fühlten nur Freude über den wilden, genußvollen, waghalsigen Ritt unter dornigen Mimosenbüschen, fort über knatternde Zweige, dicht am unendlichen Sandsee-Abgrund hinjagend, haarbreit am Tode vorbei.

Tosari, Sonntag, 26. Mai 1918.
Abends sechs Uhr

Die neue, jetzt täglich von den Alliierten angekündigte deutsche große Offensive hat noch nicht begonnen. Die Zeitungen erzählen hauptsächlich von Luftangriffen auf Paris und London, und einem Luftangriff der Alliierten auf Köln. Heute mittag ist hier ein leeres Auto ins Rückwärtsfahren geraten und stürzte rechts vor der Autogarage in den Abgrund, wo es an einer javanischen Hüttenecke zerbrochen, aufrecht am Hüttendach angelehnt, liegen blieb.

Nach Tisch wallfahrteten die Tosarigäste hin, das abgestürzte „Monster" zu betrachten. Ich mußte an nach Hause an die vielen abgestürzten Flugzeuge denken im Schlachtfeld und an die vielen Toten und Verwundeten täglich. Zu Hause würde sich im Feld heute im Krieg kein Auge nach einem umgestürzten leeren Auto umsehen. Aber hier ist Friede, und dort ist Krieg. Das kommt einem bei solchen klei-

nen Zufällen so recht deutlich zum Bewußtsein, wie wenig man hier ernste Kriegserlebnisse hat, da man zu einem umgestürzten Auto in Scharen hinläuft.

Frau Doktor F. ist heute für vierzehn Tage von Tosari abgereist. Inzwischen soll von einem neuen Administrator ein neues Hotelreglement eingeführt werden, ein strengeres, den teuren Zeiten angepaßt. Damit man sich aber bei Frau Doktor F. darüber nicht beschweren kann, mußte sie für kurze Zeit abreisen. So erzählte mir Frau T. Auch der Stallmeister und der Saalwächter sind schon wieder entlassen, da sie noch unter Herrn de K. gearbeitet haben, und nun soll lauter neues Personal unter dem neuen Administrator und unter stillschweigender Direktion des Herrn P. eingeführt werden.

Frau R. kam heute auch wieder nach Tosari und photot morgen wieder neue Leute. Sie ißt mit B. und S. und mir am gleichen Tisch im Eßsaal.

Meine Katze Puß hat sich in den letzten Wochen einen ganz neuen Schatz angeschafft, einen schönen, jungen, goldgelben Kater, der ihr gleichaltrig ist. Sie bringt ihn mit ins Zimmer zu mir und auf die Veranda. Der goldgelbe, den ich Plimplim getauft habe, kommt immer manierlich durch die Tür herein und nicht durchs offene Fenster gestürzt wie die früheren pechschwarzen Liebhaber der Puß. Plimplim hat eine schöne weiße Brust und weiße Pfötchen, sonst ist er rotgoldgelb wie der dicke goldgelbe Stammvater der Tosarikatzen. Er hat auch einen kurzen Schwanz, aber nicht so kurz wie der der Puß, und hat auch keinen charakteristischen malaiischen Knoten im kurzen Schwanz. Meine graue, beinahe rattenhäßliche Puß, die nicht so zart ist wie der goldgelbe, ist aber viel rassiger. Sie ist auf Brust und Beinen dunkelstreifig gezeichnet wie ein Tiger, sonst aber ist sie stichelhaarig grau, wie ich es selbst geworden bin in den kriegsgefangenen vier Jahren. Puß ist lebhaft, kräftig, mutig, flink und heftig. Der Plimplim aber ist ein immer weinerlich miauender Katzenmann. Seine Jugend aber entschuldigt seine Weinerlichkeit. Beide,

Puß und Plim, spielen wie Katzenschulkinder miteinander, halb verständig, halb kindlich. Zur ernsten Liebe sind sie noch zu jung. Meine Puß ist ja erst ein halbes Jahr alt. Plim ist noch etwas jünger, aber Puß ist sehr zärtlich, sie leckt ihn hinter den Ohren und am Hinterkopf, was Plim mit geschlossenem Auge sich sehr gern gefallen läßt. Sie sitzen beide meist auf einer Reisedecke am Fußende meines Bettes. Manchmal bleibt Plim auch zur Nacht da, und dann schläft Plim neben Puß. Jede Katze ist dann wie eine Schnecke zusammengerollt. Aber mitten in der Nacht, so um drei Uhr, wecken sie mich und wollen in den Mondscheingarten hinausgelassen werden. Besonders Puß schwärmt leidenschaftlich für Vollmondnächte, dann miaut sie an der Tür sitzend so lange, bis ich aus dem Bett springe und sie zum Mond hinauslasse.

Morgens, wenn der javanische Junge Ahmed um sechs Uhr eine halbe Flasche warme Milch ins Zimmer bringt, kommt Puß behaglich schnurrend zurück von ihrer Mondscheinfahrt. Sie springt dann wieder auf mein Bett, sieht mich mit großen schwarzen geweiteten Pupillen an und erzählt mir mit ihrer Augensprache, wie schön es war, und wie gut ich bin, daß ich sie nachts hinausließ zum Mondenschein.

Denn zwei Nächte haben Puß und ich einmal zusammen gekämpft, ich wollte sie nicht hinauslassen. Um mir das Aufstehen zu ersparen, wollte ich Puß von ihrer Mondscheinlust abbringen. Dreimal sprang ich auf und holte sie von der Tür, wo sie miaute, ins Bett zurück. Ich stopfte sie zuletzt an meiner Seite zwischen zwei meiner wollenen Decken und hielt sie mit dem rechten Arm fest. Sie kämpfte aber mit mir bis zum Morgen, bis die Sonne aufging. Ich schlief nicht mehr von nachts vier Uhr bis sechs Uhr und mußte immer noch wacher als die mondscheinlustige Puß sein, denn sie wollte mir immer aus den Decken entspringen, und mit ihrer Nase machte sie überall unter den Decken Auswege. Ich ohrfeigte sie auch ein paarmal, aber dabei zog ich den kürzeren.

Ich regte mich bei dem Streit so auf, daß ich am

Morgen vom Ärger und Zank der Nacht ganz erschöpft und verschlafen war und beinahe Herzkrämpfe verspürte von dem Kampf um meine Autorität.

Nach zweinächtigem Kampf habe ich jetzt den Widerstand gegen Puß aufgegeben. Ich stehe gehorsam nachts auf, wenn sie mich ruft, ich lasse ihrer Mondscheinlust freien Lauf, und ich fühle mich dabei am nächsten Tag wohler. Aber Puß dankt mir auch dafür mit großer Zutraulichkeit. Sie kommt, wenn ich auf dem Verandastuhl liege und lese, und setzt sich auf meine Brust, direkt aufs Herz. Da kauert sie sich nieder und schnurrt wohlig, bis sie einschläft. Sie ist auch sehr zärtlich zu meinen Lackschuhen, wenn ich die abends ausziehe, und zu meinen Stiefeln überhaupt. Solange sie noch warm sind, steckt sie mit Verzückung ihren Kopf in die warmen Stiefel. Sie macht sich auch gern im Schlafzimmer nützlich. Tags fängt sie die Fliegen und die Spinnen und nachts die Grillen und Nachtschmetterlinge von den Wänden. Während ich dies niederschreibe, spielen Puß und Plim auf meinem Kabinenkoffer in der Zimmerecke, wo meine Stiefel aufgereiht stehen. Dort verstecken sich immer Kakerlaken, die sie sich suchen.

Die Katzensprache habe ich auch gelernt, ein rollendes Grunzen mit der Gurgel; das ist die Umgangssprache der Katzen untereinander und zu intim befreundeten Menschen. Wenn sich aber Wünsche körperlicher Art melden, Durst, Hunger, Spaziergangslust, dann miauen sie erst laut, bald klagend, bald bittend, bald ärgerlich jammernd, bald vorwurfsvoll, je nach Heftigkeit des Wunsches. Der Wunsch, wenn er aus Liebesnatur kommt, wird aber zum süchtigen Gekreisch ohne Grenzen, wenn Katzen sich in der Nacht verliebt nachjagen. Sonst, in anderen Stunden, lassen sie die Pupillen ihrer riesengroßen Augen sprechen. Wenn sie Spiellust haben, machen sie berauschte, trunkene Pupillen. Gewöhnlich aber ist die Pupille nur senkrecht schmal geschlitzt sichtbar, dann sind sie gelangweilt, meine Kätzchen. Jetzt rollen sie spielend am Fußende meines Bettes umher, der Plim und die Puß. Es sind das meine stillen, trauten Zimmergesellen in Tosari.

Übermut

Sage mir, wie wohl das tut — plumm, plumm,
Eine Viertelstunde Übermut — plumm, plumm.
Wenn dein Ohr am Ohr mir ruht,
Wie wird dann die böse Welt so gut!

Und dein Lachen steckt mich an — plumm, plamm,
Lachen muß ich, was ich lachen kann — plumm,
plamm.
Lachend kommt dein Mund zu mir heran,
Und am langen Kuß erstick' ich dann.

Sage mir, wie wohl das tut — plumm, plumm,
Eine Viertelstunde Übermut — plumm, plumm.
Wenn dein Mund am Mund mir ruht,
Wie wird dann die böse Welt so gut.

Tosari, 28. Mai 1918,
in Erinnerung an die vielen verliebten Stunden zwischen
Annie und mir, liebe Annie mein!

Tosari, 28. Mai 1918. Abends sechs Uhr

Gestern abend, als ich eben in das Tagebuch über Plim und Puß, die Katzen, geschrieben hatte, klopfte es laut und heftig an meine Glastüre. Fräulein W. stand draußen, sie hatte mit Herrn Sch. einen Vollmondspaziergang nach Tosari herunter gemacht. Ich war ganz überrascht. Dann saß sie plaudernd bei mir mit Sch. und den anderen, und um zehn Uhr gingen beide wieder im Mondschein nach Ngadiwono zurück.

Heute morgen um halb sieben Uhr gingen Frau R., B., St. und ich hinüber nach Ngadiwono. Wir frühstückten dort und blieben bis zwölf Uhr. Um ein Uhr waren wir wieder in Tosari.

Morgen reisen alle Deutschen aus Ngadiwono nach Soerabaja zurück. Elschens Schule beginnt wieder nach den Pfingstferien. Sie geht in die deutsche Schule. Die ist in der Kegelbahn des deutschen Vereins installiert. Es sind nur vier bis fünf Schüler in der

Schule. Elschen hat dort zwei Stunden Schule jeden Morgen, das ist gottlob nicht sehr viel.

Mit der holländischen Schiffahrt hat es wieder große Schwierigkeiten. Es gehen gar keine Schiffe mehr, da noch keine Einigung mit Deutschland statthatte. Daß der schwedische Gesandte Tokio verlassen hat, läßt neue zukünftige Verwicklungen voraussehen. Vielleicht wird England die Neutralen doch noch in den Krieg ziehen. Aber Schweden wird dann zu Deutschland halten. Wie kann das auch anders sein? Da meine Frau, meine Annie, eine Schwedin ist, so wird das Geburtsland meiner Anniefrau mir doch so treu bleiben und meinem Deutschland, wie es Annie mir ist.

Heute nacht hatte ich unheimliche Träume. Ich sah zwei Menschen aus der Erde steigen, die führten mich herum. Um zu sehen, ob es gute Geister wären, begann ich laut zu beten und vom lieben Gott zu sprechen. Sie lächelten nur. Und ich war überzeugt, da sie nicht verschwanden, daß sie mir Gutes tun wollten. Später begann der eine Mensch mir eine Matratze zu zeigen. In die sollte ich gewickelt werden. Ich fand das unbehaglich. Es war, als wollte man mich mit der Matratze begraben. Ich dachte: Warum soll das sein? Muß ich sterben? Dann stand der Mensch vor mir in einem weißleuchtenden Hemd und verschwand wieder vor mir in der Erde. Ich wachte unter Gruseln von diesem Traum aus tiefem Schlaf auf.

Wenn ich wirklich noch drei Jahre von Annie getrennt sein soll, so weiß ich gar nicht, ob ich das überleben werde. Es schaudert mich bei dem Gedanken, daß der Krieg noch drei Jahre dauern könnte. O, wie ist doch alles so ernst und so tieftraurig!

Es ist klarer, blauer Morgenhimmel. Ich aß eben wie immer mein Frühstück auf der Veranda bei mir, da begannen ein paar Vögel, die im kletternden Teerosenbaum vor meinem Fenster nisten, sehr laut und unruhig zu flattern. Ich hörte zugleich ein rollendes Donnern und dachte an ein Gewitter in irgendeinem Gebirgstal, aber bald wiederholte sich das Donnern. Es hält jetzt noch an, während ich dies niederschreibe.

Meine Katze, die am Fußboden von ihrem ausgebreiteten Soerabaja-Handelsblatt ihr Frühstück frißt, ließ alles stehen und sprang appetitlos fort. Da fiel mir ein, das fortwährende Donnern muß vom Bromokrater oben im Gebirge kommen. Ich ging auf meine zweite Veranda, die nach Osten und Süden sieht und sah auch eine ungeheure weiße Dampfwolke sich über den Gebirgsrand und den blauen Morgenhimmel wälzen. Ich machte Herrn und Frau N., die auch vor ihrer Tür bei Zimmer 50 saßen und sich sonnten, aufmerksam. Da donnerte es wieder, und neuer Dampf wuchs langsam in den Himmel, wie der Dampf eines Riesengeschützmundes.

Seit vier Wochen hat der Bromo abends nicht mehr nach Schwefelwasserstoff gerochen, sonst stank er oft vom Abend bis zum Morgen so furchtbar aufdringlich, daß man alle Fenster und Luken schließen mußte, um nicht zu ersticken. Nun aber poltert der Bromo heute immer weiter in den Morgen hinein. Ich möchte wissen, was daraus werden soll. Auch die Schwalben fliegen unruhig paarweise draußen um die Dächer und geben Warnrufe, kreischende, ängstliche. Ich würde einen gewaltigen Bromoausbruch recht unterhaltend finden.

Abends neun Uhr

Heute morgen um elf Uhr bekam ich ein Telegramm aus Soerabaja von H.s: Die Deutschen forcierten den Übergang über die Aisne, machten fünfzehntausend Gefangene. Auch B. hatte zu gleicher Zeit ein ähnliches Telegramm aus Soerabaja erhalten. Wir waren sehr froh.

Und doch fühle ich mich heute nachmittag so beklommen — wieder so sehr beklommen. Ich leide so sehr an Sehnsucht und Heimweh, ich möchte in den Garten stürzen, mich auf die Erde werfen, das Gras raufen und schreien, schreien. Ich bin so gequält von meinem Herzleid. Es ist so quälend, so niederschlagend. Ich bin matt, zerschlagen und habe wie ein Durstender nur einen Gedanken, immer nur den einen Gedanken: meinen Herzdurst zu stillen. Ich bin ganz

zerschlagen von dem unstillbaren Drang: Heim, heim zu Annie, endlich zu Annie!

Wie sind die langen Stunden leer!
Nie kommt von dir ein Echo her.
Nie haben sich mehr unsere Hände gefunden.
Die Brust ist mir drinnen zerschürft und zerschunden.

Die Tage kommen und sterben fort,
Lieblos und ohne dein stärkend Wort.
Warum ich noch lebe? Ich lebe vom Warten,
Wie die Bäume im Winter, die halbtot erstarrten.

Tosari-Java, 30. Mai 1918

M. Dauthendey an Annie in Stockholm.

Tosari, Freitag, 31. Mai 1918.
Morgens sechs Uhr

Es ist wieder ein durchdringend blauer Morgen heute am letzten Maitage. Der Bromokrater ist ganz still heute. Ich habe wieder vom frühen Morgen an bedrückte und beklommene Stimmung in der Brust. Ich sollte mit Frau T. um halb neun Uhr eine kleine „Wandeling" machen. Ich habe aber eben abgeschrieben. Ich bin so niedergeschlagen. Auch Frau R. und Herrn B., die mich heute zu ihrem Ausflug nach Negodjadjar dabei haben wollten, habe ich gestern absagen müssen. Mein Herz ist zu traurig. Ich kann nicht genug Laune und Übermut aufbringen. Ich bin am liebsten ganz allein mit meinen Gedanken an Annie und an zu Hause. Wie soll das mit meinem Herzen werden, wenn der Krieg noch lange dauert? Es ist als dorrte das Herz in meiner Brust ein und stürbe ganz von selbst weg. Lieber großer Gott, gib mir doch die Kräfte und bringe mich stark und lebend zu Annie und nach Deutschland zurück. Erhöre mich bald, du heiliger Gottesgeist!

Dieses lärmende Hotel! Dieses Kindergeschrei und die vielen Menschenstimmen vom Morgen bis zum Abend neben mir auf den Veranden und hinter den Wänden, — das ist auch so quälend und läßt mich

kaum klare Gedanken fassen. Ich habe täglich nur Kraft zum Tagebuchschreiben und zum Einkleben von Kriegsnachrichten aus der Zeitung. Dann ist meine Energie gleich erschöpft, und ich muß mich auf den Liegestuhl oder auf das Bett legen.

Daß man ewigen Sommer ewig blühend vor Tür und Fenster sieht und niemals scharfen Winter erlebt und nie abwechselnde Naturkräfte, — das überspannt auch meinen europäischen Leib und Geist, der den Wechsel der Jahreszeiten seit vier Jahren vergeblich ersehnt. Vom frühen Morgen an ist Lärm der Kinder auf den Galerien des Zwölfzimmerhauses, genannt Hahnenstall.

Auch neben mir wohnt jetzt eine Mutter mit einem lebhaften Knaben. Ich bin des Lärmes so müde. Der entlassene Administrator Herr de K. will oben in Tosari acht Pavillonhäuser bauen lassen, die sollen zum Herbst fertig sein. Ich überlege, ob ich da nicht lieber in ein Einzelhaus ziehen soll, fern vom Sanatorium Tosari. Ich fürchte nur, auf die Dauer ist das Alleinsein in einem Einzelhaus gar zu einsam.

Tosari, Sonntag, 2. Juni 1918.
Abends sieben Uhr

Die Nachrichten heute, daß eine Feldschlacht bei Chateau Thierry ausgekämpft wird, außerdem daß der Fall von Reims nahe bevorsteht, das zu lesen, tat recht gut und wohl. Nun sind wir in spannender Erwartung auf die nächsten Telegramme, man lebt in einer so unendlichen Spannung. Eine vierjährige Spannung, die täglich wieder neu und erschütternd wirkt. Herr St. erzählte mir neulich, daß alles geschliffene Glas hier in Indien mit der Zeit erblindet, wahrscheinlich von der warmen, feuchten Luft, die sich daran niederschlägt. Jeder Fernstecher, jedes Fernrohr, jede photographische Linse erblindet hier, mit grauem Belag. Es ist, als ob das Äquatorklima hier alles zerstört, was aus Europa kommt. Eisen verrostet, die Uhrwerke bleiben stehen. Man muß besondere Tropenuhren hier haben. Die in Europa gebrauchten, nicht für die Tropen gearbeiteten, dehnen

sich aus und bleiben stehen. Die Sammet- und anderen Kleiderstoffe zerfallen hier rasch, und die Tuche verschimmeln. Ebenso verschimmelt alles Lederzeug rasch, wenn es nicht immer geputzt wird, die Koffer verfaulen, ebenso die ungebrauchten Stiefel. Die Bücher werden von Würmern und Kakerlaken zerfressen. Es ist ein steter Kampf, den man hier gegen das Klima und die Insekten führen muß. Deshalb kann man Häuser nicht wie in Europa mit Bildern und Stoffen schmücken, auch die Holzsachen werden zerfressen. Es ist ein freudloses Dasein, wenn man lange hier leben muß. Am schmucksten sehen hier ganz kahle, geweißte Zimmer aus mit einigen bunten Porzellantellern an den Wänden, mit einigen großen Porzellanvasen voll grüner Blattpflanzen in den Zimmerecken, und sonst mit rohen Möbeln eingerichtet und mit japanischen Matten am Steinfußboden. Die Pianos ebenso wie die Violinen verderben auch rasch und werden mißtönig. Ich erstaune, daß hier überhaupt europäische Konzerte gegeben werden können.

Tosari, Mittwoch, 5. Juni 1918.
Morgens halb neun Uhr

Neben mir im Zimmer 58 wohnt jetzt seit einigen Tagen eine holländische Mutter mit ihrem siebenjährigen Sohn. Diese Mutter ist das Muster einer Mutter. Sie lebt ihr Leben immer mit dem Kinde und in herzlicher Fürsorge für das Kind. Der Junge muß recht krank gewesen sein, er ist aufgedunsen blaß. Aber sonst ist es ein lebhafter, kräftig sprechender Knabe. Er ist so weißblond und so blaßblauäugig wie seine weißblonde, kräftig und derb gebaute, aber doch zarte Mutter.

Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen höre ich die lieben Plaudereien zwischen Mutter und Kind. Es tut mir ungemein wohl, hinter der Wand echte Gefühle und echte Liebe, Mutter- und Kindesliebe, blühend und lebend zu wissen. Denn hinter meiner anderen Wand, wo X.s wohnen, da höre ich nur Verzweiflungsweinen, Zanken und tobsüchtige, hysterische Worte und sachtes, gedrücktes

Gemurmel zwischen Frau und Mann, oder tiefes, lautes Schluchzen fast den ganzen Tag seit den fünf Monaten, die sie nun hier wohnen.

Noch nie traf ich eine Mutter, die ihrem Kinde so gern aus Bilderbüchern vorliest wie die sanfte weißblonde Holländerin nebenan. Morgens und mittags und abends, immer liest sie dem Knaben irgend etwas aus einem der vielen Bilderbücher vor. Trotzdem es laut, deutlich und eingehend auf der Veranda geschieht, die von meiner Wand nur durch eine braunlackierte, spanische Wand getrennt ist, fühlte ich mich beim Schreiben und Lesen nie gestört. Dagegen bringt mich X.s zankwütiges Eheleben oft zur Verzweiflung. Herzlichkeit stört nie, auch wenn sie sich laut äußert. Herzenswildheit aber ist störender als Hundegebell.

Ardjoeno

Da draußen schwebt ein feierlicher Berg,
Getragen von zerpflückten weißen Wolken.
Er scheint enthoben allen Erdensorgen
Und lächelt wie der lächelnd helle Morgen.
Im Garten flitzen schwarze Vöglein hin,
Der Wind spielt mit den dünnen Fuchsienbüschen,
Ums Fenster ranken gelbe Kletterrosen.
Im Himmel wohnen alle, in dem großen.
Auch ich mit ihnen in dem Himmel bin,
Im festlich dunklen Himmel meiner Schmerzen.
Fern teilt die Liebste meine großen Leiden.
Wir lächeln wie der blaue Berg, wir beiden.

Tosari, 5. Juni 1918

7. Juni 1918

Heute morgen schlug ich, wie immer nach dem Erwachen, die Bibel auf, da fand ich zufällig Hesekiel 24. Er redet zum Volk, daß sein Weib gestorben ist und Gott ihm geboten hat, nicht zu trauern, nicht zu weinen, sondern festlich zu sein. Diese Bibelstelle kam mir ähnlich vor wie mein Gedicht, das ich gestern morgen machte. Da fühlte ich auch festliches Leid.

Und wie der blaue Ardjoeno, über weißen Wolken schwebend, so wirkte auf mich Annies Traumbild im weißen Spitzenkleid heute nacht. Ich wurde aber bang, als ich heute morgen vom Sterben des Weibes des Propheten in der Bibel las. Will der Himmel mir wirklich meine Annie töten, und will er uns kein Wiedersehen in dieser Menschengestalt geben?

Was Gott tut, ist aber immer wohlgetan. Und ich wie auf meinen eigenen Tod, so bin ich auch stündlich auf das Verschwinden des Geliebtesten im Leben vorbereitet. Ich darf es mir aber nicht vorstellen. Es schmerzt so sehr, wenn ich an so große Betrübnis denken muß. — Der Trost, der mich tröstet, ist, daß wir alle im Ewigen weiterleben.

Ich sehe also auch im Tod keine Trennung von Annie. Wir finden uns im Wiedergeborenwerden wieder, wenn wir uns fest lieben und uns fest durch Liebe zueinander anziehen. Wo die Liebe nicht losläßt, da lassen sich die Geister und Seelen nicht scheiden.

O wenn ich nur wüßte, wie es meiner Annie in diesem Augenblick, wo ich dies niederschreibe, geht? Annieherz, mein Herz, ich bin so erkältet im Herzen von der Einsamkeit und friere Tag und Nacht mitten in der Tropenhitze.

Frau B. erzählte mir, wie sie auf dem „Derfflinger" im Vorfrühling 1914 zum erstenmal nach Java kam. Sie hatte Java noch nie gesehen. Im November bekam sie das erste Kind, später das zweite. Nun hat sie große Sehnsucht, einmal mit den Kindern heimzukommen in das Haus ihres Vaters nach Memmingen.

Ich liebe es immer, Menschen zuzuhören, die auch Heimweh und Sehnsucht nach Europa haben, wie ich. Es ist mir dann, als erleichterten sie mir mein Herz und nähmen mir ein wenig von der Sehnsucht ab, wenn sie von ihrer Sehnsucht erzählen. Sonst komme ich mir einsam wie ein Aussätziger in Indien vor, wenn ich alle Menschen hier geschäftig und zufrieden zu Hause sehe.

Während so Frau B. von ihrer Memminger bayrischen Heimat plauderte, stiegen wir hinter Jantjes Pferd wieder die Jakobsleiter hinauf, nach Tosari

zurück. Es ist ein wolkiger Nebelmittag geworden, nachdem der Morgen ein so kristallblaues Gesicht gezeigt hatte, wie alle die letzten Tage. Nun ist es zwölf Uhr und die Zeitung muß bald kommen.

Während ich hier im blauen Höhenhimmel liege, fließt zu Hause ernstes, deutsches junges Blut an der Westfront. Ich vergesse das keinen Augenblick. Heute ist meines kleinen Nachbars Max Vater angekommen und hat noch zwei ältere Zwillingsbrüder mitgebracht, von neun Jahren ungefähr, zwei blonde, kräftige Burschen. Eben erzählt der Vater beim Tee, wo Mutter, Vater und drei Kinder neben mir auf der Veranda so gemütlich zusammensitzen, wie ich nie einer Familie im Hotel begegnet bin; und der Vater erzählt dem Max eine lange Geschichte aus dem Zirkus oder ein Tiermärchen. Dazu schlürfen sie Tee, und die Brüder helfen beim Erzählen mit.

Die Brüder erzählen realistisch modern, nüchtern gesund und kräftig. Der Vater aber erzählt mit mystischer, geheimnisvoller Stimme. Und Max, der sonst die lauteste Jungenstimme hat, ist heute totenstill. Nur bietet er dazwischen mit lauter Stimme an. „Die besten Pfeffermünzplätzchen aus Soerabaja!" ruft er.

Ich fühle mich köstlich von der köstlichen, lieben Familie unterhalten.

Indessen hatten X.s wieder Krach. Trotzdem er mir heute morgen erst anvertraut hat, sie würden beide doch noch recht glücklich. Sie glauben das beide in den wenigen ruhigen Stunden, bis eine neue Sturmflut von Zank und Nerven angestürzt kommt bei ihr und es blitzt und donnert in dem Zimmer der jungen unglücklichen Eheleute.

Tosari, Sonntag, 9. Juni 1918.
Abends neun Uhr

Gestern abend, als ich um sieben Uhr Zeitungstelegramme für mein Tagebuch ausschnitt, kamen X.s, Abschiedsbesuch machen. Und heute morgen um sechs Uhr sind sie mit dem Auto endgültig von Tosari abgereist, nachdem sie fünf Monate hier gelebt hatten.

Sie entschuldigte sich noch zum Abschied, daß sie mich oft gestört hätte, und da konnte ich ihr gar nicht mehr böse sein. Sie klagte, daß sie hier nichts für ihren Geist und ihre Arbeit gehabt habe, und in Europa würde es viel besser werden.

Ich sagte ihr, sie solle lernen, mit allen Menschen gemütlich verkehren zu können. Je höher man steht, und je mehr man sich geistig fühlt, desto anspruchsloser muß man im Verkehr sein und lernen, mit allen Menschen zu fühlen und zu verkehren. Ein Mensch gibt einem mehr, einer gibt weniger, aber alle haben allen etwas zu geben. Und der Einfachste kann dem Höchsten von innerem Nutzen sein und auch zu herzlichster Unterhaltung. Denn nicht nur der Geist, sondern vor allem das Herz, das Gefühl will sich im Verkehr mit unterhalten.

Sie sagte darauf, sie wäre zu stolz, das habe sie von ihrer Mutter. Da sagte ich ihr, sie müsse ihren Stolz zerbrechen und ihr Herz fühlen lassen. Am Stolz würde sie nichts haben, und der Stolz gebe dem Menschen nichts als Leere. Das Gefühl und das Nachfühlen mit allen Menschen aber macht reich. Sie soll auch nicht zu viel mit ihrem Mann ewige nutzlose Reden halten, sondern sie soll schweigen und ihrem Mann schweigend nachfühlen. Es schien mir, als nehme sie sich meine Rede zu Herzen.

Möge ihr jedes Wort ein Heilmittel werden.

Tosari, Montag, 10. Juni 1918. Mittags

Ich bin jetzt immer so erschöpft und weiß nicht, wovon. Ich habe so viel Gegenwarts-, Vergangenheits- und Zukunftsgedanken zu gleicher Zeit im Kopf. Und das ermüdet so sehr, wenn sie jahrelang dauert, diese dreigeteilte gleichzeitige Gedankenwelt.

Ich stehe seit einigen Tagen morgens wohl früh auf, aber ich lege mich nach dem Frühstück auf das Bett, und dann denke ich und denke ich und lese dazwischen zur Erholung und Erhebung in der Bibel.

Gegen halb elf Uhr erhebe ich mich dann und ziehe mich langsam an. Es ist, als lohnte es sich nicht, sich anzuziehen, da kein Tag mich Annie näher bringt.

Nur in der Bibel beim Lesen der Propheten, der Psalmen, der herrlichen, und der wunderbar einfachen und göttlichen Worte der Reden Christi bin ich im Geist ganz nahe bei meiner Annie. Aber mein Körper wird immer trauriger, da ich Annie nie in meine Arme ziehen kann. Dieses unendliche Sehnen ermüdet mein Blut, so daß ich schlafen, schlafen, schlafen möchte.

Ich habe so lange gewacht und gewartet, kommt dann jetzt um zwölf Uhr die Zeitung, dann sehe ich sie hungrig durch. Fühle und freue mich und leide mit Deutschland. Aber der Krieg sieht endlos aus. Die deutschen Westfrontoffensiven rücken wohl vorwärts, aber man ahnt hier kein Ziel, man weiß nicht, will das deutsche Heer Paris einschließen, oder gilt der Weg nur Calais. Und wie lange, lange wird das dauern, bis Paris belagert, zerschossen und genommen wird, und wie ewig wird das dauern, bis Calais belagert und genommen ist.

Und was dann? fragen wir uns hier alle. Gesetzt, Paris würde fallen, und Calais würde fallen, immer fällt dadurch noch nicht die englische Macht zusammen. Die Engländer sitzen auf ihrer Insel sicherer als auf jeder Festung. Was muß geschehen, um England zu besiegen? Niemand hier kann sich das heute vorstellen.

Seit gestern heißt es, daß eine deutsche Offensive auch gegen Italien im Anzuge ist. Aber das fürchteten die Alliierten schon vor einigen Wochen. Wenn das wahr ist, so wird man Italien wohl bald geschlagen haben. Und vielleicht zu gleicher Zeit auch Frankreich. Aber England wird wohl kaum nachgeben, wenn auch Frankreich und Italien zum Frieden gezwungen würden. Denn England stützt sich immer noch auf das großmäulige, reiche, aber ungeschulte, unsoldatische Amerika. Zwei Jahre können über der bevorstehenden Kriegsarbeit noch vergehen, ehe England einsehen muß, wie wenig ihm Amerika nützt. Und wie unüberwindlich mein gesundes, rechtliches, edles Deutschland ist in seiner sicheren Manneskraft, Herzenskraft und Geisteskraft. — Zwei Jahre Wartezeit, mein Herz, mein deutsches! Geduld, Geduld und Ruhe!

Herr B. sagte mir, er habe bei fünf Gräbern von

in Malang in den Kriegsjahren gestorbenen Deutschen, auch auf Kapitän N.s Grab, auf die neuerrichteten Grabsteine den Satz setzen lassen: „Der Heimat fern in schwerer Zeit, warst du ihr treuer Sohn." Das ist ein hübscher, einfacher Gedenkspruch. Herrn de K., dem entlassenen Administrator, begegnete ich vorgestern morgen in Alt-Tosari. Er zeigte mir den Platz, wo er seine acht kleinen Häuser bauen lassen will. Einige sollen ein Zimmer und Veranda haben, andere zwei Zimmer und Veranda, alle sollen Badezimmer und Küche als Beigebäude haben. Aber die Lage gefällt mir nicht. Am Hang eines Abgrundes und auf dem Hügel dicht darüber, an dessen Hang die acht Häuser liegen werden, ist der europäische Friedhof von Tosari. Das ist ungesund, scheint mir. Wo hier so viele Malaria- und Typhuskranke sterben und begraben sind.

Oft überlege ich, ob ich mir nicht für dreihundert Gulden ein solches Pavillonhaus bauen lassen soll, in Einsamkeit irgendwo am Bromo-Reitweg, hoch über Tosari. Das Essen könnte ich mir täglich holen lassen. Oder ich könnte auch Reistafeln täglich kochen lassen. Aber ich denke, da ich die javanische Sprache nicht kann, und da auch die Einsamkeit zu unfroh sein wird, wo ich schon so sehr einsam bin, so wäre es nicht gut, wenn ich so allein wohnen würde. Hier im Hotel ist zwar viel banaler Lärm. Aber die Menschen zu sehen, sie lachen und plaudern zu hören und bei Europäern zu leben, das erquickt mich doch sehr. Denn unter den Javanen bei einem Bergkampong würde ich mir wohl ganz weltverstoßen vorkommen und würde schwermütig werden. Aber das Leben im eigenen Häuschen wäre natürlich viel billiger. Der Himmel erleuchte mich, was ich tun soll!

Herr de K. würde mir bald ein Häuschen bauen lassen, wenn ich es ihm sagen würde. Ich grüble seit einigen Tagen immer darüber nach, denn das Leben im Hotel hier wird immer teurer, und ich weiß nicht, ob ich so viel Geld die zwei Jahre lang, die der Krieg wohl noch dauert, geliehen erhalten kann. Aus Europa habe ich seit einem Jahr kein Geld mehr erhalten können.

Grausame, ungewisse und unklare Zeit, willst du nicht bald ein Ende nehmen? Ich wünschte, ich wäre einer der friedlichen Menschen, die später, wenn der Weltkrieg ausgerungen ist, dieses Tagebuch in tiefer Friedenszeit gedruckt lesen werden. Wie seltsam müssen ihnen die Kriegsklagen dann ins friedliche Ohr und Herz klingen!

Tosari, Mittwoch, 12. Juni 1918

Gestern war der Geburtstag von Herrn T. Ich schenkte ihm mein Buch „Des großen Krieges Not". Abends aß ich mit Herrn und Frau T. zusammen. Er hört auf dem linken Ohr nicht. Er wurde gestern einundfünfzig Jahre. Es ist ein großer Altersunterschied zwischen ihm und ihr. Sie luden mich in ihr Haus nach Semarang ein. Ich soll auch mal Mirbabu, einen Gebirgsplatz bei Semarang, besuchen. Aber ich glaube, ich bleibe am liebsten immer bis Kriegsende auf Tosari. Dies ist der kühlste Platz auf ganz Java. Alle anderen Plätze liegen niedriger und wärmer, und nur in der Kühle kann ich geistig gut dichten und denken und lesen. Die Wärme von Garoet erschöpfte mich sehr, und dort sehnte ich mich jeden Abend nach einem frischen Atemzug. Hier ist es oft den ganzen Tag frisch, wenn es neblig und bewölkt ist.

B. erzählte mir, die jungen Engländer Soerabajas hätten im Simpang-Restaurant dort eine Zusammenkunft gehabt, um zu beraten, ob es notwendig wäre, an die Front zu reisen. Man sprach sich allgemein dagegen aus, und besonders ein Engländer hielt lange Reden dagegen. Man trank dabei stark, und schwer angetrunken verließen die Engländer in der Nacht das Haus. Draußen stürzte der, der am meisten gegen die Reise an die Front gesprochen hatte, betrunken in die Straßenrinne. Er fiel dabei so unglücklich in einen großen Flaschenscherben, daß er sofort tot war. Das Schicksal, dem er ausweichen wollte, da er dem Tod an der Front entgangen zu sein glaubte, indem er gegen die Reise an die Front sprach, hatte ihn noch in der gleichen Stunde dem schmählichsten Tod ausgeliefert, den ein Mann sterben kann. Den Tod

eines Betrunkenen in der Straßenrinne hat er als Lohn für seine Untreue gegen sein Vaterland erhalten. Viele der jungen Engländer Javas sollen jetzt nach Australien ausgerissen sein, um nicht als Soldaten an die Front reisen zu müssen.

Tosari, 13. Juni 1918. Abends neun Uhr

Ich esse abends immer unten auf meiner Veranda. Meine kleine graue Pußkatze frißt neben mir am Fußboden von ihrer Zeitung. Dann kommt gewöhnlich Syster J. dazu und plaudert etwas über die Tagesereignisse und über den Krieg. Sie glaubt sicher, daß der Krieg Ende dieses Jahres aus sein wird. Ich glaube, in zwei Jahren wird Frieden sein.

Aber heute bekam Herr B. einen Brief von einem Freund, aus Buitenzorg, der sagt, daß man sich in Buitenzorg beim General-Gouvernement geäußert habe, der Krieg würde noch in diesem Jahre aus sein; und man hätte sich in allen den Kriegsjahren niemals dort über das Kriegsende ausgesprochen. Deshalb findet Herr B. es möglich, daß etwas Wahres an dem Ausspruch sein kann.

Gott gebe es, daß es wahr wird und ich zu Weihnachten heimreisen darf. O, wie unendlich froh und glücklich wäre ich dann! Aber mir kommt das ganz unglaubhaft vor.

Gottlob, die deutsche Offensive geht immer noch vorwärts gegen Paris. Ich bin so beklommen im Herzen, wenn ich daran denke, daß jede Stunde jetzt über Leichen und Blut wandern muß, und daß es noch viel Leichen und Blut kosten muß, bis der schwer errungene Friede geschlossen werden kann. Ich fühle das große Töten an der Westfront jeden Augenblick wie eine große Bangigkeit in meinem Herzen und ich lese mit Beklemmung die Zeitung; es ist, als ob jeder Mann, der fällt, mein eigener Sohn wäre, und ich leide mit allen, mit dem Freund und mit dem Feind ebenso. Herr Sch. erzählte mir vor seiner Abreise, daß Konsul R. bei W., dem Konsul in Batavia, angeregt habe, einen deutschen Brief an den Generalgouverneur nach Buitenzorg zu schreiben und anzu-

fragen, ob man die hier so viele Jahre festsitzenden Deutschen nicht doch austauschen lassen könnte gegen englische Offiziere. Mir zitterte mein Herz vor Freude, als ich das hörte. Aber Herr B. sagte mir später, es gäbe keine Gelegenheit, heimzukommen. Das machte mich recht niedergeschlagen.

Tosari, 19. Juni 1918. Nachmittags drei Uhr

Nun ist in ein paar Tagen in Europa wieder der längste Tag, und danach bei abnehmendem Licht denken die Leute, besonders die Schweden bei meiner Annie, wieder an den kommenden Winter. Wenn auch noch drei Sommermonate bevorstehen in Europa, der 23. Juni hat immer, wenn er überschritten ist, den Eindruck hinterlassen: Die Jahreshöhe, die Lichtstärke der Natur ist erreicht. Und man fragt sich: Wie schnell wird es wieder Herbst, Winter und Weihnachten sein?

Ich will Annie zum schwedischen Mitsommertag ein Telegramm senden von hier. Arme Annie mein, von der ich so wenig, ach, gar so wenig höre!

Heute und gestern ist es hier auf Tosari ausnahmsweise brennend heiß gewesen. Gestern nachmittag bogen sich die Buchdeckel und roch das Schreibpapier gedörrt und brandig auf meinem Tisch auf der Veranda, da das Wellblechdach unendliche Hitze ausstrahlt und das Licht durch die Glasscheiben auch sehr scharf hereinsticht. Die Hitze auf Tosari ist viel brennender und sengender als die Hitze in der Soerabaja-Ebene, wo es schwül, feucht und dunstig ist. In Tosari oben brennt die Sonne durch die trockene Luft wie die Sommersonne in Europa, und das ist für Stunden viel lästiger als die Tropenschwüle unten auf Java.

Während ich schreibe, liegt meine graue, liebe, kleine Puß auf einer Zeitung neben mir auf einem Schreibtisch und sonnt sich an der glühenden Nachmittagssonne. Sie ist ein liebes Tierchen und anhänglich und fühlt sich ganz zu Hause bei Papa Dauthendey auf Zimmer 57 im „Hahnenstall".

Es ist ein so innerliches Wesen, so eine Katze. Wenn ich manchmal plötzlich etwas ausdenke und ganz

45*

andächtig denke, und wenn ich voller Stimmung im Band meiner gesammelten Gedichte die Liebeslieder meines Lebens nachlese und dabei auf dem Bettrand sitze und es für lange Zeit totenstill ist im Zimmer, dann kauert die Puß ganz lautlos und aufgeplustert gemütlich irgendwo am Fußboden und rührt sich nicht, als höre sie der stimmungsvollen Stille zu und verstehe die Ergriffenheit meiner Gedanken. Ebenso tut sie, wenn ich morgens vertieft in der Bibel lese, dann fühlt sie Gedanken und Gefühlsweihe mit mir und hält sich lautlos und kauert wie in sich versunken und stört mich nie, die gute, kleine, junge Puß. Ich glaube sicher, daß zwischen Haustieren und ihrem Herrn eine innige Gedanken- und Gefühlsübertragung besteht. Sie sind durch das Zusammenleben wie enge, gleichgestimmte telegraphische Apparate geworden, und sie teilen sich im Schweigen Funksprüche mit.

Tosari, Freitag, 21. Juni 1918.
Mittags zwölf Uhr

Gestern morgen war ich mit den drei Damen Frau B., Frau F. und Fräulein D., einer holländischen Krankenschwester, die zur Kur hier ist, alles junge Menschenkinder von fünfundzwanzig Jahren, am Vormittag unten in der Schlucht beim Wasserfall des Nymphenbades. Es war ein brennend heißer Morgen. Dort photote ich die Damen beim Wasserfall sitzend auf dem Felsen, und Frau B. knipste auch ein paar Bilder von mir.

Als wir Tosari zu dem Spaziergang verließen, kam uns zwischen den Rosengärten auf dem Fahrweg ein hübsches Kind, ein lachendes Mädchen von zehn Jahren entgegengeritten. Sie strahlte vor Vergnügen auf ihrem Pferdchen. Mittags um ein Uhr, als ich mit Herrn B. zur dritten Terasse heraufstieg, um zum Eßsaal zu gehen, war ein großes Geschrei auf der zweiten Terrasse, wo Garten und Tennisplatz liegen. Ein Kind war vom Geländer der dritten Terrasse auf die zweite gestürzt. Alle Gäste rannten aus dem Rekreatiesaal herbei. Ich lief auch hin. Es war dasselbe kleine Mädchen, das vor einigen Stunden

so vergnügt an uns vorüberritt. Es lag und schrie. Der Doktor von Tosari hob es auf. Es brüllte aber entsetzlich. Es hatte beim Sturz von der sechs Meter hohen Grasböschung den Oberschenkel gebrochen. Neun Kinder hatten sich auf das schwarzgeteerte Holzgeländer der oberen Terrasse gesetzt. Die Holzleiste war gebrochen, die anderen konnten fortspringen, aber das eine Kind war herabgestürzt und wurde nachmittags im Auto von der Krankenschwester D. nach Soerabaja gefahren.

Als die Kleine morgens an uns vorbeiritt, sagte ich noch zu den drei Damen: „O sehen Sie doch, wie glücklich das Kind ist! Die ist glücklich!" Und mittags war sie schon die Unglücklichste von ganz Tosari. Furchtbar schnell wechselt das Schicksal der Lebenden.

Tosari, Sonntag, 23. Juni 1918

Heute ist Mitsommertag in Schweden. Wo wird meine Annie diesen großen schwedischen Feiertag verbringen. Um den Maibaum wird sie kaum irgendwo tanzen. Öfters haben wir diesen Tag zusammen in Schweden verlebt. Einmal in Wisby auf der Insel Gotland im Jahre 1903. Annies Mutter und ihr Bruder Axel, der damals Seekadett war, waren mit dabei. Ein anderes Mal 1910 auf der Insel Koster bei Strömstad an der Westküste von Schweden. Ich habe als junger Mann das schwedische Mitsommerfest auch einmal in Quille bei Fjellbacke im Pfarrhof des Kyrkeherden Uddgren verlebt, 1892.

Wie fern, wie fern liegt das! Werde ich Schweden oder einen schwedischen Mitsommertag wiedersehen? Einmal, 1911, erlebten wir dieses Fest im Seebad Arild in Südschweden mit Annies Mutter zusammen. Später, im gleichen Jahr, reisten wir noch in das große Seebad Marstrand, auch an der Westküste, aber nördlicher, bei Gothenburg, und danach gingen wir wieder nach Strömstad und auf die Insel Koster. Zweimal wohnten wir Sommers auf der Insel Koster, 1910 und 1911.

Es ist hier schon dunkler Abend um halb sieben Uhr, wie immer gleichmäßig dunkel. Seit vier Jahren

sehe ich die Sonne täglich um sechs Uhr morgens aufgehen und um sechs Uhr abends untergehen. Von den langen, hellen Sommernächten wissen wir hier auf Java gar nichts. Es ist eintönig und zuletzt in seiner Eintönigkeit quälend, diese ewige jahreszeitenlose Zeit auf Java. Dieses mag gut sein für den, der hier geboren ist und es nicht anders weiß. Aber mich als geborenen Europäer macht dieser ewige Stillstand der Natur, der zwar etwas Großartiges, Unendliches und tief und ewig Feierliches hat, doch zuletzt unruhig. Ich fühle mich gequält und unzufrieden und verwundert durch diese ungewohnte ewige grüne, unerschütterte Sommerruhe Javas.

Man erlebt wohl Tag und Nacht, aber das ist auch der einzige Wechsel in der Umgebung. Die Natur steht hier seit Tausenden von Jahren grün und immer grün da, und die Sonne geht seit Tausenden von Jahren immer um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Dieses gleichmäßige, unveränderte Erleben gleichmäßiger, unerschütterter Licht- und Dunkeleinteilung, dazu das ununterbrochene, ewige, gleichmäßige, immergrüne, lebende Wachstum der Natur, das gibt dem Lande hier etwas Ungeheures, etwas, das an die Ewigkeit erinnert, das der Vorstellung eines himmlischen Zustandes nach dem Tode gleichkommt, wie ihn sich die Christenwelt vorstellt.

Und in diesem gleichmäßigen, nie von Kälte, nie von unruhigem Wechsel gequälten Zustande werden einem Gefühle, Gedanken und Weltüberblicke klarer. Man urteilt hier nachsichtiger, ungestörter und unverstörter als im Klimawechsel Europas. Man lebt für den Körper, besonders hier oben in Tosari in der frischen Ätherreinheit, verklärter, hier wo die Rosenblüte vor den Türen und Fenstern der Glasveranden keinen Tag im Jahre aussetzt. Es ist, als müßten die Rosenstöcke hier wie im Liebesfest ihrer ewigen Blüte ausruhen. Sie blühen wie in einer ewigen Seligkeit, nie gequält von Frostnächten, nie gequält von Dürre, von Schneestürmen. Hier geboren zu sein als Javaner, von javanischen Eingeborenen, das muß für den Körper der glücklichste Körperzustand

aller Erdteile heißen. Der einfachste Javane lebt hier, gesehen gegen einen einfachen Europa-Bauern, ungequält wie ein Engel in einem ewig gleichgestimmten, sonnenseligen Himmel. Aber ihr Herzeleid und ihre geistige Sorge haben auch diese javanischen Engel im Weltfest, wie alle Weltfestlichen, durchzumachen.

Tosari, 24. Juni 1918. Montag mittag

Heute morgen war ich mit Frau F. zum ersten Male oben am Hügel im Hintergrund von Alt-Tosari, wo unter einem jungen Waringienbaum tief umlaubt sich das Grab eines heiligen Mannes befindet. Zu diesem Grab wandern einmal im Jahr alle javanischen Frauen und Mädchen Tosaris hinauf und bringen Opfer von Blumen und Reiskörnern dar. Sie steigen dann die schmale, steile Bergleiter hoch an dem steilen Hügel hinauf.

Voriges Jahr sah ich den langen Zug gegen mittag vom Opfer zurückkommen, sah eine Frau hinter der anderen den grünen, tannenbewachsenen Hügel herabsteigen. Das war hübsch anzuschauen. Die bunten Festtags-Sarongtücher der Frauen und ihre weißen Jäckchen, dazu die braunen Gesichter, dunkel der Blick, dunkel das Haar, braune nackte Füße unter den Blumenzeichnungen der roten, schwarzblauen und braunroten Sarongtücher der Hüften.

Dort oben auf dem kleinen grünen Platz bei dem heiligen Grab auf einer tieferen Bergstufe wollte ich mir, wenn der Krieg noch lange dauert, ein kleines Holzhäuschen bauen lassen. Nichts als eine Kammer mit Veranda. Aber unterwegs erzählte mir Frau F., daß Herr D. und Herr R. ihr gesagt hatten, daß vielleicht in diesem September schon der Austausch der Deutschen stattfinden könnte. Sie meinen, es würde ein holländisches Schiff die deutschen Internierten Australiens holen, begleitet von einem holländischen Kriegsschiff. Und dann würden auch die kriegsverschlagenen Deutschen Javas mitgenommen werden.

Frau F. photote mich unter dem Waringienbaum rechts vom heiligen Grab, oben auf jenem hübschen Hügel, um den hinauf nach Süden sich der Reitweg

zum Bromo zieht. Die Aussicht oben ist schön und frei, auf den Ardjoeno im Westen, auf Alt-Tosari, die Dorfhüttendächer unten und auf eine Bergschlucht und das Dorf Winokidji im Osten auf der Kante eines Gebirgrückens.

Das Denken in der Kriegszeit ist vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen nichts anderes als Kriegsargwohn, nichts als Kriegsvorsicht, nichts als Kriegsunruhe und Kriegsunheimlichkeit. Für den Frieden gibt es Gesetze, nach denen die Welt mit einem lebt. Im Krieg aber lebt die Gesetzlosigkeit, und keiner weiß, was die stündlich Neues bieten kann. Man lebt jetzt wie in ewigem Erdbeben. Jeden Tag stürzen neue Reiche ein, und das Chaos ist immer noch im Wachsen statt im Abnehmen. Man lebt wie in einer brennenden Stadt, abhängig von der Windrichtung, die stündlich umschlagen und das bisher geschonte Haus vernichten kann.

Heute nacht im Traum zeigte ich jemand meinen Filzhut, einen braunen mit schwarzem Band, und an ihn war noch ein dunkler Hut mit schwarzer Schnur gebunden. Die beiden Hüte waren meine Hüte, nur fehlte ein Kopf unter den anderen Hut. Vielleicht sollte Annies Kopf unter den anderen leeren Hut passen?

Auch befand ich mich in einem Haus mit vielen Menschen, in dessen Innerem sollte ein Brand sein. Wir gingen dann weiter auf einer langen Landstraße, und als ich mich umwandte und zurückging, sah ich in der Ferne goldgelb wie Schwefel die Brandwolke in der Landschaft, und unzählige Tiere kamen mir entgegengelaufen, geradeaus fliegende Vögel, die dicht an mir vorbeischossen. Am Boden kamen auch Kaninchen und Hasen mir auf dem Feldweg vom Brand her entgegengelaufen. Die Vögel flogen, als brächten sie eine eilige Nachricht. Der goldene Brand in der Ferne war auch wie ein großes, leuchtendes, wichtiges Ereignis, das mich, die Landschaft, die Wolken und die Tiere in gewaltige, große, freie Aufregung versetzte.

Was mag der Traum für eine Zeichensprache des

Weltfestgeistes bedeuten. Was will mein allwissendes Weltfest-Ich meinem Körper mitteilen? — Ich glaube, es ist etwas Großes, Zufriedenes, Freies, was ich mit der Bildersprache des Traumes bereits im ewigen Geist und ewigen Gefühl vorauszusehen weiß. Aber zum Bewußtsein ist mir das ewige Wissen, das Voraussehen dieser Macht noch nicht gekommen. Vielleicht aber ist die Nachricht schon unterwegs zu mir, zu meinem Leib.

Vorgestern nacht hatte ich wieder mit meiner kleinen Puß in meinem Zimmer Schlägerei. Sie wollte — es ist Vollmond — wieder hinaus. Und unverständig, wie Menschen sind, konnte ich nicht begreifen, warum sie mich immer mit Miauen aufwecken muß. Ich schlief so gut und hatte keine Lust aufzustehen. Auch fürchte ich immer, Puß wird nachts einmal von wilden Kamponghunden zerrissen, die sich im Garten herumtreiben, und die dort die Abfallkästen durchwühlen. Also ich stand auf und stopfte Puß, die an der Tür miaute, unter meine Reisedecke am Fuße des Bettes. Vorher gab ich ihr mit einem Bambusröhrchen einige leichte Hiebe, und doch hüpfte sie nach einer Weile wieder unter der Decke hervor, sprang zur geschlossenen Tür und miaute. Nun wurde ich böse, ich klopfte sie tüchtig und stopfte sie unter die Decke und klopfte auf die Decke. Endlich blieb sie und schlief auch dort bis zum Morgen. Erst bei Sonnenaufgang miaute sie wieder, und ich ließ sie hinaus.

Aber am Morgen nach dem Frühstück strafte mich Puß, indem sie plötzlich aus der Steinrinne im Garten mit einer jungen Ratte im Maul hervorsprang. Ich hatte noch nie gesehen, daß Puß eine Ratte fing; nur einen Vogel hat sie mal gefangen, und deshalb hielt ich ihr Auf-die-Jagd-Gehen nachts im Mondschein immer für Unsinn und Schwärmerei. Nun aber belehrte sie mich schicklich, wie nützlich es ist, wenn man sein Kätzchen nachts spazieren gehen läßt. Es geht teils auf die Jagd, teils auf Liebesabenteuer. Und Mondscheinfahrten gehören durchaus zum Katzenleben. Du Mensch gehst ja auch auf Reisen ins Unbekannte, und du, Mensch, Dauthendey, bist ja sogar vor Jahren

ins Unbekannte um die Erde und nach Java gereist, und der kleinen Puß willst du die nützliche Mondscheinreise nicht gönnen? So sagte Pussis Geist und Herz zu meinem Geist und Herzen. Und nun will ich sie immer in der Nacht hinauslassen.

Seit sie ihre erste Ratte gefangen hat, hat sie mich überzeugt von der Notwendigkeit, den Katzeninstinkten zu gehorchen. Wenn ich die Katze als Zimmerkameradin ansehe, muß ich ihrem Wesen und ihrer Eigenart Rechnung tragen. Puß soll mich nie mehr zu faul zum Aufstehen finden, wenn sie nachts miaut und hinaus in die fabelhafte Mondnacht auf Jagdreisen gehen will.

Kameraden müssen sich gegenseitig, wenn gute Freundschaft bestehen soll, kleine Opfer bringen. Wer nicht Opfer bringen kann, kann auch nicht Freunde erwerben. Also belehrte mich meine Puß. Und ich fühlte mich weise bestraft von ihr und werde nie vergessen, wie sie, die geprügelte, feurige Kohlen auf mein Haupt sammelte und am Morgen nach der Prügelnacht mir die erste Ratte erjagt hat.

Verlernt hab' ich die Minne

Mir ist, ich liege schlafen
Im Traum, der ohne Ende.
Im Leid ring' ich die Hände,
Mein Meer hat keinen Hafen.

Mir ist, es hat verloren
Das Leben mich am Wege.
Kein Lachen wird mehr rege.
Ich bin wie totgeboren.

Mir ist, — werd' ich heimkehren,
Dann ich mich still besinne.
Verlernt hab' ich die Minne.
Wirst du sie neu mir lehren?

Tosari, 24. Juni 1918. Abends zehn Uhr

Tosari, 25. Juni 1918

B. mit Syster D. und van D. sind heute morgen zum Bromo geritten. Ich wollte nicht mit. Ich habe

gar keine rechte Lust zu irgendeinem Weg. Ich kenne alle Wege so lange und habe nur Sehnsucht zum Heimweg nach Europa.

Tosari, 26. Juni 1918. Nachmittags

Ich bin ganz niedergeschlagen. Heute mittag und gestern schon sprach die Zeitung vom Mißerfolg der österreichischen Offensive und von großem Chaos und Hungeraufstand in Wien. Und heute heißt es, die Österreicher sein vollständig über die Piave zurückgeschlagen. Die Italiener machten fünfundvierzigtausend Gefangene. Das ist ein großer Schlag für uns hier, die wir schon allerlei große Friedensschlüsse aus dem Gelingen der österreichischen Offensive zogen. Die italienische Kavallerie soll den fliehenden Österreichern über die Piave nachsetzen. Es ist das ein quälender Tag heute. Wir fragen uns, wie es kommt, daß Deutschland die versprochenen zehn Divisionen Hilfe von der Westfront nicht zur rechten Zeit zur österreichischen Offensive hergab. Immer wenn die Österreicher nicht von Deutschland unterstützt arbeiten, dann geht es schief. Deutschland hat auch gegen Rußland den Österreichern beispringen müssen. Dann ging es gut vorwärts.

Ach, wie traurig ich heute bin über diese böse Nachricht aus Italien. Nun wird es mit dem italienischen Frieden, dem erhofften, noch lange nichts werden. Und dazu die Hungerrevolution in Wien! Wohin wird das noch führen? Wird sich Österreich vielleicht von Deutschland trennen und allein mit den Alliierten Frieden schließen müssen? Alles das frage ich mich heute.

Tosari, Freitag, 28. Juni 1918. Abends

Gottlob, gestern konnte ich von Herzen aufatmen, als mittags die Zeitung kam. Ich hatte mich belügen lassen. Seit langem hatten die Zeitung und der englische Telegraph keine so grobe Lüge nach Java geschickt. — Es waren nur viertausendfünfhundert Gefangene. Und nicht fünfundvierzigtausend Gefangene, die die Italiener an der Piave machten. Ich war sehr zufrieden

über die Berichtigung des italienischen Gesandten in London, der sich um eine Null geirrt hatte. Aber auf diese Null kam es gerade an. Diese Null zuviel stellte einen Sieg der Italiener dar, einen großen Sieg. Und nun fehlte diese Null. Es fehlte also auch der Sieg der Italiener. Und ich hatte mich so niederschlagen lassen, denn seit langer Zeit hatten die Zeitung und der Telegraph nicht mehr so groß gelogen und sich geirrt.

Gestern auf dem Morgenspaziergang nach Alt-Tosari fragte mich Frau F.: „Und was macht eigentlich der Zar? Den haben sie gefangen gesetzt, und er wird wohl bald getötet werden."

Und heute meldet die gestrige Zeitung, daß der Zar ermordet sein soll. Er hat soviel junge Studenten und Studentinnen, freiheitsbegeisterte, ermorden, quälen und verbannen lassen, daß es mich nicht wundert, wenn sein Schicksal auf diese Weise mit ihm abrechnet. Jeder Mensch baut sich durch seine Lebensweise seine Todesweise auf, finde ich.

Das sollte jeder Lebende bedenken.

Dieses Gedicht schrieb ich vor ungefähr acht Tagen:

Die Ronggeng-Tänzerin

Einwiegend ist die Luft heute hier.
Mir ist, deine Seele weilt träumend bei mir.
Vom Dorf drüben tönt der Gamelang
Mit seinem göttlich lächelnden Glockenklang.
Ich seh in der Javanen Mitte
Die Ronggeng-Tänzerin, zögernd im Schritte,
Mit spielender Hand, gestreckt den Arm.
Kaum merklich sich wiegend vor der Leute Schwarm,
Wie eine Schlange gestellt zum Sprung.
Ihr Leib ist so schmal, ihre Brüste so jung,
Halbnackt, umwickelt vom grünen Kleid
Sie tanzt gezähmt der Seele Lüste und Leid.
Tanzt durch Spiegel der Menschenaugen.
Tanzt, um im Menschenherzen unterzutauchen.

Tosari, Juni 1918

Du bringst zum Leben mit, wenn du geboren,
Den guten und den bösen Willen.
Die beiden suchen ihre Lust zu stillen.
Geborgen bei dem einen, bei dem anderen verloren.
So lebst du zwischen beiden, die dich drillen.

M. D.

Tosari, Sonntag, 30. Juni 1918.
Morgens zehn Uhr

Nun blühen rot die Feuerbäume zum fünftenmal!
Fünf Jahre blüht trocken um mich meine Sehnsuchts-
qual.
Und die Chinaschwalbe fünfmal zum Äquator kam.
Statt des China-Winters sie mein heißes Dach sich
nahm.

Fünfmal Süd-Ost-Monsun von Australien herflog.
Eisig sein Atem ins Tenggergebirge einzog.
Dann verstummt die Zikade, die im Abend sonst geigt.
Aber die Sehnsucht nicht, die Sehnsucht, die gärend
nie schweigt.

Wie hier die Rosen ums Fenster klettern, jahraus,
jahrein.
Sieht mit den Bergnebeln die Sehnsucht zu mir herein.
Und wie die Bergwolken, die in das Zimmer wandern.
Wohnt die Sehnsucht bei mir von einem Tag zum
andern.

Und wäre nicht die Geisterstimme im Höhenwind.
Wäre ich wie die Bergschluchtwasser, die vertrocknet
sind,
Wäre ich längst wie Steine geworden und wie der
Staub,
Wäre ich wie der Baum im Waldbrand der Dürre
Raub.
Aber Wind, der im Tannenschaft braust, ist Wander-
geist.
Und hat weltfestliche Stimme, die mich hoffen heißt.

Nachmittags drei Uhr

Heute mittag bekam ich einen Brief vom Professor L. aus Malang, daß er mir dreitausend Gulden leihen will zu denselben Bedingungen, wie R. es getan. Ich hatte am 23. Juni geschrieben. Bis heute zum 30. Juni habe ich auf Antwort gewartet. Ich verzweifelte schon in den letzten Tagen daran, daß eine günstige Antwort kommen würde. Und ich schämte mich sehr im tiefen Herzen, daß ich, von der Kriegsnot bezwungen, L. um Hilfe bitten mußte.

Es ist zu traurig, wenn man so ohne Einnahmen hier im europafernen Osten als Literat in der leeren Luft hängt und Menschen bitten muß, die einem doch eigentlich fremd sind. Und besonders in meinem Alter von einundfünfzig Jahren ist das schwer. In drei Wochen werde ich einundfünfzig Jahre alt. Am 25. Juli. Wieder ein Geburtstag ohne meine Annie!

Tosari, Montag, 1. Juli 1918. Nachmittags

Gestern habe ich ein Buch von Frau M. aus Borneo erhalten: „Tropenkoller" von Frieda von Bülow. Ich begann es abends zu lesen und lese es heute auch. Es ist mir gerade, als ob ich das Leben von Sumatra-Pflanzungen, von Java oder Neu-Guinea lese. Wenn das Buch auch das Stationsleben in Deutsch-Ostafrika beschreibt, ist doch das Kolonialleben in allen Ländern um den Äquator sehr ähnlich. Auf jeder Seite muß ich bei mir denken: Der Tropenkoller herscht auch hier überall. Ein Überreiztsein, eine Verwandlung des europäischen Charakters bei denen, die immer in der Glut des Flachlandes leben müssen und nicht wie ich im Gebirge hausen können oder dürfen oder wollen. Und vier Jahre schaue ich nun schon diesem Leben zu, bei dem ich gar nichts zu suchen habe. Denn während alle hier ihren Lebensberuf finden, bin ich als deutscher Dichter hier überall überflüssig und nebensächlich und bleibe immer nur Gedanken-Tourist dieses Äquatorlandes.

Heute nacht hatte ich wieder einmal einen grimmigen Traum. Wenn ich Annie im Traum begegne, umgeben von Verführern, Verehrern und Anbetern,

denen sie sich hingegeben hat, dann kämpfe ich im Traum mit ihr, würge sie, im Elend verzweifelt. Und ganz zerschlagen, angeekelt, gereizt und gequält und voll von Liebeskummer wache ich dann auf. Ich fühle, als hätte ich alles in Wirklichkeit erlebt. Auch das Erwachen erlöst mich nicht von dem Ekel und Widerwillen, die mir die Traumszenen eingeflößt haben. Der ganze Tag steht dann unter dem Zeichen und Schauderbilde des Traumes, der mir in der Ferne in Europa Wirklichkeit geworden scheint. Ich komme mir wie verloren vor, wenn ich denke, daß ich Annie an einen Verehrer verloren hätte, den sie vielleicht erhört hat. Und ich muß mir immer wieder den ganzen Tag vorsagen: Träume bedeuten das Gegenteil von dem, was sie uns zeigen. Also, wenn ich Annie im Traum verführt und mir fortgenommen sehe, so ist sie mir wahrscheinlich in Wirklichkeit sehr treu. Aber welch schwacher Trost, wenn die Traumbilder noch wie erlebte Wirklichkeit deutlich vor meinen Augen stehen.

Zu jedem Brief versicherte mir Annie ihre Treue, aber ich habe 1918 ja nur einen einzigen Brief vom 15. Februar erhalten. Und wir haben nun schon Juli, und das halbe Jahr ist ohne Lebenszeichen von ihr verstrichen. Da geschieht es doch, daß solche Schreckträume mich sehr angreifen und ängstlich machen.

Die Zeitung sagt heute, daß in Rußland die Bolschewiki gestürzt sind, Lenin und Trotzki sollen nach Berlin geflüchtet sein und man hat den russischen Thron einem Großfürsten angeboten, der hat aber den Ruf ausgeschlagen. Das verstehe ich, wenn eben der Zar ermordet ist.

Tosari, Mittwoch, 3. Juli 1918.
Morgens sieben Uhr

Gestern telephonierte mir B. aus Soerabaja, daß mit dem Druck des ersten Teils meines Weltfestliedes: „Lied des inneren Auges“ begonnen werden soll. Ich solle doch zur Besprechung hinunterkommen. Aber ich sagte, ich würde es schriftlich machen. Den plötzlichen Klimawechsel halte ich nicht gut aus. Es ist mir das ein zu großes Herausreißen aus meinen

Gedanken. Alle wundern sich, daß ich nach sechzehn Monaten Tosariaufenthalt niemals Sehnsucht nach der Stadt habe. Auf dem Lande, in der Landschaft, kann ich vor der Quelle des reinen Himmels, des reinen Waldes, des starken Erdreiches besser denken als in der steinernen Stadt, die gut ist für Geldgeschäfte, aber nicht gut für das Gemüt. Das Gemüt wird in der Stadt verunreinigt durch den Lärm und das ewige Stillstehen der abgelebten Bauten und der Geschäftsstraßen, wo Übervorteilung die Tageslosung ist.

In den Zeitungen war gar nichts Neues von besonderer Wichtigkeit. Es scheint, die deutsche Westfrontoffensive steht ganz still, und die österreichische Italienoffensive ist von den Italienern abgeschlagen worden. Dieser Stillstand der Kriegshandlungen ist peinlich nachzufühlen. Man versteht, daß der Krieg, mit solchen Pausen geführt, noch unendlich lange dauern kann, da die Ermatteten auf beiden Seiten immer länger und länger brauchen, sich zu erholen zu neuen Angriffen.

Tosari, Sonnabend, 6. Juli 1918.
Mittags elf Uhr

Gestern mittag um zwölf Uhr habe ich das Lied der Weltfestlichkeit beendet.

Den ersten Teil schrieb ich 1917, und den zweiten 1918, ein ganzes Jahr hat es gebraucht, bis ich mir ganz klar wurde über die richtige Eingebung des zweiten Teiles. Ich bin innerlich zufrieden seit gestern mittag, da ich das Lied abschloß. Wenn das Buch nun gedruckt ist, und das Unglück wollte, ich sollte sterben, dann wäre meine Lebensarbeit damit erfüllt. Trotzdem ich gern noch mehr über die Weltfestlichkeit dichten möchte und auch gern lange leben und Annie und die Heimat wiedersehen möchte. Dies sind meine innigen Wünsche. Aber Gott wird es besser wissen als ich. Und wie es kommt, so ist es gut und festlich.

Tosari, Dienstag, 9. Juli 1918.
Nachmittags halb sechs Uhr

Ich habe heute einen Morgenspaziergang hinter Alt-Tosari hinauf gemacht, zum ersten Bromoweg

durch. Dort hat Herr de K. zu bauen begonnen. Dort oben unter den uralten zerspaltenen Laubbäumen sitze ich so gern und sehe senkrecht hinunter in den Abgrund. Gegenüber an dem Berg zieht sich die helle Schlangenlinie des Weges hinauf. Die Aussicht ist prächtig und die Bergkuppe, wo ich unter einem der alten Baumriesen im Schatten sitze, hat gelbliches, elastisches, dichtes Berggras. Das ist richtiges Gras zum Sitzen; es ist wie eine glatte Strohmatte. Es waren Frau F. und Herr H., ein junger holländischer Administrator, mit mir. Der hat die ganze Milz fortoperiert bekommen. Die war voll von Malariabazillen. Jetzt ist er vergnügt und munter, nur noch schwach auf den Beinen.

Herr de K. hat bereits von dem uralten Dorf dort oben zwei Reihen der uralten strohbedeckten Dorfhütten und noch zwei Bergterrassen abreißen lassen. Der Anblick des so zertrümmerten schönen, alten Tengger-Dorfes tut mir weh. Die Hütten sind so malerisch. Trotzdem sie ganz einfach sind. Nur ein dunkles, verräuchertes Strohdach, darunter einfach von Rauch und Zeit schwarzgebräunte Holzwände, aber kleine, niedere Türen und kleine, trauliche Fensterluken, ganz schmucklos. Schmuck sind nur die uralten Linien des schweren Strohdaches und der gemächlichen Masse der Fensterluken und der Türe.

Jetzt die neuen Holzhäuser hier im Gebirge werden mit fabrikmäßig gelieferten, hohen Türen und langen städtischen Fensterrahmen unten aus der Ebene von Soerabaja geliefert. Da ist kein Reiz mehr daran, auch keine Weisheit dabei. Denn wozu brauchen im windigen Gebirge die Leute dieselben weiten Türen und Fenster wie unten in der glühend heißen Ebene von Java unter der Tropen- und Äquatorsonne. Die anheimelnden Maße, die die Bevölkerung, dem Klima angemessen, aus sich selbst im Gebirge erfunden hat, verschwinden und weichen blöden, nie zufriedenstellenden, unsinnigen und gedankenlosen Maßen der Ebene. Das ist traurig. Auch die dicken, gemütlichen, tausend Jahre alten Strohdächer verschwinden. Dafür kommen oft ein Wellblechdach und Blech überhaupt an-

stelle des warmen Schutzdaches, das den Rauch durch das Stroh abziehen ließ und zugleich warm die Wärme zurückhielt. In den neuen unförmigen, traurig halb städtischen Holzhütten mit Riesentüren und Riesenfensteröffnungen mit Fensterladen; in diesen ungnädigen Neuzeithütten werden die Bewohner nur künstlich unzufrieden gemacht. Und wenn sie dazu noch lesen und schreiben lernen, laufen sie aus den Gebirgsdörfern und werden in der Ebene in Soerabaja freche Diener und Stadtbummler.

Dies ist eine künstliche Vernichtung der javanischen Gebirgsvölkerschaft. Nur um einigen Europäern einige Pavillons hinzubauen, vernichtet man uralten Kulturwert, der nie wieder zu ersetzen ist. Darüber mußte ich trauern, als ich da oben saß und das ansah.

Gestern war ich nachmittags zur Teestunde mit meiner Flasche Milch bei Frau F. auf der Veranda, und Herr van D., der neben ihr wohnt, war auch dabei. Sie wohnt Nr. 53, also vier Zimmer vor mir in der Zwölfzimmergalerie. Wir plauderten über Tiger und Schlangen. Am Südostabhang des Tenggergebirges, am Fuß des Smeroekraters, gibt es noch große Königstiger, prächtige Tiere. Dort gibt es auch viele Pfauen. Man sagt, wo es Pfauen gibt, gibt es auch Tiger.

Frau F. erzählte, auf ihrer Rubber- und Gambir-Pflanzung in Süd-Ost-Sumatra, da gibt es noch Tiger, die gemütlich abends in der Pflanzung vor den Häusern auf- und abschlendern und die Foxterrier und die Hühner und Ziegen und Schweine wegrauben. Das sind dann alte Tiger mit schlechten Zähnen, die kein Wild im Busch mehr anzufallen wagen, da sie zu klapprig geworden sind. Aber vor drei Monaten ereignete sich ein seltener Raubanfall eines Tigers auf eine Frau. Es war in derselben Gambir-Pflanzung. Am Rand eines Urwaldstreifens arbeiteten mittags viele javanische Kulis an den Gambir-Büschen und hackten in der Erde. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, ganz vertieft in ihre Erdarbeit, wird plötzlich von einem aus dem Wald herausspringenden Tiger von rückwärts am Kleid am Sarongtuch ge-

packt. Und dann trug das Tier die erschrockene Ohnmächtige, die nur einen Schrei ausgestoßen hatte, ehe sie das Bewußtsein verloren, in den Busch. Die Kulis liefen entsetzt auseinander. Und sie rannten alle von der Arbeit fort nach ihren Hütten und holten Blechgefäße und Stangen und Stöcke und sagten es den Europäern. Dann kamen sie alle wieder, einen ungeheuren Lärm machend, rasselnd mit den Blechtöpfen und Deckeln und schreiend und kreischend, und folgten der Tigerspur in dem Busch. Tief im Busch unter einem Baum sahen sie das junge Mädchen liegen. Und der Tiger umkreiste brummend die Liegende. Alle glaubten, das Mädchen sei totgebissen und schwer verletzt. Und als der Tiger vom Lärm fort ins Gebüsch sprang, da waren alle Leute sprachlos vor Verwunderung, denn das Mädchen zeigte nicht die kleinste Hautwunde. Man trug sie in das Spital der Pflanzung. Die Ärzte untersuchten sie und fanden an ihrem Körper keine Wunde, keine Verletzung. Der Tiger hatte die Geraubte nur am Kleid geschleppt und hatte ihr gar kein Leid getan. Als das Mädchen aber im Spital nach seinem Schrecken aufwachte, blieb es noch einige Zeit verwirrt und ängstlich. Und die Schreckhaftigkeit ist noch nicht von ihr gewichen. Als sie vor einiger Zeit wieder an der gleichen Stelle, wo sie den Tigerüberfall erlebt hatte, mit anderen arbeiten mußte, da fiel sie plötzlich, als es Mittag wurde, zur gleichen Stunde wie damals ohnmächtig um. So sehr lag ihr der Schreck noch in den Gliedern. Die Ärzte sagten dann, man dürfe sie niemals mehr an dem Platz arbeiten lassen, wo sie überfallen wurde.

Frau F. versicherte mir, daß die Geschichte genau so war, wie sie sie berichtet, und daß sie sie selbst erlebt hatte.

Auch ein Foxterrier wurde abends dicht vor ihrer Tür neben dem Gärtner weggeholt. Es war schon von sechs Uhr abends ab eine große Unruhe unter den Hunden. Und alle bellten. Da ging Herr F. hinaus in den großen Garten vor dem Haus, und die Hunde gingen mit ihm. Er dachte, es seien viel-

leicht entlaufene Kettengefangene im Garten, da kurz vorher aus dem Gefängnis entlaufene Gefangene sich im Busch umhergetrieben und sogar eines Abends während der Essenszeit den Dienern alle Sarongs aus den Hütten gestohlen hatten, trotzdem das Herrenhaus hell erleuchtet war und alle Leute noch auf waren. Und wie man noch suchte, da blieb ein Hund neben einem der Hausdiener sitzen und sah wie hypnotisiert zitternd ins Dunkel. Der Tiger, dessen Augen ihn gebannt hatten, sprang aus dem Gebüsch, und holte den armen Hund dicht neben dem Diener fort.

Ein paar Tage später ging derselbe Tiger in eine Tigerfalle und wurde dort von Herrn F. erschossen. Es war ein magerer, alter Tiger, und er hatte im Maul viele hohle, alte Zähne. Deshalb, weil er so alt war, hatte er sich zu den Hütten der Javanen gehalten und immer Geflügel und Hunde geraubt. Das tun junge Tiger nicht gern.

In der Ferne auf den Kriegsschauplätzen ereignet sich augenblicklich seit Tagen gar nichts Wichtiges. Deutschland will mit Finnland zusammen in Rußland einen Feldzug eröffnet haben. Von der französischen Front und der italienischen Front hört man fast nichts. Der Sultan der Türkei soll gestorben sein, und die Alliierten sollen Truppen in Wladiwostock gelandet haben, Franzosen, Engländer und amerikanische Marinetruppen. Sie wollen den Russen zu Hilfe kommen!

Dieser Krieg scheint nie mehr ein Ende erreichen zu wollen. An allen Weltenden entbrennt er wie ein unlöschbares Feuer immer wieder von neuem, und ich sitze hier, getrennt vom Liebsten, von Annie und Deutschland, in einem Land, in dem ich nichts zu suchen habe, in das ich nicht hingehöre, aus dem ich mich wachend und schlafend seit vier Jahren, seit Kriegsausbruch, fortwünsche und fortsehne. Wie soll das enden mit meiner Sehnsucht? Ich habe eine Hoffnung, daß mein Weltfestlichkeitslied, gedruckt und dem Gouverneur von Niederländisch-Indien, dem Grafen Limburg nach Buitenzorg zugeschickt, mir vielleicht die Gnade erwirken kann, daß man mich end-

lich, da ich schon einundfünfzig Jahre alt bin, vielleicht mit einem holländischen Kriegsschiff nach Hause reisen lassen wird. — Das Weltfestlichkeitslied dürfte das schon für mich erreichen. So schleppe ich mich von Hoffnungshalm zu Hoffnungshalm weiter.

Es ist leider in unseren Augen hier so, als ob die letzte deutsche Offensive ihr Ziel nicht erreicht habe und auf halbem Weg stecken geblieben wäre. Das ist schmerzlich auszudenken. Oder wird sie bald wieder fortgesetzt werden? Es erstaunt uns auch, daß trotz der deutschen Unterseeboote eine Million Amerikaner in den letzten Monaten in Frankreich landen konnten. Wenn das wahr ist, dann müssen unsere Generäle wohl jetzt sparsam sein mit dem deutschen Heer und müssen Offensiven zukünftig vermeiden, wenn sie damit nicht Endschlachten zu liefern imstande sind.

Dieses ist meine Meinung hier aus der Ferne, wo man den Krieg aus der Wolkenschau der Ferne betrachtet und Europa von außen wie ein Bild der Wand überschaut. Es waren trockene, heiße, staubige Wochen jetzt. Aber seit gestern und heute nachmittag hat es ein wenig geregnet, doch nur so viel, um den Staub niederzulegen. Es ist ein dürres Jahr im Land Java und in meinem Herzen.

Heute schickte mir Doktor L. von dem mir als Anleihe versprochenen Gelde das erste Tausend durch die Javabank herauf nach Tosari. Gottlob, nun kann ich etwas ruhiger den Wochen der Zukunft entgegensehen.

Brief an seine Frau

(Bruchstück des letzten, nicht abgeschickten, im Nachlaß gefundenen Briefes, der Zensur wegen französisch geschrieben)

Tosari, 19. Juli 1918

Meine liebe Annie,

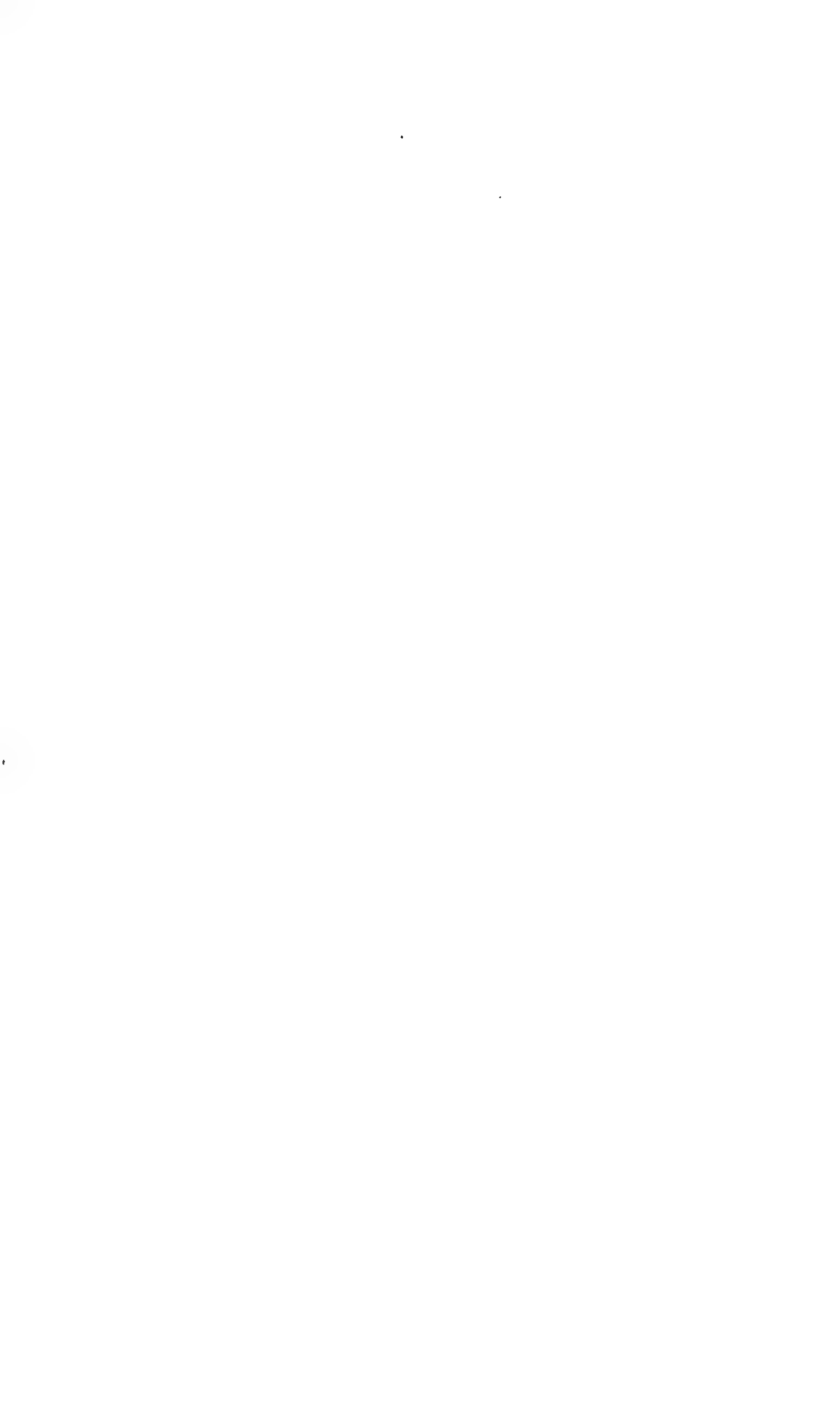
ich habe einen Brief von Dir bekommen im letzten Monat. Auch eine Depesche kam hier an, die mir sagt, daß Du wohl bist. Dies ist der einzige Brief, den ich in diesem Jahr bekommen habe. Es ist sehr

traurig, daß nun die Schiffe nicht mehr gehen. Ich leide so an der Sehnsucht, von Dir etwas zu hören. Du weißt, für mich ist das Leben ohne Dich kein Leben. Ich arbeite, ich esse, ich schlafe. Aber meine Seele ist nicht hier. Die Maschinerie meines Körpers arbeitet wie im Schlafwandeln.

Liebe Geliebte, ich denke jeden Tag morgens, mittags, abends und auch noch im Schlaf an Dich. Ich bin Dir immer treu geblieben. Ich habe nie eine Frau angerührt in all den langen Tagen unserer so schmerzlichen Trennung. Ich finde, daß wir in dem Alter sind, wo die Liebe eine heilige Sache ist, die nicht geschändet werden darf. Wir haben einander früher viel Liebe gegeben, aber wir haben einander auch viel Kummer und Traurigkeit bereitet. Jetzt sind wir so reif, daß wir einander bloß immer Liebe geben müssen, ewige Liebe, nichts als Liebe, ganz bis zum Tode.

O mein Herz, mein Herz ist so einsam ohne Dich! — Ist es nicht das größte Unglück, dieser Krieg, der alle Verbindung unterbricht? Die Post bringt fast keinen Brief mehr von Dir. Auch der Telegraph ist unsicher. Meine Geduld war immer groß. Aber jetzt tut mir mein Herz oft weh. Ich bin gezwungen, mich stundenlang auf meinem Bett auszuruhen, und mein Herz ist dann wie ein Stein so hart. Nach einigen Stunden erhole ich mich wieder. Aber der Schmerz wird von Zeit zu Zeit so gewaltig. Und dann fühle ich mich fast wie gestorben. Aber sorge Dich um meinetwillen nicht. Die Liebe zu Dir und die Sehnsucht nach der Heimat halten mich aufrecht. Ich will nicht sterben, ohne Dich wiedergesehen und umarmt zu haben. Ich hoffe, daß auch Du Dich stark erhältst . . .

Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande



Brief an die kleine Lore in Altona in Deutschland

Geschrieben in Garoet im Javanerland am Weihnachtsabend 1915

Liebe Lore!

Du hast etwas Schreckliches angestellt, und Du weißt es gar nicht. Erinnerst Du Dich noch, wie Du vor Weihnachten 1913 mich mit Mutter vom Bahnhof in Altona abholtest? Weißt Du noch, was Du da gewünscht hast, als ich Dich fragte, was Du Dir zu Weihnachten bestellt hättest? Du sagtest: „Ich habe mir ein selbstgeschriebenes Märchenbuch von Ihnen bestellt." — „Ja," sagte Deine liebe Mutter, „Lore hat sich ausgedacht, von Ihnen ein eigens für sie geschriebenes Märchenbuch zu bekommen." Ich fand das ein bißchen viel. Aber weil ich Besuchsonkel war, und weil Du so schöne braune, wilde Locken hast, und weil und weil und weil ich Deine lieben Eltern so gerne habe wie Du, sagte ich: „Ja, Lore soll das Märchenbuch bekommen." Du freutest Dich und sagtest, als ich abreiste, mit Deinen lustigen Augen, die mich süß und dunkel wie zwei Stückchen Schokolade ansahen: „Vergiß mein Märchenbuch nicht!"

Es war leichtsinnig von mir, einem kleinen hartnäckigen Mädchen, wie Du bist, ein ganzes dickes Märchenbuch so schnell zu versprechen. Denn ich wußte ja gar nicht, wo ich Märchen herholen sollte. Nun sitze ich in der Patsche, und es ist nun das dritte Weihnachtsfest, daß Du auf Dein Märchenbuch wartest, und ich armer Mann habe Deines Märchenbuches wegen Heimat, Frau und Haus verlassen und habe ein Schiff genommen und bin drei Jahre lang draußen

in Asien, in Indien gereist, dort, wo ganze Menschen wie aus Schokolade herumlaufen, und wo sie nicht nur Schokoladeaugen haben. Jeden Kaufmann habe ich gefragt hier draußen: „Sagen Sie mal, wo kauft man denn für Lore hier in Indien die Märchen, die berühmten? Es ist da ein kleines Mädchen mit wilden Locken in Altona zu Hause, dem hab' ich törichterweise ein ganzes Märchenbuch versprochen. Wo bezieht man denn die? Allein deshalb bin ich doch mit dem großen Schiff, das so viele Wochen lang zwischen Wasser und Himmel auf und ab schaukelte, hierher zu den Schokoladeleuten gereist, um der kleinen braunen Lore Märchen, frische, gut ausgewachsene, aus den Palmenwäldern zu holen."

„Ach was," knurrten die Kaufleute, „Gummi von den Gummibäumen, Kakao vom Kakaobaum, Reis von den Reisähren, Bananen, Ananas und Zucker vom Zuckerrohr können Sie hier haben. Aber Märchen haben wir nicht auf Lager. Denn jetzt gibt es Eisenbahnen hier draußen, so wie zu Hause um Altona herum, und wo es Eisenbahnen gibt, da gibt es keine Märchen mehr. In der Kohlenluft und beim lauten Lärm der Räder und bei dem ewigen eiligen Wind, den die Bahnzüge machen, wachsen die Märchen nicht mehr gut. Und deshalb bekommt man sie nicht mehr. Sie kommen zu schlecht fort."

„Aber," sagte ich erschrocken, „ich bin doch nun auf dem Schiff, das mit den beiden großen Schornsteinen so viel rauchte, so weit gereist! Ich muß Märchen heimbringen."

„Ja," sagte da ein Kaufmann nachdenklich und strich sein glattrasiertes Kinn, „reisen Sie mal ins Menschenfresserland da hinten!" Und er schlug in die Luft, dorthin, wo die Sonne morgens aufgeht.

„Ach, Gott, soll ich noch weiterreisen!" seufzte ich müde und trocknete mir den Schweiß von der Stirn. Denn im Javanerland war es schon so heiß wie zu Hause im Badezimmer, wenn heiß Wasser aus der Wanne dampft und die Sonne am Fenster brennt und der Badeofen außerdem noch dick heiß ist.

„Ja," meinte der glattrasierte Kaufmann, „wenn

man kleinen deutschen Mädchen etwas versprochen hat, muß man es auch halten. Und wenn man es gar noch zur Zeit des Weihnachtsfestes versprochen hat, dann geht es einem ganz schlecht, wenn man es nicht hält."

„Du lieber Gott," seufzte ich, „so muß ich also ins Menschenfresserland reisen und der Lore dort Märchen holen! Aber wissen Sie auch gewiß, daß es dort Märchen gibt?"

„Nee," gähnte der Kaufmann, den mein unvorteilhaftes Märchenverlangen langweilte, „nee, gewiß ist nur der Tod. Aber da es im Menschenfresserlande keine einzige Eisenbahn gibt, so werden wohl noch Märchen da sein!" Ich dankte und reiste also nach dem Lande der Menschenfresser.

Liebe Lore, weißt du, was das heißen will, wenn man in ein Land reist, wo die bösen Menschen ihren Vater und ihre Mutter schlachten, wenn sie beide ganz mürbe geärgert haben? — Und sie schlachten morgens zum Kaffee kleine Kinder, die stippen sie in den Kaffee oder in die Schokolade, — das hatte der Herr gesagt, den ich eben gesprochen hatte, der mit dem glattrasierten Kinn. Und des Mittags schlachten sie Herren und des Abends zarte Damen, weil diese, beim Nachtmahl verzehrt, nicht so schwer im Magen liegen. Da ich also ein Herr bin, konnte ich nur des Mittags geschlachtet werden. Ich war aber schlau und dachte: „Dann gehe ich mittags nie aus und schlafe im Menschenfresserland immer über Mittag, denn morgens und abends, wenn ich ausgehe, tun sie mir nichts. Denn dann schlachten sie kleine Kinder und zarte Damen." Es war aber alles Schwindel. Denn die Leute machen einem gar zu gern bang, wenn sie sehen, daß man allein reist und im fremden Lande nicht bekannt ist.

Im Menschenfresserland frißt man gar keine weißen Menschen mehr, wie Du und ich es sind, liebe Lore; Du kannst ruhig schlafen und sollst heute nacht nicht vom Menschenfressen träumen. Die Menschenfresser aßen nur Obst und Gemüse und Kartoffeln und taten keinem Menschen mehr was zuleide. Denn überall, wo ich hinkam, schämten sie sich bereits, daß sie ein-

mal Menschenfresser gewesen sind, und sie wollten nicht mehr daran erinnert sein.

„Nun habe ich großes Glück," dachte ich bei mir. „Nun kann ich auch abends und morgens dort spazieren gehen, da man gar nicht gefressen wird, und nun kann ich den ganzen Tag Märchen für Lore suchen, so wie man Schmetterlingen nachläuft." Die Märchen stehen nämlich dort auf den großen grünen Blättern geschrieben, die am Palmenwaldrand wachsen, hatte man mir erzählt. Denn in den Wäldern dort wohnen Paradiesvögel; wenn die eine ihrer schönen hellgelben Schweiffedern verlieren und diese Feder dann auf ein Baumblatt fällt, so beginnt sie ganz von selbst Märchen zu schreiben, — weil es Paradiesfedern sind. Und die Ameisen bestreichen das Blatt mit Ameisensäure, und dann erscheint die Schrift der Paradiesvogelfeder tief eingeätzt im Blatt. Man pflückt das Blatt ab und liest das Märchen herunter. So hatte ich immer gehört, daß es die schokoladefarbenen Indier machen. Ich wollte es auch so machen. Die Blätter wollte ich pressen, bis ich ein ganzes Märchenbuch für Dich, liebe Lore, beisammen hätte.

Ach, ich dachte es mir so leicht. Und zu Weihnachten 1914 wollte ich schon wieder bei Dir in Altona ankommen und das Märchenbuch Deinen lieben Eltern geben, damit sie es Dir am Heiligen Abend unter dem Weihnachtsbaum mit allen Geschenken schön aufbauten.

Aber nie wird es im Leben, wie man es sich lebhaft vorstellt. Denn das Leben ist ja auch ein Märchen voll Zauberei, voll Verwandelungen, voll Wundern überall. Man weiß nie, wie das Leben einem sein Märchen weitererzählen will. Wenn man abends ermüdet das Ohr aufs Kissen legt, denkt sich das Leben in der Nacht eine neue Überraschung aus. Denn es weiß ganz genau, was man denkt; und damit es nicht langweilig wirkt, tut das Leben am nächsten Tag nie ganz genau so, wie man es sich am Abend beim Niederlegen vorausgedacht hat. Es tut immer was anderes, und das ist die große Kunst

des Lebens, immer tags mehr Leben zu erfinden, als sich der Mensch abends ausdenken kann.

Seit ich aber von Altona und Deutschland abreiste, bist Du inzwischen drei Jahre älter geworden. Das macht mir den meisten Kummer. Denn nun, wenn ich Dir wirkliche Märchen heimbringe, liest Du sie vielleicht gar nicht mehr gern. Und dann liegt mein so schwer errungenes Märchenbuch bei der Katze im Winkel, und der Bücherwurm baut seine Gänge hinein, und das Buch zerfällt ungelesen in lauter kleine Schnitzel, vom Bücherwurm zerfressen.

Aber ich habe es versprochen und muß halten, was ich versprochen habe, — mehr muß ich nicht tun. Liest Du meine Märchen gar nicht mehr, und willst vielleicht lieber dann einen Roman von mir geschrieben haben, so ist das Deine Sache und nicht meine. Daß Du dann einen Roman bekommst, will ich nicht wieder voreilig versprechen. Denn heute, wo ich diesen Brief an Dich schreibe, habe ich noch nicht mal das Märchenbuch angefangen.

Ja, stelle Dir vor: auch im Menschenfresserland gab es keine Märchen mehr vorrätig an den Bäumen. Und warum? — Ja, das will ich Dir gleich erklären, und ich bin sehr traurig, weil die Eitelkeit der Damen zu Hause daran schuld ist, daß es keine Märchen mehr gibt. Siehst Du, als ich mit dem Schiff an der Palmenküste des Menschenfresserlandes ankam, das auch Neu-Guinea heißt, da ließ ich mich gleich in einem Kahn durch die hohe Brandung ans Land fahren. Der Kapitän des Schiffes sagte zwar: „Warten Sie doch ab, bis der Wind sich gedreht hat, dann legt sich die gefährliche Brandung etwas." Ich schüttelte den Kopf und sprang vom großen Schiff heraus in einen kleinen Kahn, den ruderten einige Menschenfresser ans Land. Ich hatte große Neugier, die Palmenblätter im Palmenwald auf Märchenschriften zu untersuchen. Und deshalb wartete ich gar nicht erst ab, bis sich die wilde Brandung legte. Der kleine Kahn mit den Menschenfressern war ans Schiff herangerudert, um Briefe für die Herren Menschenfresser am Land abzuholen. Daraus,

daß die Menschenfresserherrschaften Briefe schreiben und Briefe bekommen, kannst Du Dir gleich vorstellen, daß sie Schulbildung haben müssen. Alle nicht, aber einige haben Schulbildung. Und diese mit der Bildung, die kamen in einem Kahn ganz vertraulich ans Schiff, denn sie standen sich mit uns weißen Leuten ganz gut. Sie waren sogar schon deutsche Soldaten geworden, trotzdem damals, als ich landete, noch kein Krieg zu Hause rund um Deutschland ausgebrochen war. Diese Leute aus Neu-Guinea, die mich ans Land ruderten, trugen die deutsche Soldatenmütze auf dem Kopf und einen Ledergurt mit Seitengewehr um die Hüften. Aber Hosen und Jacken hatten sie der großen Hitze wegen keine an. Denn sie sind ja so schön dunkelfarben am Körper, daß die dunkle Hautfarbe sie gar nicht nackt aussehen läßt, — es ist, als hätten sie einen dunkeln Handschuh über den ganzen Körper an. Diese gebildeten Menschenfresser trugen nur ein ganz großes rotes Leinentaschentuch unterhalb des Ledergürtels um den Leib gebunden. Außerdem hatten einige von ihnen eine rote Blüte vom Hibikusbusch hinterm Ohr stecken oder eine kleine bunte Papageienfeder. Und sie hatten ein Armband, aus feinem Binsenstroh geflochten, am Oberarm; das und eine kleine Kette aus den feinen, kleinen, spitzen Zähnen des fliegenden Hundes um den Hals, — das war alles, was die Menschenfresser außer ihrer Soldatenmütze am Leibe hatten. Es war genug bei der mächtigen Hitze. Denn die Sonne war hier manchmal wie ein heißes Bügeleisen, wenn sie einem über die Wange kam.

Diese Leute ruderten mich also durch die Brandung ans Land. Sie machten sich aus der Brandung so wenig, wie Du Dir daraus machst, wenn Tür und Fenster offen stehen und die Luft etwas lebhafter durchs Zimmer weht. Der eine von ihnen, der am Steuer saß, hatte auf meinem Schiff vom Koch einen Topf mit gekochtem Reis bekommen. Daraus aß er jetzt mit der Hand, denn er war nur halbgebildet, mußt Du wissen; und dann ißt man mit den Fingern statt mit dem Löffel, sagen die Leute. Ich verstehe

den Unterschied nicht. Aber Du als angehendes Fräulein wirst es schon besser begreifen als ich, der ich unter den Wilden schon halbwild geworden bin.

Also, nun wollte ich Dir nur sagen, daß der Neu-Guinea-Mann sich gar nichts aus der Gefahr der Brandung zu machen schien, und daß er seinen Reis aß, als ob er nicht mitten in tobendem, weißschäumendem Wasser säße; er kannte gar keine Furcht. Erst staunte ich. Dann aber verstand ich, warum er sich nicht vor der Brandung fürchtete, vor der mich sogar vorhin der alte Seemann, der Kapitän meines Schiffes, gewarnt hatte. Es war die deutsche Soldatenmütze, die den Halbwilden furchtlos machte. Denn das hat man ja in diesem Krieg jetzt gesehen, daß deutsche Soldatenmützen allein schon furchtlos machen, wenn man sie mal auf hat. Ich hütete mich wohl, die mich ans Land rudernden Neu-Guinea-Männer nach den Märchenblättern am Waldrand zu fragen. Denn dann hätten sie vielleicht gleich Handel damit begonnen. Ich ging dann am Land herum und tat, als ob ich Muscheln am Strand suchte. Es gab da kleine rosige Muscheln und lila Muscheln, und rote, kleine, abgebrochene Korallenzweiglein lagen im Kieselgestein des Ufers am Meer.

So ganz nebenbei guckte ich auch mal in den Wald und blieb unter einem Baum stehen. Aber die Palmenbäume haben das an sich, daß sie sehr hoch sind. Hinaufklettern wäre zu schwierig gewesen, da ich Schreibhände habe und keine Kletterhände.

Ich guckte eine Weile an den langen Palmenstämmen in die Höhe. Es kam aber kein einziges Blatt herunter. So ein Palmbaum hat ja kaum zwölf große, lange, schaukelnde Blätter. Natürlich läßt er von den zwölfen selten mal eines auf die Erde fallen, um nicht gar so armselig dazustehen.

Wie gesagt, ich setzte mich und überlegte, was zu tun sei, damit ich die Palmenblätter auf Märchen untersuchen könnte. Wie ich noch saß, winkte der Kapitän vom Schiff. Das machte er, indem er die Schiffsflagge am Mast auf und ab ziehen ließ, und dazu ließ er die Schiffspfeife laut tuten, so wie die

Schiffe in Hamburg auf der Elbe tuten, wenn sie aus und ein fahren, von der Elbe ins Meer und umgekehrt.

„Will er denn schon wieder fort?" fragte ich mich verwundert. Ich eilte mich aber gar nicht. Denn Dein Märchenbuch, das versprochene, liebe Lore, machte mir große Sorge. Und bin ich deshalb so viele Wochen über so viele Meere von Europa und von Deutschland und von Altona hier nach dem heißen Menschenfresserland gereist, um nach einer halben Stunde Landaufenthalt gleich wieder umzukehren? — „Nein," sagte ich, „ich bleibe. Ich suche Märchen und habe ein Recht, zu bleiben, bis ich weiß, ob es hier welche gibt oder nicht. Und das Schiff muß auf mich warten." — Ich rief einen der Menschenfresser, die nicht weit von mir bei einem Kahn alle um den Reißtopf saßen, daraus sie der Reihe nach eine Handvoll in den Mund stecken durften. Sie hörten mich aber erst, als der Reis aufgegessen war. Dann nahm jeder seinen Zahnstocher aus dem Armband, das sie am Oberarm stecken hatten. Dort im Stroharmband steckte all ihr Bedarf an Hausgeräten. Da hatten sie ein Bündelchen Ilang-Ilang-Gras hängen, dessen Geruch die Stechfliegen vertreibt. Ein anderer eine Streichholzschachtel, einer ein Messer, aus einem geschärften Knochen des Vogels Kasuar gemacht; sie hatten viele verschiedene Dinge am Oberarmband stecken. Jetzt stocherten sie sich mit ihren Zahnstochern im Munde herum. Trotzdem sie kein Fleisch, sondern nur gekochten Reis gegessen hatten, stocherten sie sich umständlich zwischen den blanken Zähnen ihres Gebisses herum.

„Vielleicht haben sie doch plötzlich Hunger auf Menschenfleisch," dachte ich. „Oder haben sie vorher doch schon welches gegessen?" — Aber ich fürchtete mich nicht vor ihnen, denn ich hatte Hunger nach Märchen und war für alles andere gedankenlos. Und außerdem beruhigten mich immer die kaiserlichen Soldatenmützen der Wilden, wenn ich diese betrachtete.

Die Wilden kamen dann leichtfüßig über die Steine her zu mir an den Palmenwaldrand. Sie gehen ja alle barfuß, da gehen sie viel leichtfüßiger als wir

in unseren schweren Stiefeln. Sie waren aber alle noch vom Rudern heiß und stanken nach Schweiß, und am liebsten hätte ich mir die Nase zugehalten, wenn das sie nicht beleidigt hätte.

Ich deutete auf die Palmen und nahm aus meiner Tasche eine alte Nummer der „Vossischen Zeitung", die ich mir mit Absicht eingesteckt hatte. Dieses Zeitungspapier teilte ich in sechs Stücke. Denn vor den Wilden bleibt man als Europäer sitzen, wenn man mit ihnen spricht. Weil der Ganzgebildete vor dem Halbgebildeten nicht zuerst aufstehen soll. Ich deutete auf sechs Palmbäume und bedeutete den Wilden, daß mir jeder von ihnen von einem Palmbaum ein Palmenblatt holen müsse, dann bekäme jeder zum Lohn ein Stück der alten „Vossischen" ausbezahlt. Du mußt nämlich wissen, liebe Lore, diese Leute, das wußte ich, rauchen gar zu gern zusammengedrehtes Zeitungspapier. Für einen Fetzen Zeitungspapier laufen die Neu-Guinea-Männer durchs Feuer. Sie brauchen gar keinen Tabak. Und es ist überflüssige Verschwendung, die Leute, wie manche es tun, mit Tabakstangen zu bezahlen, von denen jede Stange einen Wert von reichlich zehn Pfennigen darstellt. Für Zeitungspapier allein erreicht man dieselben Dienste. Sie rauchen das locker zusammengerollte Papier mit demselben Genuß, als ob es voll Tabak wäre, hat mir mein Schiffskapitän erzählt. Und ich hatte es auch an Bord schon gesehen, daß sie dort reines Zeitungspapier geraucht hatten.

Flink wie ein Trupp auseinanderstiebender Affen, kletterten auch gleich die Neu-Guinea-Leute, nachdem sie Mütze, rotes Taschentuch und Gürtel abgelegt hatten, an den langen Kokospalmenstämmen zu den Blätterkronen hoch, wo sich die zwölf Blätter wiegten. Denn der Anblick der sechs Zeitungsblätter hatte sie lüstern und begierig gemacht.

Ich freute mich schon, im Handumdrehen erfahren zu können, ob die Palmen hier Märchen tragen oder nicht.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mir von oben statt der erhofften Palmenblätter kopfgroße höl-

zerne Kokosnüsse, von den Männern heruntergeworfen, zu Füßen rollten?

Ich hielt die Hände vor den Mund und schrie aus Leibeskräften: „Blätter, Palmenblätter, keine Nüsse, keine Kokosnüsse!“ Aber es half nichts. Immer mehr riesige große Nüsse krachten auf den Boden hin, wo ich stand und mich nicht verständlich machen konnte. Es half nichts, soviel ich auch den Kopf schüttelte. Die Leute verstanden meine Sprache nicht, und ich nicht die ihrige, so mußte ich zusehen, wie ich nicht ein Palmenblatt bekam und nur lauter Nüsse herabprasselten. Wie konnten auch die guten Wilden denken, daß man von Kokospalmen für sechs Stück Papier der „Vossischen Zeitung“, gedruckt in Berlin, nur gewöhnliche Palmenblätter und nicht nahrhafte Nüsse forderte. Das war noch niemals vorgekommen. Wer hier auf Kokospalmen wies und dazu Zeitungspapier hinlegte, der wollte für sein gut bedrucktes Papier auch gut reife Kokosnüsse haben. Ich war unglücklich und wußte mir keinen Rat. Mein Unglück sollte aber noch wachsen, freilich mein Glück zugleich auch. Doch das konnte ich noch nicht voraussehen.

Als ich zufällig aufs Meer schaute, bemerkte ich, daß mein Schiff ganz weit draußen im Meere dahindampfte. Es war schon kleiner als eine Kokosnuß in der Ferne auf dem blauen Wasser geworden und zog einen langen Rauchfaden nach, der blieb hinter ihm auf dem Wasser liegen wie eine lange Strähne brauner Strumpfwolle.

„Herrgott von Strambach!“ rief ich aus, „nun läuft mir mein Schiff davon! Was ist das für eine Gemeinheit! Wenn das die Wilden bemerken, daß ich ganz allein gelassen bin, rauben sie mich vielleicht aus und nehmen mir meine ganzen Vorräte von alten ‚Vossischen‘ ab, die ich als Handelspapiergeld in den Taschen meines weißen Leinwandanzuges bei mir trage.“ Ich hatte erst vorgehabt, da ich keine Palmenblätter bekommen hatte, für die nicht geforderten Nüsse die sechs Zeitungsfetzen, die vor mir lagen, wieder einzustecken; aber jetzt, wo ich, vom Schiff verlassen, allein im Menschenfresserland am Ufer stand, schien

es mir ratsam, die Herren Halbwilden nicht zu reizen. Sie hatten ja ihr Bestes getan und verstanden es nicht besser. Ich gab ihnen also ihr gutverdientes Papier und ließ mir eine Nuß öffnen und wollte eben beginnen, die Kokosmilch zu trinken, da schreit der Sechste von ihnen, der noch auf einem Palmenbaum saß, zu seinen Kameraden herunter. „Laßt ihn nur schreien," denke ich. „Der sieht mein fortfahrendes Schiff." Er meinte aber gar nicht mein Schiff, sondern er meinte die große, lange Wind- und Wasserhose, die er von dem Baum aus in der Ferne weit draußen, wild zum Himmel aufgerichtet, gerade auf unseren Uferstreifen herantreiben sah. Ich verstand ihn aber erst viel später. Und ich hatte kaum meine Kokosnuß leer getrunken, da fühlte ich mich von zwölf Wildenhänden gepackt und mit fort in den Wald gerissen, immer bergauf. Was mir alles in diesem dichten Wald um den Kopf und um den Leib und um die Knie geflogen ist, während ich so heftig fortbefördert wurde, das weiß ich nicht zu beschreiben. Aber es war, als würde während des Laufens im Dickicht mit Hunderten von Schiffstauenden nach mir geschlagen.

„Na, nun fressen sie dich doch!" Das war das einzige, was ich wiederholt unterwegs bei der Hetzjagd denken konnte. Sie fraßen mich aber nicht. Und sie dachten, wie anständig gewordene Menschenfresser denken müssen, auch gar nicht daran, meinen Leib zu übervorteilen, — im Gegenteil, sie wollten ihn erretten vor der heranstürmenden Wind- und Wasserhose, die bald darauf tief ins Uferland hereingebrochen kam. Denn dieser Wirbelwind, der bei Windstille leicht draußen überm Meer entsteht, fegt ganze Palmenwälder nieder, wenn er das Land erreicht, und die größten Bäume legt er um, wie wenn einer mit Stiefeln auf Binsengras tritt.

Das wußten die Wilden. Sie kannten die Gefahr, von der ich beim Kokosmilchtrinken noch keine Ahnung hatte. Auch mein Kapitän hatte das Schiff retten wollen; als er die ferne Windhose bemerkte, hatte er schleunigst das Ufer verlassen und war auf die

hohe See gegangen, um dem Anprall des Luftwirbels auszuweichen, damit sein Schiff nicht an die Küste geworfen und zerschmettert würde, wenn die Lufthose darüber hinging. Oben auf dem Berg stand das Haus eines Deutschen, der hier der Mann war, der die Wilden im Auftrage des deutschen Kaisers zu deutschen Soldaten zu machen hatte. Der deutsche Herr war aber nicht zu Hause, er war irgendwo unterwegs auf einem Waldweg, den er bauen ließ, um besser spazieren reiten zu können. Das Haus war deshalb zugeschlossen, und die Wilden konnten mich nicht abliefern, wie sie es sich zu meiner Sicherheit vorgestellt hatten. Weit und breit war aber nur Wald auf allen Hügeln und Bergen rundherum, überall war Wald; man kam mit den Augen über Wald, Meer und Himmel gar nirgends hinaus. Immer wiederholte sich dasselbe, überall Waldbäume, überall Wolken, überall Waldbäume, überall Wolken, überall Meerwellen, alles nebeneinander, sonst nichts anderes. Keine Stadt, keine Dörfer, keine Eisenbahnen. Es war eine Fahnenstange neben dem Haus, wo ich stand. Plötzlich zogen mich die Wilden dorthin und banden mich, ehe ich es sah, mit der Schnur der Fahnenstange fest an. Ich erfaßte es sofort richtig: das war deswegen, damit ich nicht fortgeweht werden sollte, wenn die Windhose vorüberkäme. Was taten aber die Wilden selbst? Die gruben sich rasch in die Erde ein. Die Erde war hier rot wie Backsteinstaub und war ganz locker wie Sand. Sie gruben sich ein, wie man sich am Badestrand eingräbt, wenn man ein heißes Sand- und Sonnenbad nehmen will.

Nun stand ich ganz allein da, die Wilden lagen vergraben. Von einem guckte nur die rote Hibiskusblüte aus dem Sand, vom andern sein weißer Muschelnasenring, vom dritten sein langausgezogener Ohrlappen. Von jedem sah man ein wenig, entweder den großen schwarzen Zeh oder die Nasenspitze, die schwarze.

Nun kam bald die Windhose, alles wurde einstweilen grau und dunkel, und ich sah keine zehn Schritte weit vor grauem Staubnebel. Es surrte in der Luft,

und dann kam eine allgemeine Aufregung in alles, was da lebte auf diesem Landstrich.

Es flohen Insekten, Vögel, kleine Waldtiere und vieles, was da kreucht und fleugt, an mir vorüber; und vieles von dem Getier blieb an mir hängen, und es begann in meinen Taschen zu kribbeln und zu krabbeln. Denn viel Getier, das an mich anrannte, suchte sich, so gut es ging, bei mir in meinen Kleidern zu verstecken.

Auf meine Schulter kam zuerst ein schwarzer Beovogel geflogen; diese Beovögel sind so groß wie deutsche Amseln, auch so schwarz gefiedert. Aber sie verstehen zu sprechen, genau wie die Menschen. Dieser Beo sprach auch unaufhörlich auf mich ein; es war aber nicht deutsch, und da ich meine Hände festgebunden hatte, konnte ich mein Wörterbuch nicht aus der Tasche holen, um nachzuschlagen, was der Beovogel alles sprach. Ich dachte: „Ach, nun fliegen bei dem allgemeinen Sturm sicher auch viele Paradiesvogelfedern herum und fallen auf Palmen und werden Märchen schreiben!“ Aber ich sah nicht eine der schönen gelben und weißen Paradiesvogelfedern vorbeifliegen. Vom Meer her, den Berg herauf, kam nun auch eine weiße Schildkröte. Eine schwarze Schildkröte ist nichts Seltenes. Aber eine weiße Schildkröte, das ist etwas sehr Seltenes. Sie war weiß wie Elfenbein und hatte auch weiße Pfoten und einen weißen Kopf. Sie rannte ganz bedrückt heran.

Dem Beovogel hatte ich zugerufen: „Mein lieber Beo, bleibe nur ruhig sitzen, ich tue dir nichts. Erstens sind mir meine Hände gebunden; aber auch mit freien Händen würde ich einem so lieben Beo, wie du einer bist, nichts tun.“

Ich freute mich, daß ich nun Gesellschaft beim Sterben haben sollte. Denn daß wir in fünf Minuten alle hier vom Wind verdreht und aufgerollt würden wie ein zerknülltes Stück Papier, das war mir klar.

Aber allein zu sterben, ist nicht unterhaltend, und die stummen eingegrabenen Wilden, an deren zittern-

den Körpern die Erde herunterbröckelte, — die waren keine Gesellschaft. Der Peo, der so munter schwatzte, — das war Gesellschaft. Und ich suchte ihn zu überreden, auf meiner Schulter sitzen zu bleiben. Er tat es auch und blieb und schwatzte immerfort.

Nun kam auch noch die edle weiße Schildkröte wie eine Geistererscheinung aus dem Meer heraufgelaufen. Ich rief ihr gleichfalls zu: „Immer heran. Hier, meine liebe Schildkröte, graben Sie sich nur unter meinem Fuß in den Sand, da sind Sie sicher.“ Und da sie nicht gleich hörte und vorsichtig zögerte, rief ich: „Meine liebe von Schildkröte!“ Ich adelte sie im Überschwang meiner aufgewühlten Gefühle. Da hörte sie, weil sie wirklich adlig war, sofort, als ich „von“ Schildkröte gesagt hatte. Sie war sogar ein wenig gerötet vom heftigen Laufen. Und sie nahm es mit dankbaren Blicken aus ihren meerblauen Augen an, unter meinem Fuß Rettung zu suchen. Sie grub mit den Pfötchen, deren geputzte Perlmutternägel aristokratisch sauber an den weißen Fingerchen blinkten, eine kleine Grube, dann steckte sie das kahle Köpfchen zuerst hinein, schob den reinen weißen Rückenschild, auf dem ihr Stammbaum und ihr Meereswappen eingegraben waren, unter meinen Fuß und blieb dort ruhig zusammengekauert sitzen, als wäre sie Gottes Ruhe selbst.

Aber noch mehr Tiere kamen herbeigeeilt. Ein Känguruh kam eilfertig im Gras angehüpft, das hatte sieben Kinder und dazu noch seine kleine Frau in seiner Beuteltasche am Bauche hängen. Es schleppte schwer, und es kroch hinter meinen Rücken und kauerte sich, die Fahnenstange und meine Beine umklammernd, nieder. Es knurrte bedenklich. Und da ich in meiner Jugend mal in einem Zirkus ein boxendes Känguruh gesehen hatte, wünschte ich zuerst keine zu genaue Bekanntschaft mit dem scheinbar leicht reizbaren Beuteltier zu machen. Ich sagte ihm nur: „In meiner Rocktasche links ist eine Reiseflasche mit Whisky, rechts ist eine Flasche mit kaltem Tee, wählen Sie bitte!“ Das verständige Tier hatte aber schon am Geruch die beiden Flaschen erkannt, und da es mich

wahrscheinlich auch ohne meine Trinkeinladung gewalttätig ausgeplündert haben würde, hatte ich es sofort zum Trinken eingeladen, um das Tier vor sich selbst nicht in ein böses Gewissen zu versetzen. Das Känguruh trank den Whisky allein aus, den kalten Tee reichte es seiner Frau, und diese teilte sehr anständig den Tee mit ihren Kindern, und so ging meine Thermosflasche im Bauchbeutel des Känguruhs unter den sieben Jungen herum. Ich sah es aber nicht, ich hörte nur am Glucksen der Flasche, daß sich die Känguruhfamilie labte.

Indessen krochen andere Gestalten ein. Eine reizende kleine Eidechse mit ihren jungen Eidechschen kam hastig angelaufen; ich gähnte eben, und ehe ich es mir versah, saß mir die Eidechsenmutter im Mund, und ihr Junges setzte sich dort neben sie in eine Zahnlücke zwischen meine Backenzähne. Beide waren kühl und glatt, aber sonst schmeckten sie nach nichts. Diese Eidechschen heißen Tschik-Tschaks. Das Dumme war, ich mußte nun meine Lippen geöffnet lassen und konnte, um die Tiere nicht zu ersticken, nicht mehr den Mund schließen, so lange sie mich besuchten. Denn sie ausspucken, — das wollte ich nicht. So ungastfreundlich ist man nicht in seiner Sterbestunde, und auch sonst darf man nicht gleich unhöflich sein, wenn Leute Hilfe suchen. — Die Tschik-Tschaks saßen also weich und sicher auf meiner Zunge.

Ein großer Schwarm fliegender fetter Ameisen wurde dann mit dem ersten Windstoß mir gerade ins Gesicht geweht. Eine ganz feiste Ameise blieb an der Wimper meines rechten Auges hängen, und sie verkroch sich dann in meinen Augenwinkel und setzte sich auf meine Tränendrüse, wo sie still ihre Flügel zu putzen begann, so daß mir bei jeder ihrer Bewegungen das helle Tränenwasser an der Wange niederlief. „Aber bleib nur sitzen," dachte ich; „wenn es dich vor der Windhose rettet, dann bleibe nur. Die paar Tränen bringen mich auch nicht früher um, liebe Ameise." So nötigte ich auch sie mit meinen Gedanken zum Sitzen. Denn wenn die Tiere auch nicht Worte derselben Sprache mit uns sprechen, —

das, was man denkt, verstehen alle Tiere. Denn die Gedanken sind auf der ganzen Welt, bei allem, was lebt, verständlich, auch wenn sie nicht ausgesprochen werden. Und die Ameise verstand mich, und sie blieb in meinem Augenwinkel sitzen.

Nun kam aus dem nahen Dickicht und aus den Dornen eine schwarze Schweinemutter auf mich losgestürzt; sie hatte drei Junge an ihren Schweinebrüsten hängen. Die hatten sich dort festgebissen, denn sie waren noch nicht ganz aufgewacht. Denn alle hatten Mittagsschlaf gehalten, als plötzlich die Schweinemutter die Windhosenwitterung bekommen und sich aufgemacht hatte, um Schutz zu suchen. Die wilderschreckte Mutter suchte ihre drei Jungen von sich abzuschütteln. Es gelang ihr aber nicht. Die Kleinen ließen die Mutterbrüste nicht los, und so wurden sie mitgeschleift. Darüber bös geworden, grunzte die unmenschliche Schweinemutter heftig. Sie rannte dann immer rund im Kreis um meine Fahnenstange herum. Die Mutter schien irrsinnig geworden zu sein. Und als einige Schweineherren auf dem freien Platz erschienen, da riß sich die rohe Person ihre Jungen mit dem Maul vom Leibe und warf sie zu mir hin, und dann stürzte sie in Begleitung der tollen Schweinebrüder davon. Aber es schien keine Flucht mehr, sondern ein wildes Vergnügungsjagen der Schweinemutter durch den Wald zu sein. Und ich hörte sie mit ihren Begleitern johlend alle Augenblicke im Dickicht grunzen und lachen, wie nur Schweine lachen können, — so irdisch selig ohne jeden Geist und jede Seelengröße. Ich grub mit meinem linken Fuß, der nicht sehr fest gebunden war, eine Grube und wollte die kleinen Schweinekinder hineinrollen. Dabei geschah es, daß ich meinen Halbschuh verlor. Und da ich mir bei der eiligen Jagd durchs Dickicht ein Loch in den Strumpf gerissen hatte, so daß der große Zeh herausschaute, so konnte ich mit dem Zeh die Grube noch etwas tiefer graben und konnte die Jungen mit dem Zeh heranziehen und sie in die Sandgrube rollen. Diese frechen, kleinen Ferkelchen aber hielten meine Zehen für die Mutter-

brüste und sogen sich mit ihren Rüsselchen an den Zehen fest, so daß ich gern vor Schmerz geschrien hätte. Aber ich besann mich immer wieder und tat es nicht, um die beiden Tschik-Tschaks in meinem Mund nicht zu Tode zu erschrecken.

Es kam aber auch noch eine große schnarrende Riesenzikade angesprungen. Die war so groß wie eine Hand und sprang mir auf mein linkes Ohr, dahinter blieb sie sitzen, fest an die Ohrmuschel geklammert. Sie schnarrte noch nicht, denn es war Mittag, aber später gegen Abend hat sie die Gewohnheit, die ganze Nacht bis zum Morgen zu schnarren.

Danach kam ein böser Kasuarvogel. Der hat lange Beine wie ein Vogel Strauß, ist aber im Gefieder elender und häßlicher. Er sieht aber gerade darum hochmütiger aus, weil er so grundhäßlich ist. Der Kerl kann spucken, wenn er wütend wird. Und als er vor mir stand und mich anglotzte und mich ankrächzte, da er sich zwischen meine Beine niederkauern wollte, und ich das nicht gleich begriff, spuckte er mir regelrecht seinen ekelhaften Speichel ins Gesicht und hackte mir dann mit dem dicken, breiten Schnabel auf beide Kniescheiben, damit ich meine Füße ein wenig auseinandernehmen sollte, und er sich behaglicher breit machen könnte. Ich mochte der Tschik-Tschaks wegen wieder nicht schreien und nicht antworten. Und dann setzte das böse Vogelbiest sich endlich nieder und blieb still hocken, nachdem es noch ein paarmal zum Himmel gespuckt hatte, der sich immer mehr verfinsterte.

Nun kam ein fliegender schwarzer Hund. Der hatte die Gestalt einer Riesenfledermaus. Er flog mir an die Brust und schlüpfte mir zwischen Rock und Brust, wo er sich an meiner Herzseite an meinem Netzhemd festklammerte und sitzen blieb. Sein aufgeregtes Fledermausherz tickte wie eine kleine Uhr gegen mein Herz, aber sonst fühlte ich nichts von ihm als die feinen, spitzen Krallen der Füßchen, die mir ein wenig in die Haut eindrangen.

Darauf kam etwas Niedliches angesprungen. Ein ganz winziges Hirschlein. Das war nicht größer als

ein kleiner Pinischerhund. Solche Hirschlein gibt es auf Neu-Guinea, und sie sind ganz reizend anzuschauen. Es war gar kein Platz mehr da für das arme Tier. Da muß ich nun den dicken Känguruhvater wegen seiner Gutmütigkeit loben: er hieß seine sieben Kinder und seine Frau in seiner Bauchtasche zusammenrücken, und dann sprang das Zwerghirschlein hinein zur Känguruhfamilie und machte sich ganz dünn, um nur nicht zu stören.

Ich dachte — was Du auch denken wirst, liebe Lore —, jetzt könnte endlich mal die Windhose losgehen. Aber erst kam noch eine jener Stechmücken, die Moskiten heißen und einem ganz gemeine Steppstiche ins Fleisch setzen können, wie eine richtige Singersche Nähmaschine. Diese winzige Person mit den haarfeinen Gliedern und dem dünnen Gesang setzte sich auf meine Nase, wo sie gleich mit ihrem Stechrüssel ihre Steppstiche zu stechen begann. Ich kann diese Dinger mit den schlenkrigen Gliedern nicht gut vertragen. „Aber jetzt vor dem Sturm“, dachte ich, „beiße dich nur mit deinem Rüssel in meine Nase fest, es macht nichts, wir sterben ja jetzt alle in Gesellschaft, liebe Moskite.“

Aber es kam wieder anders. Die Windhose ging nur draußen im Meer am Ufer entlang hin, sie streifte das Land nur ein wenig unten bei den Strandpalmen, hier herauf kam nur der Nebel von Staub und Wasserdunst. Es umblies mich ganz kurz eine blutwarme Luft. Ein Wirbel von sausendem Wind fuhr ein paarmal um die Fahnenstange, so wie vorhin das Schwein rund gerast war, — dann war es still. Wir warteten, aber es kam nichts mehr. Es war eine allgemeine Enttäuschung, wir durften alle weiterleben, ohne Todesgefahr, bis zur nächsten Windhose, die immerhin morgen wieder eintreten konnte. Ich sah das Schiff von draußen langsam wieder auf die Küste zudampfen. Ich fühlte, wie sang- und klanglos alle meine Sterbegefährten ins Leben zurücksprangen. Meine Schulter wurde leer, der Beo flog fort. Unter meinem Fuß krabbelte die weiße Schildkröte hervor und watschelte weiter. Die Känguruh-

familie lief, nachdem sie das Zwerghirschlein abgesetzt hatte, mit Riesensprüngen fort ins hohe Gras. Die Tschik-Tschaks, Mütter und Tochter, und die fliegende Ameise entfernten sich aus meinem Gesicht. Die Wildschweinmutter war zwar noch nicht erschienen, doch ich rollte die Jungen vorsichtig mit dem Fuß aus der Grube. Die schnarrende Zikade und der fliegende Hund entfernten sich zusammen in die Luft. Nur die Moskite saß noch auf meiner Nase, bis mich die Wilden losgebunden hatten, die aus der Erde hervorgekrabbelt kamen. Als die Moskite mich auch verlassen, mußte ich mich einen Augenblick von Kopf bis zu Fuß betasten, ob mir die vielen Tiere kein Glied mitgenommen hätten. Ich fand aber alles heil an seinem Ort, bis auf meine Nase, die etwas zerbissen war. Und bis auf mein eines Ohr, das etwas taub war, denn die Zikade hatte aus Todesangst doch zuletzt laut in mein Ohr hineingeschnarrt.

Dann ging ich mit den Wilden, die alle vergnügt grinsten und Luftsprünge und Rundtänze vor Freude ausführten, hinunter zum Strand, um das Schiff zu erwarten. Da aber wurde mir bei den Strandpalmen eine angenehme Überraschung. Denn hier unten hatte die Windhose doch arg zugegriffen, und mancher Palmbaum lag geknickt am Boden, lang ausgestreckt am Strand. Nun konnte ich, bis das Schiff kam, Palmenblätter auf Märchen untersuchen, soviel ich Lust hatte. Ich kletterte auf den gefällten Palmenbäumen herum, entdeckte aber auf keinem der Palmenblätter eine Spur von Schriftzeichen. Sie waren so leer wie unbeschriebenes Papier, alle ohne Ausnahme.

„Na, dann nicht," sagte ich zu den Palmen und ließ mich nach meinem tutenden Dampfer zurückrudern von den sechs Wilden, die inzwischen wieder ihre Mützen mit dem Ellenbogen gebürstet und ihre Gürtel und Seitengewehre und ihre roten Taschentücher angelegt hatten, — also gut angekleidet waren für ihre wilden Begriffe.

Warum aber hatte ich kein Märchen in Neu-Guinea gefunden? Weil alle Paradiesvögel an der Küste weggeschossen waren und dort also keine Paradies-

vogelfedern zwischen den Palmen herumfliegen konnten. Denn die Damen in Europa brauchten in Berlin, in Paris und in London so viel Paradiesvogelfedern für ihre Hüte und für ihre Abendfrisuren, daß keine einzige Feder im Land geblieben war, die ein Märchen hätte schreiben können. So erklärte mir mein Kapitän, dem ich bei Rückkehr an Bord des Dampfers mein Leid geklagt hatte.

Sehr niedergestimmt, wollte ich von der Neu-Guineaküste durch die Südsee in westlicher Richtung nach Hause. Ich sagte mir, daß die teure, gefährliche und unendlich weite Reise nun für die Katz' gewesen sei. Nichts, liebe Lore, war dabei für ein Märchenbuch herauszubekommen. Ich war ganz schwermütig.

Ich sah meine sechs Neu-Guinea-Wilden am Ufer mir mit den Mützen nachwinken, und dabei pafften sie vergnügt die langen selbstgedrehten Zigaretten ohne Tabak aus den Fetzen der alten „Vossischen Zeitung". Nur sie hatten dabei gewonnen. Ich war um eine alte Zeitungsnummer ärmer und um eine riesige Enttäuschung reicher aus dem Lande der Märchen und der Paradiesvögel abgereist.

Aber wie durfte ich vor Dich, liebe Lore, und Deinen Weihnachtsbaum in Altona mit leeren Händen hintreten, ohne das versprochene Märchenbuch! Da kam wieder ein neues Unglück, das mir aber Glück brachte.

Der Krieg brach aus und traf mich noch unterwegs in der Südsee, und ich mußte im Javanerland aussteigen und bleiben. Denn die Engländer stellten allen Schiffen nach und führten die deutschen Reisenden von dort fort und setzten sie gefangen.

Ich blieb also im Javanerlande, wo ich nun zum zweiten Male das Weihnachtsfest im Grünen feiern könnte, wenn mir das Spaß machen würde. Denn hier im Javanerland gibt es keinen Schnee und keinen Winter. Es ist, wie im warmen Treibhaus, immer alles grün hier, das ganze Jahr hindurch.

Daß ich Dein Märchenbuch nicht vergessen habe, liebe Lore, das sollte Dir dieser meilenlange Brief auseinandersetzen. Und ich hoffe, daß ich, bis ich heim-

kommen darf, doch noch die Märchen erzählt bekommen habe, die ich Dir so gern mitbringen möchte.

Denn sieh, es ist mir gute Hoffnung in diesen Tagen geworden.

In der Sankt-Nikolaus-Nacht ist mir Sankt Nikolaus im scharlachroten Gewand erschienen, und hinter ihm ging sein Knecht Ruprecht. Der hielt ein dickes Buch auf einem silbernen Teller. Dieses Buch schlug der heilige Nikolaus vor mir auf. Und denke Dir, es war ein mit roter Tinte geschriebenes dickes Märchenbuch, das er mir zeigte. Der heilige Nikolaus strich seinen langen weißen Bart und sagte sehr freundlich zu mir:

„Ich habe dich von zwölf deiner Freunde zu grüßen. Die zwölf haben dir vor einem Jahr deinen Kummer aus dem Gesicht abgelesen, als du nach Neu-Guinea gekommen warst, um Märchenblätter zu suchen, ohne sie aber an den Palmenbäumen zu finden. Und da du zu allen zwölf gastfreundlich, höflich und freundlich gewesen bist, wollen sie dir gern etwas Gutes erweisen. Denn Gutsein bringt Früchte. Dir bringt es zwölf Märchen."

„Ach," seufzte ich erleichtert im Schlaf, „lieber Sankt Nikolaus, darf ich das Buch für Lore gleich behalten?" Und ich griff voreilig nach dem mit roter Tinte geschriebenen Märchenbuch, das da vor mir auf der silbernen Platte lag, die der Knecht Ruprecht in den Händen hielt. Aber der Nikolaus klopfte mir mit seinem goldenen Bischofsstab auf die Hand und sagte: „Finger weg! Es ist noch nicht Weihnachten. Bis zu den zwölf heiligen Nächten, die vom vierundzwanzigsten Dezember bis zum sechsten Januar, dem heiligen Dreikönigsfest, dauern, — bis dahin sollst du warten. Deine zwölf Freunde wollen in den heiligen Nächten, jeder einzeln, in jeder Nacht einer von ihnen, dich abholen, und dann sollst du mit jedem durch ein Märchen wandern.

„Du mußt aber am Tage selbst niederschreiben, was du nachts erlebt hast. Denn Lore will es von dir geschrieben haben, das Buch, und von keinem andern. Dieses Märchenbuch hier aber bleibt im

Himmel, im Bücherschrank der Kinder dort. Dieses Buch kommt nur durch dich auf die Erde, dadurch, daß dich deine zwölf Freunde in den zwölf heiligen Nächten in diese Märchen einweihen.

„Also rüste dich und mache dich klug, daß du alles gut behältst, was du erleben wirst, damit du es Lore zu Weihnachten 1916 unter den Weihnachtsbaum legen kannst, das neue Märchenbuch. Das Buch aber sollst du benennen: ‚Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande.' So soll es heißen."

Da dankte ich in heller Freude dem alten, silberhaarigen lieben Sankt Nikolaus, und in der Eile meiner Freude erwischte ich statt des Zipfels seines roten Ärmels den Zipfel seines weißen Bartes, den ich dankbar an die Lippen führte und ehrfürchtig küßte. Er nahm es mir nicht übel und schlug das rotgeschriebene Buch zu, bestieg mit dem Knecht Ruprecht sein schön lackiertes schwarzes Auto und fuhr unter den Alleebäumen von Garoet davon, nachdem er mir nochmals zugewinkt hatte. Ich sah noch eine Weile in der Ferne den goldenen Bischofsstab blitzen, — dann war ich allein.

Also, heute abend beginnt nun die erste der heiligen Nächte, liebe Lore, und morgen will ich Dir genau das Märchen erzählen und niederschreiben, das ich heute nacht erleben werde!

Wenn ich nur wüßte, wer die zwölf Freunde sind, gegen die ich freundlich und gastfrei gewesen bin. Schade, daß Du so weit von mir fort bist, liebe Lore, und mir heute keine Antwort darauf geben kannst.

Ich erinnere mich gar nicht, daß ich zwölf so gute Freunde besitze.

Und wenn ich darüber nachdenke, so wird es mir immer unklarer, wo in der Südsee ich zwölf Freunden Gastfreundschaft erwiesen haben soll.

Aber morgen werde ich es Dir schreiben können. Morgen, wenn ich nach der ersten heiligen Nacht das Märchenbuch, um dessentwillen ich Frau und Haus und Heimat verlassen habe, für Dich, liebe Lore, beginnen werde, dann werde ich Dir wenigstens einen der zwölf Freunde mit Namen nennen können. Für

heute wünsche ich Dir eine so gute Nacht, wie ich sie haben werde.

Dein reisender Dichteronkel

Max

Nachschrift: Du, Lore, ich habe einen Beovogel: weißt Du das schon? Ich hab' ihn auf einer Versteigerung im Hause eines alten Holländers hier gekauft. Er spricht beinah wie ein Mensch. Weißt Du, ein Beovogel kann gar kein Blut sehen; wenn er Blut zu sehen bekommt, muß er sterben. Er sitzt in einem Holzgitterkäfig, der steht auf meiner Veranda. Schade, daß Du ihn nicht sehen und hören kannst. Er bekommt gekochten Reis und roten starken Pfeffer, der so schrecklich auf der Zunge brennt, zu fressen. Jeden Tag bekommt er auch eine reife Banane oder ein Stück Papajafrucht, die schmeckt noch besser als Melonen. — Ich habe den Vogel sehr gern, da er jetzt den ganzen Tag mein einziger Gesellschafter ist. Er ist schön schwarzblau gefiedert und hat einen weißen kurzen Streifen am Flügel, wie eine Elster. Aber am Kopf hat er richtige Ohrmuscheln, die sind so goldgelb wie Butterblumen. Diese goldnen Ohrbehänge kleiden ihn zu seinem rotgelben Schnabel sehr gut. Das Schönste an ihm ist aber, daß er sprechen kann; wie ein Waschweib am Waschtrog schwatzt er. Und alles durcheinander. Aber wenn man ihn gut kennt, dann ist das, was er zu sagen hat, gar kein Wirrwarr, er erzählt ganz deutlich, was ihn bewegt und was er sich denkt. Wir verstehen uns sehr gut, mein Beo und ich.

Guten Abend, Lore!

Dein Onkel Max

Von den geplanten zwölf Märchen hat Max Dauthendey nur die drei vollenden können.

Der Verlag

Geschichte des Beovogels

Liebe Lore,

nun höre mal, was mir heute nacht geschehen ist. Es war ein richtiges Weihnachtsmärchen, das ich in der Weihnachtsnacht erlebt habe. Also, ich setzte mich auf meine Veranda und nahm ein Buch und wartete darauf, daß man mich rufen sollte, wenn im großen Saal des Gasthauses, in dem ich wohne, der Weihnachtsbaum für die Kinder des Hauses angezündet würde. Ich war nämlich gar nicht neugierig, durchs Schlüsselloch zu sehen, denn: „Das, was ich haben möchte, bekomme ich doch nicht," dachte ich mir. Ich hatte es eben gedacht, da fragt mich jemand ganz deutlich und laut: „Was hast du dir denn gewünscht?" Ich hatte ganz vergessen, daß ich allein auf der Veranda saß, und sagte: „Eine Prinzessin küssen!" Das sagte ich aber nur so im Spaß und lachend hin. Du kannst Dir aber vorstellen, wie ich betroffen war, als jemand antwortete: „Das kannst du haben; wenn es nicht mehr ist, als nur eine Prinzessin zu küssen." — Da wollte ich sagen: „Ach, ich will ja gar keine Prinzessin küssen, ich will nach Hause nach Deutschland."

„Du hast gewünscht, eine Prinzessin zu küssen; und was man einmal gesagt hat, dabei bleibt man, wenn man kein Lump ist!"

Nun war es mir aber zu dumm. Ich gehe und sehe mich um, hinter meinen Stuhl, hinter die Türe, hinter den Tisch, unter die Tischdecke, — es war aber niemand da. „Mach mal den Käfig auf," rief mein Beo. „Bist du es, Beo, der da so laut spricht?" fragte ich. „Wer denn sonst?" antwortete der Beo, barsch wie immer, wenn er nicht zärtlich aufgelegt war. „Schrei mich nur nicht so an!" gab ich ihm zurück. Und ohne zu bedenken, was ich tat, hob ich das dunkelbraune Tuch, womit der Beokäfig jeden Abend zugedeckt wird, vom Käfig ab, nahm den Holzriegel am Gittertürchen weg und öffnete die Tür. Aber der Beo kam nicht heraus. „Du bist dumm, Beo," sagte

ich und machte die Türe wieder zu. Ich war ärgerlich über die Störung und wollte mich eben wieder zu meinem Buch auf den Stuhl setzen. Da merke ich, daß ich statt auf dem Fußboden auf einer Stange in der Luft stehe, und daß ich auf einmal ganz sonderbare Füße habe; es waren Krallen mit langen Nägeln geworden, über die man gar keinen Strumpf hätte anziehen können. Dann sah ich an mir hin, und wie ich eben nach meinem Buch greifen will, bemerke ich, daß ich gar keine Hände mehr habe, sondern schwarze Flügel. Ich war auch nicht mehr auf meiner Veranda, ich saß in einem Käfig auf einer Stange, und — o Schreck — ich war ein Beovogel geworden. Ein Beo mit schwarzen Federn und einem rotgelben Schnabel. „Das kann ja gut werden, diese Weihnachtsbescherung," schimpfte ich los. Und es wunderte mich gar nicht, daß ich als Beovogel auch laut sprechen konnte. „Schnabel zu!" rief mich etwas Dunkles an, das draußen vor dem Käfig stand. Ja, was war denn das für eine große, dunkle Mauer da? Ah, das war ein Mensch, ein dunkelhäutiger Javane. „Kennst du mich nicht?" lachte der. Und er rief: „Beo, Beo heiße ich!" Da mußte ich ihm nachrufen und konnte mich nicht bezwingen: „Beo, Beo heiße ich!" zu sagen. „Jawohl," grinste er. „Du heißt jetzt Beo, und ich hieß früher Beo! Ich war nämlich dein Beo, jetzt aber bin ich für diese Nacht dein Herr. Und du warst früher mein Herr, und du bist nun für diese Nacht mein Beo." Er lachte. „Schreckliche Verwechslung!" wollte ich ausrufen. „Schöne Bescherung!" wollte ich schimpfen, aber ich schwieg vor meinem Ernährer, der so groß und mich riesig überragend draußen vor den Gitterstäben stand und lachte und dabei gesunde, schöne Zähne zeigte. „Herrgott, was haben doch die Menschen für riesige Glotzaugen!" dachte ich und war noch ganz verblüfft, kein Mensch mehr zu sein; ich war aber auch zugleich schon wieder ganz zufrieden, daß ich kein Mensch mehr war. Denn wenn ich mich als Vogel anständig benahm, lebte es sich wohl ganz gut, überlegte ich bei mir.

„Also eine Prinzessin willst du haben? Nun, du wirst nicht gerade eine Prinzessin kriegen, denn Beoprinzessinnen gibt es kaum noch, aber zu einer javanischen Prinzessin kannst du kommen."

„Ich will meine Ruh haben, fader Mensch!" rief ich, ganz wie ein Beo ruft, und lachte dazu wie ein Beo. Ich konnte nur die Sätze hervorbringen, die ich meinem Beo gelehrt hatte. „Mach mal, eil dich!" Das konnte ich auch sagen. „Ich heiße Beo," das konnte ich sagen. Und pfeifen und rasseln wie die Wagen konnte ich, und husten wie eine alte Frau. „Was willst du denn? Was ist denn los?" Alles das brachte ich jetzt durcheinander hervor. Der Javane hatte den Käfig in die Hand genommen, er schraubte das Licht auf der Veranda aus, und siehe, es war heller Tag. Ich wollte fragen, wo mein Weihnachtsbaum sei; das konnte ich aber nicht sagen. So rief ich: „Licht! Licht!" Das konnte ich sagen.

Es war also heller Tag, die Sonne schien, die Berge in der Ferne waren blau, und die Gärten waren grün um meine Veranda herum, und ich erkannte alles wieder. Was ich täglich als Mensch am Geländer meiner Veranda betrachtet hatte, das sah ich nun, im Käfig sitzend, auf einer Stange als Beovogel durch die Gitterstäbe an.

„Ach, hätte ich dem Beo doch die liebe Freiheit gegeben, statt daß ich ihn im Käfig eingesperrt zu meinem Vergnügen als Gefangenen gehalten habe," dachte ich für mich und war ärgerlich. Und wie ich tief seufzte, merkte ich, daß mein Käfig wanderte. Das heißt, alles draußen zog wechselnd an mir vorüber, bald hell, bald dunkel, Wände, Treppengeländer, Beine von Javanen, Tücher von Javanenfrauen; der Käfig schaukelte eine lange Weile, so daß ich mich ganz festhalten mußte und auf die oberste Stange geflüchtet war.

„Es ist nur gut, daß ich so viele Stangen zum Herumhüpfen in den Käfig gemacht habe," dachte ich für mich. Zuerst, als ich den Käfig gekauft hatte, war nämlich nur eine Stange darin gewesen. Wenn man ein Beo war, wie ich es nun am eigenen Leib

erleben mußte, mußte es schrecklich sein, immer auf einer einzigen Stange sein Leben lang still sitzen zu müssen. Ich hüpfte jetzt von Stange zu Stange und fing an mich wohl zu fühlen. „Was kann mir denn geschehen? Ich sitze in sicherem Schutz. Mein Herr ist ein Mensch, der früher auch mal ein Beo war; der weiß also, was mir not tut. Und da ich als teurer, kostbarer und seltener Vogel, der ich nun war, immerhin ein Kapital darstellte, das man achten und schätzen mußte, so fürchtete ich mich vorläufig vor nichts. Nur um den schönen Weihnachtsbaum bin ich gekommen. Dafür aber komme ich ja zu einer Prinzessin."

„Ich würde dich frei herumfliegen lassen," sagte der Javane, „wenn du nicht so kostbar wärst. Aber du bist zu wertvoll, und deshalb muß ich dich im Käfig festhalten. Mit der Freiheit wüßtest du auch gar nichts anzufangen, du würdest verhungern, wenn ich dich fliegen ließe."

Ich tat, wie ich es vom Beo immer gesehen hatte: ich putzte meine Flügelfedern, so lange der Mensch zu mir vom Fliegen sprach, um ihm anzudeuten, daß ich verstünde, was er sagte. Nur antworten konnte ich nicht alles. Wenn er vom Fliegen sprach, deutete ich deshalb mit meinem Schnabel auf meine Flugfedern, die ich glatt strich. Das hieß als Antwort: „Ich weiß, du meinst, daß ich mit diesen Federn die Freiheit haben und dir davonfliegen könnte." Dann aber, wie er sagte, daß ich kein Fressen in der Freiheit finden würde, putzte ich meinen Schnabel, indem ich ihn an der Stange, auf der ich saß, hin und her wetzte, zum Zeichen, daß vom Fressen gesprochen wurde. Also gab ich meine Antworten immer in Zeichensprache zurück, dort wo mir als Beovogel die Worte in meinen Sprachkenntnissen fehlten.

„Wo geht's denn hin?" rief ich laut. Das konnte ich sagen. Von dem lauten Ruf auf der Straße fühlte sich ein kleines Mädchen getroffen, das gerade mit ihrer Mutter an uns vorüberging. Und ganz erschrocken, drückte es das Bündel Maiskolben, das es im Arm trug, an seine Brust und drängte dichter an die Seite der Mutter.

48*

„Gott, wie sind kleine Mädchen schreckhaft," lachte ich frech, denn ich fühlte mich sehr wohl in meiner Vogelgestalt, viel zu wohl. Und ich begann, immer wenn wir an neuen Marktgängern vorbei kamen, laut zu rufen: „Was ist denn los?", oder: „Sieh mal die da!" Immer lachte ich dann unbändig hinterher, so laut, wie nur ein Beo lachen kann, daß man es drei Straßen weit hören konnte und alle Leute aufhorchen mußten.

„Wer morgens so lacht, den holt abends die Katz," sagte eine alte, kleine, verrunzelte Javanenfrau, die mühselig ein Bündel zu Markt schleppte. Es war Markttag, denn die Javanen kennen kein Weihnachtsfest, und alles war deshalb alltäglich; auf dem Weg zwischen den Gärten des kleinen Landstädtchens, des javanischen, war es ganz so wie immer.

Die Leute bewunderten mich von allen Seiten, und ich hüpfte im Käfig vergnügt herum. Und alles, Groß und Klein, blieb stehen und sah mir nach.

Dann kamen wir an den letzten Häuschen vorbei. Die Straße führte in die Reisfelder, sie wurde nun von hohen Goldregenbäumen zu beiden Seiten beschattet, und ich atmete entzückt den süßen Duft der in der Nacht frisch aufgeblühten gelben Goldregenblüten ein. Und dabei dachte ich: „Dort oben bei euch möchte ich sitzen, liebe Goldregenblüten, dort oben im hohen Baum." Sieh da, ich konnte vom Blütenduft fortgezogen auf einmal durch die Stäbe meines Käfigs fliegen, als wenn ich zu Luft geworden wäre. Das war ganz herrlich, und ich saß plötzlich auf dem Baum mitten unter den Blüten des Goldregens, konnte aber meine Gestalt, da ich Blütenduft geworden war, nicht erkennen, denn ich war leibhaftige Luft geworden.

„Das geht über die Hutschnur," rief ich höchst belustigt aus. Aber wenn man Luft ist, soll man nicht schreien, denn das bedeutet Sturmwind machen. „Das geht zu weit!" schrie ich laut. Ich machte also, ohne zu ahnen, daß ich was Böses tat, durch mein verwundertes Geschrei der Überraschung Sturmwind in den Blütenbäumen. Und alle Blüten riefen plötz-

lich, indem sie vom Wind geschüttelt heftig grell aufleuchteten, als wären sie höchst zornig: „Nein, dieser Tölpel zerzaust unsere Hochzeitskleider!" Denn wenn die Bäume blühen, haben sie nämlich immer Hochzeitsfeier. Und sie machen feine Musik; die machen sie aber so fein, daß wir Menschen sie nicht hören. Und die Blüten sind dann voll Vergnügen und spiegeln sich in der Sonne, und dieses Leuchten der Blütenfarbe nennt dann der Blütenbaum seinen Tanz zur Hochzeitsmusik.

Ich aber mit meinem plumpen Geschrei hatte das Fest gestört. Der Wind zerschlitzte die gelben Hochzeitskleider der Blütenbräute und Blütenbräutigame des hohen Baumes. „Schmeißt den Kerl raus!" rief eine derbe Bruststimme, die mich, da sie tief dröhnte, ein wenig erschreckte. Es war aber der Baum selbst, der das rief. Denn ich war wohl von dem Duft eingeladen worden, zur Hochzeit zu kommen; aber die Blütenmusikanten, die da als Duft in der Luft herumflogen, die wußten nicht, daß ich so grob war und schreien würde.

Ehe ich mir's versah, war ich wieder im Käfig auf meiner Stange eingesperrt, und der Javane, der den Käfig trug, schien gar nicht bemerkt zu haben, daß ich einen Augenblick Luft, Blütenduft, geworden war und im Baume gesessen und geschrieen hatte.

Die Blütendüfte hatten sich von mir zurückgezogen, und da war auch wieder meine alte Vogelgestalt da. Der Javane aber war tief in Gedanken, da er seinen Vater besuchen wollte. Das hatte er mir vorhin beim Fortgehen aus dem Gasthaus auf der Treppe anvertraut. Deshalb sah er nicht nach links und nicht nach rechts und nur gerade aus, vor Freude, seinen alten Vater wiedersehen zu dürfen.

„Ist denn dein Vater ein König?" hätte ich meinen javanischen Herrn gern gefragt. Aber solche willkürlichen Sätze konnte ich nicht sprechen. „Nein, er ist kein König!" antwortete mir mein Javane ganz ruhig. Und ich merkte nun, daß alles, was ich für mich allein dachte, auch wenn ich den Gedanken nicht aussprechen

konnte, rund um mich von jedem verstanden wurde, mit dem ich in Gedanken redete.

Wir gingen so ungefähr eine Stunde und mehr. Das heißt, ich wurde von meinem Herrn getragen. Dann merkte ich an seinem fester werdenden Schritt: jetzt sind wir in der Nähe der Wohnung seines Vaters. Aber ehe wir ankamen, setzte er meinen Käfig erst am Weg nieder, und er stieg zu einer Quelle hinunter, die an der Wegseite unter hohem Bambusgebüsch aus dem Hügel in ein Bambusrohr floß, das in die Erde gesteckt war.

Mein Herr nahm das Trink- und das Badegefäß aus meinem Käfig und wusch es unter dem Wasserstrahl. Dann aber kam er auf einen höchst einfältigen Witz: er hielt den ganzen Käfig, in dem ich von Stange zu Stange flügelschlagend flüchtete, um ihn gründlich zu reinigen, unter den Wasserstrahl.

„Schnell, schnell, schnell, schnell!" rief ich immerfort und begann zu schimpfen.

„Gewöhn dir doch das Schimpfen ab und sei geduldiger. Was habe ich nicht alles schon bei dir als Beo aushalten müssen, und ich bin es doch auch nicht gewohnter als du. Ich war doch früher auch ein Mensch. Nun kann ich meine Beogestalt nur einmal im Jahr in einer der zwölf heiligen Nächte ablegen, aber nur wenn sich jemand darauf einläßt, mir den Käfig zu öffnen. Das hast du doch heute abend gleich getan, als ich dich rief. Dann hat mein menschlicher Geist den Käfig verlassen, da du mir die Erlaubnis gegeben hattest."

Ich verstand alles, was er vor sich hindachte. Und hörte seinen Gedanken aufmerksam zu. „Jetzt besuchen wir meinen Vater, und dann zeige ich dir nachher eine schöne Prinzessin, darauf kehren wir wieder um, und du wirst wieder mein Herr, und ich dein Beo." So sagte er laut und deutlich.

„Weiß nicht! weiß nicht!" sagte ich frech und überlegte, ob es nicht vorteilhafter sei, mein Leben lang Beovogel zu bleiben. Vielleicht konnte ich dann bei Gelegenheit heim nach Deutschland fliegen. Jedenfalls hatte das Leben, wenn es mir gelang, aus dem Käfig

zu entschlüpfen, wie vorhin, wo ich Blütenduft geworden war, viel mehr Vorteile für mich als Beo, als es für mich als Mensch gehabt hatte. Ich konnte durch die Luft fliegen, ich konnte, wenn ich liebenswürdig und freundlich war, mich sogar in Blütenduft, und wer weiß was alles, verwandeln. Alle Möglichkeiten eines seligen Daseins schienen mir offen zu stehen. Da ich an der Sonne nach dem Quellenbad gut trocknete, hüpfte ich erleichtert herum und schlürfte ein wenig Wasser als Frühtrunk. Herrlich: man brauchte nicht erst vor einem gedeckten Frühstückstisch mit Tassen und Geschirr und vielen Überflüssigkeiten niederzusitzen, man saß als Beo einfach auf seiner Stange, hüpfte, schrie, lachte und bekam eine Banane, so groß, wie man selbst war, und einen Eßnapf voll Reis, so viel, daß der Beokopf sechsmal in den Topf hereinging. Und damit fertig. Alles andere gab es nicht. Nur die gute Laune blieb einem als prächtigen Ersatz für alle die Dinge, die einen im menschlichen Leben auf Schritt und Tritt belästigen. Glücklich war man nur, wenn man so einfach lebte wie ein Beo, im luftigen Gitterhaus, ohne Bett und Möbel, ohne Tisch und Stuhl, ohne Schrank und Koffer, ohne Wäsche und Kleider. Und, was die Hauptsache war, man lebte als Beo in der einer Welt, in der kein Geld nötig war. Nur gut bei Stimme mußte man bleiben, sich oft bemerkbar machen, um nicht vergessen zu werden. Man schrie sich durchs Leben. Mehr tat man nicht. Bloß das eine war dumm: wenn man mal vom Herrn einen Tag nur vergessen wurde mit Wasser und Futter, — das war schlimm. Ohne Wasser ging man als Vogel schnell zugrunde. Man hielt nicht viel aus, denn Vogelnaturen sind zart veranlagt, das fühlte ich jetzt als Beo an mir. Ich zitterte noch am ganzen Körper von dem Wasserstrahl, sowie ich an die Quelle zurückdachte.

Aber in diesem Augenblick hatte ich vom Herrn eben frischen gekochten Reis und ein großes Stück Papajafrucht bekommen, gekauft beim Straßenhändler. Das Stück war für meine Beoperson so groß wie ein kleiner Kahn, und ich begann reichlich zu

füttern. Es ging alles prächtig. Denn der Beokörper, in den ich hineingefahren war, und mit dessen Gestalt ich heute leben mußte, der war ein ausgelernter erfahrener Beo. Und der Javane, der mich trug, war auch schon über dreißig Jahre alt. Ich sah ihm zu. Er wusch sich gerade das Gesicht mit ein wenig warmem Wasser, das er sich aus einem Topf vom Reisverkäufer auf die Hände gießen ließ.

„Diese Javanen sind so einfach wie die Vögel," dachte ich bei mir. „Sie brauchen keine Waschschüssel, keine Waschtische, sie leben so natürlich wie die Vögel am Bach und wie das Wild im Wald, wie der Beo im Käfig." Ich freute mich meines einfachen Herrn, der mich so schön satt gemacht hatte und selber genügsam nur eine dünne Zigarette rauchte, die er sich aus ein wenig Strohbast und Tabak gedreht hatte. Er hatte augenscheinlich keinen großen Geldvorrat in der Tasche. „Ich hätte ihm, ehe wir vom Gasthaus gingen, meine Geldtasche aus meinem Koffer anbieten sollen," dachte ich für mich. Es war gut von dem Menschen, daß er, als ich verwandelt war, nicht mein ganzes Zimmer ausgeraubt hatte.

„Wie dumm ich aber war, daß ich eine Prinzessin sehen wollte, eine javanische!" dachte ich weiter bei mir. „Hätte ich doch gesagt, ich möchte ein Schiff haben. Dann wäre ich damit abgereist, heim nach Deutschland." So saß ich als dummer Beo verwandelt im Käfig und war doch ein guter Deutscher, der sich heimsehnte, und der nicht heimreisen konnte. „Ach, der gute Zigarettenrauch," dachte ich und atmete den Rauch begierig ein, in der Hoffnung, der Rauch würde mich, so wie der Blütenduft vorhin, aus dem Käfig befreien. Der Rauch kam aber aus dem Munde meines Herrn, der ihn eben geboren hatte, und der Rauch war ihm dafür dankbar und meinte: „Nein, du mußt im Käfig bleiben. Wir befreien dich n i c h t, sonst bekommt unser Herr, der uns schuf, einen leeren Käfig; und wir tun nichts, was dem nicht gefällt, der uns geschaffen hat."

„Ihr sprecht ja gerade so," sagte ich zu den Zigarettenrauchwolken, „als ob der Javane euer lieber Gott wäre."

„Das ist er auch für uns," riefen die bläulichen Rauchwölkchen im Chor. „Hat er uns nicht geschaffen?"

„Ja, wie man's nimmt," sagte ich gedehnt und pickte nach einer kleinen Spinne, die mir auf meiner Sitzstange über den Weg lief, um mir zu überlegen, wie weit die Rauchwölkchen recht hätten.

„Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen," dachte ich. Ja, es ging mir zu lustig, ich bekam sicher noch Kummer heute zu erleben, denn Vergnügen hatte ich bereits genug gehabt. Das Leben besteht aber nur aus Abwechslung, darum mußte auf Lustigkeit Trauer kommen. Das alte Weib vorhin hatte mir nicht umsonst prophezeit, daß der Vogel, der morgens lacht, am Abend von der Katz geholt werde.

Ich befleißigte mich also, das Leben etwas ernster zu nehmen. Es gelang mir aber nicht, ich fühlte mich zu wohl in meinen Beofedern und schrie und lärmte, daß es für alle Menschenohren eine Plage sein mußte.

Vor einem ganz winzigen niedern Bambusverkaufsstand am Landwege blieb nun mein javanischer Herr stehen, und ich fühlte am Zittern meines Käfigs, daß ihm das Herz vor Freude pochen mußte; er sah wahrscheinlich irgendwo seinen Vater. Die kleine Bude, in der ein alter, weißhaariger Mann auf dem strohgeflochtenen Mattenfußboden hockte und lange Streifen braunen Tabak vor sich auf dem Boden zum Verkauf liegen hatte und Baststreifchen, aus denen er Zigarettenhülsen drehte, — diese Bude war sehr einfach. Nur vier dicke Bambusstäbe waren in die Erde gesteckt, darüber ein Dach aus einer geflochtenen Strohmatte. Der Strohfußboden etwa einen Fuß über die Erde erhöht, das war alles, was ich da aus Bambus- und Mattengeflecht vor mir sah, und die Bude war im Viereck kaum vier Schritte groß.

„Genügsame Welt," dachte ich.

„Das ist mein Vater," hörte ich den Javanen in seinem Herzen zu mir sagen.

„Guten Morgen, Morgen, Morgen," rief ich Beo

laut und unverschämt und begann als erster hier das Gespräch mit dem alten, vertrockneten Javanenmännchen vor mir. Der lächelte, sah höher, über mich weg, hinauf zu meinem Javanenherrn und nickte: „Guten Morgen!", ehe noch mein Herr gesprochen hatte. Dem schien vor Freude die Stimme zu versagen! „Sitzt du noch immer hier und verkaufst deinen Tabak, Vater?" sagte der Sohn endlich zum Alten und stotterte. Der Alte mit seinen tausend Runzeln nickte nur, und einige Runzeln bewegten sich und lachten oder weinten; sie waren so sonderbar unerklärlich, daß ich nichts aus dem alten Gesicht lesen konnte. Der Sohn setzte sich still auf den Boden nieder. „Mein Vater ist über hundert Jahre alt," erklärte mir das freudig pochende Herz meines Herrn. Dann war der Alte also schon beinah siebenzig Jahre alt gewesen, als ihm der Sohn geboren wurde. „Ja, dieser Sohn ist der jüngste," erklärte des Javanen Herz weiter, „und er ist vor zehn Jahren gestorben, und dann wurde er ein Beo, da er das einmal gewünscht hatte, als man ihn fragte, was er im nächsten Leben werden möchte."

„Da muß man sich also mit seinen Wünschen vorsichtig benehmen," dachte ich bei mir.

„Das muß man," bestätigte mir das ernste Javanenherz, ohne daß ich es gefragt hatte.

Inzwischen hatte der Vater den Sohn noch immer nicht erkannt, so glaubte ich. Denn ich erwartete doch, daß beide sich nach so langer Trennung in die Arme fallen müßten. Aber es geschah nichts. „Der Vater hat ihn erkannt," sagte mir das Herz des jungen Mannes. „Er kann aber die zehn Jahre, die der Sohn tot ist, nicht empfinden. Er sieht im Geist seine toten Kinder täglich um sich, darum ist er gar nicht erstaunt, daß dieser, von den Toten auferstanden, vor ihm sitzt und mit ihm redet. Der Hundertjährige lebt immer mehr im Geist als im alten Leib. Es ist ihm ganz gleich, ob sein Sohn jetzt da aus Fleisch und Blut vor ihm sitzt, oder ob er als Gedankenbild vor ihn hintritt. Hundertjährige machen darin kaum noch einen Unterschied, sie sind lebende

Geister, solche alte Menschen, sie sind kaum noch lebende Körper."

„Ich war noch nie hundert Jahr alt, darum weiß ich das noch nicht und glaube es auch nicht!" entgegnete ich in Gedanken mit aller Beofrechheit. Und ich zupfte mit dem Schnabel heimlich zwischen den Gitterstäben am Holzriegel meines Käfigtürchens, um ein wenig hinausschlüpfen zu können in die grünen Bäume oder in die grünen Ähren der Reisfelder, die da langsam bergauf zogen und herrlich in der Morgensonne leuchteten und lockten.

„Wer ist der Vogel?" fragte jetzt der alte Vater, als ob er ahne, daß ich kein Beo war. Sein Sohn, der sich langsam eine neue Bastzigarette drehte, und der im Schweigen sein Herz in der Nähe seines Vaters ausatmen und sich ausruhen ließ, sah gar nicht nach mir hin. Er hatte, wenn er aufschaute, nur Augen für den verrunzelten Alten, an dem ich gar nichts Schönes finden konnte. Er antwortete also nicht, sondern lächelte seinen Vater, den er zehn Jahre nicht gesehen, glücklich und zärtlich an. Aber der Alte antwortete sich sonderbarerweise selbst ganz richtig und sagte: „So, der Vogel ist dein früherer Herr!" Und ich konnte wieder aus dem hundertjährigen Runzelgesicht nicht herauslesen, ob es lachte oder weinte. Es langweilte mich aber, da stummer Wiedersehenszeuge zwischen dem alten armen Tabakverkäufer und seinem Sohn sein zu müssen, und ich schrie deshalb: „Prinzessin 'raus! Prinzessin 'raus!"

Es kam aber keine Prinzessin. Der alte Mann nickte nur, und der Sohn nickte auch, und beide schienen sich zu verstehen über etwas, was ich nicht verstand, und was mich sehr neugierig machte. Denn alle Beovögel sind neugierig.

„Wenn du es ihm versprochen hast, kann er sie sehen, die Prinzessin," sagte der Hundertjährige, ohne daß sein Sohn den Mund geöffnet hatte. Und der Alte nickte mir nach einer Weile zu. „Es ist heute Westmonsum oben am Himmel, und wir nehmen zum Reisen am besten eine Wolke," sagte der Sohn und

sah hinauf ins Blau, wo die Wolken von Westen nach Osten hintrieben.

„Nix Wolke, Prinzessin 'raus!" schrie ich, gereizt darüber, daß sich niemand um mich zu kümmern schien.

„Hat er schon gefressen?" fragte der Alte den Sohn. Der nickte, und sie meinten mich. Ich mußte laut auflachen, weil sie so unmanierlich sprachen, denn ich hatte wohl gegessen, aber nicht gefressen. Als eingesperrter Vogel muß man sich unschuldigerweise viel Unmanierlichkeit gefallen lassen. „Es sind eben Menschen, die es nicht besser verstehen," dachte ich weiter und pfiff mir ein Lied, so laut, daß dem Alten die Ohren gellen mußten. Er schien aber nichts zu hören. Denn nun betrachtete er seinerseits den Sohn lang und genau, so wie der Sohn ihn vorher betrachtet hatte, glücklich und zärtlich.

Auf einmal merkte ich, daß alles um uns in weiße Nebel gehüllt war, das Häuschen, die beiden Javanen und mein Käfig, der auf dem Fußboden des Häuschens stand. Der Alte öffnete die Käfigtüre und ließ mich herausschlüpfen. Ich wollte sofort auf den nächsten Baum flattern, nachdem ich die Flügel etwas ausgebreitet und gedehnt hatte. Aber da war kein Baum mehr, ich flog in leeren Nebel hinein. Aber ich mochte nicht wieder zum Häuschen des Alten zurückkehren und flog tiefer und weiter in den Nebel und wunderte mich, daß die beiden Javanen sich gar keine Mühe machten, mich zurückzurufen.

Da kam ich plötzlich aus dem weißen, feuchten Nebel hinaus in blendende Helle, und nun sah ich, daß wir alle zusammen samt dem kleinen Häuschen in einer Wolke hoch über der Erde schwebten. Tief unten waren die Kronen der gelbblühenden Goldregenbäume in zwei langen Reihen an den Straßen entlang zu sehen.

Es war prächtig, so hoch zu fliegen, aber ich bekam Angst und fürchtete zu fallen und flatterte, scheu vor dem tiefen Abgrund unter mir und ziemlich kleinlaut geworden, ins Häuschen zurück und setzte mich auf die Schulter meines jungen Herrn. Da fühlte ich mich sicher aufgehoben.

Nun verstand ich auch, warum die beiden Javanen sich ruhig weiter unterhielten und mich sorglos fliegen ließen. Sie wußten, daß ich als Beovogel nicht so weit fliegen konnte wie andere Vögel sonst. Und sie waren sicher, daß ich aus Angst gleich zurückkehren würde, wenn ich am Rand der Wolke den Abgrund der großen Tiefe entdecken würde.

Wir trieben schnell mit der Wolke hin, das sah ich an den raschen Verschiebungen und schnellen Ausblicken, die der Nebel machte. Es dauerte ziemlich lange, und ich schlief, glaube ich, für eine kurze Weile sogar etwas ein; als ich erwachte, standen mein Käfig und ich darin noch immer auf dem Fußboden des Häuschens. Aber Vater und Sohn waren fortgegangen. „Sie werden mich wohl nicht da stehen lassen, bis eine Katze mich holt," dachte ich. Und ehe ich es noch recht ausgedacht hatte, wurde mir in meinem Beoherzen so eigentümlich unglücklich zumute, so seufzerig war es mir ums Herz, aber ich getraute mich nicht zu seufzen, ich hatte sogar Angst, Todesangst, den kleinsten Seufzer auszustoßen. Es war etwas Unerklärliches in mir, das mich warnte.

Da lagen doch noch der Tabak und die Baststreifen, und auch die Siri- und die Betelbose des Alten standen da. Wo waren denn die beiden Javaner hingegangen?

Ich begriff es nicht. Aber ich merkte, daß ich so sehr zitterte, so schrecklich bebte, daß ich von meiner Käfigstange fallen mußte, wenn das so weiterging.

Ach, nun sah ich doch die beiden Javanen wieder. Vater und Sohn saßen nicht weit von mir unter einem riesigen Baum, der Vater hockte am Boden und rauchte, der Sohn aber saß auf dem niedern Schemel eines javanischen Straßenbarbiers; und er wurde eben eingeseift, um rasiert zu werden.

„Na, so eine Bescherung!" wollte ich höchst mißmutig ausrufen, geärgert über die Vernachlässigung meiner Beoperson. „Da lassen sie mich stehen, diese beiden leichtsinnigen Menschen, wie leicht könnte mich eine Katze holen!"

Und wieder begann das Zittern mich zu schütteln bei dem Worte „Katze".

Etwas Tödliches mußte in meiner Nähe sein. Ich hielt mich auffallend still. So auffallend, daß ich sogar die Aufmerksamkeit meiner beiden Brotgeber auf mich lenkte. Denn sie wendeten plötzlich die Köpfe zu mir. Es glitt ein Schatten draußen durch den Schatten der Zweige des Baumes, unter dem die beiden Javanen beim Barbier saßen. Und ich erkannte: dort oben auf einem breiten Ast des großen Baumes schlich, flach auf dem Bauch liegend, ein schwarzer Panther an die unten Sitzenden heran. Für mich kleinen Vogel war ein Panther nicht gefährlich, ich war ihm zu klein. Das tröstete mich. Das schwarze Raubtier lag ganz still, und nur seine Schweifspitze tickte leicht erregt auf und ab. Die Bestie wollte sich auf meinen jungen Herrn stürzen. Aus Leibeskräften schrie ich: „Katz, Katz!" Und ich hatte meine innerliche Furcht ganz überwunden, als ich den Ruf ausstieß. Jetzt sprang die schwarze Panthergestalt oben vom Baum, und ich schrie noch lauter als vorher. „Katz, Katz, Katz!" Doch die Leute kümmerten sich weder um mich, noch um den Panther. Die schwarze Katze ging, wie eine gewöhnliche Katze es auch getan hätte, gemütlich, als ob sie kein Panther wäre, zwischen den Menschen herum. Erst strich sie ihr Fell am Rücken des auf einer Baumwurzel hockenden hundertjährigen Greises ab, dann aber wanderte sie weiter, strich dem Barbier um die Beine und strich meinem Herrn um die Knie. Und nun sah ich: es war ja auch gar kein Panther, es war eine einfältige schwarze Katze, — die Katze schien mir nur so panthergroß zu sein, da ich jetzt ein kleiner Beo war. Es war eine einfältige schwarze Katze, das entdeckte ich zu meinem größten Vergnügen. Aber kaum war ich dabei, einen Freudenlaut auszustoßen, da erstarrte ich von neuem. Denn die schwarze Katze hatte so ganz nebenbei aus der Ferne mit einem grünen Auge nach mir geblinzelt, daß mir ein eiskalter Schauder am Rücken herablief. „Oh, wäre das doch ein Panther," mußte ich denken, „dann wäre das Tier mir weniger gefährlich. Aber

dann hätte es sich auf meinen Herrn gestürzt und würde ihn getötet haben, und wer hätte mich dann heute abend aus dem Beokäfig erlöst?" Nun begriff ich plötzlich: ich war nur so lange beolustig gestimmt, als ich wußte, daß der ganze Scherz nur einen Tag dauern sollte. Kaum stellte ich mir aber vor, daß ich mein Leben lang als Beo auf dieser Stange sitzen sollte, da hätte ich mir doch lieber alle Federn ausgerauft vor Ärger über solchen unnatürlichen Dauerzustand.

Die Katze verließ die Menschen und lief über die Straße fort. „Aber sie tut nur so, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken," dachte ich mir. Sie machte einen Bogen, so wie ich es mir gedacht, und kam dann langsam zu mir heran, harmlos tuend, als wollte sie nur ihr Fell an meinem Gitterstäbchen ein wenig glatt streichen.

„Das ist mein Tod! Das Vieh!" rief ich laut. Aber niemand achtete darauf, auch die Katze nicht. Sie kam ruhig näher, als wäre ich kein lebendes Ding, sondern ein toter Gegenstand, auf den man nicht viel Rücksicht nimmt. Niemand kann sich den Angstzustand vorstellen, in den ich verfiel. Die Katze wurde so groß wie ein Riesentiger. Für mich Beo war sie beinah so groß, als wäre sie ein Tiger von Elefantengröße. Ihre Augen waren so ungeheuer wie Mondscheiben. Es war gräßlich. Ich wollte die Käfigstange loslassen und in Ohnmacht fallen. „Dann kriegt dich die Katze erst recht," rief mein Herz, und ich verschob die Ohnmacht und flatterte nur scheu hin und her, voll Angst und Bangen. Wieder kam mir der Duft von einem großen Goldregenbaum zu Hilfe. Er zog mich zu sich. Zu Duft verwandelt, schwebte ich, dieses Mal ganz manierlich, in meiner Todesangst ganz lautlos, mit dem Blütenduft vereint als Luft in den hohen Baum hinauf und kam oben unter den goldenen Zelten der Blüten an, wo die goldstaubbedeckten Blütenbräute saßen, umgeben von goldgepuderten Blütenbräutigamen. Ich hielt mich sehr still und benahm mich sehr anständig. Und sah von oben aus den gelbseidenen Blütenzelten auf die Landstraße hinunter, wo die Katze nun wirklich ihr

schwarzes Fell am leeren Käfig abstrich und dann in den Straßengraben sprang, wo sie auf Feldmäuse zu lauern schien. Ich atmete erleichtert auf und betrachtete die Straße. Ab und zu sah ich einen javanischen Arbeiter vorbeieilen. Der eine trug an einer Tragestange in zwei Körben Dachziegel zum nächsten Ort, der andere Grasbündel, andere trugen Bündel Reisähren, andere Körbe voll Kokosnüsse und andere Körbe voll roter Pfefferschoten. Es kam alle Augenblicke jemand da unten die Straße gelaufen. Nun aber holte ich tief Atem, ich sah in der Ferne viele Menschen, einen langen Zug.

„Jetzt kommt die Prinzessin!" sagten die Goldregenblüten, die besser in die Ferne leuchten können mit ihrem goldgelben Licht, als Menschenaugen es können.

Ich flog der Prinzessin mit dem Goldregenduft als Luft entgegen.

Da sah ich in einer offenen Sänfte die halbnackte, kleine, junge Javanenprinzessin sitzen. Die Sänfte war offen nach allen Seiten und hatte nur ein Dach auf vier gedrehten vergoldeten Holzsäulen.

Der Sänfte voraus gingen Flötenspieler und ein Diener mit einem Gong, den er von Zeit zu Zeit anschlug.

„Ach, die wunderschöne Prinzessin!" dachte ich bei mir. Und da ich Luft war, konnte ich mich in der Sänfte dicht an ihrer Seite ausbreiten und war sehr glücklich über diese einfache Annehmlichkeit. Die Prinzessin war an diesem heißen Tag nur um die Beine mit einem rot und gelb gemusterten Tuch bekleidet. Ihr Oberkörper war nackt, aber mit safrangefärbtem Reismehl ganz gelb gepudert. Auf dem Kopf trug sie ein goldenes Diadem. Ich versuchte ihr ein wenig die Arme zu streicheln, da ging der Puder ab. Das kümmerte mich aber gar nichts. Links und rechts von der Sänfte gingen javanische Frauen, die hatten goldene und silberne Schildkrotdosen in der Hand. Da gab es sicher auch wieder neuen Puder für die Prinzessin. Und ich machte mir gar nichts daraus, die schöne Prinzessin unters Kinn zu fassen und auch

ihre Lippen zu küssen, denn ich war ja Luft, und es kümmerte mich nichts, daß der Puder abging.

„Wie stark es hier nach Goldregenblüten duftet," sagte eine der begleitenden Frauen zu den andern Frauen. Diese aber nickten nur und gingen lautlos und barfuß weiter. Hinter der Sänfte ritt auf kleinem, weißem Schimmel ein junger javanischer Adliger.

„Das ist der Sohn der Prinzessin," flüsterten die gelben Blüten vom nächsten Baum herunter. Und ich setzte mich einen Augenblick zu den Blüten und ließ mir erzählen.

Die Goldregenblüten erzählten. Diese Prinzessin war nicht mehr so jung, wie sie da unter Puder und Schminke ausschaute. Sie war eine der Frauen des toten Kaisers und hatte diesen Sohn, der da auf dem Schimmel ritt, nach dem Tode des Kaisers erst zur Welt gebracht. Sie beanspruchte für ihn die Kaiserkrone, bekam sie aber nicht, denn diese wurde dem Sohn einer anderen Frau des Kaisers zugesprochen, der noch bei Lebzeiten des Kaisers geboren worden war. Diese Prinzessin hatte bis zum gestrigen Tage lautlos und zurückgezogen mit ihrem spätgebornen Sohn in der Kaiserstadt Solo gelebt. Gestern, wo ihr Sohn für mündig erklärt worden war, hatte sie sich mit ihm auf die Flucht begeben, um zu ihren Anhängern zu fliehen, von denen ihr Sohn als der richtige Kaiser ausgerufen werden sollte. „Sie wird aber nicht weit kommen," meinten die Blüten, „sieh die Staubwolke dort, drei Meilen in der Ferne über den letzten Bäumen der Straße! Dort kommt schon die Leibwache des Kaisers nachgestürzt, um beide, Mutter und Sohn, einzufangen und zurückzubringen nach Solo, wo sie gefangen gesetzt werden sollen wegen Anstiftung zum Aufstand.

„Aber die Prinzessin wird sich nicht fangen lassen; sieh den Dolch, den sie im Kleide trägt, und den man hier im Javanerlande ‚Kris' nennt. Mit diesem Kris wird sie sich und ihren Sohn hier umbringen, aber gefangen läßt sie sich nicht nehmen."

„O, sie darf nicht sterben, ich möchte sie retten," sagte ich rasch zu den Blüten.

„Vom Tode kannst du sie vielleicht retten, aber vor der Gefangenschaft nicht," sagten die Blüten traurig und dufteten weniger stark.

„Wie kann ich sie vom Tode retten, ich bin ja nur noch schwache Luft?"

„Kehre zurück in deinen Käfig und nimm deine Gefangenschaft als Beo freiwillig auf dich, dann wird sich alles von selbst begeben."

„Das will ich gleich tun," sagte ich lebhaft und unüberlegt. Denn seit ich die schöne kaiserliche Prinzessin geküßt hatte, war ich ganz leidenschaftlich von dem Wunsche erregt, diese Frau am Leben zu erhalten.

„Ja, aber dein Leben als Beo mußt du dabei einbüßen. Denn nur mit deinem Leben kannst du die Frau Prinzessin am Leben erhalten!" sagten die Blüten.

„Gut, es kommt mir auf ein Leben mehr oder weniger gar nicht an," rief ich. „Wenn nur die schöne Frau leben bleibt, die ich vorhin dort in der Sänfte gestreichelt und geküßt habe, dann ist mir alles gleich."

„Du wirst sehen, es kostet dein Beoleben," warnten mich die gelben Goldregenblüten.

„Mag es kosten, was es will, — ich tue es für sie. Ich habe noch nie vorher eine Prinzessin küssen dürfen, und nun ich sie geküßt habe, will ich mich auch ritterlich erzeigen für den Kuß."

Und ich schwebte zum Käfig zurück und war, ehe ich es mir versah, wieder ein Beo. Ich saß nun auf der Stange und wartete, daß der Hofzug auf der Landstraße näher käme, denn vorher als Luft war ich ihm rasch und weit entgegengeflogen, als er noch weit weg war. Und ich hatte in meinem Eifer die schwarze Katze ganz vergessen, die noch im Straßengraben lauerte. Sie saß dort vor einem Mauseloch. Ich tat, als wäre sie gar nicht da. Ich pfiff ganz vergnügt mein schönstes Lied, den Brautmarsch aus dem „Tannhäuser", den ich meinem Beovogel beigebracht hatte. Unter dem Baum wurde mein Herr noch immer sorgfältig und langsam rasiert, und meines Herrn Vater saß noch ganz so wie vorher auf

der Baumwurzel und rauchte seine Zigarette. Keiner von beiden achtete auf den Hofzug, der näher kam. Denn entweder waren sie tief in Gedanken, oder es war ein abgekartetes Spiel, daß sie nicht auf die Prinzessin hinschauen wollten, zu der sie mich auf der Wolke in dies Fürstenland geführt hatten, um sie bewundern und küssen zu können. Als ich noch saß und überlegte, wie großmütig ich eigentlich sei, daß ich mich eines Kusses wegen für die schöne Frau Prinzessin töten lassen wollte, da stand mit einemmal, glattrasiert, aber mit dem strengsten Gesicht von der Welt, mein junger Herr vor mir und sagte, indem er mich blitzenden Auges vernichtend ansah: „Du Hund von einem Menschen, du hast es gewagt, meine Frau zu küssen!"

„Das ist mir höchst schnuppe, schnuppe, schnuppe!" sachte ich verächtlich. „Er hat wohl geträumt, er," fügte ich in Gedanken hinzu, denn ich wußte, er las mir meine Gedanken vom Schnabel ab, ohne daß ich das Kauwerkzeug zu öffnen brauchte. „Und übrigens, wenn es so gewesen wäre, dann mein Herr, — gesetzt den Fall, daß mir die Schnute Ihrer Gattin, die ich leider nicht die Ehre habe je gesehen zu haben, daß diese Schnute mir gefallen hätte, — warum sollte ich sie nicht geküßt haben? Ich küsse, was mir anziehend scheint," rülpste ich mit höchster Frechheit hervor.

„Gut, dann mußt du deine Tat nachher auch verantworten. Ich strafe dich. Du Kerl bist des Todes," schrie der Japane. „Doch eine größere Strafe als der Tod wird dir zugleich. Denn die Prinzessin, die ich dir zum Küssen geben wollte, wirst du in deinem Beoleben nicht zu sehen bekommen. Denn diese, meine Frau, war nicht die Prinzessin, die dich erwartet hat. Du bist voreilig und frech gewesen. Und deine Strafe bleibt nicht aus. Noch eine kurze Stunde hast du zu leben. Bereite dich vor, zu sterben!"

„Ach was, Klimbim, Klimbim," lachte ich mit alterprobter Beounverfrorenheit. „Ich weiß von nichts, mein Name ist Beo. Stecken Sie ruhig Ihre rollenden Augen in die Westentasche. Sie jagen mir gar

keine Furcht ein. Mein Name ist Beo. Basta! Und übrigens stören Sie mich nicht, dort kommt meine Frau Prinzessin, und die wird mich sogleich hier begrüßen."

„Hundevogel von einem Hundevogel!" keuchte der hocherregte Javane und gab meinem Käfig einen Fußtritt, daß mir mein Badenapf und mein Trinknapf um den Kopf flogen und ich zum zweitenmal an diesem Tage ein unfreiwilliges Bad nehmen mußte.

„Verrückt, verrückt!" schimpfte ich, ohne mich in meiner Keckheit stören zu lassen. „Was meint der Esel, ich begreife gar nichts; ich kenne seine Frau so wenig, wie er meine Frau kennt, der Esel."

Jetzt kam der Vater, der hundertjährige, und winkte seinem Sohn, zum Barbier zurückzukommen. Der Sohn folgte dem Ruf seines Vaters und ging, nicht ohne nochmals etwas von: „Tod und Rache!" gemurmelt zu haben.

„Ganz wie im Theater," rief ich ihm keck nach, „wie im Theater. Hu, hu, hu!" So unerhört übermütig war ich, daß ich mir aus meinem umgestürzten Käfig gar nichts machte und mich so gut wie möglich einrichten wollte in dem Kopfüber und Kopfunter, das meine Wohnung ganz verdreht aussehen machte. Aber da merkte ich zu meinem Staunen: sieh da, meine Käfigtüre war beim Sturz des Käfigs aufgegangen. Wenn ich nun feig gewesen wäre, hätte ich blindlings vor meinem fluchenden Hausherrn fliehen können. Ich bin aber von Natur nicht feig, und so entstieg ich nur eine Weile meiner zerstörten Wohnung und setzte mich ein wenig vor die Türe, das heißt, ich setzte mich auf den Rand meiner offenen Haustüre und schaukelte mit dem beweglichen Türflügel her und hin, so gleichmütig, als ob nichts geschehen wäre. Aber sieh da, was machten denn die beiden Javanen dort? Sie hockten sich am Boden gegenüber und bliesen sich mit Rauch an, und dazu machte der Barbier, auch am Boden hockend, unter dem Baum Musik auf einer Bambusflöte. Das, was er flötete, klang ähnlich wie die Musik, die ich vorhin beim Hofzug gehört hatte; dasselbe Flötenspiel war es.

„Wie er mich nur töten will? Mit Musik doch nicht?“ schwätzte ich als schwatzhafter Geo für mich in die Luft. „Musik macht lustig!“ rief ich unverschämt und herausfordernd zu meinen Javanen hinüber. „Musik und Saueres machen lustig. He, he, hee!“ Sie sahen aber gar nicht nach mir hin, sondern hüllten sich in immer mehr Rauchwolken. Und seltsam, die Wolken bildeten Figuren und Formen. Und mit der Zeit entstanden aus den Rauchwolken bunte Tücher an beiden Javanen. Und es begann an ihnen zu blitzen und zu funkeln. Und es war ganz sonderbar: sie bekleideten sich wie zwei Fürsten mit den kostbarsten handgemalten Stoffen. Aus Rauch gewobene blaue und kupferrote Seide entstand, und die beiden Javanen, als sie nach einer Weile aufstanden, hatten die herrlichsten javanischen Königsgewänder an, die man sich nur denken kann. Der Alte trug eine veilchenfarbene Jacke, die war über und über mit regenbogenfarbigen Perlen bestickt. Die weißen Perlen bildeten Blüten und Ranken am Saum der Jacke, und die Perlenstickerei bedeckte die ganze Brust. Er hatte außerdem eine seidene Hose an, die war wie aus den schönsten Gartenblumen zusammengestellt, aus roten und weißen Nelken, aus blauen Irisblumen und gelben Irisblumen, aus Feuerlilien und Jasmin, aus weißem und lila Flieder, und die Säume unten um die Hosen waren dicke schwarzrote Rosen, und dazwischen guckten gestickte Goldkäfer hervor. Über die Hose hatte er, wie das javanische Hofsitte ist, einen kupferroten Seidenstoff geworfen, und der hing auf einer Seite herab und bedeckte das eine Bein, das andere Hosenbein aber war frei und leuchtete und flammte wie ein Blumenstrauß im Sommer. Und im Haar trug der Alte blitzende Elfenbeinkämme, die waren auch dick mit Perlen umkrustet. Und Perlenketten trug er um den Hals, und Perlenketten um die Handgelenke, und dicke goldene Ringe, mit Perlen besetzt, an den Fingern.

„Das nennt sich Armut,“ schrie ich frech. „Sieh mal da, eins, zwei, drei, Hurra!“ rief ich voll Eifer, um mich endlich mal wieder bemerkbar zu machen

und meine Beolebhaftigkeit nicht in Vergessenheit fallen zu lassen. Der weiße Hundertjährige hatte auf einmal ein mildes altes Gesicht ohne Falten, aber doch ganz alt dadurch, daß es von weißen Haaren umrahmt war.

„Maske!“ schrie ich, „Maske!“ — „Es ist ja Weihnachten und nicht Fastnacht,“ wollte ich rufen, konnte aber als Beo den langen Satz nicht aussprechen. Der Alte trug auch einen Stock, aus Rauch gemacht, in der Hand, der glich einer alten goldenen Lanze. Aber die Spitze der Lanze war abgebrochen und mit Watte umwickelt. Es sah aus, als sei die Lanze verwundet, oder als habe sie weiße Haare oben am Lanzenkopf, wie der Greis selbst.

„Alles ist verrückt! Verrückt! Verrückt!“ krächzte ich auf meiner Käfighaustüre aus Leibeskräften.

Nun, und der junge Javane, wie leuchtete der mit einemmal, als wäre er beim Goldschmied gewesen und habe sich vergolden lassen. Er trug aus gelber Seide Jacke und Hose und einen enzianblauen seidenen Überwurf. Aber die gelbe Seidenjacke war über und über mit den herrlichsten roten Rubinsteinen bestickt. Wo der Vater Perlen wie Tränen trug, trug der Sohn Rubinen wie Taubenbluttropfen, bläulich rot schimmernd. Und außerdem hatte er feine goldene Ketten um den Hals und goldene Armbänder; sogar um die Fußknöchel hatten beide Herren goldene Ringe als Schmuck. Und als sie sich nun bewegten, sah ich, sie trugen auch goldene Ringe an den Zehen der Füße. Sie gingen aber barfuß, weil alle Javanen im Javanerlande barfuß gehen. Der Sohn hielt den Schild des Vaters in der Hand, der war aber nicht aus Gold und nicht aus Metall, — er war aus Haar geflochten, aus feinstem weißem Haar, und leuchtete noch silberner als Silber. Denn das Haar war von den Köpfen aller alten javanischen Könige und aller alten javanischen Königinnen genommen und so dicht geflochten, daß der Schild fester war als Stahl, und er ließ kein Schwert und keinen Speerstoß durch, der Schild aus Königs- und Königinnen-Haar. Dieses sagte mir der Schild selbst, als ich ihn so staunend

betrachtete. Da hörte ich, wie er laut zu mir sprach und mir erklärte, wer er sei. Und dann sagte der Schild weiter: „Verneige dich, Beo, vor der Lanze, sie ist stumm und kann nicht zu dir sprechen. Ihre Zeit, wo sie wieder gewachsen und scharf sein wird, die Zeit ist noch nicht gekommen. Es ist die Lanze des ersten Javanenkönigs, und sie brach ab, als die Holländer in Java einzogen und das Land unterjochten. Seitdem ist die Lanze mit Watte umwickelt. Aber eines Tages wird sie wie ein scharfes Lilienblatt aufblühen und wird wachsen und scharf bleiben, und dann wird sie wieder so laut reden wie ehemals, da sie unzerbrochen war. — Aber er, der Alte, der Greis, der die Lanze hält, und der dir verkleidet als armer Tabakhändler am Weg vor Garoet begegnete, wo er in dem Bambushäuschen saß, — er ist der Stammvater aller Javanen. Er setzt die Könige und Kaiser ein und setzt sie wieder ab. Er ist der älteste Javane auf Java, und er ist nicht nur hundert Jahre, er ist viele tausend Jahre alt. Aber damit du nicht kopfscheu werden solltest, hat dir mein junger Herr vorhin gesagt, er sei sein hundertjähriger Vater. Er ist auch sein Vater, aber sein Erzvater. Und mein junger Herr, der mich trägt, mich Schild, geflochten aus dem weißen Haar aller toten alten Könige und Königinnen und Kaiser und Kaiserinnen von Java, — mein junger Herr ist der zuletzt verstorbene Kaiser von Java, der als Beo wieder zum Leben kam, da er nicht zu seinen Vätern eingehen wollte, ehe der Zwist, der in seinem Kaiserhause herrscht, beendet ist. Und heute soll dieser Zwist enden. Heute soll die Leibwache des Königs die Frau Prinzessin, die heimlich einen Aufstand anschüren wollte, und die diesen Plan schon seit der Geburt ihres Knaben im Herzen genährt hat, sich freiwillig von ihrem Lieblingswunsch trennen. Sie wird sich zuletzt der Leibwache des Kaisers selbst gefangen geben. Und das Herz der Frau Prinzessin zu bewegen, damit sie heute endlich von dem seit Jahren gehegten Wunsch ablasse, — dieses ist die Absicht, mit der Vater und Sohn, die im Geist von der Flucht und von dem geplanten

Aufstand erfahren hatten, heute hierher gekommen sind."

„Nee, nee, nee," schrie ich aufgeregt, denn mir waren Schuppen von den Augen gefallen. Ich sah nun ein, daß ich meines Herrn Frau in der Prinzessin vorhin geküßt hatte. Und daß mein Herr recht hatte, als er aufbegehrte und mich samt meinem Käfig in die Ecke stieß, weil ich frech zu seiner Frau gewesen war. Ich mußte mich an der wackligen Gittertür meines Käfigs festhalten, denn mit Schrecken fiel mir ein, daß es nun wahr werden würde, was er mir vorhin zugerufen hatte: „Ich strafe dich! Du bist des Todes. Und zwar augenblicklich!" Ich faßte mich aber rasch. „Na, gut, schon gut, gut, schon gut!" schrie ich den Schild an und verbeugte mich ein paarmal vor ihm und der Lanze. Der Schild, der mich hell anschien, als könne er mich in allen meinen Gedanken durchleuchten, war mir mit seinem Königshaarglanz alter Herrschaften recht unheimlich. In so viel weißen Glanz hatte ich noch nie geschaut, als dieser Schild ausstrahlte, der silberner als Silber war. Es schien, als ob alles Gedankenlicht, das in den Köpfen aller javanischen Könige und Königinnen geglänzt hatte, aus diesem Schild glänze, der aus weißem Königshaar geflochten war und so weithin leuchtete, daß die Bäume in seiner Nähe silberglänzende Blätter bekamen, — so hell war er. Es wurde mir jetzt zu feierlich für mein lebhaftes Beogemüt in der Nähe dieser ältesten javanischen Herrschaften. Ich wäre nun am liebsten feig geworden und wäre fortgeflogen; denn was hielt mich denn ab, zu fliehen? Es hielt mich nur mein den Goldregenblüten gegebenes Wort, daß ich die schöne Frau Prinzessin vor ihren Verfolgern erretten wollte, das heißt, ich wollte sie hindern, sich das Leben zu nehmen, wenn sie es versuchen würde. Aber was sollte ich nun nützen, wenn sie doch ihren Mann und noch dazu den Vater, den Erzvater aller Javanen, bei sich in der Nähe hatte? Die konnten ihr besser helfen als ich. Die hatten sich jetzt mit ihren Gewändern, aus Rauch gewoben, nur deshalb so schön gemacht, damit sie der schönen

Frau in anständiger und würdiger Weise begegnen konnten. Und ich Lump, ich hatte mich vorhin als Luft ganz gemein an die Seite der Frau in die Sänfte hingerekelt. Ich hatte mir die Schutzlosigkeit der schönen Frau zunutze gemacht, das war eine gemeine Tat. Ich hatte meine lustige Maske böse ausgenützt und hatte, in Luft verkleidet, die schöne Frau geküßt und gestreichelt, daß ihr der Puder vom Gesicht gefallen war. Ich war gemeiner als ein Straßenräuber. Ich sah es ein, ich verdiente nichts als den Tod. Und zwar den gemeinsten Tod, den man sich nur ausdenken konnte, — so schändlich leichtsinnig hatte ich gehandelt. „Hängt ihn! Hängt ihn!" schrie ich laut und meinte damit mich selbst. Aber niemand achtete mehr auf mich. Auch der Schild in der Hand des javanischen jungen Kaisers wendete mir den Rücken.

Nun sah ich auch, daß der Barbier, der nun auch prächtige, aus Rauch gewobene Gewänder trug, der Kanzler des Reiches war. Der rote Kanzler, der zur Zeit des Königs, des verstorbenen, am javanischen Hof Ratgeber gewesen war. Ich sah es an den Abzeichen der Palmenblätter-Stickerei des Rockes und am Reichskanzlerstern aus Diamanten, den er auf der Brust trug. Und hinter den Bäumen der Straße standen viele Höflinge. Sie erstaunten mich nicht. Ich hatte gesehen, wie sie entstanden waren. Sie waren Grashüpfer, Ameisen, Reisvögel, Schmetterlinge und Eidechsen gewesen, die alle herbeigekommen waren, beim Flötenspiel des Kanzlers vorhin. Alle waren unter den Tönen des flötenden Reichskanzlers in ihre frühere Menschengestalt verwandelt worden.

Das hatte ich doch nie glauben können, daß alle Tiere des Feldes einmal Menschen waren. Da standen sie alle schön gekleidet, die Grashüpfer als Reiter zu Pferd, die Eidechsen waren Fußvolk, die Ameisen Musikanten, und die Schmetterlinge waren reizende Hofdamen und Pagen geworden, in hellen, freundlichen Seidengewändern. Alle aber zeigten einen nackten Oberkörper, einen schönen, schlanken, braunen Rücken und eine nackte braune Brust, und nur von den Hüften

abwärts waren sie bekleidet. Alle waren waffenlos. Das fiel mir besonders auf. Auch die Krieger trugen keine Waffen; nicht einmal den Kris, den Dolch, den alle Javanen im Gürtel bei sich tragen, nicht einmal den hatten sie bei sich. Sie waren freundlich gesprächig untereinander und kauerten alle an der Erde, unterwürfig auf ein Zeichen der beiden Herrscher wartend, um sich aufrichten zu dürfen.

„Halbnackt! Halbnackt!" schrie ich in meiner frechen Art, die ich nicht ablegen konnte, so lange ich Beo war, weil sie diesem Vogel als Rasseneigenschaft angeboren ist. Aber niemand kümmerte sich in diesem Augenblick um das Geschrei eines kleinen Beovogels. Wer mich schreien hörte, lachte höchstens ein wenig, aber ärgern, wie ich es als Beo gern wollte, konnte ich keinen Menschen mit meinem Geschrei.

Die Flötenmusik und der eintönige Gongschlag des Hofzugs kamen jetzt näher. Es traten Dienerinnen auf den Wink des alten und jungen Javanen vor. Eine Schirmträgerin mit goldenem, radrundem Schirm stellte sich hinter jedem der beiden javanischen Herrscher auf, hinter dem Kaiser und hinter dem Erzvater der Javanen. Der Kanzler aber mußte sich auch am Boden niederkauern und die Stirn senken, wie alle Hofleute es tun mußten, denn keiner durfte vor dem Kaiser und dem Erzvater die heranziehende Frau Kaiserprinzessin ansehen.

Und ich Frechling war vorhin wie ein Elender, geradeswegs zur hohen Frau in die Sänfte gesprungen. Ich fühlte wie mir meine Flügelfeder vom Angstschweiß feucht wurden. Ich zitterte am ganzen Leibe. Viel mehr als vorhin vor der Katze zitterte ich jetzt. Da, wo das Bambushäuschen stand, in dem wir vorhin durch die Luft von Garoet nach dem Fürstenlande in Mitteljava auf einer Wolke geflogen waren, da wurde die Straße breiter und bildete einen kleinen Platz. Ehe der Zug von der Straße her auf diesem Platz ankam, sah ich noch, wie auf einen Wink des greisen Erzvaters Hunderte von den goldgelben Blüten der Goldregenbäume, die rund um den Platz standen, von den Zweigen niederrieselten. Bald war der ganze

Platz von goldgelben Blüten bedeckt, es sah aus, als wäre die Erde vergoldet worden von den duftenden Blüten.

„Die Blüten geben ja auch ihr Leben für die Prinzessin her, dann kannst du es auch tun," dachte ich bei mir. „Es tut nicht weh, für jemand zu sterben, der so edel und schön ist wie die Frau Prinzessin." Aber anstatt daß ich meinen braven Gedanken Ausdruck gegeben hätte, hatte ich fortgesetzt die Geo-Unart an mir, nur Frechheiten in die Luft zu schreien. Und da jetzt der ganze Platz gut nach Blüten und nach den Wohlgerüchen des heranziehenden Hofzuges roch, rief ich, so laut ich konnte: „Es stinkt! Es stinkt! Wer stinkt, wer stinkt?"

Gottlob, es achtete jedes Ohr und jedes Auge nur auf die Kaiserprinzessin und ihren Sohn, der da zu Pferde hinter ihr ritt.

Der Hofzug kam aber nicht ruhig an. In den letzten Minuten klangen die Gongtöne unregelmäßiger und heftiger, die Flötenspieler spielten eine eilige Marschmelodie, und man sah an der auf- und absteigenden Bewegung der Sänfte, und an dem Hufschlag der Prinzenpferde hörte man es: überall war Eile und Hastigkeit. Denn die Leute hatten den Staub der heraneilenden Verfolger in der Ferne bemerkt. Und sie waren in Unruhe geraten und hatten es zuletzt der Prinzessin und dem Prinzen mitgeteilt, daß da in der Ferne große Staubwolken aufstiegen, und daß das nur die Reiter des Kaisers sein konnten, die sie verfolgten und die sie bald einholen würden.

Die Prinzessin hatte in Solo nichts von ihrer Reise gesagt und war heimlich in der Nacht geflohen, denn unterwegs sollten ihr ihre Anhänger bewaffnet entgegenziehen und sie vor den Verfolgern in Schutz nehmen.

Als der Hofzug nun auf dem Platz unter den Goldregenbäumen die vielen festlichen Menschen sah und von dort Musik hörte, beruhigten sich alle im Herzen, da sie glaubten, das wären ihre Freunde, die ausgezogen seien, ihnen zu begegnen und sie zu beschützen. Aber sie waren erstaunt, als sie näher kamen, daß

kein bekanntes Gesicht unter den Menschen war, die sie zu bewillkommnen schienen. Und keiner hatte eine einzige Waffe bei sich; nur ein alter hoher Herr an der Spitze trug eine abgestumpfte Lanze, die mit Watte umwickelt war. Und ein junger hoher Herr hielt einen hellen Schild in der Hand, der silberner leuchtete als Silber.

„Was sind das für Leute?" hörte ich die Prinzessin in der Sänfte ihren jungen Sohn fragen, der wohl kaum vierzehn Jahre zählen mochte. Denn so jung werden die javanischen Prinzen schon für mündig erklärt.

„Ich kenne diese Menschen nicht, hohe Frau Mutter," hörte ich den Sohn erwidern.

„Edelleute, Edelleute!" rief ich, entzückt, der gnädigen Frau Kaiserprinzessin mit meiner Auskunft dienen zu können.

„Ei sieh, ein Beo!" rief die hohe schöne Frau entzückt. „Wer ist der Alte dort, Beo?" fragte sie weiter.

„Erzvater! Erzvater!" rief ich klar und deutlich.
Sie erstaunte, und alle verwunderten sich mit ihr.

„Und sag, kluger Beo, sag, wer ist der junge Herr, der den glänzenden Schild trägt?"

„Dero Herr Gemahl, dero Gemahl, Gemahl, Gemahl!" rief ich, meinerseits entzückt, daß ich alles wußte und mein Wissen zeigen durfte. Ich sah, wie die schöne Javanenprinzessin, von freudigem Staunen erschüttert, unter dem gelben Puder erblaßte. Sie rief zu ihrem Sohn hin: „Wahrhaftig, mein lieber Sohn, dort steht dein Herr Vater, der verstorbene Kaiser, er hält einen Schild zu unserem Schutz in der Hand. Und sieh, neben ihm steht der edelste Javane, der hohe Erzvater unseres Geschlechtes. O, nun sind wir vor allen Verfolgern gerettet. Wahrscheinlich wird dich dein eigener Vater hier zum König krönen wollen; und hält der Erzvater den heiligen Speer über dich, dann bist du unverwundbar dein Leben lang."

Man hatte die Sänfte niedergestellt, und die Frauen der Prinzessin halfen der Dame aussteigen. Die

Diener hielten dem jungen Herrn den silbernen Steigbügel, und er stieg vom Pferde. Dann schritten Mutter und Sohn zehn Schritte von ihrem Gefolge fort, dem Kaiser und dem Erzvater entgegen, und ließen sich auf die Knie nieder, und da man ihnen Strohteppiche bringen wollte, damit sie nicht im Staube knien sollten, wiesen sie mit einem Wink die Diener zurück. Und man sah es der Kaiserin und ihrem Sohne an; sie brannten danach, dem hohen Kaiser und dem noch höheren Erzvater tiefste Ehrerbietung zu erweisen, — sie wollten beide im Staube vor ihnen liegen. Denn sie begriffen, daß die hohen Toten ihnen zu ihrer Rettung hier am Weg begegnet waren. Denn daß Tote aus dem Kaiserhause bei hohen Anlässen auferstanden und in alter Menschengestalt den Angehörigen des Kaiserhauses an wichtigen Lebenstagen erschienen, — das hatte sich im Laufe der Zeiten des öfteren ereignet, und die Überlieferungen erzählten davon.

Darum nahmen auch Mutter und Sohn die Erscheinung dieser hohen Toten heute am ersten Tage der Flucht, wo sie beide einen so zukunftswichtigen Schritt wagten, als etwas Selbstverständliches. Denn Mutter und Sohn waren durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Stunde, und sie wußten, daß dieses der ereignisreichste Tag ihres Lebens sein würde. Der Prinz hatte ja sein ganzes Leben lang auf diesen Tag der Flucht und Kaisererneuung mit seiner Mutter zusammen gewartet.

Wie sie nun im Staube lagen, winkte der alte Erzvater ihnen aber nicht, daß sie aufstehen sollten, und er ließ sie mit der Stirn die Erde berühren, ohne ihnen Willkomm oder Gruß zuzurufen. Daran erkannten beide rasch, daß ihre Sache in dem Herzen des Erzvaters nicht zu dem Ende beschlossen war, das sie beide sich wünschten. Zugleich hörten sie aber auch, so nahe mit den Ohren an der Erde, das Hufgetrappel der Pferde, auf denen die Leibwache des in Solo lebenden Kaisers heransprengte, immer deutlicher werden; jeden Augenblick mußten nun die Verfolger auf dem Platz unter den Goldregenbäumen er-

scheinen. Die Kaiserin wagte sich nicht zu rühren, aber der junge Prinz hob den Kopf, als er mich rufen hörte: „Kopf hoch! Kopf hoch!"

Ich meinte aber, er sollte den Kopf heben und sehen, daß der Reichskanzler den Schild des Kaisers, der silberner als Silber war, in die Hand bekommen und sich damit dort aufgestellt hatte, wo die Landstraße auf den kleinen Platz mündete.

Der Schild spiegelte sein helles Licht die lange Landstraße entlang, und er schien die fern heranrasenden Reiter, Mann und Roß, zu blenden. Denn mit einemmal schwieg das Hufgeräusch. Es blieb nur ein wirres Gerede in der Luft, und man hörte die Stimme des Anführers der Wache, der laut zu seinen Leuten sprach: „Wir sind auf falschem Weg. Dieses hier ist der Weg zum Meer. Seht, dort unten glänzt der Meeresspiegel zwischen den Bäumen, hell und silberner, als Silber glänzt." Eine Unruhe entstand, man hörte, wie alle die Verfolger ihre Pferde in der Ferne umwendeten, und dann ritten sie in entgegengesetzter Richtung davon.

Zugleich aber sah ich, wie der Erzvater die stumpfe Lanzenspitze über den javanischen Prinzen und seine Mutter hielt; und er sagte:

„Meine liebe Tochter, kehre um, nachdem du deinen Mann umarmt hast und du, Sohn, deinen Vater. Niemals sollt ihr wieder daran denken, gegen den Willen eures Erzvaters zu handeln. Kehrt zurück zum Kaiser nach Solo, es wird euch nichts geschehen, wenn ihr berichtet, daß ihr mir begegnet seid, und daß ich euch gesegnet habe und euch befohlen habe, diese heilige Lanze zurückzubringen, die man bereits vor eurer Abreise vermißte. Der Kaiser hat jedem Freiheit und langes Leben zugesagt, der ihm die heilige Lanze wiederbringt. Grüßt ihn und sagt: ‚Hier ist die Lanze!' Und alles ist euch verziehen; es wird vergessen sein, daß ihr Aufstand und Zwiespalt im Kaiserhause stiften wolltet. Ziehet in Frieden!"

Javanische Frauen und Kinder sind an größten Gehorsam gewöhnt. Die Frau erhob sich und umarmte schweigend und zitternd ihren Mann. Ebenso um-

armte der kleine Prinz seinen Vater. Dann kehrten sie zur Sänfte zurück und zum Pferd des Prinzen und zu ihrem Gefolge. Der Prinz aber trug die Lanze in der Hand, und sein Herz klopfte ihm hoch, als er das Heiligtum mit beiden Händen umklammert hielt. Und als sie sich gewendet hatten, waren mit einem Schlage der Erzvater, der Kaiser, der Kanzler und alles Gefolge hinter ihnen verschwunden, — nur blauer Tabakrauch schwebte am Platze.

„Alles futsch, futsch, futsch, futsch!" mußte ich erschrocken rufen. „Alles Schwindel, Schwindel," fügte ich hinzu.

Da sah die Prinzessin nach mir hin, als sie eben in ihre Sänfte steigen wollte, und zugleich bemerkte ich zu meinem Schrecken die schwarze Katze, die, keine fünf Schritte von mir fort, geduckt und sprungbereit am Boden kauerte. Schon schnellte sie durch die Luft, und schon stürzte sie sich auf mich.

Mit großem Geschrei und Geschimpf floh ich hüpfend zur Seite. Aber die Katze hätte mich gewiß erwischt, wäre nicht in diesem Augenblick ein Kris, gut gezielt, durch die Luft auf die Katze geflogen. Das Krismesser nagelte die schwarze Katze an einen der Bambuspfosten des Häuschens. Es war der Kris der Prinzessin. Die hohe Frau hatte mir das Leben gerettet, mir Elendem, der sie vorhin heimlich geküßt hatte.

Ich war noch ganz verdutzt. Die Katze zappelte nicht mehr. Der Dolch war ihr durchs Herz gefahren und hielt den schwarzen Leib fest an den Hauspfosten gespickt. Tot hing der Katzenkadaver dort, und ein Faden roten Blutes floß auf die gelben Goldregenblüten, die vom Blute rotgefärbt leuchteten. Ich sah nur noch, daß die Prinzessin in die Sänfte stieg. Doch ehe sich der Zug in Bewegung setzte, um heimzukehren, schickte die hohe Frau noch eine Dienerin zu mir und ließ mich rufen. Ich hatte noch so viel Kraft, um bis an die Sänfte heranzuflattern. Aber ich fühlte, meine Kräfte wichen schnell, denn ich hatte Blut gesehen. Und wenn Beovögel Blut sehen, müssen sie sterben, und niemand kann ihnen

dann helfen. Dieses wußte ich, zu Tode erschrocken. Ich verdrehte die Augen, und mit dem Ruf: „Schwindel!" — denn mir war sehr schwindlig — fühlte ich, daß ich meinen Geist aufgab und zu Füßen der schönen Frau starb. Die Prinzessin hatte mir das Leben vor der Katze gerettet, hatte es mir aber zugleich mit dieser Rettung genommen. So war in Erfüllung gegangen, was mir mein javanischer Herr vorher gedroht hatte: „Ich werde dich strafen, du bist des Todes, und augenblicklich!" Die Beleidigung, die ich ihm zugefügt hatte, war damit gerächt. Und ich war zwar keinen Opfertod für die Prinzessin gestorben, aber ich war daran gestorben, daß ich mir leichtsinnigerweise zum Weihnachtsabend eine Prinzessin gewünscht hatte. Im Wünschen muß man vorsichtig sein. Manche Wünsche wirken für den tödlich, dem sie in Erfüllung gehen. Es war aber auch wieder gut, daß ich als Beo gestorben war, denn nun durfte ich als Mensch wieder weiterleben. Ich erwachte am Weihnachtsmorgen in meinem Bett und fand meinen Beokäfig, als ich aufgestanden war, wie sonst auf der Veranda stehen. Mein Beo saß still darin.

Doch seit ich weiß, daß er ein verwandelter javanischer Kaiser ist, behandle ich den Beo äußerst höflich. Ich nehme den Hut ab vor ihm. Ich lasse ihn sorgfältiger pflegen. Er soll auch einen größeren Käfig bekommen. Denn seit ich selbst als Beo auf den Käfigstangen gesessen habe, weiß ich, wie ungemütlich es im Käfig sein kann, wenn man dort nicht wenigstens anständige Behandlung findet. Drüben über der Straße am Regentenweg blüht ein großer Goldregenbaum, und sein Duft kommt bis zu mir auf die Veranda. Aber er verwandelt mich nicht wieder zu Luft, und ich hüte mich, es mir zu wünschen, denn Gestalten, die man zu sein nicht gewohnt ist, können einem die schrecklichsten Lebenslagen bringen. — Als ich mein Weihnachtserlebnis einem Herrn erzählte, der schon lange im Javanerland lebte, sagte der: „Ach, da haben Sie ja etwas erlebt, was in der javanischen Geschichte früher einmal vorgekommen

ist. Sie sind also als Geo in die Vergangenheit der javanischen Fürstenlande zurückgeflogen. Jene Prinzessin soll übrigens noch heute ganz alt am javanischen Hof leben. Ihr Sohn aber ist gestorben. Er wurde niemals Kaiser und versuchte auch niemals mehr, es zu werden, nachdem ihm und seiner Mutter der erste Versuch mißglückt war."

Dieses war mein Märchen-Erlebnis in der ersten der heiligen Nächte. — Als ich neulich zu einem Sultanshochzeitsfest in Solo war, habe ich dort das Gemach im kaiserlichen Schloß gesehen, darin die heilige Lanze aufbewahrt wird. Es war in der großen Halle ein kleines Gemach aus lauter Glaswänden. In diesem Glasraum wurde die Lanze aufbewahrt. Und da gerade die Pest zu Besuch in der Stadt war, fuhr man nachmittags um vier Uhr die heilige Lanze auf einem von weißen Stieren gezogenen Wagen durch die Straßen, in denen Leute an der Pest gestorben waren. Denn die heilige Lanze vertreibt alle Übel. Die Prinzessin aber habe ich nicht gesehen; darum kann ich nicht sagen, ob sie einmal so schön gewesen sein kann, daß ich sie hätte küssen mögen. — Ich bitte Dich, liebe Lore, erzähle dieses Märchen nicht der Frau Dauthendey wieder. Es könnte sie betrüben, zu erfahren, daß ich in einer heiligen Nacht zum losen Geovogel verwandelt herumgezogen bin und eine Prinzessin geküßt habe, die mich gar nichts anging. Ich ersuche Dich also um Verschwiegenheit. Bis zum nächsten Märchen!

Dein Märchenonkel

Zweite heilige Nacht

Geschichte der weißen Schildkröte

Liebe Lore!

„Ein Schnaps," sagte mein Großvater, „verbrennt noch nicht die Seele, — erst der zweite Schnaps tut es." So ging es mir. Ich hätte mir nicht wieder

ein weibliches Wesen wünschen sollen; aber ich war hartnäckig, und als mich gestern eine Stimme fragte: „Was wünscht du dir heute?", rief ich übermütig: „Eine Göttin!"

Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Offen gesagt: je näher gestern der Abend kam, desto mehr fürchtete ich mich vor der Nacht. Ich wollte und konnte mit dem besten Willen nicht in der Nähe meines Beoläsigs bleiben. Ich hatte große Scheu vor dem schwarzen schwätzenden Herrn Vogel auf meiner Veranda. Und ich dachte mir: „Ich gehe spazieren, so wie ich es manchmal bei Sonnenuntergang getan." Heimlich dachte ich aber: „Ich geh gar nicht nach Hause heute abend, um nicht verzaubert zu werden."

Wie ich die Galerie des Hotels im ersten Stock oben entlang gehe, begegnet mir ein älterer deutscher Herr, der auch hier in Garoet wohnt. Er war, wie ich auch, auf einer weiten Seereise, als der Krieg ausbrach, und er flüchtete hierher nach Java und lebte auf den Frieden wartend; und voll Sehnsucht, heimzukommen, verbringt er seine Tage in dem gleichen Gasthaus wie ich. Dieser Herr geht nachmittags, wenn draußen kein einladendes Wetter ist, auf der langen Galerie auf und ab, er hat dann eine Schrittmesseruhr in der Tasche und macht so seine vier- bis fünftausend Schritte. Er ist etwas genau und gewissenhaft in allen Dingen, da er unverheiratet ist und seine Lebenszeit nie von Kindergeschrei und weiblichen Launen angenehm unterbrochen wurde; deshalb beschäftigt er sich am liebsten mit seiner Zeit, die ihm reichlich zur Verfügung steht, und die ihm Frau und Kinderlärm ersetzen muß. Ich finde, er verwöhnt diese seine Zeit zu sehr. Er kommt auf die Minute pünktlich zu Tisch, nur damit seine Zeit sich nicht beleidigt fühlt, die er nie verletzen möchte, da sie ihm, wie gesagt, das Liebste auf der Welt seiner reifen Jahre geworden ist.

Dieser Herr heißt Herr Dauer, welcher Name auch auf Zeit deutet. Er wäre sicher der Erfinder aller Zeitmesser geworden, der Herr Dauer, wenn nicht die Uhr schon vor ihm auf der Welt gewesen wäre.

Wenn ihn der deutsche Kaiser einmal wegen seiner Pünktlichkeit adeln wollte, müßte er ihm vier Uhrzeiger in das Wappen geben: Sekunden-, Minuten-, Stunden- und Schrittzeiger. Also, diesem Herrn Dauer begegnete ich, und ich war recht froh, jemandem zu begegnen, und wünschte, daß er bei mir bleiben sollte, damit ich meine Märchennacht nicht allein erleben müßte. Denn, wie gesagt, ich hatte nach den Erfahrungen der ersten Nacht Angst vor der zweiten Märchennacht.

Der Herr Dauer ließ sich aber auf der Galerie des Gasthofes gar nicht in seinem Marschieren unterbrechen. Und als er eine Sekunde stehen geblieben war, um zu grüßen, da ging er schon wieder weiter und zog seine Schrittmesseruhr aus der Westentasche und sagte zu mir: „Ich habe erst zweitausenddreihunderteinundvierzig Schritte gemacht. Ich muß mindestens noch zweitausenddreihundertzweiundvierzig Schritte dazu machen." Und fort war er. Seine Schritte schwangen sich auf dem Bretterboden der Galerie entlang; er lief mit solchem Eifer, daß er gar nicht merkte, wie alle Fußböden der neben der Wandelgalerie gelegenen Fremdenzimmer des Gasthauses bebten, als wären sie Sprungfedermatratzen. Und er merkte in seinem edlen Wandereifer auch nicht, daß sich hinter ihm manche Tür öffnete und manch ein Kopf eines gestörten Gastes ihm nachsah, ob der Herr Dauer noch immer nicht seine genügende Kilometerzahl abgelaufen hätte. „Aber wenn einer seine Zeit liebt, dann ist er gerade so verliebt wie einer, der eine Göttin liebt," dachte ich mir.

Ich muß noch rasch hinzufügen, daß der Herr Dauer seines Berufes Spielkartenfabrikant ist. Ich sah ihn oft in diesen Monaten über Reihen von ausgebreiteten Spielkarten sitzen, die er aufmerksam betrachtete, um sie zu studieren. Ich denke mir, er will neue Kartenspiele erfinden nach Friedensschluß, wenn er wieder nach Europa zurückgekehrt ist. Es ist ein sauberer, immer peinlich reinlich gekleideter Herr, er hat silberiges blondes Haar, eine blasse, lilienunschuldige Gesichtsfarbe und trägt immer, einen elfenbeinweißen

Anzug. Diese Elfenbeinfarbe, die ihn umgibt, macht ihn aussehen, als ob ihn ein reinlicher Zuckerbäcker mit Schlagsahne bekleidet habe. Und man muß glauben, daß er unter dem schlagsahnensanften Anzug ein Herz mit Ananasfüllung trägt, der Herr Dauer, denn er lächelte so gern duftig. Ich kann mich nicht anders ausdrücken, — er lächelte kühl und duftig, so wie eine Ananas kühl und duftig duftet. Ich stand also und überlegte noch, wohin ich meine Schritte wenden sollte, um vor der zweiten Märchennacht auszureißen. Da kam, straff wie ein Uhrzeiger und mit den blaugrauen Augen die Entfernung der langen Galerie messend, der Herr Dauer wieder zurück. Er ging so schnell, und ich war so schwach von Entschluß, daß der Wind, den sein rascher Gang in der ruhigen Luft des Abends machte, mich mitriß. Ehe ich es mir versah, rannte ich neben dem Schrittmesser her, wie ein mitfliegendes Stückchen Papier. Am Ende der Galerie riß der Herr Dauer wieder die Schrittuhr heraus und sagte halblaut zu sich selbst: „Zweitausendvierhundertvierundachtzig Schritte."

„Es geht schnell, aber doch langsam, — wie man's nimmt," sagte ich, und ich meinte damit, daß es lange dauern würde, bis er die Schrittzahl fünftausend erreicht haben würde. Denn mich langweilte dieser Schrittspaziergang im Auftrage der Zeit des Herrn Dauer im Grunde sehr. Ich lief aber unwillkürlich, halb mitflatternd, halb in Verzweiflungsangst vor dem bald anbrechenden Märchenabend, neben Herrn Dauer her. Denn eben sah ich im Osten rosa Wolken aufleuchten, — das war das Zeichen, daß die Sonne im Westen verschwand und die Tropennacht pünktlich einsetzte.

Ich sah zu meinem Vergnügen: der Herr Dauer, der nur seine Schrittmesseruhr im Sinn hatte, merkte gar nicht, daß ich da an seiner Seite nebenherhopste. Denn ich hatte noch nicht die richtigen Schrittmaße, die einem die Schrittmesseruhr vorschrieb, in den Takt meiner Beine aufgenommen und hopste ziemlich unregelmäßig, aber ausdauernd neben dem sehr geregelten Schrittgang des Herrn Dauer, Spielkartenfabrikanten

aus Chemnitz. Ich glaube, ich wäre am liebsten den ganzen Abend neben dem genannten Herrn hergelaufen, nur damit mir keine neue Tierverwandlung angetan würde, — denn ich konnte ja gar nicht wissen, welches Tier heute nacht auf mich lauern würde, um mich zu verwandeln. Sonderbarerweise kam es mir aber vor, als ob der Herr Dauer nach einer Weile beim Dauerlauf sich seine beiden Beine kürzer lief. Er wurde bei jeden hundert Schritten, die wir auf der Galerie zurücklegten kürzer und kürzer. Aber da er selbst es nicht zu merken schien, wollte ich den älteren Herrn nicht unnötig auf etwas Peinliches aufmerksam machen. Als er mir aber mit dem Kopf nur noch bis an die Hüfte reichte, hielt ich es für meine Pflicht, zu sagen: „Herr Dauer, wollen Sie nicht einmal still stehen und auf Ihre Uhr sehen, ob wir nicht bei fünftausend angekommen sind?" Denn wenn ich auch am liebsten die ganze Nacht weitergelaufen wäre, so schien es mir doch nicht anständig, auf Kosten eines andern meinen bescheidenen Wunsch durchzusetzen. Der gefragte Herr aber war gänzlich verstummt. Ich bückte mich öfters, um ihm ins Ohr zu rufen, er solle still stehen. Aber wie konnte ich denn sein Ohr finden, er lief ja immer weiter! Und überdies hatte er Watte im Ohr gegen Erkältung. „Was ist das für ein Laster, die Zeit so zu lieben, daß man nichts hört und nichts sieht als den Schritt der Zeit, und daß man nicht mal merkt, wenn man sich dabei die Beine unterm Leib wegläuft!" so mußte ich tiefseufzend denken. „Die Zeit hat ja gar kein Ziel, und man kann, wenn man im Schritt mit ihr läuft, nicht mal was erleben, sondern man läuft an allem vorbei und ist der Sklave der Zeit geworden."

Der Herr Dauer war nun so klein, daß er mir nur noch bis ans Knie reichte.

„Aber Herr Dauer!" habe ich einige Male vorwurfsvoll ausgerufen, — er hörte nicht. Am Ende der Galerie war eine Treppe in den Garten hinunter, und unten war ein überdachter Gang, der in den Speisesaal führte. Mit einemmal entwischte mir Herr Dauer mit dem Ausruf: „Fünftausend!" und sprang

zur Treppe. Doch die Stufen waren zu hoch für seine abgelaufenen Beine. Aber was machte nun der Herr Spielkartenfabrikant? Er legte sich einfach ein wenig auf die Seite und ließ sich die Holztreppe hinunterrollen, als wenn er das monatelang jeden Abend nach seinem Dauerlauf so und nicht anders ausgeführt hätte. Es kam eben ein javanischer Zimmerjunge der Gasthofdienerschaft mit einem Brett in der Hand, auf dem ein Glas voll Limonade stand, die Treppe herauf. Der hatte gerade noch Zeit, die Beine auseinander zu spreizen und den rollenden kleinen Herrn zwischen ihnen hinunterfallen zu lassen. Der Junge schien gar nicht darüber verwundert. Er sah mich im Gegenteil höchst erstaunt und mißvergnügt an, als ich über den treppabwärts rollenden Herrn, der wie ein rollendes geschältes hartes Ei aussah, ein wenig lächeln mußte.

Unten stand Herr Dauer wieder so ganz selbstverständlich auf, als wäre es der gewöhnliche Lauf der Welt, daß man Treppen hinunterrollt, wenn es einen besser dünkt. Ich sprang hinterher wie ein schlenkriger Jagdhund, und im Speisesaal sah ich den kleingelaufenen Herrn vor mir nicht etwa den für ihn geradesten Weg unter den Tischen durchlaufen, nein, er ging anständig um alle Tische und Stühle herum, als ob er mindestens noch so hoch wie eine Stuhllehne wäre.

Aus dem Speisesaal führt dann auf der entgegengesetzten Seite eine grüne, immer blank polierte Kachelsteintreppe wieder hinunter in eine andere Hotelgalerie des Vordergebäudes. Weiße Blumenvasen, mit Blattpflanzen darin, stehen auf jeder Stufe zu beiden Seiten der grünen Treppe, und unten links ist im dortigen kleinen Hofraum ein viereckiges, mit Schlingpflanzen schön grün umwachsenes großes gemauertes Wasserbecken, in dem die Fische lebend aufbewahrt werden, die für die Gasthofküche bestimmt sind.

Diese zweite Treppe schlitterte der Herr Dauer, da sie glatt wie Eis war, einfach auf die Weise hinunter, daß er sich auf die oberste Stufe nieder-

setzte und dann abwärts glitt. So machte er es sich eigentlich recht bequem. „Wohin will er nur?“ dachte ich. Und lief dem Herrn nach, als ob ich ihm helfen müßte, wieder seine einstige Größe zurückzuerlangen.

Ich konnte ihn kaum einholen, denn ich schlitterte die Treppen nicht so schnell hinunter wie mein Vordermann.

Ich fand ihn, unten angekommen, nicht mehr vor. Ich suchte die ganze untere Galerie ab, aber da war kein Mensch. Endlich entdeckte ich links im Hofviereck den Herrn Dauer, aber er lief nun nicht mehr auf zwei Beinen, sondern er hatte es sich noch bequemer gemacht: er lief auf Händen und Füßen flach am Boden niedergeduckt auf das Wasserbecken los.

„Er sieht wie eine weiße Schildkröte aus, in seinem elfenbeinweißen Anzug und so flach am Boden, mir den breiten Rücken und ganz kleine, vollständig abgelaufene Beine zeigend,“ dachte ich bei mir. Und kaum hatte ich es ausgedacht, so springt der auf allen Vieren rennende Herr in das Wasserbecken und paddelt darin herum. Herrgott, es war ja gar nicht mehr der Herr Dauer, den ich da sah, es war ja eine richtige, schöne weiße Schildkröte! Ich sah das Wasser vor mir, und mitten drin eine weiße Schildkröte, die da im dunkeln Wasser hell und harmlos dahinglitt, als ich den Rand des breiten Beckens erreicht hatte.

„Herr Dauer, was machen Sie denn da?“ fragte ich, horchend, ob mir die weiße Schildkröte, die dem Herrn so ähnlich sah, antworten würde.

„Ich bin nicht Herr Dauer, ich bin eine Schildkröte,“ sagte das edle Tier mit Anstand und hob das niedliche Köpfchen aus dem Wasser, indessen es mit vier saubern, niedlichen Händchen, die unter dem blanken elfenbeinfarbenen Schildrücken vorsahen, herumschwamm und sich an der Oberfläche des Wassers hielt.

„Wenn Sie nicht Herr Dauer sind, dann bin ich eine grüne Zitrone,“ rief ich ärgerlich und unvorsichtig. Ich fürchtete schon, ich würde nun zusammenschrumpfen und mich zu einer Zitrone verwandeln,

denn es war dunkel geworden, und der Märchenabend, mein zweiter, war angebrochen. „Aber eine weiße Schildkröte möchte ich auch nicht werden,“ dachte ich rasch hinterher.

„Was wollen Sie denn werden?“ fragte die weiße Schildkröte und blinzelte listig mit bläulichen Augen im butterweißen Köpfchen.

Das Wundern kam mir abhanden; ich wunderte mich schon über gar nichts mehr, auch nicht darüber, daß die Schildkröte sprach, denn ich hatte sie ja zuerst angeredet und eine Antwort erwartet. Und weil ich mir wünschen sollte, etwas zu werden, so wünschte ich mir, ein Gott zu werden. Mensch war ich schon so lange. Ein Tier, ein Vogel, war ich gestern gewesen. Heute wollte ich für die Nacht ein Gott sein.

„Ja, dann kannst du aber nur ein Buddhagott werden, andere Göttergestalten kennen wir hier im Javanerlande nicht,“ antwortete mir meine weiße Schildkröte.

„Gut, ich werde ein Buddhagott und wünsche mir, eine Göttin zu küssen,“ sagte ich fröhlich lachend und nahm die Märchennacht noch immer nicht ernst.

„Berühre mit dem Zeigefinger mein Rückenschild, dort, wo in der Mitte das Buddhabild eingegraben steht!“ sagte mir meine gute Schildkröte und schwamm ganz nah an den Beckenrand heran, wo ich stand. Ich bückte mich und tat, wie sie mir gesagt hatte. — Nichts geschah. Die Schildkröte im Wasser schien nur etwas zu wachsen und größer zu werden, aber mit mir ging nichts vor. „Setze dich jetzt mit gekreuzten Beinen auf meinen Rückenschild, dort, wo das Buddhabild ist!“ Ich stieg vorsichtig vom Rand des Beckens und versuchte auf den glatten Rücken der Schildkröte zu klettern. Es gelang mir seltsamerweise ganz leicht. Kaum wünschte ich dort zu sitzen, so saß ich auch schon fest mit gekreuzten Beinen und fühlte mich sicher, wohl und ruhig auf dem Schild, als ob ich mein Leben lang nie wo anders gesessen hätte. „Nun bringe ich dich zur Göttin des südlichen Ozeans. Denn sie ist gerade heute zu sprechen

und hat Empfang," tönte es unter meinem Sitzschild hervor.

„Tu das, meine beste Schildkröte!" sagte ich sanft und bedächtig. Ich begriff nur nicht, wie wir beide aus dem Fischbecken des Gasthofes zum südlichen Ozean gelangen sollten.

Aber die Schildkröte bewegte nur die vier weißen Pfötchen ein wenig und schwamm nach der Mitte des Beckens. Ich sah, wie sich um uns ein Wasserkreis bildete, ein zweiter und ein dritter, und alle Kreise wuchsen zur Ferne; und der erste wurde schon so groß, daß ich ihn nicht mehr mit den Augen verfolgen konnte; und als ich rundum sah, hatte der Wasserkreis den steinernen Beckenrand weit in die Ferne geschoben. Ich sah, wie das Wasser des Beckens sich ausbreitete. Alles, was um das Beckenufer war, zog weit fort und verschwand.

Und ohne daß wir von der Stelle kamen, waren wir mit einemmal mitten in einem weiten, uferlosen Ozeanmeer. Es wurde mir aber gar nicht bang vor dem vielen Wasser. Ich fühlte mich auf meiner runden Schildkröte ruhiger als im größten Schiff. Ein uferloses stilles Glücksgefühl war in mein Herz eingezogen, und es war mir, als sei alles Leben ein gereimtes Gedicht, — so im Takt von Rhythmus und Harmonie bewegte sich mein ganzes Wesen, wenn es den ruhig rudernden weißen Pfötchen der Schildkröte zusah.

Es wurde am Himmel nicht heller, sondern ich merkte, daß der Abend immer dunkler wurde, aber eine milde Helle ging vom Rückenschild der weißen Schildkröte aus; und im Kreise um die Schwimmende war das Wasser auf Armeslänge hinaus durch das Licht, das von der Schildkröte kam, milde golden erhellt.

„Das ist eine wunderschöne gefahrlose Fahrt zur Königin und Göttin des südlichen Ozeans," dachte ich still für mich. „Ich bin der lieben, edlen Schildkröte von Herzen dankbar, daß sie mich in Frieden dahinführt."

„Versuche an nichts zu denken, als an dich selbst

und an die Göttin des südlichen Ozeans," sagte die schwimmende Schildkröte. Ich kannte aber die Göttin gar nicht; und da ich nichts Besseres wußte, stellte ich mir, überzeugt, daß es auch nichts Besseres geben könnte, das Gesicht der Frau vor, die ich in Deutschland am liebsten habe. Und an sie und mich dachte ich gern.

Mit der Zeit erhellte sich das Meer auch an andern Stellen, und ich sah, daß dort lange Züge von Fischen in derselben Richtung zogen wie meine Schildkröte; auch sie leuchteten aus sich selbst, aber nicht golden, sondern grünlich wie schwimmende Smaragdsteine.

Und dann sah ich rötliches Licht im Wasser erscheinen, und ich erkannte Scharen von rubinäugigen kleinen Seepferdchen, — auch sie zogen denselben Weg wie ich, und die roten Rubinaugen beleuchteten ihren Weg.

Und dann sah ich Scharen von schwimmenden Frauen im Wasser erscheinen. Sie hatten aber nur den Oberkörper von Frauen; ihr Unterkörper, wenn er sich erhob, war der Leib einer großen Seeschlange. Und manch eins dieser Weiber hatte einen Schlangenleib, länger als eine Meile. Diese Frauen glänzten am Fischleibe in bläulichem Licht; rosafarben aber, wie fleischfarbige Muscheln, war der Schein ihrer Oberkörper. Und wenn man den Schlangenunterleib nicht betrachtete, so waren sie lieblich anzusehen, diese Frauen, und wenn sie lächelten, begannen die Wasser rund um sie vor Freude zu singen; ich aber verstand die langen Lieder des Wassers nicht, denn das Meer sang hier in der Sprache des südlichen Ozeans.

So kamen wir harmlos weiter, und es fiel mir keinen Augenblick ein, an etwas anderes zu denken als an die Frau, die ich liebte, und an mich selbst. Dann aber hörte ich dumpfe Gongschläge, weithin dröhnende, und das Wasser wurde weißer und weißer von Schaum, und der Schaum leuchtete, wie Schnee bei Nacht leuchtet, und es wurde zuletzt auf dem Meere taghell vom Schaum, der auch seine Lieder sang, die aber alle einen knisternden Laut hatten, so wie perlender Schaumwein in einem Glase knisternd

singt. Aber am Himmel oben blieb es dunkle Nacht, und nur das Meer unten war taghell leuchtend. Es schien auch kein Mond und kein Stern am Himmel. Doch das Dunkel oben war nicht furchtbar und erschreckend; die Dunkelheit dort oben war, als sei sie erfüllt von Millionen sanfter, dunkler Augen, die alle voll Liebe auf das helle Meer herabsahen. Und vor liebenden sanften Augen kann man doch unmöglich Furcht bekommen. Zuletzt war das Meer wie schäumende weiße Milch, und die Gongschläge waren von großer Musik aus Meermuscheln begleitet, und ich sah: in der Mitte des weißen Meeres bildete das schäumende Meer eine große herrliche Laube. Und der Schaum stieg dort in Gestalt von Tausenden von weißen Lilien in die Höhe, und die Lilien bildeten weiße Blütenketten, die hingen frei in der Luft im Dunkel. Die Lilienketten waren aber alle nur von der Freude hochgetragen, daß sie sich zu Häupten der Göttin des südlichen Ozeans ranken durften. Und auch aus den Ästen weißer und rosiger Korallen war schön die Laube gebildet, in der ich bald die ersehnte Göttin sehen sollte.

„Sie hat heute Empfang," hatte die Schildkröte am Anfang der Schwimmfahrt zu mir gesagt.

„Weiter kann ich dich nicht bringen," sagte die Schildkröte jetzt, als der Schein des Schaumes rosig wurde; denn weithin leuchteten die rosigen Schultern der Göttin. „Und hier, wo das Wasser vom Schein der Göttin leuchtet, dürfen nur die persönlich Eingeladenen hintreten. Nimm aber die Watte aus meiner rechten Ohrhöhlung und stelle dich furchtlos auf das kleine Wattekläumpchen, — es wird dich zur Göttin bringen."

„Sei bedankt, liebe Schildkröte," sagte ich, „aber erwarte mich hier später, um mich heimzubringen!"

„Das wird sich finden!" sagte die kluge Schildkröte, nicht verneinend und nicht bejahend und immer vornehm gelassen und friedlich. Ich zog mit dem Fingernagel meines Zeigefingers das Wattekläumpchen aus dem rechten Ohr der Schildkröte, legte es neben mich in das weißschäumende Wasser, und sogleich

breitete sich die Watte aus und wurde zu einer großen weißen Seerose, die war noch größer als die Schildkröte und hatte neuntausendneunhundertneunundneunzig Blätter. Dieses wußte ich sogleich, als ich die große schwimmende Blume betrachtete.

Ich stieg von der Schildkröte in die Mitte der Blume, und die Schildkröte tauchte sofort unter und war verschwunden.

Kaum aber war ich in die Mitte der neuntausendneunhundertneunundneunzig Blütenblätter getreten und hatte mich mit gekreuzten Beinen niedergesetzt, wie es einem Buddha geziehmt, da begann die große weiße Blume taghell wie die Sonne zu leuchten, und nun erhellten sich auch die dunkeln Augen des Himmels, und der Himmel schaute mit reinen blauen Augen herunter, und es war goldener Tag. Nur mit dem Unterschied, daß die Lotosblume, die Seerose, wie das goldene Spiegelbild einer Sonne mit neuntausendneunhundertneunundneunzig goldenen Strahlenspiegeln auf dem Meere schwamm; doch am blauen Himmel war keine Sonne zu sehen, — der Himmel bekam sein Licht von der goldenen schwimmenden Rose.

Die Blätter der Blume begannen nun, als sich die Rose in Bewegung setzte, auch zu singen, und je höher die Blätter sangen, desto höher hob sich die goldene Rose aus dem Wasser; sie schwebte zuletzt frei in der blauen Luft wie die Sonne selbst.

Mir wurde ganz wunderlich zumut. Aber das alles schien mir nichts Außergewöhnliches zu sein, dachte ich dabei an das Gesicht der Frau, die ich liebte.

„Es ist die Liebe, die dich trägt," sangen die Rosenblätter mir zu. „Es ist die Liebe, die uns alle bewegt," sangen die weißen Lilien der hohen Meereslaube zurück und schaukelten silberweiß unterm herrlich blauen Himmelszelt.

Auf jedes Rosenblatt aber der neuntausendneunhundertneunundneunzig Blätter war ein Lied geschrieben, ein Liebeslied, und alle Blätter zusammen bildeten ein einziges zusammenhängendes großes Liebeslied, das war ganz wundervoll anzuhören.

Und wie ich mit meiner Blume mitten in die Laube kam, stieg eine wunderschöne Frau aus dem Meer und stand auf dem zehntausendsten Blatt meiner Rose. Und dieses schloß sich meiner Blume an, und die Göttin des südlichen Ozeans stieg zu mir auf die goldene, jetzt vollkommene Seerose.

Kein Blatt fehlte nun mehr an der Rundung der Rose, und das schönste Lied war gerade auf jenes Blatt geschrieben, das die Göttin mir aus der Meerestiefe mitgebracht hatte.

„Nun hast du mir zehntausend goldene Rosenblätter und zehntausend Lieder gegeben; und niemals soll es anders sein," sagte ich zu der Göttin.

„Niemals soll es anders sein," antwortete sie, und wir waren, vom Gesang der Wellen gehoben, weit in den blauen Himmel gestiegen, aber unter uns lag nun das Meer nicht mehr mit weißem Schaum bedeckt, sondern mit hunderttausend großen goldenen Seerosen, und alle waren mit goldenen Liebesliedern beschrieben, und alle Rosen hatte mir die Göttin des südlichen Ozeans gegeben. So weit das Meer reichte, war Rose an Rose, und jede Rose hatte zehntausend goldene Rosenblätter, und jede hatte zehntausend Liebeslieder auf den goldenen Blättern. In jedem zehnten Jahre hatte ich eine Rose erhalten. Und da das Meer weithin mit Rosen bedeckt war, konnte ich an den Rosen nicht mehr die Jahre abzählen, die ich die Göttin der Südsee geliebt hatte. „Gestern sollte ich dir als Prinzessin begegnen," sagte die Göttin lächelnd, „aber im letzten Augenblick wurde ich daran verhindert, — ich verfehlte den Weg, und als ich zu den Goldregenbäumen kam, fand ich dich dort nicht."

Ich wurde rot bei dem Gedanken, daß mich der javanische Kaiser gestern als Beo dem Tode preisgegeben hatte.

„Desto höher bist du heute wieder gestiegen," antwortete mir die Göttin, mich aus tiefstem Herzen anlächelnd und sanft errötend. Und da wir umschlungen auf der goldenen Rose saßen und auf die Meereswelt sahen, sagte die Göttin: „Es fehlt nichts mehr zu unserem Glück; sieh, das ganze Meer, so weit wir

schauen, hat sich in den Jahren, seit wir uns liebten, mit goldenen singenden Rosen bedeckt."

„Ja," sagte ich, „in Göttergestalt haben wir nun zehntausendmal zehntausend und mehr Jahre das Glück der Liebe erlebt; laß uns deshalb heute einmal einfachste und niedrigste Menschengestalt annehmen, und dann wollen wir sehen, ob wir als schwache Menschen nicht auch so stark glücklich werden können, wie wir Götter es bisher gewesen sind."

Sie stimmte mir nicht laut zu. Aber sie liebte mich auch zu sehr, um mir nicht jeden Wunsch freudig erfüllen zu wollen. Und darum nickte sie nur und lächelte milde und voll Güte über meinen seltsamen Wunsch.

Ich aber fuhr fort: „Die Viertelstunden sollen heute Jahre vorstellen, und der Tag ein Menschenleben; laß uns ans Land gehen und dort die Gestalten annehmen, die uns am Wege begegnen." Sie zögerte ein wenig, aber dann nickte sie. Und sie winkte, und alle Rosen versanken, und die Laube aus Lilien und Korallen zerstob ins Leere, und an ihre Stelle trat die rauschende, hochkochende, wilde Brandung der Südküste Javas.

Und unsere goldene Rose senkte sich zum Wasser und wurde ein einfacher Kahn, und wir ließen uns von der Brandung aufs flache Sandufer werfen, und unser Kahn zerfloß dort im Sande in Nichts; wir aber waren unsichtbare Luftgestalten, die noch keinen Körper hatten. Und Hand in Hand gingen wir über den aschgrauen Dünensand, ohne einen Fußabdruck zu hinterlassen.

„Gehe du zur Linken, ich wende mich zur Rechten," schlug ich vor. „Das erste Mädchen von sechzehn Jahren, dem du begegnest, von dessen Herz nimm Besitz, ich werde von dem Herzen des ersten jungen Mannes von neunzehn Jahren, der mir begegnet, Besitz ergreifen und sein Leben leben. Wir wollen nicht sagen, wo wir uns treffen; aber wenn wir uns wiedersehen, gib du dich mir dadurch zu erkennen, daß du mir den Vers sagst: ‚Es ist die Liebe, die uns trägt, es ist die Liebe, die uns alle bewegt!' Und so werde ich auch tun. Habe ich aber den Vers

vergessen, oder vergißt du ihn, so haben sich unsere Herzen trotz den zehntausendmal zehntausend Jahren nie gekannt, und dann sollen alle goldenen Rosen vergehen, und alle Liebeslieder sollen vergessen sein. Dann müssen wir auch als Götter wieder von neuem beginnen, uns lieben zu lernen."

Also taten wir. Und ich ging zur Rechten und fand, als ich einen Tag gewandert war, einen jungen Mann von neunzehn Jahren, der saß am Wege und war arm und hütete Ziegen. Und ich, da ich immer noch unsichtbarer Gott war, blies ihm seine Seele in den Augen und im Herzen aus und schickte sie als kleine Wolke in den Himmel. Als der junge Mann dann also entseelt im Grase lag, betrachtete ich ihn und sagte zu ihm: „Merke den Vers: ‚Es ist die Liebe, die uns trägt, es ist die Liebe, die uns alle bewegt.'" Und ich trat in das tote Herz des jungen Menschen ein, und dieser stand auf, und ich ging als junger Ziegenhirte unter den Bäumen hin. Als es Abend wurde, stand ich da und wußte nicht, wohin ich die Ziegen heimtreiben sollte. Ich pfiff ihnen auf meiner Bambusflöte und lehrte der Flöte den Vers, den ich im Herzen trug, und wanderte fort, und die Flöte sang den Vers vor mir her. Und als ich weiterging, sprangen die Ziegen einen Hügel hinauf, und ich folgte ihnen, und auf dem Hügel oben stand unter den Bäumen ein leeres Häuschen, und neben dem Haus war ein Ziegenstall, der war auch leer, und die Türe stand offen. Die Ziegen drängten aber von selber in den Stall, und ich erkannte an der Selbstverständlichkeit der Tiere, daß sie hier zu Hause waren und dieses mein Häuschen war.

Ich wußte aber nicht, ob ich noch Vater und Mutter oder Brüder oder Schwestern hätte, die zu diesem Hause kommen würden.

Im Hause aber fand ich zwei Kammern hinter dem Vorraum, in dem ein kleiner gemauerter Herd stand.

In der einen Kammer erkannte ich Frauenkleider und Frauenjacken aus dünnem Florstoff. Und ein Kästchen mit Frauenhaarnadeln. Auch stand dort ein Webstuhl, auf den eine angefangene Webarbeit gespannt war.

In der anderen Kammer waren Werkzeuge, ein Messer, eine Axt und andere Dinge, die darauf schließen ließen, daß hier ein Mann wohnte.

Ich sah aber nach einer Stunde, als ich vor der Türe saß, ein sechzehnjähriges junges Mädchen, das trieb am Fuße des Hügels eine große Schar Enten vorüber und sang dabei ein Lied.

„Oh," dachte ich, „sollte es möglich sein, daß meine Göttin mir heute noch begegnet?" Ich ging rasch den Berg hinunter und verfolgte das junge Ding von sechzehn Jahren. Sie sah mich kommen, wendete sich um und blieb mit einem Lächeln wartend unter einem Papayabaum am Wege stehn.

„Wie heißt du?" fragte ich das hübsche Kind.

„Ach," sagte sie, „verstelle dich nicht so, Amat!" Und sie schlug mir leicht mit der dünnen Gerte, die sie in der Hand hatte, über den Arm. Da wurde mein Blut von dem leichten Schlage so warm, als ob es Feuer geworden sei. Und ich dachte mir: „Sollte meine Göttin mich schon gleich erkannt haben?" Und ich lachte und umfaßte die Kleine, um sie an mich zu drücken und ihr den Vers zu sagen.

Aber sie wich mir gewandt aus und rief: „Seit wann küßt denn ein Mann die Schwester seiner Frau auf diese Art? Pfui, schäme dich, Amat!"

Ich wußte nun gar nicht, was ich tun sollte. Ich sah ein, daß das Mädchen gar nicht meine Göttin war, und ich lachte und fragte: „Gehst du nach Hause?"

„Ja," sagte sie, „ich gehe zu meinem Mann und werde deine Frau von dir grüßen. Dort kommt mein Mann mit unserm Kinde."

Und da ich von weitem einen Mann mit einem Kind an der Hand kommen sah, murmelte ich einige dumme Worte, ließ sie stehen und ging den Hügel hinauf. Als ich oben zum Hause zurückkam, saß da am Boden ein Mann vor der Türe und schlug mit seinem langen Messer Gras, das vor dem Hause wuchs. Er nickte und sagte zu mir: „Das sind deine Ziegen, Amat, dort im Stall; ich will ihnen für die Nacht etwas Grasfutter geben. Ich nehme an, daß du die Nacht mit deinen Ziegen hierbleiben willst, weil du

deine Tiere in meinem Stall untergestellt hast. Du fürchtest wohl das Gewitter, das aufzieht, aber ich fürchte mich nicht. Seit mein Weib gestorben ist, ist mir das Leben zuwider." Ich staunte über seine Rede. Es war gar kein Gewitter im Anzug, schien mir. Doch ich glaubte, er fühle das Gewitter vielleicht als Reißen in seinen Gliedern voraus, indessen ich das Wetter noch nicht kommen sehen konnte. Was er aber da alles von seinem Weibe erzählte, wunderte mich besonders, denn er war noch ein ganz junger Mann, und sprach so lebensmüde wie ein Alter.

„Die Götter schenken einem nie zweimal dasselbe Glück," fuhr er fort. „Darum sollte man sein Glück nicht allzuleicht versuchen und damit spielen."

„Hast du denn mit deinem Glück gespielt?"

„Ja, das habe ich," gestand der Mann. „Wir waren so glücklich, daß mich mein großes Glück zuletzt am ganzen Leibe juckte und ich eine helle Sehnsucht nach ein wenig Abwechslung hatte. Ich habe mein junges Weib fortgejagt und habe ihr gesagt, daß sie nur heimkommen dürfe, wenn sie mir wenigstens fünfzig Enten ins Haus bringe. Denn du mußt wissen, hier in der Gegend steht man sich gut bei der Entenzucht."

„Ah," dachte ich mir, „das junge Mädchen da unten war doch meine Göttin; sie ist der verjagten jungen Frau begegnet und hat ihre Gestalt angenommen. Sie hatte von ihr vorher den Wunsch gehört, den ihr der Mann mit auf den Weg gab. Nun kam sie des Weges mit fünfzig Enten. Aber warum deutete sie dann auf den Mann mit dem Kinde, der auf der Straße daherkam?" dachte ich weiter, und ich konnte nicht klug daraus werden, ob ich recht oder unrecht hätte, das Mädchen mit den Enten für meine Göttin zu halten. Wenn ich nur gewußt hätte, wo ich wohnte. Meine Göttin saß vielleicht in diesem Augenblick bei dem Mann, der auf der Landstraße dahergekommen war, in dessen Haus. Ich wurde ärgerlich vor Eifersucht. Ich fragte den Mann, der das Gras schlug: „Bist du denn nicht eifersüchtig, wenn deine Frau einen andern Mann nimmt und gar nicht zu dir zurückkehrt?"

„Nein," sagte er, „ich habe sie zu sehr geliebt, ich muß ausruhen von meiner Liebe."

„Ach, was bist du für ein Scheusal, Mensch," konnte ich nicht unterlassen zu sagen.

„Ich bin nicht schlimmer als du auch," lachte da mit einemmal der andere.

Mir war, als kennte ich ihn. Aber ich fand nicht heraus, wo ich diesen Mann schon gesehen hatte. „Was weißt du von mir?" fragte ich verblüfft.

„Wir sind doch Männer, und die Männer kennen sich alle, sie sind sich auf der ganzen Welt gleich," gab er zurück. Und nachdem er den Ziegen das Gras hingeworfen, setzte er sich in die Hütte und nahm aus seinem Gürtel ein winziges Kartenspiel und legte die kleinen Spielkarten vor sich auf die Fußbodenmatte und betrachtete aufmerksam die Karten, als ob er sie auswendig lernen müßte. Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, wo ich diesen Mann schon gesehen hätte. Da ich nicht wußte, was ich ihn weiter fragen sollte, legte ich mich beim Herd in die Zimmerecke nieder. Dort auf dem Herdrand stand ein kleines Lämpchen, dessen Docht rauchte; es war ein schwacher Lichtschein in dem Vorraum der Hütte. Ich war sehr gepeinigt und in Angst um meine Göttin. Und ich ärgerte mich bereits, daß ich meine Göttlichkeit aufgegeben und ihr und mir vorgeschlagen hatte, schwache Menschen zu werden. Denn ich wußte von dem Körper, in dem ich jetzt saß, gar nichts, und er sagte mir auch nicht, wer er war, — ich wußte nichts weiter von mir, als daß ich ein neunzehnjähriger junger Javanenmann war und draußen im Stall eine Ziegenherde hatte, und daß mich die Liebe zu einer Göttin plagte, die ich leichtsinnigerweise verloren hatte, aus allzu großem Glück und im Überschwang aller Seligkeit, die ich nun zehntausendmal zehntausend Jahre und mehr genossen hatte. Dieses wußte ich. Und nun war ich zwar noch ein Gott mit göttlichen Wünschen, aber in einem schwachen Menschenkörper wohnhaft, und wußte nicht, wie ich mich da drinnen in dem neuen Leib benehmen sollte. Denn alles, was dieser Leib tat, war sehr beschränkt. Er gestattete

mir nicht, daß ich unsichtbar würde. Der Leib gestattete mir nicht, daß ich göttlich zufrieden sei. Der Leib gestattete mir nicht, daß ich ohne Speise und Trank und ohne Todesfurcht lebe, nur von innerer Seligkeit genährt, wie ich es im Buddha-Gottleib zehntausendmal zehntausend Jahre und alle Zeiten hindurch gewohnt gewesen war. Und wenn es mir schon so ungemütlich zumute war, — wie erst mußte sich meine arme Göttin des südlichen Ozeans in der Gestalt eines sechzehnjährigen Mädchens fühlen, sie, die im Ozean des Glückes in der Freiheit gelebt hatte. So lag ich in der Ecke und betrachtete das kleine stinkende Lämpchen in der armseligen grauen alten Kammer der Hütte und hatte allen Übermut, allen göttlichen, verloren vor kleinlichen Menschensorgen und vor großer göttlicher Herzenssorge nach meiner verlorenen Göttin.

Auch knurrte mein Magen vor Hunger, meine Zunge war trocken vor Durst, mein Leib war zerschlagen vom Kummer, und ich begann zu seufzen, ohne daß ich es wußte. Ich glaubte aber, als ich den Seufzer hörte, es mache ein anderer Geräusche in der Kammer. Denn ich hatte als Buddha-Gott in den zehntausendmal zehntausend Jahren nie einen Seufzer gehört. „Wer macht da solch ein seltsames Geräusch?" fragte ich den in seine Karten versunkenen Besitzer der Hütte.

„Das ist der Herr Kummer," antwortete mir der Mann.

„Wohnt denn noch einer hier im Hause außer dir?" fragte ich den Mann.

„Ja, augenblicklich wohnt nur der Herr Kummer hier."

Ich schwieg und dachte bei mir: „Vorhin war doch die Hütte leer. Nun sind inzwischen zwei Männer nach Hause gekommen; was soll ich nur in der fremden Hütte anfangen? Die Ziegenherde kann ich auch nicht brauchen. Was soll ich mit ihr? Es ist besser, wenn ich dem Mann sage, er solle die Ziegen dorthin bringen, wo sie hingehören. Noch besser aber ist, ich sage gar nichts. Ich will den Mann mit dem Herrn Kummer allein lassen und in die Nacht fort-

gehen.“ Ich hörte, daß die Ziegen im Stall nebenan polterten. Und da sagte ich: „Ich habe vergessen, meine Ziegen zu melken. Ich will das tun, so lange der Mond aufgeht; dann ist es im Stall hell.“ Denn ich sah, daß der Vollmond draußen, der aufgehende, wagrecht vom Meeresstrand durch die Hüttentür hereinleuchtete und friedliches Licht gab. Der Mann schob mir mit einer Hand einen Melkeimer hin, und mit der andern hielt er seine Spielkarten am Boden fest, damit sie nicht fortflögen im leichten Luftzug, den meine Schritte machten.

Und ich nahm den Melkeimer und ging. Im Ziegenstall war es aber nicht hell, weil die Tür nicht nach der Mondaufgangsseite lag; und ich tastete mich drinnen im Dunkeln zu einer Ziege. Da ich das Melken auch gar nicht verstand, klammerte ich mich an eine Ziege fest und legte meinen Kopf unter das Ziegeneuter und trank die Milch vom Tier. Denn ich war sehr durstig, aber beim Trinken bekam ich viel Rippenstöße von den Tieren. Nachdem ich mich mühsam gelabt hatte, tastete ich mich aus dem dunkeln Stall ins Freie.

Als ich im Vorüberschleichen zur Hüttentür hineinsah, war der Vorraum leer. Und ich sagte mir: „Der Hausherr ist in seine Kammer gegangen. Ich werde mich leise fortschleichen,“ — da sah ich einen Lichtschein, der den Hügel heraufkam. Und ich erkannte von weitem eine junge javanische Frau, die eine Laterne in der einen Hand hielt und einen dicken, langen Stock in der anderen Hand trug und sehr lebhafte und aufgeregte Bewegungen mit dem Stock machte und außerdem mit sich selbst sprach, laut und zankend und sehr ärgerlich. Es war aber niemand in ihrer Nähe. Ich sah nun auch, daß die Frau ein Fischnetz um den Leib trug. Das hatte sie umgeschlungen über ihrem Sarongrock, um das Netz nicht in der Hand tragen zu müssen. Und ich erkannte, daß die Frau eine lange Wanderung gemacht haben müßte, denn sie war ganz atemlos und sah staubig und zerzaust aus. Sie war aber jung und schien nicht älter als sechzehn Jahre zu sein.

„Ist das meine Göttin, die mich mit der Laterne sucht?“ fuhr es mir durch den Sinn. Aber da stand plötzlich die Frau vor mir, schneller, als ich es erwartet hatte; und kaum hatte sie mir mit der Laterne ins Gesicht geleuchtet, so regnete es Schläge auf mich, daß mir alle Glieder sangen vor Schmerzen. Und der Stock der Frau zerbrach beim letzten Schlage, und ein Teil davon flog im Bogen vom Hügel und flog so weit, daß ich ihn fern unten im Meereswasser aufschlagen hörte. Daß der dicke, lange Stock zerbrechen konnte, das war mir erstaunlich. Und ich dachte: „Gottlob, daß der Ziegenhirte, dem ich die Seele ausgeblasen habe, nicht schwächlich war, sonst wären alle meine Glieder und nicht der Stock von dem Prügeln zerbrochen.“ Indessen ich noch verwundert war über dieses Menschenleben, hörte ich schon während der Prügel, die da auf mich herabregneten: dieses wilde Weib war das mir, dem Ziegenhirten Amat, ehelich angetraute Weib, das einige Meilen weit aus ihrem Dorf im Kahn herbeigerudert war, um mich zu suchen. Sie behauptete, ich wäre nur deshalb nicht nach Hause gekommen, um ihrer Schwester, der Entenhirtin, am Wege aufzulauern. Und diese habe es schon allen Leuten erzählt, welch einen Schelm von einem Mann ihre Schwester hätte, der die Weiber nicht in Ruhe lassen könnte, und der die Ziegen nicht heimbringe zur Melkstunde, wie es sich gehöre, sondern unterwegs fremden Häusern zur Last falle, anstatt heimzugehen ins eigene Heim und zum eigenen Weib. Aber sie wolle mich gar nicht zu Hause haben. Und sie nähme jetzt ihre Ziegen selbst in Obhut. Ich aber könne mich aufs Meer scheren und dort Fische fangen; denn dort wäre sie wenigstens sicher, daß ich nichts Dummes anstellen würde. Und sie warf mir das Fischnetz, das sie sich in aller Heftigkeit vom Leib losmachte, vor die Füße und hieß mich, augenblicklich ans Meer hinuntergehen und hinausfahren, um im Mondschein zu fischen; sie werde hier bei dem rechtschaffenen Mann und seinem Freunde, dem Herrn Kummer, für die Nacht Unterkunft nehmen. Ich schwieg. Und ich

kam auch gar nicht zu Wort. Ich wurde gar nicht nach Ja und Nein gefragt. Sondern das dicke Stockende, das diese wütende Erscheinung in der Hand hielt, strich mir noch ein paar Hiebe auf den Rücken, und ich ergriff rasch das Netz und stürzte hügelabwärts, entsetzt über dies Erlebnis. Ich hatte wohl von der Entenhirtin vorhin gehört, daß ich ihre Schwester zur Frau habe; aber daß diese Frau eine solch lebhafte Gestalt sei, das hatte ich mir nicht vorgestellt. Der Ziegenhirt, dem ich heute den Leib abgenommen hatte, konnte mir eigentlich dankbar sein, daß ich ihn als Wolke im friedlichen Himmel wandern ließ. „Dort erwartet ihn wenigstens kein böses Wort," dachte ich und rieb mir die Glieder. Es war aber seltsam: die Hiebe, die ich eben bekommen hatte, schmerzten wohl, aber sie brannten mich nicht. Wie tief aber, bis ins Herzblut, hatte sich der eine leichte Schlag mit der Gerte in mein Blut eingebrannt, den ich vorhin an der Landstraße von der Entenhirtin bekommen hatte. Daran mußte ich denken. Ich sah mich erschrocken um, ganz ängstlich, daß meine Frau dort oben im Hause vielleicht etwas von meinen Gedanken hören könnte.

Und wie ich mich umsah, stand die Hüttentür weit offen, und ich sah bei dem Laternenschein zwei Gestalten drinnen am Boden hocken, eine männliche und eine weibliche. Beide hielten Karten in den Händen, und sie schienen sich mit Kartenspiel zu vergnügen.

„Nun, das ist noch schöner. Mich jagt mein Weib in die Nacht aufs Meer hinaus, und nun sitzt sie dort mit dem Hauseigentümer, und beide spielen Karten!" Die beiden kannten sich natürlich schon länger, denn er hatte auch mich und meine Ziegen gekannt, als ich zu ihm kam. Jetzt verstand ich auch, welches Gewitter der Mann gemeint hatte. Er hatte geglaubt, ich fürchte mich, zu meiner Frau heim zu gehen, da ich bei ihr ein Stockgewitter erleben könnte, so wie es eben übermäßig auf meinem Rücken eingeschlagen hatte. In welche Gesellschaft von Menschen war ich da geraten. „Aber man spielt auch nicht mit Menschenleben und nicht mit Götterliebe,"

mußte ich mir gestehen. „Wie durfte ich nur zu meiner Unterhaltung so leichtsinnig die Seele eines Ziegenhirten als Wölkchen fortblasen und mich in den unbequemen Menschenleib hineinsetzen? Das war zu dumm gehandelt." Aber ich konnte es nicht ändern. Denn einmal in den Menschenleib hineingefahren, hatte ich keinen Götterwillen und keine Göttermacht mehr, als bis das Leben dieses Ziegenhirtenleibes erloschen war. Wenn ich nur wenigstens meine Göttin als sechzehnjähriges Mädchen wiedergefunden hätte, dann wäre ich vielleicht im Leib dieses Ziegenhirten ganz glücklich geworden.

Da hörte ich einen Knall. Die Tür der Hütte oben war zugeflogen. Ich mußte sofort wieder denken, daß ich aus diesem Irrgarten, in den ich freiwillig eingetreten, als ich der Ziegenhirt Amat wurde, mich nicht so bald wieder herausfinden würde. Denn diese Frau, meine, des Ziegenhirten Amat, Frau, die ließ nicht mit sich spaßen. Das hatte ich eben erleben müssen.

Am Meeresstrand angekommen, fand ich auch wirklich dort auf dem leeren Dünensande im Mondschein einen Fischerkahn. Ich verstand mich aber weder aufs Rudern, noch aufs Segeln, und auch nicht aufs Fischen. Denn vorher, als Buddha-Gott, war ich zehntausendmal zehntausend Jahre und mehr immer nur auf goldenen Lotosblumen durch die Luft einher gesegelt, und im Meer auf der weißen Schildkröte; und da brauchte ich nicht Ruder, nicht Segel, und die Fische kamen mir auf Wunsch in die Hand geschwommen, wenn ich es nur dachte, solange ich der Gott Buddha gewesen war. Aber nun als Ziegenhirt Amat konnte ich nicht einmal Ziegen melken; und von Meeresfahrten hatte ich keine Ahnung, so wenig wie ein neugebornes Kind von diesen Dingen ein Wissen hat, denn ich war ja nicht in diesem Leibe aufgewachsen. Wie ich noch dastand und überlegte, kam der Mond aus der fernen Wolkenbank breit und rund zum Vorschein. Und wie ich den weißen Vollmond ansah, mußte ich an den Rücken einer weißen Schildkröte denken. Beim Gedanken

aber an die gute weiße Schildkröte, die mich einst ins Meer hingetragen hatte, stieg ich in den Kahn, und seltsamerweise ging mir alles nun so leicht von der Hand, als wäre jemand unsichtbar um mich und mir behilflich, den Segelbaum im Kahn aufzurichten, die Segel zu stellen, die Ruder zu führen und das Boot vom Strand abzustoßen. So wie man einem Kind beim Schreiben die Hand führt, so war da eine Kraft, die meinen Händen und meinem Verstand das Arbeiten zeigte. Und es schien mir angenehm, da ich mich nicht mehr so einsam fühlte wie vorher, nachdem der Kahn vom Ufer fortgetrieben war. Ich warf das Netz aus, und bald war es reich voll Fischen. Und der Fischfang machte mir Spaß, er lenkte meine Gedanken von meinen Sorgen ab. Dann aber, wie ich den Kahn zum Lande zurücklenken wollte, merkte ich zu meinem Schrecken, daß ich gar nicht mehr in der Nähe des Landes war, sondern weit draußen im Meeresspiegel hintrieb; auch der Kahn gehorchte mir nicht mehr. Da wurde ich müde und dachte: „Ich will schlafen, werde, was da will! Wenn ich im Meer sterbe und untergehe, werde ich doch wieder ein Buddha-Gott; also das Sterben ist für mich nicht das Schlimmste.“ Und da ich nichts anderes hatte, wo ich meinen Kopf hinlegen konnte, mußte ich, auf den kühlen, glatten Haufen schnalzender Fische hingestreckt, im Kahn schlafen. Es störte mich aber gar nicht, dort zu liegen, denn es überfiel mich eine unnatürliche Müdigkeit, die ging von der Einsamkeit der stillen Mondnacht wie eine Betäubung auf mich über. Und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

Dann aber erwachte ich dadurch, daß mein Schiff beim Vollmond landete; und der Mond, als ich ihn nah vor mir sah, war wirklich eine große weiße Schildkröte. Die Schildkröte war groß wie eine Insel, und sie trug ein schönes weißes Elfenbeinschloß und einen großen Garten mit sich, aber alle Bäume und alle Pflanzen dort im Garten waren aus gefärbtem Elfenbein und Perlmutter. Eine große Elfenbeinfreitreppe führte auf dem Rücken der Schildkröte vom Meere nach dem Schloß.

Die weiße Schildkröte hob am Ende des Gartens den Kopf aus dem Meer und nickte mir von weitem mit ihrem leuchtenden Äuglein zu und sagte: „Nun ruhe dich nur in der Vollmondnacht bei mir im Schloß ein wenig von allen Erlebnissen aus. Es erwartet dich zwar niemand hier, und morgen früh mußt du wieder ans Land zurück und weiterleben. Aber heute nacht sollst du auf glattem, kühlem Seidenbett ausschlafen, und vorher sollst du dich laben."

Ich wollte der Schildkröte antworten, merkte aber, daß ich, seit ich sie erblickt hatte, stumm geworden war, so wie einer, der schläft, stumm ist. Und ich dachte: „Es ist gut so, ich werde nach diesem elenden Tag herrlich in dem schönen Schloß ausruhen." Und ich ging durch den Garten, und als ich mich im Teichspiegel aus Gold, der in der Mitte des unbeweglichen Elfenbeingartens lag, spiegelte und mich im Vorübergehen betrachtete, da hatte ich meine Buddhagestalt wieder und war kein Ziegenhirt mehr. Und im Elfenbeinschloß war alles weiß und glatt, und herrlich geschnitzte Treppengeländer und fein gedrehte Elfenbeinsäulen waren da in allen Sälen. Alles war herrlich in dem stillen Schloß, nur die Einsamkeit und Leere waren nicht angenehm. Und als ich auf die Elfenbeinaltane am Saal hinaustrat, war mir der elfenbeinerne stillstehende Garten unheimlich, in dem sich die Perlmutterblumen, die rosigen und himmelblauen, nicht bewegten und nicht dufteten und kein Geräusch der Blätter und Stengel gaben. Zuletzt tat mir doch die feierliche, vornehme Götterruhe des vornehmen geschnitzten Gartens wohl nach dem Elend, das ich in der grauen Hütte erlebt hatte. Und ich streckte mich auf das große Elfenbeinbett, das, bedeckt mit weißer und teerosenfarbiger Seide, in der Mitte des großen Kuppelsaales stand.

Als ich aber da lag und zur hohen Kuppel sah, wo das perlmutterne Laub des Gartens durch die Rundbogen des Säulenrundganges in der Kuppel sanft farbig hereinsah, da war keine Ruhe in mir trotz der Ruhe des Schlosses und des ruhigen Gartens. Ich sehnte mich nach meiner Göttin. Ohne sie war

all der Glanz leer und langweilig. Ohne sie war ich mir selbst leer und langweilig. Und ich sehnte mich ins Elend der Hütte, in den Staub des Landes, nach den Prügeln der Ziegenhirtenfrau, — nur um dort an der Küste sein zu dürfen, wo ich wußte, daß jetzt meine Göttin als sechzehnjähriges Mädchen schlief oder wachte und in einer elenden Hütte an mich dachte.

Und der leere, tote Palast auf dem Rücken der Schildkröte war mir bald mehr zuwider als alles, was ich vorher erlebt hatte.

Ich lag eine Weile, denn der Himmel stand schwarz über dem Perlmuttergarten, der aus sich selbst leuchtete; und ich wartete, daß es Morgen werden sollte. Dann stand ich auf. Als ich zum Ufer an die Freitreppe kam, war mein Kahn verschwunden.

Da durchfuhr mich der Schrecken, daß ich vielleicht ewig in dieser Einsamkeit des Perlmuttergartens und des Elfenbeinschlosses bleiben müßte.

Ich konnte aber nicht fragen, da mir die Stimme fehlte. Da hob sich der Kopf der Schildkröte am Ende des Gartens aus dem Meer und sagte: „Was stehst du da und legst dich nicht zur Ruhe? Es ist Schlafenszeit; es ist noch lange kein Morgen. Du bist erst vor drei Minuten hier angekommen.“ — Mir schienen es aber mehr als drei Stunden, daß ich in der toten Pracht weilte. Ich ging und legte mich wieder in den Saal auf das Bett. Elfmal stand ich danach noch auf, — immer war nur wenig Zeit vergangen, immer schickte mich die Stimme der Schildkröte auf das große, leere, einsame Seidenbett zurück, auf dem ich mir so überflüssig vorkam, und das mit seiner leeren Ruhe nur meine Unruhe steigerte.

Endlich rief mich die Stimme der Schildkröte und sagte: „Es ist Morgen. Dein Kahn ist gekommen, er liegt an der Ufertreppe: stehe auf! Ich muß jetzt untertauchen auf den Meeresgrund, in mein Reich.“

Da stand ich auf. Als ich durch den Garten ging und am goldenen Teichspiegel vorbeikam, merkte ich, daß ich wieder die Gestalt des Ziegenhirten hatte. Und ich fühlte mich auch so mutlos wie dieser und war nicht mehr so glücklich, als ich es gewesen, da

ich bei der Schildkröte gelandet war. — Ehe ich ins Boot stieg, dachte ich stumm: „Sei bedankt, edle Schildkröte, für die Gastfreundschaft, die du mir gewährt hast. Kannst du mich nicht wissen lassen, wie ich an jene Küste zurückfinde, wo ich landen möchte?“ —

Sie aber hörte meine Gedanken. „Dazu kann ich dir nicht helfen, mein guter Herr,“ sagte der Kopf der Schildkröte, „deinen Weg mußt du von selbst finden. Aber eins kann ich dir verraten: wenn du die Spitze eines Nagels im Kreise rund um dich führst, dann wird die Nagelspitze dich dorthin ziehen, wohin du dich wünschest. Denn die Südküste hat Magneteisenkohle als Sand am Strand liegen, und diese Kohle des Magneteisens zieht jeden Nagel an.“

Ich dankte der Schildkröte und tat, wie sie mir geraten. In meinem Boot riß ich einen Nagel aus einer Planke und hielt ihn im Kreise rund um mich. Da fühlte ich, wie mein Kahn fortgezogen wurde von der Magnetenströmung, gleichwie von einer Meeresströmung. Auch hatte die Schildkröte noch gesagt: „Es lebt eine Verwandte von mir, eine alte weiße Schildkrötendame, am Magneteisenstrand der Südküste. Siehst du sie, so sage nur: ‚Halleluja!‘, und sie wird wissen, daß du von mir kommst. Und sie wird dich aufnehmen und dir helfen, wenn du es nötig hast.“ Ich dankte, und wir schieden voneinander. Ich sah die weiße Schildkröte dann hinter mir samt dem todesstillen Elfenbeinschloß und dem atemlosen Perlmuttergarten in die Tiefe versinken, und dann wurde es dämmernder Tag, und allmählich sah ich schon in der Ferne die Küste als grauen Streifen auftauchen und sah auch die hohe Brandung. Da erkannte ich aber, daß ich in dem kleinen Kahn nicht bei so hochstehender Brandung landen konnte. Ich blieb also den ganzen Tag mit meinem Kahn im Meer liegen und wartete, daß es ruhigerer Wind und flacheres Wasser werden sollte, so wie es bei meiner Abfahrt gewesen war. Aber die Brandung stieg am Abend höher als am Morgen, und ein furchtbarer Sturm setzte um die Sonnenuntergangsstunde ein. Meine Fische waren

mir in der Sonnenhitze des Tages im offenen Boot verdorben, und ich mußte sie alle über Bord werfen, als es Abend wurde. Und da ein großer Sturm war, konnte ich keinen neuen Fischzug tun. Ich konnte nicht einmal einen einzigen Fisch für mich behalten, um meinen großen Hunger zu stillen. Wasser, süßes Trinkwasser, hatte ich auch keines. Und wieder litt ich Durst und Hunger, wie am Abend vorher. Während der ganzen finstern und sturmbrausenden Nacht trieb ich so im Meere umher. Und ebenso ging es mir am zweiten Tag und in der zweiten Nacht; und in der dritten Nacht stieg der Sturm so hoch, daß er mir am vierten Morgen den Kahn voll Wasser schlug und ich das Boot unter mir, wassergefüllt, verschwinden sah. Ich wäre nun ganz gern gestorben. Aber der Körper des Ziegenhirten wehrte sich gegen den Tod. Er wollte noch nicht sterben. Er war ja erst neunzehn Jahre alt. Der junge Körper schwamm wie ein Fisch viele Stunden im Meer umher, bis er eine Stange fand, an der er sich festklammern konnte. Die Stange aber war von dem dicken Stock der Frau des Ziegenhirten Amat der Teil, der ins Meer geflogen war, in der Nacht, da sie mich geprügelt hatte. Ich setzte mich reitend auf die Stange, und die trug mich auch fort. Und wieder trieb ich so drei Tage und drei Nächte im Meer, ohne an das Land gelangen zu können. Ich nährte mich von kleinen Seekrabben, die sich an meine nackten Waden festzwickten, und die ich mir vom Fleisch der Beine abriß, um mit ihnen meinen Heißhunger zu stillen. Es regnete auch in Strömen, so daß ich mir die hohle Hand von Regenwasser voll laufen lassen konnte, und so konnte ich am Regenwasser meinen Durst löschen. Dabei sah ich alle Tage in meiner Qual die Küste ganz nah hinter den weißen Brandungswellen emporsteigen. Und des Abends sah ich sogar das Licht in der Hütte auf dem Hügel, wo mein Gastfreund und der Herr Kummer wohnten, und wo ich die Ziegen im Stall untergestellt hatte. Ich war auch sicher, daß des Ziegenhirten Frau mich, ihren Amat, auch da draußen herumreiten sah im Meer,

aber sie war ein böses Weib, und sie würde sicher sagen: „Laßt ihn nur im Wasser reiten! Wenn ihn der Tod nicht will, kommt er lebend zurück, auch ohne daß wir ihm helfen." Und da sie stark und böse war, wagte ihr keiner zu widersprechen, denn gegen ein böses Weib gibt es wenige Mutige zu finden. Dieses dachte ich mir nach allem, was ich vorher mit ihr erlebt hatte.

Endlich erwachte ich eines Tages, nachdem ich schon ganz schwach geworden war, auf meiner Stange und dachte: „Oh, wenn nur wenigstens die Verwandte der großen Schildkröte in der Nähe wäre!" Und so laut ich konnte, schrie ich mitten in meiner Verzweiflung: „Halleluja, Halleluja!" Und ich rief es totunglücklich, aber es klang, als wäre ich voll Glück und Jubel. Denn das Wort „Halleluja" kann nur jubelnd klagen, da es vom Himmel kommt. Und sieh, beim dritten Ruf tauchte das Köpfchen einer liebenswürdigen weißen Schildkröte auf. Sie blinzelte mir zu, als wolle sie mir Mut machen, dann nahm sie meinen Stock, auf dem ich saß, ins Maul, und sausend — wie ein Pfeil, vom Bogen abgeschossen — flog sie mit mir, hui, hui, durch die tobende Brandung. Sie schwamm aber durch die Höhlungen der hochgerundeten Wellen wie durch unterirdische Gänge geschickt mit meinem Stock und mir hindurch. Ich hielt mich krampfhaft fest. Und kurz darauf waren wir auf den dunkeln Magneteisenkohlenstrand aufgefahren, und ich flog, vom Anprall noch ein Ende geschleudert, über die gute Schildkröte weit in den Sand hinein und schlug dazu noch trotz der Müdigkeit einige Purzelbäume, aus reinem Vergnügen, Land unter den Beinen zu haben.

Wieviel Tage ich im Meer herumgetrieben bin, weiß ich nicht genau. Jedenfalls war mein Haar ganz grau vom Meersalz. Das sah ich in einer Wasserpfütze, über die ich mich bog, um zu trinken. Ich wollte dann der Schildkröte Dank sagen; sie war aber schon gegangen, und ich fand sie nicht mehr, als ich mich aufgerichtet hatte. Aber im schwarzen Sande des Strandes sah ich die Spur der Schild-

kröte, die lief am Wasser entlang; und ich weiß nicht, weshalb ich der Spur folgen mußte. Ich hatte, als ich im Meer viele Tage und Nächte auf dem Stock ritt und nur von den kleinen Seetieren lebte, die sich an meine Beine anbissen, viel Zeit gehabt, die Küste und den Himmel zu betrachten. Und es war mir aufgefallen, daß es an der Küste zwischen den Bergen zwei Hügel gab, die waren sich ähnlich, wie ein Ei dem andern. Auf jedem Hügel aber erschien des Abends ein Licht, und beide Lichter hatten mich nächtelang betrachtet. Ich wußte aber, auf dem einen Hügel stand das Haus, wo ich die Ziegen im Stall gelassen und wo ich Prügel empfangen hatte von der Frau des Ziegenhirten Amat. Vom andern Häuschen aber auf dem Nachbarhügel wußte ich nichts, und nun wollte ich vorsichtshalber die Schildkröte oder irgend jemand am Strand befragen, ob ich dort ein Unterkommen finden könnte. Denn ich war noch schwach und wollte aus Angst vor der Ziegenhirtenfrau nicht in die mir bekannte Hütte gehen. Es waren aber weit und breit keine anderen Hütten zu sehen als nur die beiden, jede auf einem grünen Hügel hinter dem schwarzen Sandstrande.

Den ganzen Strand ging ich entlang und fand endlich, daß die Spur im Sand in eine Höhle eines senkrechten Felsens mündete, der hart am Meere stand. Ich bückte mich und trat in die Höhle, in der es schön kühl war; denn die Sonne brannte heiß am schwarzen Strande, und die Luft am Meer entlang wogte von Glut.

Also legte ich mich ziemlich erschöpft auf einen erhöhten Stein im Hintergrund der Höhle. Als ich mich an die Dämmerung drinnen gewöhnt hatte, sah ich, daß die Höhle aus blutroten Korallensteinen war, und auch das Wasser der Höhle war in der Widerspiegelung des roten Gesteines so rot wie lebendes Blut. Es war schön, aber auch unheimlich, und ich war zu müde, um viel nachzudenken, und schlief vor Erschöpfung fest ein.

Ich erwachte, von einer kühlen Hand geweckt, die mir über die Wangen fuhr. Ich flog auf. Aber es

war niemand um mich. Doch merkte ich, daß das Wasser gestiegen war, denn die Flutzeit war gekommen, und das steigende Wasser war es gewesen, das mir mit leichter Welle über die Wange gefahren war.

Ich konnte nicht mehr aus dem Höhleneingang hinaus, da das Wasser die Höhle schon geschlossen hatte. Aber ich sah, daß ich mich nicht zu fürchten brauchte; das Wasser stieg nicht viel höher, als ich lag, und einige Steinplatten höher war das Gestein trocken.

Da, wie ich noch überlegte, erschien die Schildkröte. Sie tauchte auf, betrachtete mich gar sonderbar mit einem Auge, dann schwamm sie heran und legte einige Betelnüsse und Siriblätter, die sie im Maule trug, nicht weit von mir auf einen Stein. Ich fühlte, daß sie mir helfen wollte. Sie wartete, bis ich zugriff, dann tauchte sie wieder unter und verschwand.

Ich kaute Betelnuß und Siri und stärkte mich dadurch ein wenig.

Siehe, wie ich dann träumend in das blutrote Wasser starrte, wurde es in der Tiefe hell, und ein weiblicher Oberkörper tauchte auf.

Es war aber ein ganz junges Geschöpf und mochte kaum sechzehn Jahre zählen.

Sie blieb bis zu den Hüften im dunkelroten Wasser stehen und strich sich ihr schönes, langes, schwarzes Haar aus der Stirn und rief: „Uff, uff, wie schwül ist es hier. Es riecht nach warmem Menschenblut hier!"

Ich wagte mich nicht zu rühren; ich verstand sehr gut, daß das Mädchen sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt hatte, und daß es mich deshalb noch nicht sehen konnte. Ich glaubte, es sei ein Mädchen, das am Strand gebadet habe und von einer Strandwelle in die Grotte hereingetrieben wäre. Sie war schmal und zierlich; in der Hand hielt sie einige rote Korallenzweiglein, die sie sich, im Wasser stehend, ins Haar flocht. Das kleidete sie gut.

Dann aber nach einer Weile erkannte sie mich. Sie lächelte, wie eine, die dem Mann gefallen will, der sie betrachtet, und sie tat nicht im mindesten erschrocken. Ich aber war ganz verwirrt vom roten Dämmerlicht

und von dem jungen Ding und hatte die Frage auf den Lippen: „Kennst du mich?" Ich sah sie an, war aber unentschlossen, doch mein Herz klopfte nach einer Weile nicht schneller als vorher. Da schlug das Mädchen mit der Hand ins Wasser und warf mir eine Spritzwelle aus blutroten Tropfen ins Gesicht. Ich lächelte ein wenig und schwieg.

Da warf sie die Lippen geärgert auf und sagte: „Mensch, kannst du nicht zu mir reden, wie es sich gehört, wenn sich ein Mann und eine Frau begegnen?" Ich aber fühlte gar keine Lust, zu ihr zu sprechen, und ich schwieg beharrlich. Da lachte sie überlaut in vollstem Zorn und schoß in die Tiefe, und ich sah dabei, daß ihr Unterleib ein langer Schlangenleib war.

Diese Frau wollte mich versuchen und wollte, daß ich ihr den Vers sagen solle, den ich nur meiner Göttin sagen durfte: „Es ist die Liebe, die uns trägt. Es ist die Liebe, die uns alle bewegt!"

Der Leib des Weibes schlug runde Wirbel im Wasser, und dann war es still um mich, und sie blieb verschwunden.

„Gottlob, daß du geschwiegen hast," sagte eine Stimme neben mir. Ich konnte aber niemand sehen. Doch mußte es die Schildkröte gewesen sein, die sprach, denn sie kam auf mich zugeschwommen, stieg auf die Felsenplatte und blieb als meine Gesellschaft neben mir liegen, bis das Flutwasser wieder sank und der Ausgang der Höhle frei wurde. Dann schwamm sie voraus und zeigte mir den Weg hinaus auf den Strand.

„Wer wohnt in dem Hause," fragte ich, „das dort am zweiten Hügel steht, Schildkröte, liebe?"

Sie schüttelte den Kopf, als ob sie mich nicht verstünde, und lief ins Wasser und schwamm fort.

Ich weiß nicht warum mich dieses Haus da drüben so sehr zu sich hinrief. Ich dachte ein paarmal: „Vielleicht ist meine Göttin dort zu Hause." Aber ich dachte auch wieder: „Ich will mir vorstellen, daß meine Göttin dort wohnt, und ich will wieder auf den Hügel gehen zu dem Haus, wo meine Ziegen stan-

den, und dort will ich wohnen und das Haus drüben auf dem Nachbarhügel im Auge behalten, und ich will so lange wünschen, bis meine Göttin meinen Wunsch fühlt und dort ins Haus zieht und ich sie besuchen und endlich wiederfinden kann."

Also tat ich. Ich kehrte in das erste Haus auf dem Hügel zurück, wo ich zuerst eingekehrt war mit meinen Ziegen.

Das Haus aber stand ganz leer. Und als ich einen Kuli am Wege fragte, sagte der: „Der Mann hat sein Haus aufgegeben, und man sagt, er ist mit der Frau des Ziegenhirten Amat fortgegangen, alter Vater."

Ich sah an mir hinunter. Er sagte „alter Vater" zu mir, weil mein Haar vom Meersalz und vom Meerschrecken grau war, mein Leib von Entbehrung abgemagert und runzelig, und weil mein ganzer Körper vor Sehnsucht und Kummer dem eines hundertjährigen Greises glich. Das sah ich, als ich mich betrachtete.

Ich ließ den Mann bei dem Glauben, daß ich ein alter Mann sei. Ich sagte ihm, was ich vorhatte. „Ich werde von dem Hause Besitz nehmen, und du kannst es jedermann sagen, daß ein armer alter Mann in das Haus am Hügel eingezogen ist," sagte ich zu dem Kuli. „Und wer wohnt da drüben auf dem Nachbarhügel?" fragte ich ihn.

„Ach, eine ganz alte, weißhaarige Frau!" sagte der Kuli und deutete zugleich auf seine Stirn, als wollte er sagen: „Die Alte dort ist nicht recht klug im Kopf."

Ich hörte es mit Staunen, daß eine alte Frau dort wohnen sollte, und ich konnte es nicht glauben, so fest bildete ich mir ein, meine Göttin müsse in jenes Haus eingezogen sein. „Nun, ich werde sie herwünschen, dann kommt sie," dachte ich bei mir.

Dann wohnte ich in der Hütte am Hügel. Ich wußte, ich hatte auf dem nächsten Hügel eine alte Frau zur Nachbarin, die nicht ganz klug im Kopfe war.

Morgens lagen immer ein paar Früchte oder ein Fisch oder eine Staude Gemüse vor meiner Türschwelle.

Und als ich eines Tages aufpaßte, sah ich die weiße Schildkröte, die mich vor Sonnenaufgang mit Nahrung versorgte und mit Früchten im Maul zu meiner Türschwelle kam, ehe es Tag wurde. Und meinen Tag brachte ich damit zu, die vielen schönen Lieder, die ich noch auswendig konnte, und die mir meine Göttin einst gegeben hatte in der Zeit der goldenen Rosen, als wir noch selig waren, mit meinem Blut auf lange Baststreifen zu schreiben. Ich schrieb viele Bastrollen mit Liedern voll, mit Liebesliedern des ewigen Glückes und der ewigen Sehnsucht, und viele Tränen mischten sich mit der roten Tinte meines Blutes, denn ich konnte es nicht hindern, daß mir oft vor Weh und Einsamkeit die Augen übergingen. Aber auch andere Leute hatten die weiße Schildkröte bemerkt, die mich jeden Tag mit Speisen versorgte, so daß es mir nie an Nahrung fehlte. Und ich kam allmählich in den Geruch eines heiligen Mannes. Frauen und Männer, kranke, kamen zu mir und standen vor der Türe. Und ich las laut manch eines jener Liebeslieder meiner glücklichen Gotteszeit, und, seltsam, da wurden die Kranken, ohne mein Zutun, nur vom Zuhören gesund und gingen fröhlich von dannen.

Nach vielen Jahren sah ich eines Tages, daß viele Menschen den Nachbarhügel zu der alten närrischen Frau hinaufzogen, die ich noch nie gesehen hatte. Und ich fragte einen von denen, die auch mich immer besuchten: „Was wollt ihr alle dort oben in jenem Hause?"

„Oh," sagten sie, „das mußt du besser wissen als wir. Dort wohnte doch deine Herrin, die jetzt gestorben ist und in den Himmel fahren wird, heute um die Stunde des Mondaufganges."

„Wie soll meine Herrin heißen, wen meint ihr?" fragte ich weiter.

„Wir meinen die Göttin des südlichen Ozeans, deren erster Priester du hier auf Erden sein wirst von heute ab bis zu deinem Tod."

„Wer hat euch das gesagt?" fragte ich tief erschüttert.

„Die Göttin selbst hat es uns gesagt, als sie im Sterben lag. Da richtete sie sich auf, und sie, die uns vorher ewig nur mit weißem Haar bekannt war, — ihr Haupthaar färbte sich vor unser aller Augen. Sie wurde jung und wurde wie ein Mädchen von sechzehn Jahren. Sie lauschte in die Luft und sagte: ‚Ich höre einen, der schöne Lieder vor sich hin spricht. Diese Lieder sind meine Lieder. Ich, die Göttin der Südsee, sage euch, wenn ihr einen Mann findet, der das Lied beenden kann, das anfängt: Die Liebe ist es, die uns trägt, — dann ist dieser Mann sein Leben lang mein Hoherpriester. Und im Tode wird er ein Gott werden, der mich liebt, wie ich die Göttin des südlichen Ozeans bin, die ihr liebt in Ewigkeit.' Dann fiel sie auf ihr Lager zurück, und seitdem will sie sich nicht mehr bewegen vor der Stunde des Mondaufganges, — da will sie zum Himmel steigen. Deshalb kommt alles Volk, um den Abend zu erwarten und die Göttin der Südsee zu sehen, wenn sie in der Mondaufgangsstunde zum Himmel steigt. Erkläre uns nun: warum habt ihr euch nie besucht, wenn ihr göttlich seid und euch liebt? Oder bist du es nicht, der die schönen Lieder jener Göttin immer laut in dieser Hütte sagt? Sie hat in ihrer Sterbestunde hellgehört. Und weißt du das Ende des Liedes, das sie nannte?"

Ich sagte es ihnen, und sie erstaunten und waren über die Maßen verwundert, daß ich hier einsam für mich kaum einige hundert Schritt von meiner Göttin ein langes Menschenleben hindurch zugebracht hatte, ohne zu wissen, wie nah sie war, die ich suchte. Ich sagte: „Es ist dies meine Strafe, weil ich mich an der Liebe versündigt hatte; und dafür mußte ich ein ganzes Menschenleben lang büßen."

Sie fragten mich: „Willst du nicht gehen und die Tote auf ihrem Bette sehen; es ist eine schöne Gestalt."

„Nie kann sie so schön sein, wie ich sie als Göttin kenne. Und da ich lange auf dieses Menschenleben verzichtet habe, will ich meine Göttin nicht als Tote sehen; ich will sie aber heute abend am Himmel sehen."

52*

Und in der Abendstunde klopfte es an meine Tür. Ich aber saß im dunkeln Haus und wollte nicht eher als zum Mondaufgang vor meine Tür gehen; denn mein Herz schlug, und mir schwindelte. Als es nun klopfte, wollte ich keinen Besuch, und ich antwortete nicht auf das Klopfen. Da wurde die Tür geöffnet, und es kam der frühere Besitzer des Hauses herein, und bei ihm war das Weib des Ziegenhirten Amat.

Sie hatten gehört, daß ich, der ernannte Priester der Göttin der Südsee, hier in ihrem alten Hause wohnte. Sie erkannten nicht die Gestalt des Ziegenhirten in mir und hielten mich für einen Fremden. Denn ich trug einen langen weißen Bart, der reichte mir bis an den Gürtel.

Sie sprachen aber, und während sie zu mir sprachen, konnte ich nicht aufbrechen, denn sie hatten sich niedergesetzt, und der Vollmond stieg und schien mir ins Gesicht. Doch ehe ich es hindern konnte, hob plötzlich die Frau die Laterne vom Boden, leuchtete mir ins Gesicht und sagte: „Siehe da, wie sich der Mensch hier vor unsern Augen verändert hat. War er nicht weiß, als wir kamen? Nun ist er schwarz am Kopf, und sein weißer Bart fiel ab und fiel ihm in den Schoß; o, das ist ein Betrüger. Ei sieh doch, was sage ich? Es ist ja mein Mann, der Ziegenhirte Amat, der ertrunken war. Oh, dieser Lump und Nichtstuer! Da sitzt er nun seit Jahren und läßt sich vom dummen Volk als ein heiliger Mann verehren. Er hat sich eine Schildkröte abgerichtet, die hat ihm Essen gebracht, sagen sie. Aber das ist alles Schwindel. Es ist ein ganzer Lump, der da sitzt, der sich ertrunken stellte, der sein Haar weiß färbte, und das alles nur, um nicht arbeiten zu müssen und um mich, sein Weib, nicht ernähren zu müssen. Aber jetzt gib sie nur heraus, deine gesammelten Reichtümer! Denn du hast ja auch gequacksalbert und hast Kranke geheilt, behaupten die Dummen, die nie alle werden. Und die Dummen müssen ihre Dummheit gewöhnlich auch noch teuer bezahlen. — Was sagst du, du hast keine Schätze? Nun, was sind denn das für Rollen?

Das sind doch sicher Geldrollen, die du da aufgestapelt hast. Zeig her! — Was? Ich will doch sehen, wer Herr dieses Hauses ist, wir oder du!"

Das böse Weib riß meine Gedichtrollen von den Holzgestellen an den Wänden, wo ich sie, gut in Bast eingewickelt, aufgereiht hatte. Und gierig riß sie Rolle um Rolle auseinander, und jede Rolle, die nur Gedichte enthielt, warf sie verächtlich ins Herdfeuer. Ich rührte keine Hand und saß still. Als aber die letzte Rolle verbrannte, riß sie die Laterne hoch und schlug mir den schmiedeeisernen Kasten der Laterne so unglücklich an die Stirn, daß ich meine Sinne schwinden fühlte.

Sie aber verließ mit einem Fluch das Haus. Ich sah noch, wie das Feuer vom Herd hochschlug und das Dach, das strohgedeckte, Feuer fing. Ich rührte keine Hand und fühlte mit Genugtuung und Zufriedenheit, daß mein Herz langsamer schlug und endlich stillstand.

Da stand ich plötzlich hoch im Rauch über dem Dach des brennenden Hauses in der Luft, und zu mir trat eine andere Lufterscheinung, — meine Göttin.

Wir umarmten uns glückselig, als wären wir nie getrennt gewesen; ich hatte keine Erinnerung an meine Menschenleiden mehr, und Seligkeit und Zufriedenheit waren das einzige Gefühl, in dem wir beide uns wiederfanden. Wir traten dann vereint in das herrliche Elfenbeinschloß auf dem Rücken der grossen weißen Schildkröte, die in Vollmondgestalt auf dem Meeresrande lag.

Für einen Augenblick, ehe der Mond den Meeresrand losließ, konnten alle Leute an der Küste das Elfenbeinschloß und den Perlmuttergarten sehen, in dem wir an den goldenen Teich traten. Und als wir eine Weile am goldenen Teich stehen blieben und unsere Göttergestalten im Gold spiegelten, da hörten wir die Hunderte von Menschen am Land hinter der Brandung, deren Schaum sanft wie zahme Schäfchen geworden war, — da hörten wir, wie sie riefen und in die Hände klatschten vor Freude, daß sie einmal zwei wirkliche Götter und ein wirkliches

Götterschloß für einige Augenblicke sehen und bewundern durften.

An das böse Weib aber dachte ich nicht mehr. Ich glaube, sie ist vor Schrecken gut geworden. Denn die Schildkröte erzählte mir, daß das kleine Haus auf dem Hügel, wo die Göttin gewohnt, zum Göttertempel der Göttin der Südsee eingerichtet werden sollte. Und das andere Haus, wo ich verbrannt war, würde „das Grab eines rechtschaffenen Mannes" genannt werden, denn jene gutgewordene Frau lasse das Häuschen neu aufrichten, und in die Mitte des Vorraums, wo sie mich mit der Laterne erschlagen hätte, ließe sie einen Grabstein legen, und an diesem Grabe wolle sie bis zu ihrem Tode beten.

Als ich aber heute morgen aufwachte und sah, daß ich in der zweiten heiligen Nacht ein zweites Märchen für Dich, liebe Lore, erlebt hatte, da erinnerte ich mich, daß ich neulich an der Südküste des südlichen Ozeans beide Hügel besucht habe, und auf den Hügel zum „Grab des rechtschaffenen Mannes" bin ich gestiegen, aber ich wollte eigentlich den Tempel der Göttin der Südsee sehen. Doch es ging mir wie im Traum: ich kam gar nicht hin, ich sah nur vom einen Hügel zum anderen und gelangte nicht dazu, das Haus der Göttin zu besuchen.

Nun bin ich wieder im Gasthof und verwundere mich, wie viel Glück und wie viel Unglück man doch in einer Nacht erleben kann, wenn es eine der heiligen zwölf Nächte ist.

Bis zur dritten Nacht lebe wohl, liebe Lore!

Dein Märchenonkel

Dritte heilige Nacht

Geschichte des Wasserbüffels

Liebe Lore,

heute nacht war ich ein Blinder und ritt auf einem Wasserbüffel durchs Javanerland. Da kann man viel erleben. Und ich habe auch eine ganze Menge

gesehen, denn der Büffel sah für mich und erzählte mir, was wir sahen.

Es war aber so angegangen: Ich, gewitzigt durch die zwei vorhergehenden Abende, machte mich ganz früh morgens auf den Weg, fort vom Gasthof Papandajan, und dachte bei mir: „Ich will von der Veranda, wo mein Beokäfig steht, und von Herrn Dauer, der auf der gleichen Galerie wie ich im ersten Stockwerk des Gasthofes wohnt, heute beizeiten fortziehen, damit mich weder Beovögel noch Schildkröten zu sehen bekommen. Ich will heute gar nichts sehen. Ich bin noch ganz geblendet von meinem gestrigen Götterdasein, davon ich mich zerschlagen und berauscht zu gleicher Zeit fühlte.

Also ging ich gleich nach dem Frühstück auf meinen zwei Beinen aus Garoet hinaus.

Ich ging aber über die Schluchtbrücke, unter der der Fluß Tjimai, tief eingegraben, dahinfließt, jetzt zur Zeit, wo es nachmittags oft regnet, zu einer lehmig gelben Brühe aufgewühlt.

Es war aber ein lustiger Morgen. Es war eine so fröhliche Sonne am Himmel, daß es aussah, als würde sie gern Spaß und Witze machen und tanzen, wenn man ihr nur mit Musik aufspielen wollte.

Und ich freute mich an allen, denen ich begegnete. Jenseits des Flusses stieg in der immergrünen Landschaft die Straße sanft ein wenig an, und in den offenen Hütten und auf den einfachen Veranden zu beiden Seiten der Straße war reges Leben. Die meisten Hütten haben hier am Ausgang von Garoet nebenbei kleine Verkaufsstände. Die Leute schieben einfach morgens eine Strohwand zur Seite, und dort breitet der Hüttenbesitzer, meist aber seine Frau, allerlei Kleinkram aus: Eßwaren oder Drogen, oder Früchte und Getränke, Limonaden und Zuckerwasser. Und da sitzen denn bei den Buden die Lastträger, die Wanderer und die Feldarbeiter und stärken sich aus den kleinen Tassen voll Speisen und Getränken. Oder sie sitzen nur dort, um eine Zigarette zu rauchen und ein wenig zu plaudern. Ich sah an dem Morgen Reihen von Dachziegelträgern. Sie hatten ihre

Körbe mit Dachziegeln oder gebrannten Tonvasen der Straßenrinne entlang stehen, indessen sie am Boden vor den Verkaufsständen kauerten, schwatzten und einen kleinen Morgenimbiß verzehrten.

Es brodelte und brotzelte von heißem Fett in den Pfannen dieser öffentlichen Garküchen am Wege, und das Kokosöl, das zum Braten von Bananen und verschiedenen kleinen Pastetchen verwendet wird, roch fettig weithin.

Bei einem Verkaufsstand, wo frische Ananasfrüchte, rote Pfefferschoten, Haufen Tee und reife gelbe Maiskolben in Bündeln ausgelegt waren, blieb ich stehen, aber nicht um die Früchte zu betrachten; sondern einige gemalte Bildchen an den Wänden zogen mich an. Ein junger Javane, der Verkäufer, hatte sich mit Wasserfarben einige Bilder auf Bogen weißen Papiers gemalt und sie an seine Strohwände genagelt. Eines stellte einen Wasserbüffel vor, auf dem ein blinder Mann durch eine blühende javanische Landschaft ritt. Ein anderes Bild stellte ein feuerrotes Automobil vor, das eine Landstraße entlang fuhr. Der Lenker war ein Europäer und trug Automobilbrille und Tropenhut, so wie der Maler hier an seiner Bude jeden Tag die europäischen Pflanzer nachmittags nach Garoet vorüberfahren sah. Ich nickte dem Verkäufer zu und ging weiter und dachte einen Augenblick, wie viel hübscher es der Blinde auf dem Stier in der blühenden Landschaft hätte als der Automobilfahrer im rasselnden Eisenblechkasten auf der faden Landstraße. Dann vergaß ich über anderen Leuten die beiden Bilder, und bei der Straßenkreuzung bog ich in einen Feldweg ab, der zwischen Reisfeldern zu einem Dörfchen führte, das ich schon kannte.

Nun hatte ich die lebhafte Hüttenstraße, wo Tauben gurrten und Menschen schwatzten und Kinder lachten und Katzen sich sonnten und Hühner gackerten, hinter mir gelassen, und nun sollte man meinen, es würde totenstill im Felde sein, durch das ich wanderte. Aber nein, so eine javanische Feldstraße morgens ist die reine Wettrennbahn. Was einem da alles entgegen gelaufen, geflogen, gemeckert und geflötet kommt, das

ist ganz wunderlich. Da kamen Leute, die mit Gemüsebändeln und Strohkörben in die Stadt zogen, Reihen von Frauen und Männern. In den Wasserfeldern standen Hunderte von kleinen Javanen in Gruppen und setzten die Reispflänzchen aus. Das ist eine schmutzige, aber sehr notwendige Arbeit. Die Arbeiter standen bis zu den Knieen im schwarzen Erdschlamm. Viele von ihnen hielten Frühstückszeit am Wegrand bei einem Teekocher. Der lief mit einer großen Teekanne herum und schenkte seinen Tee in Reihen von Tassen, die am Erdboden standen. Und an der Erde sitzend, schlürften die Leute und rauchten ein „Strohchen" dazu, wie sie die ganz dünnen, strohhalmähnlichen Landzigaretten nennen. Und weiter meckerten Ziegen im Feld. Und Schafe grasten, und auf einer nassen, abgefressenen Wiese standen Familien von Wasserbüffeln. Die Wasserbüffel sind erdgraue glatthaarige Büffel, die gern im Wasser liegen. Sie stellen das wertvollste Eigentum des javanischen Bauern dar. „Er pflegt seinen Wasserbüffel besser als seine Frau," sagt man vom javanischen Landmann. Er führt ihn auch oft an den Bach und wäscht ihn täglich, so wie der Chinese es mit seinen Hausschweinen macht, die er auch immer gut säubert und badet und bürstet, so daß auf das chinesische Schwein der Name Schwein gar nicht mehr zu passen scheint, wenn es so sauber mit geputzten Nägeln und einem Poposcheitel fein gestriegelt herumläuft, das Schwein.

Also, ich sah Wasserbüffel, die dampften in der Frühsonne, und in der Ferne standen Gruppen von riesigen schirmartigen Laubbäumen, und die dampften auch vom Tau, und ganz weit dahinter waren silberblaue Bergzüge, und die dampften, mit weißen Wattewolken behangen. Alles war voll Sonne, voll Morgendampf, voll Grün und Bläue auf Erden und am Himmel rundumher in der weiten, weiten Landschaft. Da begegnete mir ein Zug javanischer Dorfmusikanten, und einer spielte schon in aller Frühe eine Flöte. Die andern aber trugen ihre Instrumente aus Bambusrohr, Anklongs und Trommeln, große und kleine, an Bänder gebunden auf dem Rücken. „Die sollte

ich eigentlich rufen, damit sie der Sonne aufspielten," dachte ich. Aber sie zogen gen Garoet; vielleicht waren sie zum Aufspielen bei einem Beschneidungsfest oder zum Musizieren bei einer Hochzeit geladen.

Ich ging noch weiter, und da begegnete mir mein Freund, ein ganz alter Javane. Der ist wenigstens dreihundert Jahre alt. Er ist blind und spielt sehr schön auf einer Brettzither, fromme, liebe, alte javanische Psalmen. Oft hat er mir, vor meiner Veranda am Boden hockend, für zehn holländische Cents auf seiner Brettzither vorgespielt; und dazu singt er flüsternd Lieder, die sind vielleicht dreitausend Jahre alt. Diesem alten heiligen Musikanten begegnete ich auch da im Morgensonnenschein auf dem baumlosen Feldweg, und er nickte mir sofort freundlich zu. Denn trotzdem er dreihundert Jahre alt ist, stellt er sich nur blind, um mehr Eindruck zu machen. Denn er hat triefende, winzige, blasse Äuglein, die sehen wie blind aus, sind es aber gar nicht. „Was für ein drolliger Blinder!" dachte ich, „der mich zuerst grüßt." Aber es war die kindliche Freude am unverhofften Wiedersehen, die machte, daß er sich schneller verriet als sonst. Wenn ich ihm aber Geldstücke, kleine Zehncentstückchen zu Hause von meiner Veranda zuwerfe, findet er sie besser im Sande als ich mit meinen gesunden Augen. Das macht aber alles nichts, — seine Musik, die wunderschön zirpt wie seine Stimme, seine kleine, unscheinbare, entschuldigt ihn bei mir für seine vorgetäuschte Blindheit ganz und gar.

Heute hatte er aber seine Zither gar nicht dabei. Es sah aus, als ginge er, um sich im schönen Morgen einmal zur Abwechslung ohne Zither Musik zu machen. Oder vielleicht wollte er heute Freiherr sein und Musik hören, weil er nicht weit hinter den sieben Musikanten dahinzog.

Ich wanderte weiter und wunderte mich über die unzähligen Menschen, die da im Schlamm der vielen Reisfelder Pflanzen einsetzten. Es mußte die ganze Bevölkerung draußen sein und im Felde arbeiten, — so regsam sah es aus. Und dann kam ich ins Dorf. Das ist aber eigentlich gar kein Dorf. Einen Weiler

würde man es bei uns nennen. Nur einige Häuser standen am Wege entlang unter hohen Bambussträuchen und in Bananenhainen. Vor einem Hause lagerte neugierig die ganze Kinderschar des Ortes, nackt und halbnackt.

In der offenen Hütte war ein Phonograph aufgestellt, und der spielte ein Theaterstück, von javanischen Schauspielerstimmen gesprochen. Heftige Reden, leidenschaftliche, wurden vom Phonographen ausgehustet, und die Kinder horchten begierig und ganz fortgerückt, dicht gedrängt an den Stufen der Hüttentüre. Auch einige Erwachsene hockten am blanken Boden unter den Bäumen und rauchten und horchten zu. Ich ging den bambusüberschatteten Weg weiter, wo alles einförmig grün leuchtete, nur manchmal wiegte sich ein goldgelbes langes Bananenblatt, ein welkes, in der Luft, gelb wie ein breites Band aus Goldseide. Gelbe Ringelblumen an Büschen und blaue Männertreublüten in Stauden säumten den schattigen Weg, hinter Hecken lagen blühende Maispflanzungen der Javanen und Tapiokapflanzungen und Fruchtbaumhaine, wo es allerhand Früchte gab: grüne Orangen, Mango, Kokosnüsse, Kaffee, Kakao und andere nützliche Arten.

Und wie ich noch so langsam gehe, höre ich hinter einer Hecke eine Holzglocke klappern, und es riecht stark nach Büffelschweiß. Ein mächtiger grauer Wasserbüffel steckte seinen breitgehörnten, eisengrauen Schädel durch die Büsche, brummte und fragte: „Wohin, mein Herr?"

Ich sagte ganz in Gedanken: „Dorthin, wo ich's Gras wachsen höre."

„Dahin kann ich Sie tragen," sagte der liebenswürdige, gut geartete Büffel. „Wünschen Sie sonst noch etwas?" fragte er weiter. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung!"

So ein höflicher Büffel war mir noch nicht vorgekommen. Ich tat aber so, als ob ich von allen Büffeln die höchste Zuvorkommenheit erwartete; und da ich noch an den blinden alten Musikanten dachte, sagte ich: „Jawohl, Sie könnten mir sagen, wie man dreihundert Jahre alt werden kann, wie man blind

und sehend zugleich sein kann; und wenn ich das geworden bin, dann tragen Sie mich dorthin, wo ich das Gras wachsen höre."

„Nichts leichter als das, mein Herr. Ihr Wunsch ist mir Befehl, mein Herr," beeilte sich der Büffel zu brüllen.

„Es sind aber mehrere Wünsche," machte ich ihm klar.

„Alle Ihre Wünsche sind mir Befehl, mein Herr. Ich habe nämlich einen guten Freund in Neu-Guinea, einen gewissen Känguruh. Der hat mich heute antelephoniert, ich möchte mich für die dritte der heiligen Nächte am Wege aufstellen und Ihre Ankunft und Ihre Befehle erwarten. Sie sind mir als deutscher Dichteronkel signalisiert; und alles, was ich hörte, stimmt auf Ihre Person."

„Wie telephonieren Sie denn?" fragte ich neugierig.

„Ich kann an jedem Baum in die Ferne sprechen, während ich seine Blätter kaue," versicherte der Wasserbüffel ernsthaft.

„Das habe ich noch nie versucht," gestand ich. „Wissen Sie auch ganz genau, daß ich der bin, den Sie erwarten sollen, Herr Wasserbüffel?" wehrte ich ein wenig ab. „Denn was könnte ich in Gesellschaft eines Büffels wohl erleben?" dachte ich geringschätzend.

„Ja, mein Herr, Sie und kein anderer sind der Wohltäter meines Freundes, des gewissen Känguruh, gewesen. Man sagte mir am Telephon, der Herr sei etwas dösig."

Ich musterte ihn verblüfft. Da wackelte er drohend mit den Hörnern. „Stimmt," sagte ich rasch. „Dichter träumen."

„Er flunkert gern," fuhr der Büffel fort.

„Stimmt," sagte ich begeistert. „Alle Dichter flunkern. Das ist Berufssache."

„Er ist märchenscheu!"

„Ja, in gewissem Sinn. Wenn man nämlich alle Märchen erst am eigenen Leib erleben soll, ehe man sie schreiben darf, wird man ein wenig märchenvorsichtig. Stimmt."

„Nun, mein Herr, alles dieses roch ich an Ihnen, wie Sie mich rochen, ehe ich zur Ansprache kam," schloß der Büffel seinen Bericht.

„Wunderbar! Daß Büffelnasen so tiefsinnend riechen, muß mich erstaunen. Aber gehen wir ans Werk! Sie kennen meine Wünsche, die Ihnen Befehl sind."

Der Büffel brach durch den dünnen Bambuszaun des Feldes, in dem er gegrast hatte. Und ich erschrak gewaltig und kletterte vor Schreck an einem Bambusbaum empor.

„Herrgott, haben Sie mich erschreckt!" sagte ich, etwas höher kletternd.

„Verzeihen Sie, heftiges Auftreten ist Büffelart," versicherte mir der fürchterliche Kerl.

„Den ganzen Zaun haben Sie eingerissen!" sagte ich sanft vorwurfsvoll, denn der Bambus begann sich zu biegen, und ich näherte mich langsam dem Untenstehenden.

„Sitzen Sie nur gleich auf, dann ist die Sache fertig," befahl der Wasserochse.

Ich graute mich vor dem fürchterlichen Biest.

„Na, wird's bald?" kommandierte er.

Da fühlte ich voll Schrecken: meine Glieder waren ganz schwach und dünn und alt und verschrumpft geworden. Ich glitt willenlos vom Bambusrohr und saß wie ein Häufchen Unglück auf dem Büffelrücken.

„Dreihundert Jahre sind Sie jetzt alt, kein Jahr mehr oder weniger," rief der Büffel.

„Na, ein angenehmer Zustand ist diese dreihundertjährige Schwäche nicht," konnte ich ihm versichern.

„Ich hab' ihn Ihnen ja auch nicht ausgesucht," grinste das Biest. Dann fuhr er rücksichtslos herrisch fort: „Nun wandern wir durch Garoet, und dann am andern Ende des Ortes in die weite Welt, bis dorthin, wo Sie das Gras wachsen hören."

„So ein Blödsinn!" konnte ich mir nicht versagen, ihm zu versichern. Denn ich war als Dreihundertjähriger weise und verständig geworden und glaubte an keinen Unsinn und Übermut mehr. „Lassen Sie mich absteigen, mir ist schwindlig, ich sehe nur auf

einem Auge, mir ist was ins andere Auge geflogen, Herr Büffel."

„Nichts da. Ich habe Ihre Wünsche zu erfüllen," knurrte der Gewaltige. „Das Alter ist in Ihr eines Auge geflogen. Seien Sie froh, daß Sie auf dem andern noch sehen können. Welches ist denn das blinde?"

„Das linke Auge!" klagte ich greisenhaft.

„So, dann werde ich für Sie immer nach links schauen, und Ihnen erzählen, was links zu sehen ist, indessen Sie sich nach der rechten Seite auf eigene Augenkosten ergötzen können. Jetzt geht's los. Marsch! Aufgepaßt, Gleichgewicht suchen! Ich setze mich in Bewegung."

Bums, rollte ich vom Büffel; ich rollte aber nicht vom Büffel auf die Erde, sondern unter dem Büffelbauch rundherum, und kam auf der andern Seite wieder auf den Büffelrücken in die Höhe gerollt, und dort saß ich nun wie angegossen.

„Nun," sagte der Büffel zufrieden, „das war nur ein Scherz von mir; von jetzt ab werden wir ernsthaft reiten."

Und ich blieb, wo ich war, und mein Zustand war wunschlos.

So trollte nun der Büffel mit mir denselben Weg, den ich eben aus Garoet gekommen war, durch die Felder zurück.

Wir kamen im Dorfe am Phonographen vorbei, da schauten sich alle Kinder um, und mit einemmal riefen sie wie aus einem Munde: „Der blinde Matiuni, unser blinder Matiuni! Matiuni reitet! Wo reitet er hin? Matiuni will heute zum König ziehn!"

So lachten sie und sangen und liefen bis zum letzten Haus des Weilers hinterm Schweif meines Büffels her.

Und atemlos kam eine Frau nachgerannt, die rief: „Matiuni, du hast deine Zither vergessen." Und sie reichte mir die alte Zither des Blinden, die ich schon kannte, auf meinen Sitz hinauf. Denn alle im kleinen Ort hielten mich für ihren dreihundertjährigen blinden Musikanten Matiuni.

„Nun wissen der Herr doch auch, wie er heißt," grinste mein Büffel vergnügt, als die Frau und die Kinder zurückgeblieben waren. Er trollte sich eilig mit mir weiter.

Wir begegneten manchem vom Markt von Garoet heimkehrenden Dorfbewohner auf dem Feldweg, und alle nickten vergnügt, und alle sangen: „Matinni reitet! Wo will er hin? Matinni will zum König ziehn!"

Und Frauen und Mädchen lachten und wünschten mir glückliche Reise.

„Ja, woher wollen denn alle Leute das wissen, daß ich zum König ziehn will?" fragte ich mein Reittier.

„Ach, das ist wieder so eine Dummheit von meiner Frau," sagte der Büffel. „Frauen müssen alles weiterschwatzen. Ich habe meiner Frau heute früh auf der Weide erzählt, wen ich am Weg erwarten muß. Und sie fragte gleich: ‚Wohin willst du denn mit dem Herrn ziehn, wenn er kommt?' — ‚Na, wohin anders als zum König?' habe ich aus Scherz gesagt. Gleich lief sie brüllend fort, erzählte es unsern Hüterbuben auf der Weide, die sagten es den Kindern, und um Sonnenaufgang wußte es schon das Dorf, daß ich heute jemand zum König führen müßte. So schnell verbreitet sich barer Unsinn!" seufzte der Wasserbüffel. „Und nun ziehen wir gar nicht zum König, sondern zum Urwald, dorthin, wo man das Gras wachsen hört. Aber ich werde sie nicht weiter aufklären, die Leute."

„Kann man denn beim König nicht auch ein wenig Gras wachsen hören?" fragte ich schüchtern; denn auf dem Büffel allein im Urwald zu reiten, wo ganze Tigerfamilien und Schlangengesellschaften spazieren gehen, das kam mir als dreihundertjährigem Greise doch etwas gewagt vor.

„Beim König wächst kein Gras," sagte der Büffel barsch. Denn er vertrug nicht, daß man zu viel fragte, weil er zu plump war und hinter jeder Frage eine Falle vermutete.

„Was wächst denn beim König?" fragte ich weiter,

möglichst einfältig, wie es einem dreihundertjährigen Greise geziemt.

„Beim König wächst nur Gold," brummte der Wasserkopf gereizt.

„Kann man Gold auch wachsen hören?" fuhr ich fort, ermüdend zu fragen.

„Welch eine Frage! Gold klappert doch lauter beim Wachsen als Gras!"

„Höre, lieber, verehrtester Büffel, ich glaube doch, daß ich mit meinen dreihundert Jahren das Gras nicht mehr wachsen hören kann. Wäre es nicht einfacher, wir wählten das lautere Wachstum des Goldes beim König?"

„Gras wachsen hören ist eine Kunst, Gold wachsen hören ist keine!" behauptete mein gescheiter Büffel beharrlich.

„Ja aber, siehst du, Künste sind brotlos. Ich fürchte, beim Graswachsenhören werde ich nicht satt, Gold wachsen hören bringt mehr ein."

„Willst du umsatteln?" forschte er. Er duzte mich geringschätzend.

„Nun, ich meine nur," sagte ich kleinlaut, denn ich fürchtete mich ein wenig vor seiner wachsenden Grobheit.

Aber Büffel sind unberechenbar. „Gut, Matiuni; sage nur, was du wünschst, und ich führe es aus!" brummte er plötzlich freundlich, aber er fuhr fort, mich zu duzen.

„Vielleicht fürchtet er sich selbst, in den Urwald zu gehen," dachte ich, „und bleibt lieber auf der bequemen Landstraße, wie ich. Deshalb ist er wieder so freundlich geworden."

Und wir verabredeten aufs freundlichste, er sollte mich zum König bringen, und ich sollte dort Gold wachsen hören. Denn als dreihundertjähriger Greis schätzte ich Gold höher als Gras; man weiß im Alter, daß die Welt am Golde hängt und nicht am Gras. Daß dieses aber eigentlich ein sündiges und böses Denken ist, das sollte ich erfahren.

Und ich verstehe es jetzt erst: der Büffel, der am Grase mehr hing als am Golde, gönnte mir den

Weg zum König, damit ich zu seiner edleren Büffellebensauffassung bekehrt werden und meine goldgierige Auffassung fahren lassen sollte. Die sieben Musikanten, die ich gern zum König mitgenommen hätte, holten wir nicht mehr ein; aber an den fliegenden Garküchenständen bei den ersten Häusern vor der Schluchtbrücke, da sah ich alle sieben dem Hause gegenüber am Boden einer Bude sitzen, und sie schienen eben gegessen zu haben. Sie saßen gerade der Bude gegenüber, in der das Bild mit dem auf einem Büffel reitenden Blinden vorhin an der Wand gehangen hatte.

Als ich das Bild aber mit den Augen suchte, war es verschwunden. Auch der blinde Matiuni, der doch vorhin hinter den sieben Musikanten hergelaufen war, war verschwunden.

„Wie lange soll ich mir hier noch meine Beine breit stehen?" brummte mein Wasserbüffel ungnädig, da ich ihm Halt geboten hatte.

„Ich möchte Musik haben, Musikanten, die mich zum König begleiten," sagte ich schüchtern.

„Sehende oder blinde Musikanten?" fragte mein Ochse zurück.

„Natürlich sehende!" rief ich und boxte mein Reittier schalkhaft hinter die Hörner.

„Blinde spielen besser," behauptete mein Rindvieh.

„Also, dann blinde," ließ ich mich überzeugen. „Aber woher blinde Musikanten nehmen?"

„Das haben wir gleich, alle Leute werden gleich blind, wenn man ihnen sagt, daß sie zum König kommen können und Gold wachsen hören dürfen. Frage sie nur, die sieben Esel von Musikanten," belehrte mich der Büffel.

Und ich fragte laut: „Wo gibt es hier blinde Musikanten?"

Keine Antwort.

„So fragt man doch nicht, Mensch, dreihundertjähriger," brüllte mein Büffel gereizt und rief selbst laut und deutlich:

„Wer blind ist, und Musikant ist, und Gold wachsen hören will, und zum König kommen will, der

kann mir nachlaufen." Damit begann er auch gleich zu laufen und winkte nur noch einmal mit dem Schwanze hinter sich.

Da hörte ich hinter mir wieder lachend alle sieben Musikanten singen: „Matiuni reitet! Wo will er hin? Matiuni will heute zum König ziehn!" Und vierzehn Beine trabten hinter dem Büffel her und holten uns ein. Und die sieben Musikanten, als sie uns erreicht hatten, riefen: „Matiuni, nimm uns mit! Wir sind alle blind geworden. Jedenfalls so blind wie du, laß uns mit zum König ziehen und Gold wachsen hören!"

„Na siehste!" knurrte mein Wasserbüffel überlegen. Dann wendete er sich, rollte die Augen furchtbar und brüllte. „Ihr sieben blinden Mißgewächse, wie könnt ihr denn ohne Führung so schnell laufen? Haltet euch hintereinander. Der erste nimmt meinen Schwanzzipfel in die Klaue, die anderen legen die linke Hand auf die linke Schulter des Vordermanns. Anders ziehen sieben blinde Schufte, wie ihr seid, nicht beim König ein."

„Hu, hu, hu," lachten alle den Büffel aus, denn es waren sieben lustige Brüder, die sich nicht so leicht ins Büffelhorn jagen ließen.

Aber sie taten, wie ihnen von dem allgewaltigen Herrn Wasserbüffel befohlen worden war.

Und so bildeten wir bereits einen langen Blindenzug, als wir über die dröhnende Holzbrücke in Garoet einzogen.

Ganz Garoet kennt Matiuni, und auf dem Markt hatte sich schon die Kunde der Büffelreise Matiunis verbreitet. Wie aber die Leute so viele Blinde in langem Zug hintereinander ankommen sahen, da riefen sie mir zu, der ich vornedran hoch auf dem Ochsen thronte: „Hallo, Matiuni, der Blindenkönig! Matiuni, der König der Blinden, seht ihn! Matiuni, Matiuni, wo will er denn hin? Matiuni will heute zum König ziehn!" Und in der ganzen Stadt, wo Leute saßen oder standen oder gingen, in den Garoetbaumstraßen, in den fernen, schattigen, überall ertönte das Liedchen weiter von Mund zu Mund. Und meine sogenannten blinden Musikanten zogen Musik spendend

lustig hinter dem Büffel her. Sie hielten aber jeder sein Musikinstrument in der rechten Hand, die linke ruhte auf der Schulter des Vordermannes, und der erste von ihnen hielt den Büffelschwanz, wie eine Art Leitfaden durchs Leben, fest in seiner Linken, wie es Blinde tun. Ich selbst, der niemals die feine Zither gespielt hatte, versuchte vorsichtig; und es ging, als ob ich mindestens zweihundertachtzig Jahre Musikant gewesen wäre.

So waren wir alle neun lustig und guter Dinge. Ich sage: neun; denn seine Gewaltheit der Herr Büffel war ebensogut ein lustiger Jemand, wie die sieben Musikanten und meine Hoheit, der König der Blinden, jeder ein Jemand waren.

Wir machten Späße und Witze, und neben uns tanzten die Straßenjungen. Aus den Gärten kamen braune kleine Javanenmädchen, die warfen mir weiße und rosa Brauttränen zu. Brauttränen sind feine Blütendolden einer indischen Schlingpflanze, die an vielen Häusern hochklettert und das Haus einhüllt. Und bald waren des Wasserbüffels Hörner mit lila Bougainvilleblüten, mit weißen Franchipanablüten, mit rosa Brauttränen, mit gelben und scharlachroten Hibiskusblüten kunterbunt behangen, und ich ritt auf einem blühenden Tier durch die Baumstraßen des Landstädtchens.

„König Matiuni, König der Blinden!" riefen die Leute immer wieder. Denn es hefteten sich nun noch mehr Blinde, die vor den Basarbuden als Bettler gesessen hatten, dem Zug an. Und ich, König Matiuni, König der Blinden, ritt stolz, meine Zither spielend, und freute mich über meinen Anhang. Und ich und alle meine Blinden trugen Kränze von Blumen auf dem Leib und frohes Lachen in unseren grinsenden Gesichtsfalten.

„Nun siehst du," sagte mein Büffel gutgelaunt, „nun bist du schon beim König angelangt!"

Ich verstand ihn nicht. Ich sah mich um, ich konnte aber weder ein Schloß noch einen König sehen. Ich sah nur die Basarstraße mit dem Gewühl buntgekleideter geschäftiger und zahlender Javanen.

„Ich soll beim König angelangt sein?“ fragte ich staunend und begriff in meinem Greiseneinfalt nichts.

„Nun, wirst du nicht von allen Leuten als König der Blinden ausgerufen?“

„Ach, du willst mich foppen, Grauschädel, behornter? Sollte ich nur bei mir als König anlangen?“

„Bist du schon einmal König gewesen, daß du so hochmütig tust, nichtsnutziger Europäer?“

„Sir, hören Sie mal, besinnen Sie sich, Sie Brüllochse, Sie! Wie komme ich dazu, nichtsnutzig zu sein?“ fuhr ich mein Lasttier an.

„Na,“ brüllte der, „ihr Europäer glaubt doch nicht, daß ihr in unsern Javanenaugen zu etwas nutze seid. Ihr seid uns so viel nutze wie der Sonntag dem Samstag. Ihr spielt die Könige, die ihr gar nicht seid. Ihr ruht euch bei uns aus und schwelgt im Wohlleben wie Sonntage, wir aber sind die Samstage und dürfen uns des Sonntags wegen abschuften.“

„Hören Sie auf, gehässige Randbemerkungen zu machen, Sie javanische Zierleiste, Sie! Ich sitze nicht hier, um Ihrer Musik von Schimpfworten zu lauschen. Ich bin königlich blind, und Sie haben sich in meine königliche Blindheit zu fügen.“ Ich wurde ungeduldig. „Kommen wir denn nun bald weiter?“

„Wenn's Ihnen eilt, können Sie absteigen und einäugig weiterlaufen, Sie halber König.“

Da ich nur halb blind war, war ich natürlich nur ein halber König der Blinden. Ich mußte dem klugen Büffel recht geben. Und nun trabten wir an einem Rasengarten vorüber, dadrinnen stand ein langes, weißes Haus, das hatte nur ein Erdgeschoß zu ebener Erde und darüber ein Dach. Aber an des Hauses Längsseite waren viele kleine Schalterfenster angebracht, und vor jedem Fenster drängten sich Menschen, javanische Männer und Frauen, — wie auf dem Reichspostamt sah es aus.

Ich wußte: das war das Pfandhaus von Garoet, das so schön in einem grünen Garten lag wie ein königliches Lustschloß.

Im Garten war auch die Versteigerungshalle: auf braunen Balken ein Dach. Darunter saß an einem Tisch der Mann, der die im Pfandhaus verfallenen Gegenstände zu versteigern hatte. Und sein Tisch war dicht umringt von Javanen. Man kann sich bei uns in Europa gar nicht vorstellen, wie lustig es in einem javanischen Pfandhausgarten zugeht. Es war da wie im Garten eines Münchner Braukellers. Da standen Garküchenköche herum, die brieten Bananen und Mandelkuchen. Und Limonadenverkäufer mit blauen und grünen Limonadegläsern auf kleinen Tischen standen da. Und Zuckerbäcker, die buken kleine Tiere und Menschengestalten aus süßem Teig auf ihren fliegenden Küchenherden, die sie an einer Stange auf der Schulter trugen. Und auf dem Rasen um die Versteigerungshalle herum hockten Javanen in bunten Kleidern mit bunten Tüchern auf dem Kopf, die knabberten Süßigkeiten und Pasteten und Früchte, und andere rauchten und schwatzten mit Bekannten; und um den Versteigerungstisch drängten sie dicht und steigerten lustig und kauften alte versetzte Goldsachen und Messingschalen und alte Waffen und schöne Batiktücher, bunte und holländische Porzellanteller und kupferne Reiskochkübel und viele, viele Dinge, die in Stunden der Not aus kleinen Haushalten ins Pfandhaus gewandert waren.

Der Javane betrachtet das Pfandhaus als eine Art Börse. Dort kauft und verkauft er nach Herzenslust. Und ganze Familien drängten sich lustig lachend und plaudernd vor den Schaltern, wo sie ihre Sachen versetzten und dabei kein Gefühl von Bedrücktheit oder gar von Schmach und Schande spürten. Das Pfandhaus war wie ein Markt und wie ein Taubenschlag so lebhaft und so unterhaltend.

Hier also kam ich auf meinem aschengrauen Wasserbüffel angeritten, schön bekränzt und vergnügt musizierend.

Ein Eisenbahngeleise, das zur Garoetstation führt, geht am Pfandhausgarten vorbei.

„Hier," sagte mein Büffel, „setzt du dich beim Schienenweg am Pfandhausgarten nieder, und mit

dir deine sieben Begleiter. Ich aber werde dort drüben in das lange, neue Bioskoptheater gehen; dort wird nur abends gespielt, und dort ist jetzt viel Raum. Dort werde ich eine brüllende Rede halten, und bald darauf wirst du, und mit dir deine Sieben, das Gold wachsen hören. Aber wenn du später darunter zu leiden hast, weil du das Gold und nicht das Gras hast wachsen hören wollen, so beklage dich gefälligst nicht bei mir, hörst du, mein Herr Halbkönig!"

„Schluß!" rief ich. „Los! Und laß das meine Sorge sein. Gold wird mir keine Sorge bringen; das wäre doch zu komisch," lachte ich ungläubig.

Ich tat, wie mein Büffel geraten. Und ich setzte mich an den Schienen beim Pfandhausgarten nieder und hieß meine sieben Gefährten das Gleiche tun.

Nicht weit von mir beim Eingang zum Pfandhausgarten saßen aber die Juwelenwäscher am Boden. Sie wuschen Goldarmbänder und Goldhaarnadeln und Goldketten und Goldbroschen, die ihnen Javanen gaben, ehe die Goldsachen zu den Schaltern des Pfandhauses wanderten. Die Wäscher hatten Schalen mit Säure und Flaschen mit Säure und Seifenwasserschalen vor sich an der Erde stehen; still und emsig spülten sie das Gold in den Säuren ab und bürsteten es und putzten es so blank, daß jeder Schmuck gleich wieder wie neu aussah.

Mit meinem einen Auge, das ich noch sehend hatte, schielte ich nach den vielen hübschen Goldsachen, die dort auf Tellern lagen; und ich dachte: „Wenn nur dieses Gold zu mir her wachsen wollte!" Und mit mir schielten meine sieben blinden Musikanten hin, und wir alle waren ganz still and nachdenklich geworden und vergaßen zu musizieren beim Anblick der hübschen goldenen Schmucksachen. Denn die Javanen tragen ihr Geld nicht auf die Bank; sie legen es meistens in Schmucksachen aus echtem Gold und in Diamantenschmuck an, und sie und ihre Frauen tragen meistens ihr Vermögen in Schmuck am Halse, am Armgelenk und an den Fingern und im Haar. Als ich vom Büffel stieg, waren alle die Leute nicht etwa

bei mir, dem Blindenkönig, und den Blinden stehen geblieben, nein, sie waren alle dem laut brüllenden Büffel nachgerannt, der über das Schienengeleise fort in den Hof des neuen, hübschen, weissgetünchten Bioskoptheaters gestürzt war. Sie wollten in aller Eile sehen, was der bekränzte gewichtige Wasserbüffel, der ein Vermögen wert war, dort im Theater tun wollte. Das Theatertor stand weit offen, da der Raum am Tage gelüftet wurde, und dorthin waren alle dem Büffel, dem brüllenden, nachgelaufen. Denn, wie gesagt, ein Büffel erregt bei den Javanen mehr Teilnahme als ein Mensch, weil sie in ihm die Kraft bewundern, die ihnen beim Feldbau am Pflug so nützlich ist, wenn das Reisfeld geackert werden soll. Ein Büffelleben ist ihnen wichtiger als ihr eigenes. Es war also augenblicklich ziemlich still um den Halbkönig der Blinden. Vom Pfandhaus her hörte man in Zwischenpausen einförmig die Gongschläge, die weithin melden sollten, daß heute Versteigerungstag war. Und außer dem Bürsten der Goldwäscher war nur wenig Geräusch, denn alle Javanen laufen barfuß, und man hört auf den lebhaftesten Straßen keinen lauten Schritt; nur manchmal schlurft der Pantoffel eines Chinesen vorüber.

Es war schön, im sonnigen Morgen beim grünen Garten unter den scharlachrot blühenden Götterbäumen zu sitzen, und ich hätte eigentlich in meinem dreihundertjährigen Leib mit dem Musikbrett auf dem Schoß wunschlos sein müssen.

So aber horchte ich immer, unzufrieden und lüstern nach Gold, zu den Bürsten der Goldwäscher hin und betrachtete den Seifenschaum, in dem die braune Hand so eines Wäschers auf und unter tauchte, mit Gold gefüllt, mit goldenen Ketten und goldenen dicken Armbändern. Ebenso taten meine sieben Gesellen. Und wir sahen nicht das Gold des Morgensonnenscheines, das viel edler und viel reiner und viel reicher rundum in der grünen Landschaft der Felder und Gärten glänzte. Wir sahen nicht die sanfte, friedensreiche Bläue des Morgenhimmels über uns, nicht das kräftige, dunkle, ernste Blau der vierzig

Vulkanberge, die draußen am Himmelsrand, rund um Garoet, dem Gierigen und Unzufriedenen mit feurigem Zorne drohen.

Plötzlich hörte ich eine donnerhafte, brüllende Stimme, und ich sah, wie alle Tauben erschrocken von den Dächern aufflogen, wie alle Raben, aufgescheucht von der dröhnenden Stimme, aus den Kokospalmen fernster Gärten flohen, und ich sah, wie die neuen Dachziegel des Bioskoptheaters zitterten, als fahre ein Sturmwind durch die Dachsparren.

Es war aber die Stimme meines Wasserbüffels, die so höllisch lärmte, daß der Himmel und die Erde zu zittern schienen.

Der Büffel aber sprach drinnen im Theater auf einer Brettererhöhung zu den versammelten sich zitternd niederkauernden Javanen, die ihm mit höchster Achtung lauschten, und ich konnte aus der Ferne jedes Wort verstehen.

„Seid mir gegrüßt, ihr Herren und Herrinnen von Java, — so möchte ich euch anreden, wenn ihr nicht alle Knechte wäret, niederste Knechte des Goldes. Wißt ihr nicht, daß das Gold denen die Augen der Seele ausbrennt, die auf Gold schauen? Wißt ihr nicht, daß ihr Knechte des Goldes werdet, sobald ihr es berührt habt? Ihr glaubt, ihr tragt das Gold als Schmuck am Leibe, ihr wißt nicht, daß das Gold euch am Leibe trägt; denn das Gold ist Herr aller, die es anschauen. Herr aller, die es im Wunsch, es zu besitzen, mit einem einzigen Auge anschielen. Gold hat größere Kraft, als da die Kraft euerer vierzig Vulkane ist, die rund um Garoet über euch drohen. Gold ist verhärtetes Elend, vom Schrecken geschmiedet, vom Kummer und gelben Neid durchglüht; Gold ist den Menschen funkelndes Unglück. Seht die Tiere des Feldes! Jedes Tier da draußen ist unschuldiger und glücklicher als alle, denn keiner ihrer Wünsche, kein leisester Wunsch der Tiger und der Schlangen, der Bären und der Hirsche, der Hunde und der Ratten, der Büffel und der Pferde, ja, auch nicht des von euch verachteten Schweines haftet ja am Golde. Und ihr Menschen, die ihr euch das erste, gewalt-

tätigste Tier der Welt zu sein dünkt, ihr wollt euch zur Niedrigkeit des Goldes erniedrigen und werdet euch dadurch zur Schande und Schmach aller lebenden Kreatur der Erde entwickeln. Selbst die Waldbrüder der Menschen, selbst die klugen Affen in den Palmen des Urwaldes geben nichts auf das Gold. Jeder Kieselstein, der glänzt, ist ihnen eine Spielerei, so auch das Gold.

„Seht, auf welch hoher Stufe der Seelen- und Willensbildung wir Tiere über euch stehen! Wir sind nie die Knechte des toten, frechen Goldes geworden. Wir leben nicht in Schulden und Sorgen und in Schlaflosigkeit und in Gefühllosigkeit des Goldes wegen. Wir haben uns nie mit dem Laster der Goldgier belastet. Wir sind deshalb die über euch Stehenden geworden, von dem Tage an, da ihr das Gold berührtet, von dem Tage an, wo ihr euch an den toten, kalten Leib des Goldes hängtet, von dem Tage an, da ihr eure Seele verstoßen habt und statt ihrer das Gold als eure Seele in euer Herz setztet, — von diesem Tage an seid ihr die Gefallenen der Erde geworden. Ihr steht unter dem unschuldigen, bescheidenen Waldtier. Ihr steht unter dem bescheidenen Feldtier. Ihr wagt es, uns eine Seele abzusprechen, ihr, die ihr eure Seele für das Gold hergegeben habt. Unsere Seele liegt in der Unschuld unserer Augen, in der Stärke unseres ungeknechteten Leibes, in der Wunschlosigkeit unseres Herzens, — da liegt unsere Seele und schlummert im Paradies der Unschuld, aus dem euch der Blick auf den Apfel des Goldes verstoßen hat! Ich, der Helfer eurer Väter im Acker, ich, der Helfer eurer Kinder im Acker, ich, der ich für euch meinen Schweiß am Pfluge gebe, damit ihr Brot habt, ihr Sklaven des Goldes, ich verachte euch im Namen aller Tiere des Feldes. Im Namen aller Tiere des Waldes sage ich euch, daß das Reich der Seele unser ist, und euer ist das Reich des seelenlosen Goldes.

„Was ihr tun sollt, euch zu erretten und dem Golde zu entgehen? fragt ihr mich mit euren Augen und Ohren? Wer mich mit seinem Herzen fragt,

weil er loskommen will vom Golde, dem sage ich: Werfet alles Gold von euch! Vertreibt es aus dem Bereich eurer Augen, aber vertreibt es vor allem aus dem Reich eurer Wünsche, Hoffnungen und Gedanken.

„Bildet Gemeinden, rate ich euch, aus denen das Gold verdammt ist bei Todesstrafe!

„Bildet Gemeinden, wo Menschen geboren werden und sterben, die nie das Wort Gold aussprechen gelernt haben!

„Bildet Gemeinden zuerst, die das Gold wegwerfen! Dann, zum andern, Gemeinden, die allem Gold aus dem Wege gehen! Gemeinden, die zum dritten und letzten endlich das Dasein des Goldes vergessen haben!

„Unter dem Gold meine ich alle Juwelen, alle Goldmetalle, alle Wertmetalle, allen Metallschmuck eures Leibes, der euch nur belastet, herabzieht und euch ärmer macht als die ärmsten Waldtiere, die reich und große Herren gegen euch Goldsklaven sind, da sie reich an Freiheit von der Goldgier sind, reich an Unschuld der Seele, reich an Goldunwissenheit. Warum kommt ihr zur Landschaft, warum kommt ihr zum Walde, warum zum Garten nach getaner Arbeit? Um euch von eurer Goldschuld bei unserer goldlosen ländlichen Waldunschuld zu erholen!

„Wenn auch wir Tiere dem Golde nachliefen und an ihm hingen, wie ihr, so würden Wälder, Berge und Erde in Flammen der Goldfrechheit untergehen. Nur unsere Unschuld erhält die Länder der Erde. Eure Goldungeduld ist die Zerstörerin alles Lebens, aller Seelenunschuld, alles Lebensgeistes überhaupt.

„Und nun bedenket euch nicht lange. Ich habe euch hier den Matiuni, den dreihundertjährigen Matiuni, den unschuldsvollen, goldfremden Blinden, den König der Blinden, mitgebracht. Ihm liegt nichts mehr am Golde. Er hat seit seinem hundertsten Lebensjahre das Gold vergessen. Seit zweihundert Jahren hat er nichts vom Golde gesehen, kein Gold berührt. Nur Musik und Unschuld ist seiner Seele Gold."

Ich hörte sprachlos zu. Und wollte schon rufen:

„Der Büffel lügt jetzt. Was er vorhin sagte, war gut. Aber er macht mich nun besser, als ich bin. Darin lügt er jetzt.“ Doch ich schwieg. Denn es herrschte eine so andächtige Totenstille nicht bloß in dem Raum des Theaters drüben, — auch in dem Garten des Pfandhauses und auf den Straßen, überall waren alle Leute andächtig geworden und hockten sich nieder, wo sie gerade standen. Und die Versteigerung setzte aus. Der Gong schwieg. Die Tauben waren auf die Dächer, und die Raben waren in die Palmen zurückgekehrt. Die Hunde saßen still und lauschten. Die Wagenpferde standen still und lauschten. Alle Blätter und Blüten an den Götterbäumen lauschten, jeder Grashalm, jeder Grashüpfer saß still, und die Frösche in den Reisfeldern, die sonst nie Ruhe gaben, — alle schwiegen und horchten auf die wahren Worte des klugen Büffels. Der Büffel fuhr ununterbrochen fort:

„Da draußen zu Matiuni tragt euer Gold hin. Er soll euer Gold mit seinem blinden Hofstaat in die Urwälder tragen, er, der König der Blinden. Nur er allein kann das Gold aus eurer Welt schaffen. Der dreihundertjährige Matiuni ist der einzig lebende Mensch heute in Garoet, der nichts vom Golde mehr weiß, der nicht weiß, was ihr ihm gebt, wenn er euer Gold in den Urwald schleppt mit seinen blinden Gefährten, die ihm und mir blindlings gehorchen. Im Urwald wird er es begraben, oder wird es besser in den Krater des Papandajan versenken, und euer Gold wird zu Feuer, und der Zorn der Feuerberge zerschmelzt und frißt mit Wollust alles Gold von Garoet, alles Gold von Java, um euch zu rechtlichen, freien Herren des Lebens zu machen.

„Rafft euch auf zur Goldfreiheit, die bei uns Tieren im Feld und im Walde wohnt, weil wir keine Goldgier und keine Goldknechtschaft kennen! Rottet die tödlichste Begierde, die euch alle, mit Ausnahme des blinden Matiuni hier, verseucht, — rottet sie aus euren Augen und aus eurem Sinn!

„Geht hinaus zu Matiuni, den ich euch gebracht habe! Wisset, der einzige Wunsch dieses weisen Drei-

hundertjährigen, als ich ihn heute traf — ihr ratet es nicht —, sein Wunsch war, das Gras wachsen zu hören! Hört ihr: nicht das Gold, sondern das Gras wollte der Blindenkönig wachsen hören! Wißt ihr, was das besagt, dieser Wunsch? Er besagt, daß sein Herz unschuldig ist wie der Urwald, der seit tausend und aber tausend Jahren auch keinen andern Wunsch kennt, als das Gras wachsen zu hören. Im Urwald sind es Blätter; aber Blätter oder Gras, — beide wachsen eines so melodisch und musikalisch wie das andere. Diese Musik des Graswachsens kann aber nur der belauschen, nur der hören, der so lange wie der dreihundertjährige Matiuni das Gold vergessen hat. Nur er konnte den Wunsch in seinem Herzen finden, den vor ihm noch nie ein lebender Mensch gefunden hat. Wißt ihr nun, daß ihr euer Gold niemand anderm zu geben habt als dem Unschuldsvollsten unter euch, der gar nicht erkennt, daß er Gold in den Händen hält, wenn ihr es ihm hinreicht."

Und bald, nachdem der Wasserbüffel also groß und mächtig geredet hatte, verließ er unter Jubelrufen der Javanen das Theater und ging gemächlich über die Straße an den Wiesenrain, wo ein Bach aus einem Reisfeld an der Gartenstraße entlang floß; und der Stier neigte seinen Nacken, und man hörte ihn in großen Zügen das frische Wasser schlürfen, denn er hatte sich heiß geredet. Und einige Leute aus den Gemüseständen am Wege kamen und legten einige Kolben frischen gelben Mais vor den Stier hin, und andere breiteten Kohlblätter aus, er aber ließ die Gaben unbeachtet und sagte aufschauend und wiegte die schweren Hörner drohend: „Kümmert euch nicht um mich, ihr Leute, kümmert euch um eure Seele! Ich helfe mir schon selbst." Und damit trollte er sich unter den Bäumen am Bachrand entlang und labte sich an jungen Gräsern, die am Wegrand wuchsen, und raufte das frische einfache Gras, und alle, die es sahen, bewunderten die Ruhe und die Andacht und die Genügsamkeit, mit der dieses Tier am Wege stand und sich von Wasser und Gras und Luft

nährte, und dem es an göttlicher Lebenseinfachheit keiner der Umstehenden gleichtun konnte.

Da erfaßte sie vor der Lebensart des klugen Tieres, mehr noch als vor seinen klugen Worten, das Gefühl der Scham und Erbärmlichkeit ihres goldgierigen Menschendaseins.

Die Straßenjugend war gleich nach dem Schluß der Büffelpredigt zu mir gelaufen und hatte angehoben, den Vers vor mir zu singen, den sie sich gedichtet hatte:

„Seht, dort seht,
Matiuni, der Prophet,
Matiuni, der das Gold vergaß,
Hört wachsen jetzt das Gras."

So sangen sie, die Jungen, und nun kamen auch die älteren Leute hinzu; und als die Ortsvorsteher, die javanischen, und ihre Frauen und andere vornehme Javaner ihre Goldreifen von den Fingern zogen und ihren Schmuck vor dem blinden Matiuni niederlegten, da begann ein allgemeines Leben, alle drängten herzu. Die Frauen nahmen die kleinen Goldblumen aus ihren schwarzen Haarknoten, sie streiften sich und ihren Kindern die dicken Goldringe von den Hand- und Fußknöcheln ab. Sie legten die verzierten großen Goldnadeln, mit denen sie ihre dünnen bunten Schleierjacken auf der Brust geschlossen hielten, vor mir nieder. Und es regnete Gold, Goldschmuck, Goldgeld von allen Seiten, so daß ich mit meinem einen sehenden Auge das Gold rascher wachsen sah als einen Gebirgsbach beim Wolkenbruchregen. Ich saß bald mit meinen Kameraden hinter einem Wall von Goldschmuck, der wuchs höher, als die Nase mir im Gesicht saß. Denn auch aus der Stadt kamen die Leute gelaufen. Die Kunde von der Pest des Goldes hatte sich rundum verbreitet, und je weiter die Leute herkamen, und je weniger sie von den eigentlichen Goldverdammnisworten des Büffels selbst vernommen hatten, desto größer war ihr Eifer, ihr Gold los zu werden, und ihre Furcht, auch nur einen Goldring zu behalten. Denn es hieß zuletzt: jeder, der von

heute ab Gold ansehe, müsse tödlich erkranken und müsse sterben. Dazu kam noch, daß ein kleiner Erdstoß die Garoet-Erde zittern machte, als der Büffel sein letztes Wort gesprochen hatte, und als der erste seinen Goldring vor mir niederlegte. Dieses Erdbeben sei das leibhaftige zustimmende Nicken der Erde gewesen, so deuteten es sich die leicht erregbaren Javanen. Und da nun auch die Erde gegen das Gold geredet zu haben schien, war ein allgemeines Hasten, und einer riß den andern fort, im Eifer, sich seines Goldes bei mir zu entledigen.

So sah ich also wirklich zu meiner Schande das Gold vor mir wachsen. Und ich begriff nur noch nicht recht, ob ich mich freuen oder ärgern sollte.

Meine sieben Schlingel von Musikanten hielten die Köpfe gesenkt, aber an dem Zittern des dünnen Leinenstoffes ihrer Jacken sah ich, daß ihnen die Herzen vor Goldgier klopften.

Hilflos und unwissend und schlecht und niederträchtig kam ich mir vor, als ich die unschuldigen, guten Javanenleute sah, die, treuherzig und von der Rede des Büffels ergriffen, alles Gold weggegeben hatten, und die nun schmucklos weiterzogen, als hätten sie nichts Großes getan; so einfach und scheu und ganz gedemütigt gingen sie ihres Weges. Sie gingen alle noch unter dem Alpdruck der donnernden Büffelworte, das konnte man ihnen ansehen.

Einige Leute brachten nun große Säcke und Stricke, und andere brachten Maultiere an; jedem Musikanten gaben sie ein Maultier, das er, da er ihnen blind schien, am Schwanz halten mußte.

Meinem Büffel hingen die Blütenkränze ganz verwelkt am schweißigen Leibe herunter, so heiß hatte er sich geredet. Aber nun war er still und stand vor mir, und nur das eine Wörtchen „Aufsteigen!“ sagte er befehlend zu mir, dann schwieg er mürrisch und gewaltig; dabei käute er an dem zermalmten Gras zwischen seinen Zähnen wieder, wie ein alter Seemann, der sein Priemchen Tabak kaut.

Die Goldwäscher saßen ganz versonnen am Eingang des Pfandhausgartens, als wir vorüberzogen,

Ihre Seifenwassernäpfe waren leer, und ihre Hände lagen verschränkt über den Knien, aber keiner verzog eine Miene, trotzdem sie ihren Beruf eingebüßt hatten. Mit der ergebenen Ruhe des Asiaten sahen sie dem Zuge nach, der da das ganze Gold aus Garoet fortschleppte. Es waren aber an fünfundzwanzig Säcke Gold geladen: zwei auf jedem Maulesel, jeder Musikant trug auf dem Rücken noch einen Sack, mein Büffel aber trug allein vier Säcke voll Goldsachen; auf jeder Flanke zwei gutgefüllte große Säcke.

Ich aber saß auf dem Büffel inmitten der vier Goldsäcke und hatte alle Musikinstrumente, meines und die der sieben Musikanten, umgehängt und war von toten, lautlosen Instrumenten wie begraben. Dann zogen wir zum Ort hinaus. Es war ein ehrfürchtiges Gemurmel in allen offenen Häusern und Buden am Weg, und eine dichtgedrängte Schar wollte uns begleiten bis ans Ende des Orts.

Wir zogen aber den Weg nach Tjisiroepan, der auf den Krater des Vulkanes Papandajan führt.

Wir waren kaum aus Garoet hinaus und zwischen grünen Reisfeldterrassen auf der großen, breiten Landstraße, die immer langsam ansteigt durch die Hochebene hin, da rief mein Büffel, als uns die letzten Einwohner von Garoet verlassen hatten: „Eure Hoheit glauben wohl, daß ich Ihre vier Säcke den ganzen Weg schleppe? Das fällt mir aber gar nicht ein. Bis Tjisiroepan sind es gut vier Wegstunden für einen Büffel, der eine Last zu tragen hat. Ich bitte Eure Hoheit also nachdrücklich, abzusteigen und mindestens zwei Säcke selbst zu tragen. Und die Esel sind auch zu viel belastet. Mehr als einen vollen Goldsack kann kein Esel ohne Rückenschmerzen tragen, die Musikanten aber müssen jeder noch einen Sack auf sich nehmen, und jeder muß seinen Esel um einen Sack entlasten.“

Die Musikanten waren ganz schweigsam und bedrückt von dem vielen Gold, das man ihnen anvertraut hatte, und sie sprachen kein Wort. Auch ich hatte meinen Geist noch nicht zurückgewonnen und war ganz betäubt von dem eben Erlebten.

„Na, großer Herr König und Prophet Matiuni," lachte der Büffel höhnisch, „Gold erraffen, das möchtet Ihr gern, besonders, wenn Ihr es so schnell und reich habt wachsen sehen, wie dieses Gold hier. Eigentlich könnte ich Euch überhaupt jetzt verlassen, Ihr habt, was Ihr wollt. Ihr kamt zum König, das heißt, Ihr erreichtet den Titel König, und als Dreingabe wurdet Ihr auch noch zum Propheten erhoben. Ihr habt Gold wachsen hören, und Ihr seid ein dreihundertjähriger sehender Blinder geworden. Da Ihr keinen Wunsch weiter ausgesprochen habt, könnte ich eigentlich umkehren und Euch beim Golde lassen."

„Bester Büffel, bitte, laß mich nur jetzt nicht allein!" bat ich inständig. „Ich bin nämlich ganz ratlos, was ich mit dem vielen Gold anfangen soll."

Wir hatten aber, ehe wir das Gespräch begannen, die sieben Musikanten vorausmarschieren lassen und waren jetzt sozusagen unter uns.

„Weißt du, lieber Büffel, eigentlich ekelt es mir vor dem vielen Golde," fuhr ich fort.

„Ach, was du nicht sagst!" lachte der Büffel ungläubig und höhnisch. „Du meinst wohl, es ekelt dir davor, von jetzt ab zwei Säcke bergauf schleppen zu müssen?"

„Ach, ganz gewiß nicht, lieber, bester, teurer Büffelherr," flehte ich in höchster Hochachtung. „Ich will gern das Gold auf mich nehmen; aber ich mußte dir nur gestehen, daß mich deine Worte von vorhin im Theater tief erschüttert haben. Ich bin ganz deiner Ansicht. Wir Menschen sollen uns nicht ans Gold hängen, uns nicht dem falschen, gelben Blick des Unglücksgoldes hingeben."

„Hm," nickte der Büffel beifällig. „Hm." Und dabei käute er ruhig sein Gras im schaumigen Maule wieder, das er sich immer wieder aufstoßen ließ, wenn er es beinahe hinuntergeschluckt hatte. Es schien ihm höchsten Genuß und innerste Befriedigung zu geben, diese unschuldig endlose Beschäftigung zu wiederholen. Und ich mußte, als ich den Wiederkäuer, den edlen, so beobachtete, in meinem Herzen denken: „Er ist

nicht anders als ein Kind, das andächtig an seinem Daumen lutscht, oder ein Mann, der seinen Priem kaut, oder ein Amerikaner, der Gummi kaut, oder ein deutscher Förster, der seine kalte Pfeife im Mundwinkel hängen hat und daran kaut. So viel Vergleiche mit den Menschentieren fand ich bei der Kaugewohnheit des Büffeltieres, daß ich zuletzt beinah keinen Unterschied mehr sah.

„Bedürfnislosigkeit ist höchste Lebensweisheit," sagte der kauende Büffel. „Das Kauen kostet mich nichts, während alle eure Bedürfnisse nicht natürliche Gewohnheiten, sondern ausgedachte üble Angewohnheiten sind, wie euer Tabakrauchen und euer Zahnstocherkauen und Gummikauen. Wir Büffel waren weise in der Auswahl unserer Gewohnheiten, weiser als das unglückliche Menschengeschlecht, das sich immer ruhelos neue Gewohnheiten zulegt und damit selbst bezeugt, daß es im Grunde unweise ist, weil es nicht bei einer einzigen ererbten Gewohnheit ausharren kann."

Wie wir noch so am Wege standen und uns beide im Geiste besprachen, kamen von weitem plötzlich die sieben blinden Musikanten ohne Säcke und ohne Esel angerannt und schwangen schon ganz weit die Hände und riefen mir unverständliche Worte zu.

„Die Polizei hat ihnen das Gold abgenommen," lachte der Büffel gemütlich, „die Polizeisoldaten sind vom Residenten vor uns ausgeschickt worden, um uns, wenn sich das Volk verlaufen hätte, alles Gold abzunehmen. Ich hörte vorhin, als ich am Wegrand beim Pfandhaus unterm Telephondraht stand und Gras raufte, das Telephongespräch zufällig mit an, das der holländische Resident von Garoet mit dem Polizeiwachtmann hatte. Ich hatte es aber wieder vergessen. Nun, wenn die holländische Regierung das Gold nach Holland bringen will, dann ist das Gold ebensogut aus Java fort, als wenn wir es erst hinauf zum Papandajan an den Krater schleppen sollten. Die Polizei nimmt uns liebenswürdigst die Wegschaffung des Goldes ab. Das ist sehr angenehm für dich, nun brauchst du keine Säcke zu schleppen," lächelte mein Wasserbüffel mir zu.

„Was," rief ich aus, „die holländische Polizei will uns das Gold abnehmen? Darüber habe ich zu bestimmen, wohin mein Gold gebracht wird. Unser Gold geht den Residenten gar nichts an."

Und da ich eben abgestiegen war, sprang ich schleunigst wieder auf den Büffel, schüttelte ihn an den Hörnern, warf den heraneilenden atemlosen Javanen ihre Musikinstrumente zu und rief: „Lauft, lauft zurück, erzählt es am Markt von Garoet; die Polizei muß das Gold wieder hergeben; lauft, wir kommen gleich nach!"

Sie liefen atemlos weiter, da sie fürchteten, von den Polizisten gefangen gesetzt zu werden. In meinem Herzen aber war ich froh, die sieben Kerle los zu sein. Nun konnte ich mit meinem Golde machen, was ich wollte. „Lauf, Büffel, lauf," rief ich, „lauf querfeldein, von der Landstraße fort, wir müssen unser Gold retten."

Der Büffel — ich weiß nicht, ob er Ernst oder Spaß machte — stürzte sich, als ob er ein rotes Tuch sähe, fort über den Straßengraben, zwischen den Bäumen durch, hinaus in die Wasserspiegel der Reisfelder. Eine Weile jagte er über die morastigen schwarzen Schlammfelder hin, in denen die grünen Halme der Reisähren so dicht wie unsere grünen Roggenähren stehen. Der Reis wächst nur im Wasser. Einige Fuß tief ist da in den Feldern immer Wasser, das tief in die Erde dringt und diese zu schwarzem Brei aufweicht. Dieser Reisfeldmorast ist der höchste Hochgenuß für die Herren Wasserbüffel. Und kaum waren wir so weit, daß wir von der Landstraße aus nicht mehr gesehen wurden, und waren in einem noch unbestellten schwarzen Morastfeld angekommen, da kniete sich mein Büffel fröhlich brüllend nieder, legte sich auf die Seite und rollte mich und meine Goldsäcke und sich selbst in den tiefen, schwarzen, ekelhaften Fettschlamm des Wasserfeldes. Ich sank bis an den Hals in den Dreck. Die Goldsäcke versanken, von der Schwere hinuntergezogen, in der schwarzen Tiefe, und der Büffel wälzte sich und grub sich mit höchstem Wohlbehagen immer tiefer in das Morastfeld ein,

so daß zuletzt nur noch sein Kopf mit den zwei schwarzen Hörnern aus dem Erdbrei herausschaute.

„Du, Matiuni," brüllte der Derbe vergnügt, „du wirst doch nicht etwas Schmutz scheuen. Nachher ziehen wir hinunter zum Fluß und waschen uns im Tjmai-Stromwasser wieder sauber. Siehst du, das sind eben so unsere einfachen biederen Büffelgewohnheiten. Bist du als Junge nicht gern im größten Dreck herumgepatscht, dann warst du nie ein richtiger Bengel."

„Ja," sagte ich etwas kleinlaut und tief atemschnappend, „es ist nur schon etwas lange her, daß ich ein Bengel war, — ich habe es verlernt, die Pfützen zu ergründen." Ich wollte mir meine Wut nicht anmerken lassen und hoffte, den Büffel durch Freundlichkeit bei seiner guten Laune zu erhalten, damit er meine Goldsäcke wieder aufnehme. Er könnte sie leicht mit seinen Hörnern aus der Tiefe heben, dachte ich mir. Darum machte ich gute Miene zum bösen Spiel.

Nachdem ich so eine Weile bis zum Hals im Dreck gestanden und versucht hatte, mir die Augen reinzuwischen, was aber nicht gelang, sagte ich seufzend: „Nun bin ich, glaube ich, auf beiden Augen richtig blind geworden."

„Ach, was du nicht sagst!" lachte mein Büffel immer gemütlich. „Dann bist du also kein Halbkönig mehr, sondern ein richtiger Blindenkönig. Ich gratuliere zur Standeserhöhung."

„Na, ich danke. Ich bin müde von soviel Ehre. Ich schlage vor, wir heben meine Säcke wieder aus dem Morast heraus und tragen sie endlich, wohin sie gehören, auf den Papandajan. Denn das habe ich den Garoetleuten doch versprochen, nicht wahr, Büffel?" Ich wollte eigentlich „Büffel, dreckiger" sagen, hütete mich aber, ihn zu beleidigen, ehe ich meine Goldsäcke hatte. „Also," fuhr ich fort, „sei so gut, tu dich nach meinen Goldsäckchen um und gib die Spielerei jetzt auf."

„Nach deinen Goldsäckchen soll ich mich umtun?" kam es höchst erstaunt vom Büffelmaul zurück. „Ich habe deine Goldsäcke doch nie getragen."

„Na also, die Säcke der Leute; sei doch nicht so wortklauberisch, du alter Quälgeist, du!“ sagte ich gereizt. „Ich will jetzt endlich zu meinem Gold kommen,“ fuhr ich unvorsichtig und übereifrig fort. Es entfuhr mir so nebenbei.

„Du willst dich also wieder dem falschen, gelben Blick des Unglücksgoldes hingeben?“ lachte der Büffel, meine Worte von vorhin höhnisch wiederholend.

„Ach was!“ sagte ich, und die Geduld riß mir zu früh. „Mach jetzt! Ich danke dafür, hier im Dreck mein Leben zu beschließen. Deine Worte über das Gold fanden wohl im Geist meinen Beifall, aber in der Wirklichkeit und als Taten lassen sie sich nicht durchführen, — das wollte ich dir gerade vorhin auf der Landstraße auseinandersetzen, als die Polizei ankam und wir fliehen mußten.“

Der Büffel brüllte: „So, wenn du dieser Meinung bist, dann bist du also lieber ein Dieb als ein ehrlicher Mann und möchtest wohl gar das Gold der armen Garoetleute einstecken? Ja, das würde dir so passen; ich habe dir nur versprochen, daß du Gold wachsen hören sollst, aber ich habe dir keine Unze Gold in die Hand versprochen. Ich will nichts mit einem Golddieb zu tun haben, und deinen Hehler wird selbst der niedrigste Büffel nicht machen wollen.“ Und damit wollte der Büffel sich aus dem Schlamm erheben und wollte mich im Dreck stecken lassen, aus dem ich mir nicht allein heraushelfen konnte.

„Hallo, Büffel, sei doch nicht so übelnehmerisch; ich meinte es nicht so!“ Und nun wurde ich wirklich ernst und bedachte, wie recht der Büffel damit hatte, daß ich ein Dieb geworden wäre, wenn ich meine Hand nach einem einzigen Goldschmuck in den vier versunkenen Säcken ausgestreckt hätte. Nein, so hatte ich es nicht gemeint. Ich hatte es nicht überlegt und hatte mich nur am Gold freuen wollen, aber der Büffel klärte mich auf, und ich schämte mich und wurde zornig über mich selbst, weil ich dümmer als ein Büffel war und mir von ihm Ehrlichkeit beibringen lassen mußte. „Lieber Büffel, nun bereue ich wirklich, was ich da eben bös und dumm gesagt habe. Ver-

zeih mir! Ach, hätte ich doch niemals das Gold wachsen hören wollen! Man hat wirklich nichts als Ärger und Dreck davon," begann ich aufrichtigen Herzens zu klagen. „Hätte ich doch lieber das Gras wachsen hören wollen, dann hätte ich vielleicht einen schöneren Morgen erlebt, als dieser war!"

Da wurde mein Büffel wieder gut und sagte: „Das Gras kannst du immer noch wachsen hören, dazu ist es nie zu spät. Besonders, da du dich von aller Goldgier befreit fühlst; nun wird es mir ein Genuß sein, mein Herr, Sie dorthin zu führen, wo Sie das Gras wachsen hören können." Und das gute Tier kam nahe zu mir, so daß ich seinen Nacken fassen und aufsteigen konnte, dann erhob es sich völlig und trug mich aus dem Morastfeld fort. Zuerst wuschen wir uns unten am Fluß rein, ich samt meinem weißen Leinwandanzug trocknete schnell an der heißen Vormittagssonne, und dann ritten wir bergan, zum Urwald, wo ich das Gras wachsen hören sollte.

Die vier Goldsäcke lagen nun im Morast des Wasserfeldes versunken, und wenn sie mir manchmal in den Sinn kamen, dann dachte ich schnell an etwas anderes, nur um nicht wieder in Versuchung zu fallen und mir Gold zu wünschen.

Im Urwald, als wir ihn bei Telagas Bodas nach vielen Stunden erreichten, war es grau und nebelig, und wir kamen erst in ein Tal, das hieß das Totental; denn dort strömten aus der Erde giftige Dämpfe, und jede Eidechse, jede Schlange, jede Maus, jeder Frosch, alles Getier, das dicht am Boden lebte und in dieses Tal geriet, mußte sterben. Die Menschen aber konnten aufrecht dort gehen, ohne daß ihnen die giftigen Gase schadeten, da sie nur einen Fuß hoch über die Erde aufstiegen und nicht höher steigen konnten.

„Hier übergebe ich dich der Führung der roten Papageien," sagte mein Büffel. „Denn mein Aufenthalt ist nicht im Wald, ich bin ein Wasserbüffel, und mir sind als Aufenthalt die Felder angewiesen und die Moraste. Also gehab dich wohl! Am Aus-

gang des Totentales klatschst du in die Hände, wenn du zurückkommst und das Gras hast wachsen hören. Dann hole ich dich ab."

Und der Büffel setzte mich ab, ließ mich stehen und lief zurück. In den Bäumen sah ich eine Schar dunkelroter kleiner Papageien fliegen. Die Bäume waren der ungesunden Luft wegen nicht reich belaubt, und man sah mehr graues Astgestrüpp als grüne Blätter, und alte vertrocknete Lianenwurzeln hingen wie graue Taue von den Baumgerippen; auch stiegen viele feuchte Dämpfe durch die halbkahlen bemoosten Baumstümpfe. Deshalb wurde der Wald, weil er so nebelig war, auch der Nebelwald genannt. In den kahlen Bäumen und im weißlichen Nebel konnte man die feuerroten Papageien sehr gut sehen, und ich konnte ihnen gut folgen, als sie vor mir her flogen. Aber ich mußte bei jedem Schritt schaudern, denn öfters lagen vor mir weiße Skelette von Eidechsen, toten, und weiße, mumienhaft vertrocknete Schlangenleiber. Auch das kleine Geripp eines Vogels lag zwischen dem weißen Steingeröll des Tales. Beim Anblick der kleinen Toten wurde ich recht ernst gestimmt; ich hätte sie gern aufgehoben und begraben, aber die roten Papageien warteten nicht, sie flogen schnatternd und plappernd vor mir her von Baum zu Baum, und ich mußte die Papageien gut im Auge behalten, um sie nicht zu verlieren. Denn dann hätte ich da im todstillen Nebelwald ganz allein in dem weißen Steingeröll gestanden und hätte den Weg nicht vorwärts und nicht zurück gefunden. Es war sehr still. Die blattleeren Bäume rauschten kaum ein wenig, sie waren ohne Blätterzungen, also stumm geboren. Gras gab es gar keines. Und ich verstand nicht, warum mich der Büffel gerade dort in den Urwald eingeführt hatte, wo der Wald gar keine Stimme hatte. Ich wurde durstig und hungrig, aber es gab keine Beeren und keine Früchte und keine Quelle, und die heiße Mittagsonne brannte durch das Baumgeäst, das kahle. Und immer leerer wurden die Bäume, und immer wirrer und wilder das Geäst, und immer kahler die kahlen Steine.

„Alter Mann, alter Mann!" rief da eine Stimme hinter mir, und es war die krächzende Stimme einer alten Frau.

Ich hatte aber ganz vergessen, daß ich dreihundert Jahre zählte, und daß ich also ein alter Mann war; ich sah mich ganz erstaunt um, und ich dachte, die Frau rufe einen andern, und nicht mich. Das war eine seltsame Alte: sie hatte grünes Haar, langes, grünes Haar hing ihr im Rücken herunter, und sie rief mich und lachte wie eine alte Bekannte. Als sie aber zu mir trat, lachten alle roten Papageien laut auf, und dann flogen sie auseinander und waren im Dickicht verschwunden.

Nun war ich mit der alten Frau allein.

„Alter Mann, alter Mann," krächzte diese, „auf dich habe ich mein Leben lang gewartet."

Das verstand ich nicht. Wir kannten uns ja gar nicht, und ich hatte ihr doch gar nichts versprochen.

„Mein Name ist Matiuni," sagte ich höflich.

„O, dein Name ist dein Name, aber dein Wunsch ist mein Wunsch," rief sie, sich nähernd. Beim Anblick der Alten hatte ich wirklich keinen andern Wunsch als den, nach einem Schluck Wasser zu fragen und nach einer Frucht, um meinen Hunger zu stillen.

„Also dann sind Sie auch durstig und hungrig, wie ich es bin?" sagte ich deutlich.

„Ja, mich dürstet und hungert auch wie dich danach, Gras wachsen zu hören," nickte die Alte.

Diesen Hunger und Durst nach Gras, das muß ich gestehen, hegte ich im Augenblick nicht mehr deutlich. Mein Magen sprach nur von seinen Wünschen, mein Herz durfte nicht mitwünschen, solange der Magen so unbändig schrie, darum hatte ich das Graswachsenhören einstweilen halb aufgegeben.

„Darf ich um Ihren Namen bitten, meine Beste? Dann erinnere ich mich vielleicht, wo wir uns zuletzt sahen."

„Ach, es ist noch nicht so lange her, daß wir voneinander schieden. Heute morgen erst habe ich dich verlassen, kurz nachdem du auf dem Büffel fortgeritten

warst, um das Gold wachsen zu hören," nickte die Alte mir vertraulich und bekannt zu.

„Ich kann mich wirklich nicht entsinnen, ich muß noch geschlafen haben, als Sie an mir vorbeigingen," sagte ich, nachdenklich geworden.

„O nein, wir kennen uns, wir kennen uns, wenn du mich auch heute morgen mit deinem Wunsch nach Gold verleugnet hast; wir kennen uns, und ich kehre zurück, weil auch du zu mir zurückgekehrt bist."

„Aber sagen Sie doch, ums Himmels willen, wer sind Sie denn, daß Sie so bekannt mit mir reden?" Ich wurde etwas gereizt durch die Unklarheit, in der ich mich befand.

„Ach, mein Lieber, ich bin doch deine Seele!"

„Meine Seele? Siehst du so aus?" mußte ich, entsetzt über die alte, runzelige Person, ausrufen.

„Ja, wie soll ich denn aussehen; bin ich denn nicht jung und schön genug für einen dreihundertjährigen Mann?" fragte mich meine alte Seele erstaunt.

„Ja, meine Seele, du hast ja grünes Haar!"

„Ich habe grünes Haar?" sagte sie erstaunt und zerstreut, wie Seelen meistens sind, da sie nicht fest im Leben stehen. „Ach, dann ist das Haar wohl von meinen Gedanken grün geworden, da ich heute immer an grünes Gras denken muß, das ich wachsen hören möchte."

„Das ist hübsch, meine Seele," sagte ich, „daß sich deine Wünsche in der Haarfarbe verraten."

„Ja, weißt du, wir Seelen sind so aufrichtig wie Fensterscheiben. Man sieht durch uns hindurch und sieht uns alles an, was in uns vorgeht."

Ich fand, sie sprach ein wenig schwärmerisch.

„Aber warum hast du dich mir denn noch nie früher gezeigt, meine Seele?" fragte ich neugierig.

„Wie konnte ich denn das? Du warst ja noch nie im Urzustand im Urwald. Und wir Seelen offenbaren uns dem, dessen Herz wir besitzen, nur, wenn er zum Urzustand zurückgekehrt. Auch konnte ich erst dann zu dir kommen, als dein Leib den gleichen Wunsch mit mir teilte."

„Ach, seid ihr Seelen aber eine scheue Gesellschaft!" rief ich aus.

„Jeder ist eben anders gebaut," sagte sie ruhig lächelnd.

Und ich vergaß seltsamerweise bei dem ersten Lächeln meiner Seele meinen Leibeshunger und verlangte keine Früchte mehr zu essen. So wunderschön hatte mich eben meine Seele angelächelt, daß auch mein Magen von diesem Lächeln zufrieden wurde, wie von einem Stück Mandelkuchen mit Schlagsahne und Honigfüllung. Und zu meinem Erstaunen merkte ich, während ich nach einer Fortsetzung unseres Gespräches suchte, daß meiner Frau Seele die grünen Haare länger und länger wuchsen.

„Ich will uns ein Lied vorsingen lassen," sagte meine Seele und winkte ein wenig nur mit den Augenwimpern, da kam ein ganz unscheinbarer graugrüner Vogel aus dem Wald geflogen und setzte sich meiner Seele auf den Zeigefinger, den sie ihm hinhielt, und dann sang der kleine Vogel ganz wunderbar schön.

„Was singt er denn?" fragte ich am Anfang.

Aber meine Seele lauschte gedankenvoll auf den Vogelgesang, und dann fragte ich nicht mehr. Bald dachte ich auch gar nicht mehr an Worte, sondern ich fühlte, was der Vogel sang: er sang das Lied, das alle Vögel singen: das Herzlied. Ein anderes kann kein Vogel singen. Immer klingt es anders aus jedem Vogelschnabel, aber immer ist das Lied dasselbe schöne Lied, das Herzlied. Und wenn man gar nicht mehr hinhorcht, hört man das Herzlied noch am Klopfen des eigenen Herzens. Der Vogel singt, dein Herz klopft, und du verstehst bei deinem Herzklopfen mit einem Male das Herzlied.

Als ich das Herzlied verstand, fühlte ich, daß mich meine Seele anschaute, und ich sah ihr zum zweitenmal in die Augen, und nun lächelte sie zum zweitenmal. Und nach diesem Lächeln war mir meine Zunge nicht mehr trocken. Ich fühlte keinen Durst mehr. Es war, als habe mich meine Seele mit diesem Lächeln besser gelabt als mit dem besten Weintrunk. Und es

erstaunte mich, daß das langgewachsene grüne Haar meiner Seele nun den steinigen Boden des Totentales erreicht hatte, — so schnell war es gewachsen während des Vogelliedes. Und meine Seele winkte wieder mit den Wimpern, da flog der kleine Vogel fort, zurück in den Wald. Aber es schien mir, als sängen immer noch Stimmen.

„Was singt denn, liebe Seele, da so schön? Der kleine Vogel ist doch fortgeflogen?“ Da lächelte meine Seele zum drittenmal, und nun sah ich es deutlich: es waren die Augen meiner Seele, die wie ein Vogelpärchen im Gesicht meiner Seele sangen. Und nun erstaunte es mich, daß meine Seele solch singende Augen bekommen hatte. Mehr aber wunderte mich, daß nun ihr grünes Haar, wo es den Boden der Steine streifte, hinter uns eine lange Fährte von jungem, grünem Gras erwachsen ließ.

„Deine Wünsche ziehen das Gras aus der Erde, daß es auf einmal dort aufwächst, wo vorher tote Steine waren.“

„Ach, sieh mal, das wußte ich gar nicht,“ lachte meine Seele hell auf, „daß ich das Gras wachsen machen kann. Das ist aber nur, weil du so gut zu mir geworden bist.“

„Bin ich gut zu dir?“ fragte ich erstaunt. „Ich habe dir doch gar nichts Gutes getan.“

„Hast du mich nicht dreimal so freundlich angelächelt?“ sagte meine Seele leiser.

„Du hast mich so freundlich angelächelt,“ antwortete ich voll Staunen. „Ich wußte gar nicht, daß ich dreimal gelächelt hatte.“

„Siehst du, das ist das Schöne: wenn wir beide zusammenkommen, dann wissen wir nicht, daß wir Gutes tun; dann sind wir unbewußt gut und lächeln unbewußt. Und wie schön du eben gesungen hast mit deinen Augen, das weißt du wohl auch gar nicht?“

„O meine Seele, wie du seltsam bist, — du hörst mich singen, während ich deinem Singen zuhören muß.“

Und sie lachte froh und frei auf und sagte: „Nun wollen wir uns zum wachsenden Gras niedersetzen.“

Und wir setzten uns, und das Gras zeigte vom Lachen meiner Seele viele goldene Tautropfen, und jeder Goldtropfen spiegelte die Sonne wider, und jedes Goldbild der Sonne blitzte in seinem Tropfen wie eines der vielen javanischen Schmuckstücke, die ich vorhin in meinen vier Säcken auf dem Büffel aus Garoet fortgetragen hatte.

„Oh, das viele Gold auf dem Gras, das viel schöner glänzt als wirkliches Gold," mußte ich ausrufen.

Da fiel mir meine Seele um den Hals und küßte mich mitten auf den Mund. Ich küßte sie wieder, und da sah ich, daß sie keine alte Frau mehr war, — sie war jung und rosig geworden. Ich mußte tief Atem schöpfen, so sehr ergriff mich ihre Nähe und ihre Jugend.

Sie sah mir an, daß ich von ihr erschüttert war, und sagte: „Wir können alt werden, wenn man uns vernachlässigt, wir Seelen, und wir können jung werden, wenn man gut zu uns ist. Aber sterben können wir nie, und nie den für immer verlassen, dem wir einmal angehören für alle Ewigkeit. Aber wenn wir glücklich sind, können wir vor ihn hintreten, können mit ihm singen und mit ihm lächeln, und wenn wir eines Wunsches mit ihm sind, kann er uns wieder einatmen, so wie er uns verstoßen und fortgeschickt hatte, als er im Zwiespalt mit seiner Seele lebte."

Ich mußte tief und erleichtert aufatmen. Und da sah ich, wie meine lächelnde Seele verschwand, als ob sie in mich gleich einem Schluck frischer Luft verschwunden wäre. Und ich fühlte mich sehr zufrieden. Es war mir aber, als ob ich wieder singen hörte. Nun aber war es das wachsende Gras des Totentales, das vor mir Sitzendem sang wie ein Heer von lieblichen, feinen Flöten, und das Gras wuchs feierlich und langsam höher, und kleine dunkelblaue Männertreublumen und goldgelbe Ringelblumen wuchsen im Gras auf. Und die blauen Blumen waren wie winzige kleine treue Himmelsaugen, und die Ringelblumen waren wie viel blühender Goldschmuck, der tausendfältig und schöner als aller wirkliche

Schmuck wuchs und blühte und singen konnte wie seine Flöten.

„Das muß ich meinem Büffel zeigen," sagte ich laut, als ob meine Seele noch vor mir sei. Und ich klatschte lebhaft in die Hände.

Ich mußte ein paarmal laut klatschen, bis der gnädige Herr Büffel sich zeigte. Aber ich war nicht ungeduldig. Denn ich trug ja meine Seele bei mir, und es macht zufrieden, geduldig und beglückt, wenn man seine Seele wieder eingeatmet hat und sie bei sich im Herzen wohnen fühlt.

Als aber der breite, klotzige Kopf des grauen Wasserbüffels aus den Büschen des Totentales auftauchte und er mit seinen großen schwarzen Augäpfeln das viele Gras sah, das im Wachsen immer noch nicht stillstand, da kam der Büffel gar nicht näher, sondern er senkte das schwere, mächtige Haupt und begann gleich mein schönes Gras auszuraufen und zu verzehren.

Ich ließ ihm einige Zeit seinen Willen. Und da das Gras darüber gelacht hatte, daß es dem Büffel so gut schmeckte, hatte auch ich lachen müssen.

Dann aber stand ich auf und sagte: „Büffel, jetzt ist es genug des Guten. Das Totental soll grün bleiben. Alles darfst du nicht abfressen von meinem wachsenden Gras."

„Laß ihn nur, wir wachsen gern wieder," sagten einige abgeknabberte Grashalme gutmütig, wie alles Gras von Hause aus gutmütig ist.

Nun, da ließ ich dem Büffel noch ein Viertelstündchen seinen Willen, und dann kletterte ich auf seinen Rücken und sagte: „Nun aber nach Hause, ich muß das Erlebnis der Lore in Altona schreiben. Eile dich, trage mich heim, lieber Büffel, vor mein Tintenfaß!"

Der Büffel aber fraß ungestört weiter und sagte: „Lege dich nur ins fette Gras nieder; das trägt dich schon nach Hause, das wächst bis an dein Bett und höher und legt dich hin, wo du willst. Mich aber störe nicht, ich habe selten so gutes Gras gefunden; du mußt eine ganz tüchtige Seele haben, die sich gut aufs Graswachsen versteht."

„Das will ich meinen!“ sagte ich stolz.

Und der Büffel legte sich im Gras nieder und ließ mich, ganz sanft gemacht vom guten Fraß, sanft von seinem Rücken ins Gras rollen. Dort lag ich herrlicher als im frischüberzogenen Bett, und dort, wo ich lag, schlief ich auch gleich ein und schlief wie im Arm meiner Seele, so ruhig und beglückt.

Damit endete mein Märchen dieser Nacht, der dritten heiligen Nacht. Und da es mich so zufrieden gemacht hatte, beschloß ich, vor der vierten Nacht nicht mehr davon zu laufen und heute am Schreibtisch auf meiner Veranda ruhig den Abend und den Beginn der vierten heiligen Märchennacht zu erwarten. Ich war aber, als ich meine Seele eingeatmet hatte, auch jung geworden und war nicht mehr ein verhutzeltes Männchen von dreihundert Jahren. In meiner ursprünglichen Gestalt bin ich am andern Morgen, wie das bei Märchen immer so einfach zugeht, statt im Gras in meinem eigenen Bette aufgewacht im Gasthaus Papandajan zu Garoet. Ich kann aber, da ich gut geschlafen habe, gar nicht sagen, wie mich das Gras heimgebracht hat, ob es bis ans Gasthaus mit mir lief, oder ob der Büffel so freundlich war, mich zu Bett zu bringen. Das ist auch ganz einerlei. Die Hauptsache ist, daß ich zwei große Dinge erlebt hatte: Gold wachsen hören und sehen und Gras wachsen hören und sehen. Aber das letztere war entschieden das Schönere gewesen.

Das wirst Du auch finden, liebe Lore, wenn Du gut im Herzen aufgehorcht hast auf das, was ich Dir hier erzählte.

Auf Wiedersehen!

Dein Märchenonkel

„Das will ich meinen!" sagt' ich [illegible].

Und der Schlüssel legte sich [illegible] und ließ mich, ganz sanft gemacht [illegible], von seinem Rücken ins Gras rollen. [illegible] herrlicher als [illegible], wo ich lag, schlief ich auch gleich ein [illegible] im Arm meiner [illegible], so ruhig [illegible].

Damit endete mein Märchen [illegible] der dritten heiligen Nacht. Und da es mich [illegible] gemacht hatte, beschloß ich, [illegible] nicht mehr [illegible] zu lassen, [illegible] sich auf meiner Veranda [illegible] Abend [illegible] Beginn der vierten heiligen Märchennacht [illegible]. Ich war aber, als ich [illegible], auch noch [illegible] und mag nicht [illegible] bunteres Männchen von [illegible]. In meiner [illegible] Gestalt [illegible], wie das bei Märchen immer [illegible] im Gras [illegible] Bäumen [illegible] Sophus Meyer [illegible] ich gut [illegible], das Gras herumgebracht [illegible] mir [illegible] mich zu [illegible]. Die [illegible] [illegible]

Das [illegible]

[illegible]

Inhalt des zweiten Bandes

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig

